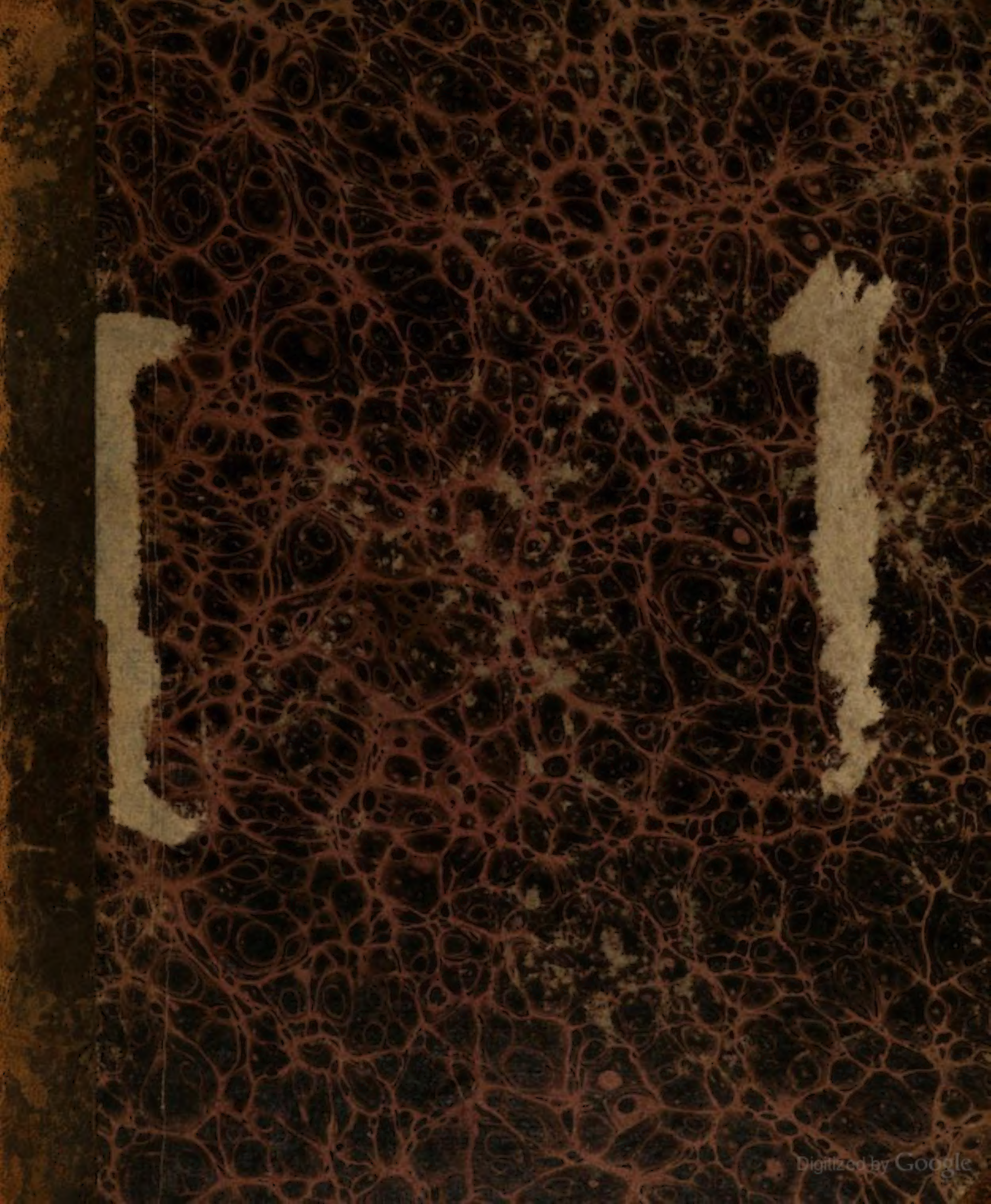
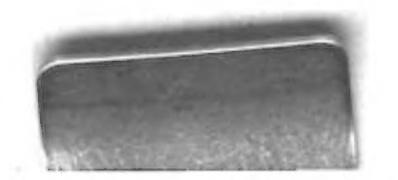






INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX ET VERITAS
MDCCCXX



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Jahrgang 1827. Erster Band.

Nebst Register.

Frankfurt am Main,
bei Heinrich Ludwig Brönner.

Register zur Iris 1827. 1r Band.

(Januar bis Juni.)

Gedichte.

Erzählungen, Mährchen und Legenden.

Historische und biographische Skizzen.

Literarische Characteristik und Kritik.

Vermischte Aufsätze.

von A. (Fortsetzung), 15. 37. 45. 48. 115. — Wenn es nur Ein Weib gäbe, 17. — Noch eine Meinung über Preßfreiheit, 19. — Jahreszeiten, Altersstufen. Zur Eröffnung der ersten Sitzung des Museums im neuen Jahre 1827, v. Kirchner, 20. — Ein Traum, den Lessing erzählt hat (Nacherzählt von einem noch lebenden Zeitgenossen Lessings), 22. (Eingesandte Berichtigung dazu, 23.) — Gelegenheitsprosa, 26. — Wie kommt es, daß oft schlechte Stücke nicht ausgepfiffen werden? v. Mlfrd., 28., — Gedanken über deutsche Bühnenkunst und Bühnenkünstler, 29. 31 — 34. 36. — Ueber Gasbeleuchtung, 38. — Kunstnachricht, 38. — Jean Pauliana, 54 fg. — Gasbeleuchtung in Paris, 56. — Gebet eines frommen Philosophen (vorgesetzt dem Werke: Ueber die Würde des Menschen, von Ed. Duboc), 57. — Glosse über den Artikel: der, die, das, v. L. Stellwag, 72 fg. — Einige Punctirnadelstiche im pädagogischen Felde, 75. 84. — Canning gemalt von Gerard, 76. — Schneller Tod auf den Biß einer Klapperschlange. Nach franz. Blättern mitgetheilt von Dr. Clemens, 83. — A. W. von Schlegel an die Schauspielerin Fräulein Peche in Bonn, 87. — Vermischte Handzeichnungen, 97. 103. 108. — Zur Geschichte des Elephanten (Im Auszug nach A. W. v. Schlegel) 99. 106. — Vermählungsfeierlichkeiten in Berlin (26 — 31. Mai 1827) 105. — Ueber die Kreuznacher Salzquellen, von Ms., 106. — Wer hat in Berlin die erste Theaterkritik geschrieben, 117. — Thorwaldsens Werkstätte zu Rom (Aus Briefen eines reisenden Engländers), 122 — 124. — Neuestes Bulletin der Buchhändlerbörse (nebst Bemerkungen darüber) 123. 126. — Meine Empfindungen auf dem Friedhof in Frankfurt (24. Juni 1827), von G. W., 128.

Länderkunde und Sittenschilderung.

Die Insel St. Helena, v. A., No. 7. — Das ehemalige Jesuitencollegium zu Goa in Ostindien, 11. — Notizen über Griechenland, 88. — Skizzen aus Rußland, 107.

Frankfurter Nachrichten.

Leichenbegängniß des Banquiers, Staatsraths v. Bethmann, No. 1. — Auszug des, der Generalversammlung des Frankfurter physikal. Vereins mitgetheilten, Berichts über die Feldbergerpedition und die dort angestellten meteorologischen Beobachtungen, 27 fg. 32. — Nachrichten von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft, 46. 52. 56. 98. 102. 106. 113 fg. — Zum Andenken Beethovens. Einige Worte, verfaßt von Hrn. Schnyder v. Wartensee, vorgetragen von Hrn. Weidner, bei der Todtenfeier in der musikal. Lehranstalt des Hrn. Baldenecker, zu Frankfurt, 28. Mai 1827, 107. — Generalversammlung und Jahresfeier der Bibelgesellschaft und des Missionsvereines, 129. — Frankfurter Vauxhall, 100. — Frankfurter Theater, 120.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Mainz, No. 3. 6. 7. — Darmstadt, 4. 38. 56. 101. 121. — Mannheim, 31. 109. — Edinburgh, 37. — Straßburg, 47. — Frankfurt, 47. — Leipzig, 53. — Paris (Opernbericht) 64. — Stuttgart, 66. — Hamburg, 92. 126 fg. — Berlin (Theaterbericht), 108 fg. — München, 112. 115 fg. 119. — Baden, 123. — Weinheim an der Bergstraße, 128.

Charaden, Logogriphen, Räthsel rc.

Charaden: Augenlieder, No. 125. — Elfenbein, 35. — Feuerzeug, 100. — Gesundbrunnen, 95. — Jungfrau, 45. 110. (Herzlieb, 120.) — Leichenstein, 128. — Maulschelle, 5. — Opferfest, 20. — Schlagbaum, 55. — Sommersprossen, 120. — Staub, 85. — Taucherglocke, 75. — Uhrband, 105. — Verstand, 95. — Zweisilbige Streckcharade: Baumschlag, 78.

Räthsel: Die Lettern und der Setzer, No. 20. — Ein Tonkünstler, nachdem seine erste Oper aufgeführt worden, 26. — Zahnen, 30. — Handschrift, 65. — Horn, 80. — Elbfall, 90. — Bevay, 115.

Logogriphen: Eisleben, No. 25. — Korn, Born, Horn, Dorn, Zorn, 25. — Mark, Kram, 65. — Keines, Eines, 65. — Hebe, Hebel, 70. — Kuß, 85. — Streich, 85.

Palindrom: Leben, Nebel, No. 40.

Homonyme: Zug, No. 50.

Conzert-Berichte, und Theatersachen betreffende Aufsätze.

Große musikalische Academien, No. 2. 80. — Conzerte der Mad. Catalani, 5. Jan., 8; 12. Jan. 15. — Abendunterhaltungen, veranstaltet von den HH. Baldenecker und Suppus, 41. 73. 96.; von den Geschwistern Heroux, 104. — Guhr's Conzertanzeigen, 70 fg. 80. — Bitte an Hrn. Capellmeister Guhr, 75. — Bitte und Wunsch, 76. — Provinzialtheater in Frankreich, 91. — Auswärtige Theater, 5. 6. 53. 64. 100 fg. 103. 105. 108 fg. 126 fg. — Musikalische Todtenfeier für Louis v. Beethoven in der Lehranstalt des Hrn. J. B. Baldenecker jun. (28. Mai 1827), 110.

Theater-Chronik.

Adrian van Ostade, O., No. 60. 75. — Agnese, O., 75. — Graf Armand, O., 20. — Der Barbier von Sevilla, O., 85. — Die Bekehrten, L., 5. 85. — Graf Benjowsky, S., 50. — Das Bild, T., 20. — Der Graf von Burgund, S., 50. — Der Caliph von Bagdad, O., 30. — Camilla, O., 50. — Don Carlos, T., 10. — Egmont, T., 75. — Die diebische Elster, O., 51. 85. — Die Entführung, L., 45. — Erinnerung, L., 10. — Faust, O., 2. 35. 60. 90. 92. — Figaro, O., 71. — Das weiße Fräulein, O., 40. 75. 85. 125. — Der Freischütz, O., 15. 70. — Die Burg Gölding, S., 80. 85. — Die Hagestolzen, L., 25. — Hauptstadt und Provinz, L., 5. — Herbsttag, L., 20. — Hermann und Dorothea, idyll. Familiengemälde, 70. — Jessonda, O., 60.— Johann von Paris, O., 10. — Der politische Kannengießer, L., 40. — Des Königs Befehl, L., 60. — Kritik und Antikritik, L. 55. — Kunst und Natur, S., 71. 75. 90. — Das Majorat, D., 30. — Die Mäntel, L., 25. 30. — Das Manuscript, L., 90. — Marie, O., 90. — Das letzte Mittel, L., 51. — Moses, bramatisches Gedicht, 50. — Die Nachschrift, L., 125. — Nummer 777, P., 51. — Der Oberrock, L., 70. 125. — Othello, O., 80. — Preciosa, S., 2. 90. — Das Quartettchen im Hause, L., 125. — Raugraf, O., 25. 30. 51. — Die Reise nach der Hochzeit, L., 15. 80. — Rochus Pumpernickel, musikal. Quodlibet, 70. — Der Sammtrock, L., 60. — Sargines, O., 15. 30. 85. — Der Schauspieler wider Willen, L., 55. — Die Schwestern von Prag, O., 45. 90. — Sieben Mädchen in Uniform, B., 5. — Das neue Sonntagskind, O., 20. — Tancred, O., 40. — Verlegenheit und List, L., 60. 90. — Der Verschwiegene wider Willen, L., 25. — Der Vetter in Lissabon, Familiengemälde, 75. — Der grade Weg der beste, L., 15. — Welche ist die Braut? L., 60.

Anecdoten und Miscellen.

Der Dicke von Berlin, No. 16. — Dichtergewalt, 35. — Mancherlei, 31. 36. 83. 92. 119. 124. 128. — Churfürst Carl Ludwig's von der Pfalz Abschiedssegen für seinen ältesten Sohn, den er mit Louise von Degenfeld erzeugt hatte (1675), 49. — Der neapolitanische Straßenräuber (aus d. 16. Jahrh.) v. Fr. Haug, 58. — Fündlinge von Ebendems., 59. — Glossen und Anecdoten, von Ebendems., 67. — Vorschlag zur Güte, 71. — Originelles Anstellungsgesuch, 74. — Curiosa, 78. — Was sie bringen, 104. — Napoleon und kein Ende, 108. — Das Schuldloch, 114. — Blumenausstellung in Wien, 119.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 1. Montag, 1. Januar 1827.

Beim Jahreswechsel

Was bringst du, Phönix, der in Zaubergluthen
Lebend'ges Sterbens mystisch aufersteht?
Was wälzen sie heran, die Zeitenfluthen?
Was sagt der Geist, der auf den Wassern weht?
Sind grauser Knechtschaft blut'ge Völkerruthen,
Ist Mild' und Ruh' auf deinen Weg gesä't?
Du siehst gedrängt uns an der Zukunft Pforte:
Eröffne sie, gieb Einsicht, gieb uns Worte.

Du schweigst? Du willst uns kein Orakel spenden?
Wir sollen abziehn ohne Kund' und Trost?
Belehrt, leicht könnten wir noch Böses wenden,
Was uns die Schicksalsurne zugelost;
Das Fahrzeug, rudernd mit geschäft'gen Händen,
Dem Port vertrau'n, eh' noch der Sturm ertost.
So müssen wir, in unberathnem Streben,
Erbarmungslosem Zufall uns ergeben.

Ihr Wunderbaren, die ihr stets begehret
Zu wissen nur, und was ihr wißt versäumt,
Nicht Seherspruch ist's, der Euch Licht gewähret,
In's Gestern blicket, dem das Heut' entschäumt.
Hat Mutter Zeit nicht längst Euch aufgekläret,
Vergeblich dann, daß ihr von Künft'gem träumt.
Der Gegenwart mit weisem Muth genügen,
Hilft bittrer Zukunft sich entschlossen fügen.

Ihr seht zurück auf leichtverscherzte Stunden;
Das Grab gähnt vor Euch: wirkt! noch bleibt Euch Frist.
Manch inn'rer Feind steht noch unüberwunden,
Von manchem Bruder trennt Euch finstrer Zwist!
Ihr habt nicht Glauben, Liebe nicht gefunden,
Der Frieden ist's, den Eure Brust vermißt.
O macht euch auf, eilt, dazu euch zu regen:
Dann folget freudig mir auf meinen Wegen.

Die höh'ren Sorgen laßt dem höh'ren Geiste,
Der ruhig trifft, wo euer Witz versagt.
Was Finstersinn und Bosheit sich erdreiste,
Wie auch der Kleinmuth, wie der Zweifel zagt,
Im Unverseh'nen zeigt er, was er leiste,
Aus Nacht und Angst bricht er hervor und tagt,
Und alle Wolken müssen sich zertheilen,
Abtrünn'ge selber ihm zu dienen eilen.

Leichenbegängniß des Banquiers, Staatsraths v. Bethmann.

——— Von den Sternen
Wird der Ruf der Mutter Dir erschallen:
Lächelnd wirst Du einzieh'n in die Hallen
Ew'gen Lichts, wo Erdennebel fallen,
Wo der Tugend und der Liebe Glück
Keine Furcht mehr trübt und kein Geschick.
Kirchner.

Am letzten Tag des Jahrs 1826 ward die irdische Hülle eines Mannes, den der laute Schmerz seiner Mitbürger noch im Tode mehr ehrte, als sich mit Worten beschreiben läßt, in feierlichem Zuge zur Erde bestattet. Simon Moritz von Bethmann, geb. am 31. Oct. 1768, gestorben am 28. Dec. 1826, ruht nun, an der Seite seiner ihm vorangegangenen Mutter — sie verschied am

16. April 1822 — auf dem Frankfurter Friedhofe von den Mühen, Kämpfen und Freuden eines in vielfach bewegte Zeiten gefallenen Lebens aus. Die allgemeine Trauer über den unerwarteten Verlust eines in Freud und Leid erprobten Mitbürgers, dem, so schien es, volle Manneskraft die Aussicht auf edeln Genuß heiterer Jahre ehrenvollen Alters geöffnet hatte, berechtigt zu der Erwartung, es werde das Publikum die nachstehende Mittheilung wohlwollend aufnehmen.

Der Trauerzug setzte sich um 11 Uhr von der Wohnung des Verstorbenen in der Buchgasse aus in Bewegung, und zwar in folgender Ordnung: Zwei Hellepartierer, der Kreuzträger mit 2 Nebengängern, der Trauerzugconductor mit 2 Nebengängern, Singbegleitung von Mitgliedern des Cäcilienvereins, das Comptoirpersonale, die Hausofficianten, die Dienerschaft, der Leichenwagen (von des Verstorbenen vier Rappen gezogen) mit 10 Nebengängern, 48 Träger, 3 Trauerkutschen, Leidtragende aus der Familie, und, in unabsehlichen Reihen, aus der gesammten Bürgerschaft (auch die beiden regierenden Herren Bürgermeister, mehrere andere Glieder des hohen Senats, und der Chef des hiesigen Linienmilitärs mit einigen Herren Offizieren, so wie Abordnungen verschiedener Corporationen wohnten dem Zuge bei), dann eine große Anzahl Comtoiristen, hiesiger Handelshäuser, noch ein Trauerwagen, zwei Familienwagen, der Wagen des kaiserlich russischen Hrn. Gesandten mit zwei Cavalieren von der Mission, eine lange Reihe anderer Wagen angesehener fremden und einheimischen Herrschaften. In dieser Ordnung bewegte sich der Zug, von allen Seiten von Zuschauern umgeben, die durch tiefe Stille ihre Theilnahme würdig ausdrückten, über den Kornmarkt, die Katharinenpforte, die Zeil bis ans Eck der Schäfergasse, wo der Sarg aus dem Leichenwagen genommen und von den Trägern bis an das Kirchhofthor getragen wurde. Hier übernahm das Corps der freiwilligen Bürgercavallerie den Sarg mit den irdischen Resten seines ehemaligen Chefs. Unter Trauermusik ward derselbe bis zur Grabesstätte geleitet, wo Schüler der Musterschule zum Gesang aufgestellt waren. Jetzt trat der fungirende Geistliche, Herr Consistorialrath Kirchner, hervor, nahm eine erhöhte Stelle vor dem mit Federhut, Degen und Orden geschmückten Sarge ein und sprach folgende Worte:

Verehrte Leidtragende!

„Nun werde ich mich in die Erde legen," spricht der Altvater Hiob, (Cap. 7, 21.) „und morgen wirst du mich suchen, aber ich werde nicht mehr da seyn!" So ist es in der That mit jedem Erdensohn. Wie herrlich er sich auch heute zeige, wie deutlich auch heute sein Wohlseyn allen um ihn her kund werde, morgen schon werdet ihr ihn suchen und er wird nicht mehr da seyn.

Auch einen vielgeschätzten Mitbürger, einen noch vor kurzem mit Lebenskraft und Muth so reichbegabten Erdensohn, suchen heute unsere Blicke vergebens. Er ist dahin, der eilige Wanderer, und wir wissen nur, was wir an ihm verloren haben. Um den liebevollen Gemahl klagt die gebeugte Gattin, um den zärtlichen Vater trauern hoffnungsvolle Söhne, um den wohlwollenden Bruder geliebte Schwestern und Verwandte, um den redlichen Freund die Verbündeten seines Geistes und Herzens, um den edlen Wohlthäter die verschämten Armen, um den weisen Berather Stadt und Bürgerschaft. Wenn solche Männer fallen wird die Gesellschaft um sie her erschüttert, und tausend Herzen macht das Stillestehen des Einzigen beklommen. Die Thränen, die wir ihm nachweinen, sind kein leeres Schaugepränge, und die, welche seinem Leichenzuge folgen, trauern nicht bloß mit ihrem Gewand. Fragt Ihr, was der Verstorbene gethan, sich solch ein Zeugniß allgemeiner Liebe, den Zoll tief empfundener Verehrung bei den Ueberlebenden zu sichern? Laßt Euch von seinen ältern Lebensgenossen berichten, was er uns Allen war zur Zeit der heftigsten Kriegesstürme. Wer verstand, wie Er, im Tumulte großer Weltbegebenheiten, deren nicht unthätiger Zeuge er gewesen, neben der Gegenwart des Geistes die noch seltnere Gegenwart des Gemüths zu bewahren? Wer verstand, in den besorglichen Verschlingungen eines viel bewegten Lebens, die Gunst des Augenblicks so wie er zu erschauen und zu fassen? Und wann, in der sorgenschwersten Zeit, fand je ein Freund ihn kalt, ein Mitbürger ihn unzugänglich, das bedrängte Gemeinwesen ihn karg und engherzig? Forschet bei seinen jüngern und ältern Lebensgenossen, was er uns war im Sonnenschein des Friedens. Schnell im Auffassen, wie Wenige, und mit den Besten seiner Zeit vertraut, konnte dem Vielseitigen nichts entgehen, was zu einem schönen und guten Ziele führte. Nicht allein Würdiger auch Förderer jedes gemeinnützigen Strebens im unerschöpflichen Gebiete der Wissenschaft und Kunst, stand sein gefeierter Name bei jedem großartigen Unternehmen oben an. Viel weiter als die deutsche Zunge reicht, vom Süd zum Nord, vom Ost zum West, war dieser Name bekannt und verehrt; und klug benutzte der Umsichtige seine weltbürgerlichen Verbindungen, um die wissenschaftliche Ausbeute der entferntsten Regionen dem Vaterlande zuzuwenden. Alles sagen darf man nicht, sonst würde hier noch viel zu erzählen seyn von frühen Talenten, die er im Keime erkannt und gepflegt, von schlummernden Kräften, die er geweckt, vom blöden Verdienste, das er aus dem Schatten gezogen, von weinenden Angesichtern, die er getrocknet, von brechenden Herzen, die er unterstützt, und von so manchem Beitrag den er zur Vermehrung menschlicher Glückseligkeit geleistet hat. — Wer von Allen, die das Glück hatten, ihm im Leben näher zu stehen, wird läugnen, daß in ihm das Vaterland einen seltnen Bürger verlor? Wer von Allen, die um dieses Grab versammlet sind, kann hier Kunde geben, durch wen die Stelle, die Moritz v. Bethmann, sey es dort auf der Herrenbank des Glückes als lebensweiser und besonnener Repräsentant des geistigen Frankfurts, sey es hier im verschwiegenen Grund unserer Herzen, behauptete, — durch wen diese Stelle, heute,

morgen oder je, ersetzt werden mag? Wer antworten kann, der rede!*) —

Doch hinweg mit einseitiger, selbstsüchtiger Klage! Wir haben ihn verlohren, eine andre Welt hat ihn gewonnen. Auch dort ist ein Feld der Aussaat und der Erndte; auch dort sind Wesen, denen er nützen kann; dort harret, seiner neben so manchen vorangegangenen Freunden, eine edle Seele, die seinem kindlichen Herzen über Alles theuer war! — Aber auch von uns bist Du nicht ganz geschieden, geliebter Schatten, so lange noch so viele Beweise von der Thätigkeit Deines Geistes vorhanden sind; so viele Denkmähler die Du dir selbst gesetzt. Auch unter uns wirst du, in späten Enkeln, fortleben und für die Nachwelt noch ein Quell des Segens werden.

Verwese dann immer in diesem Grabe die Hülle, wenn nur der Geist in unsern Herzen fortlebt; wenn er, frei von den früheren Flecken menschlicher Schwachheit, entfesselt von allen Schlingen des Irrdischen, sich erhebt zum Urquell des Lichtes, zum Vater der Geister. Auch uns, theure Mitgenossen in der Sterblichkeit, auch uns verdränget bald die Zeit von der Bühne, auch uns strecket sie bald in dieses stille Bett hin. Dann, Freunde! dann einen sanften Spruch aus dem Munde des Todtenrichters, damit wir im Vaterhause den Flüchtling wiederfinden, der uns hier in der Fremde so bestürzt ob seines schnellen Aufbruches zurückgelassen hat.

Ja, Ewiger! über die Erde, ihre Thränen und ihre Gräber, drängt sich das Herz zu Dir empor. Die reinste Anbetung ist es, sich zu erheben zum Glauben an Dein unsichtbares Reich und hohe Beziehung zu finden in Allem, was Du über Deine Kinder verhängst. Darum beten wir an diesem Grabe Deine unerforschte Weisheit in Demuth an und geben mit der frohen Hoffnung, den unsterblichen Geist bald wiederzufinden, der Erde ihren Theil. Friede diesem Geiste, Friede diesem Staube, Friede uns Allen! „Selig," so spricht Dein Sohn, „selig sind die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden." Amen.

Hierauf ward der Sarg eingesenkt; unter Gesang und Trauermusik mit Erde bedeckt; auf dem Grabhügel erhob sich das Kreuz; der Geistliche sprach den Segen; die Trauerversammlung ging auseinander.

---

*) Wenige Wochen vor seinem Tode gewährte der Geschiedene, nachdem er früher das Gesuch um Mittheilungen über sein Leben für bekannte Zeitblätter streng abgelehnt hatte, zweien seiner Freunde die Bitte; er möge ihnen erlauben, dem schreibseligen Getreibe der Zeit zuvorzukommen und ihm durch eine gedrängte Biographie ein seiner würdiges Denkmal zu setzen. Dies: ein kurzer Commentar zur obiger kurzen Rede, wird nicht ausbleiben!

Elegie.

Veranlaßt durch den Tod des Banquiers Staatsraths v. Bethmann.

Was verscheucht des schönen Festes Freuden,
Was erstickt den Jubellaut der Lust?
Horch! es tönet schauerliches Läuten
Ach! sein Ton erschüttert jede Brust!
Lautlos starret in dem Volksgedränge
Dumpfer Schmerz, und aus des Herzens Enge
Windet schwermuthsvoll ein jammernd Ach
Sich dem thränenfeuchten Blicke nach!

Sieh! ein Grabeszug in stummem Schritte
Wandelt mit des Todes Beute her,
Und die Trauer folgt mit schwankem Tritte
Mit gebeugtem Herz vom Kummer schwer.
Alle Edeln, die die Freistadt zieren,
Wallen wehmuthsvoll, denn ach! sie führen
Ihren Freund zu jenem öden Ort,
Der verschlingt des Todes grausen Mord!

Ja! ein Edler ist dem Tod gesunken,
Der in reger Lebensherrlichkeit
Ringsum angeweht die ew'gen Funken
Alles Hohen, was den Geist erfreut.
Was das Herz mit Wonn' und Freud' erfüllet,
Aus dem Dank und ew'ger Segen quillet,
Dessen Wirken königlich gestrahlt,
Der ein Vorbild dieser Stadt gemalt.

Vor so großem Schmerz verstummt die Klage,
Vor dem Leid erstickt der welke Trost!
Ach! wer ebnet hier des Lebens Waage,
Derer, die den größten Schmerz gelost!
Unsre Wehmuth ist nur schwach Empfinden
Eurer Trauer! Aber ach! es binden
Uns schon Seufzer das ermattet Herz;
Eure Blicke richtet Himmelwärts!

Doch Du edler Todter lebst für immer
Dieser Stadt, die Du so reich geschmückt
Durch Dich selbst, durch Deiner Thaten Schimmer! —
Durch Dich sah die Kunst sich hoch beglückt;
Wissenschaft erschien mit Tochterblicken
Vor Dir Pflegevater; mit Entzücken
Sah' der Bürger Deine Thätigkeit
Die Du seinem Glücke hast geweiht!

Wenn des Jammers Nebel sich verzogen,
Wenn des Herzens Pochen sanfter ist,
Dann wird Deiner Thaten Kraft erwogen,
Ach! dann wirst Du schmerzlich erst vermißt!
Dann erwecket Deines Ruhmes Namen
Dir ein Nachbild und des Edeln Samen
Werde so von ihm alsdann gesät;
Nimmer ist dein Leben uns verweht!

J. H.

Gedanken über die Unsterblichkeit.

(Von Jean Paul.)

Der Mensch trägt seine Irrthümer wie seine Wahrheiten zu oft nur in Wortbegriffen und nicht in Gefühlen bei sich; aber der Bekenner der Vernichtung stelle sich einmal statt eines 60jährigen Lebens eines von 60 Minuten vor und sehe dann zu, ob er den Anblick geliebter, edler oder weiser Menschen, als zweckloser stundenlanger Lufterscheinungen, als hohler dünner Schatten, die dem Lichte nachflattern und im Lichte sogleich zerfließen, und die ohne Spur, ohne Weg und Ziel nach einem kurzen Schwanken hinaus in die alte Nacht verrinnen, ob er diesen Anblick ertragen könnte: nein, auch ihn überschleicht immer die Voraussetzung der Unvergänglichkeit, sonst hinge stets über seiner Seele, wie an dem heitersten Himmel über Muhamed, eine schwarze Wolke und unter der Erde liefe überall mit ihm wie mit dem Kain ein ewiges Beben.

Selbst wenn alle Wälder dieser Erde Lusthaine wären, alle Inseln selige, alle Felder elysische und alle Augen heiter, auch dann hätte der Unendliche unserm Geist durch diese Seligkeit den Eid ihrer Dauer gethan — aber jetzt, o Gott, da so viele Häuser Trauerhäuser, so viele Felder Schlachtfelder, so viele Wangen bleich sind, da wir vor so vielen welken, rothen, zerrissenen und geschlossenen Augen vorübergehen: o! könnte jetzt die Gruft, dieser rettende Hafen, bloß der letzte einschlingende Strudel seyn?

Es giebt eine innere in unserm Herzen hängende Geisterwelt, die mitten aus dem Gewölke der Körperwelt wie eine warme Sonne bricht. Ich meine das innere Universum der Tugend, der Schönheit und der Wahrheit, drei innere Himmel und Welten, die weder Theile, noch Ausflüsse, und Absenker, noch Kopien der äußern sind. Nach welchem Vorbild, mit welcher plastischen Natur und voraus können wir alle dieselbe Geisterwelt in uns hineinschaffen? Der Atheist frage sich doch, wie er zu dem Riesenideal einer Gottheit gekommen ist, das er entweder bestreitet oder verkörpert? Der Atheist spricht dem Abbild das Urbild ab. Jenes innere Universum aber, herrlicher und bewundernswerther als das äußere, braucht einen andern Himmel als den über uns und eine höhere Welt als sich an einer Sonne wärmt.

Die höheren Stufen.

(Klopstocks lezte Ode.)

Oft bin ich schon im Traume dort, wo wir länger nicht träumen.
Auf dem Jupiter war, eilet' ich jezt
In Gefilde, wie sonst niemals mein Auge sah,
Nie Gedanken mir bildeten.

Rings um mich war mehr Anmuth, als an dem Wald' und dem Strome
Auf der Erd' ist. Auch quoll Feuer herab
Von Gebirgen, doch war's mildere Glut, die sich
Morgenröthlich in's Thal ergoß.

Wolken schwanden vor mir; und ich sahe lebende Wesen
Sehr verschiedner Gestalt. Jede Gestalt
Wurd' oft anders; es schien, daß sie an Schönheit sich
Uebertraf, wenn sie änderte.

Dieser Unsterblichen Leib glich heiteren Düften, aus denen
Sanfter Schimmer sich goß, ähnlich dem Blick
Deß, der Wahres erforscht, oder, Erfindung, sich
Deiner seligen Stunde freut.

Manchmal athmen sie nach Ansichten des Wonnegefildes,
Wenn sie neue Gestalt wurden. Die sank,
Zur Erquickung, auch wohl dann in das Feuer hin,
Das dem Haupte der Berg' entrann.

Sprachen vielleicht die Unsterblichen durch die geänderte Bildung?
War es also, wie viel konnten sie dann
Sagen, welches Gefühl! redeten sie von Gott;
Welcher Freuden Ergießungen!

Forschend betrachtet' ich lang die erhabenen Wesen, die ringsher
Mich umgaben. Jezt stand nah' mir ein Geist.
Eingehüllet in Glanz, menschlicher Bildung, sprach
Tönend, wie noch kein Laut mir scholl:

Diese sind Bewohner des Jupiter. Aber es wallen
Drei von ihnen nun bald scheidend hinauf
Zu der Sonne. Denn oft steigen wir Glücklichen
Höher, werden dann glücklicher.

Sprach's, und zwischen den auf- und untergehenden Monden
Schwebten die Scheidenden schon freudig empor.
Jener, welcher mit mir redete, folgt'; und ich
Sah erwachend den Abendstern.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 2. Mittwoch, 3. Januar 1827.

Prolog

gesprochen von

Herrn Weidner

am 1sten Januar 1827.

Des Jahres Vorhang senkt sich kaum hernieder,
Nicht Pausen gönnend der bewegten Zeit,
Hebt er sich gleich zu neuem Spiele wieder,
Und alles ist geordnet und bereit;
Schön oder nicht, Ihr spielt in diesem Leben
Die Rollen, die das Schicksal Euch gegeben.

Ihr sagt, die Bühne sey die Welt im Kleinen;
Wir nehmen diese schöne Lehre gern;
Wie's draußen ist, so wird es hier erscheinen,
Und dieser Spruch hält manchen Tadel fern;
Nur wo ein hoher Geist bewegt das Bürgerleben,
Mag sich zu wahrem Schwung die Bühne heben.

Wie kommt's, Kunstfreund' und unsre, daß so selten,
Was wir Euch eifrig bringen, voll genügt,
Daß Bess're selbst gleich Didaskalien schelten,
Daß keiner lobt und jeder gerne rügt?
Wir fehlen oft, wir wollen's gern gestehen,
Den Grund des Fehlens wollt Ihr nimmer sehen.

Ihr sollt den Geist und wir die Form verleihen,
Ihr reicht den Wunsch, wir geben Euch das Bild,
Was alle regt, dem sollen wir uns weihen;
Allein wo ist, was alle gleich erfüllt?
Webt nicht Ein Geist in dem Gefühl von Allen,
Dann mag die Form nur wenigen gefallen.

Wie kommt's, wenn Kastagnetten ienfach klingen,
Unkünstlerisch ein Fuß zum Tanz sich hebt,
Daß gleich die Römer zum Ballet sich schwingen,
Und alles rings in Pantomimen schwebt?
Der Frohsinn, welcher in dem Volk Italiens wallet,
Von selbst den Beifall und Genuß gestaltet.

Langweilig in dem engen Raume schreitet,
Gedrängt in Zeit und weit gedehnt in Wort
Oft Frankreichs Trauerspiel, eintönig gleitet,
Gedankenleicht die flache Rede fort.
Ein Wort betont aufs Vaterland bezogen
Macht rings umher den lauten Beifall wogen.

Ein tosend Meer scheint oft des Britten Bühne,
Wenn sich das Volk gekränkt im Willen glaubt;
Vergebens bietet man ihm jede Sühne,
Das sanfte Wort ist seiner Macht beraubt;
Doch kaum ist Rule Britannia erklungen,
Hat auch der Jubel schon den Zorn bezwungen.

Was aber soll bei uns die Bühne geben,
Das durch Begeist'rung Beifall sicher stellt;
Welch Stichwort mag das deutsche Volk beleben,
Wie knüpft bei uns sich groß' und kleine Welt?
Sagt's, sagt es doch, wir wollen gern uns fügen
Und Euch sogar von deutscher Einheit lügen.

(Kurze Pause, dann Musik hinter der Scene.)

Doch still — was hör' ich ernst in Lüften wogen? —
Was spricht ins Herz so deutlich ohne Wort?
Gesangesweise Du kommst mahnend hergezogen,
Befreist die Brust und treibst die Zweifel fort.
Du bist es wahrlich, die uns enge bindet,
Die nicht gebunden redet, aber frei empfindet.

Des Deutschen Geist mag sich dem Raum nicht fügen.
Die reiche Sprache selbst zeigt ihm der Schranken Spur,
Nur das Unendliche mag seinem Schwung genügen,
Klangreichen Tönen schmieget sein Gefühl sich nur.
Lebt wohl! wir wollen gern, den Beifall zu erringen,
Seltner sprechen, öfter singen.

Die Eidgenossen vor Mülhausen, im Jahre 1587.

(Fortsetzung).

Ach Herrgott! Ihr seyd's, junger Herr Ziegler! rief ihm eines Weibes Stimme zu, da er eben um die Ecke einer Zeltgasse bog. Brigitte Thyser, Jakobs ehemalige Amme, eine von den aus der Stadt vertriebenen Frauen, stand vor ihm, und begrüßte ihn mit wehmüthiger Freude. — Gottlob, daß ich Euch wiederfinde! sprach sie: Ich habe hier etwas für Euch, das mir, im Augenblicke, da man uns aus der Stadt stieß, ein Kriegsknecht mit dem Bedeuten in die Hand drückte, es Euch ja zu übergeben, wenn ich Euch im Schweizerlager finden sollte. Nehmt! Sie drückte ihm einen beschriebenen Zettel in die Hand. — Was enthält der Zettel? fragte Jakob unschlüssig. — Das weiß ich nicht, lächelte Brigitte, denn ich kann nicht lesen. Es hat ihn aber auch sonst kein Mensch gesehen. Vielleicht ist er vom Liebchen, und dann vergeltet Ihr mir wohl einmal, wenn es Euch wieder gut geht, die Freude.

Die Alte schlich von dannen. Jakob riß den Zettel auf, und las staunend folgende Worte: „Wollt Ihr Euern Vater retten, ehe ihm vielleicht ein Sturm das Leben kostet? Kommt heute Nacht. Am Teufelsthurme, nicht fern vom neuen Bollwerke ist eine Stelle, leicht zu erklettern für einen einzelnen Kundschafter, und unbewacht. Versehet Euch mit einer schwarzen Armbinde, behaltet die Losung: „St. Andreas“ — und kommt. Euch erwartet Euer ehemaliger Gespiele Theobald.“ —

Theobald! rief Jakob außer sich vor Freude, und die Reihe seiner fröhlichen Kinderjahre stieg schmerzlich und lieblich mahnend vor seiner Einbildungskraft auf: Theobald, — Du — der Treue, Gute, Redliche, der selbst in unsre Spiele immer den Ernst des Mannes brachte, und so manche Strafe auf sich nahm, die mein Leichtsinn verschuldet hatte? Wahrlich, Dein Name ist mir ein guter Stern in böser Nacht, nur deinem Rufe will ich folgen, — den Vater in Freiheit setzen, ehe die Bosheit seinem Leben naht, und dann das Strafgericht einbrechen lassen über die heilige Stadt. — Es wurde ihm zu enge im geräuschvollen Lager, und hinaus stürmte er auf das weite Blachfeld, umherirrend am Saume des Gehölzes und der Dörfergemarkung, bis der Abend hereindämmerte, und sein Heroldsstern am Himmel zu funkeln begann. Da warf Jakob sich nieder unter eine Linde, die einsam am Feldweg stand, horchte auf die Trommeln, die in der Stadt zur Nachtwache schlugen, auf die Hörner, die im eidgenössischen Lager die außerhalb Streifenden zu ihren Zelten riefen, und verlor sich in wehmüthig süßen Erinnerungen. Mein Vater! meine Anna! seufzte er: Zwischen Euch theilt sich meine Liebe — Euch beide sehne ich mich zu umfangen! Geliebte! Hängt Dein Blick an den heraufziehenden Sternen, wie der Meinige? O gewiß, gewiß! Denn über jene Sterne schwingt sich Deine Liebe, und durch das weite Himmelszelt flüstert mir Dein Schutzgeist Hoffnung und Friede zu! Ihm vertraue ich; ihm übergebe ich mich in dieser Nacht, die die schönste meines Lebens, wenn gleich vielleicht seine letzte werden kann. Verbirg mich in deinen Schleier, trauernde, verschwiegne Finsterniß; verrathe mich nicht durch dein Geflüster, ziehende Luft; und du, Schlummer spendender Engel! kränze heute mit dem Schlafe der Gerechten das Kissen der Gottlosen, damit sie fest, fest schlafen, und meine Schritte nicht belauschen!

Die Nacht wurde so finster, als ob sie zu verschwiegenen und heimlichen Geschäften bestellt worden wäre. Die Sterne hörten auf zu leuchten; schwarze Wolken zogen schaurig durch die Luft, und jenseits der Lothringer Bergs wetterflammte es. Um die belagerte Stadt her, glänzte kein Lichtlein, und sogar die Wachfeuer der Eidgenossen waren am Verlöschen. Der Wächter auf dem Stephansthurme hatte schon zehn Uhr gerufen; die Gassen Mülhausens waren leer und still geworden, denn die Furchtsamen beteten daheim, und die Kampfbegierigen hatten sich, Kräfte zu sammeln, zur Ruhe begeben. Blos auf einigen Zunftstuben saßen noch die Rädelsführer und Sprecher der rebellischen Gemeinde beim Weinkruge, und auf dem Wall, wie an den Thoren schilderten die Wachen. Auf dem Vorsprung, unweit dem Teufelsthurme, an einer Stelle, die man unbegreiflicherweise unbesetzt gelassen hatte, stand Theobald mit Küraß, Pickelhaube und Partisane, und starrte, auf die Brustwehr gelehnt, schweigend in die dunkle Ferne. Seinem Eifer glich auch seine Ungeduld, und tausendmal verwünschte er die Saumseligkeit des Erwarteten. Bei jedem Schwirren des Geröhrigs im Graben spitzte er das Ohr, aber jedesmal hatte ihn nur der Luftzug getäuscht. Es wurde ihm zu Muthe, wie dem Buhlen, der in eisiger Winternacht unter dem Fensterlein der Geliebten seufzt, welche aber die argwöhnische Mutter mit Falkenaugen hütet. Zum Ueberfluß ließen sich Schritte aus der Ferne vernehmen, und auf dem Wallgange näherte sich sogar Lichtschein dem Harrenden. Von Zweifeln und Ungewißheit bedrängt, blieb Theobald eisenfest auf seinem Posten. Hatte doch schon Guldinast, wie er wohl wußte, die Runde gemacht. Beim Näherkommen der Störefriede erkannte Theobald an ihren Gewändern und Feldzeichen zwei Soldknechte aus dem österreichischen Gebiete, von denen, die der Rath zur Besatzung angeworben. Sie hatten eine Laterne bei sich, und stutzten, da Theobald, ein Herz fassend, sie mit einem unvermutheten: Wer da! anrief. — Gotts Marter! entgegnete der Eine, ein dicker

schwerfälliger Kumpan: Freunde von Mülhausen! — Seit wenn steht denn hier eine Wache? fragte der Andre, ein hagrer Mensch mit langem Schnautzbart. Seit einer Stunde; versetzte Theobald mit grimmigem Tone. — Die Söldner wunderten sich, behaupteten, vor 8 Uhr über den Platz gegangen zu seyn, und ihn unbesetzt gefunden zu haben; sie wurden gesprächiger, erzählten, daß sie den Pfarrherrn Zwinger zu dem kranken Stadtschreiber gebracht hätten, und nun heimkehren wollten. Der Hagere fand indessen, die Nacht sey so mild und schön, daß es eine Lust seyn müsse, auf dem thauigen Grase des Walls Platz zu nehmen, und beim Schein der Laterne ein Spielchen in der Karte zu machen; eine Unterhaltung, die ihnen ohnehin ihr Hausherr, ein Frommer, nicht angehen lasse als ein sündliches Werk. Der Dicke pflichtete ihm bei, und, indem sie den wachhaltenden Gesellen einluden, mitzuhalten, setzten sie sich an den Boden, langten schmutzige Karten hervor, und begannen einen Landsknecht auszuspielen.

Theobald, dem angst und bange in dieser Nachbarschaft wurde, gab ihnen trotzig den Befehl sich zu entfernen. Die Bursche sahen ihn jedoch scheel an, und meynten, die kaiserlichen Kriegsartikel hätten nichts dawider; das müßten sie, die schon in sieben Herren Länder gedient, wohl wissen, und wenn die Schildwache jetzt noch nicht sie in Ruhe ließe, so wollten sie ihr zu kosten geben, daß ihrer Zweie besser zuschlagen könnten, als ein Einziger. — Theobald, der um jeden Preis Lärm vermeiden mußte, schwieg und sann auf ein Mittel sie zu entfernen. Indessen plauderten die Knechte in ihres Herzens Fröhlichkeit fort: Stich' diesen Trumpf ab, wenn Du kannst, — und: Stich Du und der Satan! — und: Rosen — Schild — her mit dem Plappert; und: der Landsknecht kommt! —

Während dieser Spielerreden, hörte Theobald mit Todesangst, wie sich Einer im Graben durch das Schilf arbeitete, und an dem verwitterten Gesteine herankletterte. — Liebe Freunde! sprach er in halber Verzweiflung zu den Knechten: ich höre Geräusch, und darf Euch nicht verhehlen daß ich mein Liebchen erwarte, welches mich hier zu besuchen versprochen. Thut mir also die Freude an, und geht. Das arme Ding würde erschrecken, sähe es Euch. — Panzer und Ketten! rief der Hagere halblaut, und richtete sich empor: Das ist gerade mein Element. Wo man mich nicht gerne hat, da bleibe ich. — Recht, Bruderherz, meinte der Andre: Ein fein Mägdelein muß für Alle seyn! — und während die leichtsinnigen Vögel auf den weiblichen Besuch lauerten, und Theobald vergebens sie durch Zeichen und Worte beschwor, sich zu entfernen, erschien eine männliche Gestalt auf dem Rande der Brustwehr, und schwang sich auf den Wall.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Montag den 25. Dec. **Große musicalische Akademie**, zum Vortheil des Hrn. Kapellmeisters **Guhr**. (Schluß des in Nr. 260 abgebrochenen Berichts). Als **zweite Abtheilung** folgte: **Die letzten Dinge**, großes Oratorium in zwei Abtheilungen von **Spohr**. Nach Worten der heiligen Schrift, zusammengesetzt von Fr. **Rochlitz**. Sopran-Solo: Dem. **Hauß**, Dem. **Noisten** d. A, Alt-Solo: Mad. **Brauer**, Dem. **Heroux**, Tenor: Hr. **Tourny**, Baß: Hr. **Dobler**, Großer Chor. Ueber den Werth dieses Oratoriums jetzt schon erschöpfend aburtheilen zu wollen, würde vorlaut genannt werden müssen. Spohrs Werke sind gründlich gedacht und reich an gemüthvoller Tiefe, ihre Auffassung liegt daher nicht so nah, doch haben sie sich einmal erschlossen, so zeigen sie einen ungeheuren Schatz und jede Wiederkehr beut neue Freuden, neue Wonne. Was wir für jetzt entnehmen können, ist verständige Anordnung, schöne sanfttönende Harmonie und ein frommer religiöser Sinn, welcher in dem Ganzen waltet und welcher theilweise an Vater Haydn's: Sieben Worte am Kreuze, erinnert. Wir wünschen dieses Oratorium in einer Kirche anhören zu können, die Wirkung müßte dann ungeheuer seyn. Ueber die Aufführung vermögen wir nur Gutes zu berichten, namentlich gingen die Chöre mit einer Reinheit, Präcision und Uebereinstimmung, welche dem Fleiße und Talente des Hrn. Kapellmeisters Guhr alle Ehre machen und wofür demselben der aufrichtigste Dank und volle Anerkennung gebührt, um so mehr, als das Ganze in so kurzer Zeit von demselben bewerkstelliget worden. Der Herr Conzertgeber hat uns hierbei gezeigt, daß er, wenn es **seinen** Vortheil gilt, etwas ordentliches zu leisten wisse und da derselbe hierzu **neue** Sachen am zuträglichsten erachtete, so möge derselbe auch bald durch fleißiges Einstudieren neuer Opern der Theatercasse einen gehörigen Vortheil zu wenden. Die beiden neuen Opern und das kleine Operettchen, welche in dem vergangenen Jahre geliefert worden, sind jedenfalls gar zu wenig und wäre dasselbe nicht so reich an ausgezeichneten Gastspielern gewesen, so möchte es um die Hrn. Actionärs sehr schlimm aussehen. Neue Werke erhalten das Publikum lebendig und steigern die Liebhaberei für das Theater: der Herr Kapellmeister Guhr möge sich daher in dieser Hinsicht das thätige Wirken des verewigten Musikdirectors Schmitt zum Vorbilde nehmen, welcher in einem Zeitraume von 10 Jahren ohngefähr hundert und achtzig neue Opern in die Scene setzte und wobei sich die Theatercasse ganz wohl befand. Er möge nur bedenken, wie es ihm gefallen hätte, wenn man zu seinem Vortheil den gewiß beliebten, aber schon oft gehörten Barbier von Sevilla von Rossini hätte geben wollen.

Dienstag den 26. Dec. **Preciosa**. Schausp. in 4 Abthl. von P. A. Wolf, mit Musik von Karl Maria von Weber. Dem. **Lindner**, mit aller Achtung vor ihrem sonst eminenten Talent sey es gesagt, ist keine **Preciosa**; ihr feiner Sinn hat diesen Charakter nicht durchdrungen, sie scheint ihn nur aus dem Namen, nicht aus den Andeutungen des Dichters geschöpft zu haben. Es liegt etwas in ihrem Spiel, das wir nur mit dem Worte Coquetterie, jedoch im bessern Sinne, bezeichnen können und was doch unbedingt der wahren Eigenthüm-

lichkeit des Zigeunermädchens fremd bleiben müßte. Dagegen giebt es eine Würde, die in der unverkünstelten weiblichen Natur gegründet ist und diese allein, verbunden mit einem richtigen Gefühl des Schicklichen in Rede und Bewegung und eine gewisse der Melancholie sich nähernde Gemüthsstimmung ist es, wodurch Preciosa Allen gefällt, wodurch sie Alle wie mit einem Zauber bestrickt. Diesen Grundzügen des Charakters nähert sich Dem. Lindner nur in einigen Momenten; im völligen Widerspruch damit steht der üppige Kastagnetten- und Shawl-Tanz. Auch die Wahl des Anzuges, in dem wir hier Preciosa zu sehen gewohnt sind, ist viel zu prunkend und daher fehlerhaft. Nichtsdestoweniger findet das Stück nach mancher Wiederholung immer noch sein Publikum und dazu trägt wohl die treffliche, charakteristische Composition, wie auch die romantischbunte, oft sehr heitere Handlung das Mehrste bei.

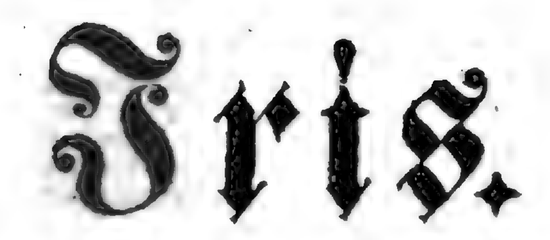
Mittwoch den 27. (Zum Vortheil des Hrn. Hauser) Faust. Romantische Oper in 2 Abthl. von J. C. Bernard. Die Musik von Spohr. (Faust: Hr. Hauser) Wenn auch, wie jüngst in der Iris gezeigt worden, der Verfasser dieser Oper mit der Fabel ein wenig zu leichtfertig umgegangen ist, indem er aus dem kräftigen Faust einen characterlosen Sklaven sinnlicher Lust machte, so ist doch dem Komponisten darin ein weites Feld für seine Kunst eingeräumt, welches dann auch der geniale Spohr meisterhaft benutzte. Es wechselt hier das Gefällige mit dem Erhabenen in mannigfachen Weisen; aber durch das Ganze zieht von Anbeginn ein tiefer Ernst, welcher das schaudervolle Ende ahnen läßt. Ueberhaupt findet sich in Spohr's dramatischen Kompositionen stets derselbe gedankenschwere Trübsinn, nur selten allgemein ansprechende Heiterkeit und doch vermöchte er es wohl, zu geben was die Menge wünscht, das beweißt die Arie Hugo's (Hrn. Nieser) mit Chor im ersten Act. Hr. Hauser sang und spielte den Faust nicht mit der Auszeichnung, wie wir es von ihm erwarteten und wozu ihn die ehrende Theilnahme des Publikums, welches sich zu der Vorstellung drängte, wohl hätte begeistern können. Eine in jeder Hinsicht treffliche Leistung ist in dieser Oper die des Hrn. Dobler (Mephistopheles) Schwerlich wird die Parthie irgendwo in gleicher Vollendung durchgeführt.

Es ist der Redaction der Iris über die letzte Vorstellung des Faust noch ein zweiter Bericht von geehrter Hand zugekommen, den sie nachstehend mitzutheilen nicht verfehlt:

Herr Hauser sang den Faust, jedoch — es thut uns leid, dieß gestehen zu müssen — ohne allen Erfolg. Die Stimme war heute zu schwach und in dem Duette mit Mephisto, so wie in der Arie vor der Kirche fielen sogar Fehler vor. Eben so war sein Spiel matt, kein Funken der Leidenschaft, welche den Faust in's Verderben stürzt und worauf die Hölle ihren Plan baut, war darin zu erkennen, alles ruhig und gemessen, einen solchen Faust würde Hr. Dobler als Mephisto nicht verführt haben, hätte er auch noch einmal so wirksam gespielt. Dem. Noisten d. ält. sang das Röschen. Theilweise traf dieselbe den richtigen Tact, doch war ihre Leistung noch zu sehr Bruchstück, zuweilen durch allzulebendiges Gesticuliren des Kopfes und der Hände störend unterbrochen. Die süße Neigung der kindlich reinen Seele will erst ganz erfaßt, ganz empfunden seyn, und dieß scheint uns bei Dem. Noisten noch nicht stattgefunden zu haben. Der Gesang war indessen, das verfehlte Eintreten im zweiten Act bei der Stelle: Entfernt von ihm — abgerechnet, gut und aufmunternden Beifall verdient die Arie aus G moll vor der Kirche. Sehr richtig war es, daß dieselbe alle Verzierungen, welche hier nur verunzieren können, wegließ, selbst der Doppelschlag am Ende ist zu viel und der wehmüthigen Stimmung Röschens durchaus nicht angemessen. Ueberhaupt nehme sich Dem. Noisten mit solchen Schneckentänzen in Acht, indem diese, wenn man noch Anfängerin ist, häufig statt Wohlgefallen Gelächter erregen können. Die übrigen Darsteller spielten und sangen zu vollkommner Zufriedenheit, selbst von Hrn. Tourny freut es uns, heute ein günstigeres Urtheil fällen zu können; nur Hrn. Leißrings Rolle (Wohlhaldt) wünschten wir anders besetzt, er erinnert allzusehr an den Ritter Dandini. Faust wird am Ende eine komische Oper und es ist höchst unrecht, einen verdienten Veteranen dem Gelächter Preiß geben zu wollen. Ueber die scenische Anordnung müssen wir die alten Klagen erneuen. Der Ball zu Anfang geht wahrscheinlich in Faust's Wohnung vor sich; denn die kostbaren mit weißen Fetzen geschmückten Masken tanzen um das rothe Canapee herum — das letzte Finale spielt in einer Benderwerkstätte — der Blocksberg ist überaus grausig und der Einsturz der brennenden Burg gräßlich und schauderhaft, — sonst alles gar zu prächtig, sogar Hexen mit weißen Ballschuhen, wahrscheinlich noch von den Feiertagen her. Zwar waren den Hexen, wie es schien, neue Besen angeschafft worden, auch hatte Ritter Gulf einen neuen Mantel an, und seinen alten gelben dem Faust geliehen, es war also bereits der Anfang zur Verbesserung gemacht worden, jedoch bleibt noch manches zu thun übrig und wir wollten daher den unmaaßgeblichen Vorschlag thun, die von König Siegmar's getriebener Pracht übrig gebliebenen Lappen doch den armen Hexen zur standesmäßigen Bedeckung zu vergönnen, damit dieselben sich der seither im Gebrauch gewesenen Räubermäntel enthalten können. Die böhmischen Wälder sind ohnehin feucht und Räuber sind und bleiben doch Menschen. Noch müssen wir bemerken, daß die Teufel heute überaus lustig waren, einer unter ihnen, wahrscheinlich ein verdammter Tanzmeister der Vorzeit, schlug Pirouetten, welche einem der ersten Tänzer von Frankreichs Hauptstadt Ehre gemacht haben würden.

Donnerstag den 28. Der Spieler, Schsp. in 5 Abthl. von Iffland.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 3. Freitag, 5. Januar 1827.

Eine Stimme
für mehrere Tausende
am Grabe
des Herrn
Moritz von Bethmann
dieser Welt entrückt am 28. December 1826.

Die Thränen strömen und der Klage Ruf erschallet
In Frankfurts Mauern, denn es starb ein Edler Mann;
Ein tausendstimmig Echo ringsum wiederhallet
Von dem Verlust, den Nichts, nein! Nichts ersetzen kann.
Da Moritz Bethmann lebte, lebte All' den Seinen
Ein Gatte, Vater, Bruder, vielgetreuer Freund,
Ein gül'ger Herr, und — seht, ach! seht die Armen weinen,
Mit denen es Sein Herz so väterlich gemeint!

Wo nur zu gründen war ein Glück, war Er beflissen,
Und baute eifrig fort auf jeden neuen Grund,
Die Künste fördernd, die Gewerbe, höhres Wissen,
In Seiner Vaterstadt zu jeder Zeit und Stund';
Wo nur Gemeinwohl rief, erglühte Seine Seele,
Ein teutscher fester Mann stand Er zur Zeit der Noth,
Mit freigesinnter Stirn, verhütend manche Fehle,
Durch klugen treuen Rath, errettend was bedroht!

Ja, viele Jahre stand Er so im reichen Segen
Des Herrn, selbst Segen spendend, übte jede Pflicht
Des Bürgers, des Familienhauptes, aller Wegen
Wirkt' Er mit Umsicht weiter, ruht' und rastet' nicht;
Was Ohm und Vater einst für Haus und Stadt gewesen,
Das war, ausbreitend Seinen Wirkungskreis, nun Er;
Wo prangt Sein Name nicht, wo wär' er nicht zu lesen?
Ja, was Er Gutes that, es ist ein zahllos Heer!

Und dieser seltne Mann — auch Er mußte erliegen
Dem furchtbaren Gesetze herrschender Natur;
Im Augenblick sah man die Lebenskraft verfliegen
Und von dem Geiste blieb im Körper kaum die Spur.
Er war dahin! — Die Seel' entfloh der Erdenhülle
Für immer, floh den höhern, reinern Welten zu,
Und in des Grabes heilig ernster Feierstille
Find't auch der Staub, bis Gott ihn rufet, Ruh.

Doch, ob vertrauend unsre Blicke aufwärts schauen
Zu jenem Heimathland, in dem nun Bethmann lebt,
Zu jenen lichten, sternerhellten Himmels-Auen,
So seufzt das Herz, daß Er so frühe schon entschwebt,
So weint das Auge, daß Sein glänzend Haus verwaiset,
Daß Frankfurts Bürgern solch' ein Bürger starb,
Den man mit allem Lob doch nach Verdienst nicht preiset,
Weil Er durch stilles Thun noch manches wohl erwarb.

So trauert denn, Ihr, Ihm durchs Band des Bluts Verwandte,
So traure Wittwe, trauert Söhne jung und zart,
Wo ist ein Herz, das nicht gerecht den Schmerz erkannte,
Zu plötzlich war der Schlag, und darum doppelt hart;
Doch, Mutter! Söhne leben, tröstend für die Schmerzen,
Wenn sie, des Vaters werth, einst Dir zur Seite stehn;
Ja, Söhne Bethmanns, folgt des Vaters mildem Herzen,
Dann werdet Ihr geehrt, beglückt durchs Leben gehn!

Denn Bürgertugend, Menschenliebe, Wohlthun, führen
Zum wahren Glück, den Keim legt Gott in jedes Herz;
Doch wem der Reichthum hilft, wen viele Gaben zieren,
Der lindre zwiefach seiner ärmern Brüder Schmerz.
So handelt' Bethmann! D'rum an Seinem Sarkophage
Stehn Ehr- und Liebende mit Dank und Thränenzoll,
Und in des Kummers, in der Liebe stumme Klage
Tönt laut der Ausruf: Edler! Ruhe sanft und wohl!

C. B.

Die Eidgenossen vor Mülhausen, im Jahre 1587.

(Fortsetzung)

Gottes Marter! schrie der Dicke: Was gibts da? Ein Ueberfall! — Die Knechte rafften sich auf; Jakob wollte schnell zurück; Theobald hielt ihn aber beim Arme auf, und schlug, sein Wer da? rufend, mit der Partisane, wie durch ein Ungeschick, die Laterne um, daß sie verlosch. Donner und Hagel! brummte der hagre Söldner: Dummbart, der Du bist. Rede, fremder Gast: die Loosung? — St. Andreas! antwortete Jakob muthiger, weil er seinen Theobald neben sich wußte. — Einer von den Unsern! setzte der andre Soldknecht hinzu: Ich sah das Feldzeichen an seinem Arm beim verglimmenden Lichtschimmer. — Das hat dem Buben Gott gerathen! meinte der Erste: Woher aber fliegt der Vogel? — Aus dem Graben! antwortete Jakob in der verdorbnen deutschen Mundart des Sundgau's. — Aha, nun erkenne ich Dich! versetzte Theobald, den Schwank weiter spinnend: Freunde, das ist ein Neuangeworbener, Theobald, der Schmiedegeselle, meiner Schwester Kind, ein vorlauter Bursche, der gewiß einen Schalksstreich ausgeführt hat. — Einen verdächtigen Schalksstreich! fügte der erste Landsknecht argwöhnisch hinzu. Nicht doch, Freunde; entgegnete Jakob: Ich komme aus dem feindlichen Lager. — Wie? riefen die Zuhörer. — Ich hatte heute Abend keinen Dienst. Da fuhr mir's wie ein Blitz durch's Hirn. Wilst dich auf's Spioniren legen, dachte ich, denn die draußen hasse ich wie das Gift. Flugs also hinab durch Moor und Dickicht in's Freie — krieche richtig auf Händen und Füßen zum Lager, gelange bis zum Zelte des Obersten, wo alle Hauptleute zum Abendtrunk versammelt sind, und höre, daß sie vom Abzuge sprechen. — Sie wollen heimkehren, wenn sie zuvor die Stadt einige Tage lang belauert und mit blindem Lärm geängstigt haben. —

Aha! lachten die Söldner: Da haben wir's! Die elenden Milchbauern und Schneeschaufler! sie haben kein Herz im Leibe. Du aber, Theobald, bist ein verwegner Kerl, und wir müssen Brüderschaft machen. — Jakob schlug herzhaft in ihre harten Hände, aber Theobald mischte sich mit verstelltem Zorn hinein. „Unbesonnener! sprach er zu Jakob: Du bist in Dein Verderben gerannt, Du hast den Hals verwirkt. Diese Leute werden hingehen und Deine Botschaft verbreiten, und der Pannerherr läßt Dich aufknüpfen, weil er bei Todesstrafe jede Streife ohne seinen Befehl verboten hat. Panzer und Ketten! begann der hagre Söldner: 's ist auch wahr. Wenn der Knabe den Frieden in der Tasche brächte, könnte ihn nichts erretten. — Vetter! wandte sich Jakob an Theobald: Werdet doch barmherzig seyn, mich nicht verrathen. — Sechs Augen haben Dich gesehen, Tollkopf; erwiederte dieser, wie oben: Du bist verloren. — Ei was; meinte der Begleiter des Hagern: Wir sind wackre Soldaten, und wenn Du, Wachtler, so denkst, wie ich, so haben wir nichts gesehen, und lassen den Burschen ungeschoren, seiner kecken That zu Liebe. — Wachtler schlug ohne Bedenken ein, und Theobald benutzte den Augenblick, die beiden Knechte bei ihrem Seelenheil schwören zu lassen, nichts von dem zu verrathen, was sie gesehen. Die Männer leisteten den Schwur. Nun so mag's drum seyn! setzte Theobald hinzu: Geh heim, Theobald! Du zitterst in Deinen nassen Kleidern wie ein Fieberkranker. Ihr auch, Freunde, geht; wir sind hier ohne Licht, und ein Vorübergehender könnte uns eine Verschwörung auflügen. Geht, habt Dank; auf Wiedersehen. — Schon gut; antwortete der dicke Erff: Wo denn, und wann denn? — Fragt nur nach dem Gottlieb Fingerlin, versetzte Theobald: so heiße ich. — Und Deine Braut? fragte Wachtler: Wo bleibt es denn, Dein Liebchen? — Ihr sollt sie kennen lernen; versicherte ihm der Schmiedegeselle, und bewog die Schwätzer zum Abzuge mit dem Vorgeben, es sey an der Stunde, da man ihn ablösen werde.

Nachdem sie sich entfernt hatten, fielen Theobald und Jakob einander in die Arme, und hielten sich lange, lange umschlungen. Zieglers Sohn wollte danken und Vergeltung schwören, aber Theobald, den Schweiß von der Stirne wischend, zog ihn mit sich fort. Kommt; die Zeit ist kostbar; sprach er: ich habe die Schlüssel zu Eures Vaters Kerker; die Wachen in dem Thurm sind durch mein Zuthun benebelt und in Schlaf versunken. Wir können mit dem Vater fliehen. — Jakob von der seligen Hoffnung erschüttert, konnte sich kaum auf seinen wankenden Knieen erhalten; Theobald jedoch trug ihn beinahe weiter, und wie denn immer eine Hand aus den Wolken ragt, die jeden Biedermann fest hält auf der Bahn der Tugend, so gelangte auch der gute Sohn zu dem Gefängnisse, in dem sein Vater schlummerte.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Mainzer Theater.

Sonntag den 17. Dec. Die Bestürmung von Smolensk. Federowna: Dem. Urspruch als Gast.

Donnerstag den 21. Die Zauberin Sidonie, von Zschocke zum Benefiz von Dem. Urspruch, die in der Rolle der Sidonie auftrat. Wir mußten bedauern, daß beide Stücke der Art sind, daß sie der Künstlerin nur wenig Gelegenheit gaben ihr Talent zu zeigen. Indessen machte sie aus beiden Rollen das Mögliche. Als Federowna schien sie uns das Heldenmädchen zu sehr auf Kosten der Tochter hervortreten zu lassen. Das Stück selbst, die Bestürmung von Smolensk, gehört den Zeiten an, wo man einen Lustigmacher auf der Bühne für unentbehrlich hielt; er fehlt daher auch hier nicht und verdirbt was etwa noch Gutes in der Ausführung des Plans, aus historischen Momenten ein pseudodramatisches Flickwerk zusammen zu setzen, liegen mag. Ein so mittelmäßiges Spektakelstück ohne Gehalt und Idee, mit schwankenden, schlecht gehaltenen Charakteren, sollte vom Repertoire jeder guten Bühne verschwinden. Etwas besser ist die Zauberin Sidonie. Die leidlichste Rolle darin ist Hugo; Hr. Weitich hatte den Charakter gut aufgefaßt, sein Spiel befriedigte, sein Vortrag überschritt oft die Grenzen dramatischer Declamation. Dem. Urspruch, als Sidonie, hatte die Rolle ganz tragisch aufgefaßt: bei Zschocke ist sie ein lebenslustiges naives Mädchen, das erst im Fortschreiten des Stücks zur tragischen Heldin avancirt. Diese Rolle war die letzte, welche Dem. Urspruch auf unserm Theater gab. Sie hat unser Publikum in jeder ihrer Leistungen empfänglich gefunden für das ausgezeichnete Kunsttalent, das sie mit rühmlichem Fleiß entfaltete. Unsere besten Wünsche folgen ihr nach und wir knüpfen an sie die Hoffnung die Künstlerin bald wieder bei uns auftreten zu sehen.

Dienstag den 19. Die Schweizerfamilie. Man kann mit Fug und Recht das Urtheil der Kunstkenner unterzeichnen, welche dem gefeierten Joseph Weigl den Erfinder und Fürsten der eigentlichen Rührungsoper nennen, in soweit dieselbe nämlich als eine, von der großen, glänzenden, heroisch-kothurnisirten Oper ganz unterschiedene und auf unserer deutschen Bühne einheimisch gemachte Gattung erscheint. Man darf seinem Corsar aus Liebe, seiner Principessa d'Amalfi nicht den großen Charakter, die imponirende dramatische Manier absprechen, welche sich auch in seinem Hadrian gleichsam musikalisch typisirt; aber in diesem Styl ist Weigl schon von mehreren Operntonsetzern erreicht, auch übertroffen worden, was wir von seinen eklogisirenden, oder rührenden Naturopern nicht zugeben können, unter welchen, außer der allgemein beliebten Schweizerfamilie, noch Nachtigall und Rabe, der Bergsturz von Goldau und das Waisenhaus genannt werden müssen, in welchen Opern eine reiche, gemüthliche musikalische Ueberredungskraft, und eine rührende, erweichende, das Herz in seiner Tiefe bewegende Tonfülle in Einfachheit und Natur herrschend sind. Der Schüler von Salieri, der Bewunderer und Nachahmer von Mozart und Haydn wurde schon einmal von einem Kunstkenner mit den Gemälden des bekannten Sammetbreugel verglichen, und Karl Maria v. Weber nennt seine Manier eine weichliche, flüssige und kenntnißreiche Sammetmalerei, aber dieses zweideutige Lob ist wohl nur passend in Hinsicht auf die Analogie zwischen Zärte und Geschmeidigkeit des Weigl'schen Opernstyls, und der Natur des Sammets, und das ist wenig gesagt, und die Köstlichkeit oder Pracht des Sammets kommt dabei in gar keinen Anschlag. Besser dürfte Weigl ein ächtidyllischer Bauernbreugel heißen, der mit der conventionellen Pracht, mit der Glanzgierde des Luxus nur wenig bekannt ist, aber dagegen die Natur in ihren heimlichen ungetrübten Quellen aufzufinden versteht. Ob — wie C. M. v. Weber will — Weigl, in Hinsicht höchster Richtigkeit und Wahrheit des Declamatorischen, die scenische Foderung nicht ganz erfüllt: diesen Zweifel mögen die unbefangenen Kenner ausgleichen, welche seine Schweizerfamilie auf einer guten Bühne prüfend genießen. (Graf Wallstein) Hr. Birnbaum. Sein Gesang war gut, in Hinsicht der Spielrolle war er nicht auf rechter Stelle. (Durman, sein Verwalter) Hr. Götz. Der Gesang ist Rabenkrächzen, das Spiel mittelgut. (Richard Boll) Hr. Hillebrand (vom königl. hannöver'schen Hoftheater, als Gast) spielte und sang im Ganzen gut, aber seinem Spiele ziehen wir jenes des Hrn. Herbold vor, der diese Rolle mit mehr Wahrheit und Herzenswärme ausführt, und sein guter Baß scheint diesesmal viel von seiner Stärke verloren zu haben. (Gertrude, sein Weib) Mad. Schirmer. Spiel und Gesang gleich gut, und erfreulich ist es nebenbei, daß eine erste Sängerin auch solche minder bedeutende Parthien in das Leben setzt, und dadurch darthut, daß sie einer kleinlichen Eitelkeit keinen Raum giebt, und daß auch Nebenrollen durch kunstgerechte Behandlung Reiz und Bedeutsamkeit erhalten. (Emeline) Mad. Hillebrand, ebenfalls Gast. Sie sang gut, und spielte vortrefflich. — (Jakob Friburg) Hr. Wolfram, in Gesang und Spiel sehr befriedigend. (Paul, Durmans Vetter) Hr. Neukäufler. Sein Gesang hat keinen andern Gehalt als den deklamatorischen; sein Spiel entwickelte Aechtkomisches; aber er hat alle Noth sich vor dem Hyperkomischen zu bewahren, das ihn über das Gebiet der Kunst hinaus treibt auf die Steppe des Gemeinen. — Das Orchester befriedigte vollauf.

Sonntag den 24. Der Freischütz. Hr. Urspruch, als Max, gefiel durch gutes Spiel; auch sein Gesang befriedigte durch das Declamatorischrichtige. Mad. Schirmer (Agathe) erwarb sich Beifall; nachtheilig

war der jungen Jägerbraut die Körperfülle, die der Künstlerin in andern Rollen sehr mächtig nachhilft. Dem. Wiesen (Aennchen) leistete, nach Erwartung, viel Gutes. Hr. Wolfram (Fürst) gut, ebenso Hr. Birnbaum, als Erbförster Kuno, und Hr. Neukäufler, als Kilian. Alle diese Rollen sind eine neue Besetzung, nur Hr. Herbold behielt seinen Caspar, und gab denselben mit gewohnter Virtuosität. Diese Darstellung war von den vielen hier schon gegebenen diejenige, welche am wenigsten ansprach. Uebrigens war das Haus so ziemlich voll, obgleich man sich laut darüber ausgesprochen hatte, daß die Direction für den heil. Christabend eine schicklichere Wahl hätte treffen können. — Das Orchester arbeitete brav. — In der Maschinerie gingen störende Unordnungen vor; das Kostüm war unpassend und arm; der Jägerchor war erbärmlich; und Samiel, (der Regisseur) so schlecht, daß die Direction fruchtlos seine Hülfe angerufen hätte.

Dienstag den 26. Tyroler Wastel. Es dürfte wohl vor einem ächten und rechten Kunstkritik-Tribunal die Frage aufgeworfen werden, ob der Musikus Heibel durch den Operndichter Schikaneder, oder letzterer durch ersteren gewonnen habe; oder ob beide durch einander verloren haben? — Gefallen und Mißfallen sind oft nicht einmal Objecte des positiven Geschmacks (im Falle ein solcher existirt), sondern die spezifischen Früchte der Lokalität. Am Rheine und am Main hat schon Manches gefallen, was an der Spree oder an der Donau nicht gefallen hat, und so sind wir mit dem innern Werthe der Wienergespässel noch immer nicht vertraut genug, um sie alle schön, geistreich und ergötzlich zu finden, so sehr sich auch die Staberls und Kasperls bemüht haben, unser Geschmacksvermögen zu cultiviren. — Das Stück selbst, (außer der Faschingszeit beurtheilt) bei seinem Werthe oder Unwerthe belassen, kann man doch sagen, daß es gewirkt hat: es wurde tüchtig gelacht, und der Tyroler Wastel (Hr. Herbold) sammt seinem Liesel (Mad. Schirmer) wurden, was sie auch durch gutes natürliches Spiel verdient hatten, gerufen. — Unter den übrigen Rollen zeichneten sich die Hrn. Neukäufler (Jodel), Urspruch (Herr von Tulipan), und Götz (Wirth im Prater); und unter den Damen Dem. Wiesen (Köchin) und Dem. Hagen (Louise), und zwar letztere darum aus, weil sie erst seit einigen Monaten als Choristin, und nun zum erstenmale in dieser nicht ganz unbedeutenden Rolle als Sängerin öffentlich auftrat. Sie hat ein gutes Sangorgan, und läßt auch Talent für das Spiel ahnen; gute Studien werden diese Anlagen fruchtbar entwickeln, und der Bühne eine brauchbare Künstlerin gewinnen.

Gedanken über Aufklärung und Erziehung aus dem vorigen Jahrhundert.

Von Willemer.

1.

Die gemeinste Quelle unserer Irrthümer, in Absicht auf den Menschen und des Menschen Erziehung, ist, daß wir uns ein Bild von einem Zustand machen, der nie war und nie seyn wird.

2.

Erwartung einer reinen, dauernden Glückseligkeit streitet mit der physischen und moralischen Natur des Menschen.

3.

Nicht sowohl der Genuß des Gegenstandes unserer Wünsche, als die Befreiung von dem, was uns quält, erfüllt uns mit Wonne. Ueberstandenes Leiden ist ein wesentlicher Bestandtheil menschlicher Glückseligkeit, und der reichste Stoff angenehmer Gefühle. Wir sollen nicht dem Leiden ausweichen; denn dieß steht selten in unserer Gewalt; sondern es überstehen, ist das Geschäft unserer Vernunft. Nicht um glücklich zu seyn, sondern um besser zu werden, sind wir in das Daseyn gerufen. Aus dem Bittern Süßes zu ziehen, dieß ist die Aufgabe der Aufklärung. Eine kleine Summe richtiger Begriffe ist dazu hinlänglich, aber wie vielen Menschen fehlet es an Zeit, Fähigkeit und Gelegenheit hierzu.

4.

Wahn und Irrthum sind, wenn sie nur nicht grade dahin treffen, wo sie den Menschen hindern thätig zu seyn, bei weitem so schädlich nicht als man sich vorstellt; ja nicht selten tragen sie mehr zu unserer Beruhigung und Zufriedenheit mit unserm Schicksal bei, als das hellste Licht der Erkenntniß: und in keinem Falle sind sie so gefährliche Feinde unserer Mühe, wie Weichlichkeit und Trägheit, wie Neid, Selbstsucht und zu weit getriebene Ansprüche auf die Achtung Anderer.

Museum

am 5. Januar 1827.

Jahreszeiten, Altersstufen! Zum Neuen Jahr von A. Kirchner.
Solo für die Guitarre, vorgetragen von Hrn. Löhr.
Ein Excurs über das Gastmahl des Cyrus, Parallele von Louis Stellwag.
Duett von Rossini, vorgetragen von den beiden Dem. Roisten der ält. und der jüngeren.
Confuzius und seine Zeit, von Hrn. Dr. Kaiser.
Rondo für das Clavier von Kalkbrenner, vorgetragen von Hrn. Carl Vollweiler.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 4. Samstag, 6. Januar 1827.

Sonett.

Dich, liebe Sängrin, im Sonett zu grüßen
Geziemte wohl, wenn sich nur Worte fänden
Und Reime leicht mir zu Gebote ständen,
Um mein Gefühl in Versen zu ergießen.

Doch wie auch reich der Dichtung Blumen sprießen,
Will ich sie pflücken, zittr' ich in den Händen,
Drum, um nicht eitel Worte zu verschwenden,
Muß ich verstummend meine Verse schließen.

Zwar würden leicht viel süße Klänge schallen,
Ließ ich den Nachhall deiner holden Lieder
Aus meiner tiefbewegten Brust ertönen;

Doch hat mein Herz mit innigem Gefallen
So fest sie eingesogen, daß nicht wieder
Zurück sie können, dich nun zu verschönen.

A.

Die Karten.

Eckstein, Schippe, Herz, Kreuz.

Das Daseyn auf den rechten Eckstein gründe
Der Mann, daß nicht das Leben unstät wanke,
Wie ohne Stütze kriecht die schwache Ranke,
Ein Spiel nach allen Seiten jedem Winde.

Dem festen Grund die Arbeit sich verbände,
Man muß die Schippe brauchen, der Gedanke
Ist nicht ästhetisch, aber niemand zanke
Deßhalb, von Schaufeln lebt man, nicht vom Winde.

Befreundet werden dann sich viele Herzen
Zum Wackern neigen, und aus der Vereinung
Keimt frohes Spiel und Tand in guten Stunden.

Und sollt' auch hartes Kreuz ihm dies verscherzen,
Bleibt sein Herz doch ihm treu, und die Erscheinung
Des Lebens fließt ihm leicht aus offnen Spunden.

A.

Amor.

Amor hat zwar große Stärke
Doch der Simson ist er nicht,
Denn er schlägt nicht die Philister,
Ihre Saaten stört er nicht.

A.

Die Eidgenossen vor Mülhausen, im Jahre 1587.

(Fortsetzung)

Es ist ein feierlicher Augenblick, in welchem ein unglücklicher Vater den geliebten Sohn in seine Arme schließt, nach langer, schmerzlicher Trennung. Beide sind reicher als Indiens König, dessen Silberflotten das Meer unter ihrer Last zermalmen; die Perlen des Ge-

fühls, der Liebe, der Wonne, sind unschätzbarer als alle Bergwerke der neuen Welt. Von der seligsten Empfindung übermannt, fanden die Glücklichen im Gewölbe des Walkthurms fast keine Worte, ihre Freude auszudrücken, und als es ihnen endlich gelang, folgte das Leid schnell darauf. Ziegler weigerte sich nämlich standhaft, dem Sohne in's Freie zu folgen. Er schützte seine Gebrechlichkeit vor; Jakob erbot sich, ihn zu tragen. — Der Vater schüttelte ernst das Haupt: Die gerechteste Sache ist die Meine — sprach er, — und ich sollte sie entwenden in finstrer Nacht, wie ein Dieb, — durch meine Flucht mich selbst anklagen? Nimmermehr. Nie soll die Nachwelt sagen, ich hätte gezagt vor dem Richterstuhl meiner Bürger. Endlich kömmt der Tag der Vergeltung. Die Wachfeuer auf dem Nordfeld sind seine Morgenröthe. Schaue ich auch den Sonnenschimmer dieses Tags nicht mehr, so werde ich doch gefallen seyn auf der Stätte, wohin mich das Vertrauen meiner Vaterstadt berief. — Eurer Vaterstadt, die Euch hinopfert; fiel Jakob ein: Unglückseliger Eigensinn des Alters, der Euern Entschluß lähmt, und alles unnütz macht, das ich zu Eurer Befreiung gewagt, Alles, das Theobald gewagt hat. In herzloser Unempfindlichkeit erwürgt Ihr Euch und uns! — Der Greiß schlug in stummem Schmerz die Hände seufzend zusammen; der Sohn fuhr aber mit steigender Hitze fort: Kommt! kommt! laßt Euch erweichen! Auf meinem Rücken trage ich Euch, binde Euch mit Euern Ketten fest an mich, trage, halte, leite Euch, und Gott wird Erbarmen haben. Kommt, mir ahnt nichts Gutes, wenn wir nicht auf der Stelle —

Hier wurde die äußere Glocke am Thurme scharf angezogen. Der Gefangene und sein Sohn fuhren zusammen; in dem Gehirne des Letztern stieg der schwarze Verdacht einer Verrätherei auf, und mit gezognem Dolche stürzte er dem Theobald entgegen, der während der Unterredung vor der Thüre auf der Lauer gestanden hatte, und nun, selbst bleich zum Tode, in den Kerker sprang. Stirb, Verräther! donnerte ihm Jakob zu, und wollte ihn in blinder Wuth durchbohren, aber Ziegler, trotz Schwäche und Fessellast, hielt den Rasenden von der Unthat ab. Theobald entgegnete ängstlich und erschrocken: Tödtet mich immerhin — Gott ist mein Zeuge — ich bin unschuldig. Der Böse weiß, was den Doktor Schreckenfuchs, dessen Stimme ich erkannte, zu dieser Stunde herführt.

Die Glocke wurde stärker und immer heftiger angezogen. Theobald warf einen Bündel, den er unterm Arm trug, vor Jakobs Füße. Hüllt Euch in meine Kleider; sprach er hastig: Das Schurzfell vor, die Kappe auf's Haupt, den Hammer in die Hand! Macht Euch zu schaffen mit den Ketten des alten Herrn. Hämmert drauf los, und sprecht kein Wort. Vielleicht rette ich uns. Jetzt aber muß ich dem Wüthrich öffnen. —

Er verließ das Gewölbe und gönnte dem bestürzten Jakob einige Augenblicke Zeit, sich, seinem Geheiß zu folge, zu vermummen. Kaum war aber die Verwandlung fertig, so trat auch schon Schreckenfuchs mit Theobald zum Gefangnen herein. Der Zorn brannte auf seiner Stirn und Wange, die grauen Augen blitzten nach allen Seiten. Wie? sagte er im Eintreten — Fürtreffliche Wachsamkeit! Die Hüter im Schlafe begraben? was soll das heißen? — Gelehrter Herr, antwortete Theobald: Meiner Sorge dankt Ihr's, daß es kein Unheil gab. Ich komme von der Runde, finde die Wächter betrunken und die Fesseln des Gefangenen beinahe gesprengt. — Durch Teufelskünste? fragte der Doktor, und der schlaue Geselle erwiederte schnell: Wahrlich durch nichts Anderes; denn kein Mensch drang hier herein. Zum Glück hatte ich den taubstummen Andreas aus Fabians Werkstatt bei mir, um ein Gitter einlöthen zu lassen. Flugs gab ich ihm den Befehl, durch einige starke Heftnägel die Ketten des alten Bösewichts wieder zu befestigen. — Er klopfte dem an der Beinschelle hämmernden Jakob auf die Achsel, und fragte ihn durch Zeichen, ob er fertig sey. Jakob nickte mit dem Kopfe, und Schreckenfuchs nahte sich, die Bande zu besehen, wie auch den Arbeiter. Seine blöden Augen jedoch, wie die Laterne, deren Schimmer Theobald so zu drehen wußte, daß er immer den Doktor blendete, halfen über jede Besorgniß weg. — Trug der Alte etwa einen Talismann bei sich? fragte Schreckenfuchs den Hüter; und dieser gestand, er habe ein Amulet an dem Halse des Gefangenen entdeckt, es aber voll Abscheu in den Graben geschleudert. Der Doktor billigte diese Handlung, und schenkte nach einigen dem Bürgermeister hingeworfnen pöbelhaften Beleidigungen einige Augenblicke der Aufmerksamkeit dem verstellten Schmiedegesellen, betrachtete ihn genau, verzog dann verächtlich das Gesicht, und befahl dem Theobald die erbärmliche taubstumme Maschine hinwegzuschaffen. Vor seinen Augen mußten die Thüren von Zieglers Kerker wieder verschlossen werden, und seine eignen Diener, die ihn hieher geleitet hatten, ließ er als Wächter zurück. Die trunknen Hüter befahl er zu binden und eng zu verwahren, und zog endlich Theobald unten an der Pforte ins Freie. —

(Fortsetzung folgt.)

Perlenlese
aus Jacobi's Briefwechsel.
(Schluß)

Jean Paul an Jacobi.

Baireuth, 22. Juli 1808.

Mein theurer Heinrich, wie kamst und kommst Du über diesen Sommer hinweg, der mit allen seinen Farben doch nur eine schillernde Giftschlange der Nerven ist?

Ueber das politische Jetzt möchte ich Dich vor allen in Europa am ersten hören. Freilich, ehe ich mich selbst darüber

hören ließ in meiner Friedenspredigt, wär' es noch zehnmal besser gewesen. Geschichte — Geschäfte — ein philosophisches rechtes, ein poetisches linkes Auge — und die Ahnung und Pflege der sittlichen Welt — mit diesem zusammen könnte, glaub' ich, sogar ein Mönch, ein Ximenes, alle Staatsmänner im Errathen überflügeln.

Mich engt die Unentschiedenheit der jetzigen Welt in allen meinen Planen ein, oft in solchen, die sich auf sechs Groschen oder sechs Schritte belaufen. Indeß wird mir doch die Ueberzeugung immer durchgreifender, daß ja überall die äußere Welt nur von einer Unentschiedenheit in eine andere überschwanke, und man also, um etwas zu wagen, warten müßte, bis der jüngste Tag nicht nur sondern auch das jüngste Gericht vorüber wäre. So fiel es mir neulich recht stark auf, als eine Selbstdummheit, daß ich durchaus nicht froh seyn wollte, weil einige Befürchtungen, nicht zehn Jahre Hoffnungen, vor mir lägen.

Nichts giebts, worüber ich lieber Deine bestimmte Meinung — wovon Du nur das Allgemeine in Deinen Schriften giebst — hören würde, als den Punkt, worüber die jetzigen Schwärmer nicht einmal viel schwärmen, weil ihnen mehr an ihrem Woher als Wohin gelegen ist. Herderische, sogar Lavaterische, Analogien über das bestimmte Ob und Wie der Zukunft sind mir gleichsam Hin- und Herschritte und Wendungen in einem finstern Bergwerk, in dem man auf dem Boden einen lichten kleinen Fleck erblickt; man trifft vielleicht doch endlich mit dem Auge oben den Stral, der ihn macht und der in den Himmel ein wenig sehen läßt.

Baireuth, 21. Sept. 1809.

Deine liebe Handschrift fuhr wie ein Sonnenblick aus dem Winterhimmel in mein Aug' und Herz, lieber Heinrich. Ich erfreue mich, daß Du mich nicht ganz vergessen hast, und will daher nicht wägen, wie groß das Stück ist, das Dir von mir geblieben. Eigentlich sollten Freunde in dieser dumpfen Zeit sich näher aneinander drängen, um gegen die Verflüchtigung der Plane und Aussichten und der äußern Thätigkeit sich durch die innere der Liebe und der darin zurückwirkenden Vergangenheit einen festen Lebenskern zu bewahren. Es geschieht aber grade das Gegentheil; die Menschen lieben einander weniger, wenn sie neben einander nur zuzuschauen haben. In meinen sehr ernsten Dämmerungen (sie sind die fortgesetzte Friedenspredigt) wirst Du mehr für Dich finden, als in meinen komischen Werken, welche Dich, glaube ich, zu wenig ansprechen, wie mich zu viel.

Ueber Werner bin ich Deiner ästhetischen und philosophischen Meinung. Am tollsten wurde ich über seinen Luther; daß er aus Luther und Elisabeth solche zerflossene Frazzenschatten gemacht, dafür hätte ihm Luther seinen ächten Band Tischreden an den Kopf geworfen. Nicht die Darstellung des Mystischen ist hier die Entheiligung desselben, sondern die Armuth daran bei dem Bestreben den Leser in der Guckkastennacht unbestimmter Floskeln mehr sehen zu lassen, als der Kastenkünstler selber sieht und weiß. Die letzten Auftritte des Attila waren mir eine wahnsinnige Verschraubung aller menschlichen Empfindungen, wie sie nur jetzt florirt.

Aus einem Brief Jean Pauls

vom 18. Dec. 1810.

Ach! gieb uns doch Deine Gedanken, so wie sie funken- oder sternweise aus Dir springen. Was soll eine besondere steife Soldatenrechnung im Firmament? Ich habe bei Dir noch keine Wiederholung gefunden und zwar darum, weil Du organisch, nicht baukünstelnd (syllogistisch) erschaffst. Kann ein Vater denselben Sohn wieder erzeugen. Familienähnliche Brüder höchstens.

Mir thun jetzt Deine Schriften noth, und Leibnitz, den ich eben wieder lese und bewundere, erinnert mich zu oft an Dich. Ein solcher Doppelriese (von Philosophie und Mathematik), wie er gewesen, ist doch nie erschienen. Ueber seine fünf Briefe an Clarke und dessen fünf Antworten sollte man Vorlesungen zur Gymnastik halten, um zu beweisen, was Du einmal gesagt, daß auch in Wissenschaften Streiter nicht viel erobern, ausgenommen, setze ich hinzu, Fechterarme und Fechteraugen.

Auf Deine Seelenwanderung, nicht durch Leiber, sondern durch Systeme, freue ich mich innigst, zumal in der jetzigen Zeit, wo der meiste repos im Bücherrepositorium ist. Indeß verzagt niemand weniger an der Zeit oder Nation als ich; oder gar an der Vorsehung. Wer überhaupt in einer Theodicee irgend ein kleines Uebel mit der Gottheit zu reimen weiß, muß es auch mit jedem größeren können, da der Einwand bei Größe und bei Kleinheit derselbe bleibt. Sonnenfinsternisse und längste Nächte bedecken gleich sehr die Ursonne.

Jean Paul an Jacobi.

Baireuth, 21. Mai. 1813.

Mein alt und neu geliebter Heinrich! Dein Herzbrief hat mich überrascht, erfreut und betrübt. Letztes durch Deine gewiß nur augenblickliche Stimmung über die Verstimmung der Zeit. Wie? Du Belisar sprichst einen Mitkrieger unter Deinem Commando um einen Obolus an. Freilich, wer wird unter dem jetzigen Erdgeiste nicht der alte Belisar.

Auch ich habe ähnliche Verstimmungen des Augenblicks, und dergleichen ist schon zuviel für uns bloße Augenblick-Menschen; aber der Glaube an die längere ausgleichende und aussöhnende Zukunft kehrt mir sehr bald zurück; und ich wünschte nur ich hätte über den Menschengang hinter unserer Erdkugel so viele Gewißheit, als über den Völkerfortgang auf derselben. Die Zwei-

felstelle aus meinem Briefe in dem Deinigen *) bezog sich blos auf das elende kalte Mondlicht der Metaphysik, das ein Nebenmondlicht, ja ein Mondhoflicht ist, das oft so erbärmlich nach Zurückstralungen von Zurückstralungen der Selbersonne zu dem armen Herzen kommt, welches die Selbersonne näher in sich finden konnte, nur aber, wie Des Cartes die Erde nannte, als soleil encroute.

Welche Deutsche waren besser, die von 1770—1790 oder die jetzigen? Ich sage, die jetzigen. Alles Nebenwerk von Unglück, das eben so gut Erdbeben, Hungersnoth, Seuchen könnten gestiftet haben, überwiegt den Gewinn der Erweckung und Stärkung nicht. Der Krieg, der alles steigert und zusammendrängt, steigert auch die Hoffnungen zu einem Grade hinauf, der nie im Frieden statt hätte, wo man alles schwächer und später erwartet; und doch klagt man die Vorsehung über Fehlschlagen unmäßiger oder vorschneller Hoffnungen an.

*) „Mein Innerstes und Bestes hat jetzt (Aug. 1812) nur Hoffnung und Sehnsucht des Lichts, aber keines. Indeß kann man, sobald man das Licht nur recht will, ja warten; die Völker müssen auf dasselbe Jahrtausend warten, das Individuum aber nur bis an seinen Tod.“

Correspondenz-Nachrichten.

Darmstadt, 1. Januar 1827.

Da wir Deutsche einmal an die literarische Kost der Theaternachrichten unsern guten Magen gewöhnt haben, so könnte auch ich Ihrer Iris mit der ordinären Post regelmäßige Fracht zusenden, aber schon setzte zu gleichem Zwecke ein anderes dortiges Blatt das Horn an den Mund, und da überdieß Ihre Frankfurter Mitbürger, zum großen Behagen unserer Wirthe, sehr fleißige Besucher unserer Oper sind, so möchte ein Weiteres hierüber sogar eine deutsche Geduld auf allzuharte Probe stellen. Sehen wir uns also nach etwas Anderem um und betrachten wir, was außerhalb der Bühne das vergangene Jahr Schlimmes und Gutes gebracht hat. „Processe hatten gut Gedeihen“ — also heißt es bekanntlich in dem Jahrsbericht des guten Wandsbecker Boten und das Gleiche können auch wir sagen, denn nicht nur deren Quantität hat sich vermehrt, sondern einige zeichnen sich auch durch ihre Qualität aus. Neben dieser einen Art von Papierconsumtion hat noch eine andere, die sich für vornehmer ausgibt, im letzten Jahre stark bei uns zugenommen. Wie nämlich unsere Bevölkerung zugewachsen ist und, ungeachtet einer nicht unbedeutenden Anzahl von Aerzten, fast um ein Viertheil mehr Menschen geboren als gestorben sind, so haben sich auch die Kinder der Musen vermehrt und, außer manchen andern Erzeugnissen, haben im vergangenen Jahre zwei neue Tagblätter, eine Militärzeitung und ein Staatsbote, das Licht der Welt erblickt. Den Letzteren dürfen Sie ja nicht mit dem Offenbacher Staatsmann, unserm Landsmann und Ihrem Nachbarn, verwechseln, denn, obgleich Erzeugnisse desselben Bodens, sind beide doch sehr verschiedener Art. Der Staatsbote ist eine staatswissenschaftliche Zeitung für die deutschen Bundesstaaten, mehr referirend als räsonnirend. Die Nummern unserer Regierungsblätter sind in vorigem Jahr nur auf 56 angewachsen, während wir in andern Jahren 60 und mehr zählten. Zum Theil kommt dieß daher, daß unser Landtag sein Ende noch nicht erreicht hat, denn wenn dieß einmal geschehen ist, werden die Resultate desselben, in einer Fülle von Verordnungen, über das Land hinströmen. Welche wichtige Fragen auf unserm Casino discutirt werden, mag man aus Folgendem entnehmen. Wegen eines nächstens zu haltenden Balles war die Frage: ob man darauf in langen oder in kurzen Beinkleidern erscheinen könne. Da erhitzten sich die Gemüther und, wie in England einst der Kampf der weißen und der rothen Rosen, so entbrannte hier der Kampf der kurzen und der langen Hosen. Noch schwankt er unentschieden und die Einen stützen sich auf Herkommen und Schicklichkeit, die Andern wahrscheinlich auf die absoluten Menschenrechte. Aber wie es öfters zu geschehen pflegt, so scheinen uns auch hier die strengen Verfechter des Herkömmlichen der Anarchie selbst in die Hand zu arbeiten; denn sind wir in unsern kurzen Hosen nicht schon halbe Ohnehosen und wie weit haben wir dann noch bis zum völligen Sansculottismus? So weit wird es denn doch wohl nicht kommen! Sondern wir hoffen, daß irgend ein genialer Schneider, als vermittelndes Prinzip, die getrennten Partheien in Einer neuen Art von Hosen vereine, die allenfalls bis auf die halben Waden, als der weisen Mitte zwischen beiden Extremen, herabreichen könnten.

Berichtigung.

In der Iris Nr. 259. S. 1040, Sp. 1, Z. 2 von unten ist zu lesen Adel statt Tadel. In Nr. 4 der Zeitung S. 16, Sp. 1, Z. 3 heiligen statt heimlichen; und in Nr. 3 der Iris S. 12, Sp. 2, Z. 15 v. u. Ruhe st. Mühe.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 5. Sonntag, 7. Januar 1827.

In der Nacht.

Sanfte Ruhe schwebet auf der Erde,
Bleiche Sterne flimmern durch die Nacht,
Und im stillen Dunkel sind Gefühle,
Ach so süß und schmerzlich, mir erwacht!
Die Vergangenheit mit ihrem Zauber
Tritt vor die bewegte Seele hin,
Trägt das Bild entschwundner Seligkeiten,
Und entschwundnen Schmerz vor meinen Sinn.

Und vorüber an der Kindheit Träumen
Gleitet sehnend meine Phantasie,
Wo das Leben mir so schön geblühet,
Wo es mir so reiches Glück verlieh.
Ach, vorüber sind die goldnen Zeiten
Und zerronnen ist das süße Glück,
Aus der Ferne nur, wie Nebel dämmernd,
Bringt es die Erinn'rung mir zurück!

Wie so liebreich seht ihr holden Sterne
Mich doch an mit eurem sanften Licht!
Blickt durch euch die Mutter mir von droben
Mit dem engelfreundlichen Gesicht?
Winkt vielleicht der Vater seinen Segen
Mir in eurem himmlisch milden Glanz?
Seyd ihr Boten meiner fernen Lieben
Aus dem hehren, ew'gen Sphärentanz?

Was es sey! ihr seyd mir Segensboten,
Es umweht so labend mich, so mild,
Wenn ich hoffend zu euch aufwärts schaue,
Wird das Sehnen meiner Brust gestillt.
Da hinauf will ich mich freudig wenden,
Wo ein leises Flüstern zu mir spricht:
Aus verworrnen, dunklen Lebenspfaden
Will ich führen dich zu meinem Licht!

Luise.

Selbstbiographie einer Feder.

Seitenstück zur Pariserin. S. Iris von 1826. Nr. 192.

Eine entfernte Verwandte in Paris hat ihre Denkwürdigkeiten herausgegeben; Grund genug für eine patriotische Deutsche, für eine Flachsenfingerin vorzüglich, ein Gleiches zu thun.

Ueber meine Herkunft weiß ich nichts Bestimmtes, und warum sollte ich mir auch die undankbare Mühe geben, sie erforschen zu wollen, da doch so viele in der Welt eine wichtige Rolle spielen, ohne mit einem Gedanken nur auf die unansehnliche neblige Bahn zurückzuschauen, auf der sie zu der Höhe ihres Ranges empor gestiegen. Dunkel nur entsinn ich mich, daß meine Mutter dem Andenken meines Vaters fluchte: der falsche Verräther schnatterte von Beständigkeit und Treue, umstrickte, der Heuchler! die Sinne der gutmüthigen Gans, mordete ihre Unschuld — ich ward ein Kind der Liebe und der Bosheit; zwei Eigenschaften, welche durch die ganze Laufbahn meines Wirkens mich begleiteten. Ich

bestand die Feuer- und Wasserprobe mit musterhaftem Heroismus und trat hierauf in der Schwanenhand einer liebenswürdigen Dame zum Erstenmal in das schwarze Leben — schwarz, weil ich es nur durch das Tintenfaß kennen lernte. Sie saß, das Madonnenköpfchen, von dem das seidne kastanienbraune Haar, nachlässig geordnet, in leichtfertigen Locken herunterwallte, nachdenkend auf den Lilienarm gestützt und schrieb die Titel der lesenswerthesten Werke aus dem neuesten Catalog der besuchtesten Lesebibliothek; — da bewegte sich in abgemessenen Schritten eine lange hagre Gestalt durch den Eingang, welcher zum Göttersitz der schönen Dilletantin führte, verbarg mit der einen Hand die kaum ausgerauchte Tabackspfeife in die rechte Tasche des längst verwachsenen englischen Fracks, und überreichte mit der andern die Rechnung seines Herrn und Gebieters über drei Tausend Bände.

Madame werden gütigst verzeihen, begann der Bote der Leihbibliothek und nahm bedächtig die braune Mütze von dem roth leuchtenden Haupte.

Ganz gut, um so besser; Sein Herr aber soll mich von heute an in Ruhe lassen mit seinem Bücherkram. Es ist schreiend für das ungeheuere Geld, für dreißig Kreuzer jeden Monat nicht ein einziges ordentliches Buch! Hier sitze ich eine Stunde und blättere. —

Madame werden erlauben, versetzte der treue Diener des Bildung-Instituts, daß ich die ganz herrlichen Romane von Walter Scott in Erinnerung bringe.

Walter Scott! der fehlte mir noch, entgegnete meine anti-bibliothekarische Meisterin, die, wie es schien, weit eher eine Rechnung als eine Antwort schuldig blieb. — Das Geplärr, das langweilige Geträtsch, die weitschweifigen Gespräche, die umständliche, weit ausgesponnene Genauigkeit — vom bloßen Hörensagen möchte man sterben vor Langeweile.

Aber Wieland, Herder, Goethe, Jean Paul, entgegnete der lungenfeste Bibliothek-Anwald, und verzog etwas ärgerlich die patriotische Unterlippe. Jean Paul, Madame, wiederholte er, und blickte neugierig forschend auf die im Catalog blätternde, versteckte Leserin, Jean Paul? lispelte er in einem dritten, bedeutungsvollen Athemzuge.

Aber, um aller Heiligen willen, was wollen Sie denn nur mit diesem ächzenden gespensterartigen Jean Paul; den kein Mensch in der Welt, ich möchte kühn behaupten, der sich selbst nicht versteht. Ich besitze seine Werke eigen, sie liegen beständig auf meinem Nachttische, auf meinem Kaffeetische, aber, aufrichtig gesagt, der Mode des Vorurtheils, der Gesellschaften wegen, die ich empfange — das ist Alles.

Alles! gab das Echo des lebendigen Buchregisters zurück, in diesem Fall, Madame, fügte er bitter lächelnd hinzu, empfehle ich Ihnen den Mann im Monde, und den himmlischen Clauren.

Jetzt sind Sie auf dem rechten Wege! — Mimili, Vergiß mein nicht — Clauren! der Mann versteht die schwere Kunst, zu unterhalten, die Zeit zu vertreiben.

Ja wohl! zu vertreiben! stöhnte etwas aufgebracht der dienstbare Geist im verwachsenen Frack: Sie wünschen also das Abonnement aufgehoben, Sie befehlen keine Bücher mehr?

Wie kann ich anders? Clauren, Kotzebue, den Mährchensammler, den Anekdoten-Almanach, kann ich auswendig. Ordentliche Werke haben Sie wenig, oder gar keine. Gestern plagte mich die entsetzlichste Langweile, der Himmel war trübe, ich schickte mein Mädchen nach Casanova's Memoiren, und was denken Sie? Nicht zu Hause! gibt man ihr zur Antwort; dergleichen gediegne Produkte sollte jede gute Bibliothek zehnfach in Vorrath haben.

Casanova's Memoiren, in Verbindung mit Clauren und dem Anekdoten-Almanach, waren ein allzustarkes Gewicht für des Boten Geduldfaden, er riß; meine Dame sollte ihm nur noch die schriftliche Aufkündigung geben, wie die neue Leseordnung sie vorschrieb, er erhielt sie von der belletristischen Ketzerin durch mich und verschwand.

Eine hohe Mannsgestalt, das schwarzgraue Haar verworren über das Antlitz geworfen, stürzt herein. Um Gotteswillen, Adalbert, was ist vorgefallen? schrie meine Herrin und flog in die Arme des Gatten, um der ewigen Barmherzigkeit willen, schluchzte sie, als statt einer Antwort sein Blick wehmüthig in die Wolken flog, verhehle Deinem treuen Weibe nichts, der Schmerz ist nur halb so groß, wenn theilnehmende Herzen ihn theilen. Diese Rede voll Liebe und Zärtlichkeit zündete in dem erstarrten Herzen des beinahe Verzweifelten; er sammelte die zerrütteten Lebensgeister und — die Börse, die Darmstädter Loose, die Gasspekulation, ich bin verloren, war Alles, was die ungeduldig Fragende erfahren konnte. Da sank Laura in gerechtem Schmerz an die Brust des trüben Gasspekulanten, heiße Thränen entquollen dem seelenvollen Auge. Wir werden also keine Equipage mehr halten? Adalbert, keine Loge mehr, keine Soirees, kein Moden-Journal, keine Gouvernante? wollte sie im Drange ihrer Gefühle hinzufügen, aber sie schluchzte laut, die Gouvernante blieb stecken. Wäre Rossini zugegen gewesen, er würde eine große heroische Oper, und für diese Scene einen himmlischen Walzer erdacht haben, der den Tanz von der Börse nach Hause in characteristisch verständlichen Tönen ausgedrückt hätte.

Tritte auf der Hausflur störten das bedrängte Ehepaar; der junge Hülfreich, ein Bewohner des Hauses, trat herein; die weiten faltigen Beinkleider, das Geklirr der Sporen, der weiße Flaus gaben ihm das Ansehen eines ächten Musensohnes.

Meine Zudringlichkeit, begann er und nahte sich mit Anstand und Bescheidenheit, wird minder strafbar erscheinen, wenn ich Ihnen sage, daß ich von dem Unfalle unterrichtet bin, der Sie betroffen. Ich nehme den innigsten Theil daran, und werde mich glücklich schätzen, Ihren Schmerz zu mindern. Die heutige Lotterie-Ziehung hat mich in den Stand gesetzt, es zu können; erlauben Sie mir die Wollust, es zu dürfen,

und mit freudigem Lächeln zog er aus der linken Tasche des warmen Flausses die glückliche Nummer, welcher der bedeutende Gewinn zugefallen, und überreichte sie dem Gasspekulanten mit seltsamem Erröthen.

Wie soll ich Ihnen danken für diese Großmuth, edler junger Mann? da legte der ächte deutsche Jüngling die Hand auf's treue Herz, das hoch schlug durch den dichten, stahlbeknöpften Flauß und erflehte mit glühender, heißer Sehnsucht Minna, die zarte Tochter des Hauses, zur Gefährtin seines Lebens. Die mir das Leben gaben, fuhr er fort, sind längst dahin; ich stehe ganz allein auf dem weiten Erdenrunde, wollen Sie mir nicht Vater, wollen Sie nicht meine Mutter seyn? Kaum waren diese Worte in banger Erwartung den bebenden Lippen entflohen, als Minna selbst, der sechzehnjährige Engel, eintrat, und beim unvermutheten Anblick des still geliebten Jünglings, der sich bis jetzt nie vor ihren Eltern hatte sehen lassen, mit einer schreckhaft freudigen Bewegung zurücktreten wollte. Das Erröthen der schönen Wange, die sanften blauen Augen auf den Boden geheftet, der stürmisch wogende Busen, die jungfräulichste Befangenheit, waren eben so viele Barometer, welche den Stand ihres Herzens deutlich verkündeten. Ich schwelgte in einem Meere von Wonne und Entzücken, als der elterliche Segen die Liebenden zu ewigem Bunde weihte; der Gas-Spekulant eilt unter lautem Jubel an das Pult, worauf ich, die ruhige Beobachterin, in froher Erwartung lag, ergreift mich und schreibt die denkwürdigen Worte:

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück;
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Papieres-Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben
Und sieh'! ihm fehlt kein theures Haupt —

legt mich hierauf sanft nieder auf meine vorige Stelle und eilt mit dem beschriebenen Blatte zu der glücklichen Braut, um durch einen so deutlichen Wink jede Spur von Gram, jede neidische Wolke zu verbannen, welche das Antlitz des theuren Mädchens umdämmert hielt. Ein Thränenlächeln noch, und die Morgenröthe der Freude brach glanzvoll hervor; Hülfreich, der, einige Familien-Verhältnisse zu ordnen, auf acht Tage verreisen mußte, zog sein Stammbuch hervor, und erbat sich einige Zeilen des Andenkens von der Geliebten Hand; das süße Kind berührte mich, die glücklichste Dienerin, aber umsonst, sie fing an, setzte ab, fing wieder an, setzte wieder ab, ward ungeduldig, scharrte mit dem Füßchen, trippelte, beschuldigte mich des Verraths an ihrer Treue, kneipte, peinigte mich, riß endlich, als die ganze Gesellschaft über die junge Dichterin laut auflachte, das Fenster auf, und schleuderte mich beschämt hinab auf das harte Straßenpflaster.

(Schluß folgt.)

Charade.

Mein Erstes ißt, trinkt, spricht, und wird gelitten,
Mein Zweites dient für Herden, Häuser, Schlitten;
Doch wer mein Ganzes giebt, ist ohne Sitten
Und wer es still empfängt, nie mehr gelitten.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Samstag den 30. Dec. Die Sängerinnen auf dem Lande. Oper in 2 Abthl. Musik von Fioravanti.

Sonntag den 31. Die Vertrauten. Lstsp. in 2 Abthl. Hierauf: Sieben Mädchen in Uniform. Vaudevilleposse in 1 Aufzug. Mad. Brauer spielte die Rolle der Julie in recht munterer Laune und — was besonders zu rühmen — verletzte dabei die Bescheidenheit nicht. Ein lebhafter Beifall belohnte sie.

Montag den 1. Januar 1827. Ein Prolog, gesprochen von Hrn. Weidner. Hierauf: (Zum Erstenmale) Hauptstadt und Provinz. Lustsp. in 5 Abthl. Nach dem Engl. Town and Country des Thomas Morton, frei bearbeitet von Carl Blum. (Manuscript) Das Publikum hat mit ungewöhnlicher Strenge ein verdammendes Urtheil über dieses Lustspiel gefällt. Uns geziemet es, frei von Gunst oder Haß, darüber nach bester Ueberzeugung zu berichten. In den ersten vier Acten des Stücks bewegt sich ein zahlreiches, zum Theil überflüssiges, Personale, wodurch Regsamkeit in die Handlung kommt, diese entbehrt aber einer verständigen Bindung. Der fünfte Act ist matt und schleppend, weil von der Menge der handelnden Personen nur etwa Sechs übrig bleiben, welche den mühsam geschürzten Knoten in ungebührlicher Dehnung entwirren. Die aus dem Conflict verschiedener Charactere und Sitten hervorgehende Handlung selbst läßt sich ohne langweilige Umschreibung nicht erzählen. Wir verschonen unsere Leser damit und beschränken uns auf eine kurze Skizzirung der Hauptpersonen in der Reihenfolge, wie sie der Anschlagzettel aufführt. Cossey (Hr. Otto). Ein alter, gutmüthiger Londoner Kaufmann, dem die in einem soliden Handel gewonnenen Pfunde nicht ans Herz gewachsen sind. Hr. Otto gab ihn mit Fleiß und Liebe aus einem Guß, so wie er denn überhaupt in Rollen, deren Grundton Bonhommie ist, stets leichter und unbefangener sein Gefühl walten läßt. Trot (Hr. Leißring). Ein auf dem Lande wohnender reicher Fabrikherr, durch und durch Geschäftsmann, der die Welt und alles, was sie genußreiches bieten mag, in seiner Fabrik findet und daher außer derselben, besonders in der Hauptstadt, als Ka-

ricatur erscheint; übrigens beugt er sich unter das Scepter einer dünkelvollen Frau (Mad. Ellmenreich). Hr. Leißring hob jede Eigenthümlichkeit des Mannes heraus. Im ersten Act, wo er in seinem Element, seiner Fabrik, ist, sehen wir ihn kräftig, lebensmuthig, wohl auch launicht; in der Hauptstadt dagegen schien er wie zerbrochen; damit hauptsächlich bewies er uns, daß er über seine Aufgabe nachgedacht habe. Mad. Ellmenreich war in der Kleidung ein wenig zu sehr karikirt, sonst als Haustyrannin furchtbar genug. Plastic (Hr. Kirchner). Sohn aus erster Ehe der Dame Trot. Ein junger Taugenichts der unverbesserlichen Art, wie sie der gewissenlose Verkehr in Hauptstädten bildet. Hr. Kirchner hatte ihn nur oberflächlich aufgefaßt und war an vielen Stellen unverständlich. Riuben (Hr. Fehringer), der älteste Sohn eines Landschulmeisters, kräftig und edelgesinnt, dabei zwar ohne städtische Politur, aber demohngeachtet durch seine Geradheit und tiefe Gemüthlichkeit anziehend. Hr. Fehringer zeigte sich in dieser Rolle sehr achtungswerth; seine innersten Gefühle erklangen in der Betonung seiner Rede, und wie im Wort, so auch in den Zügen seines Angesichts offenbarte sich Wahrheit des Charakters und redlicher Wille. Kapitain Glenroy (Hr. Rottmayer), Riubens jüngerer Bruder; ein leicht erregbarer junger Mann, der in die Verderbnisse der Hauptstadt verstrickt ist und ohne die Hülfe seines Bruders und des wackeren Cossey darin untergehen würde. Hr. Rottmayer gab diese nicht sehr dankbare Rolle mit gewohntem Fleiß. Honorine (Dem. Lindner), des Kapitains Gattin; sie ist dem Prunk der vornehmen Welt ergeben; aber nicht ohne Sinn für die stillen Freuden des häuslichen Lebens. Dem. Lindner verschmähte es, mit dieser Rolle dem Kranz ihres Ruhms ein Lorbeerblatt mehr einzufügen. Ueber einige dem Ausdruck des Gefühls durch Mimik günstige Momente ging sie leicht hin. Am Schluß, wahrscheinlich ahnend das Schicksal des Stücks, für dessen Abwendung sie so wenig gethan, entfernte sie sich zu früh von der Scene. Diese Willkühr verdient eine ernste Rüge. Rosalie Sommers (Dem. Urspruch). Ein auf dem Lande erzogenes, anspruchloses, den edlen Riuben treu liebendes Mädchen, welches von Dem. Urspruch mit erfreulicher Innigkeit und Wärme dargestellt wurde. Endlich Jacky Hawbuck (Hr. Hassel). Ein dummdreister, täppischer junger Bursch, der nicht ohne Beziehung dem Verführer Plastic zur Seite steht; Herr Hassel repräsentirte ihn mit der ganzen Impertinenz der Gemeinheit und zog die Lacher auf seine Seite. Die übrigen Personen, weniger in die Handlung eingreifend, übergehen wir. Im Ganzen war das Stück, dem wir keineswegs eine Lobrede zu halten gedenken, gut einstudirt. Schade nur! daß mit demselben der darauf verwendete Fleiß unterging. — Der inhaltschwere Prolog wurde von Hrn. Weidner trefflich vorgetragen; einigen gewagten Stellen wußte er durch den Ton die Schärfe zu nehmen! —

Dienstag den 2. Die Bekehrten. Lustsp. in 5 Abthl. von Raupach. Hierauf: Ich irre mich nie! Lustsp. in 1 Aufz. Nach dem Franz. von Carl Lebrün. Das Raupachsche Lustspiel ist bei Gelegenheit seiner ersten Aufführung auf unserer Bühne verschiedentlich sehr unfreundlich beurtheilt worden und doch ist es das erste gute Lustspiel, das seit Jahren aus dem dürren Boden der dramatischen Literatur in frischer Kraft hervorstieg. Die mit fester Hand gezeichneten Charactere, wenn auch der italienischen Komödie nachgebildet, die einfache und doch lebenvolle Handlung, die gefällige, witzreiche Sprache, die heitere Ironie, die über dem Ganzen schwebt und aus welcher der rechte Sinn der Handlung geschöpft werden muß, konnte man nicht tadeln und griff das Stück von Seiten der Wahrscheinlichkeit an. Wem aber ist es wohl jemals eingefallen, bei Moliere's Geitzigen, bei Holbeins Zinngießer, nach der Wahrscheinlichkeit zu fragen? Jede dramatische Dichtung, vor allen das Lustspiel, darf sich bis zur äußersten Grenze des Möglichen bewegen und die Möglichkeit kann der Handlung, die den Bekehrten zum Grunde liegt, nicht streitig gemacht werden. Auch hat man die moralische Affectation leicht entzündbarer Gemüther, die in jedem mehrfach deutbaren Wort sogleich den schlimmsten Sinn ahnen, aufschreien gehört: diese möchten sich wohl weder durch Beispiele noch Gründe bekehren lassen. Genug, bei der guten Darstellung, die das Stück auf unserer Bühne findet, kann man von Herzen froh werden und was will man mehr? —

Mittwoch den 3. Das unterbrochene Opferfest. Op. in 2 Abthl. Musik von Winter.

Donnerstag den 4. Der Großpapa. Lustsp. in 1 Aufz. Nach dem Franz. von Frieder. Ellmenreich. Hierauf: Trau, schau, wem! Lustsp. in 1 Aufz. von Carl Schall. Zum Beschluß: Die Wiener in Berlin. Liederposse in 1 Aufz. von Carl von Holtei.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 9. Jan. Erinnerung, Lustsp. (Waredamm: Hr. Ludwig).

Mittwoch den 10. Der Bräutigam aus Mexico, Lustsp.

Donnerstag den 11. Sargines, Oper.

Samstag den 13. Die Reise zur Hochzeit. Lstsp. und: Der grade Weg der beste, Lstsp.

Sonntag den 14. Der Freischütz, Oper.

Berichtigung.

In der gestrigen Iris in der ersten Zeile der zweiten Spalte ist zu lesen verbinde statt verbände.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 6. Dienstag, 9. Januar 1827.

Gelegenheits-Sonett zu einem Blumenstrauß im Winter.

Hält auch der Winter starr die Erd' umschlossen,
Gelingt es doch des Gärtners treuem Warten,
Das Haus zu machen uns zum Frühlingsgarten,
Mit zarten Blumen, die im Zimmer sprossen.

So blüht der Frauen Liebe mild erschlossen,
Des Hauses Heiligthum nach allen harten
Kämpfen des Lebens draußen uns als Garten
Darbietend, sanft von Frühlingsschein umflossen.

Drum soll als Sinnbild man den lieben Frauen
Zur harten Winterszeit die frühlingsholden
Blumen zur Huld'gung und Begrüßung bringen.

Am neuen Jahr besonders, im Vertrauen
Neu sey das Leben nur, wann sie's vergolden,
Alt, wann uns diese Sterne untergingen.

A.

Seufzer.

Nimm mir alles, ew'ge Liebe,
Nur von dir, von deinem Busen,
Ach verstoß', verstoß' mich nicht!
Gieb mir Kraft an dir zu halten,
Daß die finsteren, die kalten
Erdengeister nimmer walten
Ueber meines Lebens Auen!
Laß mich fühlen, laß mich schauen
Allzeit deinen Himmelsfrieden,
Und umschirmt von ihm hienieden
Und umfangen meine Pfade
Wandeln in des Ew'gen Gnade!

K. C.

Selbstbiographie einer Feder.

(Schluß)

Die Aussicht auf dieser Luft-Promenade war nicht die angenehmste; aber der Nord-Ostwind war mir günstig; er ließ die Unschuld nicht sinken und trug mich auf seinen Flügeln mitten durch die zerbrochene Fensterscheibe in ein Dachstübchen des nahen Schustergäßchens der guten Stadt Flachsenfingen. Der Bewohner dieser Klause, Herausgeber einer Monatschrift, mit einem wohlklingenden Namen, woran noch wie ein lockendes Wirthshaus-Schild der Doktortitel befestiget war, erblickt mich, stürzt auf mich zu, und ruft die mir unerklärlichen Worte: Sterben sollst du! — Wahrlich ein so schreckliches Loos, durch Mörderhand zu fallen, hatte ich nicht verdient. Ich durchlief die ganze Reihe meiner Thaten, meinen ganzen Lebenswandel rief ich in's Gedächtniß zurück, ich gedachte des verunglückten und nun geretteten Banquiers, seines gebesserten Weibes, durch Unglück auf die Bahn der Tugend zurückgeführt, ich gedachte der undankbaren Braut, welche mich in's Elend gestürzt, auch des Nord-Ostwinds gedachte ich, der mich gerade hierher geführt. Alles konnte ich finden, nur meine Sünden nicht. Ich betete still, bereit mich mit Ergebung in das unabän-

derliche Schicksal zu fügen — da fiel mir plötzlich die Binde von den Augen — nicht ich — bewahre der Himmel! der Held eines Gedichtes sollte sterben, welches mein neuer Vormund im Werke hatte; — ich prieß die Vorsehung für diese glückliche Wendung meines Jammers, ich bat dem ehrlichen Nord-Ostwind das Unrecht ab, das ich ihm im Geiste zugefügt, aber der Schreck der so nah geglaubten Execution hätte meine Glieder gelähmt, um alle Schätze Peru's hätte ich in diesem Zustande kein Zeichen geben können, — und Dank der Vorsehung, der verurtheilte Held blieb am Leben. Das Manuscript fuhr in die Tasche, um am ersten des nächsten Monats die Bewunderung der Lesewelt zu werden, und mein Herr trat an dasselbe Fenster, durch das mich der Wind getragen hatte; unter dem grünen Schirme seiner Mütze aber blinzte er schelmisch verstohlen nach einem weiblichen Gegenüber, das, ein blinkendes Kännchen in der Hand, Rosen begoß und Vergißmeinnicht. Mein Herr seufzte, das Frauenzimmer schlug die Augen nieder und sprach:

In raubes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust;
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.

Wehmüthig und wie ein verschmähter Liebhaber sich nur geberden kann, kehrt der Monatschriftner zu seiner Schreibtafel zurück, nimmt auf's neue meine Bereitwilligkeit in Anspruch und schreibt:

Geliebte meiner Seele!

Wie ich eben hörte sind Sie gesonnen Soldat zu werden, und statt der schönen Corsets à la Marie Stuart in rauhes Erz Ihre zarten Glieder zu schnüren. — Sie wollen vielleicht gar nach Griechenland gehen, um Sclavin eines Türken zu werden, während Sie hier unumschränkte Gebieterin meines Herzens sein könnten. Wenn Ihnen mein Leben lieb ist, so vermeiden Sie jede Gefahr. Ihren Verlust würde ich nicht überleben können. Ich will ihnen das Daseyn versüßen, ich kann es, denn ich bin Herausgeber einer beliebten Monatschrift, sie soll wimmeln von verblümten Versen und Sonnetten an meine Geliebte; — Ihre theatralischen Leistungen sollen in meinen Rezensionen für die vortrefflichsten in Deutschland gelten, und nie werde ich aufhören, Ihr unterthänigst-schmeichelhafter Anbeter zu seyn.

Ein Dienstmädchen überbrachte das Billet, zugefaltet und versiegelt der jungen Schauspielerin; die Antwort kam sogleich zurück, sie war auf Velin-Papier mit vergoldetem Rande geschrieben:

Mein Herr!

Der Einfall ist drollig, daß Sie eine Stelle aus der Jungfrau von Orleans, die ich einzustudiren im Begriff bin, für die Antwort auf Ihre verliebten Seufzer betrachten. — Ich räume gerne ein, daß Sie meinem Herzen nicht gleichgültig sind, — lieben aber, was wahre, treue, ungetheilte Liebe heißt, kann ich Sie nur dann erst, wenn Sie mir ungeheuchelte Proben Ihrer Zuneigung werden gegeben haben. Erfahren Sie die Mittel dazu, als einen Beweis, wie sehnlich ich wünsche, daß Sie diese Proben erfüllen möchten. Morgen spiele ich das Kätchen von Heilbronn. Vor Anfang des zweiten Acts, lasse ich mich unpäßlich melden, weil ich um diese Zeit zu einem Ball geladen bin, — dem Vermuthen nach wird die Roßberg mich vertreten müssen. Sie und Ihre Freunde zischen im Parterre, — und Ihr Journal berichtet so beißend wie möglich über den Vorgang. Dann kann ich mich vielleicht entschließen Sie zu erhören.

Außer sich vor Freude vergißt mein Herr, daß ich hinter seinen Ohren mich befinde, stülpt den Hut auf, und fliegt die Treppe hinunter, um der liebenswürdigen Actrice persönlich zu danken; ihre Thüre war verschlossen; er muß den Ausdruck seiner Gefühle in der bewegten Brust bewahren. — Auf der Straße greift er nach der Tasche, und, großer Gott! schrie er, mein Manuscript ist verloren, — er eilt in seine Wohnung, wirft in der Angst einer Bäurin den Eierkorb vom Kopfe, tritt einer schwarzgrauen Katze, die auf der Treppe sitzt, auf die Pfote, daß sie laut aufschreit, und hört auf der Hausflur ängstlich froh seinen Namen rufen. Ein Mann von kränklichem Ansehen, auf einen Stab gestützt, überreicht das Manuscript. — Wer sind Sie tugendhafter, göttlicher Mann? fragte mein Gebieter. Ich bin Herausgeber einer Wochenschrift, erwiederte der ehrliche Finder, ein harter Unstern hat mich getroffen; meine Berichte sind ausgeblieben, ich weiß nicht was ich morgen geben soll. — Wissen Sie, was dieses Papier enthält? — Nein! Nie habe ich mich mit fremden Federn geschmückt! — Er schied. — In ein verfallenes Haus trat der redliche Finder eines kostbaren Manuscripts. — Mein Herr folgte, öffnete leise die Thüre; da lag der gute Mann auf den Knien und flehte um Stoff für sein Blatt. Gegenüber am Spinnrade saß die andere Hälfte der Redaction. Beiden floß der Angstschweiß von der Stirne. Mein Herr war gerührt. Er konnte länger sich nicht mehr halten, und das ganze Manuscript lag auf dem Tisch der Bedrängten. Kein Wort des Dankes!

So eilte er fort und ich mit ihm. Selig entzückt über den beispiellosen Zug von Großmuth, womit ein junger Schriftsteller den Ertrag seiner Geisteskräfte, die Frucht seiner Bemühung für das Wohl seines Mitmenschen opferte, und in Betrachtungen versunken über den räthselhaften Gang der Vorsehung kehrte ich mit meinem Gebieter in das Schustergäßchen zurück, um unser Dachstübchen zu erreichen. In leichter Sommertracht, das Häubchen flüchtig über das schwarze glänzende Haar geworfen, stand Frau Wohlgemuth, die Eigenthümerin des Hauses, auf

der Schwelle, und Blicke der Neugier flogen hin und wieder auf die vorübergehenden Fremden und Bekannten, wie auf die Fenster der Nachbarn; denn Abends im Kränzchen mußte Frau Wohlgemuth Bericht erstatten über die wichtigsten Ereignisse im Bezirke des Schustergäßchens, wollte sie nicht unbeachtet dastehn vor den wortführenden Damen der entlegenern Straßen. Die kleinen blinzelnden Augen, das schelmische Lächeln, verriethen ihre Zufriedenheit mit der Erndte, die sie gehalten. Mit erkünsteltem Mitleid berichtet die Neuigkeitskrämerin, daß die junge Schauspielerin gegenüber plötzlich verschwunden sey. Der aus seinem süßen Traum Aufgeschreckte staunt — zittert — biegt den Kopf zurück, um einmal noch hinauf zu schauen nach dem höchsten Gipfel seiner Seligkeit — und ich, durch diese Richtung in meiner Ruhe aufgestört, gleite hinter dem Ohre weg und war verloren, wäre nicht ein muntrer Knabe, der meinen unglücklichen Fall bemerkt hatte, von seinen Gespielen weg zu meiner Rettung herbeigeeilt. In kindischer Freude über den Fund und doch nicht ahnend, zu welchem Gebrauch ich bestimmt sey, macht er mit mir seinem ältesten Bruder ein Geschenk. Dieser theilte mich in drei Theile, warf zwei davon durch's Fenster, und mit dem dritten, dem Kerne meines Wesens, zierte er die Spitze einer Cigarre. So ward das Leben mir verbittert; angeschwärzt von allen Seiten war ich des Daseyns müde, als eines Tags der fleißige Raucher die wie er glaubte erloschene aber noch brennende Cigarre auf den Ofen niederlegte. Langsam fortglimmend erreichte mich die verrätherische Glut und dasselbe Element, welches mich in's Leben geführt hatte, gab mir den Tod, der eben nicht zu den sanftesten gehörte, mich aber doch, wie der Leser sieht, nicht gehindert hat, mein Leben zu beschreiben.

S.

Ein Wort über Recensenten und Recensionen.

Wer im Gebiete der Wissenschaft selbst schaffen kann, befaßt sich selten mit Critik und überläßt vielmehr der Zeit und dem Urtheile jedes Einzelnen das Geschaffene zu würdigen. Was hingegen allein in der Critik Ruhm, Ehre und Nahrung sucht, ist gewöhnlich nur literarisches Gewürme, welches an den Schöpfungen Anderer nagt, und sich ohne Beruf, ohne Garantie der Unbefangenheit, ja gewöhnlich ohne frühern Beweis eigener Tüchtigkeit dem Publikum keck zum Richter über sein geistiges Eigenthum aufdringt. Diejenigen aber, welche selbst nichts leisten können, sind immer schlechte Beurtheiler der Leistungen Anderer und versuchen gleichsam nur als Castraten Unterricht in der Bevölkerungskunst zu geben! Jeder getreue Unterthan, der seine Abgaben bezahlt, darf im wohlgeordneten Staate eben so gut mittelmäßiges, oder auch selbst dummes Zeug schreiben als sprechen, wenn er Verleger und Leser dazu findet, und wäre dieses nicht der Fall, so könnten wir uns unmöglich jedes Jahr mit einer so ungeheuern Büchermasse heimgesucht finden. Unabhängige Köpfe achten auch die Unabhängigkeit Anderer, aber die eitle Beschränktheit ist immer despotisch, will alles in den engen Kreis ihres geistigen Bereichs gebannt wissen, darin in Reihe und Glieder stellen und nach Willkühr regieren. Der menschliche Geist läßt sich jedoch weder im Treibhause erziehen, noch unter dem Schnitte des Recensentenmessers halten, wenn derselbe wahrhaft gedeihen soll. Er verlangt Freiheit, frische Luft, Licht, Regen und nicht die gnädige Fensteröffnung, das laue Treibhauswasser der Aufmunterung zunftgerechter Treibhausknechte. Nur zu seinem großen Nachtheil wird der Wissenschaften Baum in andere Umgebungen verpflanzt und die Erfahrung hat bewiesen, daß auch bei der academischen Stallfütterung für die Wissenschaften wenig gewonnen werde. Wenn also keine Gesellschaft der Schöpfer Nutzen bringen kann; was soll von einer blosen Tadelscompagnie zu hoffen seyn, und wie leicht könnte dieselbe am Ende in eine Mauthanstalt und literarische Gensd'armerie ausarten, welche alles geistige Eigenthum stempeln, Patentideen schaffen, erhalten, deren Widersager verfolgen und Autodafes errichten wollte! — Können es ihre Mitglieder besser machen, als die andern Schriftsteller, so mögen sie dieses thun, und sind sie solches nicht im Stande, so hat auch deren Critik keinen Werth. Das literarische Zahnen fängt fast immer mit critischem Zucken an! Junge Hunde, welche noch keinen Hasen zu fangen vermögen, zernagen Alles was ihnen vorkommt! So ist auch besonders die Schriftstellerjugend zur Belehrung und Critik geneigt, während sie selbst noch in die Schule gehen sollte! Wie mancher geistiger Flickschneider, welcher sich nicht einmal zur Idee eines neuen Rocks erheben kann, tritt nicht kühn in die Schranken der Recension, schreit gegen Neuerungen und sticht mit seiner Nadel nur sich, ohne selbst das getadelte Buch verstanden zu haben. Die Tadelsucht ist aber gewöhnlich nur eine Kopfkrankheit derer, welche keine Productionskraft besitzen, und die mittelmäßigste Schöpfung hat immer noch mehr Werth als die beste Critik. (?) Es verräth daher keine geringe Anmaßung, wenn sich in dem großen freien Gebiete der Wissenschaften eine Gesellschaft eigenmächtig zur Magnetnadel — zum Regulator aufzuwerfen versucht, welche die wahre Richtung des menschlichen Geistes bestimmen, oder nach dessen Takt alle übrigen Uhren der Intelligenz gehen sollen! — Am allerwenigsten aber werden solche Anstalten, in unserer ohnehin befangenen Zeit, in Residenzen errichtet, das öffentliche Vertrauen in ihre Unabhängigkeit und Unpartheilichkeit zu gewinnen vermögen. Es wäre demnach weit nützlicher, Gesellschaften zur Beförderung der geistigen Zeugungskraft, als zur Critik, und vielmehr ein Journal der Anticritik zu bilden, wodurch den von anmaßlichen Tadlern mißhandelten Schriftstellern ein kurzer Weg eröffnet würde, auf welchem dieselben, ohne große Unkosten, ihr geistiges Eigenthum gegen die Angriffe der unsichtbaren critischen Ritter vom Löschpapier, oder die

Verfolgungen unberufener Tadelcorporationen, welche fast immer als Assecuranzcompagnien schlechter Geistesproducte zu enden pflegen, vertheidigen könnten. — Wenn ich in den pomphaften Ankündigungen lese, daß das deutsche Publikum schon längstens das Bedürfniß dieses oder jenes critischen Blatts gefühlt habe; so fällt mir immer Doktor Sangrado's Kurmethode in Gil Blas ein, der seinen unglücklichen Patienten nicht genug aderlassen und heißes Wasser zu trinken geben konnte. — Die deutsche erschlaffte Schriftstellernatur bedarf aber zuvor geistiger Aufregung und Stärkung zum Schaffen, ehe die niederschlagenden Mittel der Critik, deren Aderlässe, Blutigel und heißes Wasser nöthig werden? Man soll ihr vor allen Dingen die literärische Salbaderey, das breite pedantische Demonstriren abgewöhnen, sie lehren, ihre Ideen zu concentriren, denselben eine Spitze und gefällige Form zu geben, nicht aber das furchtsame Talent durch Drohungen anmaßlicher Schulmeister mit ihrer Ruthe ganz einschüchtern, den ohnehin salzlosen Brey unserer Literatur mit critischen Bibliotheken vermehren und dadurch noch unschmackhafter machen! Nach den Versicherungen unserer critischen Blätter findet sich immer eine Menge berühmter Gelehrter, welche sie in ihren wichtigen Arbeiten unterstützen. Warum vermehren aber diese Herrn nicht vielmehr die Literatur mit eigenen Schöpfungen, statt sich im Tadel anderer zu erschöpfen, und dürfte man vielen derselben nicht mit Martial sagen können?

Cum tua non edas, carpis mea carmina, Laeli,
Carpere vel noli nostra, vel ede tua!

Sollten sich unter einer so großen Zahl allzeitfertiger berühmter Critiker nicht auch welche Gelehrten finden, von denen Scarron sagt: De ces auteurs à grand collier, qui pensent aller à la gloire, et ne vont que chez l'épicier! und die hoffnungsvolle Jugend, deren Tapferkeit im Tadel Boileau so schön mit den Worten schildert:

Un clerc pour quinze sols, sans craindre le hola,
Peut aller au parterre attaquer Attila!

nicht oft ebenfalls eine Rolle dabei spielen? —

Vielleicht ermannt sich auch einmal unsere schaffende Schriftstellerwelt, ruft den ewigen Herrn Recensenten mit Moliere zu:

Quoi, je souffrirai, moi, qu'un cagot de critique,
Vienne occuper chez moi un pouvoir tirannique? —

und macht der critischen Zunftgevatterschaft ein Ende, deren Münze ohnehin schon tief im Werthe gesunken ist. — J.

Correspondenz-Nachrichten.

Mainzer Theater.

Donnerstag den 28. Dec. Das unterbrochene Opferfest. Die Direction erwies den Opernliebhabern einen nicht geringen Dienst, indem sie auf so manche Trivialität, worunter wir den Rochus Pumpernickel, den Tyroler Wastel und Aehnliches zählen, endlich auch Winter's Meisterstück auf die Bühne brachte. Von den 22 Opern dieses mit Recht sehr gefeierten Componisten darf die genannte gewiß in jeder Beziehung als klassisch gelten; wie sie denn überhaupt unter die kunstgerechtesten, geschmack- und effektvollsten Erscheinungen dieser Gattung gehört. Auch war dem berühmten Schüler des berühmten Vogler von F. X. Huber ein Stoff vorgelegt, der durch eigenes Interesse und eine gute Ausarbeitung den Genius des Tonkünstlers fesseln und zum höchsten Vermögen beleben mußte. Mit der heutigen Darstellung konnte man im Allgemeinen zufrieden seyn; die Hauptparthieen waren in guten Händen. (Huyana Capac) Hr. Wolfram war zwar nicht ganz an geeigneter Stelle, aber sein Bestreben war dankbar, er befriedigte. (Roka sein Sohn) Hr. Hill, matt, sonst erträglich. (Myrrha seine Tochter) Mad. Hillebrand, recht lobenswerth und erfreulich. (Villac Umu) Hr. Birnbaum that sein Möglichstes mit gutem Erfolg; vorzüglich gab er das schöne Gesangstück: Wenn Siegeslieder schallen. (Murney) Hr. Urspruch spielte als denkender Künstler und sang mit Gefühl. (Elvira, seine Gattin) Mad. Schirmer war als Schauspielerin sehr gut, und als Sängerin vortrefflich. Die Arie: Süß sind der Rache Freuden sang sie mit ungemeiner Virtuosität. (Masferu) Hr. Hillebrand spielte heute mit Feuer und Einsicht, und seine Baßstimme hatte ihre volle Kraft, sie gab einen seltenen Genuß und erweckte Bewunderung. Unter den Gespielinnen der Myrrha vermißten wir eine regsame, lebendige Theilnahme; die Rolle des Roka war ganz verschnitten; das Gebliebene nur ein dürftiges Behikel zum Ganzen; die Rolle des Pedrillo und die damit verknüpfte der Guliru war ganz ausgestrichen, eine Directionsfreiheit, welche ärgert. Warum ein so bedeutendes Stück aus diesem Gußwerk herausschlagen? Hier ist diese Verstümmlung um so unverzeihlicher, als der Director Neukäufler seine eigene Rolle gestrichen hat. Das Orchester spielte, unter Ausnahme weniger geringer Fehler, sehr gut. Die Chöre waren schwach, der Männerchor armselig, oft die Ohren beleidigend. Mit den Decorationen gingen Unordnungen vor, welche nicht verzeihlich sind. Sehr widrig sprachen der römische Saal und der englische Garten in Peru an. Trotz vielen Mängeln gewährte diese Oper den Kennern einen hohen Genuß, und wenn nicht gerufen wurde, so rührte das daher, daß die Verdiensteskrone zwischen Hrn. und Mad. Hillebrand, Hrn. Urspruch und Mad. Schirmer hätte getheilt werden müssen.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 7. Mittwoch, 10. Januar 1827.

Die Eidgenossen vor Mülhausen, im Jahre 1587.

(Fortsetzung.)

Ich kam nicht umsonst; sprach er leise: Du hast mein Vertrauen, und daher zögre ich nicht, Dir dieses Fläschlein einzuhändigen, das Du morgen in den Wasserkrug des Alten leeren magst. Dadurch erfüllst Du Deinen Schwur, machst mich zu Deinem Schuldner, und befreist die Stadt von ihrem Peiniger, der, in Ketten sogar, die Gräuel des Kriegs über unser Haupt bringt. — Sey klug, und erwarte von meiner Freigebigkeit eine angemessene Belohnung. — Theobald versprach mit täuschender Aufrichtigkeit den Worten des Doctors Folge zu leisten, und dieser ging davon, überzeugt, seine Rache den würdigsten Händen überantwortet zu haben.

Das Haus des Pannerherrn Isenflamm war eines von den wenigen, in welchen bei so später Nachtzeit Licht zu schauen war. Seine anmuthige Tochter Anna saß noch wach und des Vaters harrend, welcher auf der Zunftstube verweilte, in der Wohnstube am Tische, und las beim Lampenschimmer in der Bibel. Ueber die gewaltigen Blätter des Buchs hinaus jedoch flog ihr Auge und ihre Einbildungskraft in jene Zeit hinüber, da noch die Vaterstadt im Schooß des Friedens ruhte, kein Partheihaß die Bürger trennte, und ihr erlaubt war, freundlich mit dem Jüngling zu kosen, dessen Gattin sie werden sollte, nach dem Wunsche ihres Herzens und ihrer Eltern. Seufzer auf Seufzer entstieg ihrer beklommenen Brust, und sie schreckte zusammen, weil ihr mit einemmale vorkam, als höre sie die Hausthüre leise zufallen. Sie horchte: war es der Zugwind? hatte der Vater, als er das Haus verließ, die Pforte zu schließen vergessen? Als eine getreue Wächterin des Herdes stand sie auf, ergriff die Lampe, und ging um nachzusehen, obgleich die Angst vor dem fremden Kriegsvolke in der Stadt, — das leicht versucht werden konnte, in fremde Häuser sich zu stehlen, — ihr Herz heftiger klopfen machte, nach der Thüre des Gemachs. Aber mit einem Laut der Ueberraschung fuhr sie zurück, da sie ihren Verlobten, den geächteten Jakob Ziegler, auf der Schwelle des Zimmers stehen sah. Jedoch nur ein Augenblick, und sie lag an der Brust des schmerzlich Vermißten, Vielbeweinten. Woher kömmst Du, Unglücklicher! flüsterte sie bange: was führt Dich in dieses feindliche Haus?

Die Pflicht, Dich zu warnen, Dich vorzubereiten: antwortete Jakob mit geflügelten Worten: Ich habe meinen Vater gesehen, — ich halte Dich in meinen Armen; ich werde Euch Beide befreien, Euch retten. Heute noch kehre ich in's Lager zurück; aber — Morgen — Morgen — Gelobe mir auf dieses heilige Buch, keiner menschlichen Seele zu verrathen, was Du von mir erfahren wirst. — Ich gelobe! betheuerte das Mädchen, überrascht und zitternd sich an ihn schmiegend und die Rechte auf die Bibel legend. — Morgen um diese Zeit sind wir in der Stadt; raunte Jakob der Erbebenden zu: Ich habe alles ergattert. Ich werde die Stürmenden führen, eine Petarde wird das Basler Thor sprengen; ihr Knall das Losungszeichen zu unserm Siege seyn. Alle Gutgesinnte werden sich mit uns verbinden, die Empörer mit ihren Schergen unterliegen. — Grausamer! stammelte Anna händeringend: Mein Vater! mein armer Vater! — Fürchte nichts; entgegnete Jakob mit Zuversicht: ich rette ihn. Zuerst den Vater, dann ihn, bei meinem Leben! Halte ihn auf im Hause, sobald das Gewitter hereinbricht. Erscholl einmal das Signal zum Sturm, dann magst Du reden — dann hält nichts mehr unsre Schritte auf. Dein Vater muß der Nothwendig-

keit weichen, und sein Leben wie das der Eurigen verbürge ich. —

Wer spricht hier? fragte Anna's Mutter, Margarethe, die im Nachtgewande aus dem Seitengemache trat, und erschrack heftig, da sie des unerwarteten Besuchs ansichtig wurde. Jakob! Ihr? rief sie erstaunt, und überließ mild, aber bebend, dem Knieenden ihre Hand, die er ehrerbietig küßte: Wie könnt Ihr's wagen — armer junger Mann — hier Euch zu zeigen? — Kindliche Liebe hat ihn bewogen, allen Gefahren zu trotzen — antwortete Anna schmeichelnd, — vergebt seiner Sehnsucht, die auch mich in die Arme schließen wollte, — gewiß zum Letztenmale, denn jetzt schon gedenkt er zu scheiden. — Das muß er auch, Aermste; versetzte Margarethe lebhaft: Ihm droht Verderben! Fort, junger Mensch! hier ist Deine Stelle nicht. Mein Herz — Anna's Herz findest Du unverändert; den Gatten nicht. Meine Seele blutet, daß ich Dich von hinnen weisen muß; aber zu Deinem Frommen ist's. Fort! Auf fröhlich Wiedersehen denn! schluchzte Jakob, drückte Beide an sein Herz und wollte entfliehen; da trat plötzlich der Herr des Hauses, der Pannerherr, rasch und etwas erhitzt vom Weine, in die Wohnstube, und hielt den Fliehenden unsanft auf. — Wo hinaus, Gesell? rief er barsch, und traute kaum seinen Augen, da er Anna ohnmächtig in der Mutter Arme sinken sah, die selbst ein Bild der tiefsten Bestürzung darstellte. Jakob vergaß bei diesem Anblick seine eigne Sicherheit. Wehrlos ließ er die das Gesicht verhüllende Hand niedergleiten. — Ich bin Euer Gefangener, Herr Isenflamm! sprach er: Nur schont Eurer Hausfrau und Tochter, die von meinem Besuche nicht das Mindeste ahnten. — Ziegler? rief der Pannerherr, ihn erkennend: Hagel und Strahl! Ziegler, Du mein Gefangner? Ja beim Teufel, der bist Du auch. Der Kaspar soll die Wache holen!

(Fortsetzung folgt.)

Zur Biographie des Dichters Werner.

Die vielen und anziehenden Notizen, welche man bereits über Werners Leben und Character hat, werden wesentlich vermehrt durch ein erst jetzt im Druck erschienenes Schreiben des Dichters, aus Königsberg vom 25. März 1804 an einen Jugendfreund gerichtet. Nachstehende Stellen daraus scheinen über den sonderbaren Geistesweg, den Werner später einschlug, manchen Aufschluß zu geben, sind aber auch an sich betrachtet von bedeutendem Interesse.

„Meine Mutter ist am 24. Febr. in meinen Armen verstorben, nachdem sie 11 Jahre krank und 8 Jahre bettlägerig gewesen ist. Bei solchen Gelegenheiten ist es tröstlich Maurer zu seyn und, was beinahe dasselbe ist, Christ, um nicht an der Vorsehung zu verzweifeln. Hätte diese Frau, meine Mutter, diese heilige Kunstseele, die an Geist und Phantasie noch immer das erste Weib ist, was ich gekannt habe, hätte sie, die Keinem je ein Haar gekrümmt, Tausende von Menschen umgebracht, sie wäre durch ihr grenzenloses Leiden dennoch barbarisch bestraft worden, aber — Gottes Wege sind nicht unsere Wege, und Keiner darf es wagen, zu fragen, warum der unerforschliche Meister Manchen so unerhört prüft und läutert, ehe er ihn zu den ewigen Graden befördert. Nur so viel über mich; ich leugne es nicht gegen Dich als Freund, ich habe meiner Mutter Tod meinetwegen, und selbst ihres unsäglichen Leidens wegen gewünscht, und dennoch, o Gott! was ist eine Mutter! Nur jetzt fühle ich das am lebhaftesten, mein Herz blutet, so oft ich an sie denke, und es ist mein einziger Trost, daß ich sie über anderthalb Jahre kindlich gepflegt und abgewartet habe; daß ihr letzter Blick auf mich gefallen, und daß sie, so zu sagen, in meinen Armen gestorben ist."

Werner erzählt seinem Freund, wie er seit 1790 gelebt, seine erste Ehe mit einer Dirne aus Frankfurt a. d. O., die Scheidung von ihr, seinen Aufenthalt in Plozk und Warschau, seine zweite Ehe mit einer Königsbergerin, „die eine Legion Liebhaber gehabt" und die er „aus Tollheit, ohne Liebe" geheirathet, die Scheidung auch von dieser, wobei er sein letztes ererbtes Capital als Abtrag zahlen mußte, und fährt dann so fort:

„Jetzt war ich zwei Frauen und den Rest meines Väterlichen los. Um eben diese Zeit (im Frühjahr 1801) lernte ich eine achtzehnjährige Polin kennen, die Tochter eines warschauer Schneidermeisters. Ich begegnete ihr auf der Straße, und ihr Anblick fuhr mir wie ein Blitzstrahl in's Herz. Diese Graziengestalt war es, deren Bild mir zeitlebens dunkel vorgeschwebt hatte; sie war für mich bestimmt; ich liebte sie vom ersten Augenblicke, als ich sie sah, und ich, der zweimal geheirathet und sich getrennt hatte, liebte jetzt in meinem dreiunddreißigsten Jahre zum erstenmal. Im August 1801 war unsere Hochzeit, und bis jetzt ist sie das erste hauptsächlichste Glück meines Lebens. Mein Weib, die Kunst und die Religion sind die Hauptsachen, die mir das Leben werth machen. Jetzt, da ich beinahe drei Jahre mit ihr und fast nur für sie gelebt habe, jetzt erst getraue ich mich, Dir eine nicht ganz pfuscherhafte Skizze von ihr zu entwerfen. Mit einer sehr edeln, fast griechischen, schlanken Figur verbindet sie eine äußerst energische Seele. Rechtlichkeit ist der Grund ihres Charakters, und Wahrhaftigkeit; sie ließe sich eher todtschlagen, als daß sie eine Lüge sagte. Ihr Verstand ist scientifisch ungebildet (ich nehme mich auch sehr in Acht, ihn zu bilden), aber von Natur sehr richtig und tiefblickend; ihr Gedächtniß bis zu einem enormen Grade schwach, ihre Phantasie dagegen so rege, lebhaft und kühn, daß ich mit meinem sogenannten poetischen Talent gegen sie ein completter Stümper in Betreff der Phantasie bin, täglich reichere Schätze in ihr entdecke und nichts weiter thun kann, als das in ihr glimmende echt poetische Feuer zu mäßigen

und es zu seiner Quelle, dem ewigen Lichte, zurückzuführen.

„Außer meiner seligen Mutter kenne ich kein Weib (und ich habe sehr viele Weiber sehr genau kennen gelernt) von einer so glühenden Phantasie, als meine jetzige Frau. Ich bin so glücklich, daß sie mich heftig und ausschließlich liebt, mit ganzer Seele an mir hängt und (jeder Königsberger kann Dir das bestätigen) kein anderes Vergnügen kennt als mich. Doch verlangt sie ebenso ausschließliche Gegenliebe und, ebenso heftig als sie liebt, ebenso strenge verlangt sie den alleinigen Besitz meines Herzens. Sie wäre im Stande, mir ihr Leben zu opfern, aber was sie geopfert, fodert sie auch, kurz, ein in Allem energischer, ich möchte sagen, spanischer Charakter."

„Jetzt noch ein paar Worte über den Zustand meines Innern; denn daß ich Dich hauptsächlich von mir unterhalte, kannst und wirst Du mir verzeihen. Ich halte Maurerei, Kunst und Religion für innigst verwandt, Religion als Mutter, Maurerei und schöne Kunst als Schwestern; ich halte Kunst nicht für ein Spielwerk, sondern für das ernste hohepriesterliche Geschäft, zugleich aber auch für die lebenslängliche holde Gefährtin des Glücklichen, dem sie sich offenbarte. Ich glaube, daß der Künstler nicht blos charmanter Gesellschafter oder Lebensphilosoph, sondern Priester des Ewigen sey, daß die durch jämmerliche, einseitige Aufklärung des Verstandes so tief hinabgesunkene Menschheit nicht noch mehr aufgeklärt, sondern abgeklärt werden muß durch die Gemeinde der Heiligen, nicht im kraß-katholischen, sondern im veredelten, wahrhaftkatholischen Sinne. Ich glaube, daß der jetzt Alles unter die Füße tretende Weltbeherrscher, Egoismus, als der wahre Antichrist, durch Religion, Kunst und Maurerei gemeinschaftlich verdrängt; daß der Menschheit der ganz vernichtete Sinn für das Heilige — koste es, was es wolle — wiedergegeben; daß Kunst wieder Gestaltung des Unendlichen — wie in der Experimentalphysik die geschliffene Flasche das darunter stehende chaotische Gemälde repräsentirt —, Symbolisirung des Göttlichen in der Menschheit, Liebe wieder Mittlerin zwischen Gott und dem Menschen werden; der Tod, der uns den Kerker öffnet, mit Entzückung umarmt, und die Verwesung, die uns dem Unendlichen wiedergiebt, indem sie uns mit ihm vereinigt, mit Sehnsucht gewünscht werden muß. Ich verlange, daß namentlich alle Kunst, unsere königliche und auch die andere, dieses heilige Werk beginnen, den Triumph der göttlichen Aufklärung über die einseitige des immer bornirten Verstandes ersiegen, und Christo den ihm gebührenden Tempel in dem Herzen eines jeden fühlenden Wesens errichten helfen soll. Denn Verstand ist ein guter Pilgerstab zum Erdenwallen, Gefühl ein Ausfluß des ewigen Lichts, und der Punkt, auf dem Gefühl und Vernunft, sich selber unbewußt, umarmen, ist das höchste Ziel unseres Daseins, die göttliche Harmonie unserer Natur, die nur durch das gläubige Ergreifen eines Mittlers, nenne man ihn, wie man wolle, erreicht werden kann. Der verwahrloseten, jetzt mehr als je gesunkenen Menschheit aber religiösen Sinn — ich sage nicht, eine neue Religion — wiederzugeben, ist aber ein Zweck, auf den nicht nur jeder Maurer, sondern sogar jeder Weltbürger, es sei in Prosa oder in Versen, mündlich oder schriftlich, als Dichter oder Privatmann, oder Priester, auf's thätigste hinarbeiten muß. Dieser religiöse Sinn ist eine Gattung der Poesie, die einerseits die erhabenste, andrerseits die nothwendigste ist; Niemand kann sie entbehren, die ganze Welt muß sie über kurz oder lang erhalten, und Jeder muß seines Orts zu diesem herrlichen Ziele mitwirken, nicht mit der Gelassenheit, als ob er im Schreiben eine Pfeife Taback raucht, sondern mit dem Ernste, mit dem man das heiligste Geschäft seines Lebens betreibt."

Die Insel St. Helena.

Da diese Insel in der jüngst verflossenen Zeit die Aufmerksamkeit Aller in so hohem Grade in Anspruch nahm, so kann es nicht uninteressant seyn, die ehemaligen Nachrichten über diese Insel zu lesen, und deshalb theilen wir hier Einiges mit, was uns beweißt, wie zuweilen Gegenden für herrlich ausgegeben wurden, die es nicht sind. Der Portugiese Lopoz nannte St. Helena gradezu ein Wunder der Natur. In der Beschreibung von Mandelsloh's Reise nach Ostindien, die in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts unternommen ward, heißt es von jener Insel: Was die Insel St. Helena betrifft, liegt dieselbe unter dem 16 Grad 12 Min. vom Aequator, hat sehr hohe Felsen, welche bis in die Wolken gehen, daß man sie vorne wohl sehen kann; wird 550 Meilen vom Vorgebirg der guten Hoffnung gerechnet; soll 6 deutsche Meilen im Umkreiß begreifen. Die Berge sind meist mit Busch und Bäumen bekleidet; es giebt auf der Insel Eben- und Franzosen-Holz, sie wird aber von Niemand bewohnt. Man sagt, daß die Portugiesen die ersten gewesen, welche diese Insel gefunden und ihr den Namen St. Helena gegeben. Und weil sie gesehen, daß dieser Ort sehr gesunde Luft und schön fett Erdreich hat, haben sie vielerlei Samen von Küchen-Gewächsen, und andern wohlriechenden Kräutern ausgestreut, auch Kerne von Baumfrüchten hin und wieder gesteckt, welche bekommen, und sich nunmehr weit ausgebreitet, daß man sie zur Erfrischung häufig haben kann. Man findet auch hier sehr viel Citronen, Pomeranzen, Granaten und Feigenbäume, welche durch das ganze Jahr viele und herrliche Früchte geben. Denn man soll niemals, zu welcher Zeit auch die Schiffe ankommen, die Bäume ohne Früchte finden. Von allerhand Wild, Thieren und Vögeln ist die Insel erfüllt, insonderheit giebt es viel Rephühner und Fasanen, Tauben und Pfauen, und eine unzählige Menge Mewen, welche auf den Klippen nisten. Vom Gebirge laufen drei Hauptströme herab, welche klar und gesund Wasser geben. In denselben und um die Insel

herum giebt es sehr viel und gute Fische von allerhand Art. Es werden auch daselbst große Wasserschlangen gefangen, welche die Holländer essen sollen. Austern und Muscheln, welche einen guten Geschmack haben, werden auch an den Klippen häufig gefunden. Es ist ein solcher gesunder Ort, daß, wenn die seefahrenden Kranken allhier ausgesetzt werden, solche in kurzer Zeit genesen und zu Kräften wieder kommen können.

In der Anmerkung zu dieser Stelle heißt es: Es sollen die Portugiesen auch daselbst am Strande eine Capelle gebaut haben, in welcher ein Altar und Meßgewand zu finden, damit die vorüberreisenden Katholischen, wenn sie daselbst aussteigen, ihren Gottesdienst und Messe halten können. Auch soll ein Häuslein dabei seyn, in welchem sich die Kranken aufzuhalten pflegen, und so lange bleiben, bis andere Schiffe ankommen und sie wieder mitnehmen. Auch soll sich wohl einer und der andere gesunde Mensch aus Portugal dahin begeben, das Leben als in einer Einöde und Wildniß, welche allerhand herrliche Früchte giebt, zuzubringen. Das Erdreich soll röthlich und gar fett seyn. In den Thälern sind viel Schweine, welche, wie man meint, die Portugiesen anfänglich dahin gebracht haben. Fische sollen in solcher Menge sich allda befinden, daß man nur die Angel oder einen krummen spitzen Nagel mit Speise in's Wasser hängen läßt, so hat man in einer halben Viertel-Stunde ein gut Gericht Fische gefangen. Das Federvieh soll so zahm seyn, daß man's mit Händen greifen kann. Es soll auch daselbst Weinwachs geben, welcher wild steht, und auch von den Portugiesen erst dahin verpflanzt worden. Gut Salz soll daselbst auch gefunden werden, welches den Schiffern sehr bequem, die Schweine und Fische, so sie allhier fangen, einzusalzen. Summa, diese Insel St. Helena soll wegen aller Dinge Ueberfluß gleich als ein irdisch Paradies zu rechnen seyn. Die Seefahrenden, wenn sie am frischen Wasser und Speise Mangel haben, können sie sich dessen allhie gar reichlich wieder erholen, ist ihnen deswegen der Anblick dieser Insel ein großer Trost.

Schon war untergegangen der herrliche Ruf, o du Eiland!
Was sie gefabelt von dir Schönes und Glänzendes einst.
Siehe da nahmst du im Schoos den gewaltigsten neuerer Helden
Auf, wardst Grabmal dem, welcher die Völker bewegt.
Nun kann nimmer vergehn dein Ruhm, ein leuchtender Meerstern
Strahlest du, welchen die Flut feierlich klagend umbraust.

Ll.

Correspondenz-Nachrichten.

Mainz, 30. Dec. 1826.

Konzert,
ausgeführt, unter der Leitung des Hrn. Karl Zulehner, von der hiesigen musikalischen Akademie.

Am ersten Weihnachtsfeiertage wurde aufgeführt Haydn's Schöpfung. Diese herrliche Nachschöpfung der Tonkunst; dieser das Gemüth so sehr erhebende Tonzyklus der Genesis wurde mit Reinheit, Präcision und mit einer so sinnigen und wieder so feurigen Kunstandacht vorgetragen, daß jeder Zuhörer tief ergriffen wurde, und in allen edlen Kräften des Gemüthes wie des Geistes eine seltene Erhebung empfand. Diesem Zauber folgte Achtung und Bewunderung, und endlich ein Dank für die Spender dieser Gabenfülle, ein warmer, herzweihender Dank, von der Sehnsucht nach ähnlichen Genüssen begleitet. — Durch diese Aufführung der Schöpfung ist in dem musikalischen Publikum eine innige Liebe, eine wahre Begierde erweckt worden, in gleicher Reinheit und Vollendung, in gleichem Reichthum der Elemente, die Aufführung ähnlicher klassischer Meisterwerke, aus der ältern, goldnen Schule der Tonkunst, zum unaussprechlichen Genusse und zur Bildung des ächten Geschmacks zu erhalten.

Wir haben mit wahrer Freude bemerkt, daß das Institut der musikalischen Akademie immer größere Fortschritte macht, daß jede ihrer Produktionen gediegener und vollendeter wurde. Die Solos wurden immer schulgerechter, ausgebildeter und erfreulicher; die Chöre immer harmonischer, voller; in der Schöpfung bestanden sie aus 60 Liebhabern und wurden mit bewunderungswürdiger Genauigkeit gegeben. Die Solostimmen, deren einige den ersten gefeierten Künstlern und Künstlerinnen Deutschlands Ehre bringen würden, beurkundeten den Geist des Instituts, indem sie sich aller Verzierungen und Künsteleien enthielten, und so den Foderungen dieses erstaunungswürdigen Tonkunstwerks vollkommen entsprachen. Schon hierin liegen die Fortschritte dieses preiswürdigen Instituts klar vor Augen, daß zur Einstudirung der Schöpfung nur 5 Proben erforderlich waren, da in dem verflossenen Jahre die Aufführung ähnlicher Werke ein beschwerlicheres Studium und 10 bis 12 Proben nöthig machte. — Möge doch dasselbe auf diesem Wege fortfahren, und uns von Zeit zu Zeit mit den klassischen Musikwerken ernsten Styls älterer und neuerer Zeit bekannt, vertraut machen, und sich durch nichts verleiten lassen diese Bahn der Wahrheit zu verlassen! Nur ein Schritt über ihre Grenze, und ein Fehltritt ist gethan, und der verlockende Modegeschmack mit all seinem falschen Pomp von Ueberzierung, mit all seinen Spiegelfechtereien von Glimmer und Flimmer, mit all seinen gehaltlosen Paradekunsten, feiert einen unwürdigen Sieg. — Doch unter einer solchen Leitung ist eine solche Entweihung nicht zu befürchten; und wir dürfen uns Glück wünschen, daß dieses Institut nicht nur auf dem festen Pfeiler des reinen Geschmacks gegründet ist, sondern auch auf jenem eines patriotischen Eifers, indem hier die Kunst keine bezahlte Waare, sondern eine dem Mitbürger dargebotene Spende ist.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 8. Freitag, 12. Januar 1827.

Die Eidgenossen vor Mülhausen, im Jahre 1587.
(Fortsetzung)

Der heftige Mann wollte gegen die Thüre; Anna und Margarethe hielten ihn jedoch mit der Kraft der Verzweiflung zurück, und nun begann der härteste Kampf zwischen den Bitten und Thränen eines geliebten Weibes, einer geliebten Tochter und dem Felsensinn des von Vorurtheilen umstrickten Patrioten. Lange wollte Isenflamm nicht Rede stehen; endlich aber traf Margarethe die rechte Saite seines Herzens, indem sie ihm vorstellte, daß man ihn verachten, mit Fingern auf ihn zeigen würde, wenn er darauf bestünde, den Sohn seines ehemaligen Freundes in seinem eignen Hause fesseln zu lassen. Dieser Gedanke erschütterte seinen Stolz, und er fragte, was denn Jakob in die Stadt geführt. Und da nun die Frauen betheuerten, kindliche Liebe habe den wackern Sohn hereingelockt, die Begierde, vielleicht den Vater noch einmal zu sehen, die Geliebte, die ehemalige Braut, zum Letztenmal in die Arme zu schließen; da brach die Rinde von dem Herzen Isenflamms, sein Blick wurde sanfter, seine Rede weicher, und leicht wurde es nun den flehenden Frauen, ihn vollends zur mildesten Nachsicht zu stimmen. Du bist ein guter Sohn; sprach er zu Jakob: Der Himmel segne Dich. Diesem heiligen Gefühle zu Liebe vergesse ich auf einen Augenblick die Pflicht des Pannerherrn. Ich will nicht wissen, wie Du es angefangen, in die Stadt zu dringen. Der Erfolg Deines Wagstücks wird Dich von einem neuen abhalten. — Fliehe und gieb den Gedanken auf, Deinen Vater zu sehen, denn der undankbare Theobald bewacht ihn wie ein Drache. Fliehe! Späher wachen überall, und nicht Jeder dürfte so willig schonen. Wir erfuhren aus sicherer Hand, daß die Eidgenossen nächstens abziehen, daß in Zürich Alles vermittelt wird. Ein kühner Kriegsknecht von den Unsern soll es im Lager selbst erlauert haben. Erwahrt sich die Kunde, so rette ich vielleicht Deinen Vater, und sende ihn Dir nach! — Jakob wollte zu des Biedermannes Füßen sinken; er verhinderte es jedoch, und zeigte ihm abgewendet die Thüre. Mutter und Tochter hingen an dem Halse des gerührten Pannerherrn. Jakob begnügte sich, männlich seine Hand zu schütteln, und sprach bewegt: Herr Pannerherr! es wird eine Zeit kommen, in der, unter den Palmen des Friedens, der Groll, den Ihr auf meinen Vater geworfen, schwinden wird; eine Zeit, die Alles ausgleicht, was zwischen uns sich thürmte! Zu diesem Frieden führt uns nur ein rauher Weg, eine sturmbewegte Stunde; aber, beim Himmel und meiner Seligkeit! diese Stunde ist's, in welcher ich vergelten kann! — Mit diesen Worten eilte er hinunter auf die Gasse, um wieder den Weg in's Freie zu suchen.

Bisher hatte das Glück Jakobs Schritte unabänderlich begleitet. Leichtfertig schien es ihm dagegen jetzt den Rücken zu wenden. Wohin er sich auch begab, um eilfertig den Wall zu erreichen, überall kamen ihm ablösende Wachen oder Streifzüge von Söldnern entgegen, und zum Glück hinderte ein in dieser Jahrszeit ungewöhnlicher Nebel das Heranbleichen des Tages. Wie ein verzweifelter von Netzen umgarnter Edelhirsch rannte Jakob umher, und näherte sich wieder dem neuen Bollwerke, als auch die körperlichen Kräfte ihn verließen, erschüttert durch die mannigfachen Stürme und Gefühle dieser Nacht. Ermattet, unvermögend weiter zu schreiten, sank er unweit von dem Wallverhau an einer Gartenmauer nieder, die Hülfe eines Engels oder schmähliche Gefangenschaft erwartend. Noch war alles still um ihn her, aber von Ferne hörte er, mit einer Ohnmacht kämpfend, schnelle Schritte nahen. Ein bewaffneter Mensch kam heran durch die Schatten des dunklen Morgens, und trällerte ein Liedlein. Jakobs Herz pochte fast hörbar, da er Theobalds Stimme zu erkennen glaubte. Er

wagte den halblauten Anruf, und siehe! der Treue war es auch, im Begriffe nach Hause zu kehren und auf eine Stunde sich zur Ruhe zu legen. Um Gott! schrie der Erschrockne: Ihr noch hier? Ich dachte Euch längst über alle Berge? Welch unglücklich Schicksal hielt Euch zurück? — Jakob erzählte. Theobald fluchte. Mußte Euch der Leidige plagen, sprach er: Euer Lieb sehen zu müssen, und die Gefahr herbei zuzwingen! Wie ermüdet Ihr seyd. Kommt hier herein in meiner zukünftigen Schwiegermutter Haus, damit ich Euch mit einem Tropfen Wein labe, und dann in's Himmelsnamen fortgeleite; denn die Wälle sind jetzt wieder leer, und um drei Uhr beginnt es erst zu tagen. — Einige Schritte von der Stelle, wo Jakob niedergesunken war, stand Frau Barbara's Haus. Theobald klopfte leise an den Fensterladen, und sowohl das Klopfen als seine Losung wurde schnell von innen vernommen, da Frau Barbara mit ihrer Tochter Else noch auf den Beinen war. Sie hatten nämlich während der Nacht, den Ausgang der Dinge fürchtend, all ihre Habe von Werth im Keller verscharrt, und waren gerade mit dieser Arbeit fertig geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Was sie bringen.

Die ersten elf Nummern der Blätter für literarische Unterhaltung enthalten außer dem Werner'schen Brief, woraus wir das Bedeutendste mitgetheilt haben, nichts was der Mühe lohnte, es näher zu betrachten. Aus dem deutschen Reimlexicon (Brockhausischen Verlags) werden 8 epilogisirende Sonnette gegeben, die vermuthlich beweisen sollen, wie man mit Hülfe des neuen Buchs ohne Dichterfunken Klingpoesien fabriciren könne. Das beste ist noch folgendes:

An die Collegen.

Reimschmiede! die Ihr bald aus altem Eisen,
Bald aus gefrischtem schmiedet Eure Bänder,
Hier ist Metall! — was aller Herren Länder
Mir lieferten in mannigfachen Weisen:

Verständig möget Ihr's zusammenschweißen!
Beschlagt den Pegasus! berinkt die Ständer
Des Musenborns! macht Brücken und Geländer!
Ja! nach Befinden streckt es aus zu Gleisen!

Der Filigran, der um den Busen gaukelt,
Die Hafenkette, die auf Wogen schaukelt,
Erfodern beide, daß der tücht'ge Meister

Hat Glied an Glied behufig angeschlossen:
Idee und Zweck — das ist die Kunst der Geister!
Den Reimschmied macht die Form zum Kunstgenossen.

Cochrane's Leben, das schon vor Monaten in allen Zeitungen erzählt wurde, wird wiedererzählt. Für wen? Die Leser der Blätter für literarische Unterhaltung sind nicht so unbelesen, als sich Hr. Brockhaus träumt. Doch der Mann weis, was er dem Publikum bieten darf, sein theures Blatt (es kostet 18 fl. pr. Jahr), geht doch ab, mag es auch längst ausgedrückte Orangen und geschmacklose Früchte aller Art auftischen. So ist in drei Nummern ein Bericht über den sogenannten Griechischen Ausschuß in London aufgenommen, der nur wiederkäut, was man längst und zum Ueberdruß in englischen und deutschen Journalen gelesen hat. Unter der lockenden Aufschrift „Merkwürdiges Buch" stattet ein offenbar unberufener Referent Bericht ab über eine zu London erschienene „Auslegung des Räthsels der europäischen Revolution," die Production eines Verrückten oder Scriblers, der durch Lügen Aufsehen machen und durch kecke Behauptungen seinem Machwerk Abgang verschaffen will. Wir haben den Referenten einen unberufenen genannt: es berechtigt dazu die Art, wie er, als ein Neuling in dem Detail der Revolutionsgeschichte, dem „merkwürdigen Buch" Züge aus der Zeit des Nationalconvents entnimmt und als ganz unerhört und jetzt erst enthüllt ansieht, eine baldige und gründliche Widerlegung wünschend, die jedem nicht oberflächlichen Kenner der besten über die französische Staatsumwälzung vorhandenen Werke als factisch erwiesen und nie widersprochen bekannt sind. Wo will das hin, wenn Unmündige sich anmaßen, historische Kritik zu üben, bevor sie noch so viel Vorrath in ihr Gedächtniß gebracht haben, als sich der gewöhnlichste Zeitungsleser, wenn er aufpaßt, leicht verschaffen kann? — Nicht gehaltreicher, als die bisher berührten Mittheilungen, sind „literarische Abendunterhaltungen auf dem Lande" Gespräche über — die Almanache für 1827, ein Thema, das freilich nicht geeignet ist zu begeistern, aber doch eine weniger mittelmäßige Ausführung zugelassen hätte. Die Gesprächsform ist schlecht getroffen und man sieht nicht ein, wozu so alltägliche Bemerkungen noch durch Hin- und Herreden charakterloser Figuren breit getreten werden mußten. Raumers Schrift über die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik wird angepriesen; natürlich: sie ist bei Brockhaus erschienen und war anfangs für den Hermes bestimmt.

Der Berliner Gesellschafter hat seinen neuen Jahrescursus besser begonnen als die Conversationsblätter. Unter manchem Interessanten sprechen besonders die (aus dem Englischen übersetzten) Auszüge eines Patent-Taschenwörterbuchs an. Die Richtigkeit folgender Definitionen läßt sich nicht verkennen:

Medizin iren. Die eigenen Meinungen und Ansichten den Meinungen und Ansichten der Natur unterschieben und diese zu verbessern streben.

Nachtigall. Ein Musikus, den die gütige Natur uns schenkte, die Dunkelheit durch seinen Gesang zu erhellen.

Mal. „Ich wollte lieber zwanzig Male, als vierzig November leben!" sagte Sir Thomas Cotton, und dennoch suchte er in seinem Alter den Winter seines Lebens zu verlängern.

November. Die Zeit, oder der Zeit-Abschnitt, in welchem jeder Engländer auf neun Monat von der Sonne Abschied nimmt, viele aber sogar auf immer.

Omen. Die eingebildete Zeichen-Sprache des Himmels.

Orakel. Die eingebildete Sprache des Himmels, durch den Mund der Sterblichen geredet. Omen und Orakel sind noch immer nicht stumm geworden, nur läßt man sie in andern Masken agiren.

Originalität. Unentschleierte Nachahmung.

Parteigeist. Eine Art Vitriols, dessen wir uns gegen Andere bedienen, doch der zu gleicher Zeit unser eigenes Gemüth anfrißt und verdirbt.

Pedant. Ein Mann, der so gänzlich unwissend ist, daß er auf seine Kenntnisse stolz wurde.

Prophet. Ein Mann, der uns in vergangenen Zeiten ein Geschenk mit der Zukunft machte.

Presse. Die Dampfmaschine der moralischen Macht, welche, durch den Zeitgeist geleitet, endlich doch den Aberglauben, den Betrug und die Tyrannei verbannen wird.

Quacksalber. Ein Mann, dem nur das Diplom fehlt, um ein Doctor zu seyn.

Quaker. Ein dunkelgekleideter Christ, der sich in seinen Reden der zweiten Person bedient, darüber aber nicht die Sorge für die erste vergißt.

Stimme. Das Echo ist die einzige Stimme ohne Körper, dagegen aber sind mehr als drei Viertheile der Körper ohne Stimme.

Zunge. Das unerklärliche Glied unsers Körpers, welches Gedanken in Töne verwandelt, und uns zu gleicher Zeit Nahrung für den Körper, Speise für das Gemüth und Musik für das Ohr zukommen läßt.

Aus einer gereimten Rezension des Werkchens: „Das verkehrte Berlin; eine Neujahrs- Buß- Straf- und Controverspredigt, gehalten vom Schatten Abrahams a Sancta Klara in der Sylvesternacht 1826" sind folgende Verse nicht übel:

Weil das Schriftchen nicht lange wird leben,
Wollen in Kürze den Inhalt wir geben:
Die Berliner sind fromm nicht, der Kirchen Bau
Besuchen die Männer zur Mädchenschau,
Die Weiber, um geschaut zu werden;
Sie kennen die Moden und das Geheimste auf Erden,
Sie lesen Clauren's „Vergißmeinnicht",
Wissen aber nie, was der Pred'ger spricht.
Die Männer schnüren sich und verlieren den Rest
Der Vernunft, wenn die Sonntag sich sehen läßt;
Sie scandaliren und verführen,
Statt zu arbeiten und zu studiren;
— — — — — — — —
Rossini vertreibt die großen Componisten,
Scribe nur kann sich neben ihm brüsten;
Alles Fremde ist stark in der Mode
Und deutsches Leben ist verurtheilt zum Tode.
In Zeitschriften macht sich das Theater breit,
Zu Anderem fehlet der Raum und die Zeit;
Denn vom Theater schwatzt früh und spät
In Lehr' und Dienst jede Fakultät.
Die Köchinnen wollen nicht pariren,
Sie spielen die Damen, und um zu floriren,
Liebeln sie mit dem Herrn und bestehlen die Frau:
Der Herr nimmt's mit den Dienern eben nicht genau;
Erst erzählt er ihnen die eigenen Suiten,
Dann will er ihnen die Suiten verbieten.
Die Kinder sind der Eltern Despoten,
Sie flieh'n die Arbeit, wird Spaß geboten;
Weil der Vater noch selber sucht den Scandal
Und die Mutter nichts ehrt als das Mode-Journal.
— — — — — — — —
Dies wäre genau, wenn auch nur in der Nuß,
Das Ganze, von Anfang bis zu dem Schluß,
Ausgenommen ein Quentlein Persönlichkeiten,
Die jetzt gehören zu den Gewöhnlichkeiten;
Und wem der Inhalt zu kurz gewesen,
Kann Alles im Büchlein des Breiteren lesen.

Conzert
der
Madame Catalani
im Saale des rothen Hauses, Freitag den 5. Jan. 1827.

Das Auftreten der großen Sängerin, Catalani, deren Ruf durch ganz Europa erklungen und die auf ihren früheren Reisen unsere Stadt schon zweimal mit ihrer Anwesenheit und ihrem seltenen Sangtalente erfreute, hatte für heute Frankfurts kunstsinniges Publikum in frohe Bewegung gesetzt. Zu Wagen und zu Fuß wallfahrtete die nach Kunstgenuß begierige Menge zu dem rothen Hause und erfüllte den sonst geräumigen Conzertsaal dergestalt, daß Referent, abgehalten, sich schon um dreiviertel vor sechs einzufinden, nur mit Mühe für seine drei Gulden ein geeignetes Plätzchen finden konnte. Mit dem Schlage: Sechs begann das Conzert, für welches der Anschlagzettel nachfolgende Stücke angekündiget hatte.

Erster Theil.

1) Jagd-Ouverture von Mehul.
2) Recitativ und Arie „la di Marte al campo armato" von Morlacchi, vorgetragen von Madame Catalani.
3) Rondo von Kalkbrenner für's Clavier, vorgetragen von Hrn. Kapellmeister Guhr.
4) Arie „Cara consolati" von Rossini, vorgetragen von Mad. Catalani.

Zweiter Theil.

5) Ouverture aus Semiramis von Catel.
6) Arie „So mai turbo" von Zingarelli, mit obligater Violin, vorgetragen von Mad. Catalani.
7) Potpourri für Fagott, vorgetragen von Hrn. Lindner.
8) Arie „Non piu andrai" von Mozart, vorgetragen von Mad. Catalani.

Mehul, dieser große Schüler unseres großen deutschen Landsmanns, Gluck, hat auch in vorgenannter Ouverture seinen erworbenen Namen rühmlichst behauptet. In umsichtiger Bearbeitung entfalten sich die lieblichsten Melodien, das gewöhnliche Jägerleben so treffend bezeichnend, ohne sich jedoch in Trivialitäten zu verlieren. Der Effect ist großartig und kann bei einigem

richtigen Vortrag nicht verfehlt werden. Als die Ouverture ihrer Zeit in Frankreich in das Leben trat, hörte man in allen Zirkeln die Melodien derselben ertönen, gleich dem Freischützen wurden ihre Weisen für alle Instrumente arrangirt und auf den Bällen erschallte ein fröhlicher Contretanz aus Mehuls Jagd. Nicht so das Gemüth in seinem Innersten ansprechend ist die Ouverture Catels aus Semiramis. Regelrechte Sätze entwickeln sich zwar auch hier in kunstgerechter theoretischer Behandlung, allein ihre Existenz ist mehr Product der Meditation, als der genialen Schöpfungsgabe ihres Meisters. Ueberhaupt steht Catel als Theoretiker weit höher, was dessen vielfach herausgegebenen theoretischen Werke hinlänglich aussprechen, denen derselbe seine gegenwärtige Stelle als Lehrer der Composition an dem Conservatorium zu Paris verdankt. Das Orchester hat bei Aufführung beider Ouverturen das seinige redlich gethan; sechs Violinen vermögen jedoch bei aller Kraftanstrengung keine zwölf zu ersetzen und so kam es denn, daß, bei der Anwesenheit aller Lärminstrumente, die den Violinen anvertraute Melodie entweder wie ein schwaches Angstarschrei sich vernehmen ließ, oder im allgemeinen Tumulte ganz unterging. Bis jetzt hat Referent in allen übrigen Conzerten die Violinstimmen stärker besetzt gefunden, bei dem Conzerte der großen Sängerin Catalani hatte er daher eine Reduction nicht erwartet.— Ueber das Clavierspiel des Herrn Guhr ist nur zu bemerken, daß derselbe eine seltene Fertigkeit im Ueberwinden der größten Schwierigkeiten besitzt. Die Bereitwilligkeit, womit derselbe das Conzert unterstützte, verdiente und fand ihre gerechte Anerkennung. Hr. Lindner ist seines Instrumentes noch nicht ganz Meister, der Zungenstoß namentlich bedarf noch mancher Verbesserung, indessen schreitet derselbe auf seiner Bahn rasch vorwärts und es freut Referenten recht sehr, demselben bemerken zu können, daß er recht schöne Fortschritte gemacht habe. Die Musik des gespielten Potpourri's wollte zu Anfang nicht recht ansprechen, als aber der Walzer erklang, da hörte alles mit gespannter Aufmerksamkeit zu — also Walzer für die Zukunft, so einen ächten Szekler, Steyerer, oder dergl. und der Beifall wird gewiß nicht fehlen. Uebrigens ärndtete Herr Lindner für seine gefällige Mitwirkung den verdienten Beifall. — Die Conzertgeberin erlaubt sich Referent zuletzt, wie man ja so häufig die Hauptsache zum Schlusse aufspart, und in nachfolgendem zu beurtheilen. Die Stimme der Madame Catalani ist von bedeutendem Umfange und begreift in gleicher Stärke Mezzo Sopran und klingenden Alt in sich. Der Ton ist voll und rund und hat manchmal etwas unendlich weiches und rührendes; doch ist die Höhe bisweilen etwas gepreßt, während die tiefe Altlage zu hohl klingt, wie überhaupt die Stimme des frischen Jugendglanzes ermangelt, was indessen niemand der Sängerin zum Nachtheile anrechnen wird. Die Schule, welche Madame Catalani besitzt, begreift wohl alle Vollkommenheiten in sich, welche von einer Sängerin verlangt werden können. Reiner Ansatz, richtige Bindung der Noten ohne Zwischentöne, schönes Portamento, klare Läufe und Rouladen und ein sehr gewandter Triller sind die Eigenschaften, welche der Conzertgeberin das Prädicat: große Sängerin erworben haben. Referent erinnert sich in neueren Zeiten nur einer einzigen Sängerin, welche in Kunstfertigkeit mit Madame Catalani verglichen werden kann, diese ist Madame Schulz von Berlin, welche uns im verwichenen Jahre mit ihren Gastspielen auf hiesiger Bühne erfreute. Madame Catalani wendet auch größtentheils den ungeheueren Kunstschatz, den sie besitzt, richtig und sinnvoll zur zweckgemäßen Verzierung an; doch scheint ihre außerordentliche Kunstfertigkeit sie manchmal irre zu führen. Alles, was den Gesang betrifft, alle künstliche Verzierungen, müssen sich in den Grenzen des Schönen bewegen, was darüber hinausschweift, sei es auch noch so neu, noch so seltsam, noch so schwierig, kann unmöglich das Wohlgefallen erregen, welches der Gesang als schöne Kunst betrachtet in uns hervorbringen soll. So schienen dem Referenten (der freilich hier nur seine individuelle Meinung, verglichen mit den Meinungen etlicher gediegener Kunstkenner, ausspricht) die Triller mit den Terzsprüngen, so wie der Sprung von der Höhe zur zweioctav Tiefe und der Sprung zurück zur mittlern Octave dieser letztern Kategorie zu unterliegen. Solche Productionen dürfen den Werth einer großen Künstlerin, die ein weit größeres Kunstvermögen entfalten kann, nicht bezeichnen; denn in solchen Künsten möchte sie leichtlich von ganz untergeordneten Individuen übertroffen werden. Der Vortrag der Sängerin ist übrigens etwas vollkommnes, etwas einziges in seiner Art. Man merkt, daß Mad. Catalani im tiefsten Herzen empfindet, was sie singt und so übt dieselbe, namentlich im Adagio, eine Kraft, die unwiderstehlich die Seele erschüttert und das Gemüth in seinem tiefsten Innersten aufregt und anspricht. Wird nun dieselbe hierbei noch, wie in der Arie von Zingarelli, so seelenvoll unterstützt, wie Herr Conzertmeister Hofmann mit obligater Violine dieß gethan, so mußte wohl, was Vortrag betrifft, eine Höhe erreicht werden, welche zu übertreffen wohl niemals wird gelingen können. Mad. Catalani ist immerhin eine große Erscheinung im Bereiche der Kunst, die den Wunsch erweckt, daß es jedem Kunstfreund vergönnt seyn möchte, dieselbe zu hören. Daß derselben der größte Beifall zu Theil ward, bedarf wohl, bei dem ungetheilten Applaus, dessen sie sich überall erfreuen konnte, nicht erwähnt zu werden; nur so viel glaubt Ref. noch bemerken zu müssen, daß die große Sängerin außer den angekündigten Stücken, mit starker, jedoch gefühlvoller Stimme noch Britanniens Volkslied: God save the King, zum Schlusse vorzutragen die Gefälligkeit hatte.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 9. Samstag, 13. Januar 1827.

Stätte der Kindheit.

Willst dich wiederum erschließen
Meinem Blicke, meinem Herzen,
Den der Zeiten Nebelzüge
Lang entrückt mir und verdecket,
Meiner Kindheit Friedensort?
Und noch einmal steigt herauf
Aus des Lebens wirrem Strudel
Fern von Schatten rings umzogen
Jenes holde Himmelsbild? —
Wie so wonnig, warm und mild
Diese Lüftchen mich umsäuseln!
Ja, ich kenn' euch, kenn' euch wieder,
Haus und Bäume, kleiner Garten,
Wiesengrund, ihr stillen Weiden
An des Baches Blumenrand;
Und des Thurmes alt Gemäuer,
Einsam, ernst aus dem Gesträuche
Schaut mich an, ein treuer Freund!
Als ob Aeolsharfentöne
Aus der Ferne, halb verloren,
Lieblich klängen zu mir her,
Lausch' ich, wähn' in leisem Flüstern
Alte Kunden zu vernehmen:
Wie der Seele frühste Regung
An euch hing mein kindlich Auge,
Und des Lebens erste Bilder,
Wie in Morgens Dämmerlicht,
Zu dem neu erschloss'nen Herzen
Gaukelnd schwebten von euch her;
Huldgestalten, Liebesklänge
Tausendfältig mich umwogten,
Vor dem Blicke des Erwachten
Sich das Blüthenland der Freuden;
Unabsehlich breitet aus,
Und aus unerschöpfter Fülle,
Ihm die leichten Stunden willig
Immer frische Kränze wanden — —
Zeugen, treue, wohlbekannte
Jener Spiele, jenes Strebens,
Wieder wollt' ihr mir erzählen
Von dem Hoffen, dem Verlangen,
All dem Ahnden, dem Genießen,
Das die junge Brust umschloß,
Wecken wieder meinem Geiste
Jene goldnen Morgenträume? —

Ach, die weite, reiche Welt
Dieses stillen, engen Kreises,
Sagt, wo ist sie hingeschwunden? —
Sind es doch die theuren Räume,
Sanftes, liebewarmes Wehen
Trauter Geister mich umfängt,
Und in Morgenrothes Schimmer
Unerreichbar, aus der Ferne
Winken sie mir Grüße zu!
Fließet, fließet, heiße Thränen,
Denn hinunter ist, zerronnen
Mir des Paradieses Land!
Nimmer kehr' ich, nimmer wieder

In die sel'gen Zauberauen:
Darf aus jenen himmelblauen,
Klaren Quellen nimmer schöpfen
Nahmenlose Seelenlust;
Nicht auf immer grünen Pfaden,
Strahlend in der reinen Schöne,
Der ursprünglichen, geheimen,
Flattern hin im weißen Kleide;
Nicht mehr pflücken jene Blumen
In dem süßen Himmelsglanz,
Und der Engel holde Schaaren,
Welche kosend mich umspielten, —
Alles, alles ist zerstoben!

Leb' denn wohl, geliebte Stätte,
Und des Himmels bester Segen
Sei dir ewig zugewandt!
Weiß schon keiner mir zu sagen,
Wie sich ende dieses Treiben,
Keiner, ob am Ziel der Fahrt,
Was gewesen mir, verheißen
Hier, als ich ward ausgesandt,
Ob der Pilger es erreiche;
Aus dem laut'ren, kräft'gen Born,
Neues Leben, Wonnen spendend,
Ihn ein Labetrunk erfrische,
Wieder junge Frühlingslüfte
Die entlad'ne Brust durchströmen;
Ob erhellt sein trübes Auge
Ungehindert dann, beseligt
Tauchen, sich versenken dürfe
In des Reinen, ewig Schönen
Herrlich lichten, weiten Aether — —
Muthig hoffend, weiter fort!

K. E.

Die Eidgenossen vor Mülhausen, im Jahre 1587.

(Fortsetzung)

Die Wittib schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, da sie den Sohn des Bürgermeisters in dem Entkräfteten erkannte, den Theobald in ihre Stube leitete. Ihre Dienstfertigkeit und die thätige Hülfe Elsens verschafften dem Leidenden so viel Bequemlichkeit und Labung als der stürmische Augenblick nur zuließ, und den Bemühungen dieser guten Leute hatte es Jakob zu verdanken, daß seine Kräfte sich bald wieder herstellten. In kurzem fühlte er sich rüstig, drang selbst auf rasche Flucht, und Theobald nahm schon mit einem Kusse von Elsen, mit einem Handschlage von ihrer Mutter Abschied, als plötzlich ein neues Unglück anpochte. Ein Trupp von Leuten tobte durch das Gäßlein, und donnerte an Frau Barbara's Thüre. Erschrocken lauschte die Wittib am Fenster und vernahm mit Grauen die Stimme des gefürchteten Büchsenhauptmanns. — Um Gotteswillen! flüsterte sie: wir sind verloren. Theobald, verlasse mich nicht! — Nein, entgegnete dieser männlich; aber zuerst verberge ich Herrn Ziegler im Garten hinter dem Hollunderstrauche. Ich hole ihn dann von jener Stelle ab, wenn uns endlich ein günstiger Stern leuchtet. — Er zog seinen Schützling mit sich durch das dunkle Haus in den Garten, während des Hauptmanns Begleiter wüthend an der Pforte lärmten. Aufgemacht! alte Sara! donnerte Guldinast, da Barbara endlich ein zitterndes: Wer ist da? von sich gegeben: Aufgemacht, oder ich lasse das Schloß durch unsere Feuerröhre aufsprengen! — Bebend ließ die Wittib den Rasenden ein, während Else sich auf dem Speicher verbarg. Guldinast mit einer Rotte von Hackenschützen drang in das Haus, in die Stube. — Wo ist der Theobald, gleißnerische Bibelhexe! brüllte er der Wirthin entgegen: Der Bursche steckt bei Dir, ich weiß; gieb ihn heraus! — Barbara erschrack bis zum Tode, stotterte Entschuldigung und Ausflüchte hervor, und begnügte sich, vor der Hand, den Eindringlingen das weitere Durchsuchen des Hauses zu verwehren. — Weiche von der Stelle, Weib! schnaubte Guldinast: Laß uns freien Paß, oder ich lasse Dir ein Gericht von blauen Bohnen zujagen, die Dir nicht behagen sollen. Die Schützen machten auch alsobald ihre Büchsen fertig, legten an, und schwangen die Lunten; da stürzte Theobald mitten unter das fluchende Gesindel. Was gibt's da? fragte er: ich höre, man suche mich. Was soll's? — Dein Leben ist verwirkt; entgegnete Guldinast streng, und Barbara umklammerte entsetzt den ruhigen Gesellen: Bursche, ich hatte es gut mit Dir gemeint, aber welcher Teufel hielt Dir das Licht, daß Du dem Verbote zuwider in der Feinde Lager spioniren gingst? Ein Knecht hat Dich im fröhlichen Muthe auf der Wachstube plaudernd verrathen, vor dem Pannerherrn die Aussage wiederholt; Dich zu fahen trug mir der Letztere auf. Gib Dich also ohne Widerrede! — Hier waltet ein Irrthum, Herr Guldinast! versetzte Theobald ruhig wie zuvor. — Du läugnest? fragte Guldinast zornig: herein mit dem Wachtler! —

Der Soldknecht trat ein, die Partisane in der Faust, und kecken halbtrunknen Angesichts. Wiederhole dem Theobald die Anklage in's Gesicht! befahl ihm der Hauptmann, auf den Gesellen weisend. Wachtler betrachtete den Letztern mit aufgerissenen Augen: Das ist der Theobald nicht; begann er den Kopf schüttelnd. — Wie? rief Guldinast: Er ist der Einzige dieses Namens in ganz Mülhausen, und ich kenne ihn wohl. — Nein! behauptete Wachtler störrisch: Das ist nicht Theobalds Gestalt, nicht seine Stimme. — Der Kerl will mir meinen Namen streitig machen! lachte Theobald, und Guldinast wußte nicht, was er denken sollte. Sein Erstaunen

wuchs immer mehr, da Wachtler nun darauf schwor, der vor ihm Stehende sey niemand anders als der Gottlieb Fingerlin, der nach zehn Uhr auf dem Bollwerke beim Teufelsthurme Wache gestanden, eine Braut und einen Vetter habe, welcher eben der besprochne Theobald sey.— Der Schmiedgeselle, wie alle Kriegsleute lachten dem Knechte ob seinem tollen Geschwätze in's Gesicht, und schalten ihn verrückt. Der Hauptmann mißhandelte beinahe in seinem Verdrusse den tölpischen Angeber. Schweig Trunkenbold, verfluchter! grollte er: der Teufel werde klug aus Deinem Geplauder. — Es klärt sich alles auf; versicherte Theobald, wenn Ihr nachrechnen wollt, Herr Hauptmann. Der Lügner will mich nach zehn Uhr aus dem Lager zurückkehrend gesehen haben. Besinnt Euch aber, Herr, daß Ihr selbst mich in Zieglers Gefängniß gesehen habt, als Ihr kurz vor Zehn die Runde machtet. — Donner und Hagel! schwor Guldinast: 's ist auch wahr. Du kannst also unmöglich in einer Viertelstunde draußen und wieder herein gewesen seyn. Wachtler, Du warst besoffen, und sollst Deinen Prügeln nicht entlaufen. — Herr, betheuerte der Widerlegte: Ich war so nüchtern wie ein Neugeborner. Jetzt weiß ich nur nicht, wo mir der Kopf steht. Wenn nur mein Zeltbruder Erff zugegen wäre, — der sollte mir bezeugen. — Ich schickte nach ihm, entgegnete Guldinast, — und wie gerufen trat der dicke Kumpan in die Thüre, zu Theobalds größtem Schrecken. Was soll ich hier? fragte er. Wachtler wollte auf ihn zu; Guldinast hielt ihn aber zurück und fragte selbst den Ankömmling, ob er dabei gewesen, als der gegenwärtige Theobald aus dem eidgenössischen Lager zurückgekommen. — Erff näherte sich betrachtend dem Gesellen, und erkannte ihn, wie seine betroffne Miene verrieth. Theobald jedoch, ohne sein Gesicht zu verändern, flüsterte ihm zu: Gedenke deines Eids! Nach kurzem Besinnen erklärte auch Erff; er kenne diesen Theobald nicht; wisse überhaupt nicht von einem solchen, so wie von der ganzen Begebenheit, die sein Genosse im Rausche wahrscheinlich zusammengebacken habe. — Wachtler wollte bersten vor Ingrimm, und Guldinast machte ihn auf das Schmählichste herunter, verbot ihm bei fünfhundert Stockschlägen jedes fernere Wort, und sprach den Theobald aus eigner Machtvollkommenheit frei. Da seht ihr die Folgen, sprach er ermahnend zu den Uebrigen: wenn man in wüster Trunkenheit seine Pflichten vergißt. Der Bursche soll an mich denken, obschon er durch sein Lügengespinnst etwas Gutes bewirkt hat. Die Stelle nämlich, wo er seine Gespenster gesehen hat, ist wirklich zugänglich für einen Kundschafter. Punkt vier Uhr sende ich Werkleute auf den Platz, daß er abgegraben und steiler gemacht werde, und Du, Weinschlauch, sollst dann den ganzen Tag dort Wache halten, wo Dein Fingerlin aus dem Monde Wache hielt. — Er zog ab mit seinen Leuten, die den meineidigen Wachtler durch ihre Scherze und Spöttereien beinahe zur Verzweiflung brachten. — Nachdem der Hauptmann die Knechte zur Wachstube zurückgeführt hatte, befahl er dem verdrüßlich maulenden Angeber, ihm sogleich auf den für ihn erlesenen Posten zu folgen. Auf dem neuen Bollwerk stellte er ihn auf, wünschte ihm höhnend eine gute Wache, und ging, taub für des treubrüchigen Schelms Betheuerungen, hinweg.

Mittlerweile hatten Theobald und Jakob mit froher Zuversicht auf die Vorsehung, die bisher jede Gefahr, die drohendste, von ihnen abgewendet, Barbara's Wohnung verlassen, und sich, umgeben von wogendem Morgennebel, nach dem Walle geschlichen. Theobald hatte gehofft, auf einem andern Schliche dem Freunde durch zu helfen, allein der neidische Zufall vereitelte sein Bemühen. An dem einen Orte wehrte ein Schanzgitter den Ausgang, an dem andern versammelten sich just die Trommelschläger zur Tagwache. Es blieb — um den günstigen Augenblick nicht zu versäumen — endlich nichts übrig, als grade dem Bollwerk zuzugehen, über welches Jakob hereingestiegen. — Noch ist's mehr denn eine Stunde bis Vier! meinte Theobald: Noch ist wahrscheinlich die Stelle unbesetzt; aber keine Viertelstunde mehr wird die Dämmerung währen, darum sey's gewagt; aber vorsichtig. Leiht mir Euern Dolch, junger Herr; ich will voraus spähen, ob die Luft rein. — Er steckte das Eisen in den Gürtel, und schlich voran, Jakob zögernd hinter ihm. An der Ecke des Vorsprungs lauschte Theobald mit scharfem Auge und Ohr, und winkte alsdann fröhlich seinem Begleiter. Der Platz war leer. Die Brustwehr bot dem Flüchtling ihre Hülfe. Abschied nehmend sanken sich die Freunde in die Arme, schüttelten sie sich die Hände. Heute Nacht also, sprach Jakob feierlich: heute Nacht, wenn der Wächter die zehnte Stunde abruft, spreng' ich die Basler Pforte, und dringe ein mit den Befreiern; Du rufst indessen die treuen Bürger zur Wehre auf, und wir schlagen die Aufrührer und die fremden Henkersknechte nieder! — So sey's! versetzte Theobald: Geht mit Gott! Frei sehen wir uns wieder! — Jakob eilte, sich über die Brustwehr zu schwingen, aber eine mächtige Faust riß ihn zurück, und wie ein fürchterliches Gespenst stand Wachtler zwischen den Freunden. — Er hatte, Wache haltend, von ferne mit seinem Falkenblick die beiden Wanderer erspäht, Unheil gewittert, hinter eine Schanzecke sich verborgen, und alles mit angehört. Sein Erscheinen erstarrte die Freunde zu Eis.

Panzer und Ketten! rief der Rachedürstende: hab' ich Euch erspäht, ihr Galgenvögel? Da ist ja der saubre Kundschafter von Gestern. Läugnet Ihr noch, Schuft Fingerlin? Erstickt an Eurer Lüge. Der Henker wird Euch bald die Gurgel zuschnüren! Jakob zog einen Beutel mit Geld hervor, und bot ihn dem Kriegsmann, mit der Bitte zu schweigen, aber der Unversöhnliche behauptete, das Geld gehöre ihm ohnehin; und er wolle auch den Kopf der Stadtverräther. — Außer sich rang Theobald die Hände, verschwendete alles Flehen an dem Störrischen, aber umsonst. Wachtler rief laut nach der Wache. — Theobald! rette Dich! bat Jakob, der sich von der

Faust des Soldaten nicht befreien konnte. — Euch! erwiederte Theobald mit rollenden Augen: Euch rette ich! Mensch! laß diesen Mann, zur Stelle, oder — er riß den Dolch heraus. Wachtler gewahrte den Stahl, hielt aber Jakob fester, streckte dem Drohenden die Partisane entgegen, und erhob ein Mordgeschrei. Da stürzte Theobald in der höchsten Verzweiflung auf ihn zu, trat mit Riesenkraft die vorgehaltne Partisane zu Boden. Jede Bitte war umsonst! zürnte er: Gott sey Deiner Seele gnädig! und stieß den Unglücklichen nieder, daß er mit einem kurzen Schmerzlaute zu Jakobs Füßen verschied. — Entsetzt vor dem nothwendigen Morde, standen beide Freunde. Theobald winkte seinem Genossen mit verhüllten Augen, zu fliehen. Diese That könnt Ihr mir nicht bezahlen! seufzte er: Entweicht aber schnell. Der Tag bricht an. — Ohne einen Laut hervorzubringen, kletterte Jakob in den Graben; Theobald floh mit Grausen von der blutigen Stätte.

(Fortsetzung folgt.)

Neue fröhliche Botschaft.

Euch, ihr trunkenen Jünglinge und sehnenden Jungfrauen, sey die frohe Botschaft gemeldet, daß im Lande der Dichtkunst eine neue Blumenaue reich aufgeblüht ist, von der ihr den dichterischen Liebeshonig und das duftende Sehnsuchtswachs in eure Herzen eintragen und Vorräthe für den Lebenswinter anlegen könnt. Ach wäre meine Jugend doch auch auf solche sonnige Gefilde geführt worden, damit ich die zarte Kost genossen und eine schöne Seele geworden wäre, angehaucht von dem interessanten Mumienbraun gefühlvoller Schwermuth. Aber wir gute Jungen lasen in unserer verkehrten Richtung viel in der Hölle des Dante und bekamen dadurch einen derben fast teuflischen Geschmack, der durch den unmoralischen schroffen Goethe und die Zoten des Shakspeare eben auch nicht gebessert ward. Wir sehen den Schaden mit Wehmuth, besonders wenn wir die junge Brut unserer Küchlein betrachten, und bemerken, wie sogar in ihren Jugendsprüngen schon ein gediegener Ernst obwaltet und aus ihrem frühesten Gackern edle Gesinnung leuchtet. Dank den glücklichen pädagogischen Fortschritten, die es ausgedacht, wie man das Leben nicht mehr ausgähren läßt, sondern durch unterdrückte Gährung alles Herbe verbannt, daß daraus liebliche angenehm moussirende Menschen werden, und dabei so wohl gezogen, daß sie den Pfropf nicht ausstoßen und die Flasche nicht zersprengen. Doch um auf unsere fröhliche Botschaft zurückzukommen, so melden wir für alle, die es noch nicht erfahren haben, daß ein herrliches Büchlein erschienen ist, des Namens: Bilder der Liebe, ein Geschenk für schöne Seelen, von August Gebauer, zweite sehr vermehrte Auflage. Düsseldorf und Elberfeld bei Joh.-Eckhardt Schaub. Nicht mit einem vollen die Augen bestechenden Strauß von Rosen, Lilien und Vergißmeinnicht tritt dies Büchlein auf, sondern grünt bescheiden als Fünffingerkraut, enthält aber in seinem Innern einen höchst feinen Extract aus der ganzen Blüthenwelt, ja fehlte ihm nicht das Spirituöse, so wäre es parfait amour. Um eine Probe des kostbaren Inhalts zu geben, will ich das Büchlein geradezu aufschlagen, und nun hört oder vielmehr leset S. 66 u. 67. No. 38. „Die Nachtigall hat unser Wäldchen verlassen, und die schöne Zeit des Jahres ist mit ihr von hinnen gezogen. Eine Rose nach der andern verblüht, und es stehen ihrer nur wenige noch in lebendigem Glanze. Könntest auch du, schönere Zeit der Liebe? — Fleuch von mir, Schaudergedanke, weit, weit! der fromme Glaube des Herzens kann nicht täuschen!" No. 39. „Siehst du, Maria, wie die Rosen sich schon allenthalben entblättern? Rosenzeit — schöne Zeit — kurze Zeit! Ist alles Schöne von so kurzer Dauer und so leicht verwelklich? Wohl! Was aus der Erde Saft und Schönheit zieht, das theilt der Erde Loos, das ist vergänglich! Doch Unvergängliches? Es kommt von Oben, woher alles Gute und Vollkommene kommt! Das laß uns halten! Und die Rosen auf dem Gefilde und die holderen auf der Wange, sie mögen verblühen — inwendig strahlt die Rosenewigkeit!"

So herrlich geht es durch das ganze Büchlein in Prosa und Versen, und jedesmal nimmt eine solche Honigzelle ihre Seite ein, oder ist gar auf zwei gebaut, welche Papierverschwendung gar nicht übel zu vermerken ist, denn das Herrliche kann sich in der Welt nie zu breit machen. Wenn z. B. Seite 113 das 75ste Bild, das in folgenden Worten besteht: „Aber, Du gute Seele! werde ich Dich denn auch so glücklich machen können, als Du es verdienst, und als ich es wünsche?" die ganze Seite einnimmt, so könnte nur eine gefühllose Seele meinen, es sey fast nicht recht den wenigen Worten so viel Raum zu gönnen. Ja man könnte fragen, ist denn der Raum nicht so gut wie die Zeit eine bloße Einbildung, wie ja Kant sattsam gelehrt, und verdient nicht eine solche ordinäre Einbildung der extraordinären des Herrn Gebauer nachgesetzt und untergeordnet zu werden?

Es ist im Gegentheil zu bedauern, daß die Blätter auf beiden Seiten bedruckt sind, denn sonst könnte man sie unter Glas in Rahmen bringen zu einer Gallerie für schöne Seelen. Doch fällt mir eben ein, daß sich mit je zwei Exemplaren dieß bewerkstelligen läßt, worauf denn hiermit die schönen Seelen aufmerksam gemacht werden.

Ll.

☞ Das Sonnett an Ll. ist der Redaction zugekommen und soll in der nächsten Iris erscheinen.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

# Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 10. Sonntag, 14. Januar 1827.

Sonnett an A.

(Eingesandt)

Es wahren Geister in der Erde Gründen,
Viel Schätze, Gold und edele Gesteine;
Doch sollen wir uns freun an ihrem Scheine,
Muß man zu Tag' sie fördern aus den Schlünden.

Der Berggeist läßt nicht leicht den Steiger finden
Sein Kleinod, bang vor niederem Vereine;
Doch öffnet er ihm endlich seine Schreine,
Dann hört man jubelnd dankbar es verkünden.

Du mächtiger Geist hast endlich auch erschlossen
Uns Deines Herz und Geistes tiefe Schachten,
So reich an Steinen, Gold und edlen Erzen.

O gieb auch ferner gütig, unverdrossen,
Aus dieser Grube reichlich, schwere Frachten;
Dieß bitten freundlich wir, so recht von Herzen. —

S.

Die Eidgenossen vor Mülhausen, im Jahre 1587.

(Fortsetzung)

Der Erstochene wurde zwar bald gefunden, aber theils war er als ein lüderlicher, händelsüchtiger Bube so wohl bekannt, daß Jedermann ihm den schnellen Hintritt von Herzen gönnte, denselben irgend einem Streithandel zuschreibend; theils waren auch die Besorgnisse, die in der Stadt herrschten, allzugroß, als daß man auf den Tod eines gemeinen Waffenknechts besondre Rücksicht hätte nehmen sollen. Den Pöbel belustigten freilich die Machthaber mit der zweifelhaften Mähre, als würde zu Zürich alles vermittelt werden, und die Eidgenossen ohne fernern Aufschub abziehen. Allein die Klügern ahnten den Ungrund dieses Vorgebens, und sahen sich in aller Stille nach einer Zuflucht bei ausbrechendem Sturme um. Der Gefahr zu entfliehen, war übrigens nicht so leicht, denn die Eidgenossen, durch mehrere Zuzüger verstärkt, umschlossen schier die ganze Stadt, und die Schanzen, die sie allenthalben aufwarfen, schienen auf eine in's Weite sehende Belagerung zu deuten. Die Stille und geräuschlose Ruhe in ihren Anordnungen vermehrte die peinliche Ungewißheit in den Herzen der Vernünftigen; obgleich der tobende Troß des Volks sie für Muthlosigkeit hielt. Das Geschütz der Schweizer schwieg noch immer; noch war keine Muskete losgebrannt worden. Wie eine Wetterwolke stand das Heer im Lager. Am Nachmittage, der einer für Mülhausen ewig denkwürdigen Nacht vorausging, begab sich eine Gesandtschaft hinaus, um mit dem Feldobersten zu unterhandeln. Sie wurde nicht vor den tapfern Erlach gelassen. Die Zeit des Vergleichs sey vorbei; ließ er den Abgeordneten zu wissen thun: Das Schwert möge nun entscheiden, sobald der gemessene Befehl dazu von Bern eintreffen werde. Hoffnungslos, aber zufrieden mit dem von ferne angedeuteten Aufschub, kehrte die Sendschaft zurück, und eifriger wurde an den Rüstungen gearbeitet, eifriger das Volk zur entschiedensten Gegenwehr angespornt. Der Einzige, den der Stand der Sachen durchaus nicht täuschte, war der Doktor Schreckenfuchs, der Zunder der ganzen Rebellion. Während seine Stirne die völligste Ruhe und Entschlossenheit heuchelte, traf er in aller Stille Anstalten zu seiner Flucht. Der characterlose Tilger, der Rathsschreiber war das Werkzeug, dessen sich der Doctor zu obigem Behufe

bediente, und die Furcht vor der schwersten Vergeltung bewog den Schreiber, thätig dabei mitzuwirken. Allein sein ängstlicheres Gewissen brachte ihn auch dazu, einen Schritt zu thun, der früher hätte geschehen sollen, um viel Unheil zu verhüten. Während nämlich Schreckenfuchs bei dunkelndem Abende noch einmal zum Walkthurme schlich, nach dem Befinden seines Feindes Ziegler fragte, und von Theobald die Versicherung erhielt, der alte Mann ringe bereits mit dem Tode — schrieb Tilger einen Zettel an den Pannerherrn, und gab denselben einem Diener, welcher ihn auch dann erst überlieferte, als Schreckenfuchs und sein Helfershelfer bereits in verschwiegner Nacht durch ein Zwingerpförtlein glücklich gen Ensisheim entwischt waren. Es ging auf die zehnte Stunde, und Isenflamm, gerade von der Untersuchung der Wachposten heimgekehrt, saß in seiner Wohnstube, mit seiner Hausfrau plaudernd, als sein Knecht Tilgers Brieflein hereinbrachte. Mit Schaudern las der Redliche folgende Worte: „Die Gefahr der Stadt scheint zu wachsen, trotz den ausgesprengten Gerüchten. Ich fliehe, weil ich noch kann, denn ungeheure Verbrechen belasten mein Herz und Gewissen. Euch, dem redlichsten Vaterlandsfreunde, diese Warnung: Ihr seyd betrogen durch den abscheulichen Schreckenfuchs! Ziegler, Hartmann, Fink und Schillinger sind unschuldig. Falsch sind alle Schriften, die in dieser Sache Euch vorgelegt wurden. Ist es noch Zeit, so rettet Eurer Bürger Wohl. Verzeiht mir! Rudolf Tilger."

Unbeschreiblich ist die Wuth, mit welcher der Pannerherr nach Lesung dieses Schreibens auffuhr. Umsonst suchte Frau Margaretha, ihn zu begütigen; er wies alle ihre Bitten von sich, ließ sich Mantel, Hut und Schwert bringen, und wollte von dannen, um Tilgern nachzusetzen, Schreckenfuchs, von dessen Flucht er nicht wußte, verhaften zu lassen. Ein Auflauf in den Gassen vermehrte seine Hitze. Man rief zu seinem Fenster herauf: die Wächter am Oberthore hätten Feinde in der Nähe gewittert. Er küßte sein Weib, und wollte von dannen, als sich ihm Anna, von unnennbarer Angst gefoltert, in den Weg warf. Verlasse nicht die Deinen! schrie sie: wenn Du wüßtest, ach! ich darf ja nicht reden! — Ist die Dirne wahnsinnig? fragte Isenflamm. Anna forderte aber dringender und beklommener die Mutter auf, den Vater nicht von hinnen zu lassen. — Seine Pflicht ruft, ihn mein Kind; erwiederte Margaretha: Sünde wär's, ihn nicht zu lassen. In diesem Augenblicke klang das Horn des Wächters zehnmal von dem Thurme über den Platz. — Zehn Uhr! Barmherziger Himmel! heulte die Tochter, den Vater wie eine Rasende umklammernd. Bleib bei uns, Vater! es ist um Dich geschehen; — Du stirbst! — Mit aller Mannskraft, und roth vor Zorn wollte sich der Pannerherr von dem Mädchen los machen; sie wand sich aber zu seinen Füßen, und schrie: Ich bin nicht wahnwitzig; ich habe meine Besinnung, aber ich lasse Dich nicht, Vater! — Nur über meine Leiche schreitest Du aus diesem Zimmer! Mutter halte ihn auf! Geht er von hier, so stirbt er! in dieser Stunde —

Hier verklang ihr Angstgeschrei in dem entsetzlichen Knall der Petarde, die im selben Augenblicke das nahgelegene Basler Thor sprengte, während die Aufmerksamkeit der Belagerten durch einen blinden Lärm nach dem Oberthore gelenkt worden war. — Was ist das? schrieen der Pannerherr und sein Weib. Anna vermochte aber nur zu stammeln: Die Feinde sind in der Stadt! jetzt darf ich reden! — und ihre Sinne schwanden. Wie ein in Fieberhitze Tobender riß sich Isenflamm von den Seinen los, und eilte mit hochgeschwungenem Panner dem Orte zu, wo es galt.

Wie es beginnen, um den Gräuel zu schildern, der in dunkler Nacht über die unglückliche Stadt hereinstürmte? — Das Basler Thor lag, durch die Macht des Sprengwerkzeugs zerschellt, in Trümmern, und Zweihundert Schanzarbeiter aus dem Waadtlande, von der Harst des Herrn de Cassé, geführt von dem muthigen Jakob, der nach seines Vaters Befreiung lechzte, drangen mit Aexten bewaffnet, in die enge Gasse, die zum Marktplatz führt. Auf dem letztern hatte sich indessen, vom Geheule der Sturmglocke und den Karthaunschüssen des Wachmeisters Dummel zusammengerufen, ein bedeutender Haufen von Streitbaren versammelt, der von Minute zu Minute von andern Bürgern verstärkt wurde, die, halbbekleidet, aber zu Schutz und Trutz gerüstet, aus den Häusern taumelten, und der Wuth der Eindringenden die Gegenwehr der blinden Verzweiflung entgegensetzten. Jeden Schritt mußten die Eidgenossen mit Blut erkaufen, und während in den Vorderreihen der Kämpfenden, von Dunkelheit und Mordlust bethört, oft der Freund den Freund erschlug, stürzten die Weiber und Kinder aus den Fenstern der Gebäude Steine und Holzwerk auf die Stürmenden hernieder. Das Hackenfeuer, das die Bürger auf die Feinde losbrannten, wüthete mörderisch, da diese nur mit Beilen bewehrt, kein Geschoß entgegensetzen konnten. Zum größten Unglück jedoch schnitt Martin Dummel, indem er im rechten Augenblicke das Schutzgatter des gesprengten Thors niederfallen ließ, den Weichenden den Rückzug ab, und zugleich die Verbindung mit den später nachdringenden Feuerschützen der Eidgenossen. Mülhausens Vertheidiger schrieen Sieg, denn nun waren die Waadtländer in ihre Hand gegeben. Die Letzten, bestürzt durch den Unfall, theilten sich, dem Untergang zu entgehen, in mehrere Rotten, und rannten also, in den Straßen irrend, dem Verderben um so gewisser entgegen. Vergebens ahmten sie, die Wuth der Widersacher zu blenden, das Feldgeschrei derselben nach; die wälsche Zunge und ihre vom Wasser des Grabens triefenden Gewänder verriethen sie. Viele wurden in den Straßen gemordet, wenige zu Gefangnen gemacht, — eine Rotte von ihnen, auf einem Kirchhofe, mit ihren eignen Aexten grausam erschlagen. Die Sache der Stürmenden schien verloren, und Zieglers Leben nicht minder, denn auf Guldinasts Befehl hatte man ihn aus dem

Thurme auf den von Pechpfannen erleuchteten Marktplatz geschlept, und der daselbst zu Pferde haltende Büchsenhauptmann drohte, den unerschrocknen Greis niedermetzeln zu lassen, so bald nur eine Hand unter den Bürgern sich erheben würde, den Feinden beizustehen! Entsetzen lähmte die Faust der gutgesinnten Bürger. Eine Frau sollte die Kleinmüthigen beschämen. — Während die Empörer jubelten, — die ausgesperrten Eidgenossen, in den Gräben stehend, dem Hohne und den Mordschüssen ihrer Feinde von Mauer und Thurm ausgesetzt waren, und vergebens den Rückzug suchten; wagte es Barbara Schön, Elsens Mutter, auf offner Straße alle Anhänger des Bürgermeisters zur Wehre aufzurufen. Sie wagte mehr! Mit einer Axt bewaffnet, legte die unerschrockene rüstige Frau die Hand zuerst an das Schutzgatter, — vor den Augen der staunenden Rebellen. Ihr Beispiel entflammte die gesunkene Kühnheit der Freunde der Ordnung.

(Schluß folgt.)

Das Armeecorps.

Räthsel.

Erzählen will ich vom General
Und hunderttausend Soldaten:
Wer ist der Führer und wer die Zahl?
Das, Leser, magst du errathen.
Für den Staat ist die Letzte von leichtem Gewicht,
Sie braucht Montur und Verpflegung nicht.

Der General setzt sich in Autorität
Gegen einzelne Krieger im Heere,
Streng mustert er aus, daß die Schaar besteht,
Sich und dem Höhern zu Ehre.
Und seltsam, je mehr er krittelt und plagt,
Je weniger wird über Druck geklagt.

Es gestattet ihm nicht die begrenzte Macht,
Daß über das Ganz' er verfüge,
Ihm wird die schriftliche Ordre gebracht,
Danach läßt er stellen die Züge.
Und wenn vor dem Chef die Revue man passirt,
Wird oft geändert und reprimandirt.

Im Frieden wird der treue Soldat
Zu tausend Zwecken verwendet,
Und auch aufs Feld der Ehre hat
Keine bessere Schaar man gesendet.
Durchschossen greift sie am besten an;
Doch schwärzt man sie täglich und stündlich an.

Sie stehet im Dienst, sie liegt im Quartier,
Sie formiret Quarrees und Fronten,
Sie erhob schon oft ein siegend Panier,
Wo Bajonett' es nicht konnten.
Nun sagt, wer ist die Soldatenzahl
Und wer der bezeichnete General?

Auflösung der Charade in Nr. 5.

Maulschelle.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Samstag den 6. Januar. Johann von Paris, Oper in 2 Abthl. Musik von Bojeldieu. Dem. Hauß geht mit raschem Schritt ihrer Vollendung entgegen. Es muß ein ungewöhnliches musicalisches Talent vorausgesetzt werden, wenn es eine Sängerin in einem Zeitraum von zwei Jahren bis zu solcher Virtuosität bringt. Was Dem. Hauß heute als Prinzessin leistete, das ist von bedeutenden Gesangkünstlerinnen, die wir in derselben Rolle hörten, kaum geleistet worden! — Dem. Roisten die ältere trat als Page auf und befriedigte das Publikum in Hinsicht des Gesangs. Den Tanz hätte sie nicht wagen sollen. Ein deutsches Parterre verzichtet gern auf Nebendinge dieser Art; sie werden ihm widrig, wenn sie nicht mit Auszeichnung erledigt werden. Hr. Rieser (Prinz) und Hr. Dobler (Senneschall) erschöpften, wie gewöhnlich in dieser Oper, jede Anforderung der Kunst.

Sonntag den 7. Don Carlos, Infant von Spanien, Trsp. in 5 Abthl. von Schiller. Wie hoch steht dies Schillersche Trauerspiel über den zahllosen Versuchen unserer armen Zeit; und doch ist es das Stück, worin der unsterbliche Dichter sich zuerst von der Wirklichkeit los riß und sein reines Gemüth in das Reich der Ideale flüchtete! Wie wunderlieblich, wie prachtvoll ist nicht die Sprache, in der diese Dichtung wie in einem Feiergewande einhergeht und an welcher selbst der ungebildete Hörer sich ergötzt! Wenn Schiller früher, im edlen Zorn über das in den Verhältnissen des Lebens oft siegende Laster, Ungeheuer schilderte, so veredelt er im Don Carlos was die Geschichte verdammt. Der Despot Philipp fühlt sich hier besser als seine Umgebungen und nach diesen Umgebungen beurtheilt er die Menschheit. Daher sein Erstaunen, als er auf einen Menschen stößt, der seiner nicht bedarf und den Muth hat, ihm dies zu sagen! — Diese anziehendere Seite im Character des Königs hält Hr. Weidner in seiner Darstellung fest und gewinnt eben dadurch größere Theilnahme. Er zeigt uns den ganzen Stolz des Monarchen, in dessen Reichen die Sonne nicht untergeht; er nimmt ihm nichts von der vernichtenden Strenge seines Willens; aber er läßt, wo es nur die Situation erlaubt, ein Herz vorblicken, das sich nach sanfteren Genüssen sehnt. Gleich Anfangs im Garten von Aranjuez giebt sich dies Herz kund in der Bewegung, womit Hr. Weidner die Rede beginnt:

„konnte
Ein Vorwurf meiner Liebe sie betrüben?" u. s. w.

Weiterhin erkennen wir dies Herz in der eifersüchtigen Sorge, in dem Monologe:

„Jetz gieb mir einen Menschen, gute Vorsicht!" ꝛc.

ferner in der Unterredung mit Posa. Die erst prüfende, dann zu sichtbarem Wohlwollen übergehende Aufmerksam-

keit, welche dieser Philipp dem schwärmerischen Vortrage des Maltheſers widmet, läßt uns den Despoten gänzlich vergessen. So sehen wir in dem Spiel des Hrn. Weidner ein gedachtes Kunstwerk, das uns gewiß weniger erfreuen würde, wenn der Künstler einer strengeren Ansicht des Characters gefolgt wäre. — Hr. Fehringer scheint mit dem Maltheser in sich selbst noch nicht auf's Reine gekommen zu seyn. Die schwankende Haltung, womit er ihn darstellt, dient uns als Beweiß dafür. Wenn sein gutes Wollen die nöthige Sicherheit erlangt hat, dann wird die Rolle ihm Ehre bringen; dafür bürgen einige glückliche Momente, die wir heut in seniem Spiel bemerkten. Wir rathen ihm die Briefe Schillers über Don Carlos fleißig zu studieren. Daraus wird ihm klar werden was der Dichter wollte. Die Rolle will nicht blos gesprochen seyn; sie bietet einen Reichthum von Nuancen dar, wobei der Mimiker seine Kunst mehr als irgendwo verherrlichen kann. Uns ist in dieser Rolle noch immer Hr. Otto gegenwärtig, der sie an der Seite Werdy's, als Carlos, mit ergreifender Wahrheit gab! — Hr. Rottmayer ist als Don Carlos brav. Nur verfällt er zu oft in die unselige Schönrednerei. Wir erinnern hier nur an seine Unterredung mit Posa im 1sten Act, besonders an die Stelle, wo er seine Liebe zur Königin dem Freunde gesteht. Dies Tonspiel, diese Gefühlsmalerei mit Worten ist so durchaus widernatürlich, daß man denjenigen, der sich im gewöhnlichen Leben dergleichen zu Schulden kommen ließe, unbedingt für einen Heuchler erklären würde. Wir gestehen, daß uns diese Verirrung am Anfang der Vorstellung, wenn auch nicht blind machte für die sonst gute Leistung des Hrn. Rottmayer, doch unangenehm bis zum Schluß des vierten Acts — so weit sahen wir das Stück — verfolgte. — Dem. Urspruch spielte die Königin; sie leistete heute mehr im Vergleich mit früheren Vorstellungen; aber es liegt eine Würde, eine Hoheit in dieser Königin, welche nachzuempfinden nur Wenigen gelingen mögte. Man muß schon zufrieden seyn, wenn sie nur nicht verletzt wird. — Die Prinzessin Eboli wurde von Mad. Schultze dargestellt. Der Individualität dieser Künstlerin steht die Rolle in aller Hinsicht gänzlich entgegen; um so mehr ist daher der gute Wille zu rühmen, womit sie, noch dazu bei so viel Undankbarkeit, durchgeführt wird. — Herzog Alba wird von Hrn. Otto mit sichtbarem Widerwillen gegeben. Wir glauben wohl, daß es ein unerfreuliches Stück Arbeit ist, in einem Rollenfache zu wirken, worin man keine Routine hat; aber wir trauen es dem vielseitigen Talent des Hrn. Otto doch zu, daß ihm die Zeichen für den Ausdruck der Gesinnung eines Alba nicht fremd sind. — Domingo, der Beichtvater des Königs, ist hier in einen Staatssecretär verwandelt. Wer fühlt nicht das Widersinnige in dieser Anordnung? Wer das Stück kennt, der bringt freilich den Beichtvater mindestens in der Idee mit; aber durch den Darsteller (Hr. (Urspruch) wird auch diese zerstört.

Dienstag den 9. Erinnerung, Lustspiel in 5 Abthl. von Iffland. (Warrdam: Hr. Ludewig.) Wir haben schon im vorigen Sommer des verfloßnen Jahres Hrn. Ludewig als einen braven Schauspieler kennen lernen. Als Solcher bewährte er sich auch heute und wir hören mit Vergnügen, daß er sich zu den Unsrigen zählt. Die ruhige Haltung, die innere Frische und Wärme, womit er seine Rolle spielte, wirkte wohlthuend. Auffallend war es uns, bei einer so kräftigen und sicheren Durchführung des Charakters etwas von Manier zu bemerken. Wir meynen die auseinandersetzende, auf Tonfall und Zeitmaaß berechnete Redeweise. Wenn diese Steigerung des Natürlichen nur selten vertheidigt werden kann, so ist sie hier völlig am unrechten Orte: denn ein Mann wie Warrdam, bei dem jedes Wort ungesucht den rechten Ton vom Herzen empfängt, der die Gesinnung höher achtet als die Rede, wird gewiß davon niemals Gebrauch machen. — Hr. Weidner (Geh. Rath Saaler) giebt uns in diesem Stück eine sehr gute Zeichnung vornehmer, geldstolzer Arroganz, hauptsächlich im zweiten Act; weiterhin verliert sie an Deutlichkeit durch Ueberladung.

Mittwoch den 10. Der Bräutigam aus Mexico, Lustsp. in 5 Abthl. von H. Clauren.

Donnerstag den 11. Eine Theater-Anzeige unterrichtete uns heute, daß wegen plötzlicher Unpäßlichkeit der Dem. Hauß die angekündigte Oper: Sargines rc. nicht gegeben werden könne und an deren statt gegeben würde: Der häusliche Zwist, Lustsp. in 1 Aufz. Hierauf: Sieben Mädchen in Uniform, Vaudevilleposse in 1 Aufz. und zum Beschluß: Der Schauspieler wider Willen, Posse in 1 Aufz. (Pfifferling: Hr. Ludewig).

Theater-Anzeige.

Dienstag den 16. Jan. Die Erben, Lustsp. und: Der geraubte Kuß, Lustsp.

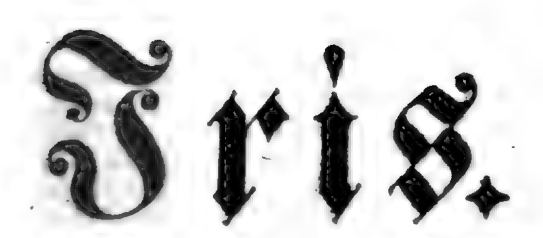
Mittwoch den 17. Der Freischütz, Oper.

Donnerstag den 18. Herbsttag, Lustsp.

Samstag den 20. Das Bild, Trsp.

Sonntag den 21. Das neue Sonntagskind, Oper.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 11. Dienstag, 16. Januar 1827.

Das Lied vom Kusse.

Ein Kuß ist ohne gleichen
Der Liebe wahrstes Zeichen
Und zartester Genuß!
Ist Anfang, Mitt' und Ende,
Der Liebe Frühlingswende,
Der Bienen Veilchengruß.

Wer küßt verheißt sein Leben,
Dir auch so hinzugeben,
Und Liebesüberfluß;
Ein Kuß vergilt viel Leiden,
Und für die süßsten Freuden
Dankt man mit einem Kuß!

Du kennst das Gold am Glanze,
Die Jungfrau an dem Kranze —
Das Weib ist wie ihr Mund;
Wie frisch sie leb' und blühe,
Wie heiß sie lieb' und glühe,
Das thut ein Kuß Dir kund.

Die Augen können trügen,
Die Worte können lügen,
Geschenke, die man gibt —
Ein Kuß? nun ja! — doch wisset:
Wer nie Dich recht geküsset,
Hat nie Dich recht geliebt.

Die Eidgenossen vor Mülhausen, im Jahre 1587.

(Schluß)

Theobald mit einigen rüstigen Gesellen schwor laut dem Aufruhr ab, und unter ihren Hieben fiel trotz dem Widerstande der Wächter das Gatter. Durch seine Oeffnung strömte nun der befreiende, aber auch der zur höchsten Wuth gereizte Feind. In ihrem schrecklichen Angriff bewährten die Schweizer den Ruf, der vor ihnen hergegangen war. Ihr Blei machte ihnen blutig Raum, und ihre mit beiden Händen geführten Schwerdter sausten grimmig auf die Häupter der Gegner. Zagend verließen Dummel und seine Gefährten den eroberten Thorthurm, und fielen in die Hände der Eidgenossen. Die Brücke rasselte nieder. Schwarm auf Schwarm folgte den Ersten mit gräßlichem Blutdurst. Zwölf Feuerschlünde rollten in die eroberte Stadt. Die Panner der Orte zogen gleich würgenden Engeln hinein. Hie Bern! hie Bern! brüllten die bärtigen Krieger wie Rasende, und vor diesem Schlachtrufe verstummte das Feldgeschrei der Rebellen. — Während aber nun die grausamen Eroberer mordend und plündernd in die Häuser fielen, Kinder und Weiber, die flehend und händeringend in hellen Haufen knieend auf der Straße lagen, entweder unter die Hufe ihrer Pferde traten, oder mißhandelten, oder verächtlich zur Seite stießen, begaben sich viele der Rebellen auf schmähliche Flucht, und fielen in die Gewalt der vom Oberthor anstürmenden Bürger- und Schweizerrotten, die sie bald erbarmungslos erwürgten, bald wie Kälber mit Stricken banden, und zum Sammelplatz schleppten. Die größere Zahl der Streiter jedoch, unter ihnen der Pannerherr Isenflamm vertheidigte, auf einen Haufen gedrängt, noch immer hartnäckig den Zugang zum Marktplatze. Guldinast, außer sich vor Schmerz und

Wuth, hielt hinter ihrem Rücken ein strenges Gericht. Mit eigner Faust hatte er mehrere Fliehende geschlagen, und winkte nun den Waffenknecht herbei, der in der Rechte eine blanke Mordaxt, in der Linken aber die Kette hielt, die des ehrwürdigen Ziegler's Hände belastete. — Ziegler! schrie ihm Guldinast in's Ohr: grauer Verräther! Deine Stunde hat geschlagen: bist Du bereit zum Sterben! — Frage nicht! entgegnete Ziegler kalt, während die Menge der umstehenden Weiber schreiend und heulend sich zu Guldinasts Füßen warfen, ihn anflehend, durch solchen Mord nicht das höchste Unheil über die Stadt zu bringen. Wir sind ohnehin unglücklich genug! jammerten sie. Man erwürgt unsre Männer, unsre Söhne! Warum noch das unschuldige Blut über unser Haupt? Gnade! für den alten Mann, Gnade! — Gott sey ihm gnädig! schnaubte Conrad Guldinast, und gab dem Knechte ein Zeichen. Ein Schrei des Entsetzens hielt den Arm des Knechts auf; zugleich schrie eine nahende Stimme: Halt! halt! und mit Stößen und Beilschlägen machte sich ein Trupp entschlossener Leute Bahn nach dem Kreise der Lanzenknechte. Wer ruft halt! wenn ich gebiete? tobte Guldinast; Schurke, hau zu! oder es gilt Deinen Kopf! — Der Soldat schwang die Axt, aber im Nu warf ihn Theobalds Arm in den Staub, und ein Schuß aus dem Faustrohr, das der herbeistürzende Jakob losfeuerte, schmetterte den Hauptmann vom Gaule. Bern! St. Georges! Bern! jubelten die dem Tode entronnenen Waadtländer in Zieglers Gefolge, und fielen den Rebellen in den Rücken, die Bezwingung derselben zu beschleunigen. Jakob, seines Gelübdes eingedenk, überließ seinen befreiten Vater der Fürsorge Theobalds, der dessen Kette zerhieb, und öffnete sich mit dem Degen einen Weg in das Gedränge auf den Pannerherrn zu, den er entwaffnete und trotz seinem Sträuben aus dem Mordspiele heraus riß, in sein Haus, zu den Seinen, wohin auch der entkräftete Bürgermeister gebracht worden war.

Nach und nach schwieg das Getümmel; nach und nach hörte das Schlachten auf. Ermüdet sanken die Hände der Würger und der anbrechende Tag zog das Leichentuch von einem ungeheuern Grabe. Langbärtige Eidgenossen zu Pferde und zu Fuß, grimmigen Blicks, das Gesicht vom Pulverdampfe geschwärzt und die breiten bluttriefenden Schwerter auf der Achsel haltend, durchstreiften einzeln die Gassen, und würgten die Nachzügler des Streits oder die aus dem Versteck sich wagenden Flüchtigen. Mehrere hundert gefangne Aufrührer, zum großen Theil aus Mülhausens besten Geschlechtern, lagen geknebelt auf dem Pflaster des Stephanplatzes. Rings auf dem Schauplatze des Mordens zerstückte Leichname und gräßlich Verwundete. Mütter an den bleichen Lippen ihrer Söhne hängend, Weiber und Kinder in Verzweiflung versunken neben den blutenden Körpern ihrer Gatten und Väter. In den Häusern dauerten die Gräul noch fort, bis endlich der edle Erlach, dessen Herz bei solch entsetzlichem, obgleich verschuldetem Unglück brach, in der Stadt umschlagen, und durch Herolde auf allen Gassen und Kreuzwegen Friede ausrufen ließ. Mit todtenbleichen Gesichtern krochen nun die Verzagten aus ihren Schlupfwinkeln hervor; ein langer Zug von Rebellen schleppte sich zu den Füßen des Feldobersten, um Gnade bettelnd. Strenge jedoch, wie die Vergeltung, enthielt er sich jeder vorläufigen Gnadenversicherung, und ließ die Schuldigsten aus der Rotte heraussuchen und zu den übrigen werfen. — Ziegler, Schillinger, der Pfarrherr Zwinger, und alle diejenigen, welche am meisten gelitten hatten unter der rohen Willkühr der Unterdrücker, baten selbst für die Verirrten. Erlach und seine Führer schüttelten aber finster das Haupt, und wiesen auf die beträchtliche Zahl erschlagener Eidgenossen; auf den tapfern Diesbach, der an einer harten Wunde darniederlag; auf den heldenmüthigen St. Georges, der im Arme des Siegs und seiner victorisirenden Waffengefährten auf dem Marktplatze verschied. — Soll dieses theure Blut umsonst vergossen worden seyn? fragte Erlach; die Verbrecher müssen büßen! Den Pannerherrn schenke ich dem braven Jüngling, der ihn zum Gefangnen machte. Seiner Tapferkeit, und seiner Reue werde Vergebung. — Die Uebrigen — Ha! knirschte Diesbach, den man mit verbundenem Haupte herbeiführte: räche uns, Erlach! Laß die Buben zum Kerbholz hauen, auf welchem man noch am jüngsten Tage das Register ihrer Sünden zusammenrechnen kann! Der arme St. Georges! Warum muß der Haupträdelsführer entflohen seyn! Ich hätte auf eine besondre Strafe für ihn gedacht! — Dem Ungestümen pflichteten Balthasar Irmy von Basel und Jost Bonstetten von Zürich unbedingt bei, und die kaum hinweggeräumten Schranken des Malefizgerichts wurden wieder neu erbaut. Für diesmal kam der furchtbare Schwertführer von Thann, wie er prophezeit hatte, und das von den unerbittlichen eidgenössischen Kriegsobersten gehegte Gericht fand einen zu blutigen Ausgang, als daß er hier verzeichnet werden dürfte.

Einige Tage waren nach dem schrecklichen Urtheilsspruche und dessen Vollziehung verflossen, als sich in der Abenddämmerung Isenflamms Stubenthüre öffnete, und der ehrwürdige Ziegler, von seinem Sohne und dem Junker Erlach begleitet, zu dem in sorgenvollem Hinbrüten Sitzenden hereintrat. Margaretha und Anna schrieen laut auf, und der ehemalige Pannerherr dachte nichts andres, als daß er nun zur Verantwortung gezogen werden sollte. Der Bürgermeister sprach aber mit dem Tone der ehedem zwischen ihnen bestandnen Freundschaft Isenflamms Namen aus, und der Beschämte wagte es nicht, ein armes Wörtlein zu erwiedern, noch die dargebotne Hand zu fassen. Jakob führte endlich den Widerstrebenden mit sanfter Gewalt seinem Vater entgegen. Aufrecht, Herr Isenflamm! sagte er: Eure Hand und Euer Herz ist von Fehle rein, und ich hab' es Euch ja zugeschworen, zu vergelten unter den Palmen des Friedens. Ergreift die Rechte meines Vaters. Er meint

es treu und redlich, da er sie euch versöhnend reicht. — Als nun der erschütterte Isenflamm begann zu weinen, wie ein Knabe, mit stammelnder Stimme betheurete, er sei solcher Milde nicht würdig, und in seinem Leide kaum sich zu fassen wußte, wurde aller Anwesenden Brust wunderbar bewegt. Und da der biedre Ziegler fortfuhr, mit eindringenden Worten den Zagenden zu ermuthigen, so faßte dieser endlich mit niedergeschlagenen Augen Anna's Hand und führte die Tochter dem wiedergefundenen Freunde entgegen. „Diese Unschuldige bitte für mich!" sprach er mit unendlicher Rührung, und der Bürgermeister umfaßte liebevoll die holde Jungfrau, ihre Mutter, seinen Sohn, und streckte beide Arme nach dem überwältigten Isenflamm aus. Denk an das Freischießen zu Straßburg! rief er: Alles sei wie damals! Unsre Freundschaft, — unsre Wünsche! In Gottesnamen denn! schluchzte Anna's Vater, und in der Umarmung der versöhnten Männer wuchsen beide Familien zusammen in Eine.

Während hier die stille Wonne einzog, feierte in dem Engelsgäßlein eine lautere Fröhlichkeit ihr Fest. Die gutgesinnten Nachbarn der Frau Barbara gaben ihr, deren Hand zuerst sich bewaffnete, das Bollwerk der Tyranei zu zerstören, einen kleinen aber wohlgemeinten Schmaus. Pfeifen und Cymbeln klangen vor der Thüre, und in der geputzten Stube saß die alte Wittib, von Eichenblättern bekränzt, zu ihrer Rechten der wackre Theobald, zu ihrer Linken der würdige Pfarrherr Zwinger, der so eben Elsen mit ihrem Verlobten vermählt hatte. Rings um das kleine Bankett standen und aßen Nachbarn und Nachbarinnen, die Kelchgläser wohlgemuth in den Händen haltend, und fröhlich anklingend auf das Wohl der Vaterlandsfreunde und der Neuverehlichten. Thränen der Freude rannen über Barbara's Antlitz; Theobald raubte von Elsens Lippen manch süßen Kuß. Der Pfarrherr aber erhob sich feierlich, und sprach, indem er den Becher aufnahm: Gesegnet sei der Herr, der die Rebe schuf und ihre Fröhlichkeit! Gesegnet sey Er, der das Leid in Wonne verkehrt, und es nicht duldet, daß das Recht ewig unterliege! Friede! Einigkeit! Bruderliebe! holde Himmelsgeister! breitet schirmend eure Fittige über diese Stadt, in welcher so viel wackre, — ach! jetzt so viel gebrochne Herzen schlagen. Eine blühende Zukunft mache sie zum Paradiese, an dessen Eingang Bürgertreue mit dem flammenden Schwerde wacht. Steigt dann auch in weiter Ferne ein Sturm am Horizonte auf, so vertraut muthig dem, der Alles lenkt vom hohen Himmel und wandert ruhig unter seinen Donnern. Die Gewitter befruchten die Flur; unter dem Leichentuche des Winters sprießt der Frühling hervor und Alles reift zu einer bessren, schönern Zukunft. Glück zu! laßt uns ihrer würdig seyn! — Amen! flüsterte die Versammlung in frommer Rührung. Vor den Fenstern begann die Kriegsmusik der Eidgenossen mit gedämpften Stimmen ein ergreifendes Kirchenlied zu spielen, und wie die Engel der Dankbarkeit und der Versöhnung traten Jakob und Anna umschlungen in den Kreis der Glücklichen.

Das ehemalige Jesuitencollegium zu Goa in Ostindien.

In Mandelslo's Reise nach Ostindien findet sich eine Beschreibung des Collegiums der Jesuiten zu Goa und eines von ihnen gegebenen Ballets, die vielen Lesern nicht uninteressant seyn dürfte, besonders jetzt, wo dieser Orden wieder die Aufmerksamkeit vielfach auf sich gezogen hat. Es heißt in gedachter Reise: Den 16. Jan. 1639 wurden wir von den Herren Jesuiten (zu Goa) zu einem General-Gastgebot, welches in ihrem großen Collegio gehalten wurde, eingeladen. Der Patres waren über 150, der Brüder und Studenten ebensoviel. Das Collegium ist ein sehr großes, herrliches und sehr wohlgelegenes Gebäude; vier Geschoß hoch, gab eine aus der maßen schöne Aussicht über die Stadt und den Fluß nach dem Lande zu. Sie führten uns anfangs in ihrem Collegium herum, zeigten uns ihre Herrlichkeiten und gute Ordnung in allen Sachen, und hernach in einen Eßsaal mit einem sehr hohen Gewölbe gleich einer Kirche. An den Wänden herum stand es voller abgetheilter und gedeckter Tafeln, waren gar ordentlich mit Trinkgeschirr und Teller von Porzellan besetzt; auf deren Mitte hatten sie Brod und allerhand Früchte gelegt. Mitten im Saal stand ein kleiner viereckter Tisch gleich den andern bereitet. Bei diesem müssen sich finden lassen, die etwas verbrochen haben, damit sie ihnen selbst zum Schimpf vor jedermann's Augen sitzen müssen. Vor diesem Saale war ein hohes rundes Gewölbe, in dessen Mitte eine Säule stand, aus welcher rund herum das Wasser sprang und gute Bequemlichkeit die Hände zu waschen gab. Aus diesem Gemach führten sie uns aufs dritte Geschoß, in einen andern nicht so gar großen aber doch köstlich aufgeputzten Saal, in dessen Mitte stand eine lange gedeckte Tafel, mit schönen anmuthigen Früchten und Brod fast ganz erfüllt, auf beiden Seiten mit den schönsten porcellanenen Trinkgeschirren und Tellern besetzt. Denn alle große Herren in Indien erwählen zu ihren Tafelgeschirren der Reinlichkeit und Frische halber die porcellanenen vor Silber und Gold. Der Pater provincialis ließ dem Präsidenten die Oberstelle an der Tafel und setzte sich neben ihn, hernach mußten wir uns nach der Ordnung auch an selbige Tafel setzen. Es setzte sich auch zu uns der Pater dispensor und ein andrer Pater. Um die Tafel stand es voll alter und junger Jesuiten, welche uns bedienten. Drei alte Patres befanden sich fortwährend bei dem Präsidenten, die ihn tractirten und zum Essen nöthigten. Es wurden viele Speisen nach einander gebracht, und einem jeden sein Gericht absonderlich in porcellanenen Schalen. Die Essen waren alle sehr wohl zugerichtet, und so wohlschmeckend, dergleichen ich zuvor nicht viel gegessen hatte. Wenn man nun nach Belieben von einem Gericht genossen, wurde es alsbald wieder hinweg genommen, und ein andres an die Stelle gebracht. Nach dem Fleischwerk wurden vielerlei Torten,

Gebackenes, Marcipanen und vielerlei Zucker aufgesetzt. Während der Mahlzeit wurde beständig von portugiesischen Musikanten und kleinen Knaben musicirt und gesungen, daß also nicht allein unser Mund, sondern auch Ohren und Gemüther mit sonderlicher Lieblichkeit gespeist wurden.

Nach der Mahlzeit wurden wir drei und drei Personen in ein besonderes Gemach geführt, daselbst nach Landesart einen Mittagsschlaf zu halten. In jeder Kammer waren drei aufgemachte Betten, mit schönen Damast- und Atlas-Decken belegt. In der Mitte des Gemachs stand ein kleiner gedeckter Tisch, auf welchem ein Krug mit frischem Wasser war. Nach gehaltenem Schlaf wurden wir zu einer andern Lust geführt, nämlich sie brachten feine Aufzüge und Ballette durch wohl abgerichtete Knaben, welche sie von den Mohren und Heiden zum christlichen Glauben gebracht hatten. Wir mußten uns wieder in den vorigen Saal begeben, die Tafel ward weggenommen und die Stühle an den Wänden herum gestellt, auf welche wir uns setzten, neben uns setzten sich sehr viele Patres, auch befand sich daselbst der Erzbischoff in sehr großem Ansehn und Respect. Eine schöne anmuthige Musik machte den Anfang zum Spielen, drauf kam ein Tanzmeister, der sich im Tanzen so erzeigte daß er das Lob eines guten Tanzmeisters davon trug. Nach diesem kamen etliche Knaben mit Singen und Tanzen, sie waren alle mit feinen seidenen Maskeraden-Kleider angethan, trugen auf dem Kopfe von Blumwerk gemachte Kränze. Die Erfindungen der Ballete waren alle sehr gut, aber eins gefiel mir am besten, nämlich: Es kamen 9 Knaben, etliche trugen stückweis eine zertheilte Säule, etliche aber hatten große halbe Kränze oder Bügel mit Blumen umwunden. Als sie sich in 3 Glieder gestellt, tanzte der mittelste aus dem mittelsten Gliede hervor, und trug den Fuß der Säule, gieng schlangenweise durch die andern, mit heller Stimme in die Instrumental-Musik singend. Nach Beendigung seines Verses stellte er sich wieder an seinen Ort, dann giengen 3 andre Knaben auf dieselbe Art, und wie die ihre Verse auch geendigt, sangen sie alle zugleich in die Instrumental-Musik, welches einen schönen Concent gab. Etliche tanzten durcheinander mit guter Manier, die vier mit den Kränzen machten damit zu Zeiten vier Schwibbogen, standen still, gleich als Ehrenpforten, durch welche die andern tanzten; war gar lustig anzusehen. Endlich begannen sie im Tanzen die Säule zusammenzusetzen. Der Fuß, welcher schön ausgearbeitet und vergoldet war, ward zuerst gesetzt und befestigt, mitlerweile tanzten die andern um ihn herum. Der Knabe nahm hernach anstat des Fußes einen Büschel Blumen in die Hand, und tanzte damit den andern gleich. Bald darauf setzte einer nach dem andern die Stücke der Säule auf den Fuß, und sie brachten mit sonderlicher Zier und Ordnung alles im Tanzen und Singen zu Haufe. Als die Säule vollkommen stand, wurden die halben Kränze und Blumen um sie gewunden. Oben darauf stand eine sehr große Blume in Form einer Tulpe; während die Knaben lustig um die Säule herumtanzten, that sich die Blume auf, worin man das Marienbild mit dem Kindlein Jesu erblickte; war sehr anmuthig anzusehen. Aus der Säule zwischen den Kränzen und Blumen sprang eine gute Weile das Wasser, wie aus einer Fontaine. Als die Knaben noch absonderlich ein Ballet getanzt, nahmen sie die Säule auf, tanzten ein paarmal im Gemach herum, und führten sie in guter Ordnung wieder ab. Wir ergötzten uns nicht nur am Tanze der wohl abgerichteten Knaben, sondern auch, ja am allermeisten, an der sinnreichen Erfindung dieses Ballets, denn die Jesuiten gaben damit zu verstehen, welche große Mühe und Geduld sie gehabt, unter den Barbaren und Heiden die christliche Religion zu pflanzen, und den Bau der christlichen Kirche, dessen Säule Christus ist, aufzurichten, wie solches alles in den Liedern, welche lateinisch in die Musik gesungen wurden, ausführlicher zu verstehen gegeben wurde.

Nach diesem wurden noch viele kleine Ballette gebracht, sonderlich eins von 12 Knaben. Die meisten spielten und sangen zugleich, jeder auf einem besondern Instrument. Etliche aber machten mit den Fingern ein groß Geklapper nach dem Takt und tanzten dabei ohne Gesang. Es gab gar einen fremden Laut, und solches thaten sie einer um den andern. Als diese weg waren, tanzten etliche Knaben nacheinander, jeder einen besondern Tanz, darunter befand sich ein gar kleiner portugiesischer Knabe mit einem gar possirlichen Kleide, von indianischen Vogelnestern, kam darin aufgetreten wie ein alter Spanier, mit überhangendem Bauch und weit abstehenden Hosen; der tanzte mit sehr gravitätischen Geberden viele Tänze und that das seine ausdermaßen wohl.

Endlich zum Beschluß kamen andre 12 Knaben mit Larven und Kleidungen, in Gestalt der Meerkatzen, die machten im Tanzen viel närrische Possen, etliche schrieen wie Meerkatzen, und fiel doch alles wohl mit dem Takt in die Musik. Wie sie mit Affenpossen und Springen den Tanz vollendet, sprangen sie in gleicher Confusion mit närrischem Geschrei, wie sie gekommen waren, wieder hinaus. Wir hörten noch eine Weile der Musik zu, nahmen hernach mit Danksagung von dem Erzbischoff, Pater Provincial und andern Patres unsern Abschied. Die Jesuiten sagten, daß sie solche lustige Exercitien mit den Knaben vornehmen, damit die Barbaren Lust zu ihnen bekämen, auch wenn die Knaben von ihrem Studiren müßige Stunden hätten (denn sie halten es nicht für rathsam, daß die Knaben den ganzen Tag über den Büchern liegen) nicht ihren Sinn und ihre Zeit auf etwas Böses und auf Untugend wendeten, zudem würden sie durch solche Bewegung und Actionen geschickt an allen Gliedern, lebhaft und blieben gesund dabei.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 12. Mittwoch, 17. Januar 1827.

Variationen auf ein altes Thema.

Vitae summa brevis spem nos vetat inchoare longam. *)

O Thor, wer nicht im Augenblick den wahren Augenblick ergreift,
Wer, was er liebt, im Auge hat, und dennoch nach der Seite schweift!
Ihr wähnt, es sey der Freude Schloß für ew'ge Tage stark und fest,
Doch, wenn ihr's heute nicht besetzt, so seht ihr's morgen früh geschleift;
Es hat der Sämann ausgesät, doch frißt die Sense nun der Rost,
Des Schnitters Arme sind zu schlaff, was hilft es, ob das Korn gereift?
Die welken Blätter lest ihr auf, da stürmisch der November saust,
O pflücktet Blüthen ihr im Mai, wenn aus dem Laub der Vogel pfeift!
Nur der vermag, wie Titus einst, zu rufen: Ich gewann den Tag!
Wer einen süßen Mund berührt, an einen schönen Arm gestreift:
Die Lehre ist zwar alt, ich weiß; doch hat sie mancher nicht befolgt,
Deß Grab sich nun im Lenz berost, deß Grab sich nun im Herbst bereift.

*) Horaz, Od. I. 4. Voß übersetzt: Eng ist das Leben beschränkt und wehret die langgedehnte Hoffnung. Ramler: Langen Genuß verbieten uns die gezählten Tage.

Horaz, der diese practische Lebensweisheit nicht nur lehrte sondern auch übte, kommt an vielen Stellen seiner Oden darauf zurück. Dahin gehört:

— Sapias, vina liques et spatio brevi
Spem longam reseces.

— Sey klug! Wein uns geklärt und in den engen Raum
Lange Hoffnung beschränkt!

Quid sit futurum cras, fuge quaerere, et
Quem fors dierum cunque dabit, lucro
Appone.

Was morgen annaht, meide voraus zu späh'n:
Und welchen Tag auch gönnet das Loos empfah'
Ihn als Gewinn.

Huc vina et unguenta et nimium breves
Flores amoenae ferre jube rosae,
Dum res et aetas et sororum
Fila trium patiuntur atra.

Hier Wein und Salben, und, der zu bald verwelkt,
Des Rosenhaines blühenden Schmuck gereicht;
Nun Wohl und Alter und der Schicksals-
Göttinnen dunkles Gewirk es gönnet.

Laetus in praesens animus quod ultra est
Oderit curare et amara lento
Temperet risu.

Fröhlich weil' um Nahes die Seel' und achte
Nicht, was jenseits liegt. Auch das Herbe lächle
Steter Frohsinn mild.

Immortalia ne speres, monet annus et almum
Quae rapit hora diem.

Nichts Unsterbliches hoffe! so mahnet das Jahr und die Hora,
Raffend den heiligen Tag.

Dona praesentis rape laetus horae, ac
Linque severa.

Was die Stund' anbietet, empfah' mit Freud', und
Lege den Ernst ab.

Mittheilungen aus einer ungedruckten Mährchensammlung.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Mährchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht.

In der letzten Nummer der vorjährigen Iris fand der geneigte Leser den Anfang eines umfangreichen Märchenkreises aus dem Stromgebiete des alten Rheins. Wir behalten uns vor, aus diesem tiefen Born von Zeit zu Zeit weiter zu schöpfen und zu zeigen wie des Müllers Radlauf Traum in Erfüllung ging und eine lange Reihe der außerordentlichsten Vorgänge sich daran knüpfte, streifen aber heute in ein anderes ganz freies Feld der Erfindung unseres Dichters, um in einem leichter übersehbaren Gemälde vor allen Dingen einen Begriff von dem originellen Ton und bedeutungsreichen Gehalt dieses poetischen Muthwillens zu geben, der jetzt nur in kindischen Formen sich gefällt und dann auf einmal so ernst und tief wird, daß man hinabschaut in das Mährchen, wie in einen klaren von lieblichen Blumen und muntern Waldvöglein umgaukelten Brunnen, in dessen Tiefe uns mit der Bläue des Himmels unser eigenes Bild entgegenschwebt. So erfinderisch, ahnungsvoll, phantastisch und gemüthlich ist diese Weise, daß sich auch der verwöhnte Leser leicht über die ihm etwa allzu spielend erscheinende Manier hinwegsetzt, und die ganze neckische Laune, den ganzen tollen Lauf der wunderbaren Traumwelt, die sich ihm aufthut, schnell liebgewinnt, wenn er gewahrt, wie so reiche Blüthen der Poesie am Wege stehen, so bedeutende Winke eines frommen Gemüths den Ernstgesinnten belohnen. Man hört sich gern in das süße Ammengeschwätz der Kindheit zurück, und wenn der wohlberedte zahnlose Mund dem still aufhorchenden Kreise der Unmündigen zuzuflüstern scheint, greifen plötzlich liebliche Engel ins Saitenspiel oder ein ernstes Geisterwort ertönt, eine unerwartete Wendung, eine rasche Entwirrung des bunten Knauls bringt an die Stelle des Lächelns tiefes Nachdenken. Doch unser Dichter bedarf der Apologie nicht! Er tritt auf, unbekümmert um die Natur des Eindrucks, den sein Phantasiespiel im ersten Augenblick machen dürfte, und gewiß, daß er zuletzt auch die Unempfänglichen in seinen Zauberkreis bannen wird.

Mirthenfräulein.

Im sandigen Lande, wo nicht viel grünes wächst, wohnten einige Meilen von der porzellanenen Hauptstadt, wo der Prinz Wetschwuth residirte, ein Töpfer und seine Frau mitten auf ihrem Thonfeld neben ihrem Töpferofen, beide ohne Kinder, einsam und allein. Das Land war ringsum so flach wie ein See, kein Baum und kein Busch war zu sehen, und es war gar betrübt und langweilig. Täglich beteten die guten Leute zum Himmel, er möge ihnen doch ein Kind bescheren, damit sie eine Unterhaltung hätten, aber der Himmel erhörte ihre Wünsche nicht. Der Töpfer verzierte alle seine Gefäße mit schönen Engelsköpfen, und die Töpferin träumte alle Nacht von grünen Wiesen und anmuthigen Gebüschen und Bäumen, bei welchen Kinder spielten; denn wornach das Herz sich sehnt, das hat man immer vor Augen. Einstens hatte der Töpfer seiner Frau zwei schöne Werke auf ihren Geburtstag verfertigt, eine wunderschöne Wiege von dem weisesten Thon ganz mit goldnen Engelsköpfen und Rosen verziert, und ein großes Gartengefäß von rothem Thon, rings mit bunten Schmetterlingen und Blumen bemalt. Sie machte sich ein Bettchen in die Wiege, und füllte das Gartengefäß mit der besten Erde, die sie selbst stundenweit in ihrer Schürze dazu herbei trug, und so stellte sie die beiden Geschenke neben ihre Schlafstelle, in beständiger Hoffnung, der Himmel werde ihr ihre Bitte gewähren; und so betete sie auch einst Abends von ganzer Seele:

Herr, ich flehe auf den Knieen,
Schenke mir ein liebes Kind,
Fromm will ich es auferziehen,
Ist's ein Mägdlein, daß es spinnt
Einen klaren reinen Faden,
Und dabei hübsch singt und betet,
Ist's ein Sohn durch deine Gnaden,
Daß er kluge Dinge redet,
Und ein Mann wird treu von Worten,
Stark von Willen, kühn von That,
Der geehrt wird aller Orten,
Wie im Kampfe, so im Rath.
Herr! bereitet ist die Wiege,
Gieb, daß mir ein Kind drinn liege!
Ach und sollte es nicht sein,
Gieb mir doch nur eine Wonne,
Wärs auch nur ein Bäumelein,
Das ich in der lieben Sonne,
Könnte ziehen, könnte pflegen,
Daß ich mich mit meinem Gatten
Einst im selbsterzognen Schatten
Unter ihm ins Grab könnt legen.

So betete die gute Frau unter Thränen und gieng zu Bett. In der Nacht war ein schweres Gewitter, es donnerte und blitzte, und einmal fuhr ein heller Glanz durch die Schlafkammer. Am andern Morgen war das schönste Wetter, ein kühler Wind wehte durch das offne Fenster, und die gute Töpferin lag in einem süßen Traum, als sitze sie unter einem schönen Mirthenbaum bei ihrem lieben Manne. Da säuselte das Laub um sie und sie erwachte, und siehe da! ein frisches junges Mirthenreis lag neben ihr auf dem Kopfkissen und spielte mit seinen zarten im Winde bewegten Blättern um ihre

Wangen. Da weckte sie mit großen Freuden ihren Mann, und zeigte es ihm, und sie dankten beide Gott auf ihren Knieen, daß er ihnen doch etwas lebendiges geschenkt hatte, das sie konnten grünen und blühen sehen. Sie pflanzten das Mirthenreis mit der größten Sorgfalt in das schöne Gartengefäß, und es war täglich ihr liebstes Geschäft, das junge Stämmchen zu begießen, und in die Sonne zu setzen und vor bösem Thau und rauhen Winden zu schützen. Das Mirthenreis wuchs zusehens unter ihren Händen und duftete ihnen Fried' und Freude in's Herz.

Da kam einstens der Landesherr, Prinz Wetschwuth, in diese Gegend mit einigen Gelehrten, um neue Porzellanerde zu entdecken, denn es wurden in seiner Hauptstadt Porzellania so viele Häuser davon gebaut, daß diese Erde in der Nähe der Stadt selten geworden war. Da er in die Wohnung des Töpfers eintrat, ihn um seinen Rath zu fragen, ward er bei dem Anblick des Mirthenbäumchens so durch dessen Schönheit hingerissen, daß er alles andere vergaß, und in lauter Verwunderung ausrief: O wie lieblich, wie reizend ist diese Mirthe, ihr Anblick hat für mein Herz etwas ungemein Erquickendes, ich möchte immer in der Nähe dieses Baumes leben — nein ich kann ihn nicht entbehren, ich muß ihn besitzen, und müßte ich ihn mit einem Auge erkaufen. Nach diesem Ausrufe fragte er sogleich den Töpfer und seine Frau, was sie für die Mirthe verlangten. Diese guten Leuten erklärten auf die bescheidenste Weise, daß sie den Baum nicht verkaufen wollten, und daß er das liebste sei, was sie auf Erden hätten. Ach, sagte die Töpferin, ich könnte nicht leben, wenn ich meine Mirthe nicht vor mir sähe, ja sie ist mir so lieb und werth als wäre sie mein Kind, und kein Königreich nähme ich für diese meine Mirthe. Da der Prinz Wetschwuth dies hörte, ward er sehr traurig und begab sich nach seinem Schlosse zurück. Seine Sehnsucht nach der Mirthe ward so groß, daß er in eine Krankheit fiel und das ganze Land um ihn bekümmert wurde. Da kamen Abgesandte zu dem Töpfer und seiner Frau, und forderten sie auf, die Mirthe dem Prinzen zu überlassen, damit er nicht vor Sehnsucht sterben möchte. Nach langen Unterhandlungen sagte die Frau; wenn er die Mirthe nicht hat, so muß er sterben, und wenn wir die Mirthe nicht haben, so können wir nicht leben; will der Prinz nun die Mirthe haben, so muß er uns auch mitnehmen, wir wollen sie ihm überbringen, und ihn anflehen, daß er uns als treue Diener in sein Schloß aufnehme, damit wir die geliebte Mirthe dann und wann sehen und uns an ihr erfreuen können. Das waren die Abgesandten zufrieden, sie schikten gleich einen Reiter in die Stadt mit der frohen Nachricht, die Mirthe werde ankommen, der Prinz sollte Muth faßen. Nun stellte der Töpfer das Gefäß mit der Mirthe auf eine Tragbahre, über welche die Frau ihre schönsten seidenen Tücher gebreitet hatte, und sie trugen beide, nachdem sie ihre Hütte verschlossen hatten, den geliebten Baum nach der Stadt, wohin sie von den Abgesandten begleitet wurden. Vor der Stadt kam ihnen der Prinz selbst in einem Wagen entgegen, und hatte ein goldenes Gieskännchen in der Hand, womit er die geliebte Mirthe begoß, bei deren Anblick er sich sichtbar erholte. Vier weisgekleidete mit Rosen geschmückte Jungfrauen kamen mit einem rothseidenen Traghimmel, unter welchem die Mirthe nach dem Schloß getragen wurde. Kinder streuten Blumen, und alles Volk war froh und warf die Mützen in die Höhe. Nur neun Fräulein in der Stadt waren nicht bei der allgemeinen Freude zugegen, denn sie wünschten, daß die Mirthe verdorren möchte, weil der Prinz, ehe er die Mirthe gesehen hatte, sie oft besuchte und jede von ihnen gehofft hatte, einst Beherrscherin der Stadt Porzellania zu werden. Seit aber von der Mirthe die Rede war, hatte er sich nichts mehr um sie bekümmert, drum waren sie auf den unschuldigen Baum so erbittert, daß sich an diesem Freudentage keine von ihnen erblicken ließ. — Der Prinz ließ die Mirthe an das Fenster seiner Stube stellen und gab dem Töpfer und seiner Frau eine Wohnung im Schloßgarten, aus deren Fenster sie die Mirthe immer erblicken konnten, womit die guten Leute dann auch wohl zufrieden waren.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter aus dem Buche der Liebe.

1.

Wie viel Unselige hast du schon gemacht, o Liebe! in welche Thränen, welche Leiden sie gestürzt! In Leiden, denen der Tod ein willkommner Freund, das Grab eine kühle Ruhestätte war! Die Geschichten der Erde sind voll von deinen Wirkungen, und tausende mehr, als sie erzählen, sind ungekannt mit den verschlossenen Lippen begraben. Und dennoch bleibst du, o Liebe, die ewige Leidenschaft der Welt, vom Aufgang bis zum Niedergang, unter der heißen Sonne, unter Palmen und Pinien, wie unter dem flammenden Nordlicht und den schneebedeckten Hütten; und was da selig ist, ist selig durch dich. Du entfaltest dem Menschen die Flügel, öffnest sein Auge, tränkest sein Herz. Erfüllt von deiner Wonne, empfindet er keinen Wandel, ihm blüht ein ewiger Frühling, ihm steht die Zeit. Die Leiden aber, die du dem Menschen zu bringen scheinst, sind nicht von dir; sie kommen ihm nur von Irrthum an den schönen Gestalten der Jünglinge und Mädchen, von Untreue falscher Geliebten, von Verrath der Welt, oder Schuld des eigenen Herzens, wenn es aus Drang, ein ewiges Gut zu besitzen, Gesetze der Natur und der Menschheit unbedacht oder rücksichtslos verletzt, in das Sterbliche sich verstrickt und irdischen Geschicken preißgegeben erliegt. Meist aber lieben die, und vielleicht nur die, welche die Welt nicht kennen: die jugendlichen feurigen Seelen. Denn entweder in dem Alter der Menschenkenntniß, oder durch dieselbe, hört in den meisten Herzen die Liebe auf.

2.

Wenn die Künstler augenscheinlich den Gebilden der Natur bei Vermenschlichung ihrer himmlischen Wesen unendlich viel ja Alles verdanken, denn ohne sie wären ihre Werke ein unerkannter Traum: so verdanken die Mädchen und Frauen einen großen Zauber den Bildern der Madonnen und Heiligen. Denn ihnen ähnelnd, ja gleichend, oft sogar sie übertreffend, zieht sich nun auch um ihr schönes Haupt der Heiligenschein, der jene verklärte; und das Auge sieht dann überrascht und selig die Engel und die Himmlischen selbst auf Erden nahe und erreichbar wandeln, und ihr mildes Wesen bestätigt und erhält die Seele in dem wachen Traum.

3.

Was würden Mauern, Kleider, Berge, Seen, fremde Städte, Säulen und Gemälde erst dann für einen Werth haben, wenn ihnen die Kraft inwohnte, den Menschen zu verwandeln: stürmische Liebe zu heilen, wenn er in heilige Hallen träte, Wunden des Herzens zu bedecken, wenn er sich prächtig kleidete, ihm Frieden zu geben, wenn er auf ruhigen Seen schiffte, ihm Liebe zu erwerben, wenn er durch fremde Städte wanderte, ihm seine Todten aufzuwecken, wenn er hoch über allen Gräbern auf heitern Bergen stände! — So aber bleibt der Mensch, der er ist; wohin er immer fliehe, sein Gefühl begleitet ihn überall; und durch die reiche Halle der Erde wandelnd lösen ihm ihre Gestalten und Klänge nur sein eignes Herz und reißen ihm seine Seele. Jedem zwar dieselbe ist Allen die Natur eine andere, denn mehr als die Blätter sind die Menschen verschieden. Und treten wir an einem heitern Herbsttage hinaus in den Garten, so gewahren wir; von all dem Segen des Himmels und der Fülle der Erde, von allem jenem belebenden Athem des Frühlings, dem Donner, dem Regen, der Sommerwärme der Sonne, dem Thau der Mondnächte, von all den ewig bereiteten Säften und Kräften hat der Apfel nur mäßige Größe und Eine rothe Wange gewonnen, die blaue Pflaume sich nur noch mit hellem duftigen Staub umgeben; die Weinbeere ist nur durchsichtig geworden, aber ihre Körner hat sie noch; die junge Schwalbe hat nur Stimme der Alten und flinken Fittig erlangt und zieht schwirrend von hinnen, all den ewigen Reichthum verlassend, und nur der betrachtende Geist des Menschen findet bewundernd, daß Jedem wenig, Allen aber Alles, und Jedem das Seine geworden.

4.

Jedes Weib, das ein Herz hat, liebt einen Mann und so werden alle Männer geliebt, und wie! Und wenigstens nach seinem Tode wird jeder von seiner Frau gelobt, und so werden alle selig gesprochen. Auch ist nichts seliger, als der Mann, die Weiber dürfen's nur gestehen. Denn sage doch eine: Warum sind und heißen sie Weiber, als weil es Männer gibt? Warum erzöge man sie so sittsam, fleißig und gehorsam, und lehrte sie die vielen kleinen Geschäfte des Hauses, als für einen draußen im Grünen verborgenen Mann und gleichsam zum Fenster herein lächelnde Kinder? Für wen will Jede gerne die Schönste, die Reichste und Vornehmste seyn, als für einen Mann? Ach! wenn es nur Einen Mann auf Erden gäbe, der, immer jung und schön, auf einem hohen Berge lebte, welche Wallfahrt würde dem Volke der Weiber zu weit und zu beschwerlich seyn, ihn nur zu sehen? Wohnte er in der Wüste, dann wäre ein Kamel theurer als ein Schiff. Wie Amazonen würden sie Krieg um seinen Besitz führen, und die ihn besäße würde sich für eine Königin halten und von den andern gepriesen werden, wenn sie nicht gesteinigt würde. Nun aber macht denn das einen Mann geringer, daß mehrere, viele, ja unzählige Männer sind? daß Jede Einen erwerben kann? Jede ist ja jetzt so glücklich, wie außerdem Alle zusammen nicht seyn würden.

5.

Die Liebe ist eine Frucht, die dem Beglückten schon reif und voll in die Hand fällt, kein Samen, den er erst mühsam streuen muß! Ist denn tausendmal gesagt „ich liebe Dich" etwas Anderes und um ein Sandkorn schwerer, als Einmal gesagt „ich liebe Dich!" Und es dem Liebenden zu sagen, wenn man es fühlt, ist das Leichtsinn? Wer die Liebe kennt, weiß, daß die Augen nur Magnete sind, die über dem pfeildurchbohrten Herzen so lange hinüber und herüber spielen, bis immer näher, bleibend und enger schwankend, endlich Pfeil auf Pfeil und Lipp' auf Lippe ruht.

6.

Es hat etwas Zauberhaftes, der wunderbaren Liebe höchst Günstiges, wenn zwei Liebende aus fremden Ländern und Völkern einander erwerben. Die Liebe vergöttlicht alles so gern, und hier ist reicher Stoff. Selbst der Mensch, das sonst so bekannte Gebild, wird hier ein neues Wesen: Götter scheinen ihn aufgezogen zu haben, Götter so schön geschmückt, so reich gebildet! Ja, ist etwas fähig, dem trübsten Blick die Göttlichkeit der Welt zu eröffnen, so ist es die Schönheit und Liebe in fernen Landen. Daheim hingegen ist Alles gemein: Jeder kennt Vater und Mutter des Andern, hat ihn aufwachsen sehen und weiß um sein Verhältniß. Niemand scheint ihm besser und anders, als er sich selbst. Alles entwikelt sich aus bekannten Ursachen, an oft betretenen Orten, geschieht so natürlich, so hergebracht, und wird so gemächlich und einschläfernd fortgesponnen, daß selbst die regsten Sinne Mühe haben sich munter zu halten. Aber nur die Liebe schaut Göttliches, weil sie göttlich ist, und nur die Gemeinheit sucht Wunder, wo nur Liebe ist.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

№ 13. Freitag, 19. Januar 1827.

Orientalische Sprüche.

Sey rechtschaffen und arm dazu,
So geschieht dir nirgends Harm.
Der Satan läßt den, der fromm ist, in Ruh',
Und der Sultan den der arm.

O der du stolz dich erhebst auf Welt und weltlichen Tand;
Aufhebens macht eine Hand voll Staub mit einer von Sand!
Vom Glauben nimmt leicht ein Mensch mit dem geringsten vorlieb,
Zum Unterhalt aber streckt er nach dem höchsten die Hand.

Nicht überhoben wird ein Mensch der Lagerstatt,
Wo sich, wer liegt, nicht auf die Seite wendet.
Daselbst vergißt er, was verging von seiner Pracht
Und was von Herbheit ihm der Tod gespendet.
Wir sind die Söhne Todter; was denn meinen wir?
Wir sträuben uns dem Trank, den nichts abwendet.
Mit unserm Lebenshauche geizet unsre Hand
Gegen die Zeit, die ihn uns eingehändet.
Denn diese Hauche sind entnommen ihrer Luft
Und diese Leiber ihrem Staub entwendet.
Wir sah'n den Anfang uns'res Tags im Osten nicht,
Und zweifeln nun, ob er im Westen endet!

Mittheilungen aus einer ungedruckten Mährchensammlung.

Mirthenfräulein.

(Fortsetzung)

Der Prinz war bald wieder ganz gesund; er pflegte den Baum mit einer unbeschreiblichen Liebe und Sorgfalt; auch wuchs dieser und breitete sich aus zu Aller Freude. Einstens setzte sich der Prinz Abends neben dem Baume auf sein Ruhebett. Alles war ruhig im Schloß und er entschlummerte in tiefen Gedanken. Da nun die Nacht alles bedeckt hatte, hörte er ein wunderbares Säuseln in seinem Baum und erwachte und lauschte; da vernahm er eine leise Bewegung in seiner Stube herum, und ein süßer Duft breitete sich umher. Er war stille, stille, und lauschte immer fort; endlich da es ihm wieder so wunderbar in der Mirthe säuselte, begann er zu singen:

Sag', warum dies süße Rauschen,
Meine wunderschöne Mirthe,
O mein Baum, für den ich glühe?

Da sang eine liebliche leise Stimme wieder:

Dank will ich für Freundschaft tauschen
Meinem wunderguten Wirthe,
Meinem Herrn, für den ich blühe!

Da war der Prinz über die Stimme so entzückt, daß es nicht auszusprechen ist; aber bald ward seine Freude noch viel größer, denn er bemerkte, daß sich Jemand auf den Schemel zu seinen Füßen setzte und da er die Hand darnach ausstreckte, ergriff eine zarte Hand die

seinige, und führte sie an die Lippen eines Mundes, welcher sprach: Mein theurer Herr und Prinz, frage nicht, wer ich bin, erlaube mir nur dann und wann in der Stille der Nacht zu Deinen Füßen zu sitzen und Dir zu danken für die treue Pflege, welche Du mir in der Mirthe bewiesen, denn ich bin die Bewohnerin dieser Mirthe, aber mein Dank für Deine Zuneigung ist so gewachsen, daß er keinen Raum mehr in diesem Baume hatte, und so hat es mir der Himmel vergönnt in menschlicher Gestalt Dir manchmal nahe zu seyn. Der Prinz war entzückt über diese Worte, und prieß sich unendlich glücklich durch dies Geschenk der Götter. Sie unterhielten sich einige Stunden, und sie sprach so weise und klug, daß er vor Begierde braunte sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, das Mirthenfräulein aber sagte zu ihm: lasse mich erst ein kleines Lied singen, dann kannst Du mich sehen, und sie sang:

Säus'le liebe Mirthe,
Wie still ist's in der Welt,
Der Mond, der Sternenhirte
Auf klarem Himmelsfeld,
Treibt schon die Wolkenschaafe
Zum Born des Lichtes hin:
Schlaf', mein Freund, o schlafe,
Bis ich wieder bei Dir bin.

Dazu säuselte die Mirthe, und die Wolken trieben so langsam am Himmel hin, und die Springbrunnen plätscherten so leise im Garten, und der Gesang war so sanft, daß der Prinz einschlief, und als er kaum nickte, erhob sich das Mirthenfräulein leise, leise vom Schemel, und begab sich wieder in die Mirthe.

Als der Prinz am Morgen erwachte, erblickte er den Schemel leer zu seinen Füßen, und er wußte nicht, ob das Mirthenfräulein wirklich bei ihm gewesen war, oder ob er nur geträumt habe; aber da er das Bäumchen ganz mit Blüthen übersät sah, die in der Nacht aufgegangen waren, ward er der Erscheinung immer gewisser. Nie ward die Nacht so sehnsüchtig erwartet, als von ihm; er setzte sich schon gegen Abend auf sein Ruhebett und harrte. Endlich war die Sonne hinunter, es dämmerte, es ward Nacht. Die Mirthe säuselte, und das Mirthenfräulein saß zu seinen Füßen und erzählte ihm so schöne Sachen, daß er nicht genug zuhören konnte; und als er sie wieder bat, Licht anzünden zu dürfen, sang sie ihm wieder ein Liedchen.

Säus'le liebe Mirthe
Und träum' im Sternenschein,
Die Turteltaube girrte
Auch ihre Brut schon ein.
Still zieh'n die Wolkenschaafe
Zum Born des Lichtes hin,
Schlaf', mein Freund, o schlafe,
Bis ich wieder bei Dir bin.

Da schlummerte der Prinz wieder ein, und erwachte am Morgen wieder mit gleicher Ueberraschung und erwartete die Nacht wieder mit gleicher Sehnsucht. Aber es gieng ihm auch diesmal, wie in der ersten und zweiten Nacht, sie sang ihn immer in den Schlaf, wenn er sie zu sehen verlangte. Sieben Nächte gieng dies so fort, während welchen sie ihm so vortreffliche Lehren über die Kunst zu regieren gab, daß seine Begierde, sie zu sehen, nur noch größer ward. Er ließ daher am andern Tage an die Decke seiner Stube ein seidenes Netz befestigen, welches er ganz leise niederlassen konnte, und so erwartete er die Nacht. Als das Mirthenfräulein wieder zu seinen Füßen saß, und ihm die tiefsinnigsten Lehren über die Pflichten eines guten Fürsten gegeben hatte, wollte sie ihm wieder das Schlaflied singen, aber er sprach zu ihr: heute will ich einmal singen, und sie gab es nach vielen Bitten zu, da sang er folgendes Liedchen:

Hörst du wie die Brunnen rauschen,
Hörst du wie die Grille zirpt?
Stille, stille, laß uns lauschen,
Selig, wer in Träumen stirbt.
Selig, wen die Wolken wiegen,
Wem der Mond ein Schlaflied singt,
O wie selig kann der fliegen,
Dem der Traum den Flügel schwingt,
Daß an blauer Himmelsdecke
Sterne er wie Blumen pflückt:
Schlafe, träume, flieg', ich wecke
Bald Dich auf und bin beglückt.

Und dies Lied wirkte so durch die sanfte Weise, in welcher er es sang, daß das Mirthenfräulein zu den Füßen des Prinzen entschlummerte; da ließ er das Netz nieder über sie, und zündete seine Lampe an, und o Himmel, was sah er? Die wunderschönste Jungfrau, welche jemals gelebet, im Antlitz wie der klare Mond so mild und rein, Locken, wie Gold um die Stirne spielend, und auf dem Haupt ein Mirthenkrönchen; sie hatte ein grünes Gewand an mit Silber gestickt, und ihre Hände gefaltet, wie ein Engelchen. Lange betrachtete er seine Freundin und Lehrerin mit stummem Erstaunen, dann konnte er seine Freude nicht mehr fassen, er brach in lauten Jubel aus, und rief: o Tugend, o Weisheit, wie schön ist Deine Gestalt, wer kann leben ohne Dich, wenn er Dich einmal erblickte. Dann ergriff er ihre Hand und steckte ihr seinen Siegelring an den Finger und sprach: erwache o meine holdselige Freundin, nimm meinen Thron und meine Hand und verlasse mich nie wieder. Da erwachte das Mirthenfräulein und als es das Licht erblickte, erröthete es über und über, und bließ die Lampe aus. Dann klagte sie, daß er sie gefangen habe, und sagte, daraus wird gewiß Unglück kommen; aber der Prinz bat sie so sehr um Vergebung, bis sie ihm verzieh, und versprach, die Fürstin seines Landes zu werden, wenn ihre Eltern es erlaubten, er sollte nur alle Anstalten zur Hochzeit machen, und

dann ihre Eltern fragen, bis dahin sollte er sie aber nicht wiedersehen. Der Prinz willigte in alles ein, und fragte sie, wie er sie rufen solle, wenn er alle Anstalten getroffen habe, und sie sagte: Befestige eine kleine Silberglocke an die Spitze meines Bäumchens, und sobald Du klingelst werde ich Dir erscheinen. Nun zerriß sie das Netz, der Baum rauschte und fort war das Mirthenfräulein.

(Fortsetzung folgt.)

Der böhmische Brutus.

Gimram von Rziczan, Burgherr auf Czeslitz im Kaurzimer Kreise in Böhmen, galt seiner Zeit für einen der tapfersten Streiter am Hofe Kaiser Carls IV. Letzterer hatte schon öfter sich seines tapfern Armes bedient, um jene Faustritter, die von Zeit zu Zeit Böhmen beunruhigten, zu züchtigen und zum Gehorsam zurückzuführen. Der Kaiser ehrte und schützte den Helden, denn alles setzte Gimram daran, wenn es den Willen seines Herren auszuführen galt.

Seine Gemahlin Petronella, die Tochter Hyneks von Wlassim, war ganz dazu gemacht, das häusliche Leben Gimrams zu versüßen. Schön wie der Mai und gut und edelsinnig, übertraf sie alle Frauen der Umgegend; die Väter ermahnten ihre Söhne, einst so wacker und rechtlich wie Gimram — die Mütter ihre Töchter, einst so edel häuslich wie Petronella zu werden.

Außer sechs Töchtern hatte sie ihm auch einen Sohn, Niklas, geboren, der zur Freude des Vaters heranwuchs. In allen ritterlichen Fertigkeiten unterrichtet, zeigte sich Niklas so, daß Gimram seine Hoffnung gerechtfertigt sah, als jener die Jünglingsjahre erreicht hatte.

Um's Jahr 1375 schickte er, einem Winke des Kaisers zufolge, der gern Gimrams Sohn an seinem Hofe gesehen hätte, ihn nach Brandenburg, und gab ihm seinen alten in seinen Diensten ergrauten Diener, Przisanko von Zazadka, zum Begleiter mit; überdieß machten noch zwei Knappen sein Gefolge aus.

Der junge Niklas begleitete nun den Kaiser auf seinen Reisen, und kehrte mit ihm nach Prag zurück, wo Carl IV. bald darauf starb. Nun drang Przisanko darauf nach Czeslitz zurückzukehren: aber Niklas, obgleich er in Prag nichts mehr zu thun hatte, und der Vater ihn schon mehrere Male durch Sendboten hatte erinnern lassen, doch einmal heimzukehren, da seine Gegenwart zu Hause nothwendig wäre, verschob dennoch seine Abreise aus Prag von einer Woche zur andern.

Der alte Diener vermuthete bald, daß ihn eine eigene Ursache an Prag fesseln müsse; auch entging es ihm nicht, daß Niklas im Abenddunkel blos von einem und zwar immer dem nämlichen Knappen begleitet in Mantel und Gugel vermummt die Herberge verlasse, und manche Nacht gänzlich ausgeblieben sey. Da machte der alte Przisanko zuerst dem Knappen heimlich Vorwürfe, und als dieser ihm höhnend versetzte, er habe blos auf den Wink seines jungen Burgherrn, und nicht auf das Krächzen eines alten Raben zu hören, und noch weniger entdecken wollte, was denn Niklas des Nachts über thue, wandte er sich an Niklas selbst, ihn bittend, ehrsam und fein des Nachts daheim zu bleiben, und lieber nach dem Willen des Vaters sich zur Abreise nach Haus anzuschicken. Doch Niklas fuhr — wie er es noch nie gethan hatte, den alten ehrlichen Diener, den selbst Gimram ehrte und oft zu Rathe zog, mit harten schneidenden Worten an. Das grämte den guten Alten, und machte ihn nur begieriger, wie denn das junge Herrlein so sonderbar umwandelt worden sey. —

Eines Nachts, als wieder Herr und Knappe vermummt die Herberge verließen, schlich ihnen Przisanko leise und beobachtend nach. Den Hradschin führte ihn ihr Gang nach der Kleinseite herab an das Moldauufer zur Linken der Brücke, wo ein Mann mit einem Kahn ihrer harrte. Niklas und der Knappe stiegen ein, und langsam fuhr durch die von den Mondstrahlen beglänzten Fluthen der Kahn nach der Altstadt hin.

Mit seinen Augen den Kahn begleitend, ging Przisanko über die Brücke und eilte zuletzt um die Ecke herumbiegend, um in die Nähe des Ufers zu kommen, wo eben die Uebergeführten ausstiegen und sich in die Gassen der Altstadt verloren. Przisanko ging ihnen nach in — die Judenstadt. Hier sah er Beide zu einem Haus kommen, an dessen Thüre ihrer ein schönes Mädchen harrte, mit der sie sofort in das Haus eingingen. Przisanko schauderte zusammen; er wußte nicht was zu beginnen; er wollte erst in das Haus stürmen, seinen Herrn zu retten, doch besann er sich eines Bessern und ging nach Hause.

Erst gegen Morgen kam Niklas ganz verstört wieder heim. Przisanko hatte nun nichts dringenderes zu thun, als sich zu seinem Junker zu begeben, und diesen auf den Knien mit thränenden Augen anzuflehen, ja von diesem bösen Wesen abzustehen und sich vor der zeitlichen und ewigen Strafe zu retten. Erschrocken staunte ihn Niklas, der sein Beginnen in dichten Schleier verhüllt hatte, an, und fragte ihn, wie er zu diesem Mährlein gekommen sey? Von wem er es denn gehört hätte? Als ihm nun Przisanko alles gestand, wie er dahinter gekommen und auf Niklas Frage versicherte, daß ausser ihm Niemand etwas davon wisse, entrunzelte sich des jungen Ritters Stirne. Er schien finster über etwas zu brüten, während Przisanko mit seinen Bitten und Flehen fortfuhr. „Guter Alter!“ sagte endlich Niklas, indem er sich lächelnd zu ihm wandte: „Gieb Dich zufrieden, Du sollst noch heute überzeugt werden, daß Du Dich wunderbar irrst.“ Halb fragend sah ihn der Diener an. „Ja! ja!“ sagte Niklas, „heute begleitest Du mich selbst dahin, und wirst sehen, daß ich Dich ganz beruhigen kann. Nur schwätze noch nicht, Alter, und mache Dich gefaßt, heute so beruhigt zu werden, daß Du mir mit solchen Bitten nicht mehr kommst.“ Getröstet erhob

sich Przisanko, und sann den ganzen Tag hin und her, wie sich denn das Abentheuer zur Ehre seines ihm anvertrauten Junkers aufklären werde.

Der Abend kam. Der Knappe und Przisanko gingen mit ihrem Herrn an das Ufer der Moldau. Dort harrte ihrer das Schifflein, worauf unbesorgt und mit gespannter Neugierde Przisanko mit ihnen eintrat. Aber so wie der Kahn in die Mitte des Stromes war, ergriffen Niklas und der Knappe plötzlich den Alten, banden ihm Hände und Füße, und stürzten den Jammernden in die Fluthen.

Wochen vergingen. Da rüstete sich endlich Niklas mit dem Knappen zur Abreise nach Czeslitz, wo Petronella und Gimram den Sohn mit offnen Armen und mit liebevollen Vorwürfen empfingen, daß er so lange ausgeblieben. Endlich fragte Gimram nach seinem getreuen Przisanko. „Ach!" erzählte der Heuchler: „er ist nicht mehr. Er starb ein Opfer der Treue für mich. Als wir vor Kurzem über die Moldau fuhren, verlor er am Rande stehend das Gleichgewicht, eben als er nach der der Hand des Fährmanns entschlüpften Ruderstange griff." Sehr betrübte diese Kunde den alten Burgherrn, und nur der Anblick seines zum Manne herangewachsenen Sohnes vermochte ihn zu trösten.

Nicht lange darauf ward Rozak, der vertraute Knappe und Helfershelfer des Junkers, gefährlich krank. Als er endlich sah, daß sein Tod unvermeidlich sey, begehrte er, eben als Niklas auf einer der benachbarten Burgen, wo er von dem Besitzer als künftiger Eidam gern gesehen wurde, abwesend war, einen Priester, um sich seiner Gewissenslast zu entledigen. Der Pfarrer von Czeslitz kam, hörte die Beichte des Sterbenden und schauderte, als er die Unthat vernahm. Er verweigerte ihm die Lossprechung, in so lange er nicht den abscheulichen Mord seinem Burgherrn offen bekannt haben würde. Gedrängt von der entsetzlichen Ewigkeit, ließ Rozak den Burgherrn zu sich bitten und eröffnete ihm, wie sein Sohn bald nach seiner Ankunft in Prag zufällig mit einem wunderschönen Judenmädchen bekannt geworden, wie er sich Rozak's Beihülfe durch Gold erkauft, und wie er, auf des Junkers heimliches Gebot, nachdem Przisanko dieß Abentheuer entdeckt, ihn unter falschem Vorwande in den Kahn gelockt, und dort mit seiner Hülfe ersäuft habe.

Wer beschreibt Gimrams Entsetzen. Lange ging er finster in seinem Gemache umher; endlich faßte er sich und gab Befehl, seinen Sohn, so wie er zurückkommen würde, fest zu halten. Er mußte dies dem erstaunten Burggesinde wiederholt befehlen, ehe sie ihn begreifen konnten. Die bestürzte Mutter eilte herbei. „Brich armes Mutterherz!" sagte Gimram: „du hast keinen Sohn mehr. Ich muß die heilige Gerechtigkeit an dem undankbaren Meuchelmörder üben. Er erzählte, und ohnmächtig fiel die Mutter in die Arme der weinenden Töchter.

Uebermüthig froh kam der Sohn zurück, denn der mächtige Burgherr auf Kostelez hatte ihm heute die Hand seiner anmuthigen Tochter, der schönen Ludmille, zugesagt. Am Thore nahmen ihn die Knechte gefangen. Erst lachend, ein Mißverständniß vermuthend, schleuderte er die Knechte zurück; als er aber vernahm, daß es Ernst, daß es der Wille seines Vaters sey, gab er erbleichend seinen Degen hin, und ließ sich geduldig in's Gefängniß führen.

Der Vater hatte kaum seine Ankunft erfahren, als er das gesammte Burggesinde in den Hof herab, und den Sohn herbeirufen ließ. „Rozak hat bekannt," sagte der Vater: „kannst Du die Unthat läugnen?" Niklas schwieg. Gimram fuhr fort: „Du weißt wie ich Dich liebe; doch die Gerechtigkeit muß versöhnt werden. Hier noch einen Kuß von Deinem unglücklichen Vater, nun bin ich nur noch Richter. Des niedrig gemeuchelmordeten Przisanko's Blut schreit um Rache, obschon Dein ärgerlicher Wandel allein den Tod verdiente. Bereite Dich vor zum künftigen Leben. Der Pfarrer hier steht Dir in Deiner letzten Stunde bei. — Gesenkten Auges stand Niklas da, bekannte dem Pfarrer reumüthig seine Sünden, und als Amen der Priester sprach, trat auf Gimrams Wink der Nachrichter aus dem weinenden Burggesinde hervor. Noch einmal preßte der unglückliche Vater den Sohn an die pochende Brust; da trat der Vater zurück, mit unverbundenen Augen sah Niklas auf den Boden hin, und — mit einem Hieb war der Kopf vom Rumpfe getrennt.

In der Czeslitzer Kirche war sein Grab. Bald folgten beide Eltern im Tode ihm nach.

Museum

am 19. Januar 1827.

Duo Concertante von Giulliani, für Violine und Guitarre.

Der Wächter auf der Brücke; geschichtliche Erinnerung von A. Kirchner.

Arie aus dem Messias, gesungen von Dem. Heroux.

Quintett von Reicha, für Flöte, Oboe, Clarinette, Fagott und Horn.

Die Jungfrau von Orleans. Gleichzeitiger Bericht aus der alten Handschrift des Eberhard Windeck. Mitgetheilt von Hrn. Dr. G. B. Kloß.

Arie von Rossini, gesungen von Dem. Heroux.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 14. Samstag, 20. Januar 1827.

Die schottischen Mäntel.

Aus fernem Land, von Morvens hohen Bergen
Kam jüngst, geschmückt, der Herrscher Herrscherin,
Die Mode her; (sie hat', ich kann's nicht bergen,
Stets einen flücht'gen, vagabunden Sinn!)

Als Sultanin, theilt unter ihre Sklaven
Geschenke sie, wenn sie nach Hause kehrt:
Ein Mantel ist's, vom Land der Skandinaven,
Was diesmal sie den Günstlingen verehrt.

„Nehmt hin," spricht sie zum Kreis der holden Frauen,
Der sehnsuchtsvoll sich um die Göttin drängt,
„Nehmt hin, Ihr seyd gar lieblich anzuschauen,
Habt Ihr den bunten Mantel umgehängt!"

Und jede will schon in den Stoff sich kleiden,
Der tausendfach in grellen Farben spielt;
Da tritt ein Mädchen vor, und spricht bescheiden:
(Was Wunder daß man sie für bäurisch hielt!)

„Nehmt, Schwestern, Euch in Acht vor Spötterzungen,
Ihr kennt sie ja wohl aus Erfahrung schon;
Säh'n sie uns von der Farben Meng' umschlungen,
Sie nennten uns wohl gar Chamäleon.

Ja mancher Hagestolz kann witzelnd sagen,
Daß außen bunt und innen farbenlos
Wir seyn" — „Ei, wer wird denn die Narren fragen!"
Rief lachend hier, was das Korset umschloß.

Und jede hat den Plaid schon umgeschlagen,
Im Nordschein tritt die schöne Welt einher;
Und wie die Frau'n die Farbe außen tragen,
Sucht Keiner sie im Innern mehr.

Doch weiß die Mod' auch Männern zu gefallen,
Die wenden zwar noch weislich dieses ein:
„Soll uns der Mantel decken, muß vor allen,"
So sprachen sie, „das Bunte innen seyn."

P.

Mittheilungen aus einer ungedruckten Mährchensammlung.

Mirthenfräulein.

(Schluß)

Der Tag war kaum angebrochen, als der Prinz auch schon alle seine Minister und Räthe zusammenberief, und ihnen bekannt machte, daß er sich nächstens zu vermählen gedenke, und daß sie alle Anstalten zu dem prächtigsten Hochzeitsfeste treffen sollten, das jemals im Lande gewesen. Die Räthe waren sehr erfreut darüber und fragten ihn unterthänigst um den Namen der Braut, damit sie ihren Namenszug bei der Illumination anbringen könnten. Da sagte der Prinz, der erste Buchstab ihres Namens ist M und es sollen beim Feste überall Mirthenzweige hingemalt werden, wo es sich schickt. Da wollten die Herrn ihn schon verlassen, als plötzlich eine Botschaft kam, daß ein wildes Schwein in dem

fürstlichen Thiergarten toll geworden wäre und in dem darin befindlichen gläsernen Lusthause alles chinesische Porzellan zertrümmert habe; es sey äußerst nöthig, es sogleich zu erlegen, damit es nicht andre Schweine beiße und auch toll mache, welche dann leicht die ganze Stadt Porzellania über den Haufen werfen könnten. Da durfte der Prinz nicht länger zaudern, er befahl seinen Räthen einstweilen die Hochzeit zuzubereiten, und zog mit seinen Jägern hinaus auf die Jagd. Als der Prinz aus dem Schloß ritt, lagen die neun bösen Fräulein, welche sich nicht mit gefreut hatten, als die Mirthe so feierlich in die Stadt gebracht wurde, sehr schön geputzt am Fenster, in der Hoffnung, der Prinz werde sie bemerken und grüßen; aber vergebens, wenn sie sich gleich so weit herauslegten, daß sie leicht hätten auf die Straße fallen können; der Prinz that nicht, als wenn er sie bemerkte. Hierüber aufgebracht, kamen sie zusammen und faßten den Entschluß, sich zu rächen. Die Geschichte mit dem tollgewordnen wilden Schwein war auch nur von ihnen ausgesprengt, damit der Prinz, der sich gar nicht mehr sehen ließ, über die Straße reiten sollte. Sie hatten das chinesische Porzellan in dem Lusthaus durch ihre Diener zerschlagen lassen. Als sie eben versammelt waren, trat der Vater der ältesten, der einer der Minister war, herein, und machte den Damen bekannt, sie möchten sich zum Hochzeitsfest des Prinzen vorbereiten; der Prinz werde eine Prinzessin M. heurathen, auch sey von vielen Mirthenverzierungen bei der Illumination die Rede. Kaum waren sie wieder allein, als sie ihrem ganzen Zorn den Lauf ließen, denn sie hatten sich alle Neun eingebildet, den porzellanenen Thron zu besteigen. Sie ließen sich einen Maurer kommen; der mußte ihnen einen unterirdischen Gang bis in die Stube des Prinzen machen, denn sie wollten sehen, wen er dort versperrt habe. Als der Gang fertig war, beredeten sie noch ein zehntes junges Fräulein, der sie jedoch ihr Vorhaben verschwiegen, mit zu gehen, welche es auch that, doch nur aus Neugier und nicht aus bösem Willen; sie nahmen sie aber nur mit, um sie dort zurück zu lassen, als habe sie alles gethan. Hierauf begaben sie sich in einer Nacht mit Laternen versehen durch den Gang in die Stube des Prinzen, und suchten alles durch, sehr verwundert nichts besonderes darin zu finden, außer der Mirthe. An dieser ließen sie nun allen ihren Grimm aus, rissen ihr Zweige und Blätter ab, und als sie auch den Wipfel herunterrissen, klingelte das Glöckchen; und das Mirthenfräulein, welches glaubte, es sey dies das Zeichen zu ihrer Hochzeit, trat plötzlich in dem schönsten Brautkleide aus der Mirthe. Anfangs verwunderten sich die bösen Geschöpfe, aber bald waren sie einig, dieses müßte die künftige Fürstin seyn, und somit fielen sie über sie her und ermordeten sie auf die unbarmherzigste Weise, indem sie das arme Mirthenfräulein mit ihren Messern in viele kleine Stücke zerhackten; Jede nahm sich einen Finger von dem armen Mirthenfräulein mit; nur das zehnte Fräulein hatte nicht mit geholfen, und nur immer gejammert und geweint, wofür sie sie dann einsperrten und dann auf demselben Wege entwichen.

Als der Kammerherr des Prinzen, welchem dieser bei Lebensstrafe befohlen hatte, die Mirthe täglich zu begießen und täglich die Stube aufzuräumen, als wenn der Prinz da wäre, zu seiner Verrichtung hereintrat, war sein Entsetzen unbeschreiblich, da er das zerfleischte Mirthenfräulein in dem Blute an der Erde herum liegen und den Mirthenbaum zerknickt und entblättert sah. Er wußte nicht, was dies sein konnte, denn er wußte von dem Mirthenfräulein nichts; da erzählte ihm das junge Fräulein, welches weinend in einer Ecke saß, alles. Sie nahmen unter bittern Thränen alle Glieder und Knochen der Unglücklichen zusammen, und begruben sie unter den zerstörten Mirthenbaum in das Gefäß, so daß alles einen kleinen Grabhügel bildete; sodann wuschen sie den Boden so rein sie konnten, und begoßen den Baum mit dem blutvermischten Wasser, räumten die Stube auf, schlossen sie zu, und flohen in großer Angst miteinander; doch nahm das Fräulein eine Locke der unglücklichen Gemordeten zum Andenken mit.

Unterdessen waren die Vorbereitungen zu der Hochzeit beinah fertig und der Prinz, der das wilde Schwein vergebens aufgesucht hatte, kehrte nach der Stadt zurück. Sein erster Gang war zu dem guten Töpfer und seiner Frau, welchen er seine ganze Geschichte mit dem Mirthenfräulein erzählte und sie um die Hand ihrer Tochter bat. Die guten Leute waren vor Entzücken fast außer sich, als sie vernahmen, daß in ihrem Mirthenbaum ihnen eine Tochter erwachsen sey, und wußten nun, warum sie denselben so ungemein lieb gehabt hatten. Freudig willigten sie in die Bitte des Prinzen ein und begleiteten ihn in das Schloß, um ihre wunderbare Tochter zu sehen. Als sie nun zusammen in das Zimmer traten, wo die Mirthe stand, sahen ihre Augen ein trauriges Schauspiel: — am Boden noch viele blutige Spuren, und der geliebte Baum entblättert und verletzt, neben ihm aber ein Grabhügel. Der Prinz rief, der Töpfer rief, die Töpferin rief, o meine geliebte Braut! o mein theures Kind! mein einziges liebes Töchterchen! o wo bist du, laß dich sehen, vor deinen unglücklichen Eltern! aber nichts rührte sich, und ihre Verzweiflung war unbegränzt. Die drei armen Unglücklichen saßen nun ganze Tage und begossen den Mirthenbaum mit ihren Thränen, und das ganze Land ward bestürzt und traurig.

Unter solchen Schmerzen pflegten und warteten der Prinz und der Töpfer nebst seiner Frau den kranken Mirthenbaum auf's Zärtlichste, und er begann wieder Zweige zu treiben, worüber sie sehr erfreut wurden, und er war schon wieder ganz hergestellt, nur fehlten ihm an dem Wipfel einige Blätter und an einem seiner beiden Hauptäste die äußersten fünf Sprossen, und an dem andern vier, neben welchen der fünfte zu keimen anfing. Diesen fünften Sproß beobachtete der Prinz alle Tage, und wie entzückt war er nicht, als er eines Morgens diesen Sproß ganz erwachsen und den Ring, den er dem

Mirthenfräulein gegeben, an demselben wie an einem Finger befestigt sah. Sein Entzücken war unbeschreiblich, denn er glaubte nun, das Mirthenfräulein müsse noch leben. In der nächsten Nacht saß er mit dem Töpfer und der Töpferin bei dem Baum, und sie flehten die Mirthe so zärtlich um ein Lebenszeichen an, daß der Baum endlich zu säuseln begann und folgende Worte sang:

Habt Erbarmen,
An zwei Armen
Fehlen mir neun Fingerlein.
Lieber Prinz, in deinem Reiche
Wachsen jetzt neun Mirthenzweige
Und sie sind mein Fleisch und Bein.
Habt Erbarmen,
Schafft mir Armen
Wieder die neun Fingerlein.

Der Prinz und die Eltern waren durch dies traurige Lied sehr gerührt und der Prinz ließ den andern Tag im ganzen Land bekannt machen, wer ihm die schönsten Mirthenzweige bringe, den wolle er mit seiner königlichen Hand belohnen. Dieses kam auch zu den Ohren der Mordfräulein, welche die arme Mirthe so schrecklich gemartert hatten; und sie waren sehr froh darüber, denn sie hatten die neun Finger des Mirthenfräuleins, jede den ihren, in einen Topf mit Erde vergraben, und es waren kleine Mirthensprosse daraus gewachsen. Sie putzten sich gleich schön an und kamen eine nach der andern mit ihren Mirthenzweigen in's Schloß, denn sie glaubten die Worte des Prinzen wollten so viel sagen, als, er wolle die Ueberbringerin der schönsten Mirthe heirathen. Der Prinz ließ ihnen die Mirthenzweige abnehmen, und versprach ihnen seiner Zeit Antwort sagen zu lassen; sie möchten sich nur zum Feste vorbereiten. Als er nun alle die neun Zweige neben den großen Baum gestellt hatte, sprach die Stimme aus dem Baum:

Willkomm, Willkomm neun Zweigelein,
Willkomm, Willkomm neun Fingerlein,
Willkomm, Willkomm mein Fleisch und Bein,
Willkomm, Willkomm zum Topf herein.

Da begrub der Prinz die neun Zweige und die neun Finger unter die Mirthe, welche noch denselben Tag die neun fehlenden Sprossen trieb. Nun aber kam noch das jüngste Fräulein, welches nur die Haarlocke genommen und ihr den Ringfinger gelassen hatte, und warf sich dem Prinzen zu Füßen und sagte: Herr, ich habe keine Mirthe, und habe auch keine haben wollen, aber diese Locke gebe ich in Deine Hand, und bitte Dich um eine Gnade. Der Prinz versprach sie ihr, und sie erzählte ihm, wie die ganze Mordthat geschehen sey, und bat ihn, er möge seinem entflohenen Kammerherrn verzeihen, und sie mit demselben vermählen. Da gab ihr der Prinz einen Gnadenbrief für denselben, und sie lief zu ihm in den Wald, wo er sich in einen hohlen Baum versteckt hatte, in den sie ihm täglich zu essen gebracht. Der Kammerherr erfreute sich sehr über sein Glück und kam mit ihr wieder in die Stadt. Als aber der Prinz die Haarlocke auch vergraben hatte, sprach die Mirthe:

Nun bin ich ganz
Im alten Glanz,
Bring' mir den Kranz
Und führe mich zum Hochzeitstanz.

Da ließ der Prinz ein großes Fest vor allem Volke im Schloßgarten ansagen; da alles versammelt war, ward die Mirthe unter einen Thronhimmel gestellt, und der schönste Blumenkranz mit Gold durchwunden ward ihr von dem Töpfer und der Töpferin aufgesetzt, und als dies kaum geschehen war, trat das Mirthenfräulein wie die schönste Braut geschmückt aus dem Baum hervor, und ward von ihren Eltern, welche sie noch nie gesehen hatten, unter Freudenthränen, und dann von dem glücklichen Prinzen als seine Braut herzlich umarmt. Da standen die neun Mordfräulein wie auf heißen Kohlen; der Prinz aber sprach: Was verdient der, welcher diesem Mirthenfräulein etwas zu Leide thut? Und einer sagte da nach dem andern irgend eine harte Strafe her, und als die Frage an die neun Fräulein kam, sagten sie alle zusammen: daß ihn die Erde verschlinge und seine Hand aus der Erde wachse; und kaum hatten sie es gesagt, als die Erde sie auch verschlang und über ihnen Fünffingerkraut hervorwuchs. Nun wurde die Hochzeit gehalten und der Kammerherr hielt mit dem jüngsten Fräulein auch Hochzeit. Es schenkte dem Prinzen der Himmel auch bald ein kleines Mirthenprinzchen, das ward in der schönen Wiege des alten Töpfers gewiegt, und das ganze Land war froh und glücklich.

Der Mirthenbaum aber ward bald so stark und groß, daß man ihn ins freie Feld setzen mußte. Da begehrte die Prinzessin Mirthe, daß er bei die ehmalige Hütte ihrer Eltern gesetzt werde; das geschah auch und die Hütte ward zu einem schönen Landhaus verändert, und endlich ward aus dem Mirthenbaum ein Mirthenwald, und die Enkel des Töpfers und seiner Frau spielten darin, und die beiden guten Leute wurden dort, wie sie gewünscht hätten, unter dem Mirthenbaum begraben. Der Prinz und das Mirthenfräulein ruhen wohl auch schon dort, wenn sie nicht mehr leben sollten, woran ich fast zweifle. Denn es ist schon sehr lange her.

Eigenes und Angeeignetes.

Wenn der reiche Goethe, ohne Bedenken, sich dieser Ueberschrift zu kleinen Sätzen bedient hat, so brauchen wir arme Schelme uns deren gewiß nicht zu schämen. Es ist aber eine artige Erfindung mit dem aneignen: man schreibt ohne Mühe und Kosten die schönsten Sa-

chen. Wir wollen dem Himmel für diese freundliche Bewilligung danken, sie aber mit Mäßigung benutzen; wir wollen großmüthig seyn, zwar nicht ganz so großmüthig als die Mauth es ist, die den Kaufleuten die ihnen abgenommenen Waaren gegen einen bloßen fünften oder gar sechsten Theil des Werthes zurückgiebt, aber doch so großmüthig als es die Diebe im alten Egypten waren. Dort nämlich war das Stehlen ein Handwerk, das keiner ausüben durfte, wenn er nicht das Meisterrecht erlangt hatte. Jeder Dieb mußte die gestohlnen Sachen dem Oberdiebe bringen, und bei diesem meldeten sich die Bestohlnen und erhielten gegen den vierten Theil des Werthes ihr Eigenthum zurück. Wir wollen es auch so machen, wir wollen den Schriftstellern nur den vierten Theil ihrer Gedanken stehlen. Sonderbar ist, daß der Deutsche vieles nimmt aus anderer Bücher, oft das ganze Buch, nur nicht seinen Titel. Lieset man die sogenannten Aphorismen und Miszellen, die das gewöhnliche Desert aller Tagesblätter bilden, so findet man, daß sie gewöhnlich gestohlne Gedanken enthalten, nur auf Diebesart durch Zerschlagen, Zertrennen, Zerreißen und Färben unkenntlich gemacht. Aber die Titel sind ihnen eigenthümlich. Jeder Aphorismenschreiber hat eine eigene Ueberschrift seine Sätze zu bezeichnen. Kaum ein Drittheil der erscheinenden Tagesblätter sind mir unter die Augen gekommen, und darin habe ich im vorigen Jahre mehr als Vierzig verschiedne Ausdrücke gefunden, die alle Miszellen andeuten sollten. Ich nenne sie: Ekdota; Apophthegmen; Häckerling; Potpourri; Aus Leben, Kunst und Schule; Miszellen; Buntes; kleine Merkwürdigkeiten; Gedankenspäne; Lesefrüchte; eingemachte Lesefrüchte; freie Mittheilungen; Streckverse; Anschauungen; bunte Steine; Allerlei; Fragmente; Myriomorphoscop; Einschiebsel in das Journal und in die Köpfe; Fündlinge; Magentropfen; Mannichfaltiges; Mosaik; Gedanken; Dies und Jenes; Buntes aus der Zeit; Denksprüche und Bemerkungen; Einfälle; Erlebtes und Beobachtetes; Ideenspiele; Glossen; Rhapsodisches Allerlei; Einzelnes; Bilder; Eigenes und Angeeignetes; Aphorismen; Gedanken-Caviar; Reflexe aus dem Leben; Gelegenheitsprosa; fliegende Blätter; Excerpte des Dr. Lenksloß aus sich selber (im Freimüthigen). Gott segne den Dr. Lenksloß wegen seiner Excerpte aus sich selber. Ich habe einmal in den heftigsten Zahnschmerzen so sehr darüber lachen müssen, daß das Uebel auf der Stelle heilte. Ich habe mir folgendes Excerpt gemerkt: „Mein Allerwerthester, nehmen Sie Platz!“ — sagt' ich, hinter mich blickend, und — setzte mich.

Was nützen uns oft die wärmsten Freunde? Sie lieben uns höchstens wie sich selbst — aber wie lieben sie sich selbst!

Die Weiber verlangen das Größte und das Kleinste zugleich; sie fordern Liebe und auch daß man artig gegen sie sey — eine Million in Scheidemünze.

Im Kriege gegen die Albigenser wurde am 22. Juni 1209 die Stadt Bezieres mit Sturm genommen. Alle, Männer, Weiber, Kinder, Greise, Kranke wurden niedergemetzelt, und nicht blos die Bürger der Stadt, sondern auch die Einwohner der Umgegend, die sich dahin geflüchtet. Die Stadt wurde in Asche verwandelt, mehr als sechzig Tausend Menschen waren darin umgekommen. Als man vor der Bestürmung den Abbe de Citeaux fragte, woran man die Ketzer von den Katholiken unterscheiden solle, antwortete er: Tödtet sie alle; der Herr wird die schon kennen, die ihm gehören.

Ein provenzalischer Dichter, der im Anfang des 13ten Jahrhunderts starb, schildert auf folgende Weise die allgemeine Sittenverderbniß seiner Zeit. „Ich gehe von Osten nach Westen und mache aller Welt folgenden Vorschlag: Ich verspreche einen Gold-Besan (constantinopolitanische Münze, etwa von 6 fl. Werth) jedem ehrlichen Manne, wenn mir jeder Spitzbube einen Nagel giebt; eine Mark Goldes dem Mitleidigen, wenn der Hartherzige mir einen Pfennig giebt; einen Haufen Goldes jedem aufrichtigen Menschen, wenn mir jeder Lügner nur ein Ei geben will. Mit einem kleinen Kuchen wollte ich alle ehrliche Leute sättigen; wollte ich aber den Taugenichtsen zu essen geben, würde ich, ohne um mich zu blicken, überall ausrufen: herbei, herbei, meine Herrn, kommt an meinen Tisch.

In einem Lehrgedichte aus dem 13ten Jahrhunderte, das von der Erziehung der Fräulein und jungen Edelleute handelt, wird im Kapitel von der Liebe folgende Lehre gegeben: „Im Falle dir deine Dame zur Eifersucht gegründete Ursache gäbe, und sie läugnete dir, was du mit deinen Augen gesehen, sage ihr: Dame, ich bin sicher, daß Ihr die Wahrheit sagt; allein ich glaubte es zu sehen.“

Gesellschaften, die sogenannten moralischen Personen, sind gewöhnlich sehr unmoralisch.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

№ 15. Sonntag, 21. Januar 1827.

Kleine Controverspredigten von Ll. *)

II.

An J. den Recensenten der Recensenten. **)

Lieber Isop, denn so deute ich mir dein geheimnißvolles J., du reichst zwar freundlich und mitleidsvoll deinen tröstenden Dinten-Essig den gekreuzigten Schriftstellern, und willst sie laben, schlägst aber in deiner lebhaften Bewegung den recensirenden Kriegsknechten dabei in's Auge, und das kann nicht geduldet werden. Sage, warum sollen Bücher allein nicht kritisirt werden, da ja doch alles Andere in der Welt, und besonders die Welt selber, fortwährend und gewiß mit Erfolg kritisirt wird? Hat nicht von jeher der Mensch die Schöpfung, mit der alle übrigen Thiere vollkommen zufrieden sind, recensirt? Hat besagter Mensch nicht durch sein relatives Kritisiren des Seyenden sich das Böse ausgesonnen, was gar nicht existirt, und als Kritik seiner Kritik wässerige Theodiceen aufgestellt, das Dümmste und Abgeschmackteste, was es giebt? Ja man könnte fragen, was war denn die große Fluth anders, als eine schreckliche Kritik menschlicher Sünden im erhabenen Stile? Sind nicht Deputirtenkammern mitunter kritische Anstalten in mancher Hinsicht und besonders weil sie die Minister zuweilen recensiren? Wie viele Geschichtsdarstellungen sind nicht blos Kritiken (oft gar nur moralische) menschlicher Handlungen, und sind die Strafanstalten nicht ganz dasselbe? Ferner, ist nicht jeder sein immerwährender Selbstrecensent und ertheilt sich täglich zehnmal mehr Lob, als er andere tadelt? Sogar in dem Körper steckt dies kritische Jucken und giebt sich deutlich kund, z. B. durch Naserümpfen, Achselzucken u. s. w. Auch bei den Hunden regt sich dieser kritische Trieb, und es läuft nicht leicht einer an seinem Nebenhunde vorbei, ohne ihn wenigstens flüchtig mit schnüffelnder Schnauze zu beurtheilen und zu sehen weß Geistes Kind er sey. Seltsam wäre es daher, wo nicht gar abgeschmackt, die Literatur der Kritik zu entziehen, die ihrer grade in mancher Hinsicht am meisten bedarf. Wie gut ist es nicht für die räudigen Schaafe der Schrift, die recensirende Schmiere zu erhalten zur Heilung? Denen, die der Kritik gehorchen oder sonst sich zu insinuiren wissen, schmitzen die Pagodenpriester derselben das gelbe Benjaminszeichen an die Stirne und geben ihnen den schützenden Strohhalm in die Hand, auf daß sie lange leben auf Erden und nicht zerrissen werden von den Spezerei-Krämern, diesen unversöhnlichen Feinden der Literatur, und auch dies ist in Anschlag zu bringen. Wie mancher Autor, der sonst zu sehr in das Kraut geschossen wäre, ist durch das recensirende Abblatten fruchtbar gediehen? Und was kann für die wahren Heroen der Schrift herrlicher seyn, als daß die schlechten Autoren abgeschlachtet und die Köpfe derselben um ihr Grab gesteckt werden, wie bei den Königen von Guinea? Was hat Eichstädt zu einem Landgute verholfen, wenn nicht die Jenaer Literaturzeitung, und wodurch ist Leipzig nächst seinen Lerchen und Messen berühmt, wenn nicht durch seine Recensionen? Durch seine Gelehrten gewiß nicht. Wo sollten unsre Jünglinge, so lange sie noch nichts gelernt haben, ihre Kräfte versuchen, als auf dem Sande der Recensiranstalten? Schon als geistige Turnplätze sind diese demnach wichtig. Wodurch bekommt man mehr eine gute Meinung von sich selbst, als wenn man andre tadelt, und Selbstvertrauen ist für das Leben unerläßlich. Wer möchte noch in das Theater gehen, wenn er nicht am Ende der Woche durch die Kritik erfahren könnte, was er denn eigentlich Schönes gesehen? Wie angenehm überrascht oder verblüfft steht dann mancher, wenn er nun erfährt, wie er Dummes für Schönes gehalten und umgekehrt, und welchen Stoß erhält er nicht dadurch im Fortrücken jener Bildung, die wir mit Recht Bildun

*) Siehe die vorjährige Iris Nr. 256.

**) Siehe die Iris Nr. 6. vom 9. Januar.

nennen, nach der wir alle dürsten, und die bei manchem armen Teufel der Tod schon so früh unterbricht? Es ist durchaus nothwendig, daß ein scharfäugiger Recensent dem lieben Publikum die falschen Steine von den ächten unterscheide, zumal jetzt, wo man es in den erstern so weit gebracht. Schaden aber kann die Kritik nichts, denn einem witzigen Kopfe, und wär' er auch nur ein Däumling, kann ein recensirender Ogre nichts anhaben, und wenn er Schafsköpfe verzehrt, so liegt nichts daran, da die Zucht in allen Landen so gut gedeiht, und selbst ihre Wolle zu nichts taugt, als sich höchstens die Ohren damit vor ihrem Blöken zuzustopfen. So drohten neulich die Höllenpflänzchen der Schicksalstragödien unter der Glasglocke der Volksgunst üppig zu gedeihen, bis Recensenten besagte Glocke zerschlugen und das Unkraut unter freiem Himmel abwelkte. Auch muß es dankbar anerkannt werden, daß die recensirenden Knappen den bekanntlich nachlässigen deutschen Schriftstellern den Pegasus striegeln und vom Staube reinigen. Und, lieber Isop, da du mittelmäßige Autoren für sehr leidlich hältst, sage, wie sollten die kümmerlichen Blüthen derselben ihren Nachviolenduft aushauchen; wenn nicht in dem lauen feuchten Abendschatten einer Böttiger'schen Lobkritik? Nicht zu gedenken, daß Recensentenstiche bei den ächten Muscheln in dem Oceane der Literatur oft kostbare Perlen erzeugen. Auch giebt es ganz harmlose Kritiker, Laubfrösche, die blos das literarische Wetter anzeigen (ohne es zu machen), und diese können doch nicht anders als nützlich erachtet werden, da nicht Jeder selbst Zeit hat, Witterungskunde zu erwerben; auch leben sie größtentheils von Grillen, wie die wirklichen von Mükken, und sind also leicht als nützliche Hausthiere zu halten. Sieh, lieber Isop, so könnte ich Stundenlang fortfahren in der Aufzählung der Vortheile, welche die Kritik Allen gewährt, und im Rechtfertigen derselben. Aber zum Glück braucht es dies nicht, denn es giebt keine Legionen Hartköpfiger wie du, welche glauben, eine eigene Meinung sei besser, als eine fremde angelernte. Darum gehe in dich und sondre dich nicht ab. Tadle nicht mehr die Recensenten und besonders rede schlechten Büchern nicht das Wort. Von letzterem wollte ich dich zwar leicht curiren, wenn ich dich zwingen könnte, Krummachers goldgefiederte Taubenpredigten sechsmal in einer Woche oder selbst nur in einem Jahrzehend zu lesen.

Jean Paul hat in den Grönländischen Processen 29 Vota für die Wichtigkeit der Kritik abgegeben. Wir nehmen davon, das gestern in der Iris empfohlene System befolgend, ein Viertheil, nemlich 7, den Bruch nicht beachtend, als Corollar zu obiger Controverspredigt:

Von Natur ist das Weltmeer salzig und ungenießbar; blos durch Phöbus wird es zu süßem Wasser aufgezogen. Das Genie ist das Meer und die Kritik die Sonne.

Genie und Kritik müssen Hand in Hand schreiben; denn der Vogel fliegt sowol mit Schwung- als mit Steuerfedern und sein Schwanz lenkt seine Flügel.

Dichten und Schaffen sind nicht dem Niesen ähnlich, das man (nach Reil) auszubrechen hindert, sobald man darauf Acht gibt.

Kritik ist nicht blos die Zierde, sondern auch oft der Keim großer Schönheiten, so wie auf den Flügeln des Windes neben den wohlriechenden Düften der Blumen auch der fruchtbare Samenstaub derselben liegt.

Ein an den Zaum gewöhntes Pferd macht zuletzt ohne Zaum die Schule.

Wenn das Genie den Aufflug der Phantasie erschafft, so empfängt die Kritik sie beim Zurückflug. Das letzte ist auch schwer. Der Knabe wirft den Ball mit weniger Kunst in die Höhe als er ihn auffängt.

Aus dem Kinne des Genies schießet jugendliches Milchhaar, das gerade desto schneller zu einem langen Bartkometen herunterwächst, wenn die Kritik recht oft mit ihrem Scheermesser darübergefahren.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Freitag den 12. Januar. Großes Vocal- und Instrumental-Conzert der Mad. Catalani. Der Zettel hatte als Anfangsstück eine Symphonie von Mozart benannt, statt deren hörten wir die Ouverture aus Lodoiska von Cherubini. Wir haben zwar nichts gegen diese Musik zu erinnern und welcher ächte Musikfreund würde wohl das? Allein es bleibt doch immer unrecht, Stücke anzukündigen und nachher das zu geben, wozu man grade Lust hat. Symphonien werden jetzt sehr selten zum Vorschein gebracht; die herrlichen Sachen der Art von Mozart, Hayd'n, Beethoven und andern großen Meistern scheinen ganz in Vergessenheit zu liegen; um so mehr mußte es von Interesse seyn, heute einmal ein solches Werk zu hören und um so weniger durfte von dem einmal Angekündigten abgegangen werden. Auch in dem Conzerte der vielberühmten Catalani bleibt die Instrumentalmusik, zumal unseres braven Orchesters, immer bemerkenswerth, und es heißt einen Verein so tüchtiger Männer wenig achten, wenn man dem Publikum zutraut, es werde ihm alles einerlei seyn, wenn nur etwas daher gemacht werde. Mad. Catalani sang sodann eine Arie mit vorausgehendem Recitativ von Guglielmi. Diesem folgte ein Harfenconzert, gespielt von Mad. Longhi-Möser. Die Künstlerin ist ihres schwierigen Instrumentes vollkommen Meister; eine ganz vorzügliche Erwähnung verdient jedoch der Vortrag derselben. In unsern Tagen sucht man häufig mit der menschlichen Stimme die seelenlosen Passagen eines Instrumentes hervorzubringen, Mad. Möser ließ dagegen ihr Instrument gleich der gefühltesten menschlichen Stimme singen — welche von beiden Methoden die bessere ist, wird sich wohl leicht entscheiden lassen. Mad. Catalani trug hierauf zum Schlusse der ersten Abtheilung eine Arie vor, die der Zettel als von Sarmiento componirt angegeben hatte; Dem. Bamberger sang einmal diese Arie und damals versicherte man uns, daß Pu-

citta deren Compositeur sey. Da der innere Gehalt dieses Gesangstückes uns eben kein großes Interesse einflößte, so wollen wir die Entscheidung dieser Frage dahin gestellt seyn lassen. Der zweite Theil des Conzertes wurde eröffnet mit der Ouverture aus Fidelio von Beethoven. Diesem folgte eine Romanze von Morlacchi, mit Flöten- und Harfenbegleitung, vorgetragen von Mad. Catalani, Hrn. Schwind und Mad. Möser. So lange das Orchester das vorangehende Recitativ begleitete, blieb alles in gehöriger Ordnung; sobald jedoch dieses verstummte, lautete das Ganze gar schnurrig. Die beiden Damen waren gewöhnlich etliche Tacte von einander; mochte auch Hr. Schwind mit seiner Flöte sich alle Mühe geben, die Romanze holperte bis zu Ende, wo, als Mad. Catalani schon geendet, es uns vorkam, als habe Mad. Möser noch etliche Tacte zu spielen. Indessen schadete dieß gar nichts, das Publikum applaudirte dennoch herzhaft dieser ächt italienischen Musik. Sodann folgte Mehul's Ouverture aus den beiden Blinden; der Zettel hatte eine Harmonie-Conzertante angekündiget. Vermuthlich ein Druckfehler. — Zum Schlusse sang Mad. Catalani die bekannten Violin-Variationen von Rhode. Wir haben unser Urtheil über die Sängerin in diesen Blättern bereits ausgesprochen; ihre heutige Leistung befriedigte uns jedoch nicht in gleichem Maaße als die frühere. Namentlich hätten wir gewünscht, daß Mad. Catalani die Violin-Variationen bei Seite gelassen hätte; ihre Stimme reicht dazu nicht mehr aus. Nur die Passagen der mittleren Sopranlage traten deutlich hervor, die der höhern flossen in einander und wurden undeutlich. Man merkte zu sehr die Anstrengung, welche es der Sängerin kostete und wo diese sichtbar wird, schwindet Anmuth und Lieblichkeit. Als Dem. Sonntag verwichenen Sommer auf unsrer Bühne als Gast auftrat, legte dieselbe im Johann von Paris dieses Pracht- und Paradestück ein, und von dieser können wir behaupten, daß sie dasselbe mit demjenigen Reiz ausstattete, der dem Ganzen den Effect verlieh, welchen der Tonsetzer beabsichtigt haben mag. Mad. Catalani soll die Variationen auf Vieler Begehren gesungen haben — der Zettel wenigstens versicherte dieß — wir loben diese Gefälligkeit, allein wir tadeln sie auch, in sofern dieselbe dazu beitragen kann; den vielfach erworbenen Ruhm der Sängerin zu untergraben. Uebrigens ärndtete Mad. Catalani großen Beifall und ohnerachtet der vielen Leistungen des heutigen Tages war dieselbe dennoch auf das laute Verlangen des Publikums so gefällig, das englische Volkslied: God save the King als freundliche Zugabe zum Schlusse wiederholt hinzuzufügen. Schließlich ist noch zu bemerken, daß der Eingangspreis heute auf das Doppelte erhöht, daß dennoch in dem ganz gefüllten Hause kein Plätzchen mehr zu finden war und gewiß eine eben so große Anzahl, als das Haus faßte, ohne die Sängerin zu hören, wieder fortgehen mußte.

Samstag den 13. Die Reise zur Hochzeit, Lustsp. in 3 Abthl. Nach dem Franz. frei bearbeitet von Lembert. Hierauf: Der grade Weg der Beste, Lustsp. in 1 Aufz. (Schnips und Elias Krumm: Herr Ludewig.) Der Bearbeiter des ersten Stücks hat die Handlung nach Sachsen verlegt und damit denselben eine nationale Physiognomie gegeben; dabei aber ist er im ersten und dritten Act schwerfällig und breit geworden, so daß nur ein zusammengreifendes rollenfestes Spiel die Unterhaltung befördern kann und leider! waren es gerade die genannten zwei Acte, worinn von den Darstellern am wenigsten geleistet wurde. Herr Rottmayer (Storch), Herr Ludewig (Schnips) und Herr Leißring (Peter) sprachen ihre Rollen im Sächsischen Dialect, was wir zwar nicht als Kunst betrachten, wenn gleich ein gewisses Können dabei bedingt ist, aber auch nicht tadeln wollen, indem die, bei allen Widerwärtigkeiten, welche Hrn. Storch und Jungfer Maria Storch (Dem. Esser) betreffen, dennoch harmlose Handlung dadurch für uns einen Reitz mehr gewann. Herr Ludewig gab uns einen Beweiß seiner Vielseitigkeit und zwar einer solchen, die den inneren und äußern Menschen zugleich anders zu gestalten weiß. Auch ist seine Komik ächter Art, von aller Uebertreibung frei. Wir haben hier ein Beispiel, daß ein guter Komiker die Pickelherings-Behelfe örtlicher Beziehungen und das Hinüberschweifen in das Gebiet der Karicatur nicht nöthig hat um Wirkungen hervorzubringen. Hr. Rottmayer war durchgehends brav. Ihm gebührt der Preiß für diesen Abend. — Auch in dem Nachspiel hatte Hr. Ludewig (Elias Krumm) die Eigenthümlichkeiten eines unwissenden, intriguirenden Kandidaten des Predigtamts so komisch als wahr aufgefaßt; indessen hatte er hier an Hrn. Leißring (Schulmeister) einen verdienstvollen, in den characteristischen Zügen subordinirter Naturen geübten Mitwerber um die Gunst des Publikums.

Sonntag den 14. Sargines, oder: Der Zögling der Liebe, Oper in 2 Abthl. Musik von Paer. Dem. Hauß (Sargines, Sohn) hat sich durch Liebe für ihren Beruf und durch regen Fleiß zu dem Lieblinge des Publicums emporgeschwungen; möge ein freundliches Geschick ihr die Stunden angenehm vergelten, die sie uns schon so schön bereitet! Mad. Brauer sang die Sophie mit dem ihrer Stimme eigenthümlichen Wohllaute. Wir hatten wegen der hohen Lage dieser Parthie über die glückliche Ausführung Zweifel gehegt; beschämt mußten jedoch dieselben entfliehen, als die reinen Silbertöne unser erstauntes Ohr trafen. Die melodische, besonders in den Mitteltönen volle, kräftige Stimme der braven Sängerin zeichnete sich vornemlich in dem Duett mit Dem. Hauß im ersten Act sehr vortheilhaft aus. Das liebliche Musikstück wurde mit höchster Präcision vorgetragen und dessen Wiederholung von dem entzückten Publikum stürmisch begehrt. — Nein! noch ist unsere Bühne nicht verarmt an ausgezeichneten Talenten! Man stelle sie nur an den rechten Platz; man lasse sie nur aus dem engen Kreise von Opern, in den unsere Sängerinnen und Sänger seit Jahr und Tag gebannt sind, heraustreten und gebe ihnen Gelegenheit ihre Fähigkeit auch in solchen Parthien zu bewähren

welche zugleich das gerechte Verlangen der Musikfreunde nach einem ausgedehnteren Repertoir befriedigen! — Was die übrigen Mitglieder, Vorzügliches leisteten ist hinlänglich bekannt; auch Dem. Erdmann (Isella) trug ihr Scherflein fleißig bei — si vires desunt, tamen est laudanda voluntas. In dem Terzette des zweiten Acts aus F empfehlen wir Hrn. Tourny (Isidor) das hohe A von dem Sprunge von C besser anzusetzen und reiner zu singen; die Sache mag ihr Schweres haben; indessen ist die Stimme des Hrn. Tourny von hoher Lage und bei Fleiß und gehöriger Anwendung der Kräfte muß es schon gehen. Sein Spiel war übrigens gut. Ueberhaupt freut es uns, berichten zu können, daß die ganze Oper unter Leitung des Hrn. Conzertmeisters Hoffmann recht gut gegangen ist.

Dienstag den 16. Die Erben, Lustsp. in 4 Abtheil. von Frau von Weißenthurn. Hierauf: Der geraubte Kuß, Lustsp. in 1 Aufz. von Raupach.

Mittwoch den 17. Der Freischütz, Oper in 3 Abthl. von Carl Maria von Weber. Die schon oft gesehene Oper hatte auch heute wieder ihre Anziehungskraft bewährt und das Parterre und die Gallerie so ziemlich angefüllt; in dem zweiten Range der Logen war noch Platz zu haben. Mehrere Rollen waren heute neu besetzt. Dem. Noisten die ält. sang das Aenchen. Aus ihrer Leistung leuchtete unverkennbar viel Fleiß und guter Wille hervor; sie bemühte sich den Frohsinn des unbefangenen von keiner Leidenschaft bewegten jungen Mädchens im Spiel und Gesang anzudeuten; der glücklichen Ausführung der Rolle stand jedoch ihre geringe Ausbildung noch sehr im Wege. Die erste Arie gelang so ziemlich, weniger die zweite, welche sie, wie es uns vorkam, mit ermüdeter Stimme vortrug. Dem. Noisten sey indessen nur fleißig, die Materialien zu einer Sängerin sind bei ihr vorhanden und gelingt es ihr, der Stimme in den Mitteltönen das Rauhe zu benehmen, wozu ein fleißiges Scala-Singen und Bilden des Ansatzes gehört, so wird dieselbe dennoch ein schönes Ziel erreichen können. Auch suche Dem. Noisten in den Ensemblestücken sich mehr Ruhe anzueignen und sich des Eilens zu enthalten. Das Sopran-Duett des zweiten Acts und das gleich darauf folgende Terzett geriethen auf diese Art in eine so lebhafte Bewegung, daß solche beinahe den Umsturz herbeigeführt hätte. In Hinsicht des Spiels wollen wir Dem. Noisten anrathen, Dem. Lindner zu bitten, ihr bei dem Einstudiren hülfreiche Hand zu leisten. Wir wissen aus sichrer Quelle, daß Dem. Bamberger und Dem. Heinefetter es also angefangen haben, und daß sie wohl daran thaten, hat die Erfahrung gelehrt. Hr. Tourny (Fürst Ottokar); mehr Würde, mehr Anstand! sonst sieht es aus wie ein verkappter Secundaner, der in seiner Dachkammer die Welt regieren will. Der Gesang war gut, theilweise liegt jedoch die Parthie für Hrn. Tourny zu tief. Dem. Münch, eine für die hiesige Bühne engagirte Anfängerin, sang das Solo der Brautjungfern. Eine schöne, klangreiche und weiche Stimme, die schon ziemliche Bildung verräth. Wenn Dem. Münch sich einmal auf der Bühne zurecht gefunden und Muth und Selbstvertrauen gewonnen haben wird; so können wir — wenn dieselbe bei uns bleibt — einmal etwas recht Gediegenes von derselben erwarten. Hr. Leißring spielte den Samiel; Hr. Weidner ist auf dem Zettel nicht als unpäßlich angegeben, demnach müssen andre Gründe dieses Changements vorwalten. Mit lobenswerther Bereitwilligkeit hat unser Veteran die Rolle übernommen und so weit in seinen Kräften stand dieselbe würdig dargestellt. Möge er noch recht lange für unsre Bühne erhalten werden; denn ohne ihn würde manchmal eine schreckliche Verlegenheit herrschen. Spielt er nicht ernste und komische Parthieen, Weiße und Mohren, Väter und Liebhaber? Wäre er nicht so groß, man ließe ihn wahrscheinlich auch einmal zum Zeitvertreib Kinder spielen. Außer von Hrn. Dobler (Caspar) und Dem. Hauß (Agathe), welche recht gelungen spielten und sangen, läßt sich von der heutigen Oper nicht viel Gutes vermelden. Hr. Nieser fehlte in dem Terzett bei den sturmbewegten Eichen und der Chor im Finale des letzten Acts sang abentheuerliches und verwirrtes Zeug. Ueber die scenische Ausstattung ließe sich auch noch manches sagen, indessen wir haben den Freischützen schon so oft in der jetzigen Gestalt über die Bühne schreiten sehen; so mag er denn auch für jetzt passiren. Nur den feurigen Mann in der Wolfsschlucht wünschten wir abgedankt zu sehen; er sieht grade aus, als hätte man das Modell dazu auf dem Christmarkt an den Zwetschenmännern abgesehen; und eben so ist die weiße Taube im dritten Act gar zu widernatürlich. Wer in aller Welt hat noch gesehen, daß eine Taube mit ausgebreiteten Flügeln wider einen Baum klatscht und daran kleben bleibt? Kann man jene Künstlerin von Hanau, welche etliche Mal zu großer Zufriedenheit auftrat, nicht wieder herbeischaffen, so lasse man lieber die Taube nur über das Theater fliegen, wo doch das Ganze eine natürliche Farbe bekommen wird. Müssen wir doch bei hiesiger Bühne so manches im Sinne behalten, warum sollten wir uns nicht denken können, daß die Taube hinter den Coulissen sitzt?

Theater-Anzeige.

Dienstag den 23. Jan. Gabriele, Drama und: Humoristische Studien, Lustsp.

Mittwoch den 24. Die Reise zur Hochzeit, Lstsp. und: Der grade Weg der beste, Lustsp.

Donnerstag den 25. Graf Armand, Oper.

Samstag den 27. Die Mäntel, Lustsp. und: Schülerschwänke, Vaudeville.

Sonntag den 28. Moses, Melodr.

Montag den 9. (Zum Besten des Hrn. Nieser): Der Raugraf, Oper.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 16. Dienstag, 23. Januar 1827.

Klagelied des Witzes.

Wie will mir armem Witz auf Erden
Doch nie kein ruhig Plätzlein werden:
Stell' ich mich irgendwo mal ein,
Fahren gleich Vettern und Basen drein,
Ergrimmen über alle Maaßen,
Zerlästern mich auf Gass' und Straßen,
Treten mich breit und treten mich weich,
Fühlen sich in ihrem Himmelreich.
So werd' ich Kind der Luft, geboren
Aus frohem Sinn und freiem Muth,
Sogleich zur ärgsten Satansbrut
Mit Drachenschweif und Tigerohren.
Ich lob', ich schelte, schlecht und recht,
Wie ich was finde gut oder schlecht;
Bin wohlgemuth, harmlos und schlicht,
Muthwillig zwar, doch böse nicht.
Allein das wittert Unrath gleich,
Und Tück' und Meuchelmörderstreich.
Kommt einen der Neckegeist mal an,
Man hat's zu Schimpf und Spott gethan.
So muß ich Aermster allerwegen
Nur Zorn und Leumund mir erregen.
Und was ich thu' und was ich dicht',
An Schell' und Einred' fehlt es nicht.
Ich ruf' im März: wie scheint die Sonn'
Schon mild und warm, es ist eine Wonn':
Brummt Schwindsucht: das nenn' ich schabernacken,
Mich friert's an Vorder - und — Backen.
Ich schäk' im Gras, hüpf über Hecken,
Mache Purzelbäum' und spiele Verstecken,
Thut Frau Decenz daher spazieren:
Was sind mir das für plebeje Manieren?
Glaube gar, er macht sich gemein,
Will in der Natur natürlich seyn?
Mein junger Fant, mit seiner Gunst!
Muß sich erst bilden durch die Kunst:
Hut unter'm Arm, Seid' auf der Wade,
Lorgnett' am Aug', im Haar Pommade,
Leis' aufgetreten, nicht gehustet, geniest,
Also man die schöne Gegend genießt.
Ein drolliger Kauz vorbeipassirt,
Ich werf' eine Klett' ihm in die Haare:
Das giebt einen Lärmen, Gott bewahre!
An den Galgen den Schelm, hat mich schimpfiert!
Ich fleh' im schwülen Sommer: o Regen,
Erfrisch' die Welt mit deinem Segen!
Gleich ruft ein Philister: den Teufel auch,
Die Wasser sollen nicht überlaufen;
Bist du so hitzig, toller Gauch,
Magst du im Ententeich ersaufen.
Ich greif' im Herbst nach Traub' und Nüssen;
Die Mißgunst schreit: Du Leckerbrut.
Holzbirnen thäten dir's eben so gut,
Thät'st du daran erwürgen müssen!
Im Winter tumml' ich auf Schnee mich und Eis:
Dem Narren ist's im Dach zu heiß.
Schrein hinter mir die Ofenhocker;
Schelten mich einen unnützen Locker.

5

Spreizen sich, thun sich viel zu gut,
Daß ihnen so unriskant zu Muth.
Was soll ich da, ich armes Kind,
Bei so bewandten Sachen denken?
Sind andre Leute so wie sie sind,
Bin's eben auch, kann's ihnen nicht schenken,
Und muß mich trösten, so wie mir's geht,
Mit Sancho Pansa: Gott mich versteht!

Stachelliteratur.

Kleine Schwärmer über die neueste deutsche Literatur. Eine Xeniengabe für 1827. Mit den Xenien des Schillerischen Musen-Almanachs von 1797. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von H. L. Brönner.

Da der Effect der Tyrann des Tages geworden ist, so muß man sich beim Bücherschreiben zeitig nach guten Titeln umsehen. Nun ist auch nicht zu läugnen, daß unsere großen und kleinen Geister, unterstützt von den Herren Buchhändlern, die sich ohnedieß zu den Gelehrten zu rechnen pflegen, darin eine ziemliche Virtuosität erlangt haben. Nehmen wir zum Beispiel Jean Pauls hyperhumoristische Titelblätter, welche unter den Fröschen unserer stehenden Sümpfe tausend Nachahmer gefunden, erst kürzlich zum Beispiel den: „Donnerkeil, in die Zeit geschleudert von Omikron" (klein O), welcher mit so manchem Omega (groß O) recensirt worden ist; nehmen wir ferner alle die teuflischen Studien der neuesten Zeit von Hoffmann, und denen, die an den Stöpseln seiner Teufelselixire gerochen haben, unter welche ein Weimarer Blatt auch den Modeschriftsteller Hauff nicht ganz mit Unrecht zählt; — mit allem diesen sieht der Titelmarkt, unsere reiche Armuth, recht lustig und begehrlich aus. In Dresden kamen jüngst dramaturgische Brandraketen heraus; in Frankfurt erscheinen kleine Schwärmer — weit bescheidner, bei größerem Inhalt. Die Philippi'schen Raketen sind allbekannt zu haftendem Pech, zu griechischem, zu congreve'schem Feuer geworden — die kleinen Schwärmer, denken wir, sollen nicht schaden, im Gegentheil steht zu hoffen, daß sie aufrühren helfen, was von guter Kraft im Winkel sitzt und wie der Bär im Winter verdrießlich an der Tatze saugt. (Wem dieses Bild zu derb seyn möchte, denke sich irgend einen erstarrten Singvogel unter dem Schläfer, besonders wenn er Damen nicht vom Parnaß ausschließen will.) — Aber haben wir uns auch nicht geirrt in der Bedeutung des Wortes Schwärmer? Hier muß uns ein halbes Auge in die Buchhändler-Politik helfen. Ein umsichtiger Frankfurter Verleger wird nicht leicht etwas Schwärmerisches verlegen, da man in Frankfurt zwar das Schwärmen wohl, aber keine Schwärmerei, den Kleeblatt wohl und seine feierlichen Anreden, aber Mystik schlechterdings nicht leiden mag. Die kleinen Schwärmer von Kleeblatt liebt man, sein treffliches Feuerwerk im Ganzen, und wenn die Fremden sehr mit Unrecht behaupten, daß hier im Herbst die Traubenkörner auf Hasen und Spatzen verschossen zu werden pflegten, so ist es dagegen ganz an dem, daß mehr Trauben gegessen als gekeltert, mehr Geld verschossen als geärndtet wird. — Aehnliches wünschen wir nun dem mit dem Geschmack des Publikums, namentlich des hiesigen, vertrauten Verleger dieses schalkhaften, erzsatyrischen Werkchens, nicht in der Bedeutung daß er viele Schwärmer umsonst verschieße, — weil die Sage geht, daß hier viel gelesen, aber wenig eingethan werde, in die Pressenkelter der Buchhandlungen nämlich. Sollte aber auch auf Frankfurt dieser Vorwurf lasten, so wird dafür von anderen Gegenden Deutschlands mehr in die Kelter des Verlegers fließen, wenn seine Herbstboten durch die Lüfte sausen. Vielleicht erschrecken auch Andre und suchen zu schaden, wie der mächtige Keltertreter in Dresden, in dessen Bütte sich zwei verwegene Schwärmer abgekühlt haben *), und der ohnedieß dem Verleger keinen teuflischen, sondern einen englischen Groll nachträgt, von Nachtgedanken, die sich hier auf einer Sternenau ergangen, dort den Funken einer Schmiede-Esse entsprüht sind, die Herrn Hell'n eine Höllenhelle ins Gesicht geblasen haben. Doch genug von den verjährten Sünden unverbesserlicher, die Bücherballen nur beschnobernder und sogleich Alles wissen der Wegweiser (blinder Blindenleiter) in das Gebiet der Künste und Wissenschaften.

Wer dieses Büchlein recensiren will, muß sich auf ein hohes Pferd setzen — es heißt Literärgeschichte, und hat schon Manchen abgeworfen. Unser literärischer Kunstfeuerwerker reitet es mit Mannskraft und Gewandtheit, und es muß den reichströmenden Feuerregen seiner Schwärmer und Feuerräder unter dem festen Schluß und Zaum des Erfahrenen geduldig aushalten. Doch glauben wir einige Seitensprünge bemerkt zu haben, welche das edle Thier gethan, da ihm einzelne Funken unsanft in die Augen und sonst auf edle Theile gefahren. — Ehe wir aber das ganze Feuerwerk, welches so trefflich, gleich Schwärmern und Raketen unseres Kleeblatt, unter dem Wasser fortbrennt, analysiren, wollen wir die mit dem Wort und der Bedeutung Xenien nicht bekannten Leser mit der Entstehung dieser und dem Zusammenhang mit den Schillerisch-Goethe'schen näher bekannt machen.

Xenien sind zur Gastfreundschaft gehörige Dinge, Gastgeschenke, wozu auch gehört, daß man seine Freunde zu Gast bittet. Solche Gastgebote haben Schiller und Goethe spöttischer Weise in jener Periode ihrer übermüthigsten Kraft in die Welt gesandt, an Alle, welche dem Publikum den Genuß an ihren Horen verleiden wollten, auch allerlei sonstiges frivoles und ärger-

---

*) Kleine Schwärmer S. 13 und S. 99.

liches Zeug in die Welt schrieben. Tapfre Feinde jeder Verkehrtheit geißelten die Dioskuren ihre Feinde sammt deren Anbetern und Nachtretern mit kaustischem Witz und treffender Satyre. So entstanden die Xenien, deren Andenken selbst noch die Xeniengasse zu Jena bewahrt, ein kleiner schmaler Weg, der zu Schillers ehemaligem Garten führt. Schiller selbst bezeichnet diesen schöpferischen Erguß ungebundener Laune als „ein gewisses Ganze von Epigrammen, deren jedes ein Monodistichon ist; das meiste wilde Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedanken-Blitzen. Es werden (schrieb er damals) nicht unter 600 solcher Monodistichen werden, aber der Plan ist, auf 1000 zu steigen. Sind wir mit einer bedeutenden Anzahl fertig, so wird der Vorrath, mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit, sortirt, überarbeitet, um einerlei Ton zu erhalten, und jeder wird dann von seiner Manier etwas aufzuopfern suchen, um sich dem andern mehr anzunähern." Diesen Plan konnten die Dichter nun aber nicht zur Ausführung bringen. Wie Schiller selber sagte, fanden sich bei der Redaction eine Menge neuer Distichen nöthig, um den Eindruck eines Ganzen zu machen. Da Beide nicht Zeit und Lust hatten, diese hinzuzudichten, zogen sie vor, die Xenien zerstückelt dem Musenalmanach für das Jahr 1797 einzuverleiben. Da finden sie sich nun, über 400 an der Zahl, ohne Bezeichnung, welche davon Goethe'n, welche seinem Freund entsprudelt sind. Genau abgedruckt giebt sie der Anhang zu den Schwärmern.

Die Genialität spricht sich in dem neckischen Eingang gleich auf's gefälligste und bildlichste aus, wo der ästhetische Thorschreiber auftritt:

Halt Passagiere! Wer seyd ihr? weß Standes und Charakteres?
Niemand passiret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.

Die Xenien erwiedern:

Distichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder,
Sperre du immer, wir zieh'n über den Schlagbaum hinweg.

Der Visitator:

Oeffnet die Koffers. Ihr habt doch nichts Contrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? nichts von französischem Gut?

Die Xenien antworten:

Koffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr, als zwei Taschen
Tragen, und die, wie bekannt, sind bei Poeten nicht schwer.

Dieser muthwillige, sich alles vergebende Ton reizte natürlich die Gegner noch mehr, und es erschienen bald eine Menge Expectorationen der Feinde, welche aber meist, wie dieses gewöhnlich auch heut zu Tage geht, (z. B. Müllnern) in's Giftige und Gemeine überspielen. Von Gleim erschien: Kraft und Schnelle des alten Peleus. Von Anderen Schriften mit pikanterem Inhalt und Titeln als: ein Körbchen voll Stachelrosen, den Herren Goethe und Schiller verehrt; — Trogallen zur Verdauung der Xenien. Kochstädt 1797 — Mückenalmanach für das Jahr 1797 — Gegengeschenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen. Bei aller Heftigkeit, womit Schiller und Goethe die Gäste bedienen, und welche ihnen selbst eine Unterdrückung des Ganzen in ihren Werken wünschenswerth machte, ist diese Sammlung von Salz- und Pfeffer-Körnern doch ein zu theures Vermächtniß aus jener goldnen Zeit der Literatur, als daß wir den unverkürzten und ungemodelten Wiederabdruck dem Hrn. Verleger nicht Dank wissen sollten, besonders in der äußerst gefälligen Form dieses Büchleins.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dicke von Berlin.

Der berühmte Berliner Arzt Geheime Rath Gräfe hat ein Büchlein von 28 Seiten über den Fall einer lebensgefährlichen Fettsucht herausgegeben. Diesen Namen giebt er der krankhaften Disposition zum Dickwerden. Der Patient, ein Berliner Fleischer Namens Kröcher, ist der Schrift in Kupferstich beigefügt. Man erschrickt vor dieser Mast-Gestalt, neben welcher der bestausgestopfte Falstaff auf unseren Bühnen noch ein wahrer Häring ist. Und doch ist der Kranke im Zustande der Besserung, der bereits begonnenen Abmagerung, gezeichnet. In pathologischer Hinsicht unterscheidet sich der Fall von den gewöhnlichen hauptsächlich dadurch, daß Kröcher die Anlage zum Fettwerden keinesweges mit auf die Welt gebracht hatte, wie die meisten dicken Personen, die oft schon als Kinder der Neugierde für Geld gezeigt werden. Kröcher war bis zum 30sten Lebensjahr ein schlanker Mensch und ein leidenschaftlicher Tänzer gewesen. Nach einer Wanderschaft in Rußland befiel oder beschlich ihn vielmehr ein übermäßiger Appetit nach Fleischspeise, der in eine kaum glaubliche Vielfräßigkeit ausartete. Er wettete darauf, ein ganzes Kalb, einfach gekocht, und blos in Salz getunkt, in 24 Stunden aufzuessen, und verlor nie. Ja er bot sogar einmal, da er zeitig mit dem Kalbe fertig geworden war, die Wette auf ein zweites an, die aber, vermuthlich weil er seine Verdauungswerkzeuge schon zu sehr in Respect gesetzt hatte, nicht gehalten wurde. Dieser Riesenappetit, von einer Verdauungskraft unterstützt, welche die der Boa constrictor zu übertreffen scheint, da diese mehrere Wochen braucht, um einen verschlungenen Tiger zu verdauen, brachte ihn in seinem 37sten Jahre dahin, daß er nicht mehr stehen und sitzen, sondern nur liegen konnte, und Dr. Gräfe fand ihn in der ganz nahen Gefahr, recht eigentlich in seinem eigenen Fette zu ersticken. Er attakirte die Krankheit, wie es einem

General-Stabs-Arzte der preußischen Armee geziemt: auf gut Blücherisch. Aderlässe so oft die Erstickung nahte, bisweilen 2 Mal in 24 Stunden; goulardsches Wasser und Belladonna-Extract auf den ungeheuren Bauch, um der drohenden Verderbniß des Fettes zu begegnen; tägliche Laxanzen zu 20, 30, bisweilen 60 Ausleerungen; und endlich das abzehrende Kropf-Mittel, die Jodine — der strengen auf vegetabilische Nahrung beschränkten Diät nicht zu gedenken. So wurde das Gewicht des Kranken, welches in der Höhe des Uebels 4 Centner betragen haben mochte, in der Zeit vom Oct. 1825 bis etwa zum April 1826 auf die Hälfte reducirt, und derselbe so vollkommen hergestellt, daß er seinen Geschäften vorstehen konnte, wie in seinen gesunden Tagen. Und nicht allein das übermäßige Fett war verschwunden, sondern auch die Fleisch-Fräßigkeit, und der Riesenhunger überhaupt. Ja, wenn man die Jodine-Kur, ihrer zu befürchtenden schädlichen Nachwirkungen halber, nicht geendigt hätte, sobald Kröcher ein wohlbeleibter Gesunder geworden war, der sich wiederum mit Leichtigkeit bewegen konnte; so wär' er jetzt vielleicht jetzt wieder ein schlanker Mann.

Was sie bringen.

Der Redacteur des Mitternachtblatts hat in der ersten Nummer des neuen Jahrgangs eine längst durch alle Vademecums passirte Anecdote aufgenommen. Es ist die von dem Juden, dem der Arzt verordnet hatte, von dem verschriebenen Pulver jedesmal einen Dukaten schwer zu nehmen, der aber, da es ihm grade an einem Dukaten fehlte, drei Thaler Courant und das Agio nach dem Courszettel genommen und eine gleich schwere Dosis von dem Pulver verschluckt hatte. Man darf indessen diese Wiederaufwärmung dem Mitternachtblatt verzeihen, denn es giebt daneben ein paar recht gelungene und treffende Zeitpoesien. Wer unterschreibt nicht gerne folgende Strophen aus einem Sylvesterlied von Müllner:

Neues Jahr, o sey gebeten,
Bei dem Eintritt in die Welt,
Die der Schlaf gefangen hält,
Derb erwecklich aufzutreten.

Lesern, die halb träumend wollen
Geistreich unterhalten seyn,
Wirf in's Auge Blitzes Schein,
Wecke sie mit Donners Rollen.

Wo, der Ungebühr zu Füßen,
Einschlief die Gerechtigkeit,
Und der Mystik Dunkelheit
Eingewiegt hat die Gewissen;

Wo im Wahne, hellzuschauen,
Die Vernunft magnetisch träumt,
Und die rechte Zeit versäumt,
Ihren Tempel auszubauen:

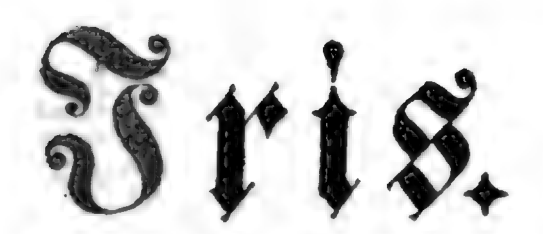
Da, o Jahr, sey die Minute
An der Riesenuhr der Welt,
Wo der Wecke-Hammer fällt!
Poche! Rassle! Schnurr' und dute!

Die Blätter für literarische Unterhaltung halten eine Revue der belletristischen Zeitschriften in Deutschland. Abgerechnet eine verzeihliche Vorliebe für das eigene Institut — man kennt ja den Spruch vom Splitter und Balken! — sind die kurzen Sentenzen über Werth oder Unwerth jener Ephemeren, mancher Leser einzige Geistesnahrung, nicht unbillig abgefaßt. Wir geben zwei davon, die der unbefangene Sachkundige gerne unterschreiben wird, als zureichende Proben; über den darin herrschenden Mittelton geht keine der übrigen hinaus:

Die Zeitung für die elegante Welt hat längst aufgehört zu seyn, was sie immer noch anspricht, denn schon seit geraumer Zeit ist sie zu alt, um noch eine elegante Toilette zu machen, wenigstens verschmäht sie jene Verjüngungsmittel, die eine alte Jungfer zu einem eleganten Fräulein umgestalten. Sie war vor funfzehn, zwanzig Jahren eine lebhafte, unterhaltende Person; hätte sie jenen eleganten, geselligen Ton beibehalten, der in jedem eleganten Zirkel Anklänge fand, man könnte sie, wenn auch die Frische der Jugend verschwunden ist, für eine interessante Dame gelten lassen, die durch geschmackvolle Unterhaltung die Aufmerksamkeit noch immer fesselt. Doch sieht man noch heute ihrem ganzen Wesen an, daß sie einst schön war, daß sie in besserer Gesellschaft lebte.

Der Gesellschafter war lange ein guter und angenehmer Gesellschafter, bis er anfing, etwas charakterlos zu werden. Er ist behutsam geworden, spricht sein Urtheil selten geradehin aus und ist doch nicht fein genug, um diese diplomatische Zweideutigkeit durch geselligere Eigenschaften wieder gut zu machen. Er nennt eine ungeheure Anzahl von A — Z seine Genossen und Mitarbeiter an der Unterhaltung; doch scheinen nur die minder guten treu geblieben zu sein. Er ist in neuerer Zeit zu sehr Berliner Localblatt geworden, um allgemein interessant zu bleiben; und zeigt er sich auch dort auf der Seite der bessern Partei, so nimmt er doch in seinen Localstreiten zu wenig bestimmte Farbe an, um als entschiedener Streiter für eine gute Sache gelten zu können.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

№ 17. Mittwoch, 24. Januar 1827.

Stachelliteratur.

Kleine Schwärmer über die neuste deutsche Literatur.

(Fortsetzung)

Wir leiten nun zu den neuen Xenien über. Ihr Verfasser, wir dürfen sagen Dichter, hat sich bescheiden, gewiß nicht aus Kampfscheue, ins Gewand der Anonymität gehüllt. Daß er wirklich, wie der anmuthig redselige Herausgeber erzählt, seiner Reiseungeduld nachgegeben und nach der neuen Welt gegangen — den Kläffern, die sein Alarmruf wecken wird, das Nachsehen lassend — wollen wir eben nicht für baare Münze nehmen, ohne darum das gewünschte Incognito weniger zu ehren. Ueberzeugender hat sich uns die Apologie bewährt, die der Vorredner dem Autor stellt, und wir theilen ganz seine Ansicht, das deutsche Publikum dürfe sich für die Geduld, mit welcher es so viele seiner Pseudo-Poeten und Prosaiker liest und anhört, dadurch entschädigen, daß es sie, wenn die Gelegenheit geboten werde, auch einmal methodice mit auslachen, besonders wenn, wie in den kleinen Schwärmern, harmloser Scherz die Hauptrolle spielt und scharfe Satyre nur mitunter und am rechten Fleck die Geißel führt. Dem ernsten und aufmerksamen Leser wird sicher nicht entgehen, daß diese Distichen zwar ein kühnes Werk, aber gewiß im Geist der ältern Xenien ausgeführt sind und als eine erfreuliche Erscheinung gelten dürfen in unserer an Asthenie kränkelnden Literatur, die der Männer bedarf, welche ohne Schonung an's Licht ziehen und dadurch annihiliren, was nur im Dunkel des Ungeschmacks gedeihen und sich breit machen konnte.

Nach einem ernsten Vorgruß, worin der Dichter klagt, daß nur wenige noch stehen von den erhabenen Kolossen, welche des Vaterlands heiligen Tempel geschmückt, und nur selten mehr eine würdige Hand auf halbverfallenem Altare lautere Gluthen anzünde, führt er uns zuerst in die Reihen der Geschiedenen. Leibniz soll das goldne Buch der Gefeierten weihen; — warum gerade er, der undeutsche, in der Accomodationspolitik befangene, sey er gleich Universalgenie und erdrückender Riese für unsere Pygmäen? Zu einem oft so empfindlich sprühenden Feuerwerk hätten wir ihn nicht auf den Ehrenplatz geladen. Klopstock erscheint der zweite; mit diesem, die Glosse kalt verachtenden Heros hätten wir begonnen, aber wir hätten ihm einen Königsmantel umgeworfen und ihn zürnend dargestellt. Daß sein Messias oft nur in den Episoden ergreift, mag für Viele wahr seyn; darf aber einem so beschränkten Geschmack auch nur negativ das Wort geredet werden? Bei der erschöpfenden Charakteristik, die unser Autor seinen Lieblingen Schiller, Goethe und Jean Paul gewidmet hat, glauben wir annehmen zu dürfen, daß Klopstock nur deßhalb so kurz abgefertigt worden, weil der Xeniendichter nicht genugsam vertraut ist mit den unsterblichen Schönheiten der Messiade. — Auch Winkelmann wird, sollte man fast denken, von dem Laien apostrophirt; sonst würden wir uns mit dem „Propheten urbildlicher Schönheit, dem nur Wenige, aber Würdige opfern," nicht begnügen. — Lessing heißt in der Ueberschrift Patriarch:

Auf dich schwören sie noch als kritischen Kanon, o Lessing,
Und da schwöret wohl auch mancher, weil's Mode, so mit.

Schön, aber das Gold, das von ihm durch die Armuth der Zeit in den Cours kommen soll — dieser Schatz scheint schon gehoben und vertheilt. Gegen die Ansichten von der Kunst des Mittelalters jedenfalls müßten wir uns feierlich verwahren, denn namentlich die gothische Baukunst hat Lessing, in den griechischen Kunstideen befangen, unbegreiflich für bizarr und absurd erklärt. Auch

die Dramaturgie hat das Meiste aus ihm schon geschöpft; — er deutete auf den Riesen Shakspeare; ihn zu ergründen war einer innigeren Zeit aufgehoben. Dank ihm, daß er die Bahn brach und die französischen Götzen stürzte, ihren Donnergott Voltaire wie einen Schulknaben meisterte; das war in diesem Felde sein größtes unsterbliches Verdienst. Die Barnhelm ist uns mit Recht peinlich geworden, allerdings aber sind wir dafür ins Hypernaive gefallen. — Was unter der Aufschrift „Dramaturgische Studien" über den ausgearteten Bühnengeschmack gesagt wird, trifft unsere Zeit gut:

Unsere Opera omnia sind die Opern und ziehen
  Im brillantesten Schmuck *) hoch auf der Bühne daher.
Hinter den üppigen Dirnen als kläglicher Telephos **) humpelt
  Die Tragödie drein, bettelnd, zerlumpt und verlacht.

Wenn es nur Ein Weib gäbe.

Es war ein freundlicher Gedanke der siebenfarbigen Göttin, für die ästhetischen Lebenslustigen, welche im Rosenmonde liebeschwelgender Erwartung oder im Fruchtmonat besitzfroher Genüge Aphroditen nicht mehr als unsteten Schaum- und Wogendämon, sondern als schützenden Genius des Hafens ***) verehren, ein erotisches Gedankengouter aufzutragen, wo diese Beneidenswerthen An- und Wiederklänge ihrer eigenen Empfindungen, Erfahrungen und Ahndungen genug genießen können. Denn solche Blätter aus dem Buche der Liebe sind allerdings nur für die Glücklichen; um das vereinsamte, verstimmte, verletzte und frischblutende Herz legen sie sich zu scharf und stechend umher und reiben die Wunde tiefer. Aber jene sind nun auch im Genießen desto wählerischer, je mehr ihnen ihr ruhiges Behagen Muse und Freiheit verstattet, aus den süßen und schönen Gaben, die vor ihnen stehen, nach Gefallen auszulesen, und sie merken es Amors Zuckermandeln desto sicherer ab, wenn sie im Sieden angebrannt sind, seinem spanischen Windconfekt, wenn der Schnee nicht genug geschlagen war, seinem Eingemachten, wenn er angestoßene Früchte dazu genommen. Und da sollte er sich denn besonders hüten, sich bei seinen Freundinnen mit dem Absatz in Gefahr zu bringen, die nun, seit des genialen Rumohrs Geist der Kochkunst diese wahre Mutter aller Künste, ja der Musen selber, in ihre gebührenden Rechte in ästhetischen Lesecirkeln eingesetzt, alles Gekochte und Gebackne mit doppelt scharfem Zahne sowohl kauen als censiren.

*) Von dieser Sünde ist das Frankfurter Theater frei.
Anm. d. Red.

**) Eine Tragödie des Euripides, als Sinnbild larmoyanter Bühnenmisere von Aristophanes fleißig gegeißelt.

***) Aphrodite Limenitis.

Ganz hat er sich aber gleich bei seiner ersten Lieferung nicht in Acht genommen, ja wir können ihm im Vertrauen stecken, er hat es an einigen Orten, und bei Damen, deren Zorn ihm gar nicht gleichgültig seyn kann, beinahe verschüttet. Er gehört auch ein wenig zu den Phantasten, die mit ihren Ideen oben aus und nirgends an wollen, und immer vergessen, daß wir nicht in Utopien leben, wo man Schläge kriegt, wenn man seine Zeche bezahlen will. Er denkt noch immer, es seyen die alten Zeiten, wo selbst der allmächtige Götterpapa Jupiter die Krone auf das linke Ohr schob und dem eigensinnigen Söhnchen den Willen that. Aber die Tage so unbegränzter Herrschaft sind längst vorüber; der Geist der Jahrhunderte hat sich geändert. So hat jetzt der mächtigste Theil von Amors Unterthanen, d. h. die Frauen, vor, eine tüchtige Beschwerdeschrift auf den Sessionstisch zu legen, gegen den Passus der Thronrede, der in Nummer 12 der Iris unter 4. vorkommt, und unter anderen gräulichen Sachen gar den fürchterlichen Gedanken aufstellt: Wenn es nur Einen Mann auf Erden gäbe (Gott verhüte, daß es jemals dazu komme!) so würden die Weiber Krieg um ihn führen, und die ihn besäße, würde sich für eine Königin halten, und von den andern gepriesen werden, wenn sie nicht gesteinigt würde. *)

Erstlich behaupten sie, gerade daß es so viele Männer gäbe, wäre ein Beweis, daß sie sich nicht viel auf sich einzubilden hätten; denn von den besten Sorten von Geschöpfen habe Gott immer nur wenig geschaffen, und es gebe z. B. immer mehr Hasen als Löwen, und alle Kirchen- und Taufregister könnten einen Jeden am Neujahrstage belehren, daß immer mehr Männlein geboren

*) Die Redaction der Iris hat bei vielen ihrer Mittheilungen nächst der Hauptabsicht, die Leser zu unterhalten, oft die Nebenabsicht, ihren fleißigen Mitarbeitern Beiträge abzulocken, die, dem Bedürfniß, abweichende Ansichten auszusprechen, ihre Entstehung verdankend, den eigenthümlichen Character freier Geburten des Geistes tragen, auch als solche wieder am besten geeignet sind, schlummernde Funken zu wecken und einer würdigen Polemik fruchtbaren Stoff zu bieten. Deshalb wird oft ein Umstand verschwiegen, der dahin führen könnte, die Acten zu frühe zu schließen. So darf man, um alle Blitze aus Damenaugen abzuleiten, nur anführen, daß die Rede Nr. 4 in den Blättern aus dem Buche der Liebe (Iris Nr. 12) sich ursprünglich in dem Munde einer Amme vernehmen ließ, die in Jahren und Sinn der Shakspearischen in Romeo und Julie vollkommen ähnlich war und die Männer mit darum so hoch stellte, weil ihre 17 jährige Gebieterin zwar die Schmerzen der Liebe schon fühlte, aber noch nicht den Muth gewonnen hatte, sich davon heilen zu laßen. Der gelehrte Einsender der Schutzrede für die holden Frauen wird zugeben, daß die erfahrne Matrone der Vorwurf, die Farben zu grell aufgetragen zu haben, nicht treffen kann, wenn er erfährt, daß die zu ihrem eigenen Besten zu Ueberredende eine Chloe war, wie die, von welcher der Sänger von Tibur klagt, gleich dem jungen Rehe scheue sie ihn, und der er den unbezahlbaren, hoffentlich auch befolgten, Rath giebt: Tandem desine matrem tempestiva sequi viro.

wären als Fräulein, wie umgekehrt in der Regel mehr weibliche als männliche Todte in den Mortalitätslisten vorkämen, und es nur eine Verleumdung sey, wenn manche übermüthige Scribenten behaupteten, es sey Noth um Männer, und die vielen Schönen beklagten, die jährlich sitzen blieben. Es habe auch gar keine Gefahr, daß das Männergeschlecht je so rar werde, wie die Steinböcke in den Alpen, und wenn es wirklich dazu komme, so hätten sie, die Weiber, schon in der Weltgeschichte Beweise abgelegt, wie gelassen sie der Männer entbehren können; denn Amazonenreiche habe es genug in alten und neuen Zeiten gegeben, sie möchten aber doch von den Männern den Staat bezeichnet wissen, wo man es je über sich gewonnen, die Weiber über die Gränze zu schaffen, und einen Pestkordon gegen sie zu ziehen, wie sie es gegen die Männer gethan, und dabei sehr ordentlich bestanden? Gäbe es wirklich einmal nur Einen Mann, so würden sie gewiß keinen Krieg um ihn führen, denn sie dächten in dem Stücke gerade wie der Graf von Nidau, der zu dem berühmten Berner, Rudolf von Erlach, gesagt: Ein Mann ist kein Mann *)! Zudem sey der Fall, daß wirklich einmal nur noch Ein Mann vorhanden wäre, bloß unter irgend einer besonderen Absicht des Himmels, wie, wenn er etwa ein Strafgericht über sie wolle ergehen lassen, denkbar; und da werde sicher nur der Allerschlechteste ausersehen werden, übrig zu bleiben. Wie sollten sie nun um den Krieg führen sollen, da sie sich jetzt kaum mehr um die Besten rissen, sondern eher diese um sie? Ihnen bleibe allemal das Mittel übrig, in's Kloster zu gehen, und sie beriefen sich hiebei auf Tausende ihrer ledigen Mitschwestern, die theils noch im funfzehnten Jahre ständen, und da sich gar nichts Idealischers denken könnten, nicht einmal eine Kost= oder Nähschule, oder gar eine gemeinschaftliche Tanzstunde, als das Leben mit ein paar Dutzend ihrer Busenfreundinnen, von denen die redseligste Aebtissin würde, in einem Kloster; theils in ihrem fünf und vierzigsten, und da noch täglich bereit wären, in ein solches zu treten. Königin zu werden, mit welchem Titel die Thronrede ihrer Hoffnung zu schmeicheln gedacht, seien sie alle Tage gewohnt, indem kein prosaischer Süßbrief, und kein poetisches Sonnett auch nur des alltäglichsten Liebhabers, wenn er sich nur ein Bißchen auf die Titulatur der Galanterie verstünde, es wohlfeiler thun könne. Am allerempörendsten und unzartesten aber habe sie die boshafte Vermuthung berührt, als könne, — zugestanden die widersinnige Möglichkeit einer Zusammenschrumpfung des vielköpfigen Ungeheuers und der unsterblichen Hydra des Männergeschlechts, zu einem einzigen Bartsolitair und Cravattenphönix, — die allenfallsige Eine, welche es der Mühe werth fände, solchen an sich zu bringen und aufzufüttern, von ihren Mitschwestern gesteinigt werden. Ob denn die Männer das Schicksal des Orpheus vergessen hätten, der, der einzige Mann unter einer Schaar Weiber, von diesen in größter Einmüthigkeit und völliger Unanimität, wie nur je die Männer einen Beschluß gefaßt, z. B. zu einem Ehren= und Freudenessen bei einer Siegesnachricht, zerrissen worden? Ob sie daraus nicht das präsumptive Loos ihres fabelhaften männlichen Einhorns auguriren könnten? Um von ihrer Anlage zu blutdürstiger Rache überhaupt zu reden, so fänden sie, daß hauptsächlich nur Philosophen, die entweder gar keine, oder nach der dieser Classe von Männern eigenthümlichen Ungeschicklichkeit, gerade nur die wenigen schlechten Weiber z. B. Xantippe bekommen, die sie als Ausnahme, die aber, wie jede, nur ehrenvolle Bestätigung der besseren Regel sei, zugäben, daß sagen sie, meist nur Philosophen, die so viel dummes Zeug in die Welt hinein geredet, ihnen vorzugsweise Trieb zu Mord und Todtschlag angedichtet hätten: sie hätten nie so viel Blut vergossen als die Männer, nie, wie diese, aus bloßem Gefallen am Schlachten, oder aus unmenschlicher Rachsucht ihren Nächsten am Leben gestraft, sie hätten keinen Stier des Phalaris, keine Menschenpechfackeln wie Nero, nicht einmal eiserne Zwangkäfige wie Cardinal du Ballu erfunden. Die wenigen Fälle in der Historie, wo sie ein und den andern todt geschlagen hätten, seyen immer wahre weltgeschichtliche lits de justice gewesen, und hätten bloß der mangelhaften und partheiischen Gerechtigkeitspflege der Männer nachgeholfen. So hätten sie den Orpheus umgebracht, weil dieser ein mauvais sujet ganz besonderer Art gewesen, wovon sie hier nicht reden wollten; welche männliche Großthat könne sich dem patriotischen Eifer vergleichen, mit welchem die Frauen von Athen im zweiten Perserkriege den Lykidas, welcher zur Ergebung an die Barbaren gerathen, mit Weib und Kind gesteinigt? (Herodot IX, 5.) Das wäre ein Fall, wo die Steinigung angebracht gewesen, nicht gegen ehrliche gute Mitschwestern, die sich gewiß, käme es einmal dahin, sämmtliche Männer für ihre an Frauen begangenen Jahrtausende langen Unbilden zu steinigen, von einer so gerechten Exekution nicht ausschließen würden. Beiläufig erwähnen sie dann noch der extemporirten Justiz, die ihr Geschlecht am Marschall D'Ancre und einigen anderen Hofböswichtern ausgeübt, gehen aber über die Bravourstücke, welche die Halldamen an der Lamballe und anderen Revolutionsopfern verrichtet, wie über heiße Kohlen, hinweg, wie sie denn in der ganzen Beschwerdeschrift für sich sehr in's Lichte malen, für uns gute Männer aber ungemein in's Schwarze.

Den Hauptdruck aber und Lebensnerv ihrer geharnischten Replik legen sie auf den Punkt, was denn die Männer anfangen würden, wenn es nur ein einziges Weib in der Welt gäbe, und diese Stelle müssen wir billig im

*) S. Joh. v. Müllers Schweizergeschichte Bd. II, Seite 179. (Den Frauen muß man eine falsch applicirte Citation hingeben laßen. Den Männern zu gefallen bemerken wir aber doch, daß der Graf von Nidau zu seinem Schaden gewahr wurde, was ein Mann vermöge. Erlach ward Feldhauptmann der Berner und gewann 1339 die Schlacht bei Laupen, die dem Grafen von Nidau den Tod brachte. Anm. der Red.)

ihren eigenen Worten mittheilen: Männer! reden sie uns an, Männer! die ihr täglich zu unseren Füßen stürzt, und uns um Vergebung flehet, daß ihr uns zwar noch vor unsrem Tode als Heilige verehrt, und einst durch unsre Unschuld in den Himmel zu schlüpfen hofft, aber uns täglich nachträglich die Märtyrerqual auszustehen gebt, die die Kirche der Heiligsprechung vorangehen läßt; denen jetzt unsere große Zahl noch nicht hinreichend ist, um dem unersättlichen Ungestüm Eurer Leidenschaften, Eures Stolzes und Eurer Grausamkeit Opfer genug zu liefern: was würdet Ihr beginnen, wenn Euch einmal eine zürnende Gottheit uns alle bis auf Eine hinwegnähme, um Euch wenigstens noch eine Probe des Köstlichsten, was die Welt hat, und einen Zankapfel zu hinterlassen? Würdet ihr nicht in wahnsinnigen Thränen alle, wie ihr seyd, in den Staub sinken, und um die Einzige her winseln, wie ein Bedlam von Büßenden? Würden nicht die Staatsleute verzweifeln, weil ihren Intriken die Seele, die Dichter, weil ihren Hymnen die Perle, die Philosophen, weil ihren Narrheiten der Mittelpunkt, die Weltleute, weil ihrem Leichtsinne die Sonne, an welchem er seine Schmetterlingsflügel versengte, die Alten, weil ihren Augen der Trost, die Jungen, weil ihren Herzen die Sehnsucht genommen wäre? Hypochondristen und Hektiker würden sich zu Grabe sehnen, weil nun gar keine Hand mehr da wäre, welche jenen die sie ärgernde Fliege wehrte, diesen der siechen aufgelösten Brust eine wohlthätige Labung böte. Der Lenz mit seinen Knospen und Blüthen würde Euch ausgestorben, der Sommer mit seinen Düften und Farben würde Euch fahl und unschmackhaft dünken, der Herbst sein Füllhorn von Früchten umsonst vor Euch ausschütten; Ein wüster starrer Winter würde Euch den üppigsten Schmuck der Natur einzuhüllen scheinen. Auf einen Altar würdet ihr die Einzige setzen, als goldnes Kalb, und um sie her selber zu ehernen Stieren erstarren. Und wenn die Frühlingsschauer des jüngsten Tages heranbrächen und Euch aufweckten, würdet ihr in wildem Entsetzen Euch anfallen, und Euch selber verzehren, wie die Rosse des Dunkan, weil ihr das Juweel der Schöpfung verloren, und keiner mehr hätte, mit wem er die Seligkeiten des zweiten Lebens genießen könnte.

So lassen sich die sehr ehrenwerthen Parlamentsglieder von der Opposition gegen Amor und seine Begünstigung der männlichen Ministerialparthei vernehmen, und es hat allen Anschein, wankelmüthig und weichherzig, wie besagter Monarch ist, daß er es machen wird, wie so oft schon in der Welt geschehen, er wird seine Schuld auf die Günstlinge wälzen, sie aus seiner Nähe vertreiben, und die Opposition in's Ministerium nehmen. Wir empfehlen uns den künftigen Staatsruderführerinnen zu geneigtester Protection. A.

Blätter aus dem Buche der Liebe.

7.

Jeder Verführer bringt Unruhe auch in des treuesten Weibes Herz; ja schon der edelste Mensch, der sie wider Willen, edel und anständig, im Geheimen liebt. Denn einem Weibe bleibt nicht geheim, wer sie liebt. Als Jungfrau ist sie darauf angewiesen, Liebe zu entdecken, zu unterscheiden, sie zu verdienen und zu erwerben, wie die Biene honigvolle Kleeblüthen an ihrem Dufte schon von fern unterscheidet — denn das ist ihre Natur. Das Weib nun aber, die schon des geliebten Mannes ist, fühlt ihrer Schönheit auf's Neue geschmeichelt; und ihre Liebe, die in der Ehe schon eine geweihte gehaltvolle ward, lös't er ihr wieder in unbestimmte irre Gefühle. Die Beste fängt an, zu fürchten, zu verdecken; die Leichtgesinnte, zu hoffen, zu schwanken; die Arge wird doppelt, bis sie entschieden falsch wird und verworfen. Aber es gehört wenig Menschenkenntniß dazu, diese Unruhe dem Weibe abzumerken. Legt sie auch nur ein einziges besseres Kleid an, oder putzt sich sorgfältiger, so kann sie verloren seyn. Sie verräth den Willen, schöner als gut zu seyn, Gefallen statt Achtung zu erregen, und ihre Eitelkeit stürzt sie oft ins Verderben.

8.

Wenn auch das ganze Leben lauter Liebe ist, wenigstens die Jugend vor Allem nur das einzige Bedürfniß zu haben scheint, so sind doch wohl jene gepriesenen Träume von erster Liebe eben nur Träume. Die Ahnungen eines erwachenden Herzens, das jetzt zuerst in einer seligen Welt voll des reinsten Schönen sich empfindet, sind freilich die süßesten und nehmen die ganze Seele in Besitz. Am ersten Geliebten genießt sie ihre erste eigne Seligkeit. Oft aber, ja fast immer, schließt er nur erst recht alle Gefühle auf, reist das Urtheil über das Schöne, und lehrt das Höchste, das Begehrungswertheste kennen. Darum ist alle sogenannte erste Liebe meist unglücklich, ohne Bestand, und bleibt nur als ein seliger Traum im Gemüthe, weil sie nur Phantasie war. Der zweite Gegenstand wird grade dann erst mit der vollen entbrannten Gluth des Herzens, mit allen Kräften der Seele geliebt, wenn er wahrhaft schön und liebenswerth ist.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No 18. Freitag, 26. Januar 1827.

Liebe und Gehorsam.

1.

Ein Paar, das sich so zärtlich liebte, als Carl und Julie, gab es nicht in der ganzen Residenz, und vielleicht kaum in der Welt. Es sind unzählige Bücher von den Verfolgungen und Unglücksfällen geschrieben, welche die Liebe, und gerade die zärtlichste am meisten, zu erfahren hat. Aber bei Carl und Julie war sie ein Tag ohne Nacht, ein Himmel ohne Wolken, ein Meer ohne Sturm. Beide hatten Vater und Mutter, und die Väter und Mütter lächelten nur, wenn sich die Liebenden von ihnen in einer Umarmung überraschen ließen. Ihrer Heirath stand zwar vor der Hand noch ein sehr wesentliches Hinderniß entgegen. Aber dieses Hinderniß war so wenig unüberwindlich, daß man sogar das Jahr mit Genauigkeit angeben konnte, in welchem es aus dem Wege geräumt seyn würde. Selbst die Stadt, welche sich sonst so gern, zum großen Kummer der Liebenden, in die Liebeshändel mischt, schien von diesem glücklichen Pärchen gar keine Kunde zu nehmen. Keine einzige Base verleumdete die jungen Leute und die ältesten Jungfern wußten wenigstens vor der Hand ihnen noch kein Unglück zu prophezeien. Mit einem Wort, um den Glauben der Leser und Leserinnen nicht länger auf die Probe zu stellen, diese Liebende ohne Leiden waren ein Paar Kinder.

2.

Man weiß, daß die Liebe, wenn sie ihren Namen verdienen will, sich zanken muß, und auch Julie und Carl bestanden täglich diese Liebesprobe. Wenn sie beide sich im Spiegel betrachteten, behauptete Julie, Carl sey schöner, als sie, und über dieses Lob entrüstete sich der Knabe jedesmal. Dummes Mädchen! pflegte er zu sagen, wie kann ich schöner seyn, als Du, da ich ein Knabe bin? Julie wollte oft, Carl sollte mit ihrer Puppe spielen. Aber so bereit er sonst war, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, so ließ er sich doch durch kein Bitten bewegen, das Schooskind auch nur so lange zu halten, bis Julie ihm sein Lager in der Wiege bereitet hatte. Ueberhaupt, trotz seiner Liebe zu Julien, sträubte er sich gegen Alles, was ihn einem Mädchen ähnlich machte. Er kannte keinen größern Schimpf, als diesen, und wollte er einmal dem Hofmeister nicht gehorchen, so drohte ihm dieser nur, ihm eine Haube aufzusetzen, und er war sogleich willig, durch's Feuer zu laufen.

Wenn aber Carl Juliens Spiele verachtete, so liebte Julie die seinigen desto mehr. Sie half ihm die Schlachten ordnen, die er seine aus dem im Krieg eine so unselige Rolle spielenden Metall gegossenen Soldaten liefern ließ, und vergoß nicht wenig Thränen, wenn die bleiernen Helden im Treffen Arme und Beine verloren, und ganze Regimenter verstümmelt auf dem Schachbrete, welches zum Schlachtfelde diente, umherlagen. Sie flog mit, wenn er papierne Drachen fliegen ließ, und warf den Ball so fertig und behend, als er.

Am innigsten verband beide Kinder der Unterricht, den sie beinahe durchaus gemeinschaftlich empfingen. Der Minister, Juliens Vater, hatte den Grundsatz, ein Mädchen müsse mit einem Knaben, und ein Knabe mit einem Mädchen erzogen werden, und vereinigte sich mit Carls Vater, seinem vertrauten Freunde, der als Kammerherr dem Fürsten diente, an ihren beiden Kindern die Güte seines Grundsatzes zu bewähren. Ein Mädchen, sprach der Minister, ist nicht zu gelehrt, wenn sie so viel weiß, als ein Knabe, der die hohe Schule bezieht, und Julie mag also immer auch ein wenig Latein, und sogar Griechisch lernen. Man lehre sie als Kind Verse machen, damit sie desto gewisser als Jungfrau und als Weib keine macht.

Und nimmt je der hinkende Teufel der Reimsucht Besitz von ihr, so weiß sie wenigstens, was manche Reimerinnen und selbst manche Reimer nicht wissen, was ein Vers ist. Doch, setzte er hinzu, ich fürchte Nichts. Wenn man will, daß Jemand eine Kunst nicht lernen soll, so darf man sie ihm nur aufdringen, sagt unser alter Rector, und der Mann gilt von Rechtswegen für ein Orakel in Allem, was zu seinem Fache gehört.

Carl und Julie mußten übrigens neben dem häuslichen Unterricht des Hofmeisters zugleich regelmäßig die öffentliche Schule besuchen. Wer keine Schule besucht, pflegte der Minister zu sagen, ist weder erzogen noch unterrichtet. Die Schule ist die kleine Welt, aus der man in die große treten muß, und die Pflanze, die in freier Luft gedeihen soll, darf nicht im Treibhause gezogen seyn. Die Schulen der Residenz, sowohl für Mädchen, als Knaben, hatten aber, wenn sie gleich keineswegs hinter dem Geist der Zeit zurückblieben, keine der gewaltsamen Umwälzungen erfahren, die in unsern Tagen so viel Lärm machten, und noch mehr Unheil anrichteten. Alle Neuerungen, die einen revolutionären Geist verriethen, und irgend eine bestehende Einrichtung mit Gewalt niederzureißen drohten, waren dem Minister, unter dessen unmittelbarer Aufsicht die niedern und höhern Lehranstalten standen, ein Gräuel, und wehe dem Projectmacher, der mit irgend einem Verbesserungsplan hervorzutreten wagte! Alles Gute, war sein ewiger Wahlspruch, geschieht langsam und unvermerkt, und ein Bau, der über Nacht aus der Erde steigt, hat entweder den Teufel zum Baumeister, oder er fällt eben so schnell wieder zusammen, als er entstanden ist. Am unversöhnlichsten aber haßte er das Methodenwesen, der Erfinder mochte einen Namen haben, welchen er wollte. In's Tollhaus mit den Narren, statt in die Schule, sprach er, die alle Köpfe nach dem ihrigen modeln wollen, und, statt Lehrer der Kinder zu seyn, der Kinder Spott sind! Das beste Abcbuch ist längst erfunden, und es giebt keine größere Satyre auf das ganze menschliche Geschlecht, als wenn dieser oder jener Tropf, der sich entweder einen Nahmen machen will, oder weil er beim Schuhflicken oder bei der Krämerei verdorben ist, Kinder-Erziehung und Unterricht als einen Nothanker ergreift, allen vernünftigen Leuten ins Gesicht behauptet: Ihr Einfaltspinsel wußtet bisher nicht einmahl, wie man einen Knaben das Abc lehren muß! Weg also mit den Marktschreiern, die statt der Mäuse des fabelhaften Bergs mit dem tollsten Lärm Fibeln und Rechentafeln zur Welt gebären, und gern einen Berg über Jeden herstürzen möchten, der gesunde Vernunft und Menschenliebe genug besitzt, um der Narrheit, so lange sie bloße Narrheit bleibt, Spott, und wenn sie, ihrer unheilstiftenden Natur getreu, gefährlich zu werden droht, ernstlichen Widerstand entgegen zu setzen!

3.

Carl und Julie spielten, lernten und liebten also, ach! und plötzlich waren die goldenen Jahre der Kindheit vorüber geschwunden. Längst hatten sie selten, selbst in den Stunden der Erhohlung, Gelegenheit, sich allein zu sehen, und bereits sprach man von Carls Abreise nach der hohen Schule. Aus den liebenden Kindern waren ein paar Verliebte geworden, und beinahe in dem Augenblicke, in welchem das süßeste aller Gefühle bei ihnen zum Bewußtsein erwachte, sollten sie einander entbehren lernen.

Es kam zuletzt so weit, daß der arme Carl kaum in zwei, drei Tagen ein Mal das Haus des Ministers besuchen konnte. Aber desto öfter ging er in diesen traurigen Tagen an dem Hause vorüber, und o Wunder! immer wollte es der Zufall, daß Julie in dem nämlichen Augenblicke sich am Fenster befand. Aber seit einigen Tagen kam zwar Julie beinahe gar nicht vom Fenster hinweg, und wenn auch mancher Carl sich auf der Straße sehen ließ, so war es doch nicht der, den ihre Augen suchten. Sollte er, dachte sie endlich, da schlechterdings keine Spur mehr von ihm zu entdecken war, gar abgereist sein, ohne mich noch einmal zu besuchen, ohne mir ein Lebewohl zu sagen? Welch ein Gedanke! Carl, mein Carl soll sich von seiner Julie wie von einem ihm fremden Wesen trennen? Er sollte sie nicht über seine Entfernung trösten? Er sollte ihr nicht ewige Liebe schwören, und sich eine noch ewigere von ihr schwören lassen? Unmöglich, und abermal unmöglich!

4.

Was dem guten Mädchen unmöglich schien, war leider in der That geschehen. An einem Morgen, noch ehe der Tag anbrach, wurde Carl von seinem Vater aus dem süßen Schlummer geweckt. Mache Dich, sprach er, zur Abreise nach der hohen Schule fertig. Deine Sachen sind gepackt, und die Postpferde stehen vor der Thür. Du hast nicht länger als eine halbe Stunde Zeit.

Aber liebster Papa! erwiederte Carl in der höchsten Bestürzung, soll ich nicht beim Minister Abschied nehmen? Und, Julie —

Siehst Du nicht, daß es noch stockfinstere Nacht ist? antwortete der Kammerherr. Willst Du den Minister aus dem Schlafe wecken, um Dich von ihm zu beurlauben? Ich bin Dir Bürge dafür, er schenkt Dir die Höflichkeit recht gern, und was Julie betrifft, so brauchen Kinder, wie Du und sie, keine Förmlichkeiten gegen einander zu beobachten. Die Zeit, da Ihr beide zusammenlerntet, ist vorüber, und jetzt geht Ihr einander weiter nichts mehr an.

Carl war der Meinung, der Papa habe höchst Unrecht, und gerade jetzt gingen er und Julie einander recht viel an. Allein was half es, daß er die väterliche Klugheit eines Irrthums zeihen konnte? Er mußte in den Wagen steigen, und zu seinem großen Verdruß weigerten sich nicht einmal die Postpferde einen Verliebten von dannen zu ziehen, den man von seinem Mädchen nicht hatte Abschied nehmen lassen. —

(Fortsetzung folgt.)

Verspätete Neujahrwünsche für 1827.

Den Hegelianern.

Die Hegel'sche Philosophie
Will sich nun selber kritisiren,
Und Cotta soll sie honoriren,
Die ganze Zunft, für ihre Müh.
Läßt sie die Kunst hübsch aus dem Spiel,
So wünsch' ich ihr zum neuen Jahr
Das Geld in Scheffeln, alles baar,
Und einen reinen, klaren Styl.

Den Schriftstellern.

Die Autorschaft im Vaterland
Ist schlimm dran, das ist Gott bekannt.
Man giebt den Band für einen Stüber,
Und miethet Uebersetzer lieber,
Als das man zahle Honorar.
Drum wünsch ich ihr zum neuen Jahr,
Daß sie darin viel Gutes schreibe,
Und den Geschmack an fremder Waar'
Aus ihrem deutschen Volk vertreibe.

Stachelliteratur.

Kleine Schwärmer über die neuste deutsche Literatur.

(Fortsetzung)

Gehaltvoll sind die sechs Distichen an Herder, eine Zierde der Sammlung. Der Dichter spricht das Anerkenntniß der Nation klar und kräftig aus:

In des Orients Schachten hinab, ein rüstiger Bergmann
Stiegst du, das heilige Licht tragend in männlicher Brust.
Und dein heiterer Geist, dein tiefes Gemüth und dein edler
Sinn, sie förderten gnug Schätze der Weisheit zu Tag.
Mancher hat tiefer gegraben seitdem, und klarer gesehen,
Lichter geordnet, den Schein sichrer vom Wahren getrennt.
Aber auch Mancher, der sich in des Ganges Fluthen brauschet,
Sank in das düstre Gesümpf mystischer Grillen hinab.
Was der Griech' Anmuthiges schuf, was der ernstere Römer
Würdig bedachtsam ersann, hast du mit Liebe gepflegt.
Und von der reichlichen Spend' aus deines Genius Füllhorn
Zehren den Fruchtvorrath Kinder und Enkel nicht auf.

Der Magus aus Norden wird seines Nordlichts nicht entkleidet. — hat ihn doch Goethe schon so hoch gestellt, daß diesen Hamann kein Zelote philosophischer Aufklärung mehr zu klopfen wagt. Von unserm Freund symbolischer Weisheit war die gewöhnliche Klage über Dunkelheit nicht zu erwarten; auch rühmt er des magischen Feuers Erweckung aus der Asche und sein wärmend helles Auflodern:

Schlicht ist der Tempel, der Eingang schwer, doch ein Himmel voll hehrer
Deutsamer Bilder ergreift drinnen euch mächtig das Herz.

Recht — das Herz, dieses zuerst — Hamann wagte, den Philosophen zum Aerger, manchmal mit dem Herzen zu denken — und Schreiben war ihm oft nur der Verdauungsproceß der Gedanken. Wohl mögen die bloßen Gedanken, die kühlen Gedanken ohne Herz, viel Hartes, Unverdauliches haben, welches das geistige Fluidum der Feder, das bei ihm heilige Liebe war, schmelzen und in feurig Fleisch und Blut verwandeln mußte. — Schön verstanden ist Hamanns Freund, Jacobi, der abgewichen von dem Wege der Philosophen, die eine Schule gemacht; und mit seltner Gerechtigkeitsliebe spendet der Verfasser, indem er jenen preißt, auch diesen ein Lob. — Reinhold hat von ihm Ehren empfangen, die ein würdiger Grabstein sind, und Schillers Geist mag die Worte für den Freund vor Allem segnen. —

Der Philosoph Schelling wird begrüßt als Schwan — der Leda; sein System soll das gedoppelte Ei sein, woraus jedoch erst des Sterblichen Frucht gebrütet worden, während dem Samen des Zeus Reife noch zu wünschen sei. Eine erklärende Note oder deutlichere Bezeichnung wäre hier wohl an ihrem Orte gewesen. — Die Distichen auf Schiller haben wir schon in der Iris gelesen. Wir würden den Wallenstein außer seiner rührenden Episode (es geht ihm wie Klopstock!) noch etwas gerühmt haben — natürlich kann bei so gedrängten Ergüssen von keiner ausreichenden Characteristik die Rede sein; ist doch der Vf. schon so glücklich in einzelnen Epitheten. — Wielands Verdienst ist mit verehrender Milde behandelt — wir wollen ihn „mit den Besten und Größten" ruhen lassen, die in germanischem Hain attische Rosen gepflegt — denn wir hassen mit den Zeitgenossen die Langeweile. Mit Wielands Werken am ersten könnte sich ein geschickter Distillateur ein Verdienst erwerben, mehr als mit Goethe'scher Philosophie und dem Geist von Jean Paul. — Die Herzogin Amalie von Weimar erhält ein würdiges Denkmal neben ihren Schützlingen. — Von Musäus wird gesagt, seine Krankheit sei jetzt selten — zu viel reflectirt. Eben so gut ist die Pointe im Bild, wo von seinen Physiognomischen Reisen die Rede ist — Physiognomik eine Marotte der Zeit.

Ach wie viele nunmehr fänd' er zu nageln an's Thor.

Bekanntlich werden in den Höfen der Güterbesitzer Raubvögel, auch Eulen an's Thor genagelt. An beiden ist jetzt Ueberfluß; und sie fangen leider nicht bloß Mäuse. Hippel ist stiefväterlich bedacht worden. Schwerlich wird ein anderer, als der ganz unbekannt mit Hippels Buch über die Ehe ist, dieses noch zu lesen verlan-

gen, ehe er eine Frau sucht, sonst sucht er sie vielleicht nicht mehr, wegen der dem Weibe vindicirten Männerrechte — ein System, das Hippel zwar im Buche über die Ehe nur versteckt anprieß, aber desto unverhüllter und mit kunstreicher Sophistik in dem späteren „über die bürgerliche Verbesserung der Weiber" als alleingültig zu empfehlen suchte. Er wollte inzwischen den Uebergang von der Theorie zur Praxis nicht riskiren, sondern starb als Hagestolz. — Lichtenberg wird als deutscher Swift apostrophirt. Wie so? Swift, dessen ganze Laufbahn so sehr verschieden von der eines Göttingischen Professors war, hat auch in den Producten seines Witzes nur entfernte Aehnlichkeit mit Lichtenberg. Swift hatte immer bei seinen satyrischen Ausfällen einen politischen Zweck und als ihm nach dem Tod der Königin Anna dieses Feld abgeschnitten wurde, ergoß sich seine bittre Laune in einer Reihe von Werken, die den Menschenkenner und darum den Menschenhasser auf jeder Seite verrathen. Lichtenberg hat sich seinen Glauben an das Edle in der Menschennatur nicht entwinden laßen; darum ist auch sein Witz weit wohlthuender als Swifts Satyre. Ein deutscher Swift wird überhaupt noch lange auf sich warten lassen: er könnte nur im regsamsten politischen Nationalleben Grund und Boden für sein Talent finden. Nebenher bemerken wir noch, daß Swift und Lichtenberg auch ganz verschiedene Charactere waren. Der eine ein ehrgeiziger, stolzer und bei großen Geistesgaben ungemüthlicher Mann, der andre wohl ein eben so reich begabter Genius, der aber von sich selbst sagen durfte, Munterkeit und Leichtsinn seien die Eigenschaften seiner Seele gewesen, die ihm die vergnügtesten Stunden seines Lebens verschafft hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Eigenes und Angeeignetes.

Es gab eine wunderliche alte Zeit, da waren selbst die Kaufleute, da waren selbst die Juden romantisch. Damals wurde das Anleihe-Geschäft auf eine so seltsame Art betrieben, daß, erzählte man davon, man eine ganze betrübte Börse an einem Ultimo damit zum Lachen reitzen könnte. Der große Cid brauchte einst Geld in einem Kriege gegen die Mauren, und alle seine Kostbarkeiten waren, auf Befehl des Königs, in Beschlag genommen. Er borgte von einem Juden fünf hundert Mark Silbers, und gab ihm zwei schwere Kisten zum Unterpfande, worin angeblich seine Schätze waren, und die er ihm vor Verlauf eines Jahres zu öffnen verbot. In den Kisten war Sand. Dieser Betrug, der einzige, den sich der Spanische Held je erlaubte, war kaum einer zu nennen. Der Sand galt einen Schatz, denn sein Wort war auf dem Sande. Auch verwendete er die erste Beute, die er den Mauren abgenommen, den verpfändeten Sand wieder auszulösen. In gleiche Lage kam einst der Portugiesische Vizekönig in Indien Don Juan de Castro. Er brauchte Geld zu einem Kriege; die Staatskassen waren erschöpft, und die Portugiesischen Kaufleute in Goa wollten ihm nicht borgen, weil sie von der Regierung schon oft betrogen worden. Da versetzte Castro seinen Schnurrbart bei ihnen. Auf dieses rühmliche Pfand erhielt Castro das nöthige Geld, und der Schnurrbart, den seine Familie später von den Gläubigern auslösete, wird von dieser noch heute als ein Denkmal der Treue und der Vaterlandsliebe aufbewahrt.

Quevedo y Villejos, ein berühmter spanischer Dichter, (geb. 1580, gest. 1645) der durch sein ganzes Leben mit großen Mühseligkeiten zu kämpfen hatte, besingt in einer Romanze seinen Unglücksstern mit folgenden Worten: „So schwarz ist mein Geschick, daß man es als Dinte gebrauchen könnte. Was mir noch begegnete, Gutes oder Schlimmes, es geschah anders, als ich mir es gedacht. Ich bin ein Mittel gegen die Unfruchtbarkeit der Weiber: habet Lust mir euer Vermögen zu vermachen, und der Himmel giebt euch tausend Kinder, um mir die Erbschaft zu entziehen. Man führt mich durch die Dörfer als ein wunderthätiges Bild, mit einem Mantel bekleidet, wenn man gutes Wetter wünscht, nackt, wenn man Regen braucht. Fällt es jemand bei, mich einzuladen, so geschieht es weder zu einem Feste, noch zu einem Schmäuse, sondern zu einer Todten-Messe. Im Dunkeln habe ich die größte Aehnlichkeit mit jedem, dem man auflauert ihn zu zerbläuen, und ich werde immer für Andere geprügelt. Will ein Ziegel vom Dache fallen, er wartet, bis ich vorübergehe; die Steine fehlen mich nie, nur die Heilmittel wollen nicht anschlagen. Es giebt keine Närrin, die mich nicht anredet, kein altes Weib, das mich nicht zum Liebhaber wählte, keinen Armen, der nicht bei mir bettelte, keinen Reichen, der mich nicht beleidigte. Es giebt keinen Weg, auf dem ich mich nicht verirrte, kein Spiel in dem ich nicht verlöre, keinen Freund der mich nicht betröge, keinen Feind, der nicht beständig sey. Das Wasser mangelt mir auf der See, und in der Schenke habe ich es im Ueberfluß; weder meine Freuden noch mein Wein sind je ungemischt."

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 19. Samstag, 27. Januar 1827.

Liebe und Gehorsam.

(Fortsetzung)

5.

Kaum wußten Carl und Julie, daß sie sich liebten, als es ihre beiden Väter noch viel besser wußten, und ach! dieses Wissen hatte gar nicht die Folgen, die es nach der Meinung der Liebenden von Rechtswegen hätte haben sollen. Zwar verbot man weder Carln noch Julien, einander zu sehen. Allein wenn er im Begriff war, zu ihr zu gehen, so kam eine Einladung von Papa mit ihm spazieren zu fahren, oder zu reiten, oder eine befehlende Erlaubniß, in Gesellschaft des Hofmeisters statt Juliens eine Hyäne, oder eine neu angekommene Seiltänzertruppe zu sehen. Und wie gieng es Julien? Trat endlich einmal der Wochen lang erwartete Carl ins Haus, so hatte Papa immer ein Geschäft auf seinem Zimmer für sie, oder eine kranke Tante hatte geschickt, und sich ihren Besuch erbeten, oder der Papa sprach selbst so viel mit Carln, daß sie mit ihm gar kein Wort sprechen, und er sie kaum ansehen konnte. Kurz ein Paar böse Feen, oder ein Paar Zauberer hätten ihrer Liebe nicht mehr Hindernisse in den Weg legen können, als diese beiden Väter, die, wie es schien, gar Nichts darnach fragten, wenn sie wirklich von ihren Kindern mit den Unholden der Mährchenwelt in eine Reihe gestellt wurden. —

Der Minister wenigstens war in der That ein Mann, von dessen Character sich ein liebendes Paar auf alle Fälle nicht den mindesten Trost versprechen konnte. Die Liebe war in seinen Augen die größte aller Thorheiten, und am wenigsten wollte er ihr eine Stimme bei dem Heirathen zugestehen. Verstand, sprach er, gehört zu dem wichtigsten aller Schritte, und keine Leidenschaft, durch welche die Leute desselben gänzlich beraubt werden. Man zeige mir doch den Mann, der in seine Frau, oder die Frau, die in ihren Mann verliebt ist, sobald sie nämlich länger als einen Monat verheirathet sind. Und doch soll eben die Leidenschaft Ehen stiften, die man nirgends weniger als in der Ehe findet? Nur Poeten, nämlich arme Teufel, die an keine Ehe denken dürfen, und sich also mit der bloßen Liebe begnügen müssen, können diese alberne Meinung in ihren unnützen Romanen verbreiten. In der wirklichen Welt lacht man Gottlob die Tröpfe aus, und wählt sich sein Weib nicht mit dem warmen Herzen, sondern mit dem kalten Kopf. Ist es nicht toll, zu sagen, dieses oder jenes Mädchen hat mich um den Verstand gebracht, und darum muß sie schlechterdings — meine Frau werden. Dieser Einfaltspinsel glaubt, er könne ohne ein Mädchen nicht leben, weil sie ein Grübchen im Kinn hat, und ein anderer schießt sich gar eine Kugel vor den Kopf, weil ihm ein Vater seine Tochter nicht gibt, deren blonde Haare ihn zum Narren gemacht haben. Wer nicht bereit ist, jeden Augenblick jedem guten, gesunden und vernünftigen Mädchen seine Hand zu geben, verdient, statt zu heirathen, für sein ganzes Leben in ein Mönchskloster gesperrt zu werden. Welche Wahl hatte denn Vater Adam bei seiner Verheirathung? Und wären auch tausend Even aus seiner Rippe hervorgegangen, unter welchen er sich eine Frau hätte aussuchen können, jede würde ihn zum Apfelbisse beschwatzt und um das Paradies gebracht haben.

6.

Konnte man bei diesen Gesinnungen des Ministers sich wundern, daß der Entdeckung des Herzenszustands

der beiden jungen Leute der Entschluß gleichsam auf dem Fuße folgte, der verderblichen Gewalt der Liebe die wohlthätige väterliche entgegen zu setzen? Freund! sprach er zum Kammerherrn, ohne Zweifel wissen sie es bereits so gut, als ich, daß Carl und Julie sich in dem närrischen Zustande befinden, in welchem Hans sich einbildet, der liebe Gott habe die Grethe ausdrücklich für ihn, und Grethe, er habe den Hans ausdrücklich für sie erschaffen. Man sieht blaß aus; man seufzt; man ist zerstreut; man ist ausgelassen traurig; man schilt die Menschen bald Teufel, bald Engel; man hat sogar seine Stunden, in welchen man sterben will; mit Einem Wort, ich wette, beide haben sich schon zehn Mal ewige Liebe geschworen, und Sie, mein Lieber! und ich können es jeden Augenblick bei dem Pärchen dahin bringen, daß wir sogar Schwarz auf Weiß Barbaren, und wie die Ehrennamen der Väter sonst noch heißen, die nicht gleich den Pfarrer holen lassen, wenn das Söhnchen oder das Töchterchen sein Herzweh bekommt, geschimpft werden. Zwar über die Kinderei, die von den zärtlichen Seelen Liebe genannt wird, würde ich meines Orts höchstens lachen. Aber ich fürchte, Carl und Julie machen es wie Alle ihres Gelichters. Weil man sich einmal liebt, so versteht es sich von selbst, daß man sich auch heirathet, und ich denke und wahrscheinlich auch Sie, mein Freund! denken, es versteht sich nicht von selbst. Beide sind noch Kinder, und Ehen mögen im Himmel, aber sie sollen auf Erden nicht in der Wiege geschlossen werden. Vielleicht gebieten es einst Ihnen und mir die Umstände, eine Verbindung zwischen Carln und Julien zu stiften, und in diesem Falle müssen beide sich heirathen, sie mögen wollen, oder nicht. Es ist aber auch leicht das Gegentheil möglich, oder vielmehr das Gegentheil ist ungleich wahrscheinlicher, und sollen wir uns in diesem Falle durch eine Thorheit unserer Kinder, die in ihrer Sprache Liebe heißt, die Hände binden lassen? Sie und ich besitzen zu viel Vernunft und haben zu richtige Begriffe von ächter Freundschaft, als daß Einer von dem Andern ein Opfer fodern sollte, das ihn um den Namen eines Mannes von Welt bringen würde. Höchstens ein Paar ehrliche Spießbürger, über die Jeder, der nicht ihres Gleichen ist, die Achsel zuckt, nicht aber Leute von unserem Stande und unsern Ansichten können sich über eine Armseligkeit, wie eine Heirath zwischen ihren Kindern ist, anfeinden und entzweien. Lassen Sie uns also die jungen Leute vor allen Dingen durch ein Paar Länder von einander scheiden. Ihr Carl soll auf die hohe Schule ziehen, um die weichherzige Julia bei der peinlich-hartherzigen Carolina zu vergessen, und was jene Julia, meine Tochter, betrifft, so gebe ich Ihnen mein Wort, ihre Liebe soll weder das Mädchen, noch mich zur Verzweiflung bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Stachelliteratur.

Kleine Schwärmer über die neuste deutsche Literatur.

(Fortsetzung)

Die zwei Distichen auf Claudius sind nicht so ausgefallen, daß sie den Freunden des wackern Boten genügen könnten. Sie lauten:

Dein Wandsbecker Humor und dein altfränkischer Glaube
Sind zwar etwas monoton, aber doch bündig und warm.

Und zu dem Volksschriftsteller warst du vollkommen geschaffen,
Hätte den Praktiker nicht oft der Philister verdrängt.

Statt den harten Vorwurf der Eintönigkeit und des Philisterthums, den Niemand, der Claudius kennt, gerecht finden wird, näher zu beleuchten, benutzen wir den Anlaß, um ein wenig bekanntes Kunsturtheil, das sein halbes Jahrhundert schon überlebt hat, als Muster einer congenialen Auffassung zu empfehlen.

Der vor 50 Jahren in die Lesewelt getretene erste Band von des Wandsbecker Boten sämmtlichen Werken ist durch folgende Zuschrift dem Freund Hain dedizirt:

„Ich habe die Ehr Ihren Herrn Bruder zu kennen und er ist mein guter Freund und Gönner. Hätt auch wohl noch andre Adresse an Sie; ich denk aber man geht am besten grade zu. Sie sind nicht für Adressen und pflegen ja nicht viel Complimente zu machen.

'Soll Leute geben, heißen starke Geister, die sich in ihrem Leben den Hain nichts anfechten lassen und hinter seinem Rücken wohl gar über ihn und seine dünnen Beine spotten. Bin nicht starker Geist; 's läuft mir, die Wahrheit zu sagen, jedesmal kalt übern Rücken, wenn ich Sie ansehe. Und doch will ich glauben, daß Sie 'n guter Mann sind, wenn man Sie genug kennt; und doch ist mir, als hätt ich eine Art Heimweh und Muth zu Dir, Du alter Ruprecht Pförtner! daß Du auch einmal kommen wirst, meinen Schmachtriemen aufzulösen und mich auf beßre Zeiten sicher an Ort und Stelle zur Ruhe hinzulegen.

Ich hab da 'n Büchel geschrieben und brings Ihnen her. Sind Gedichte und Prosa. Weiß nicht ob Sie 'n Liebhaber von Gedichten sind; sollt's aber kaum denken, da Sie überhaupt keinen Spaß verstehen, und die Zeiten vorbei seyn sollen, wo Gedichte mehr waren. Einiges im Büchel soll Ihnen hoffentlich nicht ganz mißfallen; das Meiste ist Einfassung und kleines Spielwerk: machen Sie mit was Sie wollen.

Die Hand, lieber Hain! und wenn Ihr 'nmal kommt, fallt mir und meinen Freunden nicht hart."

Hierauf erschien nachstehende dem Freund Hain in den Mund gelegte Recension, deren Autor wir nicht zu nennen brauchen. Die Klaue verräth den Adler.

„Möchte meine Haut, wenn ich eine hätte, gern selbst zu Markte bringen, um meinen Vetter von Japan, den reichen Hund! zu beschämen; bin aber so mager, daß jeder Zähllustige meine dritthalbhundert Knöchel überzählen kann. Will des Dedicanten Asmus Herzenswunsch erfüllen, seinen Lohn dem Boten geben mit meiner Hippe, ihn eben so sanft recensiren, wie er mir die Hand drückt beim Abschied seiner Dedication zum freundlichen Wiedersehen, mir sanft die Hand gedrückt hat mit treuherziger Leere und barmherziger Bitte dem Füllen seiner lastbaren Muse nicht das G'nick zu brechen und ihm und seinen Freunden nicht hart zu fallen. — Ha! werd euch decken und überschatten, wie der weiche, leichte Rasen eines Gottesackers das Waizenkorn jüngster Engelerndte.

Bist ein guter, lieber Junge, hast eine feine Seele, die Deine ist und den Keim mystischer Weisheit — keine Spinne in ihrem Centro. Ein leichtes ätherisches Wesen, das so frei in der Luft umherwallt, wenn die Saite schon aufgehört hat zu beben, und das die Herzen mit sanfter Schwermuth anfüllt, ruht auf Deiner Harfe, gleich Minervens Vogel auf dem Helm der Titelvignette.

Bist weiser, denn die Weisen von Abdera und die Schildbürger des gelehrten Wesens daselbst, die auf Steckenpferden um den Feenring mondsüchtiger Unsterblichkeit spielen — als Knaben patriarchalische Fratzen und als Greise komische Emulsionen geifern — die Natur der Dinge weiland! im empyräischen Firmamente, und heunt! im Schaumlöffel erotischer Cruditäten erschöpft haben — Weh ihnen vor dem Unhold von dritthalbhundert Knöchel! — er wird sie recensiren mit seiner scharfen Hippe, wie ihr mythologischer Apoll seinen Nebenbuhler Marsyas!

Sollst, weiser Jüngling! das Spielzeug Deiner Autorschaft nicht umsonst dem mystischen Freunde Hain geweiht und in ihm 'nen guten Mann geglaubt haben. — Sollst Dich noch weidlicher tummeln auf dieser grünen Au' unterm Himmels blauem Aug', als Vater Silen, im Gefolge des göttlichen Mündels, auf seiner Midasmähre. Der englische Stumpfschwanz deiner Mundart paßt sich baß zum Ohrenmaas einer Muse Rosinante, dann zun Flügeln der Sonnen-, Berg- und Meer-Rosse, oder zun Hörnern der Bucephalen mit ihrem Firlefanz anglo-allemanischer Schreibart.

Sollst leben — des Lebens brauchen mit Deinem Weib Rebecca, das Du lieb hast, so lange Du das eitle Leben hast. — Dein Hemd und Frack soll ungescholten, das heißt, weiß und ganz seyn — Deinem Haupte Freudenöl nicht fehlen — Deinem Garten weder Kohl, noch Obst, noch Erdbeeren — noch Milch Deiner Amalthea, die Du melken kannst. Der sieben natürlichen Dinge endlich satt, sollst ruhen in dieser hohlen Brust Deines Freundes Hain, wie in der Schlafkammer des Bräutigams — da zu einer bessern und schönern Welt erwachen, als die, nach deren Offenbarung der kleine Wildfang Deiner Liebe unterm Herzen seiner Mutter schmachtet." —

Das Wort an Schubart:

Noch lebt unter dem Volke dein Ruf: Auf ihr Brüder!
— du hättest
Tief es ergriffen, wenn dich ruhige Bildung beseelt.

könnte ähnlichen Gemüthern zur Warnung dienen — doch, sorgen wir nicht, die Art ist ausgestorben von den wilden Strudelköpfen, und an ihrer Stelle giebt es jetzt „Strudelköpfchen." — Nun folgen drei dramatische Talente: des „zierlichen" Gotter Thalia mit „leichtem gefälligen Tritt"; Iffland mit seinen Familienbildern „in Sepia flüchtig skizziret" (?) soll nur für Claurensche Versündigung die Folie bilden. Schröder, „groß als Künstler und Mensch", veranlaßt zu dem treffenden Ausspruch:

Handwerksmäßigkeit nur bringt Unglimpf euerem Stande,
Ehrt ihr die Kunst, dann giebt Ehre sie wiederum euch.

Gleim, „der behagliche biedere Alte, der Schirm des Talents", erhält ein Vergißmeinnicht und zwei Distichen; Ramler gleichfalls zwei, ohne Vergißmeinnicht; Gleim's Correspondenz ist mit einer Xenie erwähnt; Lenz erhält sogar drei Distichen; dafür werden Hölderlin und Heinse zusammengefaßt. Der Verf. hat sich nicht streng an die Form der alten Xenien binden wollen; hier verräth sich der Enthusiast, der seine Schwärmer etwas nach Gunst vergiebt. — Schiller und Goethe warfen Sternschnuppen von ihren Höhen; freilich aber auch keine romanischen Lichter — wir meinen Excursionen im besten Geiste der Römer, wie unser Verfasser. — Thümmel muß als Weltmann büßen, was er als Weltmann verbrochen — die Frivolität. — Bürger ist mit vier Distichen bedacht; Novalis:

Wie von Aeolischer Harfe, so tönen uns deine Gesänge,
Süß und erschütternd, bekannt und doch so fremd in das Herz.

Da du ein Schwanlied sangst, nicht zürnen wir, daß es der zweiten
Welt Nachttöne zu herb, mystisch und schneidend erhebt.

Herb und schneidend möchten wir den frommen Novalis kaum, auch nicht in seinen kühnen Aphorismen, finden; — aber wie wahr ist es grade bei diesem Dichter, daß die Töne seiner Aeolsharfe so bekannt und doch so fremd in's Herz klingen! — Heinrich von Kleist ist gleich Schubart mit schlagendem Spruche beehrt; ihn trifft „die zerrissene Seele" und „der ziellos schwankende Geist." Es freut uns, daß der Verf. kein Enragé des Käthchens von Heilbronn ist, wird uns doch im belobten Prinzen von Homburg schon der somnambulistischen Comödie genug. — Schenkendorff, innig und edel, doch trüb „in gothischem Zwielicht," Ernst Wagner, „in Manier tüchtig und achtbar," auch Theodor Körner's

kriegerische Muse werden mit kleineren Lorbeerreisern beschenkt. Die Brüder Stollberg erhalten eine eben so kurze als passende Grabschrift:

Ruht, ihr Brüder, in Frieden nunmehr: zartsinnig und bieder
War ihr, doch fehlt' euch der Halt einer geharnischten Brust.

— Voß, der verstummte Ankläger, wird mit frommem Sinne mild gerichtet. Den Lebens- und Todeskunden aus Heidelberg ist unser Feuerwerker nicht gewogen. Luise, und das Verdienst um Homer werden gebührend anerkannt. Warum nicht auch die Verdienste um andre Classiker? — Heyne steht mit kühlem Lobe etwas im Schatten; Wolf's überschätztes Verdienst drängt der Vf. dagegen in Bescheidenheit zurück. — Johannes Müller „fand ihn die Zeit nicht gleich, edel doch fand sie ihn stets" wird der letzte der Schweizer genannt; — aber Bonstetten lebt noch; ihn wenigstens müßten wir, wenn nicht mitrechnen, doch nach dem letzten fragen. Fichte's Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters und Reden an die deutsche Nation: beide Schriften werden, so anrüchtig sie geworden, doch als Hebel der Restauration von Deutschland mit Recht bezeichnet. — Manso erhält eine Ehrenerklärung für die von den Brüdern (Schillerschen Xenien) angethane Schmach. — Falk's einfache Grabschrift wird von Tausenden bekräftigt, die er der Menschheit zurückgegeben:

Rosen und Lorbeer pflanzt auf des Würdigen Hügel; die Größe,
Die sich dem Dichter versagt, fand er erhabner als Mensch.

Wenn unser Dichter den edlen Schwan Jean Paul mit neun zarten Distichen feiert, verläugnet er den ächten Humor nicht in einem Stoßseufzer, der ihm dazwischen entfährt:

Auch du, trefflicher Schoppe, gegrüßt: o mögt' in die Säue
Unserer Literatur fahren ein Dämon wie du!

und dieses wäre noch ein frommer Dämon, den Säuen viel zu viel Ehre! — Unter dem Titel: Defunctaque corpora vita magnanimum heroum werden den noch zurückgelassenen edlen Todten Ehrensteine in corpore gesetzt. Die Entschuldigung ist:

Aber am Pol zählt man nur die ersten Sterne mit bloßem
Auge, der Astronom findet die übrigen aus.
Und so mögt ihr verzeih'n, wenn ein Strebender redet von denen,
Welche durch reichlichstes Licht Geist und Gemüth ihm erhellt.

(Fortsetzung folgt.)

Noch eine Meinung über Preßfreiheit.

Wer könnte wohl behaupten wollen, es mangle an Preßfreiheit, wenn er überall die Druckerpresse in voller Bewegung sieht, die Leipziger Meßcataloge überschaut und in den Zeitungen die Buchhändleranzeigen liest, nach welchen nunmehr sogar die alte und neue Literatur, sammt der neusten, für alle Gattungen von Mägen gleichsam in Hühnerbrocken zerschnitten wird, und vorauszusehen ist, daß auf diesem Wege, auch die ganze literärische Wasserfluth unserer Bogenfabrikanten von Humoristen und kurzweiligen romantischen Damen nochmals als Schneegestöber über das arme Publikum herfallen dürfte? — Frei ist daher unsere Presse gewiß und besonders freigebig! Auch sind wir an die Wasser- und Milchkost unserer literärischen Erzieher gewöhnt! In den Medicinalordnungen aller Länder ist den Apothekern verboten, ohne besondere Vorsicht, eine Menge von Mitteln abzugeben, über deren schädliche Substanzen die Aerzte selbst entweder gar nicht, oder doch in gewissen Fällen einverstanden sind, obgleich dieselben von ihnen täglich verschrieben werden. So geht es auch mit der Büchercensur, nur mit dem Unterschiede, daß darin das literärische Opium als vollkommen unschädlich angesehen wird. Wer wollte auch den Censoren zumuthen, immer weitläuftige Analysen über das aus den Pressen fließende moralische und politische Gift anzustellen und es denselben verargen, wenn sie, ebenfalls in politischer Ungewißheit und zweifelhaft, vielmehr sogleich jede scharfe Substanz kurzer Hand entfernen und dadurch allen Discussionen ein Ende machen? Genug, jeder Philosoph der breiten und dunklen Schule und canonischer Autor darf ungestört die gelehrte Welt mit ihr und oft ihm selbst unverständlichen dicken und dünnen Büchern nach Belieben bevölkern. Welche Ursache hätte man demnach über Preßzwang zu jammern, da unsre Pressen vielmehr am Abweichen leiden und sich der wißbegierigste Mensch schon an den jährlich erscheinenden Journalen, Kalendern, Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternachtblättern alle Krankheiten der sitzenden Lebensart auf den Hals lesen kann? —

Berichtigungen.

In Nr. 15 ist S. 58, Sp. 1, Z. 22 Nachtviolenduft zu lesen statt Nachviolenduft, und Z. 32 Stubenthiere statt Hausthiere.

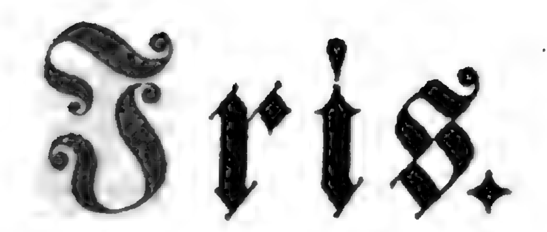
In Nr. 16 ist S. 64, Sp. 1, Z. 8 von vegetabilischer Nahrung die Rede.

In Nr. 17, S. 66, Sp. 2, Z. 14 sind gar zwei Reihen ausgefallen — aber diesmal ohne Schuld des Setzers und Correctors — wodurch der ganze Zusammenhang verloren gegangen. Der Apologet der Frauen hatte angenommen, Amor, der Herrscher, walte in einem Land mit Kammern, wobei er an die beiden Herzkammern dachte! So erst erklärt sich die Beschwerdeschrift, der Sessionsstich und die Thronrede. — S. 68, Sp. 1, Z. 5 ist nach Unschuld noch zuzusetzen: gedeckt.

In demselben Blatt in der Recension der „kleinen Schwärmer" wird Klopstock ein die Glosse kalt verachtender Heros genannt: es soll heißen kühn! (Der Setzer wird gebeten nicht kühl zu lesen!)

Die Anmerkung auf S. 66, welche das Frankfurter Theater von einer Sünde absolvirt, gehört dem Referenten, nicht der Redaction.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 20. Sonntag, 28. Januar 1827.

Jahreszeiten, Altersstufen.

Zur Eröffnung der ersten Sitzung des Museums im neuen Jahre 1827,

von dem Vorsteher der 1. Klasse A. Kirchner.

Horche der Weisheit, rauschend eilt dein Nachen
Auf der flutenden Zeit dem Hafen näher.
Ach! vergebens blicket zurück der Reue
Thränendes Auge!

Nicht leicht ist ein Gegenstand von Dichtern und Malern zu ästhetischen Darstellungen so vielfach benutzt worden, als jene Veränderungen, die der Kreislauf unserer Erde um die Sonne in der Gestalt und Verrichtung der Natur hervorbringt, die Jahreszeiten. Thomson, als Schöpfer, Delille als Nachbildner, haben durch die Behandlung dieser Aufgabe sich Anspruch auf Unsterblichkeit erworben, und unser eigner Haydn hat mit Tönen ausgemalt, was Jene in Worten angedeutet.

Auch uns, Verehrteste, sollen jetzt die Jahreszeiten Gelegenheit zu einem kleinen Streifzug in das Gebiet der Vergleichungen geben. Wir entdecken nämlich auf den ersten Blick eine Sinnverwandtschaft zwischen jenen Veränderungen in der Natur und den Stufen unsres eignen Lebens. Nichts ist alltäglicher als die Redensart: der Frühling des Lebens, der Winter unsrer Tage. Je seltner man sich aber die Mühe nimmt, über alltägliche Dinge noch nachzudenken, desto leichter wird es hier, eine kleine Nachlese zu halten und Ihnen über das Treffende oder Unpassende jenes Vergleichs der Jahreszeiten mit den Lebensstufen einige Gedankensplitter mitzutheilen, die wenigstens das Verdienst haben werden, daß sie die Aufmerksamkeit der verehrlichen Versammlung nur auf Minuten in Anspruch nehmen.

Der Flüchtling, welchen wir Zeit nennen, ist kein Gegenstand für die Sinne; er kann nicht wahrgenommen werden. Des Phöbus goldner Wagen macht kein Geräusch, und scheint sich kaum zu bewegen. Er zieht vom Morgen nach dem Abend, ohne daß man seine Räder sieht, sein Rauschen hört. Ist er auf der steilen Höhe angelangt; so wissen wir freilich, er habe die Hälfte des Wegs nun zurückgelegt. Wenn er sich in die kühlen Fluthen des Oceans taucht, dann wissen wir, ein voller Tag sey unserm Leben zugemessen. Aber der Schatten an der Sonnenuhr scheint festzustehen, und ohne den Zirkel, um den er sich windet, wüßten wir kaum, daß er sich bewegt. Eben so unmerklich würden wir uns zum Ziel der Lebensreise hinschleichen, wenn unser Pfad nicht in nähere Abschnitte getheilt und diese durch eigne Meilenzeiger den Sinnen angedeutet würden.

Wenn jene Veränderungen, die wir Jahreszeiten nennen, einmal ihre Höhe erreicht haben, so nehmen sie zwar ein bestimmtes Gepräge an und unterscheiden sich deutlich von einander; an der Gränze aber sind sie mit dem Nachbar so vermengt und vermischt, daß wir nicht sehen, wo sie eigentlich beginnen und enden. Sie folgen sich so, daß der Wechsel uns verborgen bleibt; sie erklimmen ihre Höhe so leise, daß wir das Aufsteigen nicht bemerken.

Es giebt zwischen ihnen keine scharfgezeichnete Marken. Die Schranken, die sie trennen, sind unsichtbar; die Farben, welche sie unterscheiden, werden Anfangs unmerklich, dann stärker, und nur zuletzt als Schlagschatten aufgetragen. Durch die feinsten Uebergänge erweicht der Frost des Winters zur Wärme des Frühlings; durch unsichtbare Entwicklung wird der Keim je größer und größer; die Blume entfaltet sich Blatt für Blatt. Lange schwillt die Frucht, ehe sie erröthet; lange wird sie von der Sonne gebräunt, ehe sie reif wird. Monate verstreichen, ehe das Blatt welkt, und es ist lange welk, ehe es abfällt. Eins folgt nun dem Andern, und die Natur steht verödet da, wenn wir es kaum wahrgenommen, daß sie ihr Kleid abgestreift hat.

Hier ist wohl die Vergleichung der Jahreszeiten mit den Lebensstufen am Richtigsten! Denn ganz so ist

es auch mit den Zeiten des Lebens. Das Feuer der Jugend verglüht, ehe der Mann eine Verminderung dieser regen Kraft bemerkt. Das erste Zeichen des Hinabsteigens ist zu schwach, als daß es eine ernste Vorstellung von der Annäherung des Alters erwecken sollte. Das zweite und dritte macht auch noch keinen merklichen Eindruck, und selbst manches Vorzeichen des langen Schlummers wird gegeben, ehe das nun allmählich vorrückende Alter nur erst darauf merkt!

Wenn eine von den Jahreszeiten ihre Höhe erreicht hat, so hängt sie alsbald bestimmte Zeichen aus, an denen wir sie genau erkennen. Es sind die ihr eigenthümlich beigelegten Merkmale, die unterscheidenden Züge, womit sie in den Beschreibungen der Dichter und Maler bezeichnet wird. Sie fallen Jedem sogleich in's Auge, und machen einen scharfen Eindruck auf Alle. Wenn die Erde bald wieder ihr grünes Morgenkleid anlegt, bringt sie vielleicht einige Wochen damit zu; allein sobald die ersten Pflanzenkeime nur weit genug gediehen sind, um den Augen eine zusammenhängende Fläche von zartem Grün darzustellen, glauben wir eine plötzliche Veränderung zu bemerken. Die blühende Flur mit Lust überblickend, rufen wir: es ist Frühling! Obgleich der Hesperiden goldne Frucht auf dem Baum, der sie bringt, nur allmählig größer wird und die fröhliche Saat der Ceres nur unmerklich emporschießt, so kennen wir doch, wenn der Ueberfluß der guten Mutter endlich zum Sammeln bereit steht, die Zeit an diesem Zuge ganz genau: die Felder sind voll Schnitter, die Garben thürmen sich über einander, die Erndte ist da! — So geht es auch später! Ob wir gleich dem sinkenden Jahr nicht so genau folgen können, um jede bleichere Farbe der Erde, jeden täglichen Uebergang von schwüler Hitze zu stechender Kälte zu bemerken; so sehen wir doch zuletzt, wie aus den Wolken gefallen, die beschneite Landschaft, den gefrornen Strom, das Bild des rauhen Winters vor uns liegen. Von solchen auffallenden Zügen tragen die Zeiten des menschlichen Lebens nichts an sich. In den Jahreszeiten herrscht ein Gegensatz, ein Steigen und Fallen, ein Berg und Thal; und obgleich es sanft genug hinauf und hinab geht; so steigen die Gipfel scharf genug empor. In den Zeiten unsers Lebens hingegen giebt es nur Eine Höhe, und auch die zieht sich so rund, so winkellos, so lang dahin, daß sie dem Wandersmann, der darüber hingeht, nur Eine Ebene, nur Ein gerader Strich zu seyn scheint.

In dem Gang der Jahreszeiten ist ferner eine Schnelligkeit, die den Unterschied unter ihnen noch auffallender macht. Wenn eine von ihnen da ist, vergleichen wir sie mit der, die ihr voranging und die wir noch so lebhaft im Gedächtniß tragen. Aber Kindheit und Jugend, Männlichkeit und hohes Alter folgen einander mit bedächtlicheren Schritten. Haben wir von einer Lebensstufe den Gipfel erreicht, so ist die Vorhergehende schon längst vergessen, und wir bemerken nicht, daß sich Etwas verändert hat.

Wenn eine von den Jahreszeiten wiederkehrt; macht uns dies schon aufmerksam darauf, daß sie etwas Wiederkehrendes ist; nichts, was wir zum erstenmal finden. Wir stoßen auf einen Bekannten, dem wir schon irgendwo begegnet sind. Unser Gedächtniß erkennt die Erscheinung wieder, und unsre Einbildungskraft begegnet ihr mit der Aufmerksamkeit, welche jede Erinnerung von ehedem uns einflößt. — In den Zeiten des menschlichen Lebens aber giebt es keine Wiederkehr und folglich auch keine Wiedererkennung. Der Mensch kennt nur Eine Jugend, nur Eine Zeit der vollen Kraft, und nur Ein Alter!

An einem bestimmten Tage sagt uns der Kalender: ein Jahr sei vorüber. Wenn wir auch diesen nicht zu Rathe zögen, so würde der erste Freund, dem wir begegnen, durch die Glückwünsche, welche die längst verjährte Sitte eingeführt hat, uns daran erinnern. Aber es giebt keinen bestimmten Tag, an dem irgend eine äussere oder innere Stimme uns sagte: „Heute endigt Deine Jugend und Dein männliches Alter fängt an;" oder: „Heute ist der Nachsommer Deines Lebens zu Ende und Dein Winter beginnt!"

So vereinigen sich Kunst, Gewohnheit und Natur, uns an die Schnelligkeit der Zeit zu mahnen. Nicht Einem, sondern allen unsern Sinnen wird zugerufen: „Eure Jahre sind auf der Flucht!" So oft eine Stunde vorübergeht, läutet die Glocke ihr nach. So oft ein Jahr geendiget ist, verkündigen es die geselligen Glückwünsche jedem Ohr. Wie die Uhr uns an die Stunden erinnert, so die menschliche Gesellschaft an die Jahre. Aber auch der Erdball verändert seine Stellung zur Sonne, die Luft ihre Mischung, die Erde ihre Bekleidung, um uns an denselben Gegenstand zu erinnern. Wir bemerken leider den Flüchtling nur immer erst nach dem Verlust; wir hören nur aus der Ferne das Rauschen seiner Fittige und fühlen, meist zu spät, das Wehen seiner Schwingen.

Möchte diese jetzt in allen Gesellschaftskreisen erschallende Losung, womit zugleich ein neues Lebensjahr unsres Musenvereins beginnt, möchte es allen Gliedern desselben wenig Sorgen und viele Zufriedenheit bringen. Auch in dem neuen Jahre bedürfen unsre schwachen Bestrebungen nicht nur der Gunst und Nachsicht ihrer bisherigen Gönner, sondern auch der thätigsten Unterstützung ihrer wohlwollenden Freunde. Wenn Kunstrichter und Kenner unsre Leistungen mit Schonung beurtheilen; wenn es dem wackern Kunstschüler nicht an Unterricht, dem Meister nicht an Aufmunterung gebricht; wenn das anspruchlose und oft verkannte Verdienst, das ohne erborgte Flitter auftritt, die Anerkennung findet, die ihm gebührt; mit Einem Worte, wenn in diesem neuen Jahr „das Brod nach der Kunst und nicht die Kunst nach dem Brode geht;" dann sind unsre Wünsche als Mitglieder dieses Vereins in der Hauptsache erfüllet. — Unsre Losung aber für das neue Jahr sei, die Zeit, so lange sie unser heißt, zum Wirken weise zu benützen, ja sie als einen Schatz zu betrachten, den, wenn er einmal dahin ist, keine Thränen, keine Seufzer, keine Anstrengungen, im Stande sind zurückzubringen! —

Auflösung des Räthsels in Nr. 10.

Die Lettern und der Setzer.

Dreisilbige Charade.

Die beiden ersten.
Meine Begleiter sind Seufzer und Sorgen,
Und meiner Ferse folget Verlust.
Doch — gleich einem Frühlingsmorgen,
Wenn er zertheilet der Schatten Nacht —
Gieß' ich Trost in deine Brust,
Hast du mich der Tugend dargebracht.

Die letzte.
Nicht der nur ist's, der mit gehob'nem Schwerdt'
Kühn um sich haut, vertilget und verheert,
Wie mit der rohen Kraft des Scythen;
Doch der, der keine Stürme scheut,
Und für das Gute stets bereit
Der Lockung seine Stirn' zu bieten,
Nur der ist meines Namens werth.

Das Ganze.
Mich schuf des Winters starke Hand,
Doch grün' ich fort in allen Zonen,
Wo immer Thaliens Diener wohnen.
Und Indien ist mein Vaterland.

G.....k.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Donnerstag den 18. Herbst-Tag, Lustsp. in 5 Abthl. von Iffland. Man hat in der neueren Zeit das Witzwort Schillers von der Misere des bürgerlichen Schauspiels häufig nachgesprochen und sich bemüht, die Ifflandischen Dramen um allen Credit zu bringen; indeß kann doch nicht geläugnet werden, daß in Manchen das Leben kräftig und wahr gezeichnet. So auch im Herbst-Tag. Zwar fehlt es dem Stück an Handlung; zwar ist Frau Saaler (Mad. Weidner) mit ihrer trivialen Geschwätzigkeit und Maria (Dem. Urspruch) mit ihrer trübseligen Empfindelei ungemein langweilig; Andere aber, als Lizentiat Wanner (Hr. Weidner), Fritz (Hr. Fehringer), Peter (Hr. Rottmayer) und Amalia Fersen (Dem. Lindner) sind so frische, rechtgesinnte, in ihrer Festigkeit so anziehende Menschen, daß man mit Lust bei ihnen verweilt, besonders wenn sie mit solcher Wahrheit dargestellt werden, als es heute geschah. Ueberhaupt wurde das Stück mit Liebe gegeben, was um so erfreulicher, weil eben in Ifflandischen Stücken es nicht mit dem bloßen Hersagen der Rolle gethan ist, und der höhere Beruf des Schauspielers, Characterzeichnung, darin in Anspruch genommen wird.

Samstag den 20. Jan. Das Bild, Trsp. von Houwald. Hr. Ludewig spielte den Graf von Nord. Wir haben diese Rolle zuerst von Hrn. Otto gesehen; er zeigte uns darin den Mann, der ein tiefes Leiden mit Würde trägt und dem zu entsagen weiß, was ihm als höchstes Lebensglück erscheint. In seinem Spiele lag eine gewisse Schwermuth, die es anziehend machte. Besonders war der Moment, wo er die Dispensation zerreißt, von großer Wirkung und grade die Eigenthümlichkeiten der Rolle, welche Hr. Otto sehr richtig aufgefaßt hatte, sind es allein, durch deren Entwickelung sie, neben dem vom Dichter reicher ausgestatteten Spinarosa, mit einigem Glück gegeben werden kann. In dem Spiele des Hrn. Ludewig war davon nichts zu bemerken; es hatte keine Basis und kein Ziel und wir können dieser Leistung höchstens das Verdienst eines fleißigen Memorirens zu gut schreiben. Nach der Wahl der von Hrn. Ludewig im vorigen Sommer gegebenen Gastrollen und der jüngst gewählten Debut's dürfen wir annehmen, daß die heutige Rolle außer dem Bereich seiner bisherigen Kunstübungen liegt und so ist es billig, sie als einen nicht ganz gelungenen Versuch zu betrachten. — Es sey uns vergönnt, hier eine Bemerkung einzuschalten, die sich uns, zumal in der neueren Zeit, schon oft aufgedrungen hat. Wie ist es möglich, daß es ein deutscher Schauspieler zur Meisterschaft, ja nur bis zu einiger Vollkommenheit in seiner Kunst bringen kann, bei der Unzahl und Verschiedenheit von Rollen, womit er sein Gedächtniß — wie oft vergeblich! — belasten und die er, wohl oder übel, in kurzen Zeiträumen lernen, durchdenken und darstellen muß. Es ist zu wetten, daß ein Le Kain, ein Garrick, in seinem ganzen Leben nicht so viel Rollen dargestellt hat, als heutiges Tages ein Schauspieler in einem Jahre spielen muß. Und woher soll diesem bei so manchem charakterlosen Machwerk die Lust, die Liebe zur Sache kommen? Frankreichs Schauspieler haben doch noch den Trost an ihren classischen Werken, in den Dichtungen eines Corneille, Racine, Moliere und Voltaire sich heranbilden zu können; aber dem deutschen Schauspieler ist auch dieser Trost versagt, da die Directionen es nicht gerathen finden dürften, Lessing's, Schiller's und Goethe's Werke öfter zu geben, so lange noch die große Mehrheit des Publikums, welcher gefeiërte Name auch auf dem Anschlagzettel steht, ausrufen wird: ach, das ist wieder ein altes Stück, wer wird das sehen wollen! — Hr. Fehringer entwickelte als Spinarosa den ganzen Umfang seines Talents. Es lag eine Innigkeit und Wärme in seinem Spiel, welche das reinste Wohlgefallen erzeugte und auch spröde Herzen zur Theilnahme bewegte. Der Trübsinn, den der Dichter über alle Personen dieses Trauerspiels ausgegossen hat, wird erträglich, wenn er so durch die Kunst gemildert, wenn der Zuschauer von dem Druck peinlicher Mitgefühle so durch den Künstler erlößt und zur Bewunderung hingeleitet wird! Brächte Hr. Fehringer diese Sicherheit, diese Wärme der Empfindung, diese feste Haltung des Characters zu allen seinen Rollen mit, wer könnte ihm eine Stelle neben den besten Schauspielern der Zeit streitig machen? — Auch Hr. Weidner (Marchese), Hr. Leißring (Kastellan) und Mad. Schultze (Camilla) verdienen lobende Erwähnung. Bei der Letzteren dürfen wir jedoch nicht unbemerkt lassen, daß ihre Rede durch gesangartiges Dehnen der Worte monoton wurde. Dem. Urspruch (Leonhard) verfiel auf andere Weise in denselben Fehler; sie legte fast in jedem Vers auf irgend ein wichtigeres Wort denselben Nachdruck und Ton. Außerdem war sie zu weinerlich. Leonhard ist die einzige Person im Stück, auf der kein geheimes Leiden lastet. Frischer, jugendlicher Lebensmuth und die innere Heiterkeit, welche die Begleiterin reiner Kunstliebe ist, dürfen hier nicht vermißt werden, mindestens in den ersten Acten nicht.

Sonntag den 21. **Das neue Sonntagskind**, Oper in 2 Abthl. Musik von Wenzel Müller. Von dieser Vorstellung haben wir nur zu berichten, daß sie unter Lust und Lachen an den Zuschauern vorüberging und daß Jeder, der sie sah, in heiterer Stimmung das Schauspielhaus verließ. Damit wäre dann nicht allein ihre Wahl gerechtfertigt, sondern auch angedeutet, daß man dergleichen leichte, nur auf wohlthätige Erschütterung des Zwergfells berechnete, Spiele in hoffärtiger Geringschätzung nicht gänzlich von dem Repertoir verweisen sollte.

Donnerstag den 25. **Graf Armand, oder: Die zwei gefahrvollen Tage**, Oper in 3 Abthl. von Cherubini. Die neueren französischen Opern, welche in dem jetzt herrschenden Modegeschmack à la Rossini componirt sind, haben in neuerer Zeit in Frankreich die classischen Werke Cherubini's, Mehül's und selbst des sich doch schon mehr zur Mode hinneigenden Paer zu verdrängen gewußt; daß dieses bei uns wohl nie der Fall seyn werde, dafür bürgen die herzliche Aufnahme, welche die heutige Oper bei dem Publikum fand, und der an vielen Orten laut geäusserte Wunsch, daß doch die übrigen Opern des Meisters aus dem Staube gesucht und dem Publikum als kernfeste gediegene Speise nach den mancherlei den Magen verderbenden Leckereien aufgetischt werden möge. Wirklich ist es um eine Cherubinische Musik eine ganz eigne Sache. Erheitern, ja uns zur wirklichen lauten Fröhlichkeit stimmen, kann auch eine neue modernisirte Musik; aber uns mit heiligem Schauer erfüllen, in unserm Herzen Ahnungen aufregen, die eine höhere geistige Welt erschauen lassen und die auf ihren Flügeln uns mit sich emporschwingen näher all dieser Herrlichkeit, dieß vermag nur die wahre ächte Musik, diese Sprache der Geister, wie solche in den Werken Cherubini's überall lebt und webt. Doch wie die Perle in dem tiefsten Grund des Meeres, das Gold tief in der Erde Schacht sich birgt, so auch liegt das wahre Schöne der Musik nicht an der äusseren Grenze; es will erforscht, es will erfunden seyn, dann aber auch gewährt es unsägliche Wonne und sein Glanz leuchtet hell wie der Sirius am nächtlichen Himmel. Stürme in der musicalischen Welt mögen zwar die classischen Werke verdrängen; vertilgen werden sie sie nie, noch weniger das Schaffen neuer Werke in ächtem Kunstgeschmack verhindern. Femy's Oper, die dieser Tage auf unsrer Bühne zur Aufführung kommen wird, mag es darthun, daß noch Männer dem wahren Sinne huldigen, und der stets sich bewährte richtige Tact unseres Publicums läßt hoffen, daß auch bei diesem Erstlinge das Gründliche und Wahre erkannt werden wird, wenn auch gleich demselben das Aushängschild eines in der Operncomposition schon bekannten Namen ermangeln mag. Mußte ja schon oft der Deutsche sich seinen Namen im Auslande holen, warum sollte es uns Frankfurtern nicht auch einmal vergönnt seyn, das niedergedrückte Talent des Fremden zu erkennen, aus dem Dunkel zu ziehen und ihm die Stelle anzuweisen, die es verdient? Manche schöne Composition könnten wir vielleicht auf diese Art noch erhalten und uns so den Dank der ganzen musikalischen Welt erwerben. — Doch zurück zu der heutigen Oper. Hr. **Rieser** gab in Spiel und Gesang den **Grafen Armand** mit derjenigen Würde und Kraft, welche der Mann besitzen muß, der durch seine furchtlosen Reden sich den Verfolgungen Preiß gegeben hatte. Mad. **Brauer** stand ihm als zärtliche liebende Gattin in schönem Einklange zur Seite. Mit lobenswerthem Fleiße, wie immer, suchte dieselbe die in die Gesangparthie gelegte Leidenschaft aufs lebendigste wiederzugeben, was derselben auch, so weit ihr Stimmenumfang zureichte, gelang und wofür derselben der Beifall des Publikums zu Theil ward. Mit Hrn. **Tourny's** Leistung als **Antonio** sind wir zufrieden. Nur meide derselbe für die Zukunft in der Romanze des ersten Acts die Schnörkeleien und singe in etlichen Ensemblestücken weniger stark. Dem. **Noisten** d. ä. (Marceline) geht vorwärts und dieß freut uns herzlich; die Stelle im Finale des ersten Acts, wo Marceline sich entschließt, bei dem Vater zu bleiben, war von ergreifender Wirkung. Dem. **Münch** sang ihre kleine Parthie mit hörbarer Beklommenheit, aber doch recht schön; der Beifall des Publikums möge sie zu fernerem fleißigen Wirken aufmuntern. Der zweite Soldat (Hr. **Marrder**) muß, wie man im gemeinen Leben sagt, nicht viel vertragen können; denn kaum war er im Quartier, so war er auch benebelt. Dieß war ein wenig zu schnell; sonst war sein Spiel gut. Der Soldaten-Chor des zweiten Acts ging recht brav; bei dem ländlichen Chor des dritten waren jedoch einige Stimmen (irren wir nicht, im Tenor) bei den Eintritten zu schreiend. Dieß muß man abändern. Was die übrigen Mitspielenden mehr oder weniger Gutes leisten, ist bekannt — doch Hrn. **Dobler** (Michell) sollten wir diesen so ganz unerwähnt lassen? — Zu seinem Lobe bedarf es keiner Erwähnung; gehet hin und sehet! Wir freuen uns auf seine Leistung als Raugraf.

Theater-Anzeige.

Montag den 29. Januar. (Zum Besten des Hrn. **Rieser**) **Der Raugraf**, Oper in 3 Abthl.

Dienstag den 30. **Die beiden Philibert**, Lstsp. u. die letzten zwei Aufzüge von: **Die Hagestolzen**.

Mittwoch den 31. **Sargines**, Oper.

Donnerstag den 1. Febr. **Die Rosen des Herrn von Malesherbes**, Lustsp.; **Ein Mann hilft dem Andern**, Lustsp. u. **Der Verschwiegene wider Willen**, Lustsp.

Samstag den 3. Oper. (Noch unbestimmt).

Sonntag den 4. Moses, Melodrama.

Montag den 5. (Zum Besten des Hrn. Louis **Urspruch**): **Der Kaliph von Bagdad**, Oper; und **die Schneidermamsells**, Vaudeville.

☞ Vielfältigen Nachfragen zu begegnen, zeigt die Redaction hierdurch an, daß die am 19. Jan. im Museum gehaltene Vorlesung: „**Der Wächter auf der Brücke**" — ein für alle Bewohner Frankfurts interessantes Bruchstück aus der Geschichte unserer Vaterstadt — mit Genehmigung des verehrten Verfassers in der nächsten **Iris** erscheinen wird.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 21. Dienstag, 30. Januar 1827.

Der Wächter auf der Brücke,

von A. Kirchner.

(Vorgetragen im Museum am 19. Januar l. J.)

Wenn ich, Verehrteste, hier Ihre Geduld auf die Probe stellen wollte, so könnte ich den Wächter auf der Brücke, von dem ich Sie heute unterhalten soll, bei Ihnen als den platonischen Menschen *) oder als den berühmten Gallimathias **) selbst einführen, und Sie dann noch einige Zeit mit einem mäßigen Redeschwulst langweilen, ehe Sie nur den Helden des Tages zu Gesicht bekämen. So ist es jetzt in großen und kleinen Büchern an der Tagesordnung. Ich aber werde die Ehre haben, Ihnen ganz kurz und ehrlich zu berichten, daß der Gegenstand unsrer jetzigen Unterhaltung niemand Anders ist, als der alte wackere Brückenhahn, der hier in Effigie vor Jedermanns Augen steht. Sie sehen hier ein Meisterbild, das man aus einer alten Kunstkammer, den Kennern zu gefallen, hiehergebracht hat, ***) und das selbst einem Mignon ****) keine Schande machen würde. Die Geschichte des noch jetzo auf seiner hohen Ehrenstufe amtirenden Originals und seines eben so berühmten Vorfahrs werde ich, der diplomatischen Genauigkeit wegen mit einigen historisch-poetischen Zeugnissen belegt, hier mittheilen.

Gleich nach seiner Geburt (1635) wurde unserm Helden ein Wiegenlied gesungen, das ich hier in extenso vorlege. *)

Als nach Christi des Herrn Geburt,
Tausend Sechs Hundert geschrieben wurd,
Noch fünf und dreißig Jahr darneben,
Den Neunten Tag Augusti eben,
War eins für wahr der bösen Jahren,
Wie mancher leider hat erfahren,
Da mußte der alte Hahn auf der Brücken
Allhier zu Frankfurt auch sich bücken;
Und ward ihm da sein letzter Lohn,
Als ihn die Schwedische Garnison,
Zu Sachsenhausen damahls logirend,
Und die Einwohner wohl vexirend,
Nachdem er lange am Mayn gemacht,
Durch einen Schuß herunter bracht,
Dadurch er ins Wasser baden ging,
(War vorher nicht gewohnt der Ding)
Da man einen neuen gesetzet hat,
Der nun vertrit' des alten statt.
Ins künftig zeigen wir auch an,
Wie es ergangen dem alten Hahn.
Der neue Hahn ward aufgesetzt hie,
Den Eilften Tag January,
Des nechst darauf folgenden Jahren,
Als eben damahls Bauherrn waren,

*) Plato hatte den Menschen „ein zweibeinig Thier ohne Federn" genannt. Darum rupfte ein Witzbold einen armen Hahn und ließ ihn mit den Worten: „Sehet da den Menschen des Plato!" im Hörsaal des Weltweisen laufen.

**) Diese Benennung des Wortunsinns kommt von einem Bauer Matthes, dem sein Hahn gestohlen ward. Der Anwald versprach sich immer und sagte statt: Gallus Matthiae, (Hahn des Matthes), Galli Matthias (der Matthes des Hahns). Daher jeder sinnlose Vortrag: Gallimatthias (Hahnmatthes).

***) Auf hiesigem Stadt-Bauamte wird diese Abbildung aufbewahrt.

****) Abraham Mignon aus de Heems Schule, (geb. dahier 1640) war seiner Zeit der Apelles der Hähne. Sein todter Hahn (mehrfach in Kupfer gestochen und von dem verstorbenen Chandelle mit täuschender Wahrheit in Pastell nachgeahmt) ist ein Meisterwerk.

*) Die Urschrift dieser und der noch folgenden Verse auf Pergament stickt im Bauch des noch jetzt fungirenden Brückenhahns. Wir geben sie hier nach einem authentischen Transsumt.

Herr Hans Heinrich zum Jungen genannt,
Herr Philipps Leutwein nach der Hand;
Endlich weiland Herr Hans Hammer
Der kurz zuvor aus diesem Jammer
Ist abgeschieden aus dieser Welt,
Ehe der neue Hahn ward aufgestellt!
Der diesen Rythmus machen thät,
Heist Johann Flitter ein Poet,
In seiner Jugend coronirt
Und mit dem Lorbeerkranz geziert.
War in Latein besser, und ein Frank,
Darum er auch den Wein gern tranck.

Es schien unsres Helden Bestimmung zu seyn, die Dichterfedern in Bewegung zu setzen. Hatte nemlich sein Vorfahr den Untergang durch's feindliche Feuer gefunden, so drohte ihm (1739) der Tod im Wasser. Aber er wurde noch glücklich gerettet und feierlich in seinen Posten wieder eingesetzt. Dies gab den Zeitgenossen neuen Stoff zu poetischen Glückwünschen. Ein Sänger aus Gottscheds Schule schreitet jetzt auf dem Kothurn einher. Hans Flitter, durstigen Andenkens, flatterte nah an der Erde, dieser erhebt sich auf dem geflügelten Dichterroß zum Helicon selbst empor.

Nun, Glück zu! zum andernmale stellt der Hahn sich bei dir ein,
Du o Frankfurts Segens-Ursprung, du o weltberühmter Main!
Keines Feindes tolle Wuth hatte seine Ruh gestöret,
Und in hundertjähr'ger Zeit hat er keinen Schuß gehöret,
Den nicht Ehrfurcht oder Freude mit Frohlocken losgebrannt;
Seines Vorfahr'n hart Geschicke blieb Ihm völlig unbekannt.
Aber was kein Feind vermocht, ist der Kraft der Zeit gelungen,
Diese hat ihn unvermerkt von dem alten Sitz verdrungen.
Siebzehnhundert neun und dreißig ist die Zahl von jenem Jahr
Da der Einsturz dreier Bögen seines Ruhstand's Ende war.
Nachher auf des Raths Befehl, hat sich Fleiß und Kunst beflissen,
Um das wieder zu erhöh'n, was die Zeiten eingerissen.
Ja nach eilf verfloßnen Jahren stund der Brücke neue Pracht,
Und dem Hahn ward im December in der Mitte Platz gemacht.
Hier muß er nun unverrückt bis zum Schluß der Tage stehen,
Und den Ruhm des Vaterlands jährlich höher steigen sehen.

Gott, du Ursprung aller Wohlfahrt, segne diese werthe Stadt,
Die die Huld von deiner Vorsicht so beglückt gepflanzet hat,
Gieb' den Vätern dieses Orts Weisheit dort von deinem Throne,
Damit deine Furcht und Recht stets in unsern Mauern wohne.
Benedeye die Bemühung ihres Amts mit deiner Kraft,
Und verbinde ihre Treue mit dem Wohl der Burgerschaft.
Schenke uns ein redlichs Herz und ein ruhiges Gewissen.
So wird Fried' und Einigkeit sich in unsern Mauren küssen.
So wird durch des Höchsten Güte jeder Tropfen in dem Main
Eine unerschöpfte Quelle unsers Wohlergehens seyn,
Und ein jeder Burger hier auch bei rauhen Unglückswinden.
Unter unsers Kaisers Schutz, Sicherheit und Freiheit finden.
Dieses wünschen, aus dem Innersten ihres Herzens die von Einem Hochedlen Rath dermalen zum Bau-Amt Verordneten.

Anwesende sämmtlich (und nun auch alle Leser!) werden diesem frommen Wunsche beitreten und dem Wächter, dem nur wenige Jahre zur Vollendung seines zweiten Jahrhunderts fehlen, eine lange und friedliche Wacht zum neuen Jahre wünschen; besonders nachdem er im verhängnißvollen Befreiungskriege dem Kugelregen der Franzosen und Baiern glücklicher als sein Vorfahr entkommen. Von diesem letztern versprach Poeta Flitter uns die tragische Geschichte seines Untergangs (1635) zu berichten. Dies hat der Laureat bis auf den heutigen Tag unterlassen, und wir fühlen uns um so mehr gedrungen, hier einzutreten und Flitters Schuld zu bezahlen, da wir dabei noch Ein und das Andere zu referiren wissen, wodurch das Geburtsjahr unsers Helden, des jetzigen Hahns, zum merkwürdigsten aber auch zum unglücklichsten für unser Frankfurt im langen Lauf des siebenzehnten Jahrhunderts gestempelt wird.

Als nemlich 1631 König Gustav Adolph von Schweden die Stadt ohne Schwerdtstreich gewonnen, hatte er sechshundert der Seinen unter dem Obrist Hans Vitzthum von Eckstädt, einem Sächsischen von Adel, nach Sachsenhausen in Besatzung gelegt, um diesen Ort der wegen des Passes aus dem mitternächtlichen ins mittägliche Deutschland für wichtig gehalten wurde, dem evangelischen Bunde zu versichern. Von der Krone Schweden sollte die Besatzung ihren Sold erhalten, dem Rathe aber neben Jener den Eid der Treue schwören. Der Anführer selbst leistete diesen Eid am 1. December 1631 in die Hände der Burgermeister.

Anfangs stand alles gut! der Obrist ließ es sich in dem Losamente, welches der Rath ihm zu Sachsenhausen verschafft, recht wohl gefallen. Ihm einen guten Willen zu machen, wurde er mit firnem Wein aus dem Rathskeller und trefflicher Kost zur Genüge versehen. Nur erst als Vitzthum — wie ein Gleichzeitiger versichert — die Wärme dieses Nestes besser empfand, — wuchsen ihm die Federn über Nacht; so, daß er seine Wohnung ohne Ursach änderte und eigenthätig den Frankensteiner Hof einnahm; vorwendend er wollte mehr nicht als die Wohnung, der adligen Wittib aber keinerlei Beschwerung zufügen. — Wie er dies gehalten, ist aus der Wittib lamentabeln Beschwerden abzunehmen, da er, Vitzthum, unter Andern in ein wohlverwahrt Gewölb gebrochen und über hundert Mark Silbergeschirr geraubt.

Während Geitz und Hoffahrt bei dem Kommandanten steigen, nimmt das Glück der schwedischen Waffen täglich ab. Der große Gustav war bei Lützen durch Verrath gefallen. Sein Nachfolger im Befehl, Bernhard von Weimar, bei Nördlingen von dem spanischen Infanten geschlagen, floh an den Mittelrhein, zog streifende Partheien an sich und vereinzelte Besatzungen, während der Reichskanzler Oxenstirn in Frankfurt bei der Bundesversammlung mit dem Schwerdte der Beredsamkeit focht und bald die Wankenden zusammen zu halten bald die Furchtsamen zu ermuthigen bemühet war.

Aus Sachsenhausen wurde indessen kein Mann abgeführt. Wohl wußte der Reichskanzler, wie fest der

Rath zu Frankfurt des Vortheils und der Gewohnheit wegen am Kaiser hing. Hatte Oxenstirn doch erst kürzlich einer ansehlichen Rathsdeputation das Beispiel der Schweden, die Siegmund, den rechtmäßigen Erben, weil er katholisch geworden, vom Throne gestoßen, vergebens vorgehalten. Der Rath lebte und starb darauf, daß eine Reichsstadt ohne Kaiser so wenig als ein Schiff ohne Ruder bestehen könnte. Den Kaiser, erklärten sie, könnten sie seinen Glauben selbst verantworten lassen, so lang er nur ihr Gewissen unangefochten lassen wolle.

Als Folge solcher Gesinnung hatte die Stadt durch ihren Agenten Pistorius ein Verständniß in Wien angeknüpft. Hundert Tausend Thaler reueten den Rath nicht, um damit die Einziehung der kaiserlichen Güter in Frankfurt von den geldbedürftigen Gothen abzukaufen.

Ferdinands Erstgebornem, dem Könige von Ungarn, der als Sieger gegen die schwäbischen Reichsstädte die Huld seines Ahns Maximilians blicken ließ, hatte Frankfurt Gesandte entgegengeschickt, und dem sächsischen Frieden, der 1635 einen großen Theil von Deutschland wieder mit Oestreich vereinigte, schlossen sich Burgermeister und Rath mit einer in ihren damahligen Verhandlungen sonst ungewöhnlichen Eile an.

So öffentliche Schritte konnten nicht verborgen bleiben. Der Rath, die Schweden zu begütigen, erbot sich gegen Vitzthum, für ihn und die Seinen bei der Majestät von Ungarn freien Abzug nach Hanau oder Kassel zu erwerben; Vitzthum, nachdem er sich durch Zusammenraffung vieles bei Nördlingen zertrennten Volkes auf zweitausend und mehr verstärket, und kürzlich zum Range eines Generalmajors gelangt war, legte den Unterhandlungen tausend Schwierigkeiten in den Weg. Um so weniger gedachte er Sachsenhausen zu räumen, weil seit der Nördlinger Schlacht die Stadt ihn besolden und ernähren mußte. Durch Drohungen hatte Vitzthum die Bewilligung erpreßt, und nun borgte er selbst von einem Löhnungstag zum andern der Stadt das nöthige Geld aus seinem Seckel, es versteht sich gegen doppelte Zinsen und dreifache Sicherheit. —

Dennoch hätte man einen Bruch zu vermeiden — der nicht der Stadt und ihrem Gebiet allein, sondern auch der Sicherheit und dem Handel der Bürger an weit entlegenen Orten gefährlich werden konnte — noch eine gute Weile mit Vitzthum Geduld gehabt, hätte dieser nicht durch immer schreiendere Ungerechtigkeit alles auf die Spitze gestellt.

Nicht genug nämlich, daß die halbe Besatzung täglich streifte, um die arme, seit achtzehn Jahren so hart bedrückte Umgegend vollends auszuplündern; man fiel auch den Bürgern in Häuser und Keller ein und stieß was Widerstand leistete nieder. Viele Einwohner von Sachsenhausen wurden ein Opfer dieser Raubgier; worin die Offiziere es den Soldaten noch zuvorthaten. Desto unbändiger war der wilde Haufe, weil er längst nicht mehr aus gebornen Schweden, sondern aus zusammengerafftem Gesindel bestand, aus Friedländischen Ausreißern, niederländischen Schützen und oberländischen Lanzknechten, aus Miethlingen von allerlei Ort und Volk, damals und immer den Hefen des Soldatenstandes.

Wie nun die Stadt sich zur Annahme des Prager Friedens geneigt, und Vitzthum seine Herrschaft über Sachsenhausen und die bisher besessene reiche Pfründe zu verlieren fürchtete, ging er in jeder Art von Bedrükkung noch vorwärts. Er verstärkte die alten Wachen an Thoren und Pforten und legte neue auf Warten und Wege; er belastete eignen Gefallens durchgehende Waaren mit schweren Zöllen und nöthigte so die Fuhrleute, durch große Umwege der Stadt auszuweichen; er nahm von den eingeführten Waaren was ihm gefiel, ohne Zahlung. So verringerte er täglich den armseligen Rest des Handels und brachte die Bürger an den Bettelstab, während seine Anfangs hungrigen und mit ihren geflickten Wämsern schlecht ausgeputzten Söldner die Ortsgulden jetzt zu Hunderten zum Würfelspiel ausschütteten.

Als diese Last des Gemeinwesens dem Könige von Ungarn zu Ohren kam, schickte er, der ohnedem ein Aug auf Mainz hatte, das noch von Bernhard von Weimar besetzt war, den Siegmund Friedrich Ratkey, Freiherrn von Sachsenhausen, als Commissar nach Frankfurt, welcher am achtzehnten Julius 1635 eintraf, und Anfangs mündlich, dann schriftlich, mit Vitzthum, des Abzugs wegen, handelte. Letzterer aber bestand darauf, nicht nur seine Habe, sondern auch die Vornehmsten des Raths und der Bürgerschaft, als Geißeln, mitzunehmen, ehe dieses ihm bewilligt worden, wollte er, des Abzugs wegen, nicht handeln.

Der Bevollmächtigte des Königs von Ungarn, wohl merkend, wie wenig von des Kommandanten gutem Willen zu erwarten sey, ermunterte den Rath, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er stellte vor, des Feindes Stärke sei die Schwäche und Unentschlossenheit der Stadt. Bei der Nähe des kaiserlichen Hauptheers sey von den Weimarischen nichts zu fürchten, jeder Verzug aber gebe Vitzthum nur Gelegenheit sich zu verstärken, und so das Elend der Bürger zu mehren.

Wirklich hatte der Generalmajor, wie wohl er früher dem Rath sein Ehrenwort verpfändet, daß er keine Truppen mehr aufnehmen wolle, den Obrist Rosa mit ein Paar hundert Knechten von den Weimarischen an sich gezogen. Sie waren, weil die Kaiserlichen die Landpässe besetzt hielten, zu Wasser von Mainz herauf gekommen und mit Leitern auf die Brücke gestiegen.

Fast um die nemliche Zeit gelang es einigen Fähnlein aus Hanau, die der Schotte Ramsay*) sandte, sich in Sachsenhausen einzuschleichen. Seitdem hatte Vitzthum die Seinen gemustert, und Alle, die früher dem Rath geschworen, dieses Eides entlassen.

Als aus solchem Vernehmen, welches selbst von den in Frankfurt anwesenden Bundesräthen gemißbilligt wurde, der Rath merkte, daß offne und kühne Fehde unvermeidlich sei, eilte er, seine Söldner durch Werbung zu verstärken. Die Bürger selbst waren längst in Fähnlein getheilt und in Waf-

---

*) Ramsay, Bruder des Grafen von Dalhousse in Schottland, war schwedischer Commandant der Feste Hanau.

sen geübt; man gesellte ihnen die ledigen Pursche zu, und das Landvolk, welches der Krieg und der Hunger zu Haufen in die Stadt getrieben. *)

Die Thore, längs des Mainstroms vornemlich, wurden mit der auserlesensten Mannschaft besetzt, die unter dem Befehl der jüngern Rathsherren stand. Der wichtigste Posten aber war die Brücke. Sie wurde auf Befehl der Zeugherrn mit Pfahlwerk und Schanzkörben verwahrt, während vom Fischerpförtlein bis an's Leonhardsthor, längs des Mainufers, Blendungen aufgestellt wurden, den Schützen zu einer Brustwehr. Noch am nemlichen Tag, es war der dritte August, ließ Vitzthum, als es dunkel geworden, die Brücke auch am linken Ufer mit Schanzkörben umgeben, sich rühmend, daß er damit dem Rath eine Brille aufgesetzt. Auch vergaß er der Mühlen nicht die er mit leichtem Geschütz und Doppelröhren reichlich versah.

In diesen Vorbereitungen wurden Vitzthums Leute durch das Feuer der Frankfurter gestört, die von dem dießseitigen Brückenthurm und den Bollwerken des Fischerfelds das jenseitige Ufer mit einem Kugelregen übergossen. Hoch offendirt ließ Vitzthum bei Tagesanbruch fragen, ob es dem Rath denn Ernst sey, Krieg mit ihm zu führen? Die Antwort empfing er durch einen Ausfall auf seine Schanzkörbe; die Stadtsöldner nehmen sie, wiewohl nicht ohne Verlust, und reinigen alsdann die Brücke bis an den jenseitigen Thurm. Sich dafür zu rächen ließ Vitzthum noch am nemlichen Abend (den 5. August) die Brückenmühle in Brand stecken. Bei dieser Gelegenheit ward der Vorfahr unsres Hahns von den schwedischen Knechten aus Uebermuth herabgeschossen und fand im Mainstrom sein Grab. Begünstigt von der Feuersbrunst und dem Kugelregen, welcher die Stadtsöldner von der Brücke abhielt, ließ Vitzthum neue Schutzwehren von Flechtwerk aufführen und hoch mit Erde anfüllen.

Am andern Morgen setzten die schwedischen Flintenschützen, die außer dem jenseitigen Brückenthurm auch den schwarzen Thurm im deutschen Hause und die Häuser längs dem Ufer, von der Brücke bis zum Schaumain besetzt hielten, ihr Feuer so fleißig fort, daß in Frankfurt, den Strom entlang, kein Fenster ganz und kein Bewohner des Lebens sicher war.

Solche Noth zwingt den Rath sich um Hülfe an Stärkere zu wenden; ein Schritt den er lange vermieden. Der kaiserliche Oberfeldherr Gallas lagerte zu Stockstadt; unter ihm die Feldherrn Grana, Bönigshausen und Lamboy, die mit ihrem Volk bis an Frankfurt streiften. Der Rath, die Gefahr im Innern erwägend, und durch den Frieden mit Oesterreich vor List und Ueberwältigung gesichert, erbot sich jetzt zum Erstenmale in diesem Kriege die kaiserlichen Schaaren in Frankfurt aufzunehmen, wenn sie, vereinigt mit den Bürgern, den Feind aus Sachsenhausen vertreiben wollten. Kaiserlicher Seits ward nicht gezögert, diese Bitte zu erfüllen; so daß schon am 7. August fünf tausend Mann unter dem Generalwachtmeister Wilhelm von Lamboy und dem Obristen Andres Matthes Kebraus in die Stadt rückten.

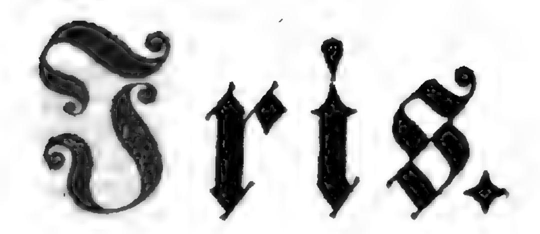
Jetzt gab es für Hansen von Vitzthum wenig Feiertage mehr. Schon am nächsten Morgen wurde er von allen Mainbasteien begrüßt. Gegen der Fahrpforte über am Schaumain machten die halben Kartaunen eine Lücke, die man im Kriegesrathe zum Stürmen tauglich hielt. Die Mannschaft hiezu waren Freiwillige aus des Kaisers Volk und den Frankfurter Fähnlein, denen sich auch Bürger zugesellten. Während Kebraus die Brücke zum Schein anfiel, wurden Jene an der gewöhnlichen Fuhr über den Main gesetzt. Anfangs gelang es ihnen, sich in dem Mauerbruch und in einen anstoßenden Thurm einzulegen; ja einige Bürger drangen mit gefällten Partisanen in Sachsenhausen bis an die Dreikönigskirche vor. Weil aber dort der Feind im rechten Vortheil saß und aus den Fenstern rechts und links der Löhergasse das tapfere Häuflein bestrich, auch die Nachrückenden die blauen Birnen fürchtend, bald anhielten, der Vordern aber Mehrere fielen, wichen endlich die noch weichen konnten auf die Sturmlücke zurück. Vergebens mahnten dort die Befehlshaber zum Vordringen. Alles eilte, sich dem Bereich des tödtlichen Geschosses zu entziehen. Am Mittag schon hatten die Belagerten die Lücke mit Erde gefüllt und gegen neue Angriffe gesichert.

Die Vorsicht war überflüssig, weil Lamboy mit Einwilligung des Raths den Plan änderte. Er beschloß, den Feind am zehnten August von einer andern Seite anzugreifen. Mehr als dreißig Stücke, längs des Kai's vom Leonhardsthor bis zur Brücke aufgepflanzt, schleudern weit über den Fluß Tod und Verderben auf die Wohnungen der Sachsenenkel; — bald liegen sechs und zwanzig Häuser in der Asche. Vitzthum überzeugte sich endlich, der Rath sey entschlossen, Alles zu wagen, um ihn zu vertreiben. Er sah den Augenblick nah, wo er sich auf der Brandstätte mit erbitterten Feinden herumschlagen müsse. Er fürchtete den Grimm der Einwohner, wenn sie nichts mehr zu verlieren hätten, als ein armseliges Leben, und die Macht des Hungers, der unter den Seinen schon zu wüthen anfing; endlich lag ihm auch die Rettung seiner Schätze am Herzen. Darum schickte er mitten im Feuer den Pfarrherrn von Sachsenhausen mit einem Trommelschläger herüber, um von dem kaiserlichen Feldwachtmeister einen Accord zu begehren. Dieser aber ließ, daß Vitzthums guter Wille nicht erkalte, das Feuer fortsetzen, bis der Vergleich unterzeichnet war. Dieser lautete dahin, daß Vitzthum mit seiner Kriegsschaar und allen dazu gehörigen obern und niedern Befehlshabern und Führern, nebst den aus Hanau und andern Orten nach Frankfurt befehligten Fähnlein mit fliegenden Fahnen, Sack und Pack, Kutschen, Wägen und Pferden, auch Staats- und Regimentsgepäck, frei von aller Untersuchung, am andern Morgen um sieben Uhr abziehen sollte. Von Feldstücken sollte er vier, die ihm gehörten, mitnehmen. Alsdann sollte er nach der Gustavusburg frei und sicher begleitet werden.

So lautete im Wesentlichen die Capitulation, welche Vitzthum aus Haß gegen den Rath, ohne dessen Beitritt, nur mit Lamboy, als seinem Ebenbürtigen, abgeschlossen. Er hatte bald Ursache, sein Vertrauen zu bereuen. Denn von dem ganzen Vergleich hielt Lamboy den einzigen Punkt, der Vitzthums Person betraf. Kaum ausgerückt, werden die Abziehenden von den Kaiserlichen umringt, das Gepäck wird geplündert, die Mannschaft untergesteckt. Nur Hans von Vitzthum zieht, erlöst von der Wucht des Goldes, womit er sich bisher geschleppt, frei wie ein Vogel und nur von Einem Stallknecht begleitet, nach Mainz ab.

*) In den wenig bewohnten Stadttheilen, (Klapperfeld, Lug ins Land, u. s. w.) hatte sich dieses landflüchtige Landvolk elende Strohhütten erbaut. Hier ward in diesen Schreckenstagen der nachher so berühmte Matthes Merian, Lehrling des Malers Joachim von Sandrart, von dem Gesindel überfallen und in einen ihrer Mordwinkel geschleppt. Schon hatten sie ihm den Strick umgeworfen, der ihn erwürgen sollte, als ein Zufall ihn rettete. Mit Schauder wandten sich Lehrer und Schüler von Frankfurt weg. Sie zogen nach England, zum großen Van Dyck, Sandrarts Freunde. Mehrere Kinder verschwanden in dieser Unglückszeit, um ein Grab in dem Magen hungriger Bauern zu finden.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 22. Mittwoch, 31. Januar 1827.

Das deutsche Kartenspiel

Herz, Schippe, Kreuz, Eckstein.

Jüngst mußt' ich spielen, weil kein vierter Mann vorhanden,
Zum Glücke mit nur langweiligen Leuten;
Denn was giebt's schrecklicheres als — die Zeit vergeuden,
In Conversation mit Basen oder jungen Fanten!
Doch war ich bei dem Spiel nicht ganz zugegen,
Ich wußte, daß mich Eine noch erwarte;
Und als ich so zerstreut in meine Blätter starrte,
Da kam von selbst dieß Verslein hier zuwegen.

Sonnett.

Ja Herz! bist du dabei, da läßt sich leicht ertragen
Gesellschaft, Spiel und abgeschmackte Reden;
Kann ich zu Ihr nur meine Blicke wagen!
Und lebte ich in bittrem Kampf und Nöthen.
Ich griff nach Schippe, Pflug, rasch sonder Klagen,
Ist nur das Herz dabei, — ohn' all Erröthen.
Das lohnte mehr als alle Lorbern sagen,
Käm' sie am Abend froh entgegen mir getreten.

Dann giebt's nicht Kreuz, — die Welt ist rein und selig,
Nicht Unglück giebt's; die Liebe ist ja Glück,
Und macht nicht finster, sondern fromm und fröhlich.

Das ist der Eckstein, heftet d'rauf den Blick!
Zu Allem soll das Herz als Grund- und Eckstein liegen,
All' andres wird sich wunderbar schon fügen.

H.

Liebe und Gehorsam.

(Fortsetzung)

7.

Der Kammerherr war ungleich weniger Hof- und Weltmann, als der Minister. Aber er verehrte diesen als ein Orakel, und hätte seinem Willen nicht nur die Liebe seines Sohnes zu einem Mädchen, sondern selbst seine eigene ohne Widerrede zum Opfer gebracht. Sie haben Recht, mein Freund! sprach er, wir dürfen nicht länger zaudern, in dem gefährlichen Roman der beiden jungen Leute unsere Väterrollen zu übernehmen. Mir war von jeher bange, es möchte über kurz oder lang ein Funke aus Amors Fackel zwischen das Pärchen fallen. Aber ich dachte zugleich: Was hat es zu sagen? Ein Brand dieser Art kann nie um sich greifen, wenn ein Paar Väter, wie Sie und ich, mit ihren Löscheimern herbeieilen. Ueber Hals und Kopf soll Carl auf die hohe Schule, und verläßt er diese einst, so soll er, wenn ihm die Gedanken an Julien durch kein anderes Mittel aus dem Kopfe zu bringen sind, durch die ganze alte und neue Welt reisen.

8.

In dem jetzigen Augenblicke waren die Gedanken an Julien dem armen Carl noch so wenig aus dem Kopfe gebracht, daß sie vielmehr der einzige Gedanke in demselben war. Sein erstes Geschäft nach seiner Ankunft auf dem Musensitze war ein langer Brief an sie. Ich bin hier, meine Julie! schrieb er, ich bin mitten unter unerträglichen Menschen, die man Studenten, und unter noch unerträglichern, die man Professoren nennt. Ich stecke, Gott sey bei uns! in dem Backofen, in welchem Juristen, Aerzte, Pfarrer und Philosophen und alle möglichen Wisser aus dem gährenden

Teige junger Muttersöhnchen gebacken werden. Mit einem Worte, Julie! ich bin auf der hohe Schule. Auf der hohen Schule? Alberne Lüge! Nirgends bin ich mehr, weil ich nicht mehr bei Dir bin. Ist es möglich, daß man mich von Dir trennen konnte? Ich begreife es nicht. Doch welche närrische Grillen habe ich im Kopfe? Wer sagt denn, daß wir getrennt sind? Hier bin ich, hier bist Du. Aber ein verdammter Gaukler und Zauberer steht zwischen uns, und hert und hert, daß ich Dich das einemal nicht sehe, und ein andermal nicht höre, und ich wette, Dir, armes Mädchen! geht es mit mir nicht besser. O Julie, Julie! Gerechtigkeit und Güte sind gänzlich von den Menschen gewichen. Es giebt Väter, die ihren Kindern die Liebe verbieten, die zur Glut sprechen: Du sollst nicht brennen! und zum Lichte: Du sollst nicht leuchten! Die armen Väter! Wollen sie stärker als der Tod seyn, der, wie alle Welt weiß, mit Schimpf und Schande besteht, wenn er Herr über die Liebe werden will? Ist also, Julie! Deine Liebe, wie meine Liebe: so wünsche ich Dir und mir noch zehn Väter, und die Welt soll aufhören, von Helden auf dem Schlachtfelde und von Märtyrern, die ihren Glauben auf dem Rost nicht verläugnen, zu reden. Welten sollen vergebens zwischen Dir und mir stehen. Schicken sie mich in die kalte, und Dich in die heiße Zone, ein Wunder wird geschehen, um uns wieder zu vereinigen, und nicht nur den Menschen, den Göttern selbst wird es an Muth fehlen, die Bande zu zerbrechen, die, seitdem es liebende Wesen giebt, stets jeder Gewalt getrotzt haben. Hast Du aber zu lieben aufgehört, oder vielmehr, weil, wer einmal liebt, ewig lieben muß, hast Du nie geliebt, o dann, Julie! — Doch wie kommt dieser Unsinn aus der Feder Deines Carls? Wer liebt mehr als Julie, wer ist treuer als sie? Selbst meine Liebe ist nur ein Schatten gegen die Deinige. Ich dürfte Dich hassen, ich dürfte hassend Dich tödten, und Du würdest mich dennoch lieben. Deine Liebe adelt Dein ganzes Geschlecht. Alle Mädchen lieben, weil Julie liebt, und keine ist von diesem Augenblick an mehr ungetreu, weil Julie getreu ist. Schwöre mir, Du habest Deine Schwüre gebrochen, und ich werde Deinen Schwur, laß mich Dich in den Armen eines Andern finden, und ich werde meine Augen Lügen strafen. Werde die Gattin meines ärgsten Feindes, und ich werde sagen, Julie ist dennoch die meinige, und sterben soll mein bester Freund, wenn er behauptet, Julie sey treulos, weil sie sich am Altar einem Andern schenkt.

9.

Ein Liebender war, nach Geßners Bericht, der erste Schiffer, und zuverlässig war ein Liebender auch der erste Briefschreiber. Aber wie oft wird die letzte schöne Erfindung durch den unseligen Umstand vereitelt, daß ein Brief, der ganz deutlich an die Tochter geschrieben und überschrieben ist, sich von dem Vater und von der Mutter, und überhaupt von jedem Ungeweihten geduldig erbrechen und sogar lesen läßt! Leider entging auch der Brief des guten Carls diesem traurigen Schicksale nicht. Statt in Juliens Hände, fiel er in die Hände des Ministers, und was half bei diesem dem Verliebten die gluthvolle Schilderung seiner Gluth? Wer genau wissen will, welchen Lohn er für seine gewiß aus treuem Herzen geflossenen Ergießungen davon trug, lese folgende Antwort, die der zürnende Papa auf der Stelle an den auf einen Brief von ganz anderer Hand mit der größten Ungeduld harrenden Liebhaber abgehen ließ.

Ihren Brief, junger Herr! schrieb der Minister, an meine Julie habe ich, der Vater des Mädchens, richtig erhalten, und da ich aus dem Inhalt zu meinem innigsten Bedauern ersehe, daß Wohldieselben nichtsweniger als bei Sinnen sind: so ermangle ich nicht, Sie mit umgehender Post von diesem Ihrem betrübten, Ihnen der Zeit vermuthlich noch völlig unbekannten Zustande aus Ihrem eigenen Briefe zu benachrichtigen. — Es schadet nichts, wenn Sie über die unerwartete Eröffnung ein wenig erschrecken. Indessen ganz zu verzweifeln, haben Sie nicht gerade Ursache. Man darf sich freilich wohl ein wenig bange seyn lassen, wenn man ein Narr ist. Allein in den goldenen Jahren der Jugend ist beinahe kein Uebel, es sey so hartnäckig als es wolle, und selbst die Narrheit nicht unheilbar, und was insbesondere Ihre Narrheit, mein junger Herr, betrifft: so wage ich es mit desto größerer Hoffnung, mich selbst zu Ihrem Arzt aufzuwerfen, da Ihr verliebtes Sendschreiben, so toll es sonst ist, weder Verse, noch ein Wort vom Todtschießen enthält. Erlauben Sie mir also, Sie zum Voraus mit meinem Heilungsplane bekannt zu machen. Da die Liebe, die in den Romanen wüthet, und ihren Sitz nicht in dem gerührten Herzen, sondern in einem zerrütteten Gehirn hat, eine natürliche Tochter, und also ein Bastard des vermaledeyten Müßiggangs ist: so sollen Ihre Geschäfte auf der Schule beinahe gar kein Ende nehmen. Alle und jede Vorlesungen sollen Sie zum Zuhörer haben. Geschichte und Philosophie, Theologie und Mathematik, die Rechte, die Medicin und die Chirurgie sollen sich mit einander um die Ehre zanken, einen jungen Musensohn den Lockungen des heillosen Knaben zu entreißen, der Alte und Junge mit dem Teufel in die Wette verführt. Die größten Folianten, das Corpus Juris und die Halsgerichtsordnung sollen Sie auswendig lernen, und wenn Sie nicht studiren, so soll ihr tapferer Arm die Holzaxt und die Holzsäge ergreifen oder man soll Sie hinter dem Drehstuhle finden. Ein Privatissimum soll Ihnen obendrein über die Moral gelesen werden, damit Sie Vater und Mutter ehren, und die Verführung unerfahrener Mädchen zum Ungehorsam gegen den älterlichen Willen verabscheuen lernen.

Diese Mittel, junger Herr! gegen Ihre Krankheit sind ganz untrüglich, und ich kann Ihnen Bürge dafür seyn, daß Sie dereinst die hohe Schule, trotz Ihres jetzigen Wahnsinns, als ein ganz vernünftiger Mensch verlassen werden. Man wird ohne Gefahr mit Ihnen umgehen, und Ihnen sogar ein Amt anvertrauen können, und wenn hundert Mädchen Ihren Augen gefallen, oder, mit Ihren Worten, wenn Sie in hundert Mädchen ver-

liebt sind, so werden Sie doch von allen kein einziges zu heirathen verlangen, wenn Ihr würdiger Vater Ihnen seine Einwilligung zu versagen für gut findet. Merken Sie sich es also ein für alle Mal, Julie ist und wird nicht die Ihrige. Es wird kein Wunder geschehen, um eine thörichte Liebe zu begünstigen, und die Bande, die nach Ihrem lächerlichen Wahne selbst durch Göttermacht nicht zerbrochen werden können, sind durch einen schwachen Sterblichen, sind durch mich bereits zerbrochen. Ich habe die zweckmäßigsten Maßregeln ergriffen, daß nie eine Zeile von Ihnen an Julie gelangt und daß Ihnen nicht einmal der Schatten des Mädchens eher wieder zu Gesicht kommt, als bis sie die Frau eines Andern, und Mutter von wenigstens drei Kindern ist.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Traum, den Lessing erzählt hat.

(Nacherzählt von einem noch lebenden Zeitgenossen Lessings.)

Lessing sagte und behauptete nicht immer das Nämliche, und wechselte den Standpunkt seiner Bemerkungen gern und oft. Dieser seltne Denkfreiheit und ihre nothwendige Verschiedenheit überall schützende Geist war ein ächter Skeptiker im klassischen Sinne des Worts. Ihm, wie Leibnitz, lag daran, aus jedem Kiesel Funken zu ziehn, und gerade das Angefochtene, Aufgegebene für den Augenblick zu retten. So bald es herrschend geworden, so bald es für alleinige ausschließliche Wahrheit gelten sollte, war Niemand rüstiger als er, dessen schwache Seite aufzuspüren, und dagegen aufzubieten, was Wahrheitsliebe einzugeben vermag. Einseitigkeit, unbedingte Anhänglichkeit für ein Lehrgebäude oder einen Menschen, blieb ihm sein ganzes Leben hindurch fremd. Will man dagegen einzelne seiner Aeußerungen anführen, so wird unbefangene Prüfung stets ergeben, daß er sie nur aufgestellt, wo ihm geschienen, man lasse dem Gegenstande nicht genug Gerechtigkeit widerfahren, und verlästere, verketzere ihn wohl gar. Für sich selbst, für seine bleibende Ueberzeugung, war ihm die einfachste, unverschrobenste, bescheidenste Ansicht die liebste, und das herzliche Wort, mit dem er sie ausspricht, verräth die tiefe Empfindung, die ihn beseelt. Auf dem Gefilde der Spekulation und Dialektik hingegen, worin seine glückliche Gewandtheit ihm nicht entgangen sein konnte, gefiel er sich wohl darin, die seltsamste und befremdlichste zu vertheidigen, und zuversichtlichen Behauptungen scharfsinnige Gründe entgegen zu setzen. Seine vieljährigen Freunde kannten diese Richtung, ergötzten sich an dem Witze seines Vortrags, an der überraschenden Neuheit seiner Beobachtungen, und lernten im Ernst und Scherz von und an ihm, ohne eine beruhigende Wahrheit zu verlernen. Bewunderer des Schriftstellers, die dem Menschen zum erstenmale nahten, aus andrem Thon geformt, in andrer Geistesstimmung seinen Kreis betraten, faßten den Werth seiner Aussprüche, den Gehalt seiner Gründe, aber liefen Gefahr, sich über den vorwaltenden Sinn des Menschen zu täuschen. Dies und jenes hatt' er freilich geltend gemacht, im vollen Ernst, unverstellt; nur übernahm er damit nicht die Verpflichtung, eine Ansicht, die er geschickt vertreten, im Leben und Tode festzuhalten. Es fiel ihm nicht ein, das Gewicht eines Vernunftschlusses von dem Ansehen dessen abhängen zu lassen, der ihn bekannt oder verläugnet. Dem rechthaberischen Verkündiger des Spinozismus würd' er (vielleicht) gelassen erwiedert haben: das folgerichtig durchgeführte Gebäude gründe sich auf einen Heischsatz, der in alle Ewigkeit nicht erwiesen, und daher keinem Unwilligen aufgedrungen werden könne. Als aber der feingebildete Jacobi nicht ohne Behutsamkeit Spinoza's erwähnte, als er zu vermuthen schien, Lessing könne an der Denkart seiner Schüler keinen Gefallen finden, als er vollends hinzusetzte, er selbst flüchte durch einen halsbrechenden Sprung aus ihren Schlingen: hätte ihm jeder ältere Bekannte des Mannes vorhersagen können, was geschehen müsse. Lessing erschrak keineswegs vor der Lehre Spinoza's, hegte keinen Abscheu dagegen, war längst mit ihr bekannt, ließ dem tiefen und redlichen Denker Gerechtigkeit widerfahren, fand unverzeihlich, daß man von ihm als von einem todten Hunde zu reden sich erfreche, und begriff vollkommen, daß ein guter Kopf sich auch bei dieser Lösung eines Räthsels, welches mancherlei Deutungen zuläßt, beruhigen könne. Er versetzte sich lebhaft in die Stimmung eines solchen, behauptete sie, so lange Jacobi in seiner Nähe blieb, freilich mehr durch Scherzworte als durch Gründe des Ernstes, und forderte den Theosophen heraus, ihn auf natürlichem Wege zu widerlegen. Ward er dadurch zum Spinozisten? So wenig als er sonst irgend ein Ist werden wollte.

Eben die Denkart, welche Lessings Urtheil bei jeder Veranlassung bestimmte, der Anmaaßung geistiger Herrschsucht immer in den Weg trat, und, wo der Alleinbesitz der Wahrheit und des Rechts mit Triumphgeschrei behauptet ward, die Urkunden sichtete, worauf man sich berief, unwiderleglich genannte Gründe von neuem prüfte, verließ ihn auch bei Gegenständen nicht, welche innerhalb der Schranken menschlicher Erkenntniß nie zur Entscheidung gebracht werden können, für die sich fast eben so viel sagen läßt, als dawider. Er wollte dem Aberglauben nie und nirgends das Wort reden. Er wußte so gut wie Jemand, was sich gegen die Wahrnehmung des weisesten und wahrhaftigsten Mannes, wie viel mehr gegen die Aussage der Menge einwenden läßt; und würde die Möglichkeit einer Täuschung, gegen alle Beglaubigungen der Erde, in Schutz genommen haben. Daß man aber diese Möglichkeit für Gewißheit ausgeben, daß man die Aussage eines redlichen Zeugen für absichtlichen Betrug ausschreien, daß man, um den Schein des Wunderbaren zu entfernen, Thatsachen erdenken und Umstände erfinden dürfe, gestattete seine Gerechtigkeitsliebe nicht. Wirklich sind seichte und oberflächliche Erklärer solcher Art bewußtlose Diener und Vorarbeiter der Verfinsterung, die sie bekämpfen. Ein Naturgesetz will, daß, wer zu viel beweiset, nichts bewiesen hat. Es ist keine schwere Aufgabe, der Unwissenheit fremde Er-

scheinungen und unbekannte Zeugen verdächtig zu machen. Jedermann läßt sich leicht gefallen, sein Nachbar habe geirrt. Die Trüglichkeit eigner Sinne leuchtet ihm schon weniger ein; und ist er sich vollends bewußt, eine Vorsicht nicht versäumt, eine Prüfung angestellt zu haben, deren Vernachlässigung andern vorgeworfen worden; kann er Theilnehmer seiner Wahrnehmung anführen, die ihm mehr gelten, als das Fetwa eines Schulgelehrten: so stürzt das Gebäude seiner auf Sand errichteten Aufklärung vor dem ersten Windstoße zusammen, und es ist traurig lächerlich zu gewahren, welche Erbärmlichkeiten ihn bestimmten, zur Fahne des Unglaubens zu schwören und ihr zu entsagen. Blinde Anhänger einer Freiheit, die sich nicht behaupten ließ, wechselten ihr Feldgeschrei, nicht ihren Sinn der Unmündigkeit, als sie unbedingt zu dem zurückkehrten, was sie unbedingt verworfen hatten; und die Geisterseherei unserer Tage ist gerade deswegen Mode geworden, weil nächstvorhergehende ihre Befriedigung in dem suchten, was Keinen befriedigt. Dieser Wechsel wird, wenn die Zukunft aus der Vergangenheit errathen werden darf, so lange dauern als das Menschengeschlecht, und die Stimme der Bescheidenheit die einzige bleiben, die immer überhört wird. Ueberhört? das ist nicht das Schlimmste, was sie zu besorgen hat.

Träume sind eine so sonderbare Zusammensetzung innerer und äußerer, geistiger und körperlicher Einwirkung, daß es schwer, zuweilen unmöglich fällt, zu bestimmen, woher ihnen dieser oder jener Bestandtheil gekommen. Wem darum zu thun ist, sich selbst kennen zu lernen, der mag auch an ihnen abmessen, welche Erinnerungen, Besorgnisse und Gelüste in seiner Seele schlafen, denen die Beschäftigung des Tags und die Herrschaft der Vernunft oder der Leidenschaft ihre Aufmerksamkeit entzieht. Geben sie ihm einen Wink über den Zustand seiner Gesundheit, spiegelt ihr Gebilde ihm eine Warnung, einen Trost, eine Belustigung vor, so nehme er sie für das was sie werth sind, und verwende sie in seinen Nutzen, wie die Nachweisung eines Makulaturblatts, das der Zufall in seine Hände führt, eine Rede, die nicht zu ihm gesprochen worden, wenn sie etwas aussagen, das ihm dient.

Unter Millionen Träumen ist endlich einer eingetroffen? Es bedarf so vieler Würfe nicht, um vorher bestimmte Zahlen auf einmal erscheinen zu lassen. Doch Träume sind glücklicher als Menschen. Man gedenkt ihrer immer nur, wenn ihnen etwas gelingt, und schweigt von ihnen, wenn sie fehlen. Wunder über Wunder wär' es, daß von unzähligen keiner mit der Wahrheit zusammenträfe!

Lessing soll behauptet haben, ihm träume nie. Aerzte hab' ich behaupten hören, jedem Menschen träume, nur sei der gesunde und starke, bei'm Erwachen, sich des Traumes nicht mehr bewußt. Ihnen überlaß' ich, ihn alsdann davon zu überführen; aber wohl entsinne ich mich eines solchen, den ich mehr als einmal aus Lessings Munde vernommen. Er schrieb ihn einem Freunde zu, den er genau gekannt habe, und dessen Wahrhaftigkeit er verbürge. Wer mit den Verhältnissen und Neigungen seines Lebens bekannt war, konnte kaum zweifeln, er selbst sei dieser Ungenannte. Aeltere Hörer wollten deswegen nicht in ihn dringen, jüngere durften nicht.

Ein junger Mann, ohne eignes Vermögen aber auf einem einträglichen Posten, verschwendete seinen Erwerb in wilder Gesellschaft und hohem Spiel. Einmal, als er seinen letzten Heller zugesetzt, kam er berauscht, betäubt, erschöpft, spät gegen Morgen nach Hause. Zu ermüdet, um sich zu entkleiden, warf er sich auf einen Lehnstuhl an seinem Bett, und entschlief. Da träumt' ihm, sein geliebtes Windspiel lege sanft eine seiner Pfoten auf seine Hand, blicke ihn freundlich an, und spreche: „Was treibst du? wohin soll das? Du verschleuderst deine Kräfte, deine Gesundheit, dein Geld, und die Achtung der Menschen. Du verwandelst die Erwartungen derer, die deiner Jugend pflegten, in Gram, und die Hoffnungen deiner Geschwister in Beschämung. Du machst, daß Gönner und Freunde an dir irre werden, und vermengst dich mit Gesindel, das dich nicht einmal für seines Gleichen hält, weil der Betrüger immer auf den Betrogenen herabsieht. Was wird dir bleiben? Nicht die Theilnahme redlicher Seelen, die du zurückweisest; nicht einmal die wenigen, welche die Natur an dich gebunden hat: denn ich werde mich niederlegen und sterben, wenn ich dich leiden sehe. Weil ich noch das einzige Wesen bin, an dessen Treue und Unterwürfigkeit du nicht zweifelst, löset dein Schutzgeist das Band meiner Zunge. Unser Geschlecht versteht die Sprache des eurigen; aber ihm ist nicht vergönnt sie zu reden, so lange ihr wacht. Dadurch zerrisse ein Band, das euch zusammenhält, und euer Eigensinn wählte seine Vertrauten nur aus uns. Wer soll dir zeugen, daß wirklich ich zu dir gesprochen habe, nicht dein eigner Sinn? Das Buch der Bibel, das Kapitel, der Vers!" (Lessing nannte sie, mir sind sie entfallen.*)) Der Schläfer erwachte. Sein Hund stand wirklich vor ihm, eine Pfote auf sein Knie gestützt, die andere fast rednerisch erhoben, und sah ihm liebevoll ins Auge, und leckt' ihm die Hand. Das fiel ihm doch etwas auf — denn unsere thierischen Umgebungen schonen den Schlaf ihrer Pfleger ungleich behutsamer als die menschlichen — und erregte seine Neugier auf die Bibelgelehrsamkeit des Verstummten. Er selbst besaß keine Bibel. Er klingelte seinem Bedienten. Der auch nicht, der Hauswirth auch nicht, und in einigen Nachbarhäusern war sie gleichfalls nicht zur Hand. Endlich gelang es der fünften oder sechsten Beschickung, eine aufzutreiben, die mit Ungeduld aufgeschlagen ward. Was enthielt der bezeichnete Vers? „Ich will meine Worte in seinen Mund legen."

*) 2 B. Mos. 4, 15.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

№ 23. Freitag, 2. Februar 1827.

Gelegenheits-Sonnette
am Geburtstage eines Mädchens im Mai.

1.

Als Sanct Johannes in des Herrn Entzücken
 Dasaß und ob dem Evangelium dachte,
 Rauscht Flügelschlag und sieh! ein Adler brachte
Die heil'ge Feder ihm uns zu beglücken.

Auch mich ergriff ein ähnliches Entzücken,
 Als neu mir in die Seele wieder lachte
 Der frohe Tag, der Dich auf Erden brachte.
Doch! ach vergeblich späh' ich mit den Blicken.

Kein Adler kommt, daß ich die frohe Kunde
 Mit heil'ger Feder schreib' in alle Welten.
 Drum kommt ihr andern Vöglein zu begrüßen

Den holden Engel, macht euch auf zur Stunde
 Mit Frühlingsklängen, welche Wonne melden,
 Ich lege mich indeß zu ihren Füßen.

2.

Noch muß ich etwas wünschen, merk' ich eben
 Dir zum Geburtstag, denn so will's die Sitte.
 Um was denn soll ich senden meine Bitte
Zum Himmel, was er Dir nicht schon gegeben?

Um sel'ges Leben? Pracht? das sel'ge Leben
 Bist Du ja selbst; die Zeit hemmt ihre Schritte
 (Denkt sie wie ich) bei Dir; bist in der Mitte
Des Menschenrings der Stein, ihm Werth zu geben.

Drum will ich an mich selber lieber denken,
 Weil Du so reich, ich aber gar so arm.
 Und will um Deinetwillen Gott was schenken,

So bet' ich: Lieber Herr dich mein erbarm,
 Gieb mir inmitten irdischen Getümmels
 Durch ihren Kuß den Vorschmack deines Himmels.

A.

Liebe und Gehorsam.
(Fortsetzung)

10.

Welch ein Brief für einen jungen Menschen, der voll Liebe und zugleich voll Ehrgefühl war! O, rief der Hochbeleidigte, o daß ich diesem Stolzen, der zuerst Minister und dann ein wenig Mensch ist, diesem aus Schnee zusammengeballten Klügling, der, wenn er fühlen soll, fragt, ob es sich auch schickt und was die Welt dazu sagen wird, einen Spiegel vorhalten könnte, in welchem er sein Bild mit meinen Augen und also mit Entsetzen und Abscheu erblickte! Ist meine Liebe eine Thorheit? Ist sie ein Verbrechen? Doch, der eingebildete Menschenkenner soll erfahren, daß ich kein Knabe bin, den er verachten darf. Zwar kann ich der Liebe so wenig als der Tugend, aber ich kann um der letztern willen der Geliebten entsagen.

Und der hochherzige Jüngling schrieb, dem Minister zu antworten, einen Brief an seine Julie, worin er den Satz: „ächte Liebe bedarf des Besitzes nicht" nach seiner Art (die wir nun schon kennen) ausführte und ihr frei stellte, ihre Hand, ja, wenn sie es könne, auch ihr Herz einem Andern zu schenken.

Die gute Julie, längst gewöhnt in ihrem Vater den unerbittlichsten aller Hausdespoten zu fürchten, hatte, sobald sie wußte was Liebe war, für die ihrige gezittert. Aber kümmert sich die Liebe um die Zukunft, oder kann Hoffnungslosigkeit sie vernichten? Der Gedanke, ohne Carl zu leben, war ihr schrecklich, aber tausend Mal schrecklicher noch die Furcht, mit einem Andern leben zu müssen, und jetzt schon zog die Gewitterwolke über ihrem Horizont herauf, die sie und ihn zu zerschmettern drohte. Carls schnelle Entfernung und das finstere Betragen ihres Vaters gegen sie von dieser Zeit an ließen sie kaum zweifeln, daß ihr Geheimniß entdeckt sey. Der Minister schwieg, selbst als ihm Carls erster Brief in die Hände fiel. Aber jetzt empfing er den zweiten und eine Zornflamme loderte in ihm auf, die sich erst in einem langen Selbstgespräch und dann in bittern Vorwürfen gegen Julien Luft machte. Der junge Stoiker hatte ihn durch sein Entsagen gedemüthigt. Wohl merkte er, daß es ihm nicht Ernst seyn könne, und Juliens Herz durchschaute er genug, um zu wissen, daß auch sie nicht daran glaubte. Kurz und in dem Ton, der keinen Widerspruch zuließ, erklärte er ihr daher, er habe bereits einen Mann für sie gewählt. — Den Namen des Mannes — mit diesen Worten verließ er die Bestürzte — dem ich Deine Hand versprach, brauchtest Du, weil ich in der Hoffnung, zwei Jahre werden Dich nicht bloß älter, sondern auch kluger machen, die Heirath so lange zu verschieben beschlossen habe, eigentlich noch nicht zu wissen. Allein er ist zwar klüger, als viele junge Leute, aber doch besitzt er einige Neugierde, Dich jetzt schon kennen zu lernen, und Du wirst also nächstens einen Besuch von dem Baron Lippstein erhalten.

11.

Der Baron Lippstein hatte in der großen Welt zu viele Seinesgleichen, als daß seine Grundsätze einem Weltmanne, wie dem Minister, sonderlich anstößig hätten sein können. Wer die Liebe für eine Thorheit hält, gesteht ihr auch keine Rechte zu, und um ihre Entheiligung zu verdammen, muß man erst ihre Heiligkeit anerkennen.

Er hatte dem Baron, dessen Oheim einer seiner vertrautesten Freunde war, erlaubt, seiner Tochter aufzuwarten, und dieser ließ die Erlaubniß nicht lange unbenutzt. Folgender Brief, den er zur Zeit, als er das Ziel seiner Wünsche bald erreicht zu haben glaubte, an einen Genossen seiner Vergnügungen schrieb, kann am sichersten zeigen, wer der Mann war, der im Herzen der guten Julie die Stelle ihres Geliebten einnehmen sollte.

Lache nur, mein Freund! In Kurzem bin ich ein Bräutigam, so sehr, und so ernstlich, als es irgend einer meiner ehrbaren Großväter gewesen ist. Doch lache nicht, oder lache wenigstens nur halb. Heirathen werde ich, diesen verzweifelten Entschluß kann ich nicht läugnen. Aber wenn Du glaubst, weil ich auf dem Punkt stehe, mich zu verloben, so sey mir etwas Menschliches mit dem Verlieben begegnet: so ist Dir zu rathen, daß Du die Logik und mich besser kennen lernst. Mit Einem Worte, ich hoffe der Welt einen Beweis zu geben, daß keine Regel ohne Ausnahme ist, und daß man ein recht vernünftiger Mann sein, und doch eine Frau nehmen kann. Du weißt, mein Freund! daß meine Philosophie mich mein ganzes Vermögen gekostet hat. Es ist im Ernst zum Rasen, daß einem Manne, wie mir, von dem heillosen Glücke nicht einmahl so viel beschert wird, als er braucht, um — weise zu leben. Selten wagte ich es, mehr als zwei gute Freundinnen zugleich zu unterhalten. Meiner Postzüge waren ebenfalls nicht mehrere. Ich brachte gewöhnlich nur die Hälfte des Jahrs in Paris, oder in Italien zu; ich bewirthete meine Freunde selten öfter als zweimal des Monats, und besinne mich kaum, jemahls mehr als zweihundert Louisd'or in Einem Abend verspielt zu haben. Und doch, sollte man es glauben? Trotz meiner beinahe philisterhaften Mäßigung im Vergnügen, trotz eines Lebens voll Entsagungen, bin ich längst in dem Falle, nicht etwa nur borgen zu müssen, sondern daß mir, der christlichen Juden nicht zu gedenken, sogar die weniger unbarmherzigen, die jüdischen, nicht mehr borgen wollen. Einem Manne aber, wie mir, ist, wenn seine Wechsel nicht mehr gelten, nur auf dreierlei Art zu helfen. Entweder ein reicher Vetter muß ihm den Gefallen thun, und ohne seine Schätze in die andere Welt gehen, oder er selbst muß sich todt schießen, oder er muß eine reiche Frau nehmen, und da mein Oheim mich zwar recht sehr liebt, sein Leben aber doch noch mehr, als mich, und sein Geld noch mehr, als sein Leben, das Todtschießen aber durch den Mißbrauch, den so viele Tröpfe in der wirklichen und in der Romanenwelt leider noch täglich davon machen, nicht viel besser ist, als sich vom Henker hohlen lassen, was bleibt mir armen Mann übrig als die reiche Frau?

Es war längst mein wichtigstes Geschäft, unter den Töchtern des Landes die würdigste, nämlich die reichste, zu suchen, als mein Oheim, der, das Geld abgerechnet, nie aufhörte, Vaterstelle bei mir zu vertreten, mich mit der Nachricht überraschte, daß er mir bereits den Weg zu einem Glücke gebahnt habe, das meine kühnsten Wünsche noch übertraf. Sein ältester Freund, der Minister, hat eine einzige Tochter, und soviel Geld, daß wenn er auch ein halbes Dutzend hätte, jede noch reich genug wäre, um einen Mann in meiner Lage in Versuchung zu führen, und diese Einzige wird, Dank seys dem unvergleichlichsten aller Oheime! wenn die Glücksgöttin nicht ein gar zu falsches und treuloses Weib ist, in wenigen Monaten meine Frau. Ich warte dem Mädchen schon eine halbe Ewigkeit lang auf. Aber es lohnt sich auch der Mühe, und ich schwöre Dir, es gibt kein Männlein und kein Fräulein unter der Sonne, die so ganz für einander geschaffen sind, als sie und ich. Ihr erster Blick sagte mir, daß sie mich nicht ausstehen kann, und bedarf ein

Mann von meiner Sinnesart noch mehr, um sich für ein Mädchen todtschießen zu lassen? In der That der Haß und nicht die einfältige und langweilige Liebe gibt den Weibern Reiz, und es ist mir schlechterdings unbegreiflich, wie sich unter den heirathenden Sterblichen seit Adams Zeiten das alberne Vorurtheil erhalten konnte, daß kein Ja ausgesprochen, und kein Brautring gewechselt werden dürfe, wenn die Herzen des jungen Pärchens nicht in vollen Flammen stehen. Uebrigens bitte ich mir es aus, daß Du dir unter dem Mädchen nicht etwa eine gewöhnliche Betschwester denkst. Tugendhaft, ehrbar und sündenhassend ist sie freilich so durch und durch, als ob sie statt ihrer achtzehn wenigstens vierzig Jahre zählte, aber sie ist es mit einem Geist und mit einer Anmuth, daß ich nicht genug auf meiner Hut sein kann, um nicht von den seltsamen Grillen der reizenden Verführerin angesteckt und in einen Grandison verzaubert zu werden. Vergessen darf ich nicht, daß Julie zur Vollendung meines Glücks bereits geliebt hat, und noch liebt, und wahrscheinlich so ewig lieben wird, wie Mädchen und Weiber gewöhnlich zu lieben pflegen. Juliens Liebhaber kommt nächstens von der hohen Schule zurück, und da in meiner künftigen Lebensbeschreibung einer oder der andere todtgestochene Nebenbuhler nicht fehlen darf: so fürchte ich, dem jungen Menschen hat sein böser Genius gerathen, zu lieben, wo ich meine Ursachen habe — zu freyen. Aber, fragst Du mit einem weisen und bedenklichen Gesicht, wie kannst Du hoffen, daß diese Julie, von der Du selbst sagst, daß sie Dich nicht ausstehen kann, sich jemals entschließt, Dir ihre Hand zu geben? Wisse also, guter Freund, nicht Julie gibt mir ihre Hand, sondern ihr Vater gibt mir sie, und sie folgt aus heroischem Pflichtgefühl. Soll ich Dir etwa noch die übrigen Vorzüge des wunderbaren Mädchens nach alphabetischer Ordnung aufzählen? O ich schwöre Dir, ihr fehlt nicht nur keine der bis jetzt bekannten, und zum Theil auch üblich gewesenen Tugenden, sie erfindet, weil sie an diesen nicht genug hat, noch neue hinzu. Wenigstens erscheint jede durch sie in einer eigenen Gestalt und mit neuen Reizen. Doch die gesunde Vernunft erbarme sich meiner! Bin ich nicht zu meiner Demüthigung beinahe zum Schwärmer für ein Mädchen geworden, das mich haßt, und das ich wenigstens nicht liebe, weil ich nicht lieben will, und nicht lieben darf!

(Schluß folgt.)

Stachelliteratur.

Kleine Schwärmer über die neuste deutsche Literatur.

(Fortsetzung)

Der Dichter wendet sich zu den Lebenden. Hier ist auf dem ersten königlichen Sessel Goethe mit seinen Werken zu schauen. — er ist mit begeisterter Vorliebe geschildert, wie billig; aber mit harscher Bitterkeit und wilder Satyre sind seine Feinde gezeichnet. Von Pustkuchen heißt es:

Wie ein wandernder Handwerksgesell, durch Betteln und Fechten,
Hast du in Schmach durch die Welt, kläglicher Tropf, dich geschleppt.

Dacht'st du, Achilleus Helm und der mächtige Schild, und die Lanze
Seyen der Mißgestalt eines Thersites gerecht?

Gleich wie ein Irrlichtlein aus dem Sumpfe kommt und verschwindet,
Kam dein hektisch Produkt, pußstender Meister, und schwand.

Das letzte ist nicht wörtlich zu verstehen, was allein schon die zwei Auflagen beweisen mögen. Die Werke der Romantiker beginnen jetzt den Zug: zuerst Tiecks Dichtungen, lachend wie Armida's Gärten; dann folgt der deutsche Properz, A. W. Schlegel; seiner Verdienste um die Kritik, und seiner Uebersetzungen des Shakspeare und Calderon wird verehrend Erwähnung gethan:

Denn mehr als manch' gutes Talent in Originalen
Hast für die Dichtkunst du als Uebersetzer gethan.

Dem Verf. der Lucinde, dieses Werkes, in unserer politischen und geistigen Erniedrigung geschrieben, eines der Malzeichen unserer Schuld, wird keine Strafpredigt gehalten — daß ihr Dichter Gregoren Weihrauch streut, sey die Strafe; sein Lob:

Einst warfst du für die Jugend Germania's leuchtender Polstern,
Feuer und Geist und Gemüth athmete, was du gezeugt.

Doch im folgenden Distichon, wo von seinem „mystischen Kram" geredet wird, ist von seinem Verdienst um die Geschichte der Literatur und um die Geschichte kein Wort gesagt. Wenn irgend ein Schriftsteller die Raupenhülle nach langwierigen Irrgängen und träumerischer Verpuppung mit dem hellen Farbenkleide der Unsterblichkeit vertauschte, so ist es, bey allen Irrthümern, Fr. v. Schlegel. — Görres wird so begrüßt:

Auch du mauerst mit Eifer am Babelbaue der neuen
Hildebrande, doch nicht stör' es dein sonstig Verdienst.

Kecker Schwung und Leben in Sprach', und begeisterter Aufflug
Mancher großen Idee flügelte deinen Merkur.

Und für das Volk schlug dir, wie immer dich täuschte die Ansicht,
Ein treuglühendes Herz: Ehre denn, wo sie gebührt.

— Die Worte an Arndt sind abgekühlter, doch zeigt auch hier der Verf. sich gerecht. — Oehlenschläger, ein Halbbruder der deutschen Poeten, wird in sechs Distichen bedingungsweise gepriesen. Prosaische Verse, wie der am Eingang, dürften eigentlich nicht in dieser Sammlung vorkommen:

Respektabel ist dein Talent, und manches gelungne
Einzelne sichert Erfolg dir auf die Dauer auch zu.

Mit besonderer Liebe wird unseres Landsmannes Clemens Brentano gedacht, des phantasiereichen Dichters, der den Kern der Ironie erfaßt hat, während Andere noch immer und ihr Lebenlang an der Schale zu thun haben — sein „grausamer Spott," „manch undichterischer Beischmack," „manch dissolut Beiwerk," werden ins Sündenregister geschrieben, mit der Bemerkung:

Aber wir wissen auch schon, du wirst darüber nur lachen,

Einwendung:

Fragt sich, denn hat er nicht oft schaurig sein Innres gemalt?

Clemens Brentano gehört eben darum zu den tiefsten Dichtern. Es genügt nicht, alles objectiv wie in einem Spiegel aufzufassen, als Fläche die Fläche wieder zu geben; „die Tiefen des Mißklangs", des Dichters Zerrissenheit ziehen ihn zu einer höheren Weihe als Dichter und Mensch empor, wenn Andre in der Naivetät unerkannter, vergötterter Sünden fast kindisch werden. — Achim von Arnim, der blut- und geistverwandte Dichter, erhält so schöne Anerkennung, daß wir dem Xenienschreiber und seinem halben Unbekannten, der es versäumte, sich den Literaturzeitungen zu empfehlen, aber darum doch bei der Nachwelt leben wird, den Abdruck in diesen Blättern nicht versagen können:

Achim von Arnim.

Gern auch reist man mit dir auf deinem poetischen Greise,
Giebt er auch Stöße einmal, lahmt er und keuchet doch nicht.
Leichte Waare zwar oft, die im Umsehn lachet und weinet,
Führt er als Frachtgut, doch haben sie meistens Genie.
Und die poetische Ferne durchschlingt mit magisch zum Herzen
Sprechender Innigkeit Hoffnung und Sorge des Tags.
So nun theilen wir Armuth und Glück und Versündigung, theilen
Endlich die Buß' auch noch, Gräfin Dolores, mit dir.
Pilgern aus wirrem Gelärme der Haller Studenten nach Zion's
Tempel, mit dir, Ahasver, Horas zu singen am Grab.
Ziehn nach Egypten zurück mit der schönen Zigeunerin, rauchen
Am holländischen Herd mit Generalen Taback.
Und in so bunter Gesellschaft, was bleibt dem Kritikus übrig,
Als ein leidlich Gesicht machen zu kitzlichem Spiel?

(Schluß folgt.)

Dichtergewalt.

Zur Zeit, wo Schillers Räuber Deutschland elektrisirten, saß ein junger preußischer Offizier nach damalig wohlfeil einfacher Sitte im Parterre, zum erstenmal das ergreifende Trauerspiel anstaunend. Die Außenwelt verschwand um ihn her. Nur dunkel empfand er die Störung, als noch einige Spätkommende, schon im rüstigsten Gange der Scenen, den Raum um ihn beengten, und so Einen der Zuschauer nahe an ihn herandrängten. Aber auch das war bald vergessen. Ja, als er nach einem Aktschluß unter den begeisternden Klängen der Musik dem erhabenen Dichterwerke nachsann, und sich sehnte nach einer verwandten Seele, stieg der Gedanke in ihm auf: „Es zündet ja unverkennbar der elektrische Funke durch Alle! Sind wir ja alle hier seelenverwandt!" — Und so faßt er kräftig die Hand des ungekannten Nachbarn, und unwillkürlich quollen aus dem vielen Großen, das ihm das Innere durchdrang, zuerst die Worte über seine Lippen: „o laß mich dich ewig meinen Schuldner nennen! Nicht wahr, so sprechen zu dürfen, — Heil dem, der's darf!" — Und der Nachbar, dem Jüngling in der Wirklichkeit fast nur allzuwohlbekannt, erwiederte freundlich im jüdischen Dialekt: „Ewig ist ein bischen lange, lieber Herr Kornet, aber dem großen Dichter zu Ehren, — auf ein halb Jährchen will ich Ihnen gern das Wechselchen noch prolongiren." —

Museum

am 2. Februar 1827.

Große Symphonie von Beethoven aus C dur.
Mittheilungen aus einem Mscpt: „Waizenkörner," vorgetragen von Herrn Dr. Minner.
Arie von Paer, gesungen von Dem. Hauß.
Die heldenmüthige Jungfrau vor Orleans; gleichzeitiger handschriftlicher Bericht; mitgetheilt von Hrn. Dr. Kloß, vorgetr. von Hrn. Dr. Kaiser.
Variationen über den Alexandermarsch für die Violine, componirt von Schlosser, vorgetragen von Hrn. Heinrich Wolff.

Eingesandte Berichtigung.

Die zu dem Traum, den Lessing erzählt hat, angeführte Bibelstelle 2 Mos. 4, 15 scheint nicht die rechte zu sein. Die Worte: „Ich will meine Worte in seinen Mund legen" oder „geben," stehen 5 Mos. 18, 18, in einer dogmatisch berühmten Stelle. Außerdem steht Jesaj. 51, 16: „Ich lege mein Wort in deinen Mund." Und Jerem. 1, 9: „Und der Herr reckte seine Hand aus, und rührete meinen Mund, und sprach zu mir: Siehe, ich lege meine Worte in deinen Mund." (Die Stelle 2 Mos. 4, 15. verglichen mit V. 12. gibt wohl denselben Sinn, wie die 5 Mos. 18, 18. und paßte uns besser zu dem gegebenen Fall, wegen des beziehungsreichen V. 10. „Ich bin je und je nicht wohl beredt gewesen: ich habe eine schwere Sprache und eine schwere Zunge." Es ist in beiden von des Herrn Worten, die in einen fremden Mund gelegt werden sollen, die Rede. Dem späteren Propheten, den das Dogma in der letztern Stelle voraus verkündet sieht, legte der Herr seine Worte in einem andern viel tiefern Sinn in den Mund, als es bei Mose und tralatitie bei Aaron der Fall war, und gerade darum citirten wir lieber den auf diese sich beziehenden Vers.)

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 24. Samstag, 3. Februar 1827.

Liebe und Gehorsam.

(Schluß.)

12.

Der Minister war im Begriff, endlich die Zeit zu Juliens Verlobung mit dem Baron zu bestimmen, als er die Nachricht erhielt, dieser habe sich eines Zweikampfs wegen aus der Residenz flüchten müssen. Die Nachricht war nur zu gegründet, und der von ihm gefährlich verwundete Gegner des Barons Niemand als Carl.

Welche Post für die gute Julie! Der Liebling ihres Herzens befand sich am Rande des Grabes, und zwar durch die Schuld eines Menschen, den der väterliche Wille ihr zum Gemahl bestimmte. Doch sollte dieses Unglück nicht ein anderes und größeres von ihr abwenden? Carls Zustand, hieß es, sei bedenklich, aber nicht hoffnungslos, und wäre es nicht zu hart von ihrem Vater, wenn er noch auf ihrer Verbindung mit dem Manne bestünde, der ihr jetzt ein doppeltes Recht, ihn zu verabscheuen, gegeben hatte? Eitle Hoffnung! Mit dem gleichgültigsten Ton von der Welt sagte ihr der Minister: Deine Verlobung mit dem Baron muß um einige Wochen verschoben werden. Er hat in einem Zweikampfe seinen Gegner ein wenig stark verwundet, und mußte sich darum vor der Hand von hier entfernen. Seine Abwesenheit kann inzwischen nicht lange dauern, Eine Ehrensache wie diese ist leicht beigelegt, und ich selbst werde es an meiner Verwendung bei dem Fürsten zu seinem Besten nicht fehlen lassen.

13.

Carl war genesen, und der Baron wieder in der Residenz angekommen. Aber aufs Neue und weiter als jemahls sah dieser sich vom Ziel seiner Wünsche entfernt. Der Minister wurde von einer tödtlichen Krankheit befallen, und die treue und rastlose Pflege der zärtlichen Julie, die mehr als die Kunst der Aerzte zur Rettung seines Lebens beitrug, weckte in dem Herzen des Vaters Gefühle, denen er um so weniger zu widerstehen vermochte, je unbekannter sie ihm bisher geblieben waren. Ließ sich eine Belohnung denken, die der Liebe, die er erfahren hatte, entsprach, und sollte der Vater dem Kinde den höchsten Grad der Treue durch den höchsten Grad der Härte vergelten? Einem Herzen sollte er Gewalt anthun, das kaum noch für ein anderes Wesen, als für ihn, zu schlagen schien und mit dem seinigen gebrochen wäre? Zwar die Heirath mit dem Baron hatte nicht aufgehört, sein Lieblingswunsch zu sein, und schrecklich im eigentlichen Sinne des Worts war dagegen seinem Stolz der Gedanke an eine Verbindung Juliens mit ihrem ersten Liebhaber. Aber sein besseres Gefühl überwältigte ihn. Julie, sprach er, meine Krankheit ist zur größten aller Wohlthaten für mich geworden, indem sie mich lehrte, daß ich der glücklichste aller Väter bin. Nichts gleicht der Liebe, die Du mir bewiesen hast, und so gewiß der Himmel sie nicht unbelohnt läßt, so gewiß fordert er von mir, daß auch mein Dank Dich erfreue. Ich kenne die Wünsche Deines Herzens. Ich weiß, wen Du liebst. Gib ihm Deine Hand. Der väterliche Segen fehlt Dir nicht.

Während dieser Rede zerfloß Julie in Thränen. Sie sank neben dem Bette auf ein Knie und sprach, indem sie die Hand des Vaters mit Küssen bedeckte: O mein Vater, wie rührt mich Ihre Güte, und wie beugt sie mich! Können Sie dem Kinde danken, das unzählige Wohlthaten zu vergelten hat, und nicht Eine vergelten kann? Was müßte ich sein, wenn eine Pflicht gegen den Vater mir schwer fiele, die Menschenliebe keinem Fremdling versagt? Sie erlauben mir, bei der Wahl eines Gefährten meines Lebens meinem Herzen zu folgen. Ich folge ihm, indem ich mich dem Manne überlasse, den Sie für mich gewählt haben. Wie könnte jemahls, wie könnte vollends in der wichtigsten Angelegenheit des Lebens mein Wille ein anderer sein, als der Ihrige? Es gibt nur ein Glück für mich, das Bewußt-

sein, recht gehandelt zu haben, und handelt ein Kind recht, wenn es Opfer vom Vater annimmt, wenn es sich von ihm von der Pflicht zu gehorchen entbinden läßt? Carls Besitz kann mich nie beglücken, weil nur ein Uebermaß Ihrer Güte, nicht aber Ihr geprüfter Wille, den Segen zu unserer Verbindung spricht. Ihm selbst ist Ihr Wille und meine Pflicht eben so heilig, als mir. Er hat es bewiesen durch die Gewissenhaftigkeit, mit der er seit Jahren den Anblick der Geliebten vermieden hat. Lassen Sie mich also dem Himmel, der Sie mir wieder schenkt, dadurch danken, daß ich mit dem frohesten Herzen mich Ihrem Willen unterwerfe und mein Lohn sei, wenn je ein Entschluß, den mein eigenes Glück fordert, einen Lohn verdient, Ihre Liebe, und Ihr Verzeihen einer jugendlichen Verirrung.

14.

Was mußte ein Mann von der Denkart des Ministers, was mußte ein Vater von seinen Grundsätzen bei diesen Gesinnungen seiner Tochter empfinden! Genoß er nicht in diesem Augenblick den höchsten Triumph seiner Erziehung? Lange blieb er sprachlos, und als er glaubte, er könne antworten, verstummte er abermals und schloß die Tochter als ein Geschenk, mit welchem der Himmel ihn erst heute beglücke, in seine Arme. Gute Julie! sprach er endlich, Du bist ein edles Kind, Du bist der Stolz Deines Vaters. O glichen alle Kinder Dir, wie glücklich wären die Eltern! Wie segnet mich Gott durch Dich, und wie wird er Dich segnen um meinetwillen! Der Vater, dem sein Kind nicht gehorcht, ist kinderlos, und das ungehorsame Kind macht sich selbst zur Waise. Aber Julie! Du irrst, wenn Du glaubst, Deine Verbindung mit Karl koste mich ein Opfer. Ich weiß, Du kannst nie aufhören ihn zu lieben, und meine Ruhe fordert es, daß Du dem Manne gehörst, der zuerst im Besitz Deines Herzens war.

Julie war auf keine Weise zu einer Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen, und nach einem langen Wettstreite der väterlichen Liebe und des kindlichen Gehorsams willigte endlich der Minister ein, daß Carl selbst über sein und ihr Schicksal entscheide.

Ihr Wille, mein Vater! sprach Julie, muß geschehen, wenn ich nicht unglücklich seyn soll, und Sie sehen also, daß ich das Theuerste, daß ich Alles dem Edelmuthe des Geliebten anvertraue.

Julie schrieb also die kurzen Worte: Der beste, der gütigste Vater, liebster Carl! setzt es auf Deine Entscheidung aus, wer der Mann seyn soll, dem ich vor dem Altar Treue gelobe, Carl oder der Baron Lippstein. Der gute Vater, mein Geliebter! ahnt vielleicht, was Du antwortest, aber Deine Julie weiß es. —

15.

Der Minister schickte den Brief ab, und als die Antwort kam, gab sie ihm Julie, ohne sie zu lesen. Er brach das Siegel und las: Warum, liebste Julie! vertraute Dein edler Vater nicht Deinem Zeugniß von mir? Wie könnte der Geliebte Dich hindern, dem Rufe irgend einer Pflicht zu gehorchen? O wie wenig ist die ächte Liebe noch von den Menschen gekannt! Bin ich unglücklich, wenn Du eine gute Tochter bist? Soll ich zürnen, wenn Du den väterlichen Willen ehrst? Das Schicksal will, Du sollst Lippsteins Gattin seyn. Es hätte eben so gut wollen können, daß Du meine Schwester seyst, und wenn ich mich dieser Fügung ergeben hätte, warum sollte ich über jene murren? Liebe fordert keinen Besitz, sie fordert nicht einmal Gegenliebe. Gehöre also Julie einem Andern. Sie ist mein, weil ich sie liebe.

Ich sehe, sprach der Minister, als er den Brief gelesen hatte, Carl ist Deiner vollkommen würdig. Aber eben darum, liebe Julie! darf ich Dich und ihn nicht trennen. Willst Du also den liebsten meiner Wünsche erfüllen, so sei er es, den Deine Wahl beglückt.

Carl hat entschieden, mein Vater! antwortete Julie, und ich habe Ihr Wort, daß seine Entscheidung mein Schicksal bestimmen soll. Muß ich mich nicht bereits als die Gattin des Barons betrachten, weil ich ohne Ihre Krankheit es schon längst wäre? Wäre meine Verbindung mit Carl auch wirklich die einzige Bedingung meines Glücks, wie könnte ich dieses Glück einem Zufalle verdanken wollen, der Ihr Leben in Gefahr setzte? Was Sie einmahl wollten, muß nothwendig gut sein. Lassen Sie mich also Ihrem frühern Willen gehorchen, und so gewiß ihre Zufriedenheit die meinige ist, so gewiß wird Ihre Julie glücklich werden.

16.

Der Baron führte also Julie zum Altar, und einige Monate nach Ihrer Verbindung schrieb die junge Gattin folgenden Brief an eine ihrer Freundinnen:

Du bist eine Lügenprophetin, meine gute Henriette! Es ist unerhört, es ist unverantwortlich, schriebst Du mir einige Wochen vor meiner Vermählung in Deiner halb scherzenden, halb zürnenden Laune, einem Menschen Hand und Herz zu schenken, der keine Liebe verdient, und den man, was noch schlimmer ist, auch nicht liebt, und ich wette, auch nicht Einen Tag wirst Du glücklich mit ihm leben. Trotz dieser Weissagung lebe ich aber beinahe schon hundert Tage mit ihm und, statt vom ersten Tage an unglücklich zu sein, fühle ich mich mit jedem Tage glücklicher. Doch Du forderst im Ernst, daß ich Dir erkläre, wie man eine solche Thörin sein kann, wie ich. Laß mich Dir also zuerst sagen, daß Du von meinem Manne eine viel schlimmre Meinung hast, als er es jemals verdiente. Aber angenommen, meine Freundin! er wäre wirklich nicht besser, als er in Deinen Augen ist, so frage ich Dich auf Dein Gewissen, soll ein gutes Mädchen einem Manne schlechterdings ihre Hand versagen, dessen Gesinnungen und Handlungen ihren Tadel verdienen? Mich dünkt, sie hätte in diesem Falle nicht viel weniger Unrecht, als wenn sie ihn aus dem Grunde verschmähte, weil er — nicht reich ist. Eine Frau, die sich nicht zutraut, einen Mann der Tugend zu gewinnen, verdient auch keinen zu besitzen, der bereits für sie gewonnen ist, und ich zweifle überhaupt, ob sie fähig ist, den Tugendhaften um der Tugend willen zu lieben. Es ist gut, wenn Liebe und Achtung ein Ehebündniß schließen. Aber ich weiß kaum, ob es nicht schöner ist, wenn beide Wirkungen der Ehe, als wenn sie ihre Ursachen sind. Man freut sich mehr des erworbenen Guts, als des vom Zufalle bescherten.

Heil der Frau, die nicht nur ihre Kinder, die auch ihren Mann erzieht! Ist es doch überhaupt die Bestimmung des Weibes, Opfer zu bringen, und wie selten ist es ihr also vergönnt, blos ihrer Meinung zu folgen! Wenn männliche Selbstsucht fordert, so giebt die weibliche Bescheidenheit und die Liebe der Frauen hat von jeher ihr Glück nur im Beglücken gefunden.

Gewiß, meine beste Henriette! ist dieses mein Glaubensbekenntniß über Liebe und Ehe auch das Deinige, und doppelt muß es Dich also freuen, wenn Deine Julie Dich versichert, daß keine Reue über den Schritt, den sie im festen Vertrauen zu der Wahrheit ihrer Gefühle wagte, ihre Stunden trübt. —

Der Baron wurde mit jedem Tage des Schutzengels, der ihn durchs Leben leitete, würdiger, und endlich machte Carls Verbindung mit einer zweiten Julie das Glück der ersten vollkommen. —

Stachelliteratur.

Kleine Schwärmer über die neuste deutsche Literatur.

(Schluß)

Rückert, der liebliche Dichter, der eminente Lyriker, wird gemahnt, über dem Schwelgen im Orient die Aerndten seines Edengartens nicht zu versäumen. Da Rückert in unserer unempfänglichen Zeit fast zu den unerkannten Geistern gehört, gewiß wenigstens ihm der hochverdiente Lorberkranz noch nicht von würdiger Hand geflochten worden, so muß man wohl wünschen, es seyen ihm ein paar ausgesuchte Distichen mehr gewidmet worden. — Dem Grafen Platen wird zugerufen:

Du auch trinkst dein Licht an des Orients heiligem Borne,
 Leuchte, wir dürsten, als Stern deutscher Begeisterung bald.

Die verhängnißvolle Gabel hat uns inzwischen gezeigt, was der Dichter, auch abgewendet von des Ostens Sangweisen, zu geben vermag. Er ist über Griechenland, an der Hand des Aristophanes, zu uns zurückgereist und wird, so denken wir, seinen deutschen Hausrath, mehr als stechende Gabeln und schneidende Messer, auch Balsam, schon in der Tasche haben. — Uhland ist zu kurz gekommen in folgenden Zeilen:

Patriotisch und kräftig, naiv und gediegen in Kunstform,
 Stehst du den Würdigsten nah, zeigst du dich ächt populär.

Haben den Verf. Uhland's tiefe Bilder lyrischen Ergusses nicht vorzugsweise angeregt? — Hebel (leider nicht mehr in der Lebenden Reihen!) wird würdig gepriesen: —

Und durch die Innigkeit, mit der du das Todte beseelet,
 Schwingt dein Gemüth sich hoch über den Griechen empor.

Sein Verdienst als Volks-Humorist hat der Verf. übergangen. — Wilhelm Müller, der vom reisenden Waldhornisten zum Philhellenen avancirt ist, spendet der Dichter würdigende Strophen. — Das Lob von Tiedge's Urania ist fast wie der Aufguß einer Auflagen-Annonce gerathen. — Die Uebersetzer Gries und Streckfuß, auch Hammer als Uebersetzer, sind nicht in der Reihe vergessen, auch Jakobs, Schleiermacher und Niebuhr nicht. Der platonische Geist Schleiermacher's, wovon so viel Preis überall, gestaltet sich leider im Glauben höchst unplatonisch. — Benzel-Sternau wird mit einem Zweifel an seinem Dichterberuf empfangen und sicher liegt viel herbe Manier in seinen Werken. Was der Verf. dem Dichter versagen muß, spendet er dem Weltmann, den er „einen erfahrnen Odysseus auf klippigem Meere der Hofwelt" nennt. — Klinger's Weltansichten werden der deutschen Lesefaulheit zum Vorwurf: die Deutschen meditirten erst dann, wenn sie was Dummes gemacht, und dazu meinten sie wie der Eulenspiegel, brauche es keine Bücher. — Zschokke wird politisch-merkantilisch recht treffend folgendermaßen zum Fürsten der Vielschreiber gesalbt:

Du hast freilich dem Volk auf verschiedene Weise genützet,
 Aber das Volk hat dir leidlich auch wieder genützt.
Doch dein Zweck ist erreicht, du unterhältst, du belehrest,
 Und nun giebst du vergnügt sämmtliche Schriften heraus.

Pestalozzi, Matthisson, Salis, der sich statt der Lorbeern mit Alpenblümchen begnügt, und Langbein werden bezeichnend geschildert.

Jetzt beginnt das eigentliche Reich der Polemik, und die kleinen Schwärmer fahren den schwärmenden Dichtern lustig in die Haare. Fouqué wird gleich so apostrophirt:

Edeler Ritter, so stumm? wo bleiben doch deine Berserker?
 Hat man, ich hoffe doch nicht, zur Charité sie gebracht.
Hat dein Pegasus sich, da er all die lichtbraunen Hengste,
 Alle die Falben gezeugt, etwa die Schwindsucht geholt?
Hättest du nichts gedichtet, als Eginhard, Sigurd, Undine,
 Unter den Trefflichsten dann zählte der Deutsche dich auf.
Doch in dem Zauberring setzt Phantasie, als üppige Dirne,
 Deinem Künstlerverstand mächtige Hörner schon auf.
Und dann jagt sie davon auf meckerndem Bock nach dem Blocksberg;
 Daß dem Begegnenden schier Hören und Sehen vergeht.

Der von Xenien aller Art schon fast todt gehetzte Müllner bekommt nun auch noch Wasser auf den phosphorescirenden Katzenpelz:

Wasser her! sonst steckt mit dem Pech und Schwefel des Schicksals
 Müllner sich selbst, und zuletzt selber das Schicksal noch an.

Lafontaine soll mit Thränen rührender Liebe den gräulichen Brand stillen, aber leider erfährt man, daß ihn die unendliche Fluth seiner Romane ersäuft habe. — Der Verf. ergeht sich dann in einer Reihe von Wortspielen auf Autornamen, die größtentheils sehr witzig und bezeichnend sind. Wir wollen die Besten nach einander hersetzen, da es lauter beliebte und belobte Bekannte sind:

Immermann.

Werde nur immer ein Mann in der Musen Lager, bis jetzo
 Freut sich am Kinderspiel mehr als es billig dein Herz.

Grillparzer.

Name voll Pracht, Grillparzer! Den Parzen die Grillen vertreibend,
Harlequin — Hercules, fährst du in den Orkus hinab.

Houwald.

Hu, das walt' Gott Vater und Sohn und der heilige Geist auch,
Denn in dem Houwald geht, ach! der Gottseybeyuns um.

Arthur von Nordstern.

Nordstern nennst du dich billig, denn an dem poetischen Himmel
Zeigest du die Region, wo es zu frieren beginnt.

Krug von Nidda.

Als Danaidenkrug schöpfst du am Musenquelle, die Woge
Schwindet hindurch, und du beutst nichts als den trockenen Krug.

Theodor Hell.

Aus den Winkeln zieht er französischen Plunder, im Elbstrom
Wäscht er und bleichet ihn dann, darum auch heißet er Hell.

Schilling.

Mit dem Schilling erhält man an kurzer Waare zur Gnüge,
Hoch auf schwillet der Tand, aber er wieget nicht schwer.

Kind.

Dir verleihet der Namen ein Schild, denn nennt man dein Machwerk
Kindisch, hat man das Ding nur bei dem Namen genannt.

Liedertafeln.

Eure Liedertafeln sind keine so üble Erfindung,
Denn die Tafel macht doch meist noch die Lieder verdaun.

Horaz und Virgil von Dr. Nürnberger.

Nürnbergerisch sind Horaz und Virgil hier gehobelt,
Daß sie als Puppen von Holz niedlich am Drahte sich drehn.

Der Freimüthige.

Ulrich von Hutten, der unten Gekreuzigte, oben noch hängt er
In effigie, das heiß' ich Justiz exercirt.

Abendzeitung.

Unter das Kissen am Abend gelegt, da taugt sie vortrefflich:
In phantasielosen Schlaf lullt uns ihr Ammengeschwätz.

Literarisches Conversationsblatt.

Eure Conversation will sich nicht sehr conserviren,
Manch ordinäres Getränk tischt prätendirend sie auf.

Mitternachtblatt.

Müllner, nachdem er den Hals auf der tragischen Bühne gebrochen,
Gehet als traurig Gespenst nun in der Mitternacht um.

Böttiger.

Schreibe die Kunst zu loben: von allen Dienern der Fama
Hat sich auf Wetter und Wind keiner verstanden wie du.

Franz Horn.

Du bist der wahre Cousin de tout le monde; du wäschest
Zierlich den Pelz und machst selbst auch ein Härchen nicht naß.

Und doch hast du das Wasser in Hüll' und in Fülle, den Siegwarts
Aller Zeiten genug, sich zu ersäufen darin.

Noch mancherlei gibt's in dem Büchlein zu lesen, von reichgewordenen Redacteurs und Buchhändlern, von ästhetischen Koketten und romantischen Frauen, von Clauren und Kotzebue, Streckversen und Satansmemoiren, Dutzend-Dichtern, kleinen Dieben, Urwelt- und Musikmanieen. Gegen den Schluß des Büchleins hat der Verf. es mit religiösen und politischen Ansichten zu thun. Wir zeichnen einige Distichen aus:

Aber geschwind ist der Wahlspruch jetzt im Leben und Dichten,
Und, wie ein Mädchen bei'm Ball, walzt ihr die Muse zu todt.

So statt als Bäume des Phöbus Jahrhunderte durch zu bestehen,
Sieht euch als Blümchen der Lenz kommen und schwinden im Nu.

Das Lebensprincip, welches am Ende der Sammlung steht, ist als Glaubensbekenntniß des Dichters, der uns mit so vielen gelungenen Gaben des Scherzes und der Satyre beschenkt hat, und gewissermaßen als sein Portrait, von doppeltem Werth.

Ruhig und klar, so wandle; den Geist durch die Alten gehellet,
Neuerem Schönen nicht fremd, Anmuth in Sitten und Wort.

Offen dem Freund, und dem Feind nicht schleichrisch, sondern geradaus
Redlich dir selbst, so wirst redlich auch andern du seyn.

Frieden im Haus, auf dem Tisch Appetitliches; rüstig die Glieder,
Munter das Herz und den Kopf, stürm' es dann draußen, wie's will.

Nehmen wir denn den Dichter, wie er sich bietet, und verargen ihm nicht jedes Wort, wenn es ein bischen frei sich ergießt, in unserer Zeit der schlaffen Nachbeterei und Kriecherei vor Dichterheroen und kritischen Zuchtmeistern.— Will man sagen: er war kein Schiller, um so etwas zu Markte zu führen, so kann man antworten:

Wenn dir das Wort den Busen beengt, dich dränget und peinigt:
Sprich es, das Geisterwort, wie es sein Schatten dir klagt.

* *

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 25. Sonntag, 4. Februar 1827.

Don Juan d'Austria.

Don Juan war ein natürlicher Sohn Kaiser Karls des Fünften von Barbara Blomberg. Er hielt die Ottomanen an den Gränzen auf, die Europa und Asien verbinden, indem er jene Schlacht von Lepanto, (in welcher Cervantes mit focht und seine linke Hand verlor) eine der furchtbarsten und entscheidendsten, die, seit der christlichen Zeitrechnung, auf dem Meere mögen geliefert worden sein, gewann. Diese große Waffenthat hat Europa wieder in seinen Grundfesten sicher gestellt: seit jener Zeit hat es den Angriff der Barbaren nicht mehr gefürchtet, die, ein Jahrhundert früher, gekommen waren, ihre Zelte an den Ufern des Bosphorus aufzuschlagen, und hat seitdem ihre Macht diese Gränze nicht mehr dauernd überschritten. Es ist selbst wahrscheinlich, daß, wenn Don Juan seinen persönlichen Absichten hätte folgen können, die Barbaren aus Europa und für immer nach Asien würden vertrieben worden sein. Dem sei übrigens wie ihm wolle, so wenig auch die Folgen der Schlacht von Lepanto den Erwartungen entsprochen haben, die man mit Recht davon hatte hegen können, so ist sie doch eine so ausgezeichnete That zur See, daß sie dem furchtlosen Bastard Karls des Fünften einen der schönsten Plätze in der neuern Geschichte anweist.

Das Ganze seiner Geschichte hat ein Interesse, das sich der Einbildungskraft bemächtigt: schon wegen der geheimnißvollen Geburt Don Juan's, seiner ganz ritterlichen Jugend, des Gemäldes von seinen frühesten und edlen Neigungen. Als Don Juan funfzehn Jahre zählte entschloß sich Philipp II. den letzten Willen des Kaisers seines Vaters in Ausführung zu bringen und erkannte den Don Juan öffentlich an, was in Folge einer Jagdparthie und inmitten der Großwürdenträger des Reichs und des Hofes statt fand. Der junge Prinz wurde dann nach Madrid gebracht, um daselbst der Vortheile seines Ranges zu genießen. Das Glück dort verdarb ihn keinesweges; er zeigte hier bald eine hohe Seele und gab Zeugniß, indem er die Schilderung der Thaten Karls des Fünften hörte, in welchem Uebermaaß er einst den Ruhm lieben werde.

Don Juan unterwarf die Ueberreste der noch in Spanien lebenden Maurischen Bevölkerung. Nach mehreren glänzenden Gefechten trat er dann an die Spitze einer Art von Kreuzzug, um die in den Meeren der Levante stationirten Türken anzugreifen, traf hier (1571) bei Lepanto auf diese und vernichtete sie. Im darauf folgenden Jahre kehrte Don Juan in dieselben Meere zurück, aber dieser zweite Feldzug führte kein neues Resultat herbei: die Türken zogen sich zurück. Müde, sie vergeblich herauszufordern, verließ er bald ihre Spur und ging nach Messina, dort auszuruhen. Von da segelte er nach Afrika, wo er Tunis und Biserte nahm und bei Carthago die Ungläubigen in die Flucht schlug. Er war damals ein und dreißig Jahr alt. Philipp rief ihn nach Spanien zurück, und beauftragte ihn, die aufrührischen batavischen Provinzen wieder unter seine Bothmäßigkeit zurück zu bringen. Er begab sich deshalb nach Belgien und führte hier mit glücklichem Erfolg den Krieg, wenn gleich für eine Sache, die die Geschichte streng gerichtet hat. Er gewann die Schlacht bei Gemblour, aber endlich scheiterte Don Juan nach tausendfachen Anstrengungen. Er starb zu Namur an Gift, in seinem drei und dreißigsten Jahre, während jener großen Ereignisse. Dieses von Philipp II. anbefohlene Verbrechen ward, wie einige Geschichtschreiber melden, von einem Priester vollführt.

Es ist immer angenehm in den Lebensbeschreibungen geschichtlicher Personen, etwas von ihnen mit eigner Hand geschriebenes vorzufinden, worin sie von sich selbst und ihren Zeitgenossen sprechen. Die vier hier folgenden Briefe aus dem Monat October 1576 werden dem Don Juan zugeschrieben. Man sagt, er habe sie an die Wittwe Quixladas während seiner Reise von Paris aus geschrieben, als er sich auf Philipps II. Befehl nach den Niederlanden begab. Don Juan reiste damals in der Verkleidung eines Sclaven des Octavio de Gonzaga, eines der Cavaliere seines Gefolges.

1.

Es verlangt mich sehr diese berühmte und berüchtigte Königin zu sehen, die Schwiegertochter Franz I., Wittwe Heinrich's II., Nichte zweier Päbste, Mutter dreier Könige von Frankreich und Schwiegermutter der Könige von Spanien und Navarra; und doch ist meine Neugierde noch weniger durch so viele pomphafte Titel als durch die unglückselige Berühmtheit, die gewichtig auf dem Haupte dieser Catharina (von Medicis) ruhet, erregt. Wenn ich dem glauben wollte, was man zu Neapel über diese außerordentliche Frau sagte, so hätte sie während ihres ganzen Lebens nichts gethan, als einem bösen Schicksale gehorcht. Die Astrologen drohten bei ihrer Geburt dem Lande, nach welchem sie sich einst verheirathen würde, mit so großem Unheile, daß ihre eigene Familie damals auf dem Punkt gewesen seyn soll sie zu ersticken. Werde ich in ihren Zügen das Gepräge eines bösen Geistes wieder erkennen? Hat die Verwünschung ihnen ihr unheilverkündendes Siegel aufgedrückt, oder versteht wohl diese große Königin die schreckliche Kunst, selbst vor vorbereiteten Augen die Spuren ihrer Verbrechen und das Geheimniß ihrer Rache zu verbergen?

(Schluß folgt.)

Logogryphe.

Das Erste kaltes Eis, das Zweite warmes Leben.
Hat einen großen Mann vereint der Welt gegeben.

Ich speise, tränke, stoße, steche, zürne.
Doch jegliches mit einer andern Stirne.

Auflösung der Charade in Nr. 20.

Opferfest.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Samstag den 27. Januar. (Zum Erstenmale) Die Mäntel, oder: Der Schneider in Lissabon, Lustsp. nach Scribe von Carl Blum. Hierauf: Schülerschwänke, Vaudeville in 1 Aufzuge. Nur selten wird es gelingen, eine einfache Anecdote mit so glücklichem Erfolge zu dramatisiren, als es hier der vielgeübte Scribe gethan. — In Lissabon hat sich eine Verschwörung gebildet, welche nichts geringeres zum Zweck hat, als den Minister Santa Marta bei einem Souper in die Luft zu sprengen. Hiezu sind Leute aus dem Volke erkauft, die sich an braunen Mänteln erkennen, sonst aber Einer dem Andern völlig unbekannt sind. Der Schneider Franziscus, welcher die zwölf Mäntel verfertigt, hat für sich einen dreizehnten aus dem Tuche herausgeschnitten und zu gleicher Zeit für den Minister einen neuen Frack gemacht, dessen er in seiner Dürftigkeit sich selber bedient, um darin bei seiner ehelichen Verbindung mit einem Mädchen, das sich auch von der Nadel nährt, zu glänzen. Mit Frack und Mantel bekleidet geht Franziscus, den Geistlichen zur Verlobung zu bestellen; er wird auf der Straße von einem Verschwornen des Mantels wegen für einen Mitverschwornen gehalten und empfängt von Jenem eine Summe Geld — wenn wir nicht irren 800 Piaster — als Belohnung der auszuführenden That, nebst einer schriftlichen Ordre. Die Letztere steckt er ungelesen in den Frack und eilt zu seiner Braut, ihr zu sagen, wie er so unerwartet, er weiß nicht wie, reich geworden. Hierauf läßt der Minister seinen Frack holen, welchen Franziscus hingiebt, ohne an die Schrift zu denken. Durch diese nun wird das Complott verrathen und vereitelt und Franziscus, der, nachdem die Verschwörung ruchbar geworden, seiner unwillkührlichen, schuldlosen Theilnahme wegen, den Tod des Verbrechers erwartet, wird, weil durch ihn, ebenfalls unwillkührlich, mittelst der Schrift im Frack die Verschwörung entdeckt worden, zum Leib- und Hofschneider erhoben. — Diese einfache Handlung nun ist durch mancherlei komische Situationen, durch die Einwirkung eines englischen Soldaten, der gut gezeichnet und dessen Geliebte in die Handlung verwickelt ist, von recht wirksamer Lebendigkeit. Hr. Rottmayer spielte den Schneidermeister Franziscus ungemein brav. Er hatte sich die allgemeinen, verjährten Zeichen seines Gewerbes angeeignet, welche zur Zeit freilich, bei der in die Tiefen der Gesellschaft eingreifenden Bildungssucht, fast erloschen sind, auf der Bühne aber doch nicht wohl entbehrt werden können. Seine Schüchternheit in der Liebe, seine Verworrenheit in der Mitte der Verschwornen, seine Angst, als Brigitta (Dem. Lindner) die bei ihm versteckte Anna (Dem. Eßer) entdeckt und seine Verzweiflung, als er erfährt, daß er als Theilhaber an der Verschwörung gegen den Minister gehängt werden soll: alles das wurde von ihm in höchster komischer Wahrheit dargestellt. Es ist nicht gewagt, wenn wir behaupten, daß Hr. Rottmayer in der Art Rollen von wenigen Schauspielern erreicht, von Keinem übertroffen wird. Selbst Hr. Wurm konnte solche Effecte, ohne Hinneigung zur Karicatur, nicht hervorbrin-

gen. Dieselbe Wahrheit haben wir an dem Spiele der Dem. Lindner zu rühmen. Den englischen Soldaten James spielte Hr. Ludewig. Die Rolle ist an sich nicht von großer Bedeutung; aber Hr. Ludewig wußte sie durch Sprache und ein gedachtes, characteristisches Spiel interessant zu machen; seine Ueberraschung, als er Miß Anna in der Wohnung des Schneiders erblickt, seine eifersüchtige Aufwallung waren Züge aus dem Leben und mußten als solche Eindruck machen. Hr. Leißring gab seine undankbare Rolle, den Haushofmeister Balthasar, mit demselben Fleiße, wie wenn sie die Erste wäre. Ueberhaupt war zwischen den fünf Personen das schönste Einverständniß zu einem gerundeten, lebhaften Zusammenspiel nicht zu verkennen.

Sonntag den 28. Januar. Das Käthchen von Heilbronn, romantisches Ritter-Schauspiel in 5 Abtheil. nebst Vorspiel: Das heimliche Gericht, von Heinr. v. Kleist, für die Bühne bearbeitet von Fr. von Holbein. Hr. v. Holbein hat der trefflichen Dichtung so viel genommen, daß uns der Rest, selbst bei dem guten Spiel der Dem. Lindner (Käthchen), mit dem wir jedoch nicht durchgehends einverstanden sind, nicht mehr anziehen kann. Wir sahen die Vorstellung nicht.

Montag den 29. Januar. (Zum Erstenmale und zum Besten des Hrn. Rieser) Der Raugraf, Oper in 3 Abthl. Musik von Femy. Nach langem Harren ward uns endlich die Freude, Femy's Raugrafen, aus welchem uns schon früher in Concerten einzelne Stücke entzückten, beinahe ganz zu hören. (Auch Kunstwerke unterliegen der Scheere.) Wir waren überzeugt, ein zahlreiches Publicum werde theils die gespannte Erwartung auf die neue Oper, theils auch der Umstand, daß die Vorstellung zum Besten des beliebten Tenoristen Rieser statt hatte, herbeylocken, und wirklich fand Ref. schon um halb sechs Uhr das Parterre so angefüllt, daß er nur einen gedrängten Platz zum Stehen finden konnte. Logen, Gallerie, alles war ganz besetzt. Nicht klein waren die Erwartungen, mit welchen man der neuen Oper entgegen sah; aber die Aufführung hat solche weit übertroffen. Mit kräftigem Marsche beginnt die Ouverture; sie ist ein Charaktergemälde der ganzen Oper; Liebe, Sehnen, wildes Toben, Flehen wechseln in ihr, bis am Schlusse ein Motiv, welches sich im letzten Acte wiederholt, die aufdämmernde Hülfe schön bezeichnet und rascher Jubel uns den fröhlichen Ausgang des Stücks vorher verkündet. Die Parthien der Marie (Dem. Hauß) und Mathilde (Mad. Brauer) sind ganz in dem Geiste der Dichtung gehalten. Während Marie sanfte Schwermuth und leidenschaftliche Liebe in Allem ausspricht, belebt Mathilden ein froher Sinn, den selbst die drohende Gefahr nicht ganz unterdrücken kann. Eben so sind Raugraf Babo (Hr. Dobler) und Herzog Otto (Hr. Rieser) überall ihren Charakteren getreu. Originalität zeichnet die Oper vor den meisten Opern unserer Zeit aus, doch waltet Cherubini's Geist über dem Ganzen, und Femy hat sich als würdigen Schüler des großen Meisters gezeigt, ohne ihm nachzuahmen. Wenn der erste und dritte Act von ergreifender Wirkung waren, so sprach der zweite lieblicher mit melodiereichen Gesängen die Zuhörer an. Mariens Arie im ersten Acte, im Adagio voll sanfter Schwermuth, im Allegro freudig, voll hoher Leidenschaft, und das darauf folgende so einfach schöne Duett zwischen den beyden Mädchen sind ganz vorzügliche Tonstücke.; das Finale des ersten Actes, voll Lebendigkeit, ist von ergreifender Wirkung, wurde aber nach unserer Ansicht in zu raschem Tempo genommen. Babo's Arie im zweiten Acte und das Duett zwischen Babo und Marien dürften die Glanzpuncte der Oper seyn. Wenn dort Babo im Gefühle der ihm gewordenen Verschmähung wüthet, bis die Liebe zu Marien sanftere Gefühle in ihm erweckt, die aber durch neue Ausbrüche der Wuth und Eifersucht wieder bekämpft werden, so sind hier Leidenschaft, Rachsucht, fester Muth der Unschuld und sicheres Vertrauen auf die Vorsehung trefflich gezeichnet. Hier spricht sich mehr wie irgendwo anders Femy's Schule aus. Die muntere Soldatenscene, Mathildens Ariettchen im zweiten Acte sprechen wunderlieblich an und werden bald Lieblingsmelodien des Publicums werden. Mariens Polacca ist durch den schwermüthigen Charakter über alle Tändeley erhoben. Mit trefflicher Instrumentalbegleitung, eines Beethovens würdig, ist die melodiereiche Arie Otto's ausgestattet, wie denn überhaupt die ganze Musik bezeugt, daß Femy nicht nur tüchtiger Compositeur ist, sondern auch eine ganz vorzügliche Kenntniß der Anwendung der Instrumente besitzt. Lieblich ist das Finale des zweiten Actes, in welchem Otto und Marie sich finden, bis sie durch Babo getrennt werden, wo denn die Musik die Bewegungen der Seele herrlich ausdrückt; aber mit wildem Brausen stürmt das Schlußfinale daher. Dieses letzte muß man mehrmals hören, um es ganz zu verstehen. Soviel aber ist gewiß, daß es reich an vielen Schönheiten und der ungeheure Aufwand der Lärminstrumente ganz an seinem Platz ist. Wir können daher dem Repertoire, zu der Bereicherung mit dieser in jeder Hinsicht ausgezeichneten Oper nur Glück wünschen und hoffen, daß der gute Geist, der diese Aufführung gestattete und der die Ueberzeugung gab, daß classische Musik immer ihr Publicum findet, auch statt der seitherigen ewigen Leyer (und zwar häufig keiner orpheischen) alte gute Opern, so wie neuere Meisterwerke für Frankfurt ins Leben rufen werde. Hr. Capellmeister Guhr hat bei dieser Oper wieder gezeigt, was sein Talent vermag, denn wenn gleich dieselbe nicht in der Vollendung gegeben wurde, mit welcher sonst unter Guhr's Leitung unser Orchester das Publicum erfreut, so war die Aufführung doch für die wenigen Proben ganz außerordentlich, und schon die nächste Vorstellung wird uns überzeugen, daß auch der Raugraf, trotz seiner Schwierigkeiten, mit derselben Präcision, wie alle übrigen Opern, ausgeführt wird. Was wir über den uns nicht gegebenen Theil der Oper vernahmen, muß den lebhaften Wunsch erregen, auch die gestrichenen Stücke, namentlich

Bertram's Arie im 1sten Acte, dann das ländliche Chor im 3ten Acte und die gestrichenen Stellen des Schlußfinale zu hören, und wir sind überzeugt, daß durch Hrn. Guhr's regen Sinn für das Schöne dieser Wunsch nicht blos ein frommer bleiben wird. —

Die Vorstellung war im Ganzen gelungen zu nennen. Wo Talente, wie die der Hrn. Rieser und Dobler und der Damen Hauß und Brauer, zusammen wirken, da bleibt der Kritik kein Tadel; werden aber die Parthien mit Liebe erfaßt und vorgetragen wie heute, dann muß vorzügliches geleistet werden. Die Leistung des Hrn. Toussaint (Bertram) war nach Kräften. Hr. Hill gab den Kaiser. Es mußte uns befremden, daß Hr. Hill, der schon so oft die Lasten der Regierung getragen, so wenig mit Würde den Kaiser darstellte, und daß wahrscheinlich dadurch die Statisten ermuthigt wurden, ihrem Kaiser selbst die Achtung zu versagen, die jedem Officiere gebührt. Der Eintritt des Kaisers im Schlußfinale kann und soll von den im Vordergrunde handelnden Personen allerdings unbemerkt bleiben; unbegreiflich würde es aber sein, daß der mitten durch die Soldaten eintretende Kaiser von so eben unter seinem Befehle gekämpft habenden Truppen nicht erkannt würde, wenn nicht die sehr unkaiserliche Weise, mit welcher Hr. Hill hereinstürzte, die Vermuthung rechtfertigte, daß es der Kaiser auf eine Ueberraschung aller Anwesenden abgesehen habe. Ein weiterer Verstoß war es, daß bei dem Einzug des Kaisers das Landvolk beiderlei Geschlechts vor demselben durch die Ehrenpforte durchzog. Solche Unschicklichkeiten sollte die Regie doch vermeiden. Hr. Marrder (Veit) trug seine kleine Rolle ziemlich gut vor; sein Spiel verräth aber nur zu sehr den Anfänger. Die Anlagen des Hrn. Marrder berechtigen uns inzwischen zu der Hoffnung, daß fleißiges Studium auch ihn den Künstlern unserer Bühne anreihen werde. Die Chöre gingen nicht mit der gewohnten Präcision; doch finden wir eine Entschuldigung in der Schwierigkeit der Musik und in dem öfters zu schnellen Tempo, so daß auch in dieser Hinsicht wir uns für die Folge eine größere Vollendung in der Ausführung der Oper versprechen dürfen.

Die scenischen Anordnungen verdienten in vielem Betrachte die Dankbarkeit des Publikums. Nur in der Schlußscene vermißten wir Deutlichkeit. Zwar hörten wir ein Gerumpel hinter der Bühne, sahen auch die Halle der Burg etwas geröthet, doch hätte der Einsturz der Burg und der Brand derselben auf leichte Weise angemessener dargestellt werden können. Bei der Theilnahme, mit welcher der Raugraf von dem Publikum aufgenommen worden ist, hoffen wir später auch hier durch eine Abänderung der Scenerie dieselbe gehoben zu sehen. —

Dienstag den 30. Die beiden Philibert, Lstsp. in 3 Abthl. frei dem Franz. nachgebildet von Carl Lebrun. Hierauf die zwei letzten Abtheilungen des Lustspiels: die Hagestolzen, von Iffland. Es ist ein seltener Genuß, das Spiel der Dem. Lindner als Margaretha in den Hagestolzen zu beobachten. Man erinnert sich wohl noch der vielgefeierten Mad. Neumann in dieser Rolle. Sie war nicht das einfache Landmädchen, das zur Noth aus der hohlen Hand trinkt und einen Strauß von Feldblumen als den reichsten Schmuck betrachtet; sie war nur die Schauspielerin, die sich bemüht die Natur, welche sie nicht kennt, nachzuahmen und nebenbei ihre persönlichen Reitze in das günstigste Licht zu stellen. Wie so ganz anders ist es bei Dem. Lindner; bei ihr vergißt man die Schauspielerin. Man sieht in ihr die anspruchlose Tochter der Natur und fühlt sich wunderbar bewegt durch die in ihrer Brust furchtsam erwachenden Ahnungen und Wünsche. Beschreiben läßt sich dies treffliche Spiel nicht und zu bedauern ist, daß die Zahl derer, die davon hingerissen wurden, so klein war. Das Haus war fast leer!

Mittwoch den 31. Statt der angekündigten Oper Sargines gab man heute, zu freigebig, das Neu-Sonntagskind, Oper in 2 Abthl.

Donnerstag den 1. Februar. Die Rosen des Hrn. von Malesherbes, ländliches Gemälde in 1 Aufz. Hierauf: Ein Mann hilft dem andern, Lustsp. in 1. Aufz. Zum Beschluß: der Verschwiegene wider Willen, Lustsp. in 1. Aufz. Die Wiedererscheinung des letztgenannten kleinen Stücks auf unserm Repertoire ist darum erfreulich, weil Hr. Otto (Commissionsrath Frosch) demselben durch seine feine Komik einen besondern Reiz giebt. Die Verlegenheit, Jedermann Rede stehen zu sollen über Ereignisse, in welche man wider Wissen und Willen verwickelt wird, kann nicht natürlicher und zugleich komischer ausgedrückt werden, als es Hr. Otto thut. Schade nur, daß ein paar Rollen in diesem besseren Nachspiele so mangelhaft besetzt sind!

Theater-Anzeige.

Dienstag den 6. Februar. Faust, Oper. (Faust: Hr. Hauser.)

Mittwoch den 7. Der Verschwiegene wider Willen, Lustsp. Es spukt, Lustsp. u. Die Mäntel, Lustsp.

Donnerstag den 8. Der Erbvertrag, Trsp.

Samstag den 10. Tancred, Oper. (Tancred: Hr. Hauser.)

Sonntag den 11. Graf Benjowsky, Schsp.

Montag den 12. (Zum Besten der Dem. Roisten) Die diebische Elster, Oper. (Fernando: Hr. Hauser.)

Hierbei Titel und Register zur Iris, 1826. 2r Band.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 26. Dienstag, 6. Februar 1827.

An Horaz.

Mit dir und deinem Genius allein
Irr' ich so gern durch bunte Frühlingsauen.
Da lacht des Lebens milder Sonnenschein
Und stilles Glück will mir herniederthauen.

Mein Freund bliebst du, mein Lehrer immerdar,
Wenn falsche Freunde den Bedrängten mieden;
Du stärktest mich in jeglicher Gefahr,
Du schufst um mich des Frohsinns gold'nen Frieden.

Des bunten Lebens wechselvolles Spiel,
Der Stunde Werth, du lehrtest mich sie kennen;
Du zeigtest mir, des Weisen hohes Ziel,
Es sey nicht das, wonach die Meisten rennen.

Daß ich im Glücke stets den Uebermuth,
Verzagten Sinn im Mißgeschick verbannte,
Der gleichen Stimmung neidenswerthes Gut,
Den höchsten Schatz des Lebens früh erkannte;

Daß ich dem Geist, nicht Worten, nachgestrebt,
Im Schulwitz nie die edle Zeit vergeudet;
Daß ich dem Frieden, stillbeglückt, gelebt, —
Ich dank' es dir, dein Wort hat mich geleitet.

Mit leichtem Sinn und liebevoller Brust,
Begrüßt' ich ihn den Silberstrom des Lebens;
Die Gegenwart küßt' ich mit Jugendlust —
Ich dank' es dir, — ich lebte nicht vergebens!

Dr. A. Clemens.

Don Juan d'Austria.

(Schluß)

2.

Diesen Morgen war ich unter Gonzaga's Auspicien im Louvre. Der König (Heinrich III.) hatte im Conseil präsidirt. Wir fanden ihn in seinem Cabinette, inmitten eines halben Dutzend kleiner Hunde, seiner beiden geliebtesten Mignons, Quelus und Saint-Maigrin, einiger unausstehliches Geschrei ausstoßender Papagayen, und mit einem kleinen Affen, der auf den Schultern und dem Kopfe Sr. Majestät herumsprang. Man ließ die Hunde und die Mignons hinausbringen, und wir blieben nebst den Papagayen zurück. Heinrich ist klein, aber wohlgebauet; sein Blick ist voll Sanftmuth und Milde, seine Sitten edel, voll Anstand und Grazie; er trägt Ohrringe und legt Roth auf, wie ein Frauenzimmer; seine Haare sind mit Sorgfalt frisirt; ein langer Rosenkranz hängt an seinem Gürtel. So zeigte sich uns der Sieger von Montcontour. Vergebens bestrebte sich Gonzaga, die Unterredung auf einen wichtigeren Gegenstand zu lenken; wir mußten von Anfang bis zu Ende einen Bericht über die Maskeraden und Andachtsübungen anhören, die sich in das Leben dieses Fürsten theilen, die fromme Anordnung seiner Prozessionen und den orientalischen Luxus seiner Hoffeste bewundern. O! daß ich mich zu erkennen geben könnte! das würde unfehlbar für Heinrich eine treffliche Gelegenheit seyn, Ballets und Carouselle zu geben. Uns verabschiedend bestieg der König seine Carosse mit seinen Mignons; er ging nach Sainte Chapelle, das wahre Kreuz anzubeten. Gonzaga hat von einer zweiten Audienz gesprochen: wir erwarten die Befehle Sr. Majestät.

3.

Ich bin mit Gonzaga und dem Gesandten wieder im Louvre gewesen. Man erwartete den König mit Ungeduld. Endlich sahen wir ihn in seinen Palast zurückkehren, angethan mit einem Bußgewande, eine Geißel und einen großen Rosenkranz in der Hand tragend. Er hat sich in die Congregation der Geschlagenen aufnehmen lassen, um den von Gregor XIII. verliehenen Jubiläums-Ablaß zu gewinnen: Heinrich durchwandert deshalb mit seinen Mitbrüdern die Straßen von Paris, und betet in jeglicher Kirche andächtig seine Paternoster. Er warf ein Reliquienkästchen und seinen Rosenkranz von Todtengebeinen auf die Tafel; hierauf unterhielt er uns, während er bald einem Hunde, bald einem Papagayen liebkosete, von den Angelegenheiten seines Königreichs. Se. Majestät schien zu wünschen, sich vor der Hand nicht mit der hugenottischen Parthei überwerfen zu müssen, deren Verzweiflung man hier wohl fürchten mag: aber die Ereignisse drängen, unser Gesandter sprach im Namen der katholischen Allianz, und Gonzaga bemühte sich gleichfalls, die Erlaubniß zum Durchzug der neuen Hülfstruppen durch Frankreich zu erlangen. Der Nuntius des Papstes, der in diesem Augenblicke dem Könige einen Besuch abzustatten kam, erklärte selbst, daß der heilige Stuhl niemals die Gewissensfreiheit dulden werde, deren Folgen, sagte er, für die Kirche so verderblich werden könnten. Seine mit Würde ausgesprochenen Worte schienen über die Unentschlossenheit des Monarchen zu triumphiren: er wird das Pacificationsedict widerrufen, und aus seinem Rathe alle die, die nicht rein katholisch sind, entfernen; Se. Majestät will, daß wir unsre Abreise um zwei Tage aufschieben sollen, um einem Feste beizuwohnen, das derselbe der Königin Mutter geben muß. Ich werde also Catharina sehen, ich werde sie inmitten ihres Hofstaates, geziert mit allem ihrem Zauber, sehen.

4.

Catharina von Medicis ist in ihrem fünfzigsten Jahre noch eine der verführerischsten Frauen ihres Königreichs. Sie verdunkelt noch jetzt, durch das Edle ihrer Züge und durch die über ihre ganze Person verbreitete Grazie, den ganzen Schwarm der jugendlichen Schönheiten, die sich beeifern ihr zu dienen. Man möchte sagen, daß in ihrer Seele eine glückliche Mischung alles dessen sich vorfinde, was immer die Macht imponirendes haben kann, vereint mit der französischen Leichtigkeit. Bisweilen jedoch sieht man sie ihre Blicke zerstreut und in Nachdenken versunken aufs gerade wohl ins Blaue richten, als wollte sie mit einem Male an nichts anderes als ihr wunderbares Schicksal denken. Vielleicht auch rührt dieser vorübergehende Trübsinn von gewissen Erscheinungen her, über die sich Catharina beklagen soll. So sagt man, es sey ihr begegnet, daß sie eine Stelle mit Schrecken bezeichnet und ausgerufen habe: „Ich sehe den Schatten des verstorbenen Cardinals von Lothringen vorüberschweben.“ — Mein Himmel! wer weiß wie viele grauenerregende Gestalten und Geister, die sie zu nennen nicht wagen wird, wohl noch ihrer aufgeschreckten Einbildungskraft sich zeigen mögen, wenn sie schweigend durch die weiten Gemächer ihres Palastes schreitet! Es kehrt jedoch Beruhigung in ihr Herz alsbald zurück; ihre Traurigkeit zerstreuet sich, wie ein leichtes Gewölk, und bald hat Catharina Spiel und Scherz in ihre Nähe zurückgerufen. Ihre Ehrenfräulein, die sie im höchsten Grade tyrannisirt, warten nur auf das Zeichen ihrer Königin, um die Gruppen von Hofleuten zu durchbrechen, und allenthalben Scherz und Fröhlichkeit und die süße Trunkenheit des Vergnügens zu verbreiten. Aber in dieser liebenswürdigen Unordnung wissen sie ihre Freude im voraus zu mäßigen, und streben gern nach der Niederlage eines Feindes, den sie zu fesseln wünschen. Der König selbst ist nicht sicher vor Verführung. Ich sah Catharina aufmerksam eine Caprice ihres Sohnes belauschen; und doch betet man inmitten dieser Festlichkeiten den Rosenkranz und mischet Gift! —

Der Graf von Schlabrendorf.

(Bruchstück aus Niemeyer's Deportationsreise.)

Unter vielen sehr interessanten Bekanntschaften, die ich in frühern Jahren meines Lebens zu machen Gelegenheit fand, gehörte ganz vorzüglich, und zwar schon im Jahre 1775, der Graf von Schlabrendorf, gleich ausgezeichnet durch eine edle Bildung und Gestalt, als durch den Geist, der aus ihm sprach. Nach der fast verschwundenen Sitte jener Zeit erbat ich mir damals einige Zeilen seiner Hand für mein Stammbuch; einen Besitz, den ich nicht missen möchte, da die Handschrift vieler großen Zeitgenossen mich oft erinnert, in welche auch literarisch so wichtige Periode mein Leben gefallen ist. Er schrieb folgende Worte aus Chesterfield nieder: „Wähle deine Vergnügungen für dich selbst und laß sie dir nicht von andern aufdringen! Folge der Natur und nicht der Mode. Wäge den gegenwärtigen Genuß gegen die nothwendigen Folgen ab und laß alsdann deinen eigenen gesunden Verstand deine Wahl entscheiden.“

Bald nach meiner Ankunft in Paris (1807) führte mich Dr. Oerthling bei ihm ein. Schwerlich hätte ich, obwohl die Hauptzüge seines Angesichts unverändert waren, in dem bleichen, gealterten, damals fast sechzigjährigen Manne, den mir in der vollen Blüthe der Jugend zuerst bekannt gewordenen jungen Domherrn, wieder erkannt; am wenigsten in der unscheinbaren abgetragenen Hülle eines alten Schlafrocks; oder in dem aller Ordnung und Eleganz entbehrenden Zimmer mit dem schlechtesten Mobiliar; oder auf dem vielleicht zwanzig Jahre lang gebrauchten Lehnstuhl, dessen Sitz das Stroh nicht mehr halten wollte. Aber wie sehr auch die erste Erscheinung des neuen Diogenes in so auffallender Gestalt und Umgebung befremden mochte — nach einer Viertelstunde vergaß man alles bei seinem

Gespräch und fühlte sich durch die Einladung, ihn öfter zu besuchen, geehrt und beglückt.

Einem Manne, der, ohne je ein öffentliches Amt bekleidet zu haben, doch so viel im Großen und Kleinen gewirkt, der, so viel er auch in seinem Leben geschrieben, doch nie nach Schriftstellerruhm gestrebt hat, wird es hoffentlich an einem würdigen Biographen nicht fehlen. Vielleicht erwartet man nur den Ausgang eines langwierigen und sehr verwickelten Processes, der über seinen so bedeutenden Nachlaß und seinen letzten Willen entstanden ist. Ich kann hier nur einen leichten Umriß versuchen, um, da so Vieles von seinem Thun und Treiben in Deutschland unbekannt blieb, den Lesern die Achtung abzugewinnen, die mich, wie alle die ihn näher gekannt haben, gegen ihn erfüllet hat.

Er hatte in Frankfurt a. d. O. und Halle sich für den Staatsdienst vorbereitet. Aber schon früh hatte sich eine bestimmte Abneigung gegen bindende Verhältnisse in ihm festgesetzt und den Entschluß in ihm gereift, mehr als Weltbürger zu leben und zu wirken, als sich durch irgend eine feste Anstellung fesseln zu lassen. Er mochte an seinem Vater, dem vieljährigen Premierminister von Schlesien, das Beispiel gesehen haben, mit welchen Opfern selbst das Vertrauen der Könige und gerade die höchsten Staatswürden erkauft werden müssen.

Schon im zwanzigsten Jahr verlor er ihn, und kam dadurch in den Besitz eines großen Vermögens und aller Mittel, seinen Geist durch Kenntnisse und Erfahrungen jeder Art zu bereichern. Auf seinen Reisen sah er zuerst alle merkwürdige Städte Deutschlands, und lebte dann sechs Jahr in England, eng mit dem in manchem Betracht ihm geistverwandten Minister v. Stein verbunden. Die eigenthümliche Verfassung und der Geist aller wichtigen Anstalten, aller religiösen und wohlthätigen Institute dieses großen Insellands hatte ihn gefesselt. Die Großartigkeit der Ideen sprach ihn in hohem Grade an, und schien ihm alles Vaterländische der Art zu übertreffen.

Schon vor dem Ausbruch der Revolution, hatte er sich für einen längern Aufenthalt in Paris bestimmt, gewiß ohne anfangs daran zu denken oder zu ahnden, daß er es nie wieder verlassen und nach vier und dreißig Jahren noch dasselbe Zimmer im Hôtel des deux Siciles, rue Richelieu, wohin ihn der Postillon zuerst gefahren hatte, bewohnen würde. Vielen Antheil an jenem Entschluß hatte unstreitig die Hoffnung, daß für das unter so vielem Druck seufzende Frankreich eine bessere Zeit nahe sei, in welcher eine auf liberaleren den Fortschritten der Zeit angemessenen Grundsätzen ruhende Staatsverfassung ins Leben treten würde. Denn gerade ein solches Ideal eines vollkommenen Staats, war und blieb der Gegenstand seines unablässigen Denkens und Forschens. Wie hätte er aber von der Richtung, die nur zu bald die Revolution nahm, das Heil erwarten, wie hätte sein freisinniger Geist nicht gar bald die Tyrannei weit schlimmerer Despoten fühlen sollen, die so unermeßliches Elend herbei führte? Diese seine Ansicht, aus der er kein Geheimniß machte, entging auch den damaligen Machthabern nicht. Er ward als Freund Englands und als Feind der Freiheit verhaftet und mußte siebzehn Monate in drei verschiedenen Gefängnissen jeden Tag dem letzten Schicksal entgegen sehn, bis das Ende der Schreckenszeit unerwartet auch seinen Kerker öffnete. Hierdurch war indeß das zarte Band, das ihn mit einer sehr liebenswürdigen Schottländerin Miß Christin verbinden sollte, zerrissen, und er, ohngeachtet einer stets bewahrten großen Achtung des Geschlechts, bestimmt, auch von dieser Seite für immer als ein freier Mann leben und sterben zu wollen.

Jetzt gab er sich unermüdet dem Studium der Wissenschaften, der Philosophie und den Sprachen hin. Die schon frühere Neigung, sich oft Monate lang gänzlich zu isoliren und fast von allen äußeren Bedürfnissen unabhängig zu machen, fand darin noch mehr Nahrung. Ein Werk über allgemeine Sprachlehre, ein anderes über Sprachabstammung und deutsche Sprachbildung hat er der Vollendung nahe gebracht. In der Förderung des technischen Unternehmens, alte und neue Classiker durch Stereotypendruck zu verbreiten, erkennt man eben so sehr sein Interesse an allem Vortrefflichen, was aus der Vorzeit auf uns gekommen ist, als den Eifer, den Geschmack, der ihm so sehr zu sinken schien, selbst wieder classisch zu machen und der Jugend den Gebrauch der Hülfsmittel zu erleichtern. Indeß blieben seine früheren Studien nie von dem Leben getrennt. Mit einer unglaublichen Gesichts- und Weltkenntniß ausgerüstet, in die tieferen Quellen der Staatskunde eingedrungen, im Mittelpuncte der lebendigsten Fülle der Tagsgeschichte, gab es schwerlich einen schärferen Beobachter dessen, was in jener so höchst merkwürdigen Zeit unter seinen Augen vorging. Wenn er sich stets entfernt hielt, unmittelbaren Antheil an dem was sich ereignete zu nehmen, so entging ihm nur um so weniger irgend eine der wechselnden Erscheinungen, und sein durchaus unbefangener Blick sah ihre Wirkungen oft lange, ehe sie eintraten, vorher. — Man weiß, daß die Anführer der verschiedensten Partheien, Staatsmänner, Gesandte, seinen Rath gesucht, ihn wie einen der alten Seher angehört, auch häufig, ohne es sich eben merken zu lassen, seine Winke befolgt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelegenheitsprosa.

Kein Geschäft könnte in unseren Tagen mißlicher oder wenigstens fruchtloser scheinen, als der ästhetischen Kritik das Wort zu reden, oder wohl gar diese Kritik selber zu handhaben. Wie Sisyphus den Stein wälzt, könnte dem Liebhaber von Gleichnissen für diese Bemühung ein sehr passendes Bild scheinen. Gleichwohl können diejenigen, welche sich zu Ausübung derselben einen Beruf zutrauen, wohl schwerlich von ihr ablassen, und

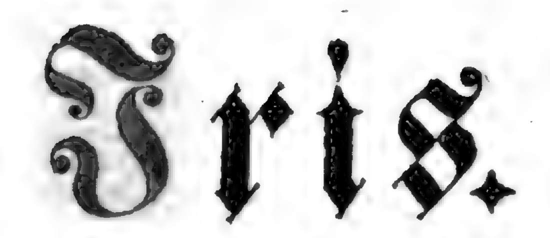
werden sich eben so wenig durch den jetzt von manchen Seiten, selbst von geistreichen Stimmen her ertönenden Ruf: Laßt ab! Laßt ab! als durch die scheinbare Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen irre machen lassen. Wie kommt das? Die ächte Kritik ist so gut ein Geschäft, des Schweißes der Edlen Werth, und genialische Begabung erfordernd, als die ächte Produktion. Es gehört Genie dazu, ein vortreffliches Gedicht zu machen: aber wird nicht eine ähnliche Gabe verlangt, um es in seinen Trefflichkeiten zu durchdringen und würdig zu fassen? Man könnte jenes das Genie des Geistes, und dieses die Genialität des Gemüthes nennen; sie verhalten sich beinahe wie Mann und Weib. Wehe dem Dichter, dem nicht in diesem Sinne genialisch begabte Hörer und Leser werden. Aber diese empfangende, die receptive Genialität ist es nicht einmal, welche zur Kritik hinreicht: sie selbst wieder begehrt ein productives Talent, ein Geschick, das, was die schaffende Kunst hervorgebracht hat, in seiner Gesetzmäßigkeit und organischen Gliederung zu erkennen und daraus selbst wieder die Normen aufzustellen, welchen nachzukommen, wer das Schöne gestalten will, sich befleißigen muß. Ohne die Fähigkeit einer universalen Biegsamkeit für alle Formen und Erscheinungen des künstlerisch Virtuosen, zugleich aber einer entschiedenen Urtheilsschärfe für alles dem Urbilde desselben Widerstrebende wird freilich der Kritiker seinem Berufe keine sonderliche Ehre machen. Er muß sich nicht blos auf die chemischen Scheidungen, sondern auch auf die organischen Verwandtschaften verstehen; er ist der Physiologe der schönen Kunst, und wie in der Medicin, den Naturwissenschaften, selbst der Mathematik, trotz dem, daß die Objecte dieser Wissenschaften gegebene, nicht wie bei Philosophie und Dichtkunst, erst zu machende Stoffe sind, dennoch der geniale Kopf die rechte Weihe des Geistes über sie ausgießt, während der gewöhnliche gute Hausmannsverstand blos die Bausteine anführt, so soll man ja nicht aus dem Pöbel der Kritikenschreiber den Schluß fällen, die Kritik sey eben blos eine Beschäftigung für den Pöbel der Gelehrten. Aus einer guten Kritik haben selbst die schöpferischsten Geister oft gelernt; sie haben zu allen Zeiten die Wissenschaft der Kritik für die ausübende Kunst heilsam gehalten; sie haben es nicht verschmäht, selbst in die Schranken der kritischen Palästra einzutreten. Und zu allen Zeiten, wenn der ächte Geschmack in Gefahr oder schon verloren war, hat die Kritik der besseren Einsicht selbst bei der größeren Lesewelt wieder eine Bahn geöffnet. Wir verdanken es Lessing's Kritik, daß sich die deutsche Schaubühne aus der Plattheit und steifen Albernheit des Gottschedisch-französirenden Geschmackes herausgewunden; wir verdanken es der Schlegel-Tieckischen Kritik, daß sich das Publikum von der falschen Vornehmthuerei gegen Shakspeare, welche selbst Wieland, sein erster Uebersetzer, befördert, ja zum Theil begründet hatte, und von dem laulichten Süßwasserrausche der Lafontaine'schen Romane losgerissen. Und wir haben auch die sichere Ueberzeugung, daß diejenige Kritik, welche jetzt mit Eifer und Ernst darauf hinarbeitet, dem Unfuge der Claurenschen Spelunkenunschuld und Lagunentugend ein Ende zu machen, früher oder später ihr Ziel erreichen und das Publikum zu Schaam und Selbsterkenntniß über seine Geschmacksverirrungen bringen werde. Aber mit allen edlen und selbstständigen Geistern perhorresciren wir eine jede Kritik, welche sich andere Zwecke vorsetzt, als die Sache und das Gedeihen der Kunst und des Geschmackes; eine jede Kritik, welche zunftmäßig und mit Assekuranz für die eigne Invalidität sich monopolistisch aufstellen will, eine Partheifahne schwingt und unter sie ruft; endlich eine jede Kritik, die nicht durchdrungen von der Hoheit und der Würde der Wissenschaft durch ihre Treffkraft und ihre Gediegenheit zeigt, weß Geistes Kind sie ist, und zu ihrer Legitimation hohle Titel und das Würfelspiel anspruchsvoller Namen gebraucht.

Räthsel.

Sonst lebte ich ruhig, still und unbemerkt, nur meinen Freunden bekannt; dem Haß ein zu unbedeutend Ziel für seine Pfeile. Aber wie durch einen Zauberschlag verändert ist die Scene, denn kaum beginnt der Genius meiner freundlichen Kunst einen kräftigen Flügelschlag, so bin ich plötzlich der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Aller Augen sind auf mich gerichtet, alle Zungen reden von mir, sogar in den Tagblättern lese ich meinen Namen und muß mir geduldig die widersprechendsten Bemerkungen gefallen lassen. Extreme begegnen sich. Jeder glaubt ein Recht zu haben, mich nach Gutdünken zu beurtheilen, zu erheben oder zu erniedrigen. Lob, vor dem ich erröthe, trägt fast das Gepräge der Ironie! (Die wahrhaft Wohlmeinenden verzeihen, wenn ich ihre Züge nicht zu unterscheiden vermag!) Liebloser Tadel, der nicht belehrt, gehört dem Neid an, oder dem herrschenden Modegeist. Ich stehe zwischen Pol und Pol: und es giebt doch nur ein wahres Urtheil. Aber auch außer diesem Bereiche bin ich die Zielscheibe jeden Leumunds. Die Fama ist losgelassen. Von nun an sind meine Vorzüge, meine Fehler mit den grellsten Farben gezeichnet — Haß und Wohlwollen kämpfen mit den schärfsten Waffen gegen einander, und ich besitze mit einmal eine Menge Eigenschaften, die ich mir noch vor kurzem nicht hätte träumen lassen. Ich gleiche dem Hügel einer Landschaft, abwechselnd bald im hellsten Sonnenschein glänzend, bald dämmernd im Schatten trüber Wolken. — Mein schuldlosestes Treiben wird bekrittelt und gedeutet nach Willkühr. Neuigkeiten von mir zu erzählen, ist das belohnendste Geschäft. Sogar meine kleinen häuslichen Freuden und Sorgen, meine ökonomischen Wechselfälle, die doch niemand Lust haben würde zu verbessern, sind die Novellen des Tags; ja, bis ins Innre der Kammer meines bescheidenen Reiches dringen die forschende Blicke neugieriger Beobachter.

Wer bin ich nun? und wer möchte ferner um diesen Preis riskiren, berühmt zu werden?

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 27. Mittwoch, 7. Februar 1827.

Lebewohl an die Poesie.

(Nach Lamartine von G. Schwab.)

Es giebt ein Stündlein für das Schweigen,
Wo nichts die Einsamkeit durchhallt,
Die Hoffnung selber schläft, es beugen
Die Weste keinen von den Zweigen
Im regungslosen Schattenwald.

Es giebt ein Alter, wo das Leben
Der Leier will entschlummern auch,
Die Töne, die sie sonst durchbeben,
Den Wahnsinn, fühlt die Brust verschweben,
Der Dichtung wohllautsvollen Hauch.

Der Vogel, welcher schlägt im Hage,
Er singt nicht immer auf der Flur,
Er flieht den Schatten am Mittage,
Entzückt mit seiner holden Klage
Den Morgen und den Abend nur.

Nun, Leier! es ist Zeit zu enden
Du, der so süßer Klang entquoll!
Umsonst, gestreift von meinen Händen,
Willst du mir Schmerzenslaute senden:
Es ist die Zeit zum Lebewohl!

Nimm hin, ich kann sie nicht bestreiten!
Nimm die empörte Thräne dir!
Wie viel auf deine treuen Saiten
Sahst du mir aus der Seele gleiten,
Nicht trocknete dein Hauch sie mir.

Wo jedes Auge schwimmt in Thränen,
Auf dieser Erde, voll von Pein,
Da kann die Leier nur bekrönen
Cypressenlaub, sie kann nur tönen,
Um unsern Schmerz zu schläfern ein.

Was singt, das trägt nur vom Verlangen,
Und von der Sehnsucht nur die Spur;
Vom Glück noch keine Saiten klangen,
Was Nachtigall und Dichter sangen,
Das Süßeste sind Seufzer nur.

Jetzt, liebe Harfe, magst du säumen;
Einst wohl kehrt wieder mir dein Lied,
Wenn vor des Todes seel'gen Träumen
Das Leben mit dem bunten Schäumen
Gleich einem alten Bilde flieht.

Der Wind, von dem die Seelen wogen,
Er hauchet Morgens, hauchet spät;
Gern spielt er um der Stirne Bogen,
Die sich mit Myrten grün umzogen,
Gern durch des Alten Bart er weht.

Umsonst seht ihr den Schnee sich winden
Um des Homeros greises Kinn;
An des Gedankens Strahl entzünden
Die Augen Miltons sich, die blinden,
Und Licht gibt ihm der innre Sinn.

Der vierzehnte Januar auf dem Feldberge.

Von Seiten des hiesigen physikalischen Vereins waren, einer demselben zugekommenen Aufforderung zu Folge, für den 15. Januar d. J. einige Stationen zu mehreren an diesem Tage anzustellenden meteorologischen Beobachtungen, bestimmt. — Von höchstem Interesse sind die in Frankfurt, Friedberg, Homburg, Wiesbaden, auf der Platte, dem Feldberge und in Reifenberg erhaltenen gleichzeitigen Resultate, worüber sich der bald im Druck erscheinende wissenschaftliche Bericht des Weitern verbreiten wird.

Wir geben unsern Lesern hiermit einen Auszug aus dem Berichte der Expedition, welche sich zu diesem Zwecke nach dem Feldberge begeben hatte, wie solcher von einem Theilnehmer derselben, in einer am 31. Januar stattgefundenen Generalversammlung des Vereins, demselben mitgetheilt worden.

Besten Muths verließ die Gesellschaft*) Frankfurt den 14. Januar Morgens halb neun und langte nach zehn Uhr in Homburg an. Der Himmel war trübe, die Witterung rauh und unfreundlich, im Ganzen aber doch immer erträglich. — In Homburg erhielten wir Kunde von dem Herrn Botanikus Becker, welcher Tages vorher bei dem schönsten Wetter die Auffahrt nach dem Feldberge gemacht hatte; — aber auch ziemlich ominös klang es, als wir zugleich erfuhren, daß des Letzteren Zögling, der den Weg bereits den 12ten zu Fuße angetreten hatte, halberstarrt in der seit einigen Tagen auf dem Gipfel des Feldberges erbauten Hütte angekommen und nur durch die sorgfältigst angewandte Bemühung der sich dort befindenden Arbeitsleute wieder ermuntert worden war. — Wir nahmen dieß als Folge jugendlicher Unbedachtsamkeit, — ließen uns in unserer guten Laune hiervon, so wie von den nicht viel Gutes prophezeienden Mienen der in der Wirthsstube anwesenden Gäste, nur wenig afficiren und fuhren in fröhlichster Stimmung den Weg von Homburg nach dem Feldberge hinauf.

Der größte Theil desselben war im Ganzen weniger schlecht, als wir uns vorgestellt hatten. An vielen Stellen ging das Fuhrwerk freilich durch drei bis vier Fuß hohen von dem Winde zusammengetriebenen Schnee; — auch war es nicht selten, daß wir dessen Umsturz mit vielem Rechte zu befürchtet hatten; — aber — dieß gehörte zu den erwarteten Dingen. — Von der Sonne konnten wir während der Auffahrt nichts sehen; nichts desto weniger bot das Farbenspiel der gegen Nordwest schwebenden Wolken ein recht schönes Schauspiel dar; — gleichsam, als sollte uns wenigstens Ein freundlicher Blick aus einer Weltgegend lächeln, aus der, noch an demselben Tage, des Unheils so viel uns zu Theil werden sollte. — Deutlich konnten wir Frankfurt, Höchst, Mainz, den Main und Rhein erkennen.

Bald aber änderte sich die Scene, als wir den Fuß des eigentlichen Feldberges erreicht hatten. Furchtbar blies uns ein schneidender Nordwest mit solcher Heftigkeit gerad entgegen, daß der Eine das Wort des Zunächstsitzenden nicht vernehmen konnte; — das Fuhrwerk drohte an mehreren Stellen in den nahen Abgrund zu stürzen, und der Sturm war in dieser Einen Hinsicht uns wenigstens günstig, daß wir, indem er die Augen zu öffnen nicht erlaubte, die Größe der Gefahr richtig zu beurtheilen nicht fähig waren.

Nur mit höchster Anstrengung der fünf vorgespannten Pferde, erreichten wir endlich den Gipfel des Berges, — und erst dann wurden wir des Anblickes der ersehnten Hütte theilhaft, die uns für die Zeit des dortigen Aufenthaltes bergen sollte. Mehrere Flintenschüsse, so wie ein von der Gesellschaft öfter wiederholtes Vivat waren, vor des Sturmes Geheul fruchtlos verhallt, nicht zu den Ohren unserer sich dort befindenden Freunde gelangt, und nur, als wir uns der Hütte bis auf etwa dreißig Schritte genaht hatten, kamen sie freundlich die Hand bietend uns entgegen; — aber auch dieser kurze Weg ward von ihnen und uns nur mit Aufbietung aller Kräfte gegen den mit furchtbarer Gewalt auf uns eindringenden Sturm zurückgelegt; — und erst dann kamen wir zu völliger Besinnung wieder, als wir im freundlichen Hüttchen vor den heftigen Anfällen borealischer Wuth uns einigermaßen gesichert sahen. —

Herr Botanikus Becker hatte Alles in möglichster Vollkommenheit zu unserm Empfange geordnet. Lustig flackerte ein knisterndes Feuer im eisernen Oefchen, — und mit wahrer Behaglichkeit sahen wir den Dampf des kochenden Wassers dem Kessel entsteigen. — Ein Lager von trockenem Heu gab dem Müden Aussicht auf Ruhe, und durch zwei Fensterchen nach Ost und West guckte sich's gemüthlich hinaus in die siberische Steppe.

Ledig der Bürde einengender Vermummung, hatten wir mit dem kleinem bretternen Aufenthalte uns bald befreundet; — während ein Theil der Gesellschaft bemüht war Ordnung zu bringen in das Chaos der Socken und Mäntel und Mützen und Pelze, beschäftigte sich der andere mit Befestigung der Instrumente in und außer der Hütte, welches Letztere freilich nur sehr mangelhaft ausgeführt werden konnte.

Bei unserer Ankunft um drei Uhr hatten wir bei + 1, 5 R. eine Barometerhöhe von 24″ 8‴ gefunden.

Allmählig kam der Abend herbei und mit demselben immer heftigere Verstärkung des Sturmes. Gar oft zitterte das Hüttchen, und Jeder sprach den Wunsch aus, daß das leichte Gebäude den heftigen Anfällen desselben auf die Länge widerstehen möge. — Der Wunsch war nur zu gerecht; — denn es mochte etwa 5 Uhr seyn als ein furchtbarer Stoß einen Theil des bretternen Daches in einem Nu, unter entsetzlichem Krachen von der Hütte trennte. Thür und Fenster bebten; Tisch und

---

*) Solche bestand aus den Herren F. Albert jun. der Physik Beflissenen, Dr. Hausmann, Lehrer der Mathematik und Physik; Fr. W. Knoblauch, Kaufmann, W. Mettenheimer der Chemie Beflissenen und Schlatter Maler.

Bänke zitterten; schwere Funken flogen aus dem leichten Ofen, von welchem mit dem Dache das Rohr weit hinweggeschleudert war.

Allgemein war die Bestürzung über den zwar befürchteten Unfall, dem zu entgehen wir uns aber doch geschmeichelt hatten, da trotz eines nicht viel minder heftigen Sturmes in voriger Nacht, nichts an der Hütte beschädigt worden war.

Doch bald wurde Hand ans Werk gelegt, den erlittenen Schaden nach Möglichkeit wieder gut zu machen. Vor allem wurde das Feuer gelöscht, welches, von dem heftigen Winde genährt, um so verderblicher werden konnte, da sich viel Pulver und Feuerwerk in der Hütte befand, — und zugleich alles geladene Gewehr abgeschossen. Mit größter Mühe gelang es der Gesellschaft endlich, vereint mit den Arbeitsleuten, die weit weggeschleuderten Dielen wieder herbei zu schaffen und mit denselben die schaurig freie Aussicht nach dem mit Schnee bedeckten Himmel zu schließen; — aber das Werk konnte nur sehr mangelhaft vollendet werden; denn es fehlte an der gehörigen Anzahl der hierzu nöthigen Nägel, weshalb erst einer von den anwesenden Arbeitern nach dem eine halbe Stunde weit entlegenen Reisenberg sich begeben mußte.

(Schluß folgt.)

Der Graf von Schlabrendorf.

(Bruchstück aus Niemeyer's Deportationsreise.)

(Fortsetzung)

Nie hat er etwas andres gewollt, als das Glück der Menschheit. Jeder Anschein davon bewegte sein wahrhaft großes Herz. Aber wenn sich Andre so oft vom bloßen Schimmer blenden ließen, so bewahrte ihn sein heller Geist vor der Täuschung. Er war nicht so engherzig und befangen, das Große und Kühne in denen zu verkennen, die er nach seinen humanen Grundsätzen nicht lieben konnte. Aber stark und erklärt war sein Unwille, als nach so unendlich vielen Opfern doch alles nur mit einer despotischen Alleinherrschaft endete, statt zu einer wohlgeordneten nicht bloß scheinbar-constitutionellen Regierung zu führen. Er hatte den Helden des Jahrhunderts bei seinem ersten Auftreten scharf ins Auge gefaßt, Großes von ihm gehofft, ihn auch nie aus den Augen verloren. Er redete vertraulich oft und gern über den „großen Mann" wie er ihn — gewöhnlich mit einem feinen Zuge von Ironie um seine Lippen — nannte. Wenn er jedoch an ihm einen sehr großen Verstand und eine ungewöhnliche Willenskraft bewunderte, so wollte er ihm doch durchaus keine Größe des Charakters zugestehen. Mehrere Personen, die genau davon unterrichtet sein konnten, haben es jetzt laut und öffentlich ausgesprochen, daß jenes höchst merkwürdige wegen seiner Freimüthigkeit bald streng verbotene Werk, das unter der Aufschrift: Napoleon Buonaparte und das französische Volk im J. 1804 erschien, vorzüglich aus seiner Feder geflossen, und von dem Kapellmeister Reichard, der sich in jenem Jahr in Paris aufhielt, in Deutschland nur zum Druck befördert sei. Wer den Grafen gekannt, wer ihn über die Gegenstände reden zu hören Gelegenheit gehabt, kann in jenem Werk die Resultate der schärfsten Beobachtung der Personen und der Wendung, welche die Revolution durch sie genommen hatte, so wie die ganz eigenthümliche höchst geistvolle Manier, sich darüber zu äußern, nicht verkennen und muß fühlen, daß, so viel anderweitiges Talent Reichard als Schriftsteller besaß, er dennoch schwerlich so geschrieben haben würde. In einer Gallerie von Charaktergemälden Napoleons, in denen sich bisher so viele versucht haben und noch versuchen werden, wird dieses zu früh vergessene Buch stets ein sehr wichtiges Kabinetsstück bleiben.

Schlabrendorf war sehr reich. Einige haben den Nachlaß an Gütern in Schlesien, an Capitalien, an ausstehenden Schulden über eine Million geschätzt. Aber für sich bedurfte er so gut als gar nichts. Denn er lebte, wohnte und kleidete sich fast ganz wie ein Einsiedler, der außer einer Kutte, dem täglichen Brod und dem allerunentbehrlichsten Geräth kaum etwas mehr bedurfte; — wohl aber Bücher für seine Studien, und Menschen, um ihnen durch Rath oder Geld nützen zu können. Das Leben um sich her mit philosophischen Blicken zu betrachten, die Schauspieler des großen Drama hinter den Coulissen in und außer ihrer Rolle kennen zu lernen, daneben wo er nur Anlaß fand, zu belehren, zu unterstützen, zu retten — dieß war seine einzige Leidenschaft. Sie ist die Quelle von unendlich vielem Guten, das er im Stillen gethan hat, geworden. Namentlich haben dieß unzählige Deutsche, die bei ihm Gehör und Hülfe suchten, erfahren. Ungeachtet er durch seinen so langen Aufenthalt in Frankreich seinem Vaterlande fast ganz entfremdet schien, so betrachtete er sich doch stets als einen in der Fremde angestellter Armenpfleger seiner Landsleute; denn er hatte nie aufgehört ein Deutscher, ein Preuße und besonders ein Schlesier zu seyn. Reisende Handwerker fanden bey ihm die bedeutendste Unterstützung. Auch den preußischen Kriegern brachte er was er an Geld und Gut aufbringen konnte dar; fühlte sich — ob man ihn gleich lange verkannt hatte *) — durch die Erhebung Preußens aus seiner Erniedrigung selbst hoch erhoben, und leistete der Sache der

---

*) Durch seine lange Abwesenheit einer revolutionairen Gesinnung verdächtig, war ihm eine geraume Zeit der größte Theil seiner Einkünfte entzogen oder zurückbehalten. Er war mit Confiscation seines Vermögens bedroht und mußte viele Kränkungen erfahren. Aber dieß konnte ihn weder aus seinem Gleichmuth bringen, noch zu irgend einem Schritt, der bei gerechter Sache unwürdig schien, bewegen. Die Gerechtigkeit des jetztregierenden Königs von Preußen hat ihm alles ersetzt, und seinen bewährten Patriotismus auch durch das eiserne Kreuz anerkannt.

Verbündeten bey ihrem Einzug in Paris manche wesentliche Dienste. Als er einst die traurige Lage in Paris eingebrachter preußischer Gefangnen erfuhr, sprang er schnell aus dem Bette auf, und sendete sogleich eine Summe von dreytausend Thalern für den nächsten Bedarf.

Doch würde ein so glühender Eifer, alles was er besaß zum allgemeinen Wohl zu verwenden, noch weit wohlthätiger gewirkt haben, wenn sich mit so edlem und großartigem Gebrauche irdischer Güter mehr Umsicht und Vorsicht, mehr Achten auf den Rath redlicher Freunde, weniger Vertrauen in Menschen die ihn mißbrauchten, verbunden hätte. Aber gerade von dieser Seite erscheint er als ein fast unbegreiflicher Charakter.

(Schluß folgt)

Eine Scene aus dem Mittelalter.

(Der Dorfzeitung nacherzählt.)

Im Jahr 1298, dem ersten der Regierung Kaiser Albrechts, hatten die Burggrafen von Nürnberg ein Haus bei St. Jacob und wohnten dort. Nun war der alte Burggraf gerade abwesend am Hoflager des Kaisers, als dessen beide Söhne, Jünglinge zwischen 18 und 20 Jahren, nach langer Rast wieder einmal aufs fröhliche Jagen reiten wollten in den nahen Reichswald. Sie befahlen daher den Dienern, ihre beiden Lieblingsjagdhunde, Doggen der größten Gattung, welche seit lange im Stall streng an der Kette gehalten worden waren, loszulassen und die Pferde zu satteln. Die Ungethüme von Hunden rannten voll bestialischer Freude über die langentbehrte Freiheit, wie wüthend die Straße entlang dem Spittelthor zu, als wären sie schon im Jagen eines Ebers begriffen, überrannten nahe an dem Thor ein dort spielendes Kind und fingen an, es zu zerfleischen. Rechts und links von diesem Thore wohnten damals eine große Anzahl Sensenschmiede und Tuchmacher. Auf die ersten Angstschreie des Kindes, eilte zuerst dessen Vater mit einer Sensenklinge, die er eben in der Arbeit hatte, herbei, entriß mit Hülfe mehrerer hinzu gekommener Nachbarn nur mit Noth und Mühe den Hunden den blutenden entstellten Leichnam des Kindes und trug ihn nach Hause. Eine große Menge Volks aus den benachbarten Gassen hatte sich indeß versammelt und sperrte den ganzen Platz vorm Thore, als der Vater in demselben Augenblick zu der mit Blut bedeckten Stelle zurückkehrte, da der eine junge Burggraf, ganz unkundig der traurigen Begebenheit, von einem Diener begleitet heranritt. Der Vater, sich selbst nicht kennend vor Schmerz und Zorn, lief jenem entgegen, schreiend: „herunter mit dem Buben", und hieb nach dem Grafen. Der Zornestaumel ergriff da plötzlich den ganzen Schwarm, im Nu war der Graf vom wüthenden Haufen umringt, von hundert Armen mit Hämmern, Haken, Stangen, Spießen und Hellebarden bedroht, plötzlich unversehens von hinten vom Pferde gerissen und sammt Diener und Pferden erschlagen. Näher der Wohnung des Burggrafen war nun der Haufe gedrungen; da reitet der zweite Graf mit den übrigen Dienern durch die Pforte, sieht staunend den Auflauf des Volks und entsetzt den Leichnam des Bruders vom Pferd herab. Todesschreck bemächtigt sich seiner; er zieht das Schwerdt, stößt dem Rosse die Sporen in die Seiten und trachtet so das Volk zu trennen und noch zu entkommen. Allein umsonst; der Haufe ist zu dicht, er wird gleich dem Bruder sammt den Begleitern vom Rosse gerissen, erstochen und die Leichname in eine damals nahe dabei befindliche Pferdeschwemme gestürzt. Nun als die That geschehen, die Rachewuth gestillt war, die Vernunft zurückkehrte und nun als riesengroßes Schreckbild vor ihren Augen erschien, wurden die Handwerker von Angst und Furcht wegen der Folgen ergriffen, stäubten auseinander, und fast alle, die daran Theil hatten, packten eilig Habe und Handwerksgeräthe zusammen und flohen weit weg in die Städte Nördlingen, Dünkelsbühl, Donauwerth und andre, wohin sie zuerst ihre Gewerke brachten, die von der Zeit an dort blühten und welche Nürnberg verlor sammt dem damit verbundenen Handel.

Der Burggraf, als er nach seiner Rückkehr mit Schmerz und Herzeleid das Unglück seines Hauses erfahren hatte, zugleich mit der Nachricht, daß die Verbrecher seinen Händen, vermuthlich nicht ohne Nachsicht des Magistrats, entronnen seyen, erhielt oder erzwang vielmehr vom letztern zur Sühne, daß nicht nur die noch übrigen Bewohner der Schmiedgassen und Nebengassen, wo der Tumult begonnen hatte, sondern alle Bürger der Stadt, jährlich um Michaelis 7 Heller Strafe geben mußten (für jene Zeit eine bedeutende Steuer), „damit — wie es in der Chronik heißt, — das Andenken seiner geliebten Söhne Hans und Siegmund auf ewige Zeiten nimmer aus dem Gedächtniß der Bürger von Nürnberg käme." Sie liegen zu St. Jacob begraben. Dieses Strafgeld, das bis ins 16te Jahrhundert bezahlt wurde, ist nachmals, als die Nürnberger die Burg sammt den Wäldern von den Grafen von Zollern erkauft hatten, vom Magistrat in das noch heut dort übliche Marktgeld umgeändert worden. So mußte eine ganze Einwohnerschaft den Jähzorn Einzelner drei Jahrhunderte lang büßen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 26.

Ein Tonkünstler, nachdem seine erste Oper aufgeführt worden.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 28. Freitag, 9. Februar 1827.

Heldenkränze

(gewunden von Heinrich v. Kleist)

An Palafox.

(Nachdem Saragossa am 21. Febr. 1809 gefallen war.)

Tritt mir entgegen nicht, soll ich zu Stein nicht starren,
Auf Märkten oder sonst, wo Menschen athmend gehn.
Dich will ich mir am Styx, bei marmorweißen Schaaren,
Leonidas, Armin und Tell, den Geistern, sehn.

Du Held, der gleich dem Fels, das Haupt erhöht zur Sonnen,
Den Fuß versenkt in Nacht, des Stromes Wuth gewehrt,
Der stinkend wie die Pest, der Hölle wie entronnen,
Den Bau sechs festlicher Jahrtausende zerstört!

Dir ließ ich, heiß wie Glut, ein Lied zum Himmel dringen,
Erhabner, hättest du Geringeres gethan.
Doch was der Ebro sah, kann keine Leier singen,
Und in dem Tempel still häng' ich sie wieder an.

An den Erzherzog Carl.

(Nach der Schlacht bei Aspern den 21. u. 22. Mai 1809.)

Hättest du Turenne besiegt,
Der, an dem Zügel der Einsicht,
Leicht den ehernen Wagen des Kriegs,
Wie ein Mädchen ruhige Rosse, lenkte; —
Oder jenen Gustav den Schweden,
Der, an dem Tage der Schlacht,
Seraphische Streiter zur Hülfe rief; —
Oder den Suwarow, oder den Soltikow,
Die bei der Drommeten Klang
Alle Dämme der Streitlust niedertraten,
Und mit Bächen von Blut
Die granitne Bahn des Sieg's sich sprengten; —
Siehe, die Jungfrau'n rief ich herbei des Landes,
Daß sie zum Kranz den Lorber flöchten,
Dir die Scheitel, o Herr, zu krönen!

Aber wen ruf' ich (o Herz, was klopfst du?)
Und wo blüht, an welchem Busen der Mutter,
So erlesen, wie sie aus Eden kam, —
Und wo duftet, auf welchem Gipfel,
Unverwelklich, wie er Alciden kränzet,
Jungfrau und Lorber, Dich, o Carl! zu krönen,
Ueberwinder des Unüberwindlichen?

Der vierzehnte Januar auf dem Feldberge.

(Schluß)

Das Wetter wüthete indeß furchtbar; — zitternd und bebend verkrochen sich die erschütterten Arbeiter, welche sich nur mit größter Anstrengung auf dem Dache erhalten gekonnt, zu uns in die Hütte, versichernd, daß ein solches Unwetter ihnen noch nie vorgekommen. Der Eine von denselben, ein baumstarker Mann, war dergestalt angegriffen, daß er nur durch gereichte Medikamente wieder zur Besinnung gebracht werden konnte.

Der peinliche Zustand, in welchem sich die Gesellschaft durch diesen Unfall, so wie durch die Befürchtung einer nochmaligen Wiederholung desselben, gewiß nicht mit Unrecht befand, veranlaßte dieselbe sich in einer ge-

meinschaftlichen Berathung für den Fall zu bestimmen, wo ein längeres Bleiben ebenso gefährlich für die Theilnehmer als unnütz für den beabsichtigten Zweck werden müßte. In dieser nun wurde einstimmig beschlossen, daß die Gesellschaft so lange nicht vom Platze weichen wolle, als bis ein zweiter Einsturz des Daches erfolgt seyn würde, und daß sie sich sodann, mit Berücksichtigung der kostbarsten und nothwendigsten Instrumente, hinunter nach Reifenberg begeben und alle übrigen Utensilien best möglichst verwahrt in der Hütte zurücklassen wolle; nicht zweifelnd, daß das furchtbar aufgeregte Element der beste Schutz für die Sicherheit derselben in Beziehung auf etwa mögliche fremde Eingriffe seyn würde und müßte, und daß sodann mit Anbruch des Tages entweder, wenn es nur irgend möglich, der Rückmarsch nach der Hütte wieder angetreten, oder die Abholung des Zurückgelassenen nach Reifenberg erfolgen solle.

Zu diesem Entschlusse fanden wir uns denn nun auch sowohl durch die erlittenen körperlichen Beschädigungen Mehrerer aus der Gesellschaft, als wie durch das ganz Besondere unserer Lage berechtigt; — denn der Exceß dieses furchtbaren Naturschauspieles läßt sich durchaus nicht mit Worten schildern, und nur der, welcher die Schrecken eines heftigen Seesturmes erlebt, kann von demselben sich einen richtigen Begriff bilden. Das dünne Luftelement hatte sich gleichsam zu einem dichten Körper comprimirt, den man mit Händen fassen zu können vermeinte, — und schwere Dielen wirbelten, Spänen gleich, in demselben kreiselnd herum. —

Wir hatten uns eben so wohl auf einen fortwährenden, allerdings sehr tüchtigen Windzug, wie auf einen viele Schuh hohen Schnee gefaßt gemacht; — eine Kälte von 18 oder 20 Graden hätte uns nicht unvorbereitet gefunden; aber eine solche Störung des Unternehmens, ein solcher casus fortuitus hatte ganz außer dem Kreise unserer Berechnung gelegen. —

Unterdessen war der nach Reifenberg gesandte Bote, begleitet von einem dortigen Schreiner, angekommen. Sogleich bestiegen die anwesenden Arbeiter das Dach und suchten durch eine Unzahl von eingeschlagenen Nägeln demselben größere Festigkeit zu geben. Jeder in der Hütte vernommene Hammerschlag hob den Muth der Gesellschaft von Neuem; allein da die Arbeit ganz im Dunkeln vollbracht werden mußte, weil keine Laterne oder Fackel im Freien sich brennend erhalten ließ: so war die angewandte Mühe wohl größtentheils vergebens, indem die meisten der Nägel wahrscheinlich nur blind gegangen waren. Doch da des Wunsches sehnend Bild so gern der Hoffnung Raum gewährt: so hielt man sich nunmehr für völlig sicher, besonders da der jetzt fallende Regen auf eine baldige Verminderung des Sturmes schließen ließ.

Doch schnell zerrann dieses Gebildes schöner Traum; denn nach etwas mehr als einer Stunde hatte das furchtbare Element zum zweitenmale den Sieg über die schwache Menschenkraft gewonnen. Der so eben befestigte Theil des Daches machte einige kleine Bebungen, und sogleich fuhr dasselbe mit Blitzesschnelle unter furchtbarem Gekrache zum größten Theil weit hinweg von der Hütte, indem zu gleicher Zeit mehrere Dielen in solche stürzten. In demselben Augenblicke flog das gegen die Windseite angebrachte Fenster einer abgeschossenen Kugel gleich unter den nahe daran stehenden Tisch; und der Sturm, der nun unmittelbar in die Hütte dringen konnte, warf alles im Wege stehende leichtere Geräth mit unwiderstehlicher Wuth untereinander. — Die Katastrophe war wirklich etwas stark. —

Zum Glücke hatte sich die Gesellschaft gleich nach der früher erwähnten Berathung reisefertig gemacht; — die wichtigsten Instrumente waren abgenommen und nur Ein Stück von jeder Gattung an Ort und Stelle gelassen worden, um keine Lücke in den Beobachtungen zu erhalten. Nun aber wurden auch diese letzten, so gut es die statthabende Verwirrung erlaubte, verpackt.

Mit Tornistern und Jagdtaschen beladen und Instrumente tragend, deren Transport die größte Vorsicht nöthig machte, begann nun etwa um acht Uhr der wahrhaft traurige Rückzug nach Reifenberg; und — war der Aufenthalt während der wenigen Stunden auf der Höhe peinlich zu nennen, so war es dieser Marsch gewiß nicht minder.

Dunkle Wolken hatten den ganzen Himmel wie mit einem Tuche überzogen, wozu nun noch Regen und Schloßen kamen, welche der Wind uns meistens entgegen blies. Es war den größten Theil des Weges nicht möglich die Augen zu öffnen, und gleichsam tappend mußten wir, in schwarzer Nacht ohne Laterne oder Fackel über den mit Glatteis und schmelzendem Schnee bedeckten Abhang, uns hinunterarbeiten.

Schon in der Hütte hatten wir vorausgesehen, daß es des Sturmes wegen nicht möglich seyn würde, einzeln zu gehen; es war deshalb die Verabredung genommen, sich zu zweien und dreien zusammenzuhalten, um so mit vereinten Kräften den heftigen Anfällen desselben besser widerstehen zu können; — allein bei der Verwirrung in dem Augenblicke des Abmarsches ward diese nöthige Vorsichtsmaßregel von Einigen, wirklich zu ihrem Nachtheile, nicht gehörig beobachtet; — denn wer bei dem Austritte aus der Hütte seinen Nebenmann nicht gefaßt hatte, der mußte, sich seinem guten Glücke überlassend, den fernern Weg allein durchkämpfen; — es war durchaus nicht möglich stille zu stehen und auf die Nachkommenden zu warten, noch viel weniger, sich umkehrend, ihnen entgegen zu gehen. Kurz — wer einmal im Laufe war, der hatte, einem ankerlosen Fahrzeuge gleich, keine Wahl mehr, — er mußte nolens volens im Laufe bleiben.

Wahrhaft tragi-komisch bewegte sich dergestalt die kleine Karavane den Berg hinab; bald glitt der Eine, — bald fiel ein Anderer, — bald versank ein Dritter bis an die Knie in wässerigen Schnee; und dieß alles in größter Stille. — Nicht ein Wörtchen wurde gewechselt; und dieß sowohl, weil Sturm und Gestöber es nicht erlaubten, als weil es aller Aufmerksamkeit bedurfte, um nicht jeden Augenblick in eine neue Gefahr zu kommen.

Bei einem kleinen Baumgestrüppe, wo wir vor dem noch immer furchtbar tobenden Unwetter einigermaßen

geschützt waren, machten wir Halt und suchten durch namentlichen Aufruf uns davon zu überzeugen, daß Keiner auf dem Wege verunglückt war; denn sich einander zu sehen oder gar zu erkennen, war positiv unmöglich. —

Nach einem kleinen Aufenthalte von wenigen Minuten, ging es in gleich traurigem Zuge weiter hinunter; — ein helleuchtender Blitz erregte trotz der Vermummung unsere Aufmerksamkeit und so langten wir denn endlich nach einem sechsstündigen Kampfe mit dem wahrhaft empörten Elemente Abends neun Uhr in Reifenberg an, wo wir nach kurzer Erholung unsere Beobachtungen begannen und, nachdem die Herren Albert und Schlatter, welche am andern Morgen sich wieder nach der Hütte begeben hatten, wegen der dort vorgefundenen Zerstörung es durchaus nicht räthlich fanden, wieder dahin zurückzukehren, solche auch beendigten.

Der Graf von Schlabrendorf.

(Bruchstück aus Niemeyer's Deportationsreise.)

(Schluß)

Die Absicht, die Rolle eines Sonderlings durch ein ganzes Leben zu spielen, ist einem so verständigen, wahrhaft philosophischen, in einzelnen Fällen und Beziehungen auch praktisch so tüchtigen Manne kaum zuzutrauen. Auch von einer religiösen Schwärmerey, die wohl Manchen zu einer solchen Lebensweise gebracht hat, war er weit entfernt, ob er wohl hohe Achtung gegen die Religion und das recht verstandene Christenthum in seinem Herzen trug, die sich auch in dem, was von seinem letzten Willen bekannt geworden ist, ausgesprochen hat. Vielmehr möchte ich ihn den Charakteren beigesellen, die, um gewisse Ideen, die sich ihres ganzen geistigen Wesens bemächtigt haben, ungestört zu verfolgen, sich von allen äußeren Dingen unabhängig machen und, um sich nur einzig ihren Ged[illegible]en, Speculationen und Plänen hinzugeben, alles scheuen, wodurch sie sich, wär's auch nur für Augenblicke, davon losreißen müßten, wenigstens, weil sie etwas Interessanteres beschäftigt, alles andere, selbst das Nothwendige, immer und immer aufschieben und, im Drange Andern zu dienen, das Eigene vernachläßigen und zu Grunde gehen lassen. Bald vertiefte er sich in Philosophemen über jene Idee eines vollkommnen Staats, oder über den Gang der Zeitgeschichte, oder in irgend einer wissenschaftlichen Forschung; bald sann er auf Mittel, Menschen, die sich selbst nicht helfen konnten, zu retten oder zu fördern. Für dieß alles war ihm Berührung mit Andern Bedürfniß. Er war daher keinesweges ein ungeselliger Einsiedler.

Dennoch möchte der von so vielen andern Seiten höchst achtungswürdige Mann von dieser am wenigsten zu rechtfertigen sein. Hätte er doch auf alle äußere Bequemlichkeit Verzicht leisten, noch so einfach wohnen, noch so dürftig sich nähren und kleiden mögen; — die Reinlichkeit des Körpers und die Beobachtung des Ueblichen und Schicklichen war er doch seiner eignen Gesundheit und auch Andern schuldig, die ihn aus allen Ständen täglich besuchten und, um nur seines Geistes froh zu werden, alles körperliche übersahen, einen so unangenehmen Eindruck es auch machen mußte. Mochte er im Bewußtsein, wie viel Gutes er im Stillen that, sich über den Ruf, aus Geiz zu darben, hinwegsetzen, hätte er sich nur nicht durch die trägste Sorglosigkeit um große Summen gebracht, die seinem Hang zum Wohlthun so sehr zu statten gekommen sein würden und sich selbst der Gefahr ausgesetzt, durch schlechte Umgebungen und falsche Freunde um alles gebracht zu werden. Hat er doch in seiner langen Gefangenschaft fast gar nichts gethan, um auf jeden möglichen Fall für seine äußeren Umstände zu sorgen. Er ist nur Tag für Tag beschäftigt gewesen, seinen Mitgefangenen durch seine vielen Verbindungen nützlich zu werden, für sie an die Machthaber zu schreiben und nicht seine, nur ihre Vertheidigungsschriften auszuarbeiten.

Gleichwohl beschäftigte ihn immerfort der Gedanke an die beste Disposition über sein Vermögen nach seinem Tode. Seinen Verwandten bestimmte er nur, was ihnen von Rechtswegen zu kam. Ein früheres Testament, schon voll der herrlichsten Anordnungen für Schul- und Wohlthätigkeitsanstalten in seinem Vaterlande, sollte durch nachträgliche Codicille erweitert werden. Er sprach oft gern davon mit seinen Freunden. Sie wußten gewiß, daß er viel darüber aufgeschrieben und es in sein Portefeuille gelegt hatte. Dennoch war, entweder durch seine unbeschreibliche Sorglosigkeit oder Veruntreuung, dieß wichtige Document nicht zu finden, und es ist dadurch eine Untersuchung veranlaßt, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Welch ein Widerspruch — die würdigsten Zwecke, die umfassendsten Plane im Auge zu haben, und dennoch die nothwendigste Bedingung zu ihrer Erreichung zu versäumen! Wer vermag das Räthsel einer solchen Natur ganz aufzulösen?

Mit dem Alter hat der Hang zu einer gänzlichen Entfernung von der Außenwelt immer mehr zugenommen. Er hat neun ganzer Jahre weder sein Zimmer verlassen, noch hat er verstattet, ihm seinen Bart abzunehmen. Der Gedanke, in das Vaterland zurückzukehren, hat ihn zwar nie verlassen; es wurden vielmehr zuweilen schon alle Anstalten dazu gemacht. Aber nie ist der Entschluß zur Ausführung gekommen, und der schon gepackte mit allen Bedürfnissen versehene Reisewagen ist zuletzt Jahre lang stehen geblieben und gänzlich verdorben. Ob es ihm wohl in seiner Wohnung an aller Pflege und Bequemlichkeit, wie sie sein Gesundheitszustand erforderte, gefehlt hat, so haben ihn doch nur zuletzt mit Mühe seine Freunde bestimmen können, sie mit einem Aufenthalt in einer der Anstalten zu vertauschen, wo Kranke, denen es an Häuslichkeit fehlt, die anständigste Wohnung und vorzügliche Pflege finden, und deren es in der Nähe von Paris mehrere gibt. Hier ward endlich für eine radicale Reinigung seines Körpers, für Hemden, Strümpfe, Unterkleider — da er von dem allen nichts getragen hatte — gesorgt. Aerztlich behandelte ihn der auch in Deutschland nicht unbekannte Begleiter des Kranioscopen Gall, Dr. Spurzheim. Er hätte ihn auch wohl noch etwas länger erhalten,

wenn der Kranke nicht durch eine unzeitig eingenommene Arzney selbst seinen Tod beschleunigt hätte. Was man an Gelde vorgefunden, würde zu einem anständigen Begräbniß nicht zugereicht haben, wäre nicht von der preußischen Gesandtschaft dafür Sorge getragen. Sein Leichnam ist, nachdem der würdige Präsident des Consistoriums Hr. Göpp in der lutherischen Kirche über den Text „das Andenken der Gerechten bleibt im Segen" an seinem Sarge sehr rührend gesprochen hat, auf dem schönen Begräbnißplatz des Pere la Chaise bestattet. Eine Grabschrift hatte er sich selbst gesetzt:

Civis civitatem quaerens obiit octogenarius.

Während meines Aufenthalts in Paris war der Graf noch beweglich. Wenn er ausging, war durchaus nichts Gesuchtes in seinem Anzuge, höchstens nur die Art, wie sich vor dreißig Jahren vornehme Männer kleideten, wahrzunehmen, wie er denn in jede Gesellschaft wie der feinste Weltmann eintrat, und namentlich im Umgang mit den Frauen ihnen noch im hohen Alter höchst angenehm und liebenswürdig entgegen kam. Ich sah ihn nicht blos in seiner Wohnung bei seinem Morgenthee, wo gewöhnlich die Tagesblätter überbracht wurden, sondern seine Theilnahme an uns führte ihn auch häufig in das Palais Royal oder zu einem Restaurateur, wo er oft — und gewöhnlich in einem kleinen Kabinette des Halbgeschosses, wo man allein speisen kann — unsre Tischgesellschaft durch seine Theilnahme wahrhaft beglückte.

In einem seltenen Grade besaß er das Talent der Rede. Er sprach zwar, da er immer tief in den Gegenstand eindrang, über jedes Thema ausführlich; aber es war nicht der Lehrton, der bei sehr unterrichteten Personen oft in das, was die Franzosen endoctriner nennen, übergeht, und der so leicht ermüdend und lästig wird. Sein eben so tiefer als reicher und lebendiger Geist strömte durch den Zauber der hinreißendsten Beredsamkeit in das ihn umgebende Leben über und ward für die zahlreichen Reisenden aller Klassen, namentlich wenn sie ihn aufsuchten, in tausend Beziehungen wahrhaft unterrichtend.

Noch sehr lebhaft sind auch mir einige längere Unterhaltungen im Gedächtniß geblieben. Einmal war ich von ihm — zugleich mit dem Dichter Baggesen, der ihm eine Zeitlang werth war, und einem geistvollen Franzosen — zum Essen bei Beauvilliers eingeladen. Bekannte und mir neue Gegenstände kamen zur Sprache. Zuletzt entstand noch ein sehr lebhafter Streit über die nationale Eigenthümlichkeit poetischer Werke und die oft so ungleiche Aufnahme, die dasselbe Gedicht finden könne.

Wie kommt es, daß oft schlechte Stücke nicht ausgepfiffen werden?

Die Beantwortung dieser Frage, welche in keiner Zeit häufiger vorgekommen als in der jetzigen, wird manchen enttäuschen, der in der Neutralität, welche die Zuschauer gegen seine Stücke beobachtet, wenn auch nicht Beifall, doch sicher nicht Mißfallen erkannt hat. Deutschland ist nie ärmer gewesen an neuen, guten dramatischen Werken als eben jetzt, und was diese Armuth noch fühlbarer macht und mit ihr im sonderbarsten Abstande sich befindet, ist der Reichthum und die Pracht, womit so viele Schauspielhäuser ausgestattet sind, als zu Berlin, München, Darmstadt. Wer kann sein Befremden unterdrücken, wenn er in ein elegantes Zimmer tritt, und in dem Bewohner desselben nur einen ganz gewöhnlichen Menschen entdeckt? Wer erinnert sich dann nicht was Diogenes gethan, als er von dem Diener eines Reichen durch eine Reihe glänzender Säle geführt worden?

Wie gewisse Insecten sich gern dem Feuer nähern, dem Element, welches ihnen den Tod als Vergeltung ihrer Kühnheit giebt, so auch viele der heutigen dramatischen Schriftsteller — es treibt sie an, in den herrlichen Tempeln ihre Prosa oder ihre Verse wiederhallen zu hören und — da verbrennen sie sich gar oft und im besten Falle nur die Flügel. So wie sie sich überzeugt haben, daß die frühern Theaterstücke für die heutige Welt nichts mehr taugen, daß Kotzebue ein Waschlappen ist — denn Solger hat ihn ja so genannt und Tieck keinen Anstand genommen, diesen Ausspruch bekannt zu machen — so gehen sie an's Werk; können sie aus der Manufaktur Scribe und Comp. nichts mehr einführen, so produciren sie ihre eigenen Mißgeburten, welche so schwach pedalisirt erscheinen, daß sie nach der kleinen Bewegung über die Bühne schon in Ohnmacht sinken, und hätten nicht die Antreiber — (sollte diese Benennung, welche dem englischen Prompter entspricht, nicht passender sein, als das französische Souffleur? —) den christlichen Gedanken, als Nachahmung des Gebrauchs in Krankenhäusern, alljährlich eine Sterbeliste der auf den Brettern gewesenen Kinder der Mißlaune bekannt zu machen, so wäre auch die leiseste Erinnerung verlöscht, daß sie je vorhanden gewesen!

Nun zur Beantwortung unserer Frage: wir finden sie in einem Witzworte Piron's, das, obschon eine geraume Zeit verstrichen ist, seitdem er es ausgesprochen, dennoch immer noch höchst passend und anwendbar ist. Piron hatte der Vorstellung eines neuen Stückes beigewohnt und begab sich nach Beendigung desselben in ein Caffeehaus, damals wie heute der Sammelplatz der Schöngeister. Seine Freunde drängten sich um ihn, begierig zu erfahren, welche Aufnahme dem Stück geworden sey. Es ist sehr schlecht und langweilig, entgegnete Piron. — Es ist also ausgepfiffen worden? — Nein, — Wie ist dieß möglich? — und Piron erwiederte ganz gelassen: Wie kann man pfeifen, wenn man gähnt! (Comment voulez vous qu'on siffle, quand on baille!) Alfred.

Berichtigung. In Nr. 27. S. 106 ist aus Versehen unter den Namen der Personen, welche die Expedition auf den Feldberg machten, die des Hrn. M. Ludwig, Kaufmanns, weggelassen worden.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 29. Samstag, 10. Februar 1827.

Der Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstadt.

Geb. den 16. Dec. 1742. gest. den 12. Sept. 1819.

Varnhagen von Ense, ein Historiker, von dem Deutschland, nach den neusten seiner schriftstellerischen Leistungen zu urtheilen, Werke erwarten darf, die in kunstreicher Darstellung und geistvoller Auffassung sich gewiß als Muster empfehlen werden, hat so eben auf 628 S. in 8. ein Leben des preußischen Kriegshelden Blücher von Wahlstadt herausgegeben, wofür ihm zunächst in der Monarchie, welcher der Hingeschiedene angehörte, allgemeiner Dank gezollt worden, das aber in allen deutschen Gauen freundlich begrüßt und mit anerkennender Theilnahme gelesen zu werden verdient. Wir stellen daraus nachstehende Züge zum Bild wie zur Charakterschilderung des Marschalls Vorwärts zusammen, eingedenk, wie in unsern Tagen, wo die Fluth der neusten Vorgänge stets das Kaumgeschehene in den Hintergrund einer schon entlegenen Vergangenheit drängt, Auffassung und Festhaltung der Eigenthümlichkeiten, die den Menschen, der eine Rolle in der Geschichte gespielt, in seiner Wesenheit enthüllen, nicht unverdienstlich sein können.

Blücher war von großer schlanker Gestalt, von wohlgebildeten starken Gliedern. Das Alter weniger als Krankheitsleiden gaben ihm zuletzt eine vorwärts gebeugte Haltung. Doch sein Haupt erhob sich in aller Schönheit, welche das Alter, das so viele nimmt, noch verleiht. Ein herrlicher Schädel, nur noch spärlich bedeckt von grauen Haaren, eine prächtige Stirn, eine starke gekrümmte Nase, scharfe, heftigrollende und doch im Grunde sanftblickende, hellblaue Augen, dunkel geröthete Wangen, ein feiner, aber vom starken herabhängenden Schnurrbart fast überschatteter Mund, ein wohlgeformtes starkes Kinn — alles dies stimmte zu einem tüchtigen Menschenantlitz überein, dessen ausgearbeitete Züge sogleich einen bedeutenden Charakter erkennen ließen. Sein ganzes Ansehn trug das Gepräge eines Kriegshelden, eines gebietenden, wie eines vollstreckenden. Muth und Kühnheit leuchteten aus seinem ganzen Wesen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen inneren Gleichmuths, einer persönlichen Unbekümmertheit begleitet, die ihm auch wirklich unter allen Umständen eigen blieben. Seine Sprache war rauh und dumpf, wegen Mangels der Zähne etwas lispelnd, im Zorne überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich. Mit einem scharfen durchdringenden Verstande war er ohne alle wissenschaftliche Ausbildung geblieben; allein in dem Umgang mit Menschen sich leicht in jedes Verhältniß findend, in jedem mit Festigkeit auftretend und mit großem Tact sich bewegend, erwarben ihm unerschöpfliche Heiterkeit und anspruchlose gutmüthige Haltung überall Freunde. Er verspottete nie das Wissen, aber überschätzte es auch nie. Er sprach ohne Rückhalt über die Vernachlässigung seiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut, was er ohne diese Ausbildung leisten konnte. Seine Unerschrockenheit in gefährlichen Lagen, sein Ausdauern im Unglück, sein bei allen Schwierigkeiten wachsender Muth, gründeten sich auf das Bewußtsein seiner körperlichen Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Ueberzeugung gekommen, daß es keine militairische Verlegenheit gebe, aus welcher man sich nicht am Ende durch einen Kampf Mann gegen Mann herausziehen könne. Von einem Offizier, der nicht diese Ansicht theilte, hatte er keine große Meinung. Tapferkeit müsse, nach seiner Ansicht, den militairischen Ruf geben und daß der Tapfre ihn verliere, schien ihm unmöglich. Nie trat bei ihm

auch nur die leiseste Besorgniß ein, daß ein Rückzug oder eine verlorne Schlacht ihm den seinigen nehmen könne. So war der Wunsch, große Heere zu befehligen, ihm völlig fremd; er setzte sich als Feldmarschall eben so gut vor eine Schwadron als vor ein ganzes Heer. Den Offizieren seiner Umgebung schenkte er sein Zutrauen nur, wenn er sie für unternehmend hielt, dann aber, und wenn sie dieß Zutrauen einmal hatten, war es unbedingt. Er ließ sich ihre Entwürfe zu Märschen, Stellungen und Schlachten vorlegen, faßte alles schnell auf, und hatte er sie gebilligt und die Disposition unterschrieben, so nahm er keinen fremden Rath an und keine geäußerten Besorgnisse machten den geringsten Eindruck auf ihn. Er führte eine fremde Idee, wenn er sie gutgeheißen hatte, ganz wie seine eigne aus. Es ist dagegen nicht zu läugnen, daß er in Folge seines Temperaments in allen Schlachten zu lebhaft, zu unruhig war. Hatten die Truppen ihre Befehle, so konnte er die Ausführung kaum erwarten und alle Bewegungen schienen ihm zu langsam. Es war nicht rathsam, ihm den Entwurf zu einer Schlacht vorzulegen, deren Dauer auf den ganzen Tag und die Entscheidung auf den Abend berechnet war. Sein Charakter verlangte schnellere Entscheidung. Die Reiterei war seine Lieblingswaffe. Er begünstigte sie zwar nie auf Rechnung der übrigen, allein eine Schlacht, in welcher die Reiterei nicht entschieden hatte, schien ihm für sie ein Vorwurf zu seyn und erwähnte ihrer nicht gern. Seine Kriegsführung zeigt überall denselben Charakter des Eifers und der Kühnheit; sein Heer ist immer angestrengt, sehr oft in allzu großen Fernen vertheilt, zum Angriff und zur Vertheidigung zu weit auseinander; er selbst wird häufig überfallen. Aber sein unaufhaltsamer Muth und rastloser Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; für sich allein oder verbunden mit andern Feldherren, mit eignen oder mit fremden Truppen, selbstständig oder von höherem Befehl abhängig, immer dringt er entschlossen auf den Feind, keine politische wie keine persönliche Gefahr kennend, und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnsten Wagnissen jemals gehemmt.

Von seinem Gleichmuth in Gefechten, von seiner Todesverachtung, werden viele Züge erzählt. Im größten Kugelregen bei Ligny rauchte er gelassen seine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nächsten Kanoniers angezündet hatte. In welche Gefahren er oft blindlings hineinsprengte, ist bekannt. Seine Umgebungen hatten immer Mühe, ihn von der persönlichen Theilnahme an einzelnen Angriffen zurückzuhalten; besonders wenn ein Gefecht ungünstig ausfiel, dann wollte er zuletzt immer persönlich mit Reiterei alles wieder umlenken und indem er etwa sagte: „Ich werde sie gleich mal anders fassen," oder „Na, ich will schon machen, laßt mich nur erst unter sie kommen," sah er sich eifrigst nach der nächsten Reiterei um, rief die Anführer herbei, denen er das meiste zutraute, und war oft kaum zu verhindern, seinen für das Ganze vielleicht schon zwecklosen, für die Truppen aber selbst im Gelingen verderblichen Anschlag auszuführen. Diese Unerschrockenheit und dieser Gleichmuth bedurften nicht der Spannung, die das Schlachtfeld in der Seele zuweilen erst erweckt. Aus dem Schlaf aufgerüttelt, um die Meldung zu vernehmen, daß Napoleon eine neue, so unerwartete als kühne, Bewegung ausführe, antwortete Blücher gähnend: „Da kann er die schönste Schmiere kriegen!" gab einige für den Fall nöthige Befehle und drehte sich gelassen auf die andere Seite zum Weiterschlafen. Durch solche Art zu seyn und die Dinge zu nehmen, hatte Blücher eine unwiderstehliche Wirkung auf das Volk; der gemeine Mann war ihm überall, wo er sich zeigte, sogleich zugethan; selbst in Frankreich fühlte das Volk eine Art Vorliebe für ihn, die sich freilich, sobald es auf Worte ankam, oft nur in der vorzugsweisen Anfeindung, die gleichwohl den tieferen Antheil in sich faßte, zu erkennen gab. Ihm war insbesondere die Gabe eigen, mit den Soldaten umzugehn, sie zu ermuntern, zu befeuern; mit dem Schlage weniger Worte, wie sie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die rohesten Gemüther. Einst wollt' er kurz vor einem Sturme seine Truppen anreden, da fiel ihm ihr schmutziges Aussehen auf und sogleich an diesen Eindruck seine Worte anknüpfend, rief er in seiner Kraftsprache: „Kerls, ihr seht aus wie die Schweine. Aber ihr habt die Franzosen geschlagen! Damit ist's aber nicht genug. Ihr müßt sie heute wieder schlagen, denn sonst sind wir Alle — verloren (seinen eigentlichen Ausdruck erlaubt die Schriftsprache nicht) — also frisch d'rauf, Kinder!" Eine Anrede, welche von der größten Redekunst nicht glücklicher ausgedacht und angeordnet werden könnte; sie ist, trotz der gemeinen Worte, wahrhaft und erhaben und begeisternd. Eben so glücklich trafen oft seine Scherzworte, wie, wenn er einem Bataillon Pommern, welches beim Eindringen in Frankreich überaus brav gethan, aber auch sehr gelitten hatte, und in ernster fast düstrer Haltung einherzog, vertröstend zurief: „Nun, Kinder, sollt ihr auch so lang in Frankreich bleiben, bis ihr alle französisch könnt!" Das ganze Bataillon war augenblicklich in gute Laune versetzt. Mit seinen Offizieren gieng er eben so vertraulich, ja ganz kameradschaftlich um. Man erzählt, daß er in Pommern, als er wegen der Krankheit, die ihn dort befiel, oft früh zu Bette gehn mußte, einst unter seinen Offizieren, die den Abend gesellig verbrachten, noch spät unvermuthet wieder eingetreten sei, im Hemde, auf einen Knüppel gestützt; er wollte an der Unterhaltung Theil nehmen, ging um den Tisch herum und fing an die Spitze seines Holzes einem seiner Lieblinge in's Fleisch zu bohren, dieser sprang auf und verbat sich lebhaft bei Seiner Excellenz den nicht gar sanften Scherz; doch Blücher, gutmüthig polternd, versetzte: „Na, was denkt ihr denn? meint ihr, weil ich krank bin, werd' ich euch ungehudelt lassen?" und war in seinem wilden Aufzuge noch eine ganze Weile nicht aus der traulichen Genossenschaft wegzubringen. Ein solch geselliges Zusammensein mit

mit Kriegskameraden und andern guten Leuten, die lebten und leben ließen, allenfalls ein Spiel mitmachten, einem Glas Wein Bescheid thaten und mancherlei erzählen und anhören konnten, war immer sein bestes Vergnügen. Er liebte besonders den Champagner, und kurz vor den Schlachten in Flandern hielt er demselben in Namur bei Tisch eine Lobrede, indem er das Glas erhob und in die tiefe Betrachtung ausbrach: „Ist es nicht Jammerschade, daß man gegen ein Volk muß Krieg führen, das einen so herrlichen Trank braut? Man sollte denken, das müßten die allerbesten Menschen sein, aber o Gott, o Gott!"

Nichts war merkwürdiger, als wenn er von seinen Kriegsereignissen erzählte. Am liebsten sprach er von den Vorfällen in Schlesien, besonders von der Schlacht an der Katzbach; wenn er die einzelnen Umstände lebendig und anmuthig vortrug, glaubte man darauf schwören zu müssen, daß die Sachen so gewesen, wie er sie darstellte, und doch war meistens alles falsch. Seine Einbildungskraft hielt ihm Lieblingsbilder vor, wie die Sache hätte seyn können und am meisten nach seinem Sinn würde gewesen seyn, und dieser folgte er dann unbedenklich. Die größten Feldherrn, auch Friedrich der Große sagt man, waren von dieser Uebertragung nicht frei, daß sie die Macht, mit welcher sie auf die Ereignisse selbst wirkten, auch späterhin auf die Erzählung davon zuweilen ausdehnten. Hierher mag folgender Zug gehören. Ein fremder Offizier war zu Tische bei Blücher und bat ihn inständigst, von der Schlacht an der Katzbach zu erzählen. Erst wollte er nicht, darauf wandte er sich an Gneisenau, der ihm gegenüber am andern Ende der Tafel saß: „Gneisenau, das müssen Sie doch sagen, daß ich die allein gewonnen habe? — Ich sah mir die Gegend an; sie schien mir geeignet die Franzosen erst über die Katzbach herüber zu lassen und dann wieder hineinzuwerfen. — Gneisenau, ich dachte hier. — Nein, das geht nicht, meint Gneisenau. — Ich dachte, er muß es verstehen und wandte mein Pferd, um weiter zu reiten. Aber kaum bin ich zehn Schritt geritten, so muß ich das Pferd wieder umdrehen, muß mir die Gegend ansehn; ich reite an Gneisenau, der will aber gar nicht. Wir reiten weiter bis Jauer und bleiben da die Nacht. Ich werfe mich auf's Stroh und wollte schlafen, hatte aber keine Ruhe; die Hügel standen immer noch vor meinen Augen. Ich ging noch zu Gneisenau und sagte, wir müssen da schlagen, wir würden sicher siegen. — Wenn Sie's durchaus haben wollen, antwortet der, so mag's geschehen; es wird am Ende wohl gehn. — Die Brigaden brachen auf. Und ich hatte dießmal recht, denn es ging auch." — Wir wissen jedoch, daß die Schlacht nicht so ganz auf diese Art hervorging. Ein andermal sprach Blücher ausführlich von den Schlachten von Brienne und von Champaubert, und seine ganze Erzählung setzte als unzweifelhafte Thatsache voraus, daß der letztere Vorfall dem ersteren vorangegangen; ein Adjutant bemerkte ihm den Irrthum mit bescheidener Beflissenheit; das war aber Blüchern ein schlechter Dienst: „Warum nicht gar!" brummte er, mit verdrießlichem Seitenblick auf den Berichtiger, „das werd' ich wohl besser wissen? Wollen mich wohl noch confuse machen!" Hier mag auch noch erwähnt werden, daß auch die Namen der Oerter und Personen in seiner Einbildungskraft leicht Umgestaltungen erlitten, die er dann hartnäckig festhielt; so hieß der Montmartre bei ihm unwiderruflich Sankt Märten, der Marschall Marmont eben so sicher Marmotte; ähnliche Willkühr und Beharrlichkeit wird auch von Napoleon erzählt. — Wenn er eigentliche Reden hielt, wozu er besonders in den letzten Zeiten, durch so manchen glänzenden Erfolg aufgemuntert, gern die Gelegenheit nahm, so ging seine Ausdrucksweise nicht sowohl auf gedrungene Stärke, als vielmehr auf behagliche Breite, auf allen Gemeinplätzen der Ansichten und Empfindungen verkehrend, ja auch Rührungsmotive, die einst so allgemein an der Zeit waren, nicht verschmähend und nur hin und wieder durch ein treffendes Wort, durch eine kecke Wendung, das Ganze rettend. Der Fluß seiner Rede war als dann, wie sein Selbstvertrauen, bewundernswerth; sein Anlauf schlug hier wie im Felde, wohl bisweilen nur, aber niemals blieb er stecken; die Sprachlehre machte ihm keine Sorge, er sprach sein gutes verständliches Deutsch, zwischen der Umgangssprache und der Mundart des Volks in der Mitte schwebend, mit einem starken Hange jedoch zu den Eigenheiten des letztern in Redensarten und Aussprache. Die oben bezeichnete Empfindungsweise war im Grunde seinem Wesen tiefer angehörig, als auf den ersten Anblick scheinen könnte; sie war überhaupt der späteren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eigen; das Milde, das Menschliche drängte sich überall hervor und wollte sich jeder Kraftäußerung beigesellen. Von Blücher sind heftige Ausbrüche des Zorns, harte Befehle in allgemeinen Anordnungen, aber kein Zug einzelner Grausamkeit, keine Handlung unmenschlicher Härte, keine freche Lust an böser Gewaltthätigkeit bekannt. Während der höchsten Aufreizung vergaß er in dem Feinde nie den Menschen, der Tapfre konnte stets auf seine Achtung, der Besiegte, der Verwundete auf seinen Schutz, auf seinen Beistand rechnen. In den leidenschaftlichsten Ausbrüchen seiner Unzufriedenheit machte er sich durch Schelten, aber nicht durch Schlagen Luft. Seine Gutmüthigkeit zeigte sich in allen seinen Lebensverhältnissen, es wurde ihm in den meisten manches geboten, was er ohne vielen Harm gut sein ließ.

(Schluß folgt.)

Gedanken über deutsche Bühnenkunst und Bühnenkünstler.

Geschichtliche Erinnerungen.

Die Schauspielkunst in ihren Grundzügen ist seit dem ersten gesellschaftlichen Verbande vorhanden. Derjenige, der zuerst in froher Lust oder in beschreibendem Ernst den Gang, die Haltung, die Geberden und die Stimme eines Andern vor einigen Zuschauern nachmachte, war schon der Vorläufer dessen, der, das Ge-

sicht mit Weinhefen überzogen, auf einem Gerüste bei öffentlichen Lustbarkeiten und Schwelgereien den Possenreisser machte, oder die Sagen der Vorwelt rezitirend vortrug. Dieser maskirte Rhapsode nebst seinen Jüngern war aber der Stammvater der dramatischen Spiele, die, gehorsam ihrem Zeitalter sich anpassend, dessen Culturspiegel sie waren, sind und seyn werden, mancherlei Veränderungen erlitten, bis sie auf die Stelle gelangten, die sie jetzt einnehmen. In der frühesten Zeit ward bereits die Bühnenkunst — einem geregelten Gange unterworfen — als Unterhaltungs- und Bildungsmittel für die große Masse angewandt. Es war bald ein Prärogativ des souveränen Volks, bald ein Vorrecht der Könige, Schauspiele anzuordnen, um die Menge zu beschäftigen, zu zerstreuen, in dem Netz der Lust gefangen zu nehmen, während auf der andern Seite Tempeldienst und Liktorenzwang ihr ernstere Fesseln anlegten. Ein Sophokles, ein Euripides in ihrer einfachen Größe schmiedeten die unsichtbaren Ketten, die das neugierige Volk an die Einfachheit seiner Altvordern, an den Cultus seiner Götter binden mußten. Sie stellten aus Mährchen und Geschichten furchtbare Beispiele auf, wie grobe Missethaten stets vergolten werden, und setzten — in einer stürmischen Zeit lebend, wo die Vergänglichkeit irdischer Richterstühle in der Erfahrung begründet war — die finster verhüllte Nemesis, das unbeugsame Fatum auf den Thron der dramatischen Gerechtigkeit. Wohlthätig und angreifend wirkten diese Schaustellungen auf die Zuhörer. Der verwilderte Wüstling bebte zusammen bei dem Jammer, der einbricht in das Haus des Lajus; Clytämnestra's Geschichte schreckte das strauchelnde Weib, und selbst der rohe Mörder schauderte, dachte er an die Kraniche des Ibykus. — Die Moralität des Volks — schlecht verbürgt durch ungenügende Polizei- und Justitzverordnungen, wie durch gehaltlose Opferceremonien — gewann durch das Theater. In der Geschichte seiner Zeit sah der Mann Throne fallen, Republiken vergehen; in den Hallen seiner Priester lernte das Kind eine Schaar von Göttern kennen, belastet mit allen Sünden und Schwächen des Menschen. Weder die Erde noch der Olymp leistete Gewähr für die Bestrafung des Lasters und den Lohn der Tugend. Nur im Theater offenbarte sich die ahnungsvolle Schicksalsherrschaft, der selbst die Götter sich beugen mußten. — Das griechische Volk, überwunden von den Römern, unterjochte seine Sieger mit den Wissenschaften und Künsten des Friedens. Es trug seine Götter, seine Gesetze, seine Schauspiele und all seinen Luxus nach Italien hinüber und bereitete dadurch den gewissen Sturz seiner Unterdrücker vor. Es liegt in der Natur des Menschen, daß, steigt er zum Affen irgend eines Vorbilds herab, er dessen Schwächen und Mängel unwillkührlich begieriger auffaßt, als seine Vorzüge; vielleicht schon deshalb, weil überhaupt der Vorzüge weniger sind, als der Fehler. So wurde es denn möglich, daß der große Character des römischen Gemeinwesens untergehen konnte in griechischer Sitte. So wie auch Rom nicht mehr Rom war, sondern eine üppige Griechenstadt, so trat ein, was in der Regel ist. Der Verfall aller Zucht war unbeschreiblich, und die Theater mußten nun gleich feilen Helfershelfern dazu dienen, diese Zuchtlosigkeit zu befördern und die entwürdigte Menge für die habsüchtigen Zwecke dessen zu gewinnen, der ihr die schönsten Schauspiele darbot: nämlich solche, die ihrem entarteten Geschmack am meisten zusagten. Die Lustspiele des Terenz und Plautus legen uns den ganzen bedauernswerthen Zustand des Familienlebens in Rom vor Augen, und da in dem Personale dieser Spiele leichtsinnige Verschwender, Buhlerinnen und Kupplerinnen, schwachsinnige Väter und spitzbübische Knechte die Hauptrollen spielen, — da in ihnen die Darstellung der damaligen Verderbtheit erschöpfend geschildert ist und kein Geheimniß der Schaam und Zucht verschwiegen wird, — da endlich die Sprache leicht, fließend, blendend und mit jener unglückseligen Moral verziert erscheint, die da unter Zweideutigkeiten hervorguckt, wie die Schlange unter Rosen, nur zu sagen scheint: Glaube mir nicht; ich rede blos so der äussern Schicklichkeit halber! so mußten diese Lustspiele sich des ungewöhnlichsten Beifalls erfreuen. — Bald aber genügten auch sie nicht mehr. Nach dem Fatum der Tragiker fragte das Volk nicht mehr, denn es hatte über das Heiligste spotten gelernt. Die Lustspiele gewährten nur vorübergehenden Reiz, da man die Originale der darin vorkommenden Personen-Porträts bei jedem Schritte antraf. Die Kunst des Roscius erlahmte sogar an der bacchantischen Flatterhaftigkeit des Volks, das sich bald an den üppigen Stellungen seiner Tänzerinnen ergötzte, bald den grausamen Gladiatorgefechten behaglich zusah; endlich aber seine größte Gunst den Thierhetzen zuwandte, weil das Blut eines Löwen theurer bezahlt wurde, als das eines Sclaven, — und sich auf dem Gipfel der irdischen Seligkeit glaubte, als der verschwenderische August ihm im Circus Maximus das unerhörte Schauspiel von 240 Pantherthieren gab, die, auf einmal losgelassen, sich untereinander erwürgen mußten! — Das blutige Weltschauspiel machte endlich diesen ärgerlichen Vergnügungen ein Ende und riß die Theater ein, wie die Gesetze, wie die Tempel. Die Barbaren, die die römische Weltherrschaft zertrümmerten, hatten keine Lust an Waffenklang und Becher. Geiserichs und Odoakers Krieger traten ohne Unterschied Künste und Wissenschaften in den Staub, und in Konstantinopel, dem Asyle der Gelehrsamkeit und des, wenn gleich verdorbnen Geschmacks, wehrte das streng einschreitende Christenthum, selbst mit orientalischem Schaupomp sich umgebend, dem freien Walten der Kunst, dem Volksvergnügen und den dahin abzweckenden Spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. In Nr. 26. S. 103, Sp. 2, Z. 30 ist Geschichts- und Weltkenntniß; in Nr. 27. im dritten Vers des Gedichts: „Er sucht den Schatten am Mittage" und in Nr. 28 im ersten Vers der Apostrophe an Palafox: „Dich will ich nur am Styx, bei marmorweißen Schaaren" zu lesen.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 30. Sonntag, 11. Februar 1827.

Der Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstadt.

(Schluß)

Wahrhaft groß erscheint Blücher in seiner neidlosen freudigen Anerkennung des Verdienstes Anderer, sowohl solches, das er selbst nicht theilen konnte, als auch dessen, welches in der Bahn des seinigen lag. Jede würdige Erscheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftsteller, den Kaufmann und den Künstler, sobald sie ihm in der Persönlichkeit entgegen traten, die ihren Werth ihm verständlich machten. Das Verdienst des Kriegsmannes wußte er unmittelbar durch eignes zu würdigen. Nicht nur erkannte er willig jede Eigenschaft seiner Mitfeldherrn an, auch den Einsichten der Oberbefehlshaber, welchen er zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder zu folgen hatte, unterwarf er gehorsam seine eigene Meinung, so lange nicht die Umstände ihm gebieterisch eine Selbstständigkeit aufdrangen, die er dann freilich zu behaupten wußte. Aus der höchsten Prüfung ging sein Charakter rein und groß hervor in den Verhältnissen, welche, einzig in ihrer Art, erst zu *Scharnhorst* und dann zu *Gneisenau*, besonders aber zu dem letztern, ihm zu Theil wurden. Scharnhorst wurde früh von seiner Seite gerissen; Gneisenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn, und welcher Antheil demselben an deren Erfolgen gebühre, hat Blücher in dem höchsten Taumel der Huldigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, stets eifrig und laut verkündigt. Hierher gehört das große Wort, durch welches Blücher einst die Lobreden, die man ihm zum Ueberdrusse vorgetragen, ungeduldig unterbrach: „Was ist's, das ihr rühmt?" — rief er wie begeistert — „es war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!" — Ein andermal in einer zahlreichen Versammlung, als bei Tische viele Trinksprüche schon ausgebracht und Sinn und Streben auf Seltsames und Wunderliches gerichtet war, verhieß Blücher, Alle überbietend, er wolle thun, was ihm kein anderer nachmachen könne; er wolle seinen eigenen Kopf küssen; das Räthsel blieb nicht lange ungelöst, er stand auf, ging zu Gneisenau hin und küßte ihn mit herzlicher Umarmung. Noch bei vielen Gelegenheiten gab er wiederholt das offne Bekenntniß, er selbst sey im Felde nur der ausführende Arm, aber Gneisenau das leitende Haupt gewesen. Ihre Freundschaft blieb ungetrübt bis an's Ende und kein Augenblick von Eifersucht rief jemals eine Theilung und Sonderung dessen herbei, was durch das Leben selbst vereint worden und nur also vereint in seinem vollen Werthe besteht.

Bei aller biederen Gradheit und unbefangenen Treuherzigkeit hatte Blücher eine Eigenschaft, die jenen zu widersprechen scheint, aber in bedeutenden Charaktern sich gar wohl neben ihnen findet, ja dem Wesen des Feldherrn nie ganz fremd seyn kann. Er verband nämlich mit jenen Eigenschaften die listigste Schlauheit, die durchtriebenste Verschmitztheit. Sein scharfer Verstand hatte in den vielfachen und lang dauernden Erfahrungen, die ihm zu Theil wurden, einen Schatz von Welt- und Menschenkenntniß geschöpft, den seine Urtheilskraft klug zu gebrauchen wußte. Ihm war zu viel Ueberblick und Gewandtheit verliehen, um das, wozu die Natur ihn gemacht hatte, was er ursprünglich war, nicht auch oft mit Bewußtseyn und Absicht sein zu wollen. Die Stellung, welche er durch seine Persönlichkeit hatte, die Wirkungen, welche er durch seine Eigenart hervorbrachte, waren ihm wohlbekannt: es war seiner Verstellungskunst die bequemste Aufgabe, nöthigenfalls nur sich selber zu spielen, wenn er seiner etwa mehr bedurfte, als er dem Anlasse grade vorhanden war. Manchen Auftritten seines späteren Lebens, besonders mit Personen

oder bei Gelegenheiten, welche ihm gering dünkten, weil sie keinen höhern sittlichen Antrieb in ihm aufregten, lag ein solches Spiel zum Grunde, in welchem es schwer gewesen sein dürfte, das Unächte von dem Wahren jedesmal genau zu unterscheiden, denn dies letztere durfte nie ganz fehlen. So schien er manche Vortheile gar nicht zu beachten, die er sehr wohl schätzte und geschickt zu erstreben wußte. So verstand er Ansehn und Gunst, sei es der Großen oder des Volks, auch da mit einer Art von Klugheit aufzunehmen und zu behandeln, wo er nur das Dargebrachte auf sich einströmen zu lassen schien. Sein heftiges Schimpfen und Toben war nicht selten mit besonderen Zwecken verknüpft; er wußte genau, wo er damit etwas ausrichten und hinwieder alles verderben konnte; es gab Verhältnisse, die er fortdauernd mit zartester Schonung behandelte, in denen er sich nie vergaß, dagegen andre, in welchen er, weil er seinen Boden kannte, sich alles erlaubte und keine Rücksicht mehr gelten ließ. In die Umstände und Lagen, deren Uebergewicht er nicht bemeistern konnte, wußte er sich recht gut zu schicken, oder ihre Schwächen auszuspähn und vermittelst dieser sich herauszuziehen. Weitaussehende Ränke durchzuführen wäre gleichwohl seine Sache nicht gewesen, sein Ungestüm hätte sich dazu nicht dauernd genug von der Klugheit beherrschen lassen, seine Verstellung dazu nicht Mannigfaltigkeit genug gehabt. Wenn ihm wirkliche Arglist von Einigen beigemessen worden, so kann dieß doch nur von einzelnen Augenblicken gemeint sein, in welchen irgend ein besonderer Ingrimm diesen Ausweg nahm. Die Fehler, welche ihm sonst Schuld gegeben werden, die ungezähmte Selbstsucht, die unersättliche Begier nach Gewinn, lassen sich leicht auf mildere Bezeichnung zurückführen. In der That, wie soll das starke Persönlichkeitsgefühl, das in der Welt als selbstsüchtig erscheint, von der Heldenzuversicht, welche die Last einer Welt auf sich nimmt, getrennt werden? wie die Geringschätzung irdischer Habe, die der Krieg täglich in ganzen Massen hin und herwirft, von dem Anspruche, in so Geringem nicht immer gleich wieder die engsten Schranken zu fühlen? Nur zum Wechsel des Gebens und Nehmens empfand Blücher ein Bedürfniß nach dem Besitze großer Mittel, auf die er stets zu wenig Werth legte, um sie lange zu behalten. Jedenfalls trieb das Alter die Fehler, die man ihm zurechnen mag, stärker hervor, und seine glanzvolle Stellung brachte sie um so heller zur Erscheinung. Doch kann man sagen, daß das Menschliche und Gemüthvolle immer die Oberhand behielt. Man darf nicht unerwogen lassen, wenn man Blüchern beurtheilt, daß die Zeit seiner Jugend, in welcher seine Begriffe und Gewohnheiten sich zu bilden anfingen, an Sitten und Denkart sehr verschieden von der seines späteren Alters war. In dem Sinne jener Zeit war manche Weise des Benehmens und Handelns, an welcher das jüngere Geschlecht, das ihn umgab, Anstoß nehmen konnte, keinem Tadel ausgesetzt. Die übereinkömmliche Ueblichkeit liefert allein den Maßstab, nach welchem sich die Bedeutung derselben Handlung in verschiedener Zeit verschieden darstellt; wie Götz von Berlichingen hätte kein General des siebenjährigen Krieges verfahren dürfen, ein Feldherr aus diesem letzteren mußte gegen manche neuere Zartheit verstoßen, die sich ihm unbekannt gebildet hatte.

Blücher liebte sehr, wie mündlich, so auch schriftlich seine Gedanken und Meinungen mitzutheilen. Seine Handschrift hat starke, eckige, genugsam leserliche Züge. Zwar er selbst führte die Feder selten, aber er setzte desto häufiger Andre in Bewegung. Die Gelegenheit, einen Aufruf, eine Kundmachung, oder einen gewichtigen Brief ausgehn zu lassen, war ihm stets willkommen. Seine Aufrufe, Tagesbefehle und Berichte wurden zwar von Andern, aber doch stets nach seiner Angabe verfaßt, und in keiner dieser Schriftarbeiten möchte das ihm Eigengehörige ganz vermißt werden. Dasselbe ist der Fall mit seinen Briefen; in allen, die nur einigermaßen von Bedeutung sind, findet sich ein Gepräge seines Wesens. Sein Briefwechsel war sehr ausgebreitet, hauptsächlich während seines Aufenthalts in Münster und in seiner letzten Lebenszeit.

Reichere Belohnungen, als irgend ein preußischer Feldherr vor ihm, hat Blücher aus seinen Kämpfen davon getragen. Seine Orden, deren Fülle bis zu den letzten Jahren sich stets noch mehrte, seine Fürstenwürde, umgaben ihn mit allem Glanze weltlichen Ansehns. Aber auch mit Geld und Gut beschenkte ihn königliche Freigebigkeit. Doch von sehr ansehnlichem Besitz (die Dotation in Schlesien allein bestand in Gütern 700,000 Thlr. an Werth) ist nur der kleinere Theil aus den großen Spielwagnissen und sonstigen Ausgaben seiner letzten Jahre, so auffallend genau er sonst im Kleinen und Kleinsten auch haushalten mochte, gerettet übrig geblieben. In Denkmünzen, Büsten, Gemälden, Kupferstichen und Bildern aller Art ist Blücher's Andenken vervielfacht. Zahllose Sieges- und Loblieder feiern seinen Namen. Trefflich haben Uhland, Rückert und Stollberg ihn besungen. Herrlichst aber preisen seinen Ruhm die Kriegs- und Heldengesänge von Stägemann, in welchen dichterische und vaterländische Begeisterung, zu Einer Gluth vereinigt, dem Muthe, der Gesinnung und den Thaten jener Zeit ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Räthsel.

Ich bin ein Schmerz, nur Kindern eigen;
Doch nimmt man mir ein Zeichen ab,
So liegen wir vorlängst im Grab,
Obschon wir seit dem Todesreigen
Noch Titel, Glanz und Glück erzeugen.

Auflösung der Logogryphe in Nr. 25.

1) Eisleben. — 2) Korn, Born, Horn, Dorn, Zorn.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Samstag den 3. Febr. **Sargines, oder der Zögling der Liebe**, Op. in 2 Abthl. von Paer. Hr.

Rieser war plötzlich heiser geworden, deshalb konnte die angekündigte Oper: der Raugra nicht gegebe werden und wahrscheinlich hätten wir bei dem jetzigen Stand unseres Sängerpersonals heute auf eine Oper gänzlich Verzicht leisten müssen, wenn nicht der grade anwesende Hr. Louis Urspruch vom Mainzer Theater so gefällig gewesen wäre, die Parthie des Ritter Montigny zu übernehmen. Sein Spiel befriedigte vollkommen; in Hinsicht des Gesanges mag es freilich etwas schweres sein, Hrn. Rieser in dieser Rolle ersetzen zu wollen; indessen glauben wir doch behaupten zu können, daß der Gesang eben so gut war, als der des Hrn. Größer, welcher diese Rolle früherhin darstellte. In Rücksicht der übrigen Personen beziehen wir uns auf unsere Beurtheilung der letzten Aufführung dieser Oper, nur mit dem Unterschiede, daß Hr. Tourny in seinem Gesang heute weit mehr befriedigte. Auch heute wurde das Duett des ersten Acts zwischen Sargines und Sophie stürmisch da capo gerufen und dasselbe von unsern beiden braven Sängerinnen, Dem. Hauß und Mad. Brauer, freundlich wiederholt. An Mad. Brauer erlauben wir uns die Frage: ob es wohl geeignet sein möge, daß Sophie in weiblichen Ritterkleidern die Schlacht mit kämpft? — Wir sind nicht dieser Meinung. — Das Haus war heute leer, woran die plötzliche Umändrung des angegebnen Stückes, welcher Umstand überhaupt der Casse nie einen Vortheil bringt, Schuld gewesen sein mag.

Sonntag den 4. Febr. Moses, dramat. Gedicht in 5 Abthl. von A. Klingemann. Nicht das trostlose, einer kalten Brust entwundene, wir möchten sagen, gänzlich absurde Stück, nur die kräftige Seyfried'sche Musik hat noch einige anziehende Gewalt. Die Gallerie findet nebenbei an der spaßhaften egyptischen Finsterniß und an dem Feuerregen ihr Amusement. Hr. Weidner spielte den Sesostris fast zu energisch; durch was aber soll dieser Wütherich, der zuletzt am Zorn erstickt, herausgehoben werden, wenn es nicht durch solche Extreme geschieht? Der Beweiß, daß es gefährlich ist, in der Nähe der Tyrannen zu seyn, wurde indeß von Hrn. Weidner zu gewagt geführt! Hr. Ludwig als Moses ergab sich in den Willen des Dichters.

Montag d. 5. (Zum Vortheil des Hrn. Louis Urspruch) Der Caliph von Bagdad, eine komische Oper in 1 Act von Boieldieu. Hierauf zum erstenmale: Die Schneider-Mamsels, Vaudeville in 1 Aufz. von Angely. Die lange von unserm Repertoire verschwundene Oper war heute wieder eine recht freundliche Erscheinung. Ist die Charakteristik dieser Oper in der Musik gleich nicht tief gedacht, an manchen Orten auch wohl ganz verfehlt; so belebt doch dieselbe ein angenehmer melodieuser Zusammenhang, welcher mit der leicht dahinfließenden Handlung geeignet ist, einige recht vergnügte Augenblicke zu schaffen. Die Ouverture ist ohnehin ein Lieblingsstück unsrer ganzen Bevölkerung und ihre Wiederholung wurde auch heute tobend und brausend verlangt. Hr. Louis Urspruch (Isaun) hatte in seinem Spiel den rechten Tact nicht getroffen. Wir sahen wohl einen jungen lebenslustigen Türken, aber von dem Caliphen, der jedenfalls in der Vermummung durchblicken muß, sahen wir nichts. Der Gesang war gut, nur hätte Hr. Urspruch die eingelegte Arie bei Seite lassen sollen. Dieselbe paßt weder der Melodie noch dem Inhalte nach in die Rolle des Caliphen und die darin befindlichen nicht leichten und hohen Passagen sind der Art, daß sie der Stimme des Hrn. Urspruch durchaus nicht zusagen. Mad. Dobler spielte die Lemalde. Dem. Hauß sang die Zetulbe. Wir wiederholen unser: Wie immer brav und lieblich. Hr. Linker (Yemaldin) gut. Dem. Roisten d. ä. (Mirza) ist ihrer Rolle durchaus nicht gewachsen; die Arie derselben verlangt neben einer tüchtigen Sängerin, welche die verschiedenen Nationalitäten, welche darin bezeichnet werden, darstellen kann, auch eine Tänzerin und beides ist Dem. Roisten noch nicht. Indessen war das Publicum mit dem, was dieselbe nach ihrem Kunstvermögen leistete, zufrieden und lohnte dieses Bemühen durch aufmunternden Beifall. Hr. Urspruch machte seinen Kadi und Hr. Leißring seinen Polizeirichter. Da der Caliph ein so gerechter Mann ist und sogar den jungen Hrn. Yemaldin beförderte; so wollten wir eine Bitte an denselben wagen, nemlich: dem Hrn. Polizeirichter um seiner vielen treugeleisteten Dienste halber ein anderweites ruhiges Plätzchen anzuweisen, damit derselbe in passenderen Fällen uns noch recht lange seine angenehme Wirksamkeit genießen lassen könne. — Das folgende Vaudeville ist ein loses Berliner Backwerk, zusammengeknetet aus liederlichen Alten, leichtfertigen Jungen, hintergangenen Gattinnen, manntollen Mädchen, Mondschein, Cypressen, Abendroth und Blumenduft, ohne Kraft und Saft, übergossen mit einer Sauce von Berliner Dialect und besteckt mit ditto Gemeinheiten. Alle übrigen Schneider, als der Sänger und Schneider, der Schneider und sein Sohn, der Schneider Crispin, der Schneider Franziscus aus Lissabon und wie die beliebten Schneider sonst alle heißen mögen, sind uns recht willkommen, aber die Schneidermamsells sollen uns vom Halse bleiben. Die Aufführung war, ohnerachtet der vielen Mühe, die man sich gab, im Dialog herzlich schlecht. Das war ein gejar, gejott, gejanz, daß einem bange ward; Dem. Gutmann (Emeline) war die einzige, welche den Berliner Dialect richtig sprach — wir glauben ihre Lehrerin an der Zeitungsträgerin in den Proberollen zu errathen. — Hr. Hassel (Hr. van der Hort) sprach einen eigenen Dialect, wie der vom Bürgercapitain halbirte Hr. von Daxowitz. Man sollte glauben, der gute Holländer wäre nicht lange in Berlin gewesen. — Wie gefällt Ihnen das? — Hr. Louis Urspruch gab die Rolle des Felix Hilarius, Schreiber bey einem Justitzcommissarius. Mit geläufiger Zunge und abgerundeten Tournüren zeichnete derselbe auf's schönste und bestimmteste den Residenz-Windbeutel, der sich zehnmal des Tages verliebt, Pläne ergreift, wieder fallen läßt, aus jedem das Beste nimmt und über alles lacht. Die Scene mit Helene (Dem. Roisten d. ä.), wo er dieselbe auf einen Hoppswalzer engagirte enthielt eben so viel Wahrheit, als das leicht hingeworfene: Ich habe vom Recensenten ein Freibillet

erhalten, muß heute noch ins Theater und einen Tenoristen auszischen. Verdientermaßen wurde Hr. Urspruch gerufen und dankte in bescheidenen Ausdrücken. Was die Musik betrifft, so sind die einzelnen Stücke, vorzüglich die Arie vom Pompadour (der Troubadour aus Johann von Paris) gut gewählt; unstreitig das schönste ist jedoch, daß man in der Ouverture Rossini's Dankgebet aus Moses zu dem lieben Augustin und dem Galoppwalzer setzte. Diese drei Stücke bilden ein nobles Kleeblatt. Der Gesang war recht gut. Ausgezeichnete Erwähnung verdienen Mad. Brauer (Julie, Gattin des Herrn van der Hort) in der Arie nach der Melodie: Und ob die Wolke sie verhülle, und Dem. Roisten d. J. (Mimili) in der Arie nach der Melodie: der Troubadour. — Während der Vorstellung wurde manches belacht — nach derselben gezischt und — so war's ganz recht.

Dienstag den 6. Febr. Der Raugraf, romantische Oper in 3 Abthl. Musik von Femy. Wir (nicht im gewöhnlichen Rezensententon genommen, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes) haben bei dieser wiederholten Aufführung unsere früher ausgesprochene Meinung nochmals genau erwogen, dieselbe mit den Meinungen der bewährtesten hiesigen Musikverständigen (es sey uns erlaubt nur den Buchstaben S. anzuführen) verglichen; wir haben uns erinnert, was Carl Maria v. Weber, Spohr und Aloys Schmitt über die Compositionen Femy's geäußert, und müssen lediglich bei unserem gethanen Ausspruch beharren. Femy's Werk wird dem Kenner sowohl als dem Freunde und Verehrer des wahrhaft Schönen immer ein würdiger Gegenstand bleiben. Nur Tadelsucht mag ein Kunstwerk verunglimpfen, das jedenfalls mit vielem Fleiße gearbeitet ist und schon dieserhalb wenigstens keinen Spott verdient hätte. Es giebt Leute, welche die Schachtelmalerei einem Raphael, einem Titian, einem Correggio vorziehn, aber deshalb bleiben diese Meister doch auf ihrer Höhe und ihre Allgewalt siegt doch in dem Strome der Zeiten. Mögen sich immer Viele mit Elstern, Pumpernickel und wässerigem Schnee begnügen: mangelhafter Kunstsinn, höhern Genuß versagend, sollte nur nicht noch verleiten zu vergeblichen Versuchen, das wahrhaft Schöne, allen Angriffen der Mißgunst Unerreichbare flachem Urtheil zu unterwerfen. Wir freuen uns herzlich, daß unser gerechtes Publikum, welches gediegene Arbeit von Dudeley recht wohl zu unterscheiden weiß, beharrend in der gewonnenen Ueberzeugung, dem Verdienste seine Krone durch lebendigen Beifall spendete. — Was den Text zu der Oper betrifft, so hat derselbe manche Fehler; namentlich ist die Versification hier und da holpricht, auch sind die gebrauchten Bilder schon an andern Orten vorgekommen. Indessen müssen wir doch zugeben, daß denselben rege Handlung belebt, jeder Act eine Art Steigerung entwickelt, das Ganze mit raschem Schlusse sich endiget, und vorzüglich alle Gesangpartieen für die Composition gut bearbeitet sind. Bei Opernist wohl dieses letztere die Hauptsache und insofern dürfen wir immerhin auch dem Text das Wort reden.

Die Aufführung war, was das Singpersonale anbetrifft, sicherer und übereinstimmender wie das erstemal. Schade, daß Hrn. Rieser (Herzog Otto) während der Oper eine solche Heiserkeit überfiel, daß er nur mit Mühe seine Parthie vollenden konnte. Hr. Dobler (Raugraf Babo) glänzte dagegen in herrlicher Vollendung. Seine Leistung war ein kräftiger Guß und die Arie: Schwindet ihr Stürme der tobenden Brust, wohl der größte Triumph, den dieser Künstler sich seit langer Zeit erworben. Zu dem Soldatenchore des zweiten Akts: Nicht Ruh, nicht Rast, hörten wir heute auch einen zweiten Vers, was bei dessen Lieblichkeit und Kürze sehr wohlthuend war und von des Hrn. Kapellmeisters Guhr verständiger Anordnung zeugte. In dem Orchester fielen dagegen einige Unordnungen vor, welche hauptsächlich in der Ouverture bei den Violinen störend hervortraten. Wir glauben nicht, daß Absicht darin gelegen; aber Unachtsamkeit bleibt es immer, und es ist uns recht leid, daß die Bemühungen der übrigen Herren durch etliche Wenige so vernichtet werden konnten. — Die Truppen hatten seit der letzten Aufführung den Dienst besser gelernt; dem Kaiser, der übrigens auch viel würdevoller als früher auftrat, wurden die gebührenden Ehrenbezeugungen. Das Landvolk ließ sich aber das einmal usurpirte Recht des Durchzuges durch die Ehrenpforte nicht nehmen.

Mittwoch den 7. Der Verschwiegene wider Willen, Lustsp. in 1 Aufz. Hierauf: Es spukt, Lustsp. in 2 Abthl. Zum Beschluß: Die Mäntel, Lustsp. in 2 Abthl.

Donnerstag den 8. Das Majorat, oder: Der Erbvertrag, dramat. Gedicht in 2 Abthl. Erste Abtheilung: Das Verbrechen, in 1 Aufzug. Zweite Abtheilung: Das Gewissen, in 4 Aufzügen. Wir haben das Stück Einmal gesehen und die Grausen erregende Wahrheit bewundert, womit Hr. Weidner die Höllenqual eines bösen Gewissens darstellt. Zum Zweitenmale konnten wir uns jedoch zu der peinlichen Anschauung der Folgen einer verruchten That nicht entschließen.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 13. Februar. Faust, Oper in 2 Aufz. (Faust: Hr. Haußer.)

Mittwoch den 14. Die falsche Catalani, Posse in 2 Aufz.

Donnerstag den 15. Das Nachtlager in Granada, Schspl. in 2 Aufz. Hierauf: Das Quartettchen im Hause, Lstspl. in 2 Aufz.

Samstag den 17. Tankred, Oper in 2 Aufzügen. (Tankred: Hr. Haußer.)

Sonntag den 18. (Zum Erstenmale) Der politische Kannengießer, Lustsp. in 5 Aufz.

Montag den 19. (Zum Vortheil des Pensionsfonds) Camilla, Oper in 3 Aufz.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 31. Dienstag, 13. Februar 1827.

Persische Sprüche.

Es fraget Einer, was da sey die Welt?
Vom Weisen er zur Antwort dieß erhält:
O wiss', die Welt und ihre Freuden sind
Nur Traumgebilde oder Wüstenwind.
Bei Wachen finden Träume keine Gunst,
Vernünft'ge trauen nicht dem Wüstendunst.

Zuerst bekümm're du dich nicht,
Wenn Jemand was nicht möglich spricht;
Für's zweite mach' nicht böses Blut,
Wenn du verloren hast ein Gut;
Und drittens rath' ich dir aus Gründen,
Du suche nicht was nicht zu finden.

Sei nicht traurig, o Herz, lebt dir nach Wünschen die Welt nicht,
Gottes Gnade ist's, daß sich stets wende die Welt.
Wenn nach deinem Geschmack nicht günstig kreiset das Weltrad,
Sollst darüber du dich nicht versenken in Gram.
Sind auch Tage und Nächte nicht froh, so lebe du fröhlich.
Auf die letzte Nacht folget kein anderer Tag!

Freunde, die mich traurig sahn
Gaben diesen Text mir an:
Froh sey, denn im Weltenlauf
Baut Verfallenes sich auf!
Seufzend sagte ich sofort
Ihnen dieses goldne Wort:
Nützet wohl dem todten Fisch,
Wenn die Fluth kehrt wieder frisch?

Etwas von Peter dem Großen.

(Aus Originalbriefen der Kurfürstin Sophia von Hannover.)

Herrenhausen, den 11. August 1697. — — Nun muß ich erzählen, daß wir den großen Czar haben gesehen. Ihre Maj. wurden von des Kurfürsten von Brandenburg Leuten ganz defrayirt bis nach Wesel, mußten aber auch durch Coppenbrück, welches ein Lehn von diesem Haus ist und den Fürsten von Nassau in Friesland zugehört. Da wir die Audienz bei Ihrer Czarischen Maj. begehren ließen (denn sie wollen überall incognito sein, und führen allein seine 3 Ambassadeurs den Staat) so ließen sie sichs gefallen, uns en particulier sehen zu wollen, meine Tochter, den Herzog von Zelle und meine 3 Söhne. Ob es schon 5 große Meilen von hier ist, giengen wir mit großer Freude hin, nachdem Koppenstein voraus war, alles zur Aufwartung zu bestellen. Wir kamen eher daselbst an, als die Moskowiten, die gegen 8 Uhr erst anlangten, und stiegen in einem Baurenhaus ab. Es hatte sich aber so ein Haufen Leute versammelt, gegen die Abrede, daß der Czar nicht wußte, wie er ungesehen und unbekannt konnte vorbeikommen. Also capitulirten wir lang. Zuletzt ließ mein Sohn die Leute durch die Garde wegjagen und indem die Gesandten mit ihrem Train kamen, schlich sich der Czar durch ein dégré derobé in seine Kammer, da der Eßsaal davor war. Hier giengen wir alle zu Ihrer Maj. und der erste Ambassadeur, Mr. le Fort von Genf, war unser Dolmetscher. Der Czar ist ein langer schöner Herr von Gesicht, recht wohl gebauet, und hat eine große vivacité d'esprit, la repartie prompte et juste, könnte aber wohl besser morisirt sein, als er, bei so großer Avantage von der Natur, ist. Wir setzten uns als-

bald an die Tafel. Mr. Koppenstein, so nun Marschalk, präsentirte Ihrer Maj. die Serviette, so sie nicht verstanden, denn bei Brandenburg hatte man Gießbecken gebraucht. Meine Tochter und ich setzten Ihre Maj. zwischen uns, und hatten Ihre Maj. an beiden Seiten einen Dolmetscher, waren recht lustig, und gar frei, und machten wir große Freundschaft zusammen. Meine Tochter und Ihre Maj. wechselten die Tabacksdosen gegen einander. Auf der seinen war Ihrer Maj. Chiffre, welches meine Tochter in großen Ehren hält. Wir saßen zwar gar lange an der Tafel, die Zeit wurde uns aber gar nicht lang, wenn es auch noch länger gewährt hätte, denn der Czar war recht lustig, und sprach immer. Meine Tochter ließ ihre Italiener singen, welches ihm wohlgefiel, sagte aber, er fragte nicht viel nach der Musik. —

Ich fragte, ob J. Lbden dann die Jagd liebten? sagten sie mir, Dero Herr Vater hätte sie sehr geliebt, er aber von Jugend auf hätte eine Passion für die Navigation gehabt und für Feuerwerk, baute auch selber. Er wies uns die Hände, und ließ uns fühlen, wie hart sie wären vom Arbeiten. Nach dem Essen ließen J. Maj. Dero Violons kommen, und tanzten wir auf Moskowitisch, welches viel artiger ist, als auf Polnisch. Dieser Tanz währte bis 4 Uhr des Morgens. Wir hatten zwar unser Nachtlager in einem adelichen Haus nicht gar weit davon bestellt. Weil es aber schon Tag war, fuhren wir, ohne zu schlafen, wieder hierher, außer der Maße zufrieden mit unserer Visite. Es wäre zu lang, alles zu erzählen, was wir gesehen. Msr. le Fort und sein Neveu waren französisch gekleidet, und haben gar viel Verstand. Die zwei andere Ambassadeurs konnte ich nicht sprechen, auch nicht mit einem Haufen Prinzen, so in der Suite sind. Der Czar, der die schlechte Gelegenheit von dem Ort nicht wußte, meinte uns den andern Tag wieder zu sehen, und hatte sich für uns putzen wollen, wie auch seine Leute. Hätten wir es gewußt, wir wären nicht so weit weggegangen und wären wiederum hingekommen; denn der Herr hat uns sehr vergnügt. Ist ganz was extraordinaires. Man kann ihn nicht beschreiben, noch sich ihn einbilden, ohne ihn zu sehen. Er hat ein gutes Herz, und recht noble sentiments. Er hat auch vor uns gar nicht stark getrunken, aber seine Leute abscheulich, wie wir weg waren. Koppenstein hat seinen Zobel, so man ihm geschenkt, wohl verdient, doppelt und dreifach, es mit ihnen auszuhalten. Sonst aber wären sie doch beim Trunk recht artig und lustig gewesen. Er hat aber triumphirt; denn die 3 Moskowitische Abgesandten wußten nichts mehr von sich selbst, so voll waren sie, wie sie wegfuhren.

Herrenhausen, den 15. August 1697. — — Daß der große Czar so galant sollte sein, nach einem schönen Contrefait zu sehen, könnte zwar die Historie von seiner Reise embelliren, aber so galant kommt er mir nicht vor: und hätten wir nicht so viel Anschläge gemacht, ihn zu sehen, würde er wohl an uns nicht gedacht haben. In seinem Land müssen sich alle Damen weiß und roth schminken, und wird ihnen dazu bei den Hochzeitpräsenten Schminke verehrt: daher schien es, als wenn die Gräfin Platen den Moskowitern am besten gefiel. Aber im Tanz sollen ihnen unsere Schnürbrüste wie Knochen vorgekommen sein, und der Czar gesagt haben: wie teufelsharte Knochen haben die deutschen Damen.

Herrenhausen, den 5. September 1697. — — Mein guter Freund, der große Czar, hat mir 4 Zobel geschickt, und 3 Stück Damast; sind aber zu klein, und man kann nichts als Stühle davon machen. Ihre Maj. divertiren sich zu Amsterdam mit den Schiffleuten in's Spielhaus zu gehen, und bauen selbst ein Schiff, denn sie können 14 Handwerker in Perfection. Es ist wohl eine rare Personage. Ich wollte nicht um viel, daß ich Ihre Maj. und Dero Hof nicht gesehen hätte. Sie haben 4 Zwerge, davon zwei sehr artig klein und recht wohl erzogen sind. Bald küßte er den, so er am liebsten hat, bald kneipte er ihn in die Ohren. Unsere kleine Prinzessin nahm er bei beiden Händen, und küßte sie zweimal. Die Fontange litt dabei große Noth. Ihren Bruder küßte er auch. Es ist ein recht guter Herr, und sehr bös dabei, wie es in seinem Land gebräuchlich ist. Wenn er wohl erzogen wäre, würde er recht perfect sein; denn er hat viel gute Qualitäten und Verstand.

Gedanken über deutsche Bühnenkunst und Bühnenkünstler.

(Fortsetzung)

Die Trümmer einer umgekehrten Weltordnung lagen auf dem menschlichen Geiste. Das Unvergängliche strebt jedoch ewig empor, und auch die Kenntnisse der Menschen erwuchsen wieder, die Ordnung des Staates, der Sinn für ein ruhiges Leben; nach und nach im Schatten eines länger oder kürzer dauernden Friedens auch der Sinn für gemeinsame Ergötzlichkeit. So wie die Freistaaten und Freistädte emporkamen und der Bürgerstand wieder Platz nahm zwischen dem Herrn und dem Knecht, so entstanden auch wieder bürgerliche Spiele. Sie waren gegründet auf die zwei vorherrschenden Tendenzen des mittelalterlichen Lebens; auf das Kriegshandwerk nemlich und auf den kirchlichen Dienst. Dem erstern gehören die Stahl- und Büchsenschießen an, die Schimpf- und Scharfrennen, die eine lange Zeit hindurch die Freude des Reichsbürgers ausmachten; dem letztern sind verwandt die Kirchweihfeste, die Sonntagstänze, und besonders die näher zu unserm gegenwärtigen Zweck gehörenden Mysterien, in welchen Historien des alten und neuen Testaments von den geschichtlichen Personen dramatisch vorgestellt wurden, die sogar die Darstellung des Herrn, der Engel und des Bösen zuließen und in denen unbezweifelt der Keim unserer heutigen Schauspielkunst zu suchen ist. Ein freies Volk, das der Schweiz, hat zuerst eine vaterländische Heldenthat, — die des Tell — als Schauspiel dargestellt, — wenn wir nicht irren, im Anfang des 16. Jahrhunderts auf dem Münsterplatze zu Bern, —

während die Deutschen sich noch mit obigen Religions-Schauspielen begnügten und höchstens in der Fastnacht sich kleine Possen gefallen ließen, die, unzüchtig und albern zugleich, kein anderes Verdienst hatten, als eine eigene Bahn gebrochen und den Nationallustigmacher, den ächt deutschen Hanswurst, eingeführt zu haben. Dieser possierliche Kerl und sein grober Witz überlebt die Stürme der Reformation und die Religionsumwälzungen mit ihren Kriegen. Er wurde nach und nach der Haupt- und Stützpunkt der auflebenden vaterländischen Komödie; ja sogar ein nicht unbedeutendes Glied der tragischen Haupt- und Staatsactionen, wie wir ihn noch heutzutage in den Marionettenspielen ganz unbefangen seinen Platz neben dem Doctor Faust, wie neben dem Könige Ahasveros und dem grausamen Feldherrn Holofernes einnehmen sehen. Velthems Komödiantenbande machte durch den possierlichen Rüpel viel Glück vor hohen und allerhöchsten Herrschaften in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und hinterließ ihn ihren Nachfolgern als unschätzbares Capital, wo er noch fort und fort seine Zinsen trug, bis der ungeschlachte Gottsched, ein zweiter Goliath, gegen den kleinen Lustigmacher auftrat und seine Hinopferung von der allzuweichherzigen Neuberin ertrotzte. Erste traurige Folge der Einwirkung absprechender Kritik in die aufblühende Kunst! Der Liebling des Volks wurde in einem feierlichen Auto da fe vernichtet und lebte von diesem Zeitpuncte an blos in den Puppenspielen und verketzert und entwürdigt in den Buden der Quacksalber, der Kunstreiter und der Seiltänzer. Die Stimme des Publicums, die geänderte Meinung der Neuberin, die ihre Kasse leichter werden sah, und der Handwerksschlendrian der Akteurs versuchten zwar eine drohende Reaktion zu Gunsten des abgesetzten Spaßmachers; aber vergebens, diese Reibung sanktionirte seinen Untergang. Stranitzkys Nachfolger, der komische Prehauser, erhielt in Wien noch das Ansehen des Geächteten, bis an seinen Tod; Schuch wollte ihn wieder zu Ehren bringen, doch vergebens. Koch, Eckhof und Schönemann (selbst ehemals ein braver Hanswurst) trieben die Nationalkomik mit Knütteln von der Bühne und vor ihrem gewaltigen: Quos ego! verstummte das Parthei nehmende Publikum. Die Revolution war beendet, und wie denn im Anfang gewöhnlich nicht viel Besseres nachkömmt, so nahm auch hier die Periode ihren Anfang, in welcher das französische Theater geplündert und in traurigen Uebertragungen den erstaunten Deutschen vorgesetzt wurde, die nicht recht wußten, wie sie sich dabei benehmen sollten. Ein großes Glück für die in fremden Formen versinkende deutsche Kunst war es indessen, daß Eckhof und Koch und viele ihrer Kollegen für den Geschmack damaliger Zeit ausgezeichnete Schauspieler waren und den tödtenden Buchstaben zu einem lebendigen machten: ein größres Glück war es, daß Schröder durch sein mimisches Talent bald voranleuchtete, selbst Stücke schrieb, größtentheils nach englischen Originalen und den unerschöpflichen Quell Shakspeares nach dem deutschen Festlande leitete. — Das allergrößte Glück jedoch von allen erblühte der deutschen Bühne aus den philosophisch kunstgerechten Ansichten Lessings, der, selbst ein Orginaldichter von Bedeutung, der Welt bewies, daß auch ein deutsches Theater zu hoffen sei und durch seine gründliche Kritik dem aufmerksamen Mimen die Möglichkeit zeigte, deutscher Schauspieler zu werden. Zweite, aber diesmal sehr nützliche, Folge kritischer Einwirkung! Engels Name reiht sich würdig an Lessings, und mit seiner Bühnenleitung, wie mit seinem Nachfolger Iffland, beginnt die Periode des raschen Fortschreitens unserer Schauspielkunst, die bis jetzt dauert, da die auf gutem Wege Begriffene davon abgewichen ist und jetzt, von ihrem Unrecht überzeugt, aber von Verhältnissen gezwungen, alle Nebenwege einschlägt, um zum rechten Ziele zu gelangen. Man erreicht jedoch ein gutes Ziel seltener auf Nebenstraßen, als auf dem geraden Wege, und darum ist die dramatische Kunst jetzt so zweifelhaft gestellt, daß sie selbst nicht weiß, ob sie im Steigen oder im Fallen begriffen sei. Dieses, wenn gleich nicht systematisch, zu beleuchten, ist unsre Absicht, und darum übergehen wir das Geschichtliche der Periode von 1796 — 1826, da viele unsrer Zeitgenossen sie selbst erlebt haben und die Mehrzahl der Jüngern den Bericht ihres Verlaufs aus den vielen Tagblättern jener und der neusten Zeit ersehen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Mannheim im Jan. Zu den erfreulichen Instituten unserer Stadt gehört die Bühne. Wenn gleich ihr Flor das nicht mehr ist, was er unter Iffland war, so behauptet sie doch jetzt noch immer einen sehr bedeutenden Rang unter ihren Mitschwestern, und mit Recht bewundert man ihren vorzüglichen Zustand, wenn man auf die geringen Mittel sieht, durch welche er erhalten wird. Wenn andere Bühnen aus vollen Kassen schöpfen, wenn am Ende des Rechnungsjahres nicht gefragt wird: was haben wir ausgegeben? sondern nur: was wurde geleistet? so ist die hiesige an eine bestimmte sehr mäßige Summe gebunden, über welche hinaus nicht geschritten werden kann. Keine 70,000 fl. darf das Theater kosten, und mit diesem, zum Theile noch zufälligen Ertrage, wurden doch im vorigen Jahre in 150 Theatertagen, ausser einer sehr bedeutenden Anzahl von Schauspielen, 82 Opern gegeben, worunter sich 10 von Mozart, 10 von Rossini, und mehrere von Weber, Spontini, Paer, Spohr und den bessern französischen Tonsetzern, wie Boieldieu und Auber, befanden. Wie ist dieses möglich? wird man fragen. Dem guten Geiste, der eine Sache beherrscht, ist vieles, ja alles möglich. Nicht die Menge der wirkenden Personen, sondern ihr innerer Gehalt ist es, der dieses Gute fördert. Wird dieser umsichtlich benutzt, ist das Publikum für das Schöne, welches er erzeugt, gehörig empfänglich, dann wird zur leichten Arbeit, was sonst Riesenkräfte erfordert. Wir haben keine große Personenzahl, weder auf der Bühne noch im Orchester, darum ist unsere Direktion auch so oft in Ver-

legenheit, wenn ein Mitglied krank oder sonst verhindert wird, darum erleiden die Repertoirs auch so viele Abänderungen. Wir haben aber ein gut eingespieltes Orchester, wir haben fast lauter bedeutende Künstler darin, und unser Schauspieler- und Sängerverzeichniß zählt nur brauchbare, sehr vorzügliche Subjekte. Wer kennt nicht die Namen Unzelmann und Löwe? Wer hat von einem Thürnagel, einem Brandt noch nicht gehört? Wer bewunderte noch nicht eine Busch, ergötzte sich nicht an der muntern Laune der Schwester der Frankfurter Lindner? Wem sollte die herrliche Stimme eines Breiting, die lieblichen Töne einer Bach, die Kunstfertigkeit einer Langschwadt fremd seyn? So könnten wir noch viele nennen. Mit diesen Kräften führen wir aus, was sonst nur den größten Bühnen möglich ist. Sehr vieles trägt aber auch der Geist bei, der Theater und Publikum belebt, und selbst die Gallerie zeigt Geschmack, nicht blos an Spektakel- und Volksstücken, sie hat Sinn an dem tiefen Ernste Schillers, sie sieht Maria Stuart, Egmont und Esser eben so gerne, ja noch lieber, als den Teufelstein, das Donauweibchen und den Pumpernickel. Das hiesige Publikum ist auch nicht partheiisch für die Erzeugnisse seiner Künstler, es ehrt und lohnt fremdes Talent, und so gerne es die gewöhnlichen Conzerte besucht, eben so ermuntert es Durchreisende, die hier ohne alle Schwierigkeit zu ausserordentlichen Conzerten gelangen, und darin von den hiesigen Künstlern immer bereitwillig unterstützt werden. So hörten wir kürzlich eine Fräulein Kuttner von Strasburg, eine Pianofortespielerin, die in ihrem zarten Alter sehr große Fortschritte machte, und noch bedeutend mehr verspricht. Schien es uns auch, als habe es ihr etwas am Takte gefehlt, so läßt sich dieser durch Uebung nachholen, dagegen besitzt sie, was nur die Natur geben kann, Gefühl, zu welchem sie sich noch eine ausserordentliche Fertigkeit und einen zarten Anschlag erworben hat. — So gedeiht nun das Schöne und Gute auch bei schwachen Hülfsmitteln, und noch immer bleibt uns dabei die Möglichkeit, daraus Vortheil für die leidende Menschheit zu ziehen. Die Intendanz gab am 6. Februar d. J. eine Vorstellung, Bayard, zum Besten der hiesigen Armen, und das Publikum beeiferte sich, nach allen Kräften dazu beizutragen, so daß die Einnahme ganz ansehnlich wurde. Sie ertrug gegen 400 fl., was für die hiesige Bühne bei den geringen Eintrittspreisen sehr viel ist. Mildthätigkeit war von jeher ein wesentlicher Characterzug der hiesigen Einwohner. Man wird nicht leicht eine Stadt finden, in welcher für die Ernährung der Armen so sehr gesorgt ist. Ausser den Unterstützungen, die viele Familien an bestimmte bei ihnen gleichsam eingepfarrte Arme abreichen, besteht eine Commission, die den angelegten Armenfond verwaltet und die Unterstützungen nach vorheriger Untersuchung vertheilt. Die Summe sämmtlicher Einnahme im letztverflossenen Rechnungsjahre betrug 32,115 fl., jene der Ausgabe 32,417 fl. Dafür wurden 1289 Arme verpflegt. So gedeiht das Gute neben dem Schönen.

Mancherlei.

Der Freunderaub.

Ein Unbekannter hat sich seit einiger Zeit mit vielem Erfolg bemühet, sehr theure Freunde von uns zu trennen, Freunde, in deren Umarmung wir uns recht behaglich fühlten, welche uns die heftigsten Stürme unfühlbar und erträglich machten, die wir auf den Armen trugen: fleck- und makellose Freunde, deren innige Theilnahme an unserm wechselreichen Geschick so sichtbar war! lächelte die wandelbare Göttin, oder zeigte sie uns eine finstere Stirn, dann war auch ihr Aeusseres und Inneres bald heiter, bald düster, und wenn das Sprichwort wahr ist, machten sie uns zu Leuten. Wer wird nur im geringsten zweifeln, nachdem wir diese Eigenschaften hergezählt, und nur noch hinzufügen, wie wir unsere Freunde auf eine höchst unvorbereitete Weise verloren, daß wir dadurch in die tiefste Schwermuth gerathen sind? Wer den Werth solcher Freunde zu schätzen weiß, und wer sollte dieß nicht? wird uns sein stilles Bedauern nicht versagen. Was unsern Schmerz noch erhöht, ist die eiskalte Gewißheit, daß wir unsre Lieben nie mehr wiedersehen werden, da sie, wie zu vermuthen steht, den Weg alles Fleisches gegangen. O, warum warst Du nicht Zeuge unserer Trauer, bändereicher Clauren, welchen herzerwärmenden Liebestrank hättest du aus unserm Thränenthau, in das Mischfaß Deines Spiritus gegossen, bereitet, welche schönen Titel würdest Du acquirirt haben! Da war ein Heinrich mit der betrübten Wange, ein enthüllter Tonkünstler, eine unterbrochene Billiard-Parthie.

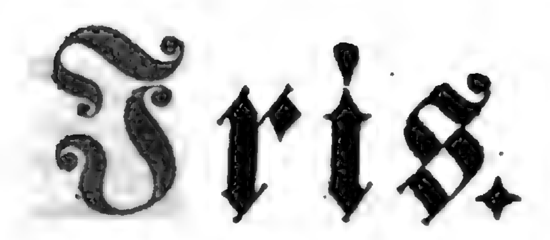
Damit Du, lieber Leser auch die Namen der uns Entrissenen wissest, so erfahre, sie heißen: Hut, Mütze, Mantel und Oberrock; und Er, schadenfroher Unbekannter, bedenke Er, daß die österliche Zeit nahet, gehe Er in sich und lasse Er die lasterhafte Gewohnheit einmal fahren!

Mlfrd.

für sich und seine Leidensgefährten.

Unglaublich! aber auch wohl unwahr. Das Morgenblatt erzählt folgende Anecdote. Der Versuch, den ein englischer Schauspieler, Namens Penley, vor vier Jahren machte, in Paris ein englisches Theater zu errichten, scheiterte an dem — Patriotismus der Franzosen. Eines Abends, als ein Stück von Shakspeare gegeben werden sollte, füllten die Intriganten das Parterre mit Studenten und Ladendienern, — verbreiteten, um die Unwissendsten, deren Zahl nicht klein seyn mochte, noch mehr in Eifer zu bringen, das Gerücht, dieser Shakspeare sey bei Waterloo Adjutant des Herzogs von Wellington gewesen, und — fanden Glauben.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 32. Mittwoch, 14. Februar 1827.

Serbische Heldenlieder.

Die Amselfelder Schlacht.

Wandelte Frau Militza, die Zarin,
Bei der Kruschewatzer weißen Veste,
Mit ihr gingen ihre beiden Töchter,
Wukossawa und die schöne Mara.
Sieh' da kam Wladeta der Wojwode,
Auf dem Braunen, auf dem guten Rosse,
Ganz das Roß mit dickem Schweiß' benetzet;
Ueberzogen ganz mit weißem Schaume.
Ihn befragt Frau Militza, die Zarin:

Soll dir Gott, du fürstlicher Wojwode!
Was ist so dein Roß mit Schweiß benetzet?
Kommst du von dem Amselfeld geritten?
Sahest du den ehrenreichen Fürsten,
Deinen Herren dorten und den meinen? —

Ihr entgegnet der Wojwod Wladeta:
Soll mir Gott, o Militza, Frau Zarin!
Von dem Amselfelde komm' ich eben;
Aber nicht den ehrenreichen Fürsten,
Nur des Fürsten Apfelschimmel sah ich,
Den die Türken über's Schlachtfeld trieben,
Und so denk' ich, ist der Fürst gefallen. —

Als die Zarin dieses Wort vernommen,
Netzt' ein Thränenstrom ihr weißes Antlitz;
Und sie fragte ferner den Wojwoden:

Sag mir alles, fürstlicher Wojwode!
Sah'st du nirgends auf dem Amselfelde
Meine Brüder, die neun Jugowitschen,
Und den Greis, Jug Bogdan, meinen Vater?

Ihr entgegnet der Wojwod Wladeta:
Als dahin ich sprengte über's Schlachtfeld,
Sah' ich, Zarin! die neun Jugowitschen,
Und den Greis, Jug Bogdan, deinen Vater:
Mitten waren sie im Schlachtgewühle,
Blutbenetzt der Arm bis an die Achsel,
Und die grünen Schwerdter bis zum Griffe;
Doch entkräftet sanken ihre Arme,
Müde von dem Niederhau'n der Türken.

Wiederum befragt ihn jetzt die Zarin:
Noch verweile, fürstlicher Wojwode!
Sah'st du nicht auch meiner Töchter Gatten,
Wuk, den Brankowitschen, oder Milosch?

Ihr entgegnet der Wojwod Wladeta:
Als dahin ich sprengte über's Schlachtfeld,
Sah von fern ich den Wojwoden Milosch:
Auf dem Wahlplatz stand er unter Feinden,
Aufgestützt auf seine Kampfeslanze;
Aber halb zersplittert war die Lanze,
Und die Türken stürmten wüthend auf ihn.
Daher denk' ich, daß auch er gefallen;
Aber nirgends sah ich Wuk, o Zarin!
Sah ihn nicht — so seh' ihn nicht die Sonne!
Er verrieth den ehrenreichen Fürsten,
Seinen Herrn, den meinen und den deinen!

Die Reise in die Krimm.

(Ein Kabinetsstück aus der russischen Geschichte.)

Urbanität in Ton und Manier, Freiheit im Ausdruck, ein conciser klarer Styl, eine rasch hinströmende, den Leser fesselnde, Phrase, gewandte Beobachtung, Reichthum an geistvollen witzigen Reminiscenzen — diese Eigenschaften findet man mehr oder minder in allen Schriften des Grafen von Segur: sie zieren vornemlich den neusten, vor kurzem erschienenen Band seiner Memoiren. Er umfaßt die Zeit von 1787 bis Ende 1789, jene Tage, wo der Revolutionssturm erst von weitem in drohenden Zeichen sich ankündigte und dann in einer Weise ausbrach, die den denkenden Zeugen schon ahnen ließ, daß eine große Crisis in der Menschengeschichte eingetreten sei.

Wenn es von hohem Interesse ist, den Grafen von Segur, einen der wenigen Ueberlebenden, die vor der Umwälzung der Dinge in bedeutenden politischen Verhältnissen sich bewegt und dann in den letzten 36 Jahren Mitspieler im Weltdrama gewesen, dabei auch durch darstellendes Talent im Stande sind, der Fülle ihrer Erfahrungen das belebende und belehrende Wort zu geben — wenn es anziehend sein muß, einen solchen Veteran über die Vorzeichen der Revolution sprechen zu hören, so wird doch für viele Leser die Beschreibung der Reise nach der Krimm, welche die erste Hälfte des dritten Bands der Memoiren füllt, einen pikanteren Genuß gewähren und da dieser Gegenstand auch dem Tone unseres Blattes mehr zusagt, sind wir willens, ihn durch einige Auszüge der Aufmerksamkeit zu empfehlen.

Herr von Segur war französischer Gesandte am St. Petersburger Hof. In dieser Eigenschaft begleitete er die große Catharina auf dem wunderbaren Triumphzug nach dem jüngst eroberten Taurien, der eine Episode ganz eigner Art in der Regierungsgeschichte dieser Monarchin bildet. Wir lassen ihn, ohne weitere Einleitung, selbst sprechen.

Das Schicksal hat mich fast ohne Aufhören in die mannigfaltigsten Lagen versetzt. So geschah es auch, daß ich im Gefolge von Catharinens Siegeswagen ihr weites Reich durcheilen mußte, jenes Tauris, in der Fabel wie in der Geschichte berühmt, das die kühne Frau den wilden Söhnen Mohameds entrissen hatte, zu besuchen. Ich sollte Zeuge sein der Huldigungen, die ihr unterwegs von den zahlreichen Fremden dargebracht wurden, die sich angezogen fühlten von dem Glanz großer Macht, außerordentlichen Glücks. Ich sollte sehen, wie sie einen König von Polen aufnahm, dem sie einst ihre Gunst, dann die Krone gewährt hatte, der aber noch im frischen Andenken trug, daß sie ihm einen Theil seines Reichs abgenommen; mir war beschieden, den Erben der Cesaren zu erblicken, den Kaiser des Westen, wie er sein Diadem beugte, seinen Purpur auf Augenblicke niederlegte und sich unter die Höflinge der siegreichen Czarin mischte, um sie dem Bund geneigt zu machen, der Polens Freiheit, Preußens Sicherheit, Europa's Ruhe bedrohte. Mir war von meinem Hofe vorgeschrieben Catharinens Wohlwollen zu suchen, ihre Plane und Handlungen zu bewachen, denn russische Heere standen am Dnieper, hielten die Küsten des schwarzen Meeres besetzt: dem osmanischen Reich schien aus der engen Verbindung zwischen Oestreich und Rußland nahe Gefahr zu erwachsen. Zu so eigner Mission reiste ich ab, ohne Gesandtschaftspersonal, ohne Bureau, ohne Sekretair. Ich sollte mich im steten Taumel ununterbrochener Reisen, Feste, Audienzen, Gesellschaften, Spielparthien befinden, ohne Muße zur Beobachtung, ohne Ruhe zum Nachdenken.

Nichts gleicht weniger gewöhnlichen Reisen, als die der Höfe: wer allein reist, sieht Menschen, Gegenden, Gebräuche, Einrichtungen, wie sie sind; begleitet man aber einen Monarchen, so sieht man alles vorbereitet, verstellt, geschminkt; nichts ist natürlich, alles trägt die Amtsmiene; in Wort und That findet sich nicht viel mehr Wahrheit, als in den von der Politik dictirten Manifesten. Vergebens wird angekündigt, es solle die zwangvolle Etikette von diesen großartigen Lustbarkeiten entfernt bleiben: man ist immer beengt, wo so auffallende Ungleichheit herrscht. Da geht es nicht an, sich aufzuhalten wo man sich gefällt, zu treiben, was einem Vergnügen macht, zu ergründen, was nur im Fluge zu berühren vergönnt ist. Für den freien Reisenden giebt es tausend Gegenstände, die seine Neugierde, seine Wissenslust locken, befriedigen: ist man im Gefolge eines Hofs, so wird dieser selbst der Mittelpunkt der allgemeinen Neugierde: der Hof, nicht das durchreiste Land, ist das wahre Schauspiel; der Hof kommt nicht, die Bewohner der Provinzen zu sehen, vielmehr drängen sich diese herbei, um an Ungewohntem die Blicke zu weiden und der beständige Lärm freiwilliger oder bestellter Freudebezeugungen läßt wenig Raum für den süßen Reiz der Unterhaltung und Beobachtung. Ich erwartete daher auch keineswegs auf dieser Reise von 1600 Stunden Orte und Menschen anders zu sehen, als wie etwa ein Städtebewohner sich von Sitten und Gebräuchen der Landleute aus den Vorstellungen im Operntheater eine Idee macht. Es bleibt jedoch zu bedenken, daß Illusion oft mehr Anziehungskraft hat als Wirklichkeit, so daß auch wohl das magische Gemälde, das sich der Kaiserin bei jedem Schritt darbot und wovon ich eine Skizze zu entwerfen versuchen will, viele Leser durch seine Neuheit weit mehr ansprechen wird, als gar manche tief geschöpfte und gewiß weit nützlichere Beobachtungen, welche wir wissenschaftlichen Reisenden verdanken, die das alte Czarenreich mit philosophischem Geist durchwandelt und sich in der Nähe überzeugt haben, wie dasselbe, kaum dem Dunkel entwunden, mit Riesenstärke unaufhaltsam dem Gipfel der Civilisation sich zudrängt.

Einen Monat vor unserer Abreise hatte sich, zu meinem großen Bedauern, der Prinz von Ligne von uns entfernt, um dem Kaiser Joseph die Reiseroute Catharinens zu überbringen. Erst zu Kiew kam er wieder zu

uns und mit ihm fanden sich seine gewöhnlichen Begleiter ein; muntrer scherzhafter Frohsinn, edler Anstand, leichter Humor, wie er geistreichen wohlwollenden Männern eigen ist, und jener nie versiegende Strom fruchtbarer Einbildungskraft, der nie zuläßt, daß die Unterhaltung stocke und selbst am Hofe, der Etikette zum Trotz, die Langeweile verbannt.

Am 17. Jan. 1787 speiste ich mit Hrn. Fitz Herbert und Graf Cobenzel bei dem österreichischen Consul zu Petersburg; nach der Tafel fuhren wir nach Czarskojeselo ab, wo wir die Kaiserin gegen ihre Gewohnheit ziemlich still und nachdenkend fanden. Es war ihr verdrießlich, daß sie die Großfürsten Alexander und Constantin nicht mitnehmen konnte. (Sie waren unpäßlich; auch wollten es die Eltern nicht, was schon Anlaß zu Unannehmlichkeiten gegeben hatte.) Ueberdem hatte der Kaiserin Lieblingsadjutant, Graf Momonof, ein wenig Fieber und Catharina erfuhr, was allen Personen geschieht, die beständig von der Glückssonne beschienen werden. Das Geringste, was sich ihrem Willen entgegensetzt, kommt ihnen unerwartet und macht einen peinlichen Eindruck. Sie empfing uns gnädig, sprach aber wenig; wir mußten Lotto mit ihr spielen, was selten geschah. Sie mochte wohl bald bemerken, wie mich das abgeschmackte Spiel langweilte; ich schlief fast dabei ein; Catharina zog mich damit auf; und ich, um aus der Verlegenheit zu kommen, recitirte ihr die Verse, die ich einst zu Paris für die Frau von Luxembourg, eine Dame von vielem Verstand, die aber doch gern Lotto spielte, gemacht hatte:

Le Loto, quoi que l'on en dise,
Sera fort longtems en crédit;
C'est l'excuse de la bêtise
Et le repos des gens d'esprit.

Ce jeu vraiment philosophique
Met tout le monde de niveau;
L'amour propre si despotique
Dépose son sceptre au Loto.

Esprit, bon goût, grace et saillie,
Seront nuls tant qu'on y jouera.
Luxembourg, quelle modestie!
Quoi? Vous jouez à ce jeu là.

Der Zirkel dauerte nicht lange: um 8 Uhr wurden wir entlassen. Wir versammelten uns in des Grafen Cobenzels Zimmer, waren aber nicht muntrer. Die große Reise, deren Ankündigung unsere Erwartung so gespannt hatte, schien uns jetzt, wo sie angehen sollte, lästig zu fallen; es war, als hätten wir ein Vorgefühl gehabt von den langen Stürmen, den schrecklichen Umwälzungen, die bald nachher eintraten. Freilich sah damals keiner von uns voraus, daß der Triumphzug der Cleopatra des Nordens fast die Epoche eines eben so großen Umsturzes werden sollte, als der war, welcher auf der egyptischen Cleopatra Reise folgte, als Roms Freiheit unterging, das Kaiserreich entstand, Bürgerkrieg die Welt erschütterte, eine lange blutige Tyrannei sich vorbereitete. Die furchtbare Zukunft war inzwischen unserm Auge noch dicht verhüllt und unsere augenblickliche Niedergeschlagenheit erklärte sich aus sehr natürlichen, sehr gewöhnlichen Ursachen, aus Ursachen, die nichts gemein hatten mit der Voraussicht künftiger Ereignisse. Fitz Herbert (der englische Gesandte) verließ Petersburg ungern; sein melancholischer jede Abhängigkeit hassender Character erklärt dies leicht. Ueberdem mußte er sich von einer zärtlich geliebten Freundin und von seinem Vertrauten, Hrn. Ellis, einem der liebenswürdigsten Engländer, trennen. Was mich anging, so war ich ziemlich beunruhigt durch den Inhalt mehrerer kurz zuvor aus Paris erhaltener Briefe: die täuschende Binde, welche Hr. v. Calonne uns umgelegt hatte, fing an uns von den Augen zu fallen; alles in Frankreich deutete auf eine große Crisis; der kecke und leichtsinnige Minister beschleunigte sie gerade durch die Maasregeln, welche er vorschlug, sie zu entfernen. Ich befürchtete die Unterbrechung meiner Correspondenz während der langen Reise; ich sollte nur selten Briefe von meiner Frau und meinen Kindern erhalten: kurz es war eine verdoppelte Trennung. Graf Cobenzel (der österreichische Gesandte) war der von uns dreien, der sich seine Heiterkeit erhielt; ihm war der Hof das wahre Lebenselement, jeder Zwang der Etikette ein besonderer Reiz. Uebrigens waren wir alle jung; im Frühling des Lebens lassen die Sorgen eben so wenig Spuren im Gemüth als Falten auf der Stirn: unser Trübsinn war nur ein leichtes Gewölk, als wir am folgenden Morgen erwachten, war es mit den Träumen der Nacht verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken über deutsche Bühnenkunst und Bühnenkünstler.

(Fortsetzung)

Gedanken über das deutsche Schauspiel und seine Gattungen, und deren jetzige Wirkung auf das Publikum.

Betrachten wir, in wie vielen Modificationen die Schauspielkunst auf unsern Bühnen erscheint, so dürften wir leicht versucht seyn, unser Theater für das reichhaltigste von allen anzusehen. Wir haben hohe Tragödie, bürgerliche und Sedeztrauerspiele; wir haben historische, vaterländische, patriotische, polemische, militärische, rührende, romantische, mystische, religiöse, malerische, phantastische Volksschauspiele; wir haben Lustspiele von fünf Acten bis zu einem herab, der oft nicht mehr als einen halben ausmacht, gereimte und ungereimte, philosophische, characteristische, altdeutsche mit und ohne Vorspiel; wir haben ferner den Troß von leichtem Gesindel, als da sind: Nachspiele, Possen, Burlesken, Kleinigkeiten, dramatische Situationen, dramatische Aufgaben, Sprichwörter, Schwänke; — wir haben weiter die Fluth von Opern: Große, romantische, lyrische, heroisch-komische; Operetten, Schauspiele mit Gesang und Chören, Melodrama, Monodrama bis auf das Vaudeville herab, das

in neusten Zeiten so viel Glück macht — man weiß wohl warum. Man nehme nun dazu die Cohorten von Bearbeitungen, Uebersetzungen, Uebertragungen ausländischer Originale, so wird man finden, daß unser Repertoire das allerreichhaltigste von der Welt ist, dem schon aus dem Grunde jedes andere nachstehen muß, weil das Ausland höchst selten unser Vortrefflichstes benutzt, und also viel weniger unsern Schund auf seinen Boden zu verpflanzen für gut findet. Unter solchem Ueberschwang dramatischer Produktionen eine Rangordnung aufzustellen, zum Behuf gegenwärtiger hingeworfner Alltagsgedanken, wäre eine unverhältnißmäßige Mühe. Wir begnügen uns daher die existirenden urdeutschen, gallodeutschen, anglodeutschen Schauspiele jeder Art in zwei Klassen einzutheilen; nämlich in die der Kunststücke, und die der Kassastücke. Nach dieser Eintheilung, die kurz und bündig den Geschmack des Publikums zu bezeichnen scheint, könnten wir füglich uns enthalten, noch ein Weiteres über die Wirkung, die sie auf das Volk hervorbringt, zu sprechen. Allein unsre Unpartheilichkeit läßt dieses nicht zu. Wir möchten weder dem Publikum, noch den Autoren, noch den Schauspielern Unrecht zufügen. Ausgemacht ist es zwar, daß Goethe's klassische Bühnenwerke in der Regel nur die leeren Bänke als Zuschauer haben, wenn nicht etwa Beethoven's Ouverture und Zwischenakte zu Egmont die schöne Welt in's Theater ziehen, oder der Ritter mit der eisernen Hand die schaulustige Jugend reizt. Ein gleiches gilt von Schiller, obgleich er in einige seiner Stücke einen Talisman zu legen wußte, der auch noch jetzt dann und wann, gehörig angebracht, seinen Zauber übt. Noch immer giebt es nämlich Leute, die den Krönungszug in der Jungfrau von Orleans für ihr Leben gern sehen, und wieder andere, die im Tell allenfalls aushalten, wenn nur der Landvogt zu Pferde kömmt. Wenn die Matadore unsres Schauspiels solch' Schicksal haben, dürfen die Wenigen, die sich würdig an sie anschließen, nicht murren über Ungerechtigkeit. Gerne werden sie ruhen auf den Kränzen ihrer Siege, während die turba forensis den Wollmärkten und mexikanischen Brautwerbern, den sieben Mädchen in Pantalons, den Schneidermamsells und den Wildschützen einen Lorber zuwirft, der dem vergoldeten Blatte im Munde gewisser Köpfe nicht übel zu vergleichen ist. — Wer Augen hat zu sehen, und Ohren zu hören, wird bei all diesem Unwesen sich nicht ärgern, sondern stille lächelnd denken: Nur zu, nur zu, meine Kinderchen! Das Fieber führt zur Genesung, wenn die Konstitution noch kräftig ist. Ist sie's nicht, hat es wenig zu bedeuten, ob sie ein Paar Jahrzehend fortsieche, oder schnell zu Grunde gehe. Dieses letzte Prognosticon wollen wir übrigens der deutschen Schauspielkunst vor der Hand nicht stellen. Sie muß eine gute dauerhafte Konstitution haben, sobald sie wieder ernstlich deutsch seyn will. Denn sie ist angewiesen den Mittelplatz einzunehmen zwischen der brittischen Muse, die, allzurobuste Nahrung suchend, in massiver Derbheit zu ersticken droht, und der französischen, die dahin schmachtet, und sich blos durch Reizmittel à la Scribe das Leben fristet, wenn nicht in Bälde Aerzte wie Delavigne ihr kräftig unter die Arme greifen. Auch haben sich bereits in diesem Kampfe von Ansichten, Versuchen, Meinungen und Schlendriansprincipien, wie er auf der deutschen Bühne geführt wird, nicht ungünstige Resultate für die Leidende gezeigt. Die Meisterwerke, die mit ganz einfachen Hebeln eine Riesenlast bewegen, wie sie wollen, sind freilich nicht pikant genug, um verwöhnten Zungen zu fröhnen, allein viel unnatürliche Speisen verschmäht doch jetzt das Publikum. Die Zauber- und Lokalopern, die gräulichen Ritterstücke, die Krähwinkliaden und Staberlhistorien, die unmoralischen Produktionen eines Dichters, der bei hohem Talent sich herabließ, der Garkoch für den lüsternen Reizes bedürftig gewordnen Geschmack zu seyn, die fantastischen, spanisch frömmelnden Glaubensstücke, die bürgerlichen Rührspiele, in denen sich ein sonst nicht unbedeutendes Talent dergestalt verhäuslicht hatte, daß es das Publikum beinahe nur in die Privatmisere bankerotter Haushaltungen einzuweihen für gut fand, — die monströsen Melodramen endlich — diese Fundgrube von Ruhm für all die Bösewichtspieler, die in Verzerrungen ihr Verdienst suchen, und in sothanen Schreckspielen recht obligat herumwüthen durften, dem Furcht liebenden, Entsetzen begierigen Zuschauer zur schauerlichen Freude, — diese Anomalien menschlichen Verstandes, menschlichen Gemüths, haben mit den Schicksalstragödien und ihrem Anhange den Abschied erhalten. So Gott will, auf immerdar. Nur muß man gestehen, daß wenn ein Gutschmecker einen so reichhaltigen Küchenzettel für verjährt erklärt, er besondere Resourcen haben muß, um zu bestehen. — Ziegler, Kotzebue, Iffland, Müllner, Grillparzer, Calderon, Pixerecourt ziehen nicht mehr; die neueren dramatischen Schriftsteller leisten nichts besseres, nur dann und wann schicklicheres, und die Last von französischen Bearbeitungen ausgenommen, scheinen sich die besten Köpfe das Wort gegeben zu haben, ihre Mitbürger von der Bühne herab weder zum Lachen noch zum Weinen bewegen zu wollen, und dennoch besucht das Publicum die Theater, dennoch schließen diese ihre Pforten nicht, und in jeder, wenn auch nur halbwüchsigen Stadt verkündet, zum mindesten im Winter, ein wohl oder schlecht gedruckter Komödienzettel, daß hier der dramatischen Muse Opfer über Opfer gebracht werden. Wie geht das zu? Mit welchen Mitteln fristen die Priester ihre Tage? Mit welchen Pfeilen treffen sie das Herz des erkaltenden Volks? Jeder erräth es leicht, wenn er analogisch sich fortdenkt vom Pfeil zur Kugel, zur Freikugel, zum Freischützen, und endlich in diesem, den Theil für das Ganze nehmend, das Stichwort des Ganzen erkennt: Die Oper. Und von dieser ein Mehreres im nächsten Gedankencyclus.

(Fortsetzung folgt.)

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 33. Freitag, 16. Februar 1827.

Serbische Heldenlieder *).

Marko's Kampf mit Mussa.

Trinket Wein der Albaneser Mussa
Einst in Stambul, in der weißen Schenke;
Aber als der Wein ihm stieg zu Kopfe,
Da beginnt er trunken so zu sprechen:
Sind es doch nunmehr neun ganze Jahre,
Seit dem Zaren ich in Stambul diene,
Und nicht Roß erdient' ich mir noch Waffe,
Noch ein Kleid, neu oder halb vertragen,
Doch ich schwör's bei meiner festen Treue:
Fort will ich und an die ebne Küste!
Will am Meeresstrand die Häfen schließen,
Sperren auch die Straßen um den Strand her,
An der Küste einen Thurm erbauen,
An dem Thurme Hacken rings von Eisen,
Priester dran und Pilger aufzuhängen. —
Was der Türke trunken angelobet,
Setzt in's Werk er, als er nüchtern wurde:
Ab fiel er, ging nach der ebnen Küste,
Sperrte an des Meeres Strand die Häfen,
Und die Heeresstraßen um den Strand her.
Was an Geld des Zaren da vorbeikam,
Jährlich wohl dreihundert Saumeslasten,
Alles für sich selbst nahm der Arnaute.
An der Küste baut er einen Thurm auf,
Um den Thurm herum von Eisen Haken,
Hängt dem Zaren Priester dran und Pilger.

Als die Klage dessen kam zum Zaren,
Schickt er hin von Kjurpri den Wesiren,
Mit ihm sendet er drei tausend Krieger.
Als sie kamen auf die eb'ne Küste,
Alle sie vernichtet der Arnaute,
Fängt lebendig den Wesir von Kjupri,
Bindet ihm die Hände auf den Rücken,

*) Das Morgenblatt hat dieser Tage ein serbisches Lied aufgenommen, das schon in der Iris vom 30. Dec. 1825 steht. Der Einsender im Morgenblatt ignorirt, was sehr auffallen muß, daß unter dem Namen Talvj die Tochter des Professors v. Jakob zu Halle ihr ungemeines Verdienst um Uebertragung der Serbenlieder in's Deutsche jungfräulichbescheiden verborgen hat, daß bereits ein zweiter Band dieser Ueberdichtung erschienen ist, und daß die Wiener Jahrbücher der Literatur eine ausführliche Anzeige und Würdigung des serbischen Originals enthalten (wovon wir in der vorjährigen Iris Nr. 68 — 69 Bericht gegeben haben), die niemand, den der Gegenstand interessirt, ungelesen lassen sollte. Das oben mitgetheilte Heldenlied besingt eine der glänzendsten Episoden aus dem Leben des serbischen Herkules. Marko, mit dem Zunamen Kraljewitsch (Königssohn), lebte um die Mitte des 14ten Jahrhunderts. Gigantische Körperstärke, kecke Unerschrockenheit, rasch auflodernde Lust an der Gefahr, machten ihn geeignet zum Helden von Abentheuern. In tausend Volkssagen lebt er fort mit seinem Roß Scharatz — dem Schecken — das er Wein trinken lehrte. Bei den Türken steht Marko in großem Ansehn: der Sultan selbst zittert vor seinem Zorn, der ihn in einen Zustand setzt, ganz der Berserkerwuth der Scandinaven gleichend. Von den eignen Landsleuten verdrängt, wirft sich der Held den Osmanen in die Arme und fällt 1392 in der blutigen Schlacht bei Rovini gegen die Wallachen.

Bindet ihm die Füße unterm Rosse:
Also schickt er ihn zurück nach Stambul.
Fieng der Zar d'rauf Kämpfer an zu suchen,
Bot dem Manne unzählbare Schätze,
Der den Straßenräuber Mussa tödte.
Doch wie viel auch dort sich hinbegeben,
Keiner kehrt von Allen heim nach Stambul.
Zornig ward der Zar und tief bekümmert,
Spricht zu ihm der Chodscha von Kjuprija:

Höre mich, Gebieter, Zar von Stambul!
Hätten wir den Kraljewitschen Marko,
Der allein könnt' uns den Mussa tödten!
Da voll Unmuth blickt' ihn an der Zare,
Und aus seinen Augen rannen Thränen:
Laß mich gehen, Chodscha von Kjuprija!
Was erwähnest du mir doch den Marko?
Dem sind die Gebeine schon verweset!
Voll sind's schon die Tage dreier Jahre,
Daß ich Marko in's Gefängniß schickte,
Und ich hab' es nicht seitdem geöffnet.

Ihm erwiederte hierauf der Chodscha:
Gnade, Zar! mein Herr und mein Gebieter!
Sage, was wohl gäbest du dem Manne,
Der dir sagte, daß am Leben Marko?

Drauf versetzte ihm der Zar von Stambul:
Wollt' ihn zum Wesir von Bosnjen machen,
Ohne Wechsel, auf neun ganze Jahre,
Und nicht einen Para von ihm fodern.

Sprang der Chodscha auf die leichten Füße,
Gieng und öffnete des Kerkers Pforte,
Führt' heraus den Kraljewitschen Marko,
Führt' ihn vor den ehrenreichen Zaren:
Hing das Haar ihm bis zur schwarzen Erde,
Deckt' ihn in der Breit' und in der Länge;
Mit den langen Nägeln könnt' er ackern;
Arg verletzt hatt' ihn der Kerkermoder,
Hatt' ihn schwarz wie Schieferstein gefärbet.

Sprach der Zar zum Kraljewitschen Marko:
Bist du wirklich noch am Leben, Marko?
Bin es, Zar! doch schlecht genug geworden.
Und der Zar begann ihm drauf zu melden,
Was ihm alles schon gethan der Mussa,
Dann den Marko Kraljewitsch befragt er:

Darfst du dich nun wohl getrauen, Marko!
Nach dem eb'nen Küstenland zu reiten,
Und den Räuber Mussa zu bezwingen?
Gebe Geld dir, wie viel du begehrest. —

Hierauf Marko Kraljewitsch hinwieder:
Ha! Herr Zar! bei dem allmächt'gen Gotte!
Arg verletzt hat mich der Kerkermoder,
Nicht aus meinen Augen kann ich schauen,
Wie doch könnt' ich mit ihm Kampf bestehen!
Bringe mich in einer Herberg' unter,
Laß mir reichlich Wein und Brantwein reichen
Und das allerfett'ste Fleisch des Widders,
Auch dazu vom feinsten weißen Brode,
Daß ich mich erhole ein'ge Tage;
Selbst meld' ich dir, wann zum Kampf ich fähig. —

Ließ der Zar drei junge Bader rufen,
Einer wusch, der Andre schor den Marko,
Und der Dritte kürzt' ihm seine Nägel;
Bracht' ihn in der neuen Herberg' unter,
Ließ ihm Wein und Brantwein dorten reichen
Und das allerfett'ste Fleisch vom Widder,
Auch dazu vom feinsten weißen Brode.
Ruhte Marko dreier Monden Tage,
Bis allmählich ihm das Leben kehrte.

(Schluß folgt.)

Die Reise in die Krimm.

(Fortsetzung)

Am 18. Jan. 1787 brachen wir auf: in dem Wagen der Kaiserin waren, außer ihr, Fräulein Protasof und Graf Momonof, von denen sie sich nie trennte, dann Graf Cobenzel, der Oberstallmeister Narischkin und der Oberkammerherr Schuwalof. Im zweiten Wagen waren Fitz-Herbert und ich, nebst den Grafen Czernitschef und Anhalt. Der ganze Zug bestand in 14 Wagen und 124 Schlitten. Auf jeder Poststation warteten uns 560 Pferde. Bei 17 Grade kalt waren die Straßen vortrefflich; die Schlittenbahn trug dazu bei, uns rasch zu befördern; unsere Wagen, auf Schleifen gesetzt, schienen zu fliegen. Wir waren in weite Bärenpelze eingehüllt und hatten Mützen von Zobelfellen. So fühlten wir nichts vom Frost, wenn er auch auf 20 bis 25 Grade stieg. In den Häusern, wo wir abstiegen, war eher allzu starke Hitze zu besorgen, als irgend eine Unbequemlichkeit durch Kälte. Die Jahrszeit brachte es mit sich, daß uns die Sonne erst spät aufging, nach 6 Stunden wieder verschwand und dem tiefsten Dunkel Platz machte. Der orientalische Luxus ließ es indessen an Klarheit nicht fehlen: in geringen Entfernungen, zu beiden Seiten der Straße waren große Holzstöße aufgeschichtet; so wie sich der Zug näherte, wurden diese Tannen- und Fichtenmassen angezündet und wir fuhren zwischen durch, beleuchtet von einer Helle, wobei wir des Taggestirns

Strahlen nicht vermissen konnten. Die stolze Autocratin des Nordens hatte ihren Willen ausgesprochen und auf ihr Wort ward es Licht mitten in finsterer Nacht.

Zwei und siebzig Werste von Petersburg hielten wir, um zu speisen, in einer kleinen erst kürzlich erbauten Stadt. Die Kaiserin war wieder heiter geworden und sprach sehr gnädig mit mir über den Handelsvertrag, den ich wenige Tage vor der Abreise mit ihren Ministern zu Stand gebracht hatte.

Ich würde eintönig werden, wenn ich unsere Reiseroute genau beschreiben und bei jedem Ort, wo wir anhielten, auch in der Erzählung verweilen wollte. Ich gedenke nur der Städte zu erwähnen, deren Größe, Alterthum, Glanz oder geschichtliche Denkwürdigkeit Beachtung verdienen.

Die erste Zeit der Reise fiel in den Winter und er war dießmal sehr strenge: der Leser soll aber nicht mit allzu vielen Schilderungen der Naturscenen, die sich uns darboten, ermüdet werden; ich beschränke mich auf eine. Wir durcheilten weite mit Schnee bedeckte Flächen, Tannenwälder, deren eiskandirte Aeste im Widerstrahl der Sonne wie Diamanten und Cristalle glänzten; über der ganzen Gegend lag sibirischer Frost; kein lebendes Geschöpf war im Freien zu sehen. Flüchtige Schlitten, die Erzeugnisse des Südens dem Norden zuführend, durchfurchten die vereinsamten Felder; unzählig hingleitend, schienen sie Flotten von leichten Barken, unermeßliche Ebenen, einem Eismeer vergleichbar, durchwogend. Mit einiger Einbildungskraft kann man sich den sonderbaren Contrast denken, den mitten in diesem Schneeocean eine von hochlodernden Flammen erhellte Straße machen mußte, eine Straße, auf welcher majestätisch und mit zahlreichem Gefolge die erlauchte Herrscherin eines großen Reiches, umgeben von allem Luxus eines prachtvollen Hofes, daherzog. Kam man nahe an ein Dorf, an eine Stadt, so wechselte die Scene: Bauern oder Bürger in zahllosen Haufen drängten sich herbei, ohne Scheu vor der Kälte, ihre Kaiserin mit lebhaftem Freuderuf begrüßend. Catharina suchte ihre gewohnte Lebensweise auch auf der Reise beizubehalten; sie stand um 6 Uhr auf, mit ihren Ministern zu arbeiten; dann frühstückte sie und empfing uns. Um 9 Uhr ward abgefahren, um 2 Uhr angehalten um zu speisen. Nach Tisch ging der Zug weiter bis 7 Uhr. Ueberall, wo man sich aufhielt, war ein Schloß oder doch ein elegantes Haus für die Kaiserin eingerichtet. Wir waren täglich bei ihr zur Tafel. Um 9 Uhr Abends zog sich die Monarchin zurück und arbeitete noch bis 11. — In den Städten wies man uns bequeme Wohnungen bei den angesehensten Bürgern an; aber in den Flecken mußten wir in Bauernstuben übernachten, wo die Hitze oft so stark war, daß es unmöglich blieb, zu schlafen.

Am zweiten Reisetag kam ich mit Fitz-Herbert in den Wagen der Kaiserin zu sitzen. Die Unterhaltung war lebhaft, munter, mannichfaltig. Catharina erzählte uns, als sie gehört, man tadele sie, daß sie einem Schiffscapitain erlaubt, eine Negerin zu heirathen, habe sie erwiedert: Seht ihr denn nicht, daß meine ehrgeizigen Absichten auf die Türkei dabei im Spiele sind? Es hat gewiß Aufsehen gemacht, daß sich die russische Marine mit dem schwarzen Meer vermählt hat. — Sie gefiel sich sehr, oft mit uns über die Barbarei, Weichlichkeit und Unwissenheit der Türken zu sprechen, von dem dumpfen Hinschlummern ihrer Sultane, deren Gesichtskreis auf die Mauern des Harems beschränkt sey. Diese schwachköpfigen Despoten, — sagte sie — entkräftet durch die Wollüste des Serails, beherrscht von den Ulemas, Gefangene der Janitscharen, wissen nicht zu denken, noch zu sprechen, noch zu verwalten, noch zu kämpfen: ihre Kindheit dauert ewig. — Nicht politische Gegenstände allein, auch andere Fragen, die zur Belebung der Unterhaltung beitragen konnten, wurden von der Kaiserin mit vielem natürlichen Verstand und Tact angeregt und durchgeführt. So verging uns der Tag sehr schnell und ehe wir es uns dachten waren wir zu Porkhof angekommen, wo Fürst Repnin, der Gouverneur der Provinz, uns mit ziemlich großthuerischer Pracht empfing.

Dieser Mann, nicht ohne Kriegsruf, hatte sich in Polen verhaßt gemacht, indem er einen Stolz zeigte, der eben so beleidigend für die Nation als für ihren König war. Ein Zug wird hinreichen, sein übermüthiges Wesen zu characterisiren. Stanislaus wohnte eines Tages der Vorstellung eines Theaterstücks bei: der erste Aufzug war vorüber, als der russische Botschafter in seine Loge trat; verletzt, daß man nicht auf ihn gewartet, ließ er den Vorhang senken und befahl, das Stück von neuem anzufangen. So empfindliche Beleidigungen hatten die Herzen der Polen mit Haß angefüllt: ein stolzes Volk unterwirft sich zuletzt dem Sieger, vermag aber nicht Demüthigungen gelassen zu ertragen. Die Gewalt überwindet, aber nur Sanftmuth, Gerechtigkeit und Edelsinn gewinnen die Gemüther. Indessen hatten sich die Russen in Polen so sehr an verletzende Manieren gewöhnt, daß auch Hr. v. Stackelberg, der sonst weit umgänglicher und viel weniger hochmüthig war, als Repnin, zu Warschau mehr gebieterische als diplomatische Formen entwickelte. Man hat mir erzählt, Baron Thugut, als er durch Polen reiste und dem König Stanislaus seine Huldigung darbringen wollte, habe beim Eintreten in den Audienzsaal ein reich decorirtes Individuum, das von den vornehmsten Hofleuten umgeben war, für den Monarchen gehalten, sey auf dasselbe zugegangen und habe die drei herkömmlichen Verbeugungen gemacht. Man belehrte ihn über seinen Irrthum und zeigte ihm den König, der sich in einer Ecke des Saals mit einigen Personen vertraulich unterhielt. Hr. v. Thugut, dem es nicht gefiel, daß man ihn mehreremal mit seinem Versehen aufzog, rächte sich spaßhaft genug. Abends machte er die Parthie mit dem König und dem Botschafter; er stellte sich, als vergreife er sich und spielte zweimal einen Buben aus, statt eines Königs. Sein Partner machte ihn darauf aufmerksam,

wo dann Thugut ganz laut sagte: Verzeihen Sie! Ich weiß nicht was ich heute mache: schon dreimal sehe ich einen Valet für einen König an.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken über deutsche Bühnenkunst und Bühnenkünstler.

(Fortsetzung)

Die Oper.

Wie bezeichnet man dich eigentlich, du glänzendes Ungeheuer, Stütze der Schaubühnen, und zu gleicher Zeit der Kunst gefährlichster Feind? Ueppige Blüthe des Landes, wo auch die Citronen blühen und die göttliche Tonkunst heimisch ist! Verführerin, die, um allgemein zu siegen, und jedes Alter an ihren Triumphwagen zu fesseln, sich mit dem Reiz aller Künste umgibt, blendend, strahlend durch alle zugleich? Grausame Gegnerin ächter dramatischer Kunst, furchtbar durch deine Schönheit, noch furchtbarer durch die Freunde, die du dir warbst, und die nur die neueste Zeit so thatkräftig für dich erstehen lassen konnte! Gluck's Riesenschöpfungen gingen noch brüderlich mit der Schauspielkunst Hand in Hand, Mozart's wunderliebliche und ergreifende Tondichtungen schilderten das romantische Leben, das auf die Bühne gehört, die die anschauliche Poesie in das prosaische Seyn tragen soll; Cherubini's Werke, scharf und kräftig, zeichnen des Menschen Leidenschaften mit kecker Wahrheit, und fordern dadurch einen Platz auf der Bühne; — aber was sind jene Meister gegen deine neuesten Freunde? Diese haben keck alle Schranken übersprungen und unter ihren Bemühungen, unter ihren Streichen, muß das Schauspiel, die dramatische Muse erliegen. Kömmt sie nicht um unter Auber's Schnee, so vergeht sie doch in den Potpourris der Prinzessin von Provence. Entläuft sie den gigantisch aufmarschirenden Tonmassen Spontini's, so erwischt sie doch am Ende Rossini und trommelt sie auf gut türkisch zu Tode! — Ach bejammernswürdiges Loos, eine Muse zu Grunde gerichtet zu sehen, durch eine verrätherische Freundin, durch eine Fremde obendrein, der wir Sitz und Stimme eingeräumt haben, obgleich wir sonst mit unserm Bürgerrecht nicht freigebig sind! — Was hilft es indessen? Man schwimme gegen den Strom, wenn man kann. Die sanfte Himmelstochter Musik erstaunt gewiß selbst über den lärmenden Mißbrauch, der mit ihrem Namen auf Deutschlands Theatern getrieben wird; aber es ist nun einmal so. Der Dilettantismus ist erwachsen zur mänadischen Begeisterung, und obgleich es hie und da ein Publikum gibt, das Don Juan höher schätzt als die Italiener in Algier, das in einer Darstellung der Medea mehr Genuß findet, als in der des Ferdinand Cortez, so hat doch die allgemeine Ansicht durchaus eine Richtung genommen, die für dramatische Kunst und Künstler und Unternehmer eine gleich gefährliche Perspective eröffnet. Die erstere wird nicht mehr gesucht, die zweiten ganz folgerichtig nicht mehr geschätzt, und die Letztern finden jetzt schon ihre Rechnung nicht mehr, wie es seyn sollte und könnte. Die Opernkünstler benutzen die Gelegenheit, und haben Recht; sie lassen sich gewaltig theuer bezahlen, und haben Recht; denn ein kluger Mann schmiedet das Eisen, so lang es warm ist, und wenn das Leben an einer Stimme hängt, die so bald verloren gehen kann, so muß man zurücklegen für die stumme Zeit, oder wenigstens die Gegenwart so vollauf genießen, daß man einst an der Erinnerung sich satt zehren könne. Aber, so wie im Punct des Forderns sich ein Künstler nach dem Andern richtet, gleichviel ob er eben so gut, oder weniger gut, oder schlecht singt, — eben so richtet sich ein Publicum nach dem Andern, gleichviel, ob es seine Forderungen mit seinen Leistungen aufzuwiegen im Stande ist, oder nicht. Opern! ruft der Residenzler, der Großstädter und der Krähwinkler. Alle drei bedauern, daß Komödie gespielt werden muß, um den Sängern Erholungs- und Probetage zu gönnen. Die beiden Erstern sehen eine gute Oper lieber als ein gutes Stück; der Letztere sieht die schlechtste Oper — wie sie eben in Krähwinkel seyn kann, — lieber als das beste Stück. Die beiden Ersteren bedauern, daß ihre braven Schauspieler nicht Sänger sind, um sie würdig ehren zu können; der Letztere wirft aber alles Schauspiel zum Plunder und schimpft darüber, daß er für seine Groschen keine Sänger zu hören bekommt, wie sie der Großstädter für seine Thaler hört, und auf diese Weise berühren sich die Extreme, um den Recitirenden den Stab zu brechen. Das gebildete Publicum ruft aber (was zu berücksichtigen ist): Wir möchten gern Schauspiele sehen — wir vermögen es aber nicht. Die gewöhnlichen Stücke sind uns zu fade, und die gediegenen, die Meisterwerke, sehen wir nicht würdig dargestellt, und gehen darum lieber in die Oper, wo entweder einige gute Sänger uns angenehm unterhalten, oder eine rauschende Orchestermusik unser Ohr betäubt. — Was die gewöhnlichen Stücke betrifft, so geben wir der allgemeinen Stimme völlig Recht, und was die Darstellung der Meisterwerke angeht, so wollen wir darüber einige Reflexionen mittheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Museum

am 16. Februar 1827.

Kunstbeschauung.

Adagio und Rondo für die Oboe, vorgetragen von Hrn. Ullmann.

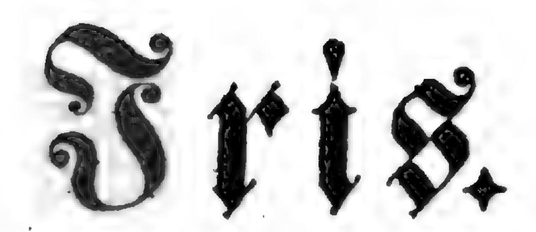
Samuel Foote, einer der ausgezeichnetesten Komiker des vorigen Jahrhunderts, von Hrn. Dr. Engelmann. Erste Abtheilung.

Arie, gesungen von Mad. Brauer.

Samuel Foote u. s. w. Zweite Abtheilung.

Variationen für die Oboe, vorgetr. v. Hrn. Ullmann.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 34. Samstag, 17. Februar 1827.

Serbische Heldenlieder.

Marko's Kampf mit Mussa.

(Schluß)

Nachdem sich der Held erkräftigt, seine wiederkehrende Stärke in verschiedenen Versuchen erprobt und er nun zum Kampfe tüchtig ist, bricht er auf zum Abentheuer:

Eines Morgens ritt er in der Frühe
Nach dem Bergpaß im Katschanikfelsen:
Sieh', da sitzt der Straßenräuber Mussa
Auf dem Räpplein mit gekreuzten Füßen,
Wirft den Kolben spielend in die Wolken,
Fängt ihn wieder mit den weißen Händen.
Als nun Einer sich dem Andern nahet,
Redet Marko an den Räuber Mussa:

Auf, Held Mussa! mir mußt aus du weichen!
Mir ausweichen, oder mir dich beugen!
Ihm erwiedert der Arnaute Mussa:
Deines Wegs zieh, Marko! fang nicht Streit an,
Oder steige ab, mit mir zu zechen;
Aus dem Wege geh'n werd' ich dir nimmer,
Wenn dich auch 'ne Königin geboren,
In der Kammer auf dem weichen Kissen,
Die, in reine Seide eingewickelt,
Und mit goldnen Schnüren schön umwunden,
Dich mit Honig auferzog und Zucker;
Aber mich 'ne wilde Albanes'rin,
Bei den Schafen auf der kalten Platte,
Die in groben Mantel mich gewickelt,
Und mit Brombeerreben fest umwunden,
Mich mit Habermuß hat groß gezogen!
Oft beschworen hat sie mich, die Mutter,
Keinem weichen sollt' ich, noch mich beugen. —

Als von Prilip Marko dieß vernommen,
Schleudert rasch er seine Kampfeslanze
Nach der Heldenbrust dem Krieger Mussa.
Mit der Keule fing sie auf Held Mussa,
Ueber sich hinweg warf er den Kampfspeer;
Selber griff er nun nach seiner Lanze,
Marko Kraljewitsch damit zu treffen.
Mit der Keule fing sie auf Held Marko,
Brach sie raschen Schlages in drei Stücken.
Griffen nun nach den beschlag'nen Säbeln,
Stürmten wüthend Einer auf den Andern.
Schwang den Säbel der Priliper Marko,
Mussa fuhr ihm drunter mit der Keule,
Daß gleich in drei Stücken sprang der Säbel.
Rasch riß nun auch Mussa vor den Säbel,
Marko Kraljewitsch damit zu treffen,
Mit dem Kolben fuhr ihm drunter Marko,
Daß der Säbel absprang von dem Griffe.
Jetzt begannen mit den Kampfeskeulen,
Den gefiederten, sie sich zu schlagen;
Von den Keulen schlugen sie die Federn,
Schleuderten sie auf den grünen Rasen;
Sprangen nieder von den guten Rossen,
Packten nun sich bei den Heldengliedern,
Auf den Grund einander niederreißend.

Trafen gut da Held und Held zusammen:
Auf den Marko Kraljewitsch Held Mussa!
Weder ist der Marko umzuwerfen
Noch läßt Mussa auch sich niederwerfen.
Rangen einen Sommertag bis Mittag.
Dick mit weißem Schaum benetzt war Mussa,
Marko dick mit weiß und blut'gem Schaume.
Jetzo sprach der Straßenräuber Mussa:

Schwenke, Marko! oder ich will schwenken!
Da begann Held Marko ihn zu schwenken,
Aber nicht konnt' er es mehr vollbringen;
Hierauf schwenkte Straßenräuber Mussa,
Warf den Marko auf den grünen Anger,
Und ihm auf der Heldenbrust jetzt saß er.

Schmerzlich stöhnte Marko in Verzweiflung:
O, wo bist du, Bundesschwester Wila!*)
O, wo bist du; wärst du nie gewesen!
Meineid schworst du, als du mir gelobtest,
Wo ich immer kommen würd' in Nöthen,
Nahe wolltest du mir in der Noth seyn!

Aus den Wolken gab sich kund die Wila:
Warum, Bundesbruder Marko Kralj'witsch!
Hab' ich's nicht, Elender! dir gesaget,
Nicht am Sonntag sollst du Streit ausfechten!
Schande wär' es Zweie gegen Einen!
Doch wo sind aus dem Versteck die Schlangen?

Auf nach Berg und Wolken schaute Mussa,
Schaute auf, woher die Wila spräche;
Marko zog aus dem Versteck das Messer,
Schnitt den Mussa auf tief von dem Gürtel,
Tief vom Gürtel bis zum weißen Halse.
Todt fiel Mussa, deckte lastend Marko,
Konnte kaum hervor sich Marko graben;
Aber als er nun sich aufgerichtet,
Sah' in Mussa er drei Heldenherzen,
Sah' drei Ribben, eine auf der andern.
Eins der Herzen zucket matt und sterbend,
Hat das zweite raschen Tanz begonnen,
Auf dem dritten schläft 'ne böse Schlange.
Als die Schlange aus dem Schlaf erwachte,

*) Die Wila, eine gespenstische Bergfrau, jung, schön, mit langem fliegenden Haar und luftig weißem Gewande, scheint aus der altslavischen Mythologie den Christgläubigen übrig geblieben zu seyn. Ihre Schönheit und ihre Schnelligkeit bieten den serbischen Volkssängern oft Stoff zu Bildern. „Schön wie des Waldgebirg's Wila" kommt oft vor. Ein schnelles Roß ist ein Wilenroß. Die Phantasie des Serben bevölkert mit diesen luftigen Wesen Felsgestade, Berge und Wälder. Er sieht sie versammelt ihr Mahl halten und ihre Ringeltänze halten.

Auf dem Felsland springt der todte Mussa.
Und zu Marko spricht die böse Schlange:
Danke Gott, o Kraljewitsche Marko!
Daß ich nicht erwacht, als Mussa lebte,
Dreifach Wehe hätt' es dir bereitet! —

Marko'n, als er dieses sah und hörte,
Rannen Thränen über's weiße Antlitz:
Weh mir, rief er, bis zum lieben Gotte!
Einen bessern, als ich selbst, erlegt' ich!
Hieb hierauf das Haupt ihm von dem Rumpfe,
Warf es in den Habersack dem Scharatz,
Trug es mit sich nach dem weißen Stambul.
Als er's hinwarf dem geehrten Zaren,
Auf die Füße sprang der Zar vor Schrecken;
Aber Marko Kraljewitsch versetzte:
Hege keine Furcht davor, Herr Zare!
Wie hätt'st du ihn lebend wohl empfangen,
Springst du so vor seinem todten Haupte? —

Gab der Zar ihm drauf drei Lasten Geldes.
Nach dem weißen Prilip ritt Held Marko.
Auf dem Katschanik lag todt Held Mussa.

Die Reise in die Krimm.

(Fortsetzung)

Es scheint mir passend hier eines Vorgangs zu erwähnen, der an sich nicht viel bedeutet, aber wohl geeignet ist, eine richtige Idee von Catharinens Geist und Wesen zu geben. Im Wagen mir gegenüber sitzend, äusserte sie den Wunsch einige meiner kleinen Gedichte zu hören. Die zwanglose Vertraulichkeit, welche sie ihrer Reisebegleitung vergönnte, die Anwesenheit ihres jungen Günstlings, die Erinnerung an die, welche ihm vorangegangen waren, ihre philosophische Denkungsart, ihre heitere Laune, ihr Briefwechsel mit Ligne, Voltaire und Diderot — wie viele Gründe für mich, zu erwarten, sie werde sich gewiß nicht verletzt fühlen durch Hersagung einer etwas freien Erzählung in Versen. Die, welche ich vortrug, war jedoch noch immer in so anständige Ausdrücke gebracht, daß zu Paris Damen von eben so viel Tugend als Liebenswürdigkeit nichts daran ausgesetzt hatten. Aber zu meiner großen Verwunderung nahm plötzlich die freundliche Reisende eine majestätisch ernste Miene an und ließ mich die Herrscherin merken, indem sie mich mit einer ganz außerm Weg liegenden Frage unterbrach und so der Unterhaltung eine andere Richtung gab. Ein paar Minuten nachher, um ihr zu verstehen zu geben, daß ich die Lection gefaßt, bat ich sie, ein anderes Gedicht sehr verschiedenen Inhalts anzuhören; sie war sogleich mit wunderbarer Herablassung bereit dazu: Catharina wollte, daß man ihre Schwächen

respectire, deßhalb versäumte sie nie, den Schleier der Decenz und Würde darüber zu werfen.

Wohlerworbener Ruhm und standhaftes Glück sollten unzugänglich machen für die Pfeile des Neids, für die Sarcasmen der kleinen Geister, die jedes bedeutende Gelingen anfeinden. Allein Catharina glich hierin dem Dichter von Ferney. Auch Voltaire war empfänglich für den geringsten Stachel; die Monarchin hatte zu viel Verstand, um nicht über matte oder leere Angriffe zu lächeln; man sahe aber doch, daß es ihr etwas Mühe kostete. Sie wußte, daß man in Paris noch sehr mangelhafte Begriffe von Rußland hatte; daß Viele die Meinung unterhielten, es sey ein asiatisches, armes, in Unwissenheit und Barbarei versunkenes Reich; es war ihr auch nicht unbekannt, daß Friedrich II., dessen caustisches Wesen ihre Eigenliebe oft plagte, sich gefiel, mit bitterer Ironie von ihren Finanzen und ihrer Politik, von der schlechten Tactik ihrer Heere, der Knechtschaft ihres Volks, der unsichern Basis ihrer Macht zu sprechen. So kam es denn, daß sie oft, anspielend auf diese satyrischen Ausfälle, von ihrem weiten Reiche sich mit uns unterhielt, wobei sie es mit besonderer Betonung immer nur ihr kleines Hauswesen nannte. „Wie finden Sie mon petit ménage? Nicht wahr, es meublirt und vergrößert sich nach und nach? Viel Geld habe ich freilich nicht, aber es scheint mir, ich lege das wenige, worüber ich verfügen kann, ganz gut an." — Und ein andermal: „Ich wette, Herr Graf, Sie werden in diesem Augenblick von den schönen Damen, eleganten Leuten und alleswissenden Gelehrten zu Paris sehr beklagt, daß Sie im Lande der Bären, unter ungeschlachtem Volk, mit einer langweiligen Czarin reisen müssen. Ich habe alle Achtung vor Ihren Gelehrten, ziehe aber für meinen Gebrauch die Ungelehrten vor: ich verlange nichts zu wissen, als was ich grade bedarf, um mein kleines Hauswesen gut zu leiten." — Ich versetzte: „Ew. Majestät geruhen auf unsere Kosten zu scherzen. Sie wissen besser als Jemand, was man in Frankreich von Ihnen denkt. Voltaire ist wohl ein unverwerflicher Dollmetsch unserer Meinung und Gesinnungen. Sie haben wohl eher Anlaß unzufrieden zu seyn über die eifersüchtigen Besorgnisse, welche die ungeheure Ausdehnung Ihres kleinen Hauswesens bei den großen Mächten erregt." —

Am sechsten Tag der Reise kamen wir nach Smolensk. Dieser Name steht mit unvertilgbaren Zügen im Andenken der Franzosen. Glorreiche Erfolge, ausserordentliche Unfälle bringt er in noch frische Erinnerung. Die Flammen, welchen Smolensk's Bewohner, als sie sich besiegt sahen, ihre Stadt preis gaben, leuchteten dem Triumph des berühmtesten Kriegers der neuern Zeit, und als er zurückkam, waren die Ruinen von Smolensk das unglückverkündende Monument, bezeichnend die Epoche, wo sein Heer untergehen, sein Reich fallen sollte. So knüpft sich an den Namen Smolensk der Gedanke an den außerordentlichen Mann, der in dem Laufe weniger Jahre den Ruhm der Gesetzgeber des Alterthums, die Heldenglorie Alexanders und Cäsars, Carls des Zwölften Mißgeschick und des Prometheus schmerzvollen Ausgang auf seinem Haupte vereinigt hat.

Wir hatten in sechs Tagen an 200 Stunden Wegs zurückgelegt; die Kaiserin war ermüdet — und doch fehlte es auf der Reise an keiner Bequemlichkeit: den Frost konnten wir kaum bemerken, so achtsam war für Schutzmittel gesorgt, die Entfernungen kamen auf so herrlicher Schlittenbahn gar nicht in Anschlag, die langen Winternächte waren für uns nicht da, denn von dreißig zu dreißig Toisen brannten große Holzstöße. Bedenkt man aber, daß überall Hof gehalten, repräsentirt werden mußte, daß öffentliche Anstalten zu besehen, Audienzen zu geben, Klagschriften abzunehmen, Mißbräuche zu entfernen, Belehrungen zu ertheilen und Gnaden zu bewilligen waren, so wird man sich nicht wundern, daß die Kaiserin ein paar Augenblicke der Ruhe suchte, besonders da sie auch während der Fahrt ihre Regierungsarbeiten nur aussetzte, um eine andere Art ihrer Herrschaft zu befestigen: sie verschwendete an ihre Umgebungen die Schätze ihres reichen lebhaften Geistes und entfaltete beständig die gewinnende Grazie, deren Wirkung so sicher war — eine allerdings sehr liebenswürdige Art sich zu beschäftigen, aber in die Länge nicht ohne Anstrengung durchzuführen. So kam es, daß die Kaiserin beschloß, drei Tage in Smolensk zu bleiben, wodurch unsere Ankunft zu Kiew, wo uns eine Menge angesehener Reisende aus allen Theilen Europa's erwartete, um so viel verspätet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken über deutsche Bühnenkunst und Bühnenkünstler.

(Fortsetzung)

Etwas über die Schauspieler neuster Zeit und das Verhältniß, in welchem sie zu dem Publicum stehen.

Ist es eine besondere Geschicklichkeit, das Leben und Thun der Menschen aller Zeiten nachzuahmen und darzustellen, gleichsam als ob sie selbst in eigner Gestalt zu den Zuhörern sprächen und vor ihnen wandelten, so verdient sie allerdings einem Studium unterworfen zu werden, das durch seinen Ernst sie auszubilden und zu einem Unterhaltung und Nutzen gewährenden Ganzen zu machen versteht. Sieht man nun jene Naturgaben und dieses Studium in hoher Vollendung und Vereinigung glänzen zur Lust und Bewunderung der Zeitgenossen, — sieht man einen Devrient — Eßlair — Weidner — Wurm — eine Schröder, eine Lindner in ihrem Spiel, das wenig oder nichts zu wünschen übrig läßt, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß eine dramatische Kunst existire, eine deutsche, unserm Bedürfnissen, unserm Leben sich anpassende Kunst;

und daß deutsche vollendete Meister sie üben hie und da. Was diese Kunst aber in ihrer öffentlichen Ausübung zur schwersten aller existirenden macht, ist, daß sie an den Augenblick gebunden ist, vieler einwirkenden Individuen bedarf, und von der Oertlichkeit, wie von den hinzukommenden Accessorien andrer Künste viele Unterstützung verlangt. — Der Componist, der Dichter, der Bildhauer — sie machen sich an ihr Werk, wenn gerade der Genius sie begeistert, verlassen es, ist die Stunde der Weihe verrauscht, und vollenden es, — ändernd, verbessernd in stiller Werkstatt — nach Bequemlichkeit und Muße. Den Bühnenkünstler ruft der Glockenschlag — sein Werk muß sich vollenden in drei Stunden längstens, und dessen Mängel — keiner momentanen Verbesserung fähig — stehen blos und aufgedeckt vor den Augen des urtheilenden Publikums. Dem Mimen ist kein schmeichelnd Loos gefallen, und auch das gerechteste Auditorium nimmt nicht Notiz von seiner allerschwersten Kunst: von seiner Resignation, von seiner Selbstüberwindung. Talent, Genie und Studium machen es ihm vielleicht nicht schwer, die bedeutendste Rolle mit Wahrheit und vollendet zu geben, sobald sein Humor frei die Schwingen regt; wie aber gestaltet sich sein Thun, drückt ihn Mißbehagen, leitet er an Krankheit? Was kostet ihm seine Rolle, kömmt er aus einer verdrüßlichen Unterhaltung mit seinem Kunstdespoten, tritt er vom Sarge eines Kindes auf die Bühne? Ein Andrer scheinen zu müssen, während man nur mit sich selbst beschäftigt sein möchte, Scherz zu geben, wenn das Herz von Trauer zerrissen ist! oder in düstrer Stimmung versunken, sich der Rolle halber noch mehr einwühlen zu müssen in die Trauerflöre des heißesten Schmerzes, der Verzweiflung, der Raserei, und durch solchen Zwang die innersten Lebensquellen feindlich zu verletzen! — Es ist kein beneidenswerthes Loos, und diese ernste, ernste Seite des Schauspielerlebens bleibt der Menge größtentheils verborgen, weil sie unter den eiteln Flittern und der geschminkten Maske keine fühlende noch weniger eine blutende Brust vermuthet. — Geben wir aber, (wiewohl fehlerhaft) zu, daß solche Stimmungen zu den Anomalien im Leben des Bühnenkünstlers gehören, — betrachten wir den Meister, bereit in voller Besonnenheit, Geistesfreiheit und Gegenwart, im vollen Besitz körperlicher Gewandtheit auf die Bühne zu steigen, — wie muß nicht sein Eifer erkalten, sieht er sich umgeben von sogenannten Commilitonen, die seine Ansicht nicht achten, ihren ganz eignen Weg gehen, oder mit gutmüthiger Ungeschicklichkeit, — sehr oft mit boshafter — in sein Werk fahren und es zertrümmern! Diese Betrachtung führt uns unwillkührlich wieder auf die Nothwendigkeit, daß die Schauspielkunst vieler Individuen bedarf. —

Wer sind aber die meisten Individuen, die ihre Hände dazu bieten; wer sind — gering gerechnet — die zwei Drittheile, aus denen die Kaste der Schauspieler besteht? Im Vertrauen gesagt, sind es Menschen, die wenig zu ihrem freigewählten Berufe passen. Durch Verhältnisse, Unglück, verschuldete Brodlosigkeit, oder jene störrische Eigenliebe, die uns Talente auflegt, die wir nicht haben, aus der Bahn geschleudert, die ihnen von der Natur, von den Aeltern und ihrem Standpunkte vorgezeichnet war, verließen sie das bürgerliche Leben, um sich einer Kunst in die Arme zu werfen, die sie selbst wenig achten, da sie sie für federleicht halten. Was wird hier aus ihnen? Größtentheils zu alt, um eine Bildung anzunehmen, wie man sie als rechtlicher Schauspieler braucht, oder zu träge, um etwas anders zu wollen, als gerade ihre Besoldung, ihren Abendlohn zu verdienen, werden die Unberufenen von einem Direktor nach dem andern verabschiedet, oder in die untersten Kategorien versetzt, und haben mit einem Leben voll Entbehrungen und Widerwärtigkeiten im Alter nichts erkauft als eine Handlangerstelle bei irgend einer Bühne, oder das Gnadenbrod im Familienhause, das einem verdorbenen Schauspieler, d. h. im Munde des Haufens — einem, der zu nichts auf der Welt nütze ist — nur sehr spärlich verabreicht zu werden pflegt. Solche Leute sind es, die dem Publicum den Ekel an der dramatischen Kunst beibringen, solche Leute sind es, die in das beste Spiel einiger wackern Künstler mit ihrer Episode hineintölpeln, daß Spiel und Stück darüber zu Grunde geht — oft Jahrelang von einem Publicum gesehen werden müssen, bis ihnen erst der Ablauf ihres Contracts erlaubt, einem andern Langeweile und Verdruß zu machen. Und dieses verfehlte Ganze ist der Stein des Anstoßes und des Aergernisses. Man denke sich eine Raphaelsche Verklärung, in welche heillose Gurken- und Bierschildmaler Figuren nach ihrem Colorit und Zuschnitt gekleckst haben! — Wohlthätiger Handwerkszwang aus Kochs und Schröders Zeiten! Damals fingen die Neophyten beim Handlanger an, und wurden removirt, taugten sie nicht dazu. Dafür hörten die Gedeihenden bei den Königen auf. Heutzutage beginnen alle mit Kron und Scepter, die meisten hören aber mit Stuhlsetzen auf. — Es gibt Maleracademien, Musikconservatorien, Tanzinstitute, — eine Schauspieleracademie gibt es nirgends; denn die Paar Schulen, die als Pepinièren von einigen Hoftheatern unterhalten werden, werden nach unrichtigen Grundsätzen geleitet. Inkonsequenz oder Untüchtigkeit der Lehrer spricht ihnen im Voraus das Urtheil. — Die Regierungen scheinen allenthalben ihr Augenmerk auf stabile Bühnen und auf Verminderung der wandernden Truppen zu heften. Sie sollten durch ihr mächtiges Wort die Kunst in's Leben rufen, und durch Errichtung zweckmäßiger Schulen den Stand bilden, die Unberufenen davon zurückweisen, und nur den unter ihrer Autorität Promovirten die Ausübung erlauben. Dann würde der Geschmack geläutert, das Schauspiel glänzend erhoben, und der Schauspieler befugt werden, von dem Publicum die Achtung zu verlangen, die er trotz aller Cultur noch nicht erringen konnte in seiner Vortrefflichkeit.

(Fortsetzung folgt)

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 35. Sonntag, 18. Februar 1827.

Das Geheimniß.

Ein Scherz; von C. Spindler.

Die Unzertrennlichen.

Frischlingen war seit dem letzten Maskenball der Schauplatz oder Tempel der innigsten Mädchenfreundschaft geworden. Ninette und Claudine! hieß es allenthalben, wie ehedem Damon und Pythias, Orest und Pylades (für Damenfreundschaft hatte vielleicht das Alterthum keinen Namen). Um so erstaunlicher war auch diese Allianz, da die ganze Stadt wohl wußte, daß die Partheien sich früherhin spinnefeind gewesen, durchaus aber nicht begreifen konnte, wie aus Feindseligkeit so viel Liebe erwachsen seyn mochte. Genug indessen, die Freundinnen ließen alle Muthmaßungen ihren Gang gehen, und fuhren fort ihren Mitbürgerinnen das Beispiel der Nachbarinnen, wie sie seyn sollten, zu geben. Ninetten's und Claudinen's Gespielinnen, die sich früher nach dem Muster ihrer Anführerinnen trozig gegenüber standen wie die Chöre in Schiller's Braut von Messina, wußten — ein desorientirtes Heer — nicht mehr, wohin sie ihre Freundlichkeit tragen, oder ihre Waffen kehren sollten. Ihre ehemaligen Chefs kümmerten sich nicht mehr um sie, waren sich selbst genug, und recht eigentlich den niedlichen Inseparables zu vergleichen, die man dann und wann in vornehmen Häusern oder in schmutzigen Menagerieen zu sehen bekömmt. An Wuchs ziemlich gleich, in Haar- und Gesichtsfarbe wenig unterschieden, bemühten sich die Schwesterlichen, auch ihre Toilette zu einem gegenseitigen Fac simile zu machen. Als wahre Doppeltgängerinnen ließen sie sich in der Kirche sehen, wie auch auf der Promenade, auf welcher sich die Frischlinger Welt unter dem Schatten von drei Dutzend Bäumen versammelte, um zu schwatzen, oder zu rauchen, oder zu sitzen, oder zu gähnen, oder der allabendlichen Lustparthie zuzusehen, welche die zu Frischlingen residirende gräfliche Familie, in 2 Kutschen verpackt, während der schönen Jahrszeit auf dem Corso der staubigen Landstraße anzustellen pflegte. Niemand befand sich übler bei Ninetten's und Claudinen's Freundschaft, als das neugierige Publikum, das noch immer vergebens nach dem Quell derselben forschte; niemand hingegen besser, als die Modehändlerin Driling, die nun im Stande war, von jedem Modezeug und Kram zwei Exemplare aus der Hauptstadt kommen zu lassen, während sie sonst an Einem schon einen überflüssigen Vorrath hatte.

Fehlgeschossen.

Die sogenannte Fama von Frischlingen — die Frau Stadtarmenkassaverwalterin Lips glaubte heller zu sehen, als alle übrige Stadtaugen. Sie hatte ausgerechnet, daß der letzte Fastnachtsdienstag-Ball just mit der Epoche zusammentraf, in welcher Ninetten's Vater, der Revisor Gundling, tafelfähig geworden war, und zwar in einem bessern Grade als der Vater Claudinen's, der Doktor Goldammer. Diese Tafelfähigkeit, und was es damit auf sich habe, wird der geneigte Leser leicht begreifen, wenn er im Auge behalten hat, daß Frischlingen, obgleich nur drei Stunden von der Hauptstadt entfernt, dennoch selbst eine Residenz vorstellt, und zwar eine gräfliche. Jedermann weiß nun auch von Kindesbeinen an, daß, wo residirt, auch zu Zeiten Tafel gegeben, und

zu derselben nicht ein jedes Menschenkind, wie es kömmt und geht, eingeladen wird. Wer zu Frischlingen übel genug daran ist, nur ein Bürgerlicher zu seyn, wird nur in dem Falle zur gräflichen Cour und Tafel gezogen, als er Schwarz auf Weiß, mit Siegel und Diplom beweisen kann, daß man ihn irgendwo zum Doktor creirt; ein Vorrecht, das sehr alt und folglich sehr gut ist. Claudinen's Vater, als bloßer Stadtphysikus verwerflich, jedoch präsentabel als Doktor der Medizin und Leibarzt des mediatisirten Hofs, hatte sich's schon lange in der Sonne herrschaftlicher Gunst wohl seyn lassen, ehe der Revisor Gundling, von seiner Frau angespornt, daran dachte, sich von Dämlichsstadt gegen ein Billiges den Doktorhut anher spediren zu lassen, um nicht ferner von der an hohen Festtagen um den Tisch seiner Excellenz gereihten Versammlung der Notabeln von Frischlingen ausgeschlossen zu seyn. Besagtes Diplom und Doktorthum war nun in den Fasching gefallen und auf dem letzten Maskenballe gebührend promulgirt worden. Frau Lips knüpfte an dieses späte aber erfreuliche Avancement des Revisors die Kette der Eintracht, die gegenwärtig die Häuser Ninetten's und Claudinen's verband, und meinte, der Physikus werde vor Allen seinem halsstarrigen Töchterlein die Weisung gegeben haben, gegen die Feindin gelindere Saiten aufzuziehen, weil nun der Unterschied des Ranges nicht nur allein wegfalle, sondern ein umgekehrtes Verhältniß beinahe eintrete; denn nur dem Profansten mag es wohl unbekannt seyn, daß in der Hierarchie akademischer Würden der Doktor beider Rechte den Vortritt vor dem der Medizin hat, eben so gut als der der Weisheit allen übrigen gehorsamst die Schleppe trägt. — Frau Lips irrte aber hierin gar sehr, und vergaß, daß Goldammer und Gundling schon vorher die besten Freunde und nur die Töchter die erbittertsten Gegnerinnen gewesen; ein Umstand, der einen andern Hebel sothaner Versöhnung mit Grund voraussetzt. Die ganze Stadt huldigte indessen den Ansichten ihrer Fama, und wir können hier vor der Hand nicht helfen, obgleich wir die Sache besser zu wissen versichern dürfen.

Die Erwählten.

Es existirten allerdings zwei Personen, die um die Sache sich vielleicht das Verdienst der Aufklärung hätten erwerben können; aber im besten Falle selbst schienen sie doch keine Lust dazu zu haben. Wohl aber trugen sie kein Bedenken, dem herrlichen und seltnen Freundschaftsbunde Abtrag zu thun, um die holden Unzertrennlichen zu scheiden und in andre Fesseln zu schlagen. Diese Personen waren Hr. Lavendel, der Apotheker, und Hr. Reimar, der Referendar aus der benachbarten Hauptstadt. Diese beiden Männer, in der schönsten Blüthe ihrer Jahre, beide Frischlingen's Söhne, hatten schon im Studentenröcklein um des Revisors und des Physikus zarte Sprößlinge geminnt und nach ihrem Eintritt in das Philisterium feierlich gefreit; aber, so wie in beiden Familien, wie schon gesagt, seltsame, dem scharfen Auge der Späher unergründliche Verhältnisse obwalteten, so dehnten sie sich auch auf diejenigen aus, die in Verbindung mit ihnen zu treten Lust zeigten. Die Väter hatten gegen die Persönlichkeit der Freier nichts zu erinnern, aber ein widriges Geschick wollte, daß sie dieselben aus andern Gründen nicht recht leiden mochten. Des Provisors Lavendel Prinzipal war ganz natürlich Hahnemanns Antagonist; der Doctor Goldammer dessen eifrigster Apostel. Lavendel, dem Vortheil seines Herrn ergeben, theilte dessen Widerwillen gegen die ökonomisirende Homöopathie, und der Doctor trug einen guten Theil seiner antipharmaceutischen Gesinnungen auf den getreuen Provisor über. — Hinwiederum hatte der Referendar des Revisors Veto gegen sich, weil er eben nur noch Referendar und ohne Vermögen war; Dinge, auf welche die Mädchen nicht sahen, wie überhaupt alle ihres Alters und Geschlechts, die sich aus allen Systemen nichts machen, das ewig gleiche der Liebe ausgenommen; denen gewöhnlich die Referendare angenehmer sind als die Obertribunalräthe. Revisor und Physikus waren jedoch hart wie Eisen, bis sich auf einmal die Sachen leidlicher gestalteten und den jungen Herren plötzlich wiederum der freie Ein- und Ausgang in den Häusern ihrer Geliebten gestattet wurde. Ob diese Freiheit aus der Apotheke sproßte, die Lavendel seit verwichenem Neujahr als Herr angetreten hatte, oder aus der Dissertation, die Reimar zum Behuf der Promotion für den in starke Vergeßlichkeit verfallnen Revisor gefertigt haben sollte, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Frau Lips hatte indessen Recht, wenn sie das Privilegium ebenfalls von jenem Fastnachtdienstags-Ball her datirte. Diese Erwählten waren daher die Einzigen, die dann und wann mit den Freundinnen Ninette und Claudine öffentlich erscheinen, oder die häusliche Einsamkeit derselben durch ihre Gegenwart erheitern durften.

(Fortsetzung folgt.)

Dreisylbige Charade.

Erstes Paar

Wir flechten den Reigen
In nächtlicher Stunde;
Wir locken den Wandrer
In unsere Runde;
Wir hüpfen auf Blättern,
Wir plätschern im Bache,
Wir wölben uns Nebel
Zum bläulichen Dache!
Doch wie sich im Osten
Der Morgen erhoben,

Sind unsere Feste
Mit einmal zerstoben;
Der Reigen verstummt und die Stätte wird leer',
Wir necken hinfürder die Pilger nicht mehr!

Dritte Sylbe.

Unzertrennbar, wo ihr wallen
Möget, bin ich auch dabei:
Muß der Körper doch zerfallen,
Brach mein fester Bau entzwei!
Bald sind Reize meine Hülle,
Bald ist Häßlichkeit mein Kleid:
Wehe! wenn des Schicksals Wille
Mich mit mir im Bruch' entzweit!
Doch wie leicht zerschellt ich werde,
Wenn es dich zum Falle treibt, —
Bin's doch ich, was auf der Erde
Noch am längsten von dir bleibt! —

Das Ganze.

Aus einem kleinen Munde,
Den eine lange Nase
Beschattet, komm' ich her!
Zu leichten Kleinigkeiten
Verwenden mich die Menschen, —
Doch der, dem ich gehörte,
Ist riesig groß und schwer!
Dem Schnee gleich' ich an Weiße,
Dem Marmelstein an Härte,
Und doch werd' ich gelenk,
Und schmiege mich in Formen,
So niedlich, so geschaffen
Für zartes Fraungeschenk;
Bald küß' ich ihre Locken,
Bald schütz' ich ihre Finger
Vor scharfem Nadelstich;
Und schleiche, wie ihr wisset,
Durch tausend andre Dinge
In ihre Liebe mich!
Sogar die starken Männer,
Sind dem, wozu ich diene,
Nicht eben all zu feind!
Weil sich in mir die Stärke,
Weil sich in mir die Dauer
Mit heller Schönheit eint!

Auflösung des Räthsels in Nr. 30.

Zahnen.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Samstag den 10. Febr. Graf Benjowsky, Schauspiel in 5. Abthl. von Kotzebue. Ein vergebliches wenn gleich leichtes Bemühen dürfte es seyn, die Unwürde des genannten Stücks an's Licht zu ziehen. Solche Stücke, in denen, wie Schlegel sagt, die Lehre gilt, daß ein sogenanntes gutes Herz alle Fehltritte und Ausschweifungen wieder gut mache und daß man es mit der Tugend nicht so strenge nach Grundsätzen zu nehmen habe, werden noch lange zahlreiche Verehrer finden, besonders wenn es ihnen an Bühnenprunk und Effectstellen nicht mangelt. Selbst die Directionen, die bey besseren Dichtungen nur leere Bänke sehen, sind durch die Forderungen des Publikums entschuldigt, wenn sie solche Machwerke wieder hervorsuchen. — Die Vorstellung wurde mit einem Fleiß gegeben, der wohl einen würdigern Gegenstand verdient hätte. Hr. Fehringer spielte den Helden des Stücks. Die Rolle fällt in die Sinne und bedarf des Nachdenkens nicht. Benjowsky ist ein so vollendeter Heuchler, daß er dann am richtigsten dargestellt wird, wenn er durchgehends, selbst in den drohendsten Verlegenheiten, natürlich, unbefangen erscheint und überall die Farbe eines guten Gewissens zur Schau trägt. So gab ihn Hr. Fehringer, wobei ihm seine einnehmende Gestalt, sein angenehmes Organ und sene anständige Haltung sehr zu Statten kam; Eigenschaften, die seinen Beruf zur darstellenden Kunst bewähren. Eines Fehlers, oder besser, einer provinziellen Angewöhnung dieses jungen Künstlers gedenken wir hier, weil uns dieselbe in der Conversationssprache des heutigen Stücks oft unangenehm berührte. Er verwechselt häufig die Artikel dem und den; auch spricht er den Diphthong ü meistens wie i aus: z. B. Bicher statt Bücher, Grinde statt Gründe u. s. w. Diese unrichtige Aussprache wird dem Ohr des Hörers um so lästiger, je ausdrucksvoller, wohllautender sonst die Sprache des Hrn. Fehringer ist. Wir empfehlen ihm eine strengere Aufmerksamkeit auf sich selbst und er wird sich bald davon befreit haben! — Den rohen Sohn des tiefen Nordens, den wilden Stepanoff spielte Hr. Ludwig. Er gab ihn aus einem Guß. Nirgends in seiner Rede klang ein Herz vor, sondern nur die heftigste, nie zu bändigende Leidenschaft und so war es recht! Dem. Lindner lieh der manntollen Afanasia einen anziehendern Character als der ist, aus dem ihre strafbare Handlungsweise entspringt. Hr. Otto als Gouverneur war brav, und Hr. Weidner als Hettmann amusirte weidlich den lachlustigen Theil des Publikums. Den alten Crustief, ehedem eine schwer zu übersteigende Klippe für H. H—s, spielte Hr. Leißring mit gewohntem Fleiß.

Sonntag den 11. Die Schweitzerfamilie. Oper in 3 Abthl.

Dienstag den 13. Faust, eine romantische Oper in zwei Abthl. von J. C. Bernard, Musik von Spohr. Hr. Hauser, nunmehriges Mitglied unserer Bühne, hat die heutige Rolle des Faust wohl um deßwillen zu seinem ersten Wiederauftreten gewählt, um gleich von vorn herein die Zweifel zu zerstreuen, welche sich durch seine letzte Gastrolle verbreitet hatten. Nach seiner heutigen Leistung wollen wir es nur zu gerne glauben, daß Krankheitsumstände dessen frühere Darstellung des Faust begleiteten; die heutige war der schöpferische Guß des für ein schönes Wirken begeisterten Künstlers. Wenn wir dem Hrn. Hauser noch etwas bemerken dürften, so wäre es, die wahre sanfte Neigung zu Röschen mehr in Gegensatz zu der blinden Leidenschaft zu Kunigunden zu stellen. Letztere verträgt grelle Farben; es bedarf sogar derselben nothwendig, um wirksam zu erscheinen, während nur zarte Umrisse, sanfte Tinten und mollige Schattirungen die erstere bezeichnen können. Aus der Liebe zu Röschen blickt der gute freundliche Mensch; aus der Leidenschaft zu Kunigunden grinzt des Menschen schlimmerer Theil, dessen eigner Hang zu Sünden, oder wie derselbe hier personificirt erscheint, der Teufel. Schwer mag es freilich seyn diese Doppelgestalt in der einen räthselhaften Figur des Faust zu vereinen; den bedeutenden Kräften des Hrn. Hauser glauben wir jedoch das Ziel etwas weiter, wie gewöhnlich, stecken zu dürfen. Hr. Dobler (Mephistopheles) möchte in dieser Rolle nicht leicht übertroffen werden. Die sclavische Unterwürfigkeit, die höllische List und Verschlagenheit, welche ihr Opfer immer enger und enger umgarnt, diesen Hohn und das wahrhaft satanische Triumphgelächter, vereint Hr. Dobler zu einem grausenerregenden Bilde, ohne, was hier so leicht geschehen kann, an Carricatur zu streifen, oder das Ganze zu einer wirklichen Mißgeburt zu gestalten. Seine Leistung ist die Frucht poetischer Auffassung und hält sich vollkommen in den Schranken des ästhetisch Schönen. Hr. Rieser (Graf Hugo) schien noch nicht recht bei Stimme zu seyn; um so dankbarer ist es zu erkennen, daß derselbe der Aufführung der Oper kein Hinderniß in den Weg legte. Dem. Hauß (Kunigunde) sang heute, ohnerachtet eines deutlich zu hörenden Catarrhes, mit einer ungewöhnlichen Kraft und Ausdauer; hier und da herrschte jedoch einige Unsicherheit, welche in der Hochzeitscene beinahe Verwirrung angerichtet hätte. Mit Lieblosigkeit hier unsere brave Sängerin, welche gegenwärtig auf unsrer Bühne alles leistet, tadeln zu wollen, würde ungerecht genannt werden müssen; wenn wir uns einen Tadel erlauben, so ist es der, daß Dem. Hauß mit Rollen zu sehr in Anspruch genommen wird, woraus nothwendiger Weise Unsicherheit folgen muß, ja wohl am Ende noch weit schlimmeres herbeigeführt werden kann. Hr. Hill (Gulf) recht brav, für den Regisseur aber eine etwas starke Anstrengung. Die Gefährten Fausts befriedigen vollkommen; nur Hr. Leißring, wir wiederholen es nochmals, paßt nicht mehr für die ihm zugedachte Rolle. Wir sehen zwar recht gut ein, daß es schwer halten mag, die vielen Männerrollen, welche gewöhnlichen Choristen nicht anvertraut werden können, genügend zu besetzen; indessen erachten wir es doch für besser, eine Rolle mit einigen Abänderungen der nur theilweise vorkommenden hohen Stellen, als dieselbe gänzlich störend, zu hören. Dem. Noisten d. Ael. (Röschen) sang heute auf eine Weise, daß hier ausgesprochenes Lob uns selbsten zu wenigem Lobe gereichen möchte. Darum wollen wir lieber schweigen und derselben rathen, es ein andresmal besser zu machen. Hr. Tourny (Franz) hier und da etwas, jedoch nicht auffallend, unsicher, sonst recht gut. — Heute waren einige neue, im Raugrafen zum erstenmale aufgestellte Decorationen für Faust in die Scene gesetzt worden; auch hatte man die gänzlich unpassende des letzten Finals mit einem geeigneten Rittersaale vertauscht. Es ist demnach mit Recht zu hoffen, daß endlich das gute Cassenstück, welches heute wieder das Theater füllte, einer umfassenden Aufmerksamkeit gewürdigt, das Aeussere desselben mit mehr Sorgfalt behandelt und so einmal der ungestörte Genuß einer so herrlichen Schöpfung erzielt werde.

Mitwoch den 14. Die falsche Catalani. Posse mit Gesang in 2 Abthl.

Donnerstag den 15. Das Nachtlager in Granada. Drama in 2 Abthl. von Fried. Kind. Hierauf: Die eheliche Probe. Lustsp. in 1 Aufz. Zum Beschluß: Nein! Lustsp in 1 Aufz. von Barnekow.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 20. Febr. Das weiße Fräulein, Oper.

Mittwoch den 21. Die Hagestolzen, Lustspiel in 2 Aufz. Hierauf: der Caliph von Bagdad, Oper in 1 Aufz.

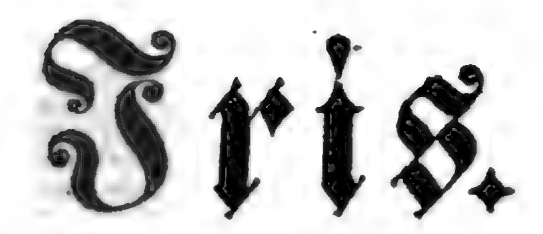
Donnerstag den 22. Der Verräther, Lustspiel in 1 Aufz. Hierauf: Trau, schau, wem? Lustspiel in 1 Aufz. Zum Beschluß: Die Mäntel, Lstsp. in 1 Aufz.

Samstag den 24. Die falsche Catalani, Posse mit Gesang in 2 Abthl.

Sonntag den 25. Graf Benjowsky, Schauspiel in 5 Aufz.

Montag den 26. (Zum Vortheil des Pensionsfonds) Camilla, Oper.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.
Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 36. Dienstag, 20. Februar 1827.

Die Sterne.

(Fixsterne — Wandelsterne — Irrsterne.)

Götter, Engel — groß und kleine, —
Selber Teufel kann man sehn.
Heb' das Auge nur gen Himmel,
Wo sie auf- und niedergehn.

Sterne, die als Sonnen strahlen,
Dunkeln Körpern Licht verleihn,
Die des Himmels Decke malen
Golden und mit Silberschein,
Die den Blumen Farben geben,
Und den Regenbogen ziehn,
Die den Saft der gold'nen Reben
Mit des Feuers Kraft durchglühn, —
Götter nenn' ich solche Sterne:
Leben schenken sie und Licht,
Senden gnädig aus der Ferne,
Was der armen Näh' gebricht.

Um der Götter goldne Throne
Ist der Engel Schaar gestellt,
Die zum königlichen Lohne
Glanz vom höhren Glanz erhält.
Sie umkreisen als Planeten
In der vorgemeßnen Bahn
Ihrer Sonnen Majestäten,
Licht und Leben zu empfahn.

Sie sind arme Staatstrabanten,
Kleiden sich von ihrem Herrn
Sammt den kleinen Anverwandten:
Folgen d'rum dem Gott sehr gern.

Sterne, die nach Art der Buben
Zügellos, mit wildem Sinn,
Losgelassen aus den Stuben,
Frei durch alle Straßen ziehn,
Hier die alten Weiber schrecken
Mit dem feur'gen Kürbiskopf,
Dort aus Schlaf und Ruhe wecken
Manchen abgeschwärmten Tropf, —
Teufel sind sie wohl zu taufen
Trotz dem weißen Lichtesglanz:
Sind die Hörner abgelaufen,
Deutlich sieht man noch den Schwanz.

W. Sauerwein.

Das Geheimniß.

(Fortsetzung)

Eifersucht.

Meine angebetete Nina! deklamirte einst der Referendar, der wieder einmal aus der Residenz gekleppert kam: ich kann Ihnen nicht länger bergen, daß ich eine gewisse Unzufriedenheit hege, die doch einzig und allein ihren Grund in meiner unsäglichen Liebe zu Ihnen hat. — Reden Sie, guter Reimar! entgegnete Ninette überrascht

und sah ihm verwundert in die Augen. — Ich bin auf gutem Wege, ein böser, nämlich ein eifersüchtiger Reimar zu werden! — Ei, warum nicht gar! Wie so? Wer kann Ihre Eifersucht rege machen? Ich kenne ja beinahe keinen Mann, Sie und den Vater ausgenommen. — Da steckt eben der verwünschte Haken! Darum eben schelte ich mich selbst einen Thoren, daß ich eifersüchtig bin. Hätte ich einen Mann vor mir — Donner und Wetter! Ich habe auf der Akademie nicht umsonst den Schläger geführt — aber mit einem Frauenzimmer duellirt man sich nicht. — Ninette lachte hell auf. Der Referendar fuhr aber mit Eifer fort: Ja; ja, es ist mein völliger Ernst: ich bin jalour auf eine Dame, auf Claudinen mit einem Wort! — Lieber Freund! Sie sind nicht wohl gescheidt. — Mag seyn; ich bin aber nicht minder aufgebracht. Von Tag zu Tag sehe ich es mehr ein, daß ich nur die zweite Person in Ihrem Herzen bin; Claudine die erste. Wann sie kommt, stellt man mich in einen Winkel, wie einen Regenschirm bei schönem Wetter. Wann Sie spricht, horchen Sie zu, wie einem Orakel. Wann sie lacht, lachen Sie auch, und wenn ich vor Langeweile vergehen sollte. Ist Mademoiselle Ninette zu Hause? frage ich oft, und meistens höre ich: Um Vergebung, sie ist bei Dem. Goldammer zum Besuch. — Werden wir denn heute allein seyn? erkundige ich mich oft, und meistens antworten Sie: Allerdings, mein Guter, wenn meine Freundin nicht kommt. Gehen wir spazieren, so muß ich entweder voranziehen wie die Wolke vor den Kindern Israel in der Wüste, oder den Nachtrab machen wie Pudel oder Lakai; denn Sie und Claudine haben sich immer in die Ohren zu zischeln, und zu flistern, und zu kichern, und zu hätscheln, daß man vergehen möchte. Ein Glück, wenn noch der Pinsel von Apotheker mit von der Parthie ist. Da sind wir doch der Narren ein Paar, und ein Mißgeschick, das man vereinigt trägt — Ist nicht halb so fatal; fiel Ninette gähnend ein: Liebster Freund, Sie machen mir jetzt beinahe Langeweile. Ihre Akten mögen Ihnen recht geläufig seyn; aber auf die Herzen der Frauen verstehen Sie sich nicht; sonst wüßten Sie schon längst, daß diese Claudine — Diese verwünschte Claudine! schalt Reimar: Mir läuft die Galle bei diesem Namen über. Wie um's Himmelswillen kam es, daß Sie mit dieser Person zusammen geriethen? Ich weiß es ja noch recht gut, wie sehr Sie sich nicht leiden konnten. Welcher Dämon hat denn auf einmal die widerstrebenden Pole zusammengehert? — Sie lassen mich ja nicht ausreden; sprach Ninette: sonst wüßten Sie schon längst, sagte ich, daß diese Claudine weder mir noch Ihnen gefährlich seyn kann; daß sie mir nicht weniger zuwider ist, als am Tage unsrer Confirmation, wo sie das schöne Kleid anhatte, das mich zur Verzweiflung brachte, und den Vortritt vor mir erzwang, weil ihr Vater bei Hofe erscheinen durfte und der meinige nicht; daß ich die unglücklichste Person von der Welt bin, wenn ich ihre Liebkosungen und Vertraulichkeiten erwiedre; daß — — Mit einem unwilligen Seufzer schwieg Ninette, die, wie man zu sagen pflegt, so recht in den Zug gekommen wäre. — Ich falle aus den Wolken! rief der Referendar: Sagen Sie aber wenigstens, meine Beste, was in aller Welt Sie zu dieser gehässigen Selbstüberwindung und Selbstqualung bewegen kann. — Das, mein schöner Herr! erwiederte Ninette mit einem leichten Knix, — das ist mein Geheimniß!

Freundliche Besorgniß.

Das lustige Trarah eines Posthorns erschallte, — alle Köpfe Frischlingens fuhren an die Fenster und gafften. Ein hübscher Reisewagen rollte durch die Hauptstraße und hielt vor Goldammers Hause. Claudine hatte nur einen Blick durch die Scheiben geworfen und in der aus dem Wagen springenden Dame eine Jugendfreundin, die hübsche Louise Fürstenau, erkannt, die seit mehreren Jahren in der Residenz gewesen war und nun zurückkam, um einer reichen Tante in Verwaltung ihrer unsern von Frischlingen gelegenen Güter beizustehen. Die Jugendgefährtinnen flogen sich in die Arme. Noch ehe ich zur ehrwürdigen Tante komme, mußte ich dich begrüßen; rief Louise. Mein Gott! Mädchen! wie groß und hübsch bist du geworden! Ich sehe wohl, daß der Ruf nicht zu viel von dir berichtete. — Claudine, geschmeichelt von dem verbindlichen Complimente, empfing Louisen mit ausgezeichneter Hingebung, zog sie auf die Ottomane, und bald waren die Mädchen in ein Geplauder gerathen, wie es im Munde einer achtzehnjährigen Kleinstädterin und einer wenig ältern Residenzbewohnerin vorzukommen pflegt. Louise war unerschöpflich in ihren Erzählungen, Claudine unermüdet im Zuhören. Als nun aber endlich das Capitel der Mode und schönen Welt oberflächlich abgehandelt worden war, sprach Louise schalthaft: Um nicht eins in's andre zu reden, mein schönes Claudinchen, so empfange meinen feierlichen aber recht herzlich gemeinten Glückwunsch zu deiner nahen Vermählung. Läugne nur nicht, mein Liebchen. Wir in der Residenz wissen sehr wohl, was hier vorgeht. Lavendel, der Rhabarbermann, wird dich heimführen. Nicht so? — Claudinchen spielte einige Augenblicke lang die Ueberraschte, dann die Verneinende, dann die Zugebende und endlich versicherte sie der Gespielin mit einem sonderbaren Seufzer: es werde am Ende wohl in der That etwas aus der Heirath mit dem Apotheker werden. — Louise überhörte den Seufzer, und dankte ihr für die Anhänglichkeit, die sie durch ihr offnes Geständniß gegen sie verrathen habe. Das gefällt mir, sprach sie: gegen Freunde keinen Hehl. Ich sehe doch, daß du noch die Alte bist und daß Zollschreibers Sabine, die ich vor dem Thore sprach, nicht so ganz Recht hatte, da sie behauptete, du seyst plötzlich so großthuig geworden, hättest all deine Freundinnen von ehedem aufgegeben, um mit deiner ärgsten Widersacherin Brüderschaft zu machen. — Claudine seufzte noch einmal und sah schweigend vor sich hin. — Ist es denn also doch wahr? fragte Louise dringend: Dein Schweigen läßt mich's vermuthen. Was

ist denn da vorgegangen? Sabinen glaubte ich nicht; auch nicht dem Referendar Reimar, der mir in der Residenz einigemal von dir und Gundlings Ninette erzählte.— Hat er? fragte Claudine plötzlich entgegen: hat er von mir erzählt? von mir? was denn? ach, rede. — Ei, antwortete Louise: daß ihr beide so innige Freundinnen seyd; daß er um Ninetten's Hand werbe — Nun ja freilich; versetzte Claudine verdüstert: Alte Geschichten. Was sagte er ferner? — Du weißt, plauderte Louise, daß der Referendar ein hübscher galanter junger Mann ist, dem man recht gerne zuhören mag, denn er spricht so sanft, so weich, so zierlich — Das ist völlig wahr; stimmte Claudine mit ein: Hast du das auch gefunden?— Wie sollte ich nicht? lächelte Louise: Wir sprachen uns öfters auf den Harmoniebällen, in dem Lustgarten — So? warf Claudine kurz dazwischen. — Und so geschah es denn oft, fuhr die Fürstenau fort: daß auf dich die Rede kam. Ich darf dir versichern, daß er große Stücke auf dich hält, und daß, wenn nicht Ninette wäre — Claudine hielt ihr den Mund zu, mit jener Miene, die zu sagen scheint: Fahre nur fort und ohne Scheu. — Er behauptet, hieß es drüben ferner, daß du das artigste Frauenzimmer von der Welt bist und daß es fast eine Sünde sey, wenn der steife Lavendel — Claudine stand hier verdrüßlich auf. Louise schwieg und folgte ihrem Beispiel, wie ihre Blicke der Freundin, die an's Fenster trat. Ninette stand an dem gegenüber gelegenen und warf Kußhändchen herüber, die Claudine auch pünktlich erwiederte. Louise schlug, als Ninette hinter ihren Vorhängen verschwunden war, die Hände über dem Kopf zusammen. Nun wahrlich, ein Wunder ist geschehen! rief sie: Die Todtfeindinnen lieben sich wie Schwestern. Mädchen! erzähle geschwind. Wie kam dieses Mirakel? — Ach! seufzte Claudine und wendete sich ab. Louise ließ aber nicht nach. Wenn ich mich noch entsinne, sprach sie, wie weit eure Abneigung ging, so kommt mir's unglaublich vor. Bist du denn nicht mehr dieselbe Claudine, die es theuer verschworen hatte, der albernen Ninette ein Wort zu gönnen in ihrem Leben, ausgenommen ein böses? Ist denn Ninette nicht mehr dieselbe, die dir immer in's Gesicht lachte, so oft sie an dir vorüberging? Dieselbe, die einmal ein Fabelchen unter dem Titel: „Die hochmüthige Claudine" verfaßte und circuliren ließ; ein Pasquill in niedlichster Form? — Ach freilich sind wir's beide noch, versetzte Claudine ärgerlich: Du darfst mir auch glauben, daß es mir das Herz abdrückt, wenn ich der Abscheulichen einen Kuß gebe, wär's auch nur ein über die Straße gesandter, aber — Sie stockte. Aber? fragte die betroffne Louise. — Ach! ich bin zu beklagen! seufzte Claudinchen in grollenden Erinnerungen befangen. — Vertraue dich mir, ermahnte Louise. Welch ein Schicksal kann dich zwingen, der Feindin Liebe zu heucheln? — Das ist ja eben das fatale Geheimniß! antwortete Claudine, ärgerlich mit dem Füßchen stampfend; und Louisens fernere Fragen waren umsonst.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken über deutsche Bühnenkunst und Bühnenkünstler.

Etwas über die Schauspieler neuster Zeit und das Verhältniß, in welchem sie zu dem Publicum stehen.

(Schluß)

Der Hause — er besteht nicht blos aus gemeinen Leuten — hat sich seit den frühesten Zeiten daran gewöhnt, diejenigen Künstler, deren Verrichtung keine auffallende Einwirkung in das bürgerliche Leben gezeigt, mit einer gewissen Geringschätzung anzusehen. Er begriff nicht, wozu eigentlich ein Mahler, ein Musiker, ein Dichter auf der Welt sei. Er — der Hause — begreift es heut zu Tage noch nicht. Der kultivirtere Hause hat nur gelernt, solche Leute zu seinem Spaß, zur Ausfüllung müßiger Stunden zu benutzen; — der unkultivirte Hause schilt noch heute durch die Bank die Mahler lose Waare, die Tonkünstler eitle Tröpfe, weil sie nicht einmal mehr alle zum Tanz spielen wollen, — die Dichter kurz und gut verrückt. Um wie viel geringer muß nicht des Haufens Idee von den Schauspielern seyn, weil sie ihre Individualität für Geld zur Schau stellen, und folglich — nach seiner Meinung mit Seiltänzern, Gauklern und Springern in eine Klasse zu werfen sind. Es war von jeher nicht anders. Roscius mit 20,000 Thlr. Gehalt ging mit römischen Rittern Arm in Arm; — der Schuhflicker ärgerte sich darüber. Die größten Künstler der französischen Bühne speisten an des Königs Tafel, genossen den Umgang der Gebildeten, und man versagte ihnen das ehrliche Begräbniß. Und diese Nichtachtung ist in ihrem Grundwesen bis auf die neuste Zeit vererbt worden. Dramatische Künstler haben Orden erhalten, und das Volk hat es sehr mißbilligt. Sie haben sich einen gewissen Wohlstand erworben, und man hat dieses nicht in der Ordnung gefunden; man hat sie in große Zirkel geladen, aber gewöhnlich nur, um sich an ihrer Kunst zu ergötzen, nicht ihres moralischen Werthes halber. Man gesteht ihnen manche Rechte zu, und auf der andern Seite möchte man ihnen alle rauben. Man halte es nicht für einen Achtungsbeweis, wenn ein geschickter Künstler in einer Prachtrolle stürmisch aufgenommen, gerufen und gefeiert wird. Ist das Schauspiel zu Ende, bekümmert sich kein Mensch um ihn, und gewisse Leute, die sich zu seinem Beifall die Hände wund klatschten, würden sehr verlegen sein, müßten sie ihn in ihrer Theegesellschaft empfangen. Der übertriebene Enthusiasmus, mit dem man Künstlern — besonders Künstlerinnen — Serenaden bringt, ihnen die Pferde vom Wagen spannt, um sie mit eigner Kraft nach Hause zu ziehen, beweißt vollends nichts, denn das Volk liebt den Spektakel, ergreift begierig jeden Anlaß hiezu, und die ärgsten Vivatschreier, die bereitwilligsten Pferdevertreter begreifen hinterher selbst nicht, warum sie ihr Lebehoch geschrien haben, und warum es überhaupt einem „Komödianten" erlaubt wird, mit Kutsche

und Pferde zu fahren. — Was ist aber wohl die Ursache, die so viele in der That Gebildete abhält, den Umgang mit Schauspielern zu pflegen, da doch unläugbar seit zwanzig Jahren die Moralität des Standes sehr gewonnen hat? Nach unsrer Ansicht trägt hieran Schuld die Flachheit oder üble Vielseitigkeit des Characters mancher Künstler, die, gezwungen, den Proteus auf der Bühne zu machen, unwillkührlich ein solcher im Privatleben werden, wie der Richter seine Amts-, der Soldat seine martialische Miene annimmt durch die Gewohnheit. Wer sich aber geschmeidig in jede Form schmiegt, gewinnt den Schein der Unzuverlässigkeit; man läßt ihn fallen. Andere — besonders Komiker — suchen oft durch ihren, manchmal trivialen, Witz auch in guter Gesellschaft den Spaßmacher zu spielen. Sie ergötzen dadurch für den Augenblick; manchmal verletzen sie, — und in diesem oder jenem Fall kömmt kein Anschließen zu Stande. Man fürchtet, die Witzbolde familiär zu machen, von ihnen in andern Zirkeln bewitzelt zu werden, wo nicht gar sich einmal selbst von ihnen auf die Bühne gebracht zu sehen. Manche machen sich unleidlich durch den Mangel an gesellschaftlicher Bildung, die sich nicht erlangt, besucht man nicht gute Gesellschaft; andre stoßen zurück durch den Mangel an Kopfbildung: sprechen nicht einmal rein deutsch, und wissen von nichts anderm zu reden, als von ihrem Acker und Pflug, — dem Theater. Der wissenschaftlich und künstlerisch gebildete Schauspieler endlich, der Mann von Kenntnissen, Gemüth und Redlichkeit, kennt all' die Vorurtheile, die man gegen seinen Stand hegt, zieht sich, Unannehmlichkeiten zu vermeiden, zurück, läßt die Leute reden was sie wollen, und lebt nur seiner Kunst. Dies alles zusammengenommen, bringt keine Annäherung zu Stande. Es ist die Sache der Regierung einen Kunststand zu begründen, der nicht weniger ehrlichen Erwerb darbietet, als jeder andre, und noch überdies, auf solide Bühnen beschränkt, viele Menschen beschäftigt, das Geld nicht in ferne Länder schleppt. Ist des Künstlers Existenz gesichert, ist ihm eine ehrenhafte Stellung angewiesen, sieht er seinen Stand rein von unberufenen Pfuschern und Eindringlichen — nur bevölkert von Kunstfähigen und als solche Autorisirten, dann wird er mit Ruhe und Kraft würken können; dann mag Rossini trommeln und schellen wie er will; die dramatische Kunst wird bestehen können, viele Verehrer und Unterstützer finden, und sicherlich guter Dichter sich erfreuen dürfen. Wie mancher unter der großen deutschen Nation wäre nicht im Stande, unsre komische, unsre tragische Muse neu zu beleben, hielte ihn nicht der Gedanke an den bösen Zustand unsrer Bühnen davon zurück? Wer aber mag sein Werk von oben verfehlt, von unten natürlich nicht gewürdigt sehen? Das Theater ist nicht dazu da, Moral zu predigen: das ist die Pflicht andrer Stände; es ist nicht dazu da, Possen zu reißen und Karikaturen darzustellen; dazu gehört eine andre Bühne, bei welcher Hanswurst gar nicht verwerflich wäre. Es sei ein treuer Spiegel der Vorzeit und der Gegenwart, es stelle uns das Leben dar in veredelter Natur. Es sey endlich der Ort, wo das Bindemittel der Nation, die Sprache, rein und unversehrt bewahrt werde, wo man reden lerne in der höchsten Vollendung, und das Beispiel edler anständiger Sitte. So nur kann und wird das Schauspiel nützen, um eine eigentliche Nationalbühne entstehen, die bis jetzt nur auf dem Papiere steht, in der Wirklichkeit aber ein frommer Wunsch geblieben ist.

P.

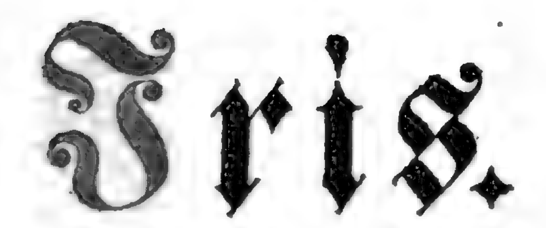
Mancherlei.

Mandschu-Purismus. Der vorletzte chinesische Kaiser Kien-long fand es nicht gut, daß man eine gar zu große Menge chinesischer Wörter in der Mandschu-Sprache gebrauche, und ließ daher neue Wörter aus Wurzeln der letzteren bilden, um eine Menge Begriffe auszudrücken, welche die Mandschus selbst ihrer niederen Bildungsstufe halber nicht hatten. Diese Arbeit ward durch einen Verein von den sprachgelehrtesten Mandschus, die er zu diesem Behufe aus der Mandschurei verschrieb, ausgeführt. Der Verein gab im Jahr 1777 ein mandschu-chinesisches Wörterbuch heraus, worin man 5000 neue Wörter findet. Jeder, welcher eine öffentliche Anstellung hat, muß sich darnach in seinen Schriften richten, und auf den Gebrauch der sonst gebräuchlichen chinesischen Wörter ist als Strafe — körperliche Züchtigung gesetzt.

Zwei Wortspiele. Zu den besten Komikern des Theaters de Madame in Paris gehört Legrand, welcher der Liebling der Lachlustigen ist und der Casse bedeutende Einnahmen verschafft; wenn sein Name auf dem Anschlagzettel steht, so ist das Haus immer gedrängt voll. Im höchsten Grade belustigend ist er in dem Vaudeville: Le sourd; da gibt er unter andern seinem künftigen Schwiegervater, mit dem er so recht behaglich und traulich Karte spielt, einige hübsche Calembourgs auf. Die erste Frage ist: quelle est la ville où l'on a le plus de poissons? Der Schwiegerpapa geräth in ein Labyrinth von Antworten, nennt alle Seestädte Europens und trifft nicht; und Legrand entgegnet: c'est Jérusalem, parceque ses murailles sont detruites (des truites). Legrand schreitet nun zu einer zweiten Frage, die eben so possierlich ist: quelle est la chose qui fait le plus de tort aux marchands de tabac? auch da schießt sein Spielgenosse fehl und Legrand belehrt ihn, indem er triumphirend ausruft: la descente d'Enée (des nez) aux enfers!

Alfrd.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 37. Mittwoch, 21. Februar 1827.

Kleine Controverspredigten von LL.

Dritte Predigt.

Liebe Iris, holde Zuhörerin, es ist gut, sogar sehr gut, wenn man zuweilen mit sich selber ins Gericht geht, und sich eine Buß- und Strafpredigt hält; auch dir kann es nicht schaden, frage das Publikum. Da du aber aus einigen dir und allen wohlbekannten Gründen, besonders weil du weder Hand noch Fuß hast, dir keinen Spiegel vorhalten kannst, so will ich es thun, und will dich, wo du auf unrechtem Wege befunden wirst, gelinde ausschelten. Glaube mir, es kommt mir hart an, gegen dich zu reden, und ich kann es auch nur in der Erwartung, daß es doch nichts hilft. Warum ich es eigentlich thue, weiß ich wirklich selbst nicht, oder so wenig, wie ich überhaupt weiß, warum ich etwas thue oder nicht thue, worin wir aber, wenn ich nicht sehr irre, trefflich sympathisiren, weshalb ich mich auch nicht weiter entschuldigen will. Darum zur Sache. Du scheinst mir, meine Theuerste, um glimpflich zu reden, mitunter dein Wesen etwas zu vergessen, und statt blos eingebildet zu bleiben, als Mondregenbogen der Phantasie, dich zuweilen aus Mangel an Phantasie in die Wirklichkeit zu drängen. Du könntest zwar hierauf mit einem Schein philosophischer Betrachtung erwiedern, daß Scheidung der Einbildung und Wirklichkeit von uns Sterblichen zu weit getrieben wird, und daß am Ende alles was Form hat (dir liebe Iris fehlt es sehr daran) blos Einbildung und Traum der ewiggährenden Natur sei, die gespenstig tausendfach auf und ab mit ihren Kräften schießt und strudelt, und sich in wunderlich regenden und starrenden Figuren und Krystallen ansetzt und wieder zerrinnt. Doch, meine Liebe, wir verhalten uns immer wenigstens zu dir, der Leser giebt mir gewiß Recht oder Unrecht, wie gebackener Wind zum wirklichen. Darum bleibe in deiner Sphäre und laß als Kind der Phantasie in Zukunft die Geistessonne in deinen Blättern immer nur in einen Regen aromatischer Essenzen scheinen und den farbigen Bogen bauen, auf dessen zitternden Nebelstufen goldne Traumengel auf und ab schweben. Das gemeine Wasser aber überlasse der wirklichen Iris und deinen Schwestern und Halbschwestern, die, zahlreicher als die Danaiden, nicht mit Sieben, sondern vollen Eimern arbeiten, ohne Deutschland zu überschwemmen, weil das unverwüstliche Löschpapier unserer Literatur alles aufleckt und doch dabei trocken bleibt. Du hast, liebe Iris, viel in Prosa und Versen gesündigt; die Zahl deiner Blätter ist mir nicht bekannt, drum kann ich keine genaue Angabe machen; laß mich dir zuerst einige Worte über deine Poesie sagen. Du hast Gedichte aufgenommen, die du bloß dadurch kenntlich machen konntest, daß du ihnen einen Zettel in den Mund stecktest mit der Aufschrift: Gedicht; wie ehedem wohlmeinende Mahler mit ihren Figuren es machten. Doch von diesen will ich nicht weiter reden, weil man von Todten nur gutes reden soll, und ich mich vor Lügen scheue. Lieber berühre ich eines der hübschesten Gedichte, welches du der Menschheit vorgesetzt hast, nämlich das Lied vom Kusse. (S. Nr. 11.) Ich nenne es hauptsächlich darum hübsch, weil es von dem schönsten Gegenstand handelt, denn es giebt Dinge, die man nur zu nennen braucht, um die Phantasie aufzuregen und süße Gefühle zu erwecken, was Uhland so schön bezeichnet in dem Liedchen:

> Sonnenregen, linde Luft,
> Saatengrün, Veilchenduft,
> Lerchenwirbel, Amselschlag,
> Wenn ich solche Namen singe,
> Braucht es da noch großer Dinge
> Dich zu preisen Frühlingstag.

In allen Herzen, wie sehr auch das Leben sie umsponnen und eingepuppt, schlummert die Sehnsucht und ewige Liebe dunkel fort, und du darfst nur einen ihrer Glücksträume nennen, so wird sie thätig im magnetischen Hellschlafe und blickt in seeliger Wehmuth in das sonnige Land des ewigen Frühlings. Dies ist so mächtig und stark, daß es selbst dem kalten affectirten Schwätzer mit einigen dieser Worte, die er in seinen Jargon flickt, und wäre dieser auch voll falscher Bilder, gelingt, schwache Naturen aufzureizen. Sprich von himmlischer Liebe, von Wehmuth, vom Jenseits, vom Grabesschauer und ähnlichem, und wärst du auch nur eine menschliche Klapperschlange, jonglirend auf dem Bausteine, den der Herr verworfen, zitternd von seltsamer Angst kommen die Schwachen dir näher und näher, bis sie dir in den Rachen laufen. Besonders leicht sind zarte Frauenseelen zu befangen mit Klingen und Flimmern, ihr Herz hüpft jedem Schalle und ihr Geist wird von jedem schottischen Plaid bunter Redensarten bezaubert. Doch ich schelte dies nicht, denn der Frauen Schwachheit ist ihr höchster Reiz und sie lieben auch in uns nur unsere Schwachheiten. Doch was wollte ich denn eigentlich sagen? ja es fällt mir wieder ein, es gibt nämlich Dinge, die man nur zu nennen braucht, um bei dem Hörer oder Leser schon einen Stein im Brett zu haben, dahin rechne ich, ohne Widerspruch zu befürchten, die Wörter Kuß und Frauenmund. Ich wenigstens will für meinen Theil nicht verhelen, daß höre ich von diesem Munde reden, mir ein seltsames Rieseln durch alle Nerven rinnt, komme ich aber gar in seine Nähe, er ein Magnet für mich ist, der alles Eisen aus meinem Lebensschifflein zieht, so daß ich nicht selten schweren Schiffbruch leide in den Spiegelfluthen eines seligen Rausches, und so wird es wohl Allen gehen, deren Nachen nicht mit hölzernen Pflöcken zusammengefugt ist. So leicht demnach nun jener Verfasser es hatte uns zu entzücken, so hat er sich doch nicht einmal die Mühe genommen, alle Ausdrücke passend zu wählen, sondern sich einigemal vom Reim bestimmen lassen. Es geht zwar oft unsern Poeten mit dem Reim, wie Cicero von einem Männlein mit großem Degen sagte, der Degen geht mit ihm herum, der Reim geht mit ihnen herum und manchmal arg um. Daher liest man in vielen Reimereien sinnlose abgeschmackte Dinge, völlig falsche Bilder, die mehr als alles andere beweisen, daß den Verfassern innere Anschauung und Phantasie fehlt. Beispiele, die bis auf eins aus unsern literärischen Tageblättern genommen sind, mögen dies erläutern. (Ich will, liebe Iris, erst andre tadeln, ehe ich an dich komme, weil du dich dann vielleicht weniger gekränkt fühlst.) Krug von Nidda sagt:

Den jüngsten seiner Tag' enthüllt,
Der der Parze Rad entquillt.

Das Rad der Parze spinnt die Tage, wie aber, frage ich, quellen sie daraus? Dies erläutere mir geneigter Leser, wenn du kannst; du kannst es aber nicht, das weiß ich. Chalys sagt:

Es hofft die Erde junges Grün,
Der Himmel heitres Blau.

Seit wann hat der Himmel selbst auf Blau gehofft, der ja als blau über den Wolken gedacht wird, und, mag er auch umhüllt seyn, unsrer Phantasie immer als blauer Raum erscheint. Theodor Hell reimt von und auf Caroline Kuhn:

Daß ihm leicht die harte Bürde
Und des Kummers bittre Zähre
Zu der Freude Lächeln würde,
Opferte dies Herz sich ganz,
Und flocht so die volle Aehre
In Bedürft'ger Dornenkranz.

Großer Abendzeitungsgeist, wie können Aehren in Dornen geflochten dem Haupte wohl thun? Den stechenden Schmerz der Leidenskrone kühlen und lindern Aehren mit ihren Hacheln nicht, und die Phantasie erhält mit diesen Worten kein schönes und passendes Bild, sondern es ist zusammengeflickte Reimerei, um das gewöhnliche Bild des Wundenbalsams zu umgehen. Uranio dichtert im Trost beim Scheiden auf folgende drollige Art:

Bedeckt auch der Winter mit Schnee und mit Eis
Die Flur und den wogenden Strom,
So wölbt sich im Busen noch einmal so heiß
Der Sehnsucht gewaltiger Dom.

Eichendorf wollte einmal ein Münster aus Gefühlen bauen, hat's aber nicht gethan, und das Holz ist liegen geblieben, doch von einem gewaltigen heißen Dome der Sehnsucht im Busen, einem wahren feurigen Ofen oder Phalarisochsen für den gesunden Menschenverstand, kann nur die abgeschmackteste Fadheit reden. Ein Herr Cirkel dichtet eine Frühlingsnähe und sagt:

In der Natur entkeimt neues Leben
Ringsum; hier in den schönen Blüthenkelchen,
Dort im Schoos des blühenden Mädchens; Alles
Leben und Liebe.

O du grundguter naiver ehrlicher Cirkel, ich will gerne glauben, daß das neue keimende Leben im Schoos des blühenden Mädchens nicht deinem bösen Willen, sondern bloß einem poetischen Fauxpas zuzuschreiben ist. In einem Büchlein, betitelt: Volkstracht und Mode, liest man:

Nicht Beifall suchend wurden sie (die Blumen) gestaltet

Wer gestaltet natürliche Blumen? etwa der Mensch? So weit meine Kenntnisse reichen, werden seidene Blumen von Menschen gestaltet, die natürlichen aber wachsen. Ebendaselbst liest man:

Rein und treu und ewig ist das Gold.

Wer kann dem Golde Treue nachrühmen und ist seine Ewigkeit länger als die des Silbers u. s. w.? Als eb-

les Metall dient Gold zu Vergleichen und bezeichnet dann immer einen sehr hohen Grad der für den jedesmalligen Fall passenden Eigenschaft. In den angeführten Worten aber ist, was bildlich seyn sollte, sachlich und dadurch unpassend geworden. So könnte ich noch lange fortfahren, doch mag das Angeführte hinreichen, zu zeigen, wie unsere Reimereien voll armseligen Wortgeklingels sind, und daß bei mangelndem Geiste nicht einmal die Darstellung auch nur einigermaßen sorgfältig ist. Selbst bei richtig durchgeführten Bildern bemerkt man in diesen Dichtereien oft den Mangel richtiger Anschauung. Als Beispiel diene folgende Stelle eines Gedichts auf den 77sten Geburtstag des Königs von Sachsen:

Er steht noch fest, wie eine Königseiche,
Stolz ragt sie vor im großen Fürstenhain,
Und schließt durch ihre immer grünen Zweige
Der Sachsen Fluren Segen träufelnd ein,
Damit sie wohl gedeihend sich verschönen
Und immer neu die Schirmende bekrönen.

Die Eiche giebt ein bestimmtes Bild und ein Königreich nicht größer, als so weit ihre Aeste reichen, ist gewiß kein beneidenswerthes Gut, zumal da die Fluren, die sie beschattet, nicht fruchtbar seyn können, so weit mir diese Dinge bekannt sind. So verkleinert dies Bild, statt zu vergrößern oder wenigstens angemessen zu seyn. Derlei Abgeschmacktheiten sind um so unangenehmer, als sie in Gedichten vorkommen, die sonst keinen Ersatz bieten. Denn wenn Graf Platen in der verhängnißvollen Gabel sagt:

Wer Dichter ist in seiner Seele Tiefen,
Der fühlt von Lorbern seine Schläfe triefen

so übersieht jeder Billige gern den unpassenden Ausdruck, entschädigt durch viele passende. Um nun zu dir zurückzukehren, liebe Iris, so sage mir, wie konntest du in jenem Liede den Kuß die Frühlingswende der Liebe und den Veilchengruß der Bienen nennen? Wenn es dir gelingt diese Ausdrücke als vollkommen passend und anschauliche Bilder gebend zu erörtern, so will ich dich höchlich loben, wo nicht, noch mehr. Die Liebe ist der Lenz des Lebens, und dies hat dich irre geführt. Die matten und gewiß sehr bestreitbaren Worte in jenem Liede, wo du sagst, man kenne die Jungfrau am Kranze, will ich übergehen, obgleich du den Reim anze mit Sätzen von größerer Wahrhaftigkeit hättest durchführen können. Z. B. man kennt:

Den Fuchs an seinem Schwanze,
An dem Geruch die Wanze,
Ublanen an der Lanze,
Den Bären an dem Tanze,
Am Duft die Pomeranze,
Am Halben schon das Ganze u. s. w.

Ein wahres Gedicht muß ein Blüthenkelch von schöner Form und lieblichem Duft für jedermann seyn, für den feineren geistigern Blick lichterer Augen aber muß aus ihm ein zarter Nebel aufsteigen, sich in ätherischen Bildern vor der Phantasie kräuselnd. Dieser leise Hauch ist die göttliche Weihe der Poesie, unerkennbar dem gemeinen Auge. Es giebt nichts geringes, was nicht der wahre Dichtergeist erheben könnte; das ächte Rosenöl seines Genies durchdringt alle Gegenstände mit einem von keiner Zeit zu tilgenden himmlischen Wohlgeruch. Darum, liebe Iris, merk' in Zukunft wenigstens bei deinen Gedichten, ob sie, was ja das geringste ist, einen guten und klaren Ausdruck haben, denn wenn du auch der Frankfurter Menschheit keine unsterblichen Lieder zu liefern hast, deren so wenige gemacht werden, so mußt du doch mindestens artige Gedanken in passender Form und guter Diction geben. Besonders aber hüte dich vor pathetischen Gedichten, welche die Backen aufblasen, heftige Worte sprudeln, und sich erhaben glauben, wenn sie das gemeine i des Lebens immer wie ü und das e wie ö aussprechen. Dergleichen Zeug ist nicht toll gewordene sondern sich nur toll gebärdende Prosa, die als blinder Simson von ästhetischer Anstrengung dampfend an den Pfosten des eigenen Hauses rüttelt, daß die darin auf Floskellatwerge zu Gast geladenen Philister sanft geschaukelt werden. Freilich findet dergleichen seine Verehrer, nämlich die, welche ungebildet oder von Haus aus prosaisch eine ungeschlachte Diction für das Gegentheil von Prosa also für Poesie halten; ferner die Bornirten, welche die Fratzen, womit mancher Dummdreiste das harte Brett vor seinem Kopfe verziert, für wunderbare schwer verständliche Hieroglyphen ansehen, wodurch denn mancher seichte Schwätzer, weil er Jahr ein Jahr aus seinen Wortschwall mit einigen Bildern und erhitzten Phrasen ausstaffirt, für tiefgemüthlich, geistreich und ich weiß nicht, für was alles bei Vornehmen und Geringen gilt. Das wahre Gefühl wird immer nur auf dem klaren Strome des Lebens als glänzende Nymphäa hier und da erscheinen, auf der Spiegelfläche gaukelnd, seine Wurzeln aber tief hinab senkend in den Grund. O ihr Nerven- und Aesthetik-schwachen, die ihr das ganze Jahr euch so viel mit dem Schwatzen von eurer linken Herzseite zu schaffen macht, daß ihr die rechte Seite des Lebens verfehlt, die ihr euch mit der in dem Mambrinshelme gepeitschten pathetischen Creme affektirten Geschwätzes zu nähren vermeint, bedenkt, daß das Herz zwar seine Leidenschaften hat, aber selbst eine Kraft und keineswegs eine Schwäche ist. Bedenkt, daß bei hunderten von euch die sogenannte Gutmüthigkeit, euer liebes, allerliebstes, niedliches Herz nur eine klägliche Mixtur von Eitelkeit, Bornirtheit und Körperschwäche ist. Doch ich gerathe auf Abwege, und muß wieder einlenken. Nächst den pathetischen Gedichten verabscheue, liebe Iris, die sich sentimental gerirenden, die nach Hölty und dem Siegwart schmecken, denn auch dieser Altweiber-Sommer fliegt noch auf der herbstlichen Flur unserer Dichterey umher und sucht sich anzuhängen. Doch ist diese Gattung, obgleich läppisch, milder zu

beurtheilen, weil sie häufig aus einem Anflug dichterischer Bewegtheit hervorgeht. Denn wohl mag es seyn, daß es nur wenige von der Natur so vernachlässigte Menschen giebt, in denen nicht die Aurora des Lebens und der Liebe den in der Tiefe aller Creaturen schlummernden Memnonsklang wecke, aber diese Aeolssaiten rosten bei Vielen nur zu bald in der gewöhnlichen feuchten Atmosphäre unseres brutalen geselligen Lebens, und die Schärfe des Gefühls stumpft sich an der kaltgleißenden porzellanenen Tagessitte ab. Manchmal regt sich zwar noch ein Klang, ist aber dumpf und kraftlos, und wird nicht zum klaren Worte, sondern zu der ordinären sentimentalen Poesie. Grade die Kraft des Aussprechens der Gefühle ist ein Hauptkennzeichen des poetischen Gemüthes und Körner sagte in diesem Sinne sehr schön:

Im Herzen lebt ein kühnes Wort,
Was gilt's, ich sprech' es aus.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

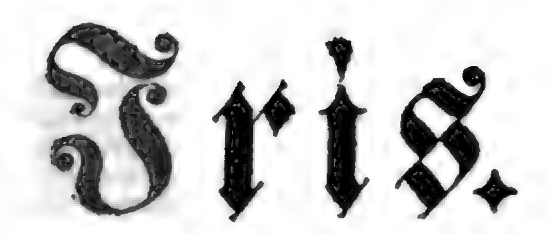
Edinburgh, 1. Febr. 1827.

Hier und in London sind seit den letzten sechs Monaten vier verschiedne, jede 3 bis 4 Bände starke Sammlungen von Blumenlesen und Uebertragungen aus dem Deutschen erschienen. Die erste von Hrn. Gillies, einem Neffen des berühmten Geschichtschreibers von Griechenland, der früher ein Jahr in Frankfurt lebte. Dieser ausgezeichnete Mann, Uebersetzer der Schuld von Müllner, deren Uebertragung nur an Freunde verschenkt wurde, so wie des Zauberring's von Fouqué, besitzt ohne Zweifel die größte Sammlung deutscher Bücher in den drei Königreichen. Er ist einer der thätigsten Mitarbeiter an dem vortrefflichen, hier erscheinenden und in Deutschland zu wenig bekannten Blackwood's Magazin. Die zweite Sammlung aus der deutschen schönen Literatur hat Hrn. Thomas Roscoe, einen Sohn des berühmten Lebensbeschreibers des Lorenz von Medici und Leo's X., zum Verfasser, der schon vorher vier Bände einer ähnlichen Sammlung aus den italienischen Novellisten herausgab. Die dritte ist von Hrn. Carlyle, Verfasser einer trefflichen Lebensbeschreibung Schiller's, so wie auch Uebersetzer des Wilhelm Meister. Obgleich Hr. Carlyle niemals in Deutschland gewesen ist, kann man ihn mit Recht als einen der größten Kenner deutscher Sprache und Literatur ansehn. Endlich die vierte von einem Hrn. Cruikshank gemachte Sammlung ist mir bisher nicht zu Gesichte gekommen. Selbst die unvollkommenste unter diesen Sammlungen wird dazu beitragen, die Neugierde zu erregen und eine größere und gerechtere Aufmerksamkeit auf Ihre Literatur zu wenden. Auch Hr. Quincy, Verfasser der merkwürdigen Bekenntnisse eines Opiumessers und gleichfalls Mitarbeiter am Blackwood'schen Magazin, liefert jetzt in diesem Darstellungen aus den bei uns bisher weniger gekannten deutschen Prosaikern. Ueberhaupt ist es eine der auffallendsten Erscheinungen der jetzigen litterarischen Bildung Großbritanniens und Irlands und gewiß keine der wenigst versprechenden, wie sehr die Aufmerksamkeit auf alles Deutsche sich vermehrt. Ich glaube, man kann annehmen, daß in den letzten zehn Jahren (seit Erscheinung des Werkes der Frau von Stael über Deutschland), die Zahl der Kenner des Deutschen sich verzehnfacht hat, und nach allem, was wir hier sehen, zu urtheilen, steigt diese Zunahme jetzt in noch stärkerem Verhältnisse. In wenigen Jahren wird man bei uns Deutschland kennen, wie wir dort gekannt werden, und England wird nicht mehr den Schimpf auf sich laden, von Deutschland eben so einfältig zu reden, als von Japan. Wir erwarten im nächsten Monate die Bekanntmachung des Lebens Napoleons in acht Bänden von Sir Walter Scott. Gleichzeitig mit diesem und wahrscheinlich als Erholung hat dieser große Mann gegenwärtig auch einen neuen Roman unter der Feder.

Die jetzt mit der Untersuchung der schottischen Universitäten beschäftigte königliche Commission hat in diesen verschiedene, ganz ungeahnte Mißbräuche entdeckt, und wir sehen mit Verlangen einer Bekanntmachung abseiten jener entgegen. — Professor Wilson, Verfasser der vortrefflichen Lights and Shades of Scottish Life, einer der Hauptmitarbeiter am Blackwood'schen Magazin, liest diesen Winter zum erstenmale über Staatswirthschaft. Von einem hiesigen gelehrten Advokaten, der vorigen Sommer, bloß um Deutsch zu lernen, auf mehrere Monate nach Hamburg ging, sieht man einer Uebersetzung von Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter entgegen.

Endlich zum Schluß mache ich Sie auf eine vortreffliche, vor kurzem erschienene Reise durch Deutschland (Notices on a Ramble through Germany) aufmerksam. Sie läßt Deutschland und dessen Bewohner weit mehr Gerechtigkeit, als die bei Ihnen übersetzte Reise des hiesigen Advocaten Hrn. Russel, wiederfahren. Ihr Verfasser, ein Officier auf halbem Solde, hat schon über Spanien (Recollections from the Peninsula) Portugall, Aegypten und Indien (Sketches of India and Egypt) ähnliche mit Recht geschätzte Bücher herausgegeben.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 38. Freitag, 23. Februar 1827.

Die Reise in die Krimm.
(Fortsetzung)

Ueberall fragte die Kaiserin, weit entfernt, sich auf die gewöhnlichen Phrasen zu beschränken, mit Sorgfalt und Genauigkeit die Behörden, die Grundeigenthümer, die Kaufleute über ihre Lage, ihre Mittel, ihre Wünsche und ihre Bedürfnisse; auf diese Art machte sie sich geliebt und verschaffte der Wahrheit einen Weg, zu ihr zu gelangen, um ihr die enormen Mißbräuche aufzudecken, die ihr zu verbergen so viele Menschen interessirt waren. Man erfährt auf diese Art auch mehr, sagte sie mir eines Tages, indem sie von ihrer eignen Angelegenheiten unkundigen Menschen sprach, als wenn man sich an die Gelehrten wendet, die nur Theorieen haben und sich schämen würden, Ihnen nicht mit lächerlicher Bestimmtheit über Dinge zu antworten, wenn sie keine positive Kenntniß haben. Wie sehr beklage ich diese armen Gelehrten! sie wagen nie die vier Worte auszusprechen: Ich weiß es nicht, die für uns andere Ignoranten so bequem sind und die uns zuweilen vor gefährlichen Entschlüssen und Entscheidungen bewahren; denn im Zweifelsfalle ist es besser, Nichts als Uebles zu thun. — Bei dieser Gelegenheit erzählte sie mir einen sehr sonderbaren Zug von Hrn. de la Riviere, einem Schriftsteller von ausgezeichnetem Talent. Dieser, vormals Intendant von Martinique, hatte ein Buch herausgegeben unter dem Titel: Von der natürlichen und wesentlichen Ordnung der politischen Gesellschaften. Dieses Buch machte, durch seine Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Oekonomisten, die damals viele Anhänger hatten, ein glänzendes Glück. Da Catharina wünschte, ihr System kennen zu lernen, hatte sie diesen Staatsrechtsgelehrten, mit der Zusicherung einer angemessenen Entschädigung für seine Gefälligkeit, zu einer Reise nach Rußland einladen lassen. Er traf in die Zeit, wo Catharina ihren feierlichen Einzug in Moskau zu halten im Begriff war; sie ließ ihm daher wissen, daß er sie in dieser Hauptstadt erwarten solle. Hr. de la Riviere, erzählte die Kaiserin, machte sich sogleich auf den Weg; und, so wie er angekommen, war es seine erste Sorge, drei an einander stoßende Häuser zu miethen, deren Inneres er eilig veränderte, indem er die vorhandenen Gemächer in Audienzsäle und Bureauxzimmer umschuf. Der Philosoph hatte sich in den Kopf gesetzt, daß ich ihn berufen hätte, um mir regieren zu helfen und um uns, durch seine Aufklärung und Kenntnisse, aus der Finsterniß der Barbarei zu ziehen. Er hatte mit großen Buchstaben über die Thüren seiner zahlreichen Zimmer setzen lassen: Departement des Innern, Departement des Handels, Departement der Justitz, Departement der Finanzen, Bureaux der Auflagen, und zugleich erließ er an mehrere Personen, sowohl Russen als Ausländer, die man ihm als unterrichtet geschildert, die Aufforderung, ihm ihre Ansprüche und Wünsche vorzulegen, um diejenige Anstellung zu erhalten, zu der er sie fähig und tauglich finden würde. Dieß alles machte natürlich großes Aufsehen in Moskau, und da man wußte, daß ich ihn berufen hatte, so konnte es nicht fehlen, daß er eine Anzahl Leichtgläubige fand, die ihm im Voraus den Hof machten. Inzwischen endigte dieses Possenspiel bei meiner Ankunft. Ich zog diesen Gesetzgeber aus seinen Träumen; ich unterhielt mich zwei oder dreimal mit ihm über sein Werk, worüber er in der That sehr gut sprach; denn es fehlte ihm keineswegs an Geist. Die Eitelkeit hatte ihm blos das Gehirn verrückt. Ich entschädigte ihn anständig für seine Auslagen und Kosten. Wir trennten uns, beiderseits mit einander zufrieden; er vergaß seine Träume vom ersten Minister und kehrte in sein Vaterland zurück, als Schriftsteller befriedigt, als Philosoph aber freilich ein wenig beschämt über den Mißgriff, zu dem ihn sein Stolz verleitet hatte. —

Auf diese Anekdote anspielend, schrieb die Kaiserin an Voltaire: Herr de la Riviere ist gekommen, uns Gesetze zu schenken (pour nous legislater). Er setzte voraus, wir gingen noch auf vier Füßen und höflicher Weise hatte er sich die Mühe gegeben, von Martinique

zu kommen, um uns auf den Hinterfüßen stehen — auf zweien gehen zu lehren. —

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Gasbeleuchtung.

Licht ist die Seele der Welt; Feuer eine schwache Vorstellung des Lichts. Die Flamme, welche beim Verbrennen eines Körpers zum Vorschein kommt, besteht aus einer Materie, die wir Wasserstoffgas nennen, und sie ist immer um so reiner und glänzender, je reiner der Körper ist, den wir verbrennen, und je vollkommener die Verbrennung vor sich geht. Geschieht die Verbrennung unvollkommen, so geht ein Theil der Materie, welche Licht und Hitze geben könnte, als Rauch verloren, der keinen Nutzen bringt. Es muß daher immer unser Streben seyn, viel Licht mit wenig Kosten zu erzeugen. —

Jeder, der viel bei Licht liest oder schreibt, wird bemerkt haben, daß eine kleine Flamme immer glänzender und heller ist, als eine größere, und daß ein frisch geputztes Licht weit mehr Helle giebt als ein ungeputztes. Diese Veränderung der Helle, welche wir bei Lichtern und Lampen erfahren, schadet den Augen, weil die Gesichtsnerven sich beständig darnach richten müssen; und aus diesem Grunde ist es auch ein unvollkommenes Licht. Andere Fehler der Lichter und Lampen liegen in der weicheren oder härteren Beschaffenheit des Talges, der Dicke des Dochtes und der Unreinheit des Oeles. Wachslichter sind am besten, aber auch am theuersten; und es bleibt immer noch eine wichtige Aufgabe der Chemie, den Talg eben so hart, als Wachs zu machen. In Ostindien sollen die Eingebornen dieses Verfahren verstehen, dem unsere Chemiker noch nicht die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt haben.

An der Stärke des Schattens in bestimmter Entfernung erkennet man die Kraft des Lichtes; und wenn man daher Lampen, Lichter und Gas mit einander vergleicht, so wird man bald finden, welchem darunter der Vorzug gebührt. Aus Taylor's Versuchen ergiebt sich, daß die verschiedenen Preise einer und derselben Lichtmasse zu London in folgendem Verhältnisse stehen: Oelgas 1,000, Oel in Argand'schen Lampen 1,2314, Kohlengas 1,2549, Talglicht 3,2562, Spermacetilicht 9,6071, Wachslicht 13,5805. Hieraus ergiebt sich, daß das Oelgas unter allen Leuchtstoffen den ersten Rang behauptet durch seine Wohlfeilheit; es behauptet ihn aber auch noch ferner, der Vortheile eines schöneren und stärkeren Lichtes nicht zu gedenken, dadurch, daß man es nach Belieben stärker oder schwächer machen kann, und daß man keine Zeit mit dem Putzen des Dochtes zu verlieren braucht. Auch keinen üblen Geruch verbreitet es, wie es bei Oellampen und Lichtern der Fall ist, besonders wenn man die letzteren ausbläst, oder die Lichtscheere nicht wohl verschließt, so wie es auch nicht raucht, keine Funken umhersprühen, und vom Winde nicht verlöscht werden kann.

Nachdem nun die Vortheile kurz angeführt sind, welche aus der Oelgasbeleuchtung entstehen, so sollen einige Worte über das bei uns herrschende Vorurtheil folgen, daß eine solche Beleuchtung **gefährlich** und mit **Unannehmlichkeiten verbunden** seyn soll.

Die mit der Anwendung des Gases verbundenen Gefahren und Unannehmlichkeiten sollen folgende seyn: 1) Explosionen in den Gasbehältern und den dazu erforderlichen Gebäuden. 2) Explosionen in den Hauptröhren unter dem Pflaster. 3) Explosionen in den Häusern, wo das Gaslicht verbraucht wird; und 4) starker Geruch bei der Bereitung des Gaslichts.

1) Die Beleuchtung mit Gas ist seit 21 Jahren in England eingeführt, und in dieser langen Zeit hat sich blos anfänglich **ein** unglücklicher Vorfall in Manchester ereignet, wo ein Gasbehälter zerplatzte. Dieser Vorfall entstand jedoch nicht durch eine mit dem Gase natürlich verbundene **Gefahr**, sondern durch den **Muthwillen** des Arbeiters, welcher betrunken war, atmosphärische Luft in den Gasbehälter ließ, und das Licht dagegen hielt. Allein dieser Thorheit ungeachtet, wurde weder er noch ein anderer Arbeiter beschädigt, und das Gebäude sowohl, worum der Gasbehälter stand, als die übrigen darin befindlichen Behälter litten keinen Schaden. Sogar der Gasbehälter selbst war nicht stark beschädigt und flog nicht in die Luft, obgleich bey diesem Ereignisse alles geschah, was man gewöhnlich so sehr befürchtet, — nämlich eine Mischung atmosphärischer Luft mit dem Gase im Behälter; Entweichung des Gases in das Gebäude, wo der Gasbehälter stand; Hinzukommen des Feuers oder Lichtes, und endliches Zerplatzen; allein alles, was daraus entstand, war weiter nichts, als eine leichte Beschädigung des Behälters, worin die Verpuffung statt fand. Seit dieser Zeit sind an 50 neue Gasbehälter in London und 150 auf dem Lande errichtet worden und kein Vorfall hat sich mehr ereignet. Die Gebäude, worin die Gasbehälter stehen, sind an allen Seiten oben offen und blos so weit verschlossen, wie es die Vorsicht erheischt und damit der Wechsel der Witterung die Behälter nicht beschädigen kann. — Wenn daher ein Entweichen des Gases aus dem Behälter durch irgend einen Zufall statt findet; so verliert es sich seiner Leichtigkeit wegen augenblicklich in den höheren Schichten der Atmosphäre, so daß durchaus keine Explosion statt finden kann.

2) Eben so ungegründet ist die Furcht vor Explosionen in den Hauptröhren unter dem Pflaster. Zwar ist es wahr, daß eine Mischung von Gas und atmosphärischer Luft in unbestimmtem Verhältnisse in den Hauptröhren statt findet; allein wenn man auch zugibt, daß sie zuweilen eine verpuffende Eigenschaft erlangen könnte, so ist sie doch dem Bereiche des Feuers nicht ausgesetzt, weil die Röhren 2 bis 4 Fuß unter dem Boden sind; durch die kleinen Röhren aber, welche mit den Hauptröhren in Verbindung stehen und das Gas in den Häusern vertheilen, kann keine Flamme dahin dringen, wie es vielfältige Versuche und Erfahrung bewiesen haben. Wäre eine solche Gefahr in der Wirklichkeit begründet, so müßte längst schon ein unglücklicher Vorfall sich ereignet haben, da sich die Gasbeleuchtung in England, Frankreich und Deutschland täglich mehr verbreitet.

3) Den Bemerkungen zufolge, welche über die beiden vorhergehenden Puncte gemacht wurden, ist es

augenscheinlich, daß keine Gefahr weder in den Gasbehältern noch in den Hauptröhren entstehen kann, und es bleibt daher noch zu zeigen übrig, daß auch in Häusern, wo das Gas verbraucht wird, nichts zu befürchten ist, wenn man nur ganz gewöhnliche Vorsicht dabei braucht. Eine Explosion des Gases kann nur dann statt finden, wenn ein Theil Gas mit fünf Theilen atmosphärischer Luft gemischt ist, und weil Zimmer, Kaufläden, Gaststuben, Werkstätten nicht dicht genug sind, um das Gas verschlossen zu erhalten, so kann nicht leicht eine Explosion statt finden. Um dem Gase eine verpuffende Eigenschaft zu geben, müßte es in einem dichtverschlossenen Zimmer, das 15 Quadratfuß mißt und 9 Fuß hoch ist, 48 Stunden lang einen Zufluß von 5 Cubikfuß Gas in jeder Stunde erhalten, was nicht geschehen kann, wenn man nur die mindeste Aufmerksamkeit darauf richtet und den Hahn nicht aus Muthwillen öffnet. — Es ist in der That zu bewundern, daß zu Anfang der Gasbeleuchtung, als man mit den Eigenschaften des Gases noch nicht gehörig vertraut war, so wenig Vorfälle statt fanden; ein Beweis, daß die Gefahr nicht groß seyn kann und sich immer mehr vermindern muß, jemehr der Apparat, die Maschienen und der Gebrauch derselben verbessert und bekannt werden. Die Röhren, welche das Gas aus den verschiedenen Werken Londons nach allen Theilen der Stadt leiten, bedecken jetzt einen Raum von etwa fünfzig englischen Meilen und der tägliche Gasbedarf auf einer einzigen sehr bevölkerten Stelle steigt auf 320,000 Cubicfuß. Die 3 Hauptgaswerke in London erzeugen 362,242000 Cubicfuß Gas jährlich, haben 47 Gasbehälter in der Stadt, welche 917,940 Cubicfuß enthalten und täglich 34,241 Privatlichter, sowie 8,268 öffentliche Lampen unterhalten. Dieser ungeheuern Ausdehnung der Gaswerke wegen wurde im Jahr 1824 eine Commission auf Befehl des Parlaments niedergesetzt, um zu untersuchen, ob nicht etwa große Gefahr dadurch entstehen könne, wobey Sir Humphry Davy und andere geschickte Chemiker berathen wurden. Das Resultat dieser Untersuchung fiel ganz zu Gunsten der Gaswerke aus, indem die Commission entschied, daß die Gesetzgebung diesem Industriezweige nichts in den Weg legen soll, weil keine Gefahr dabei sei, wenn man nur die gewöhnliche Vorsicht braucht. Deshalb nehmen auch die Londner Versicherungsanstalten gegen Feuersgefahr weniger Prämien von Häusern, die mit Gas beleuchtet werden, als von solchen, wo man Lichter und Lampen brennt, weil beim Gase keine Funken umher fliegen, und sorglose Dienstboten es nicht an unrechte Stellen bringen können. Ueberhaupt gibt es jetzt kaum mehr eine Stadt in England, wo man nicht mit Gas beleuchtet; und in wenigen Jahren wird diese Beleuchtungsart jede andere vollends verdrängen, um so mehr, da man auch angefangen hat, tragbares Gas zu liefern, womit man Zimmer und jeden Theil eines Hauses ganz ohne Gefahr beleuchten kann.

4) Es ist ein herrschendes Vorurtheil, daß bei der Bereitung von Oelgas ein übler Geruch in den Fabrikgebäuden und in der Umgegend verbreitet werde, der den Nachbarn lästig und nachtheilig wäre. — Wenn man aber die genaue Construction der Maschienerie durchgehet, so wie überhaupt das Oel selbst, woraus das Gas erzeugt wird, näher beurtheilt, so wird es wohl jedem einleuchten, daß es keine Möglichkeit sein kann, einen üblen Geruch damit zu verbreiten. Die Retorten, so wie alle zu der Destillation des Gases gehörige Apparate sind, besonders bei der Bereitung luftdicht verschlossen, wo es keine Möglichkeit ist, daß auch nur der kleinste Theil entweichen könne, was allein Geruch verbreiten kann; ferner läßt das Oel, sebst wenn es von geringster Gattung ist, keinen Rückstand übrig, der beim Oeffnen der Retorten verdunstete, indem alles was nur Oel heißt, bei der Bereitung, in Gas verwandelt wird, und auch überdieß noch die Retorten nie geöffnet werden, so lange dieselben heiß sind, sondern nur erst dann, wenn sie bereits ganz erkaltet. *)

K u n s t n a c h r i c h t.

(Eingesandt)

Die schöne Zeichnung unsers **Niklas Hoff**, eine Grablegung nach Perugino, ist von ihrer Kunstreise nach München rückgekehrt und hat von daher manchen Ehrenruf, öffentliches Anerkenntniß eines gelungenen, vielversprechenden Kunstwerkes, mitgebracht. Auch bei uns sprach sich das Urtheil Aller sehr ehrenvoll für dieses Blatt aus, als solches in der Städelschen Gallerie verflossenen Sommer ausgestellt war, und man bewunderte mit Recht eine überaus fleißige gelungene Zeichnung, eine tiefgefühlte Auffassung und treue Wiedergabe des alten tiefen Meisters. Mußte es daher jeden hiesigen Kunstfreund erfreuen auch außerhalb, nicht allein von Kennern, sondern auch in einem Kreise vieler gelungener Productionen lebender Künstler, welche genugsame Vergleichung zuließen, dieses Werk also ausgezeichnet zu sehen: so wird Ihnen eine andere Nachricht nicht minder willkommen sein. — Wir glauben, daß deren nur Wenige sind, welche beim Anschaun jener Zeichnung nicht den lebhaften Wunsch hegten, derselbe Künstler möge sich entschließen das Blatt zu stechen und auf diese Art den Besitz jenes schönen Werkes recht Vielen möglich machen. Daher sind wir erfreut anzeigen zu können, daß Hr. **Hoff** wirklich entschlossen ist, den Stich vorzunehmen, falls durch hinreichende Subscription dieses Unternehmen gesichert ist. Wir glauben uns nicht allein verbunden diesem Unternehmen durch eine öffentliche Mittheilung größere Publizität zu geben; sondern sind auch der Zuversicht, daß es dieses Wenige nur bedarf, um die erforderliche Anzahl der Subscribenten zu gewinnen. Vieljähriges fleißiges Studium in Italien, erprobte Kunstfertigkeit als Kupferstecher, und die Erfassung des Werks mit ganzer Seele und ungetheilter Liebe, diesem Künstler so eigen, lassen Viel erwarten.

*) Verdienstlich wird es immer bleiben, den Bewohnern einer in volksthümlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen lebensreichen Stadt die Mittel zur Anwendung der Gasbeleuchtung darzubieten. Deshalb freuen wir uns des Gerüchts, daß auch Frankfurt bald eine **Gasproductionsanstalt** aufzuweisen haben wird.

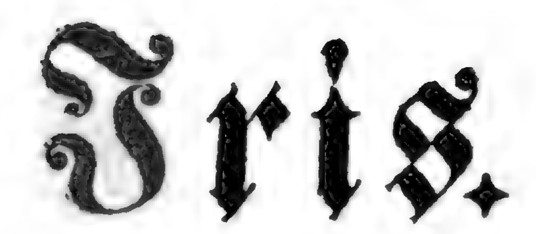
Möge Hr. Hoff doch recht bald von Seiten des Publikums, vorzüglich Frankfurts — seiner Vaterstadt — freundliche Aufnahme und Unterstützung seines Vorhabens finden, um wiederum sein schönes Talent auch an dieser Arbeit aufs Neue zeigen zu können und sich die Hoffnung erfüllen, dereinst auch durch ihn die Zahl derer vermehrt zu sehen, auf welche Frankfurt stolz seyn kann. — Möchte seine Vaterstadt ihn mit Recht den Ihrigen nennen!

Correspondenz-Nachrichten.

Darmstadt, den 21. Febr. 1827.

Die Ansprüche, welche der weise Gründer unserer Verfassung auf die Liebe seiner Unterthanen sich erworben hatte, mußten die seltene Feier der goldenen Hochzeit unsers fürstlichen Jubelpaares, den 19. Februar, für das ganze Land zu einem gemeinsamen Familienfeste machen. Alle öffentlichen und lärmenden Lustbarkeiten hatte der Großherzog sich verbeten, und nicht in einer allgemeinen Beleuchtung der Stadt, nicht im Donner der Kanonen und dem Geläute der Glocken durfte die Freude sich äussern, aber doch fand die Theilnahme des Publikums Mittel genug in mannichfacher Weise sich kund zu thun. Zahlreiche Deputationen der Städte und der Stände des Großherzogthums beeiferten sich, ihre Glückwünsche darzubringen und insbesondere wurde von Seiten der Stadt Darmstadt eine zur Feier des Tages geschlagene goldne Denkmünze, mit den Brustbildern des Großherzogs und seiner Gemahlin, überreicht. Mit den Huldigungen des Inlandes wetteiferten die des Auslandes; außerordentliche Gesandtschaften des Kaisers von Oesterreich, der Könige von Preußen, Baiern, Würtenberg, der Stadt Frankfurt u. s. w. waren erschienen; der k. k. österreichische Gesandte überbrachte als Geschenk seines Kaisers einen Kranz mit den brillantenen Namenszügen des Jubelpaares, und der k. preuß. ein sehr kostbares Porcellain-Service. — Ueberall und besonders bei uns Deutschen ist das Mahl der Träger der Freude und so verging denn der Mittag unter fröhlichen Gastereyen; der städtische Gemeinderath hielt das seinige in dem Saale des Rathhauses, wo die trefflichen Bilder des Großherzogs und der Großherzogin, von dem geschickten Hofmaler Gläser gemalt, aufgestellt worden waren. Am Abend überall Jubel, Musik und Tanz; und obgleich der Großherzog eine Illumination der Stadt sich verbeten hatte, machten doch einzelne Häuser, und darunter namentlich das des Commerzienraths Hoffmann, eine Ausnahme, wo denn die verschlungenen Namenszüge des Regenten und der Regentin und einige gutgemeinte Reime in transparenter Beleuchtung erschienen. Der Hofball im Palais des Großprinzen wurde durch die Anwesenheit vieler ausgezeichneten Fremden verherrlicht; der Bürgerball, in dem geschmackvoll ausgeschmückten Rathhaussaale, auf einige Zeit durch die Gegenwart des Prinzen Emil beehrt und durch passende ausgebrachte Toaste wurde die Fröhlichkeit gesteigert. So endigte dieser Tag, denn erst am folgenden Abend gab die vereinigte Gesellschaft im Casinogebäude ihren langvorbereiteten Ball. Mit nicht geringer Aufopferung wetteiferten die Damen in glänzendem Putz und damit Alles ausgesucht sey, schien selbst unsern Haarkünstlern dieser Tag eine in der That künstlerische Weihe verliehen zu haben. Das geräumige und schöne Local, das gegen 1500 Menschen faßte, während die musterhafteste Ordnung herrschte, war auf das glänzendste und prachtvollste ausgeschmückt. Die herrlichsten Blumenguirlanden zogen an den Wänden sich hin; aus den benachbarten Zimmern dufteten Orangen und Citronen, und sinnvolle Transparents beschäftigten so Auge als Phantasie. Auch ein sechzehnstimmiger Männergesang ließ sich von einer eigends dafür errichteten Gallerie hören, und um der Festlichkeit ihre moralische Weihe zu geben, wurde von drei Damen eine Collecte eingesammelt, die zu Capital angelegt, und von deren Zinsen jährlich ein armes und rechtschaffenes Brautpaar ausgesteuert werden soll. Ueberhaupt kehrt ja da, wo die Freude einkehrt, so gern auch ihre milde Schwester Barmherzigkeit ein. Nicht nur war theils von der Gemeinde theils von Privatpersonen unter die Armen der Stadt Holz, Geld und Wein vertheilt worden, sondern auch dauernde gute Folgen verspricht uns für die Zukunft noch dieser Tag. Eine Industrieschule für die ärmere weibliche Jugend der Stadt ist in Vorschlag gebracht und bei den wenig bedeutenden Mitteln, die für ihre Gründung gefordert werden, ist an der Verwirklichung des Plans nicht zu zweifeln. Auch muß der 19. Febr. als der Stiftungstag der schon anderswo viel besprochenen und von dem Großherzog bereits bestätigten Versorgungs-Anstalt für Töchter gelten, welche von dem Tode der versichernden Familienväter an, für Lebenszeit oder bis zu ihrer Verheirathung, nicht unbedeutende Pensionen beziehen werden. Dieses wohlthätige Institut ist besonders auch darum zu loben, weil es dahin wirkt, das Höchste im Leben, die Liebe, von den Bedürfnissen des gemeinen Lebens unabhängiger zu machen. Oft genug hat ja, wo Gott Amor nicht erst die Herzen entzündete, Hymen die Flamme der Zwietracht entbrennen lassen und so mag denn in gewissem Sinne unser Institut als eigentliche Herzens-Brand-Assecurations-Anstalt gelten. — Keiner Erwähnung bedarf es, daß an unserm Festtage auch die Musen nicht schwiegen. In einer lateinischen und deutschen Ode griff der Director des hiesigen Gymnasiums, im Namen desselben, in die Saiten der alten Leyer, während im modernen freieren Reime noch manche tönende Muse zum Chorus sang; auch Euterpe fehlte nicht, sondern zog in einem eigends dazu componirten Marche triomphale huldigend heran. So verband sich denn Alles zum schönen Kranze und noch lange wird dieser Tag in der Erinnerung jedes Hessen leben.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 39. Samstag, 24. Februar 1827.

Nachtigall und Falke.

Als auf der Flur die Rosen blühten,
Die Nachtigall zum Falken sprach:
Warum schweigst du aus allen Vögeln
Und läßt den Freund von dir nicht hören?
Verschloßnen Mundes sagest du
Kein Sterbenswörtchen einem Menschen;
Doch wohnst du auf der Hand der Fürsten,
Du nährest dich mit Rebhuhnsbrust;
Und ich, die hundert Edelsteine
In einem einz'gen Ton verspende,
Warum ernähr' ich mich von Würmern?
Warum sind Dornen meine Wohnung?
Es sprach der Falke: Sey ganz Ohr,
Du siehst ich schweige, schweig auch du.
Ich, der erfahren in Geschäften,
Seh' hundert Ding' und sag nicht eins;
Dich aber schätzet nicht die Welt,
Weil du Nichts thust und Tausend sagst.
Mir, der bestimmet bin zur Jagd,
Reicht Rebhuhnsbrust des Fürsten Hand,
Indeß ein Plauderer, wie du,
In Dornen Würmer frißt. Leb wohl.

Das Geheimniß.

(Fortsetzung)

Freier's Ungeduld.

An einem schönen Sommertage sprengte ein Rößlein wohlgemuth zum Thore herein, und auf demselben saß der elegante Hr. Referendar Reimar, und gallopirte vor seines Liebchens Haus, und grüßte ehrbarlich den Papa, der, die Nachtmütze auf dem Haupte, die Pfeife im Munde, aus seinem Fenster sah. Darf ein armer Ferienreiter um eine Herberge auf acht Tage bitten? fragte er freundlich, ehe er abstieg: das Hofgericht sitzt im Bade, die Advocaten schnaufen aus, und willkommen wär' es mir, die Waffenstillstandszeit mit Nettchen unter einem Dache zu verleben. — In Gottes Namen! erwiederte der Revisor: Das Gastzimmer steht bereit, und für Tisch und Trunk wird meine Hausehre freundlich sorgen; doch muß ich ergebenst bemerken, daß Ihr Pferdlein, Wertheſter, in sothane Gastfreundschaft nicht aufgenommen werden kann, sintemal mein Haus des Stalls ermangelt.— Der Wirth zum blauen Bock wird schon väterlich dafür sorgen, versicherte der Referendar: Indessen erlauben Sie gütigst, daß ich Sie an's Herz drücke! — Sprang ab, band das Roß an die Pforte und ging hinein, um den Papa zu umarmen und der Mama die Hand zu küssen. Vergebens aber sah er sich nach Ninetten um. Sie ist bei Claudinen, sprach die Mutter, die sein Umherschauen wohl verstand. — Hätte mir's denken können! versetzte Reimar etwas bitter: Wann ich komme, ist sie nie zu Hause. Die Mama ging achselzuckend in die Küche, und der Referendar wendete sich entschlossen zu dem Vater, der, pfiff'gen Lächelns, auf und abging. Das muß anders werden, redete er denselben lebhaft an: Diese

verwünschte Freundschaft kann mir nun und nimmermehr gefallen. Das beste Mittel, sie aufzuheben, wäre, wenn Sie einmal Ernst machten, Hr. Revisor, und mir endlich Ninettens Mann zu werden erlaubten. — Ei, wie stürmisch! antwortete Hr. Gundling: Ist die Zeit schon um, nach welcher ich Ihnen versprach, entweder Ja oder Nein zu sagen? Mich dünkt, sechs volle Monden fehlen noch an der Frist. — Hm! brummte der Referendar: Unsere Liebe rechnet nicht nach Monaten. — Aber meine väterliche Bedächtigkeit; versetzte der Revisor ohne Umschweife: Oder, sind Sie vielleicht schon Hofgerichtsrath geworden? Ei nun, antwortete Reimar: Die Frucht reift von Tage zu Tage. Das Fürwort des Barons v. Kolben, des Präsidenten — Lassen wir das! rief Papa lachend: Sind Sie schon in Rang und Besoldung aufgenommen? — Hierauf entgegnete Reimar kein Wort, sondern kraute sich mit der Spitze der Reitpeitsche hinter den Ohren. — Ergo, fuhr der Revisor mit schlauer Wichtigkeit fort: Ergo kann noch nicht von Sponsalien tractiret werden. Lassen Sie sich's indessen in meinem Hause gefallen. Jetzt muß ich auf's Amt, denn wir haben keine Badeferien. Adieu, Hr. Referendar! — Aber, so erklären Sie mir doch — St! das ist mein Geheimniß. —

Der Spazierritt.

Pereant alle schlaue Füchse und alle falsche Katzen! zankte Reimar in sich hinein, als er zum Thore hinauscurbettirte, um einen Spazierritt zur Beförderung des Appetits zu machen, bevor er seinen Pseudoengländer dem blauen Bock anvertraute: Der schlaue Fuchs ist hier der Schwiegerpapa in Spe, und Ninette die falsche Katze. Die letztere bekümmert sich fast nicht um meine Wenigkeit. — Der Erste zieht mich auf, wie einen verdrießlichen Gläubiger. Ach, ad Vocem: Gläubiger, legt sich's wie ein Mühlstein auf mein Herz. Wenn ich heimkehre nach verflossener Frist, und Gumperz und Feidel, und Isaac und Jacob nicht bezahlen kann mit Ninettens Heirathsgut, so ist's um meine Reputation geschehen. — Verdammte Lage! Wer giebt mir den Faden, mich aus diesem Labyrinthe zu retten? — Sein Klepper scheute vor einem Graurock, der eben querfeldein daher ruderte. — Tausend gute und schöne Morgen! ließ sich dieser letztere vernehmen, freundlich den Hut gegen den Reiter schwenkend. — Guten Tag, Herr Lavendel! entgegnete derselbe verdrießlich: Ihr überfallt mich beinahe wie ein Kosack. Woher, wohin? — Von der Apotheke, zu dienen; versetzte Lavendel, den Schweiß abtrocknend: Ich habe Geschäfte zu Truttenau, und begleite Sie, wenn Sie erlauben, ein Endchen auf der Landstraße. — Reimar war zufrieden, und ließ den Langbein sanftiglich neben seinem Gaule hertraben. Das Gespräch war bald in vollem Zuge, und, wie leicht zu denken, von den resp. Huldinnen die Rede. — Wann giebt's denn Hochzeit in Eurem König Salomon? fragte Reimar den Begleiter hingeworfen. Doch derselbe zuckte mit den Achseln. Gut Ding will Weile haben; meinte er. Mein seliger Vater hat mir auf die Seele gebunden, nicht eher zu heirathen, als bis in Haus und Hof Alles auf's Beste bestellt. — Unterdessen könnte Euch aber die Braut vor der Nase weggefischt werden. — In Gottes Namen denn! versetzte Lavendel mit einem fingirten Wehmuthsseufzer: Was seyn soll, schickt sich wohl. — Ihr seyd ein eisiger Liebhaber; lachte Reimar. — Bester Herr, sprach der Apotheker vertraulich: Ich muß Ihnen gestehen, wie mir mein Freierstand vorkömmt wie Baldrian und nicht wie Süßholz oder Gerstenzucker. Verdruß alle Tage, und darf mir ihn erst nicht merken lassen. — Was Ihr sagt! — Auf Ehre; fuhr jener fort: Wahrheit ist gut Ding. Dinchen ist aller Launen voll. In einem Athem schilt sie mich hölzern und steif, und ich weiß nicht, warum. Früherhin verlebte ich wonnige Tage, aber seit einem Vierteljahre ungefähr ist sie wie umgekehrt. — Habt Ihr auch etwas gemerkt? fragte Reimar plötzlich: Da muß es arg seyn in der That. Seyd Ihr auch dahinter gekommen, daß etwas Geheimes zwischen uns und unsern Verlobten obwaltet? — Lavendel starrte ihn mit offnem Munde an. — Gafft doch nicht so albern! redete Reimar weiter: Ich bekenne es Euch, wir liegen in derselben Schule krank. — Lavendel schüttelte sorgsam das Haupt, wie Einer, der an die gesunde Vernunft des Andern nicht völlig glaubt, und Reimar wandte sich verdrießlich von ihm, einen leisen Fluch auf den Lippen. Ich will wieder zum Subjekt werden, wenn ich verstehe, was Sie sprechen, Freundchen? ließ sich Lavendel vernehmen: Ich bin, Gott sey Dank, nicht krank, und von Geheimnissen hat mir meine Braut noch nichts gesagt. — Sie wird Euch manches nicht sagen, brummte der Referendar. — Jetzt haben Sie Recht; fiel der Apotheker lebhaft ein: Seit einem Vierteljahre heißt es beständig: Das geht Sie ja nichts an; das kümmert Sie ja nicht; was wissen Sie davon; wie können Sie darüber urtheilen! — Ihr habt Euch die Redensarten hübsch gemerkt. — Weil sie immer vorkommen, so oft ich eine Frage hazardire. Nun, auf Frage gehört immer eine Antwort, aber, wie man in den Wald schreit, so schallt es heraus. Ich habe mir alles hinter's Ohr geschrieben. Wäre Claudine nicht so schwer, — Sie verstehen mich? — An Gelde; ja wohl. — Ich wüßte wohl was ich thäte; fuhr Lavendel verschmitzt lächelnd fort: Ich wüßte auch schon, wer mir besser gefiele als Dinchen. — So? spöttelte der Referendar. Nennt mir die beneidenswerthe Schöne. — Ach behüte; antwortete Lavendel verschämt: Das würde sich wohl schicken. — Ohne Umstände, lachte Reimar: Ehe Ihr hier zur Linken abscheidet nach Truttenau, müßt Ihr mir diejenige nennen, die Euer Novemberherz erweichte, geschickter als Claudine. — Um tausend Gottes Willen nicht; versetzte Lavendel, seinen ängstlichen Kratzfuß machend, und links schwenkend: Das ist mein Geheimniß, Liebwerthester, verstehen Sie mich? — Fort war er, in des Kornes hochwallenden Gassen verschwunden.

Alte Bekanntschaft.

Daß dich die Pest! rief ihm Reimar höhnisch nach. Der Stockfisch hat auch seine Geheimnisse! sprach er vor sich hin, indessen sein Klepper rechts abging und einem unfernen Maierhofe zutrabte. Der Stockfisch hat überdies auch noch das Glück auf der Seite. Claudine ist noch einmal so reich als Ninette, und — weiß Gott — noch einmal so hübsch; viel sentimentaler obendrein. Schade ist's, daß sie im König Salomon hinter Pillenschachteln und Morsellenbüchsen verkümmern soll. Sie paßte mehr für einen Residenzler. Wir suchen ja auf dem Lande nur Geld oder Gefühl. Sogenannten Witz, sogenante Bildung, Sprödethun und Amazonenhaftigkeit findet man bei uns in allen Gassen. Aber das Geld, — das verdammte Geld! Welch eine irdische Macht brächte es sonst dahin, mich vor einer brusken Schönheit, wie Ninette ist, zu schmiegen, die gar zu gerne ihr Pantöffelchen in mein Hauswapen setzte! — Fast wäre der unverzagte Referendar erschrocken, denn er bemerkte so eben mit Bestürzung, daß sein Falber schon eine Weile stille zu halten geruht, und vor einem offnen Fenster des Maierhofes Posto gefaßt hatte. An diesem Fenster saß aber eine schlanke Brunette mit Feueraugen und vergaß über den Anblick des in sich selbst verlornen Reiters ihre Stickerei. Reimar riß beschämt den Hut vom Kopfe, stammelte eine Entschuldigung und bat in seiner Verlegenheit um ein Glas Wasser. Die Brunette winkte einer Magd, die kichernd an der Thüre lauschte, und sprach dann mit verbindlicher Neigung: Sie scheinen durch die Sonnenhitze sehr müde geworden zu seyn, Herr Referendar. Wäre es Ihnen nicht gefällig, auf der Gartenbank hier vor dem Fenster auszuruhen, weil es sich doch nicht geziemen will, Sie in das Zimmer zu laden? — Ach, mein Gott, Mamsell Fürstenau, sind Sie es? fragte der Ueberraschte, der erst jetzt eine alte Bekannte aus der Residenz in der Stickerin entdeckte. Wo hatte ich denn meine Augen? Kein Wunder indessen. Aus einer Sonne in die andre schauen ist keine Aufgabe für einen Myops, wie ich. Erlauben Sie übrigens, daß ich dieses Glas Wasser, das mir so eben Ihre Arkadierin präsentirt, auf Ihre Gesundheit leere und dabei nur bedaure, daß nicht Champagner darin perlt, als ein des Toasts würdigerer Quell! — Er trank der Lächelnden zu, warf mit einer vornehmen Leichtigkeit einen halben Thaler auf den Teller der Magd und erkaufte damit aufs gewandteste ihre Entfernung. Falbchen ward an die Stakete gebunden, und sein Miethsherr bog sich vertraulich zu der freundlichen Louise an's Fenster. Wie lange habe ich Sie nicht gesehen! lispelte er, wie ein vollendeter Windbeutel. — Kaum drei Wochen sind's, Hr. Reimar! erinnerte Louise lächelnd: Entsinnen Sie sich nicht? Im Lustwäldchen war's. Sie trugen mir noch Grüße auf, die Hülle und die Fülle. — Ja, ganz Recht, fiel hier Reimar ein, den Haarstrauß durch einander wühlend: Drei Wochen sind aber auch drei Ewigkeiten für einen sehnenden Freund. Wie rosenfarb ging nicht der Winter vorüber mit seinen Bällen, auf denen wir uns allenthalben fanden — Sie, die reizendste von allen Tänzerinnen, ich Ihr beglückter Partner! O daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit — Pst, unterbrach ihn Louise, schelmisch drohend: Wohin verirrt sich Ihre Zunge? — In das Paradies der Vergangenheit, antwortete Reimar schwärmerisch: Ich denke ja, meine Theuerste, wir liebten uns einst? — Eitle Träume waren's! versetzte Louise, nicht ohne einen leichten Seufzer. — Schöne Träume dennoch, auf Ehre! betheuerte Reimar: Ich habe beinahe zwei Monate lang unaufhörlich an Sie gedacht. — Viel Güte! — Wahrlich, wahrlich; sans compliment. Sie waren mir aber auch damals so interessant. — Immer besser! — Warum wollen Sie läugnen, daß Sie mir auch geneigt gewesen? — Hm! diese Frage — klingt unbescheiden, ist es aber nicht. Erklärte ich Ihnen nicht meine Leidenschaft? — O ja. — Antworteten Sie nicht beifällig? — Sie meynen —? Tanzten wir nicht stets zusammen? — Freilich. — Lustwandelten wir nicht in den Anlagen, bei Phöbus Erwachen entweder, oder zur Zeit, da man singt: Hebe, sieh in sanfter Feyer —? Nun ja doch, aber was folgt daraus? — Daß wir uns liebten, keusch, aber unsäglich liebten, bis — Bis? — Die Vernunft dem Ding ein schnelles Ende machte. — Meine Vernunft. — Gleichviel; schloß Reimar den schnellen Zweisprach. Eine fatale Vernunft war's immer; ob nun die Ihrige oder die meinige.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reise in die Krimm.

(Fortsetzung)

Auch über Diderot erzählte die Kaiserin manches Anziehende. Dieser berühmte Schriftsteller kam selbst nach Petersburg. Er gefiel Catharinen durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Originalität seines Genies, durch seine kräftige hinreißende Beredsamkeit. Ich unterhielt mich lange und oft mit ihm — sagte Catharina — aber mit mehr Neugierde als Nutzen. Wenn ich ihm geglaubt hätte, so wäre in meinem Reiche alles auf den Kopf gestellt worden; Gesetzgebung, Verwaltung, Politik, Finanzen — alles würde ich umgestürzt haben, um unausführbare Theorien an die Stelle zu setzen. Da ich inzwischen ihn mehr anhörte als sprach, so würde ein Zeuge, der uns zusammen gefunden hätte, ihn für einen strengen Erzieher und mich für seine folgsame Schülerin genommen haben. Wahrscheinlich glaubte er das selbst; denn als er, nach einiger Zeit, sah, daß in meiner Regierung keine der großen Neuerungen eintrat, die er mir gerathen, zeigte er mir seine Verwunderung darüber mit einer Art mißvergnügten Stolzes. Da sagte ich ihm aufrichtig: „Ich habe mit dem größten Vergnügen alles angehört, was Ihr glänzender Geist Ihnen eingegeben; aber mit allen Ihren hohen Grundsätzen, die ich recht wohl begreife, macht man schöne Bücher, aber schlechte Geschäfte. Sie vergessen bei allen Ihren Reformationsplanen den Unterschied der Stellungen von

uns beiden; Sie arbeiten nur auf dem Papier, das alles duldet; es ist glatt, biegsam und stellt weder Ihrer Einbildungskraft, noch Ihrer Feder Hindernisse entgegen; während ich arme Kaiserin auf der menschlichen Haut arbeite, die ganz anders reizbar und kitzlich ist." Ich bin überzeugt, daß er von dem Augenblicke an Mitleiden mit mir hatte, indem er mich für eine Frau von beschränktem und alltäglichem Geist ansah. Seitdem sprach er nur mit mir von Literatur und die Politik verschwand ganz aus unsern Unterhaltungen. —

Trotz dieses schlechten Erfolgs konnte doch der Begründer der Encyklopädie mehr mit Rußland als mit Frankreich zufrieden sein; denn in seinem Vaterlande wurde er in's Gefängniß geworfen, während die Kaiserin ihm funfzigtausend Franken für seine Bibliothek bezahlte, die sie ihm ließ, und ein Haus zu Paris für ihn ankaufte. Alle Souverains jener Zeit sahen unsere Parlamente die kühnen Werke der Philosophen anklagen und verdammen und doch schmeichelten sie diesen nämlichen Philosophen, weil sie sie als die Austheiler des Rufs und Nachruhms betrachteten. Catharina und Friedrich vorzüglich waren unersättlich im Punkte der Celebrität und, gleich den Göttern des Olymps, berauschten sie sich gern in Weihrauch; um dessen immer mehr zu erhalten, streuten sie selbst ihn verschwenderisch an Voltaire, Rousseau, Raynal, d'Alembert und Diderot aus. Wie man sich auch sträube, man lebt in der Atmosphäre seines Jahrhunderts; man wird in seinem Wirbel mit fortgerissen; und diejenigen selbst, welchen sein Gang so viel Kummer macht, sind immer die ersten gewesen, ihn zu beschleunigen.

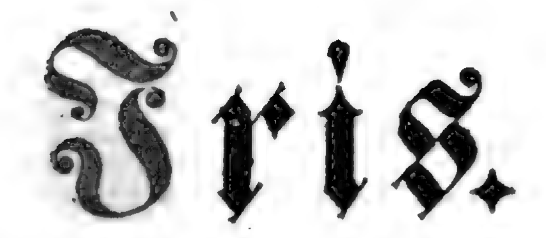
So wie man sich Kiew nähert, fühlt man sich von dem Gefühl der Ehrfurcht durchdrungen, die stets die Ueberreste der Vorzeit einflößen. Die pittoreske Lage dieser alten Stadt erhöhte diesen Eindruck; beim Anblicke derselben erinnerte man sich, daß sie die zerbrechliche Wiege eines unermeßlichen Reiches gewesen ist, das, lange in Finsterniß versenkt, sich seit einem Jahrhundert so riesenmäßig daraus erhoben hat. Als wir diese alte Hauptstadt, ihre Lage und die Umgegenden gesehen hatten, wollte die Kaiserin wissen, welchen Eindruck ihr Anblick auf Hrn. von Cobentzel, Hrn. Fitz-Herbert und mich gemacht habe? und seitdem wiederholte sie oft lächelnd, daß die Verschiedenheit unserer Antworten den Geist der drei Nationen, die wir bei ihr repräsentirten, treffend bezeichne. Wie finden Sie die Stadt Kiew? sagte sie zum Grafen von Cobentzel. Gnädigste Frau, erwiederte der Graf mit dem Tone des Enthusiasmus, es ist die schönste, imponirendste und prächtigste Stadt, die ich je gesehen. Hr. Fitz-Herbert antwortete auf die nämliche Frage: In der That, es ist ein trauriger Ort; man sieht da nur Ruinen und Unbeendigtes. Ich sagte: Kiew bietet uns zugleich das Andenken und die Hoffnung einer großen Stadt.

Man hatte für die Kaiserin ein geräumiges elegantes Palais erbaut und es reich meublirt. Darin nahm die Monarchin die Huldigungen der Geistlichkeit, der Behörden, des Adels, der Kaufleute und der Fremden an, die sich in Kiew in großer Anzahl versammelt hatten, durch den Glanz und die Neuheit des Schauspiels angezogen, das dort ihren Blicken dargeboten werden sollte. Wirklich sah das Auge zugleich einen glänzenden Hof, eine erobernde Kaiserin, einen reichen und kriegerischen Adel, stolze Fürsten und Große, Kaufleute mit langen Röcken und großen Bärten, Officiere von allen Waffengattungen; die famösen Kosacken vom Don, reich auf asiatische Weise gekleidet, deren lange Spieße, Muth und Zuchtlosigkeit Europa in der neuesten Zeit nur zu gut kennen gelernt hat; Tartaren, einst die Beherrscher Rußlands, jetzt demüthig dem Joche einer Frau und einer Christin unterworfen; einen Fürsten von Georgien, der am Fuße des Thrones den Tribut von Colchis und Phasis niederlegte; verschiedene Gesandte von den zahlreichen Stämmen der Kirgisen, eines nomadischen, kriegerischen, oft besiegten, doch nie gebändigten Volkes; endlich die wilden Kalmucken, das wahre Abbild der Hunnen, deren Häßlichkeit einst Europa eben so viel Schrecken einflößte, als das furchtbare Schwert ihres wilden Beherrschers Attila. Der ganze Orient schien herbeigeströmt zu seyn, um die neue Semiramis zu sehen, die die Huldigungen aller Monarchen des Occidents empfing. Es war wie ein magisches Theater, wo sich das Alterthum mit der neuen Zeit, die Civilisation mit der Barbarei zu mischen schien — es war der auffallendste Contrast der verschiedensten und widersprechendsten Sitten, Figuren und Trachten.

Ich hatte gehofft, während dieser langen Reise, im Gefolge der Monarchin, die öffentlichen und Privatanstalten und die Lage der verschiedenen Gegenden, durch die wir kamen, im Detail kennen lernen zu können. In dem Mißgefühl, mich in dieser Hoffnung getäuscht zu sehen, entschlüpfte mir die launige Aeußerung, daß es sehr widerwärtig sei, einen so weiten Weg zu machen, um nie etwas anders als einen Hof zu sehen, griechische Messen zu hören und Bällen beizuwohnen. Catharina erfuhr es und sagte mir: „Man versichert, daß Sie mich tadeln, daß ich mein Reich durchziehe, um in allen Städten nur Bälle, Audienzen und Feste zu geben; meine Gründe dazu aber sind folgende: ich kenne durch Plane und Beschreibung dieses Materielle hinlänglich, welches genau zu untersuchen eine so schnelle Reise mir nicht die Zeit lassen würde. Was mir Noth thut, ist, dem Volke die Möglichkeit zu gewähren, sich mir zu nähern, ihren Klagen Zugang zu verschaffen und diejenigen in Furcht zu setzen, die meine Autorität mißbrauchen können, damit ich ihre Irrthümer, Nachläßigkeiten oder Ungerechtigkeiten nicht entdecke. Das ist der Nutzen, den ich aus meiner Reise ziehen will; ihre bloße Verkündigung stiftet Gutes; meine Maxime ist: Das Auge des Herrn macht die Pferde fett."

(Fortsetzung folgt.)

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 40. Sonntag, 25. Februar. 1827.

Stanzen.

(Nach Lamartine von G. Schwab.)

Ich sprach zu mir: o Herz! was thun mit diesem Leben?
Stets wandelnd auf dem Pfad, den vor mir einer schritt,
So wie das junge Lamm nur folgt der Mutter Tritt,
Der ew'gen Thorheit nur der Menschen mich ergeben?

Der Ein' im weiten Meer nach Mammons Schätzen fragt,
Sein Schiff und seinen Wunsch verschlingen ihm die Wogen;
Der andre stirbt im Schoos des Ruhms berauscht, betrogen
Von eines Namens Hall, nach dem sein Geist gejagt.

Der bahnt die Straße sich mit unsern Leidenschaften,
Und gründet einen Thron, und fällt, indem er steigt;
Der liebt ein süßer Joch, darunter er sich neigt.
Er sieht sein Lebensglück an Weiberaugen haften.

Doch wohin gehen sie? wohin die Blätter gehen,
Die vor sich her der Hauch des Wintersturmes schickt:
So werden, von der Zeit gesäet und gepflückt,
Auch die Geschlechter all in ihrem Thun verwehen.

Ihr Ringen ist umsonst: die Zeit sie doch begräbt!
So wie den Ufersand verschlingt des Flusses Strömen,
Verschlingen sah die Zeit ich so die flücht'gen Schemen,
Sie wurden, starben dann. — Herr! haben sie gelebt?

Ich aber will dem Gott, zu dem ich bete, singen,
In lauter Städte Lärm, in stiller Wüsten Schoos,
Am Ufer hingestreckt, und wogend auf dem Floß,
Wann sich die Sonne senkt, und wann sie regt die Schwingen.

Die Erde ruft: Wer ist's, den ihr den Herren nennt?
Der, dessen Seele sich durch alle Welt verbreitet,
Der, so mit einem Schritt den ganzen Raum durchschreitet,
Von dessen Wiederschein die Sonn' am Himmel brennt.

Der ist es, der den Stoff aus seinem Nichts gezogen,
Der auf das Leere hat gegründet seine Welt,
Der, ohne Ufer, doch das Meer in Schranken hält,
Der ist's, aus dessen Blick des Lichtes Strahl geflogen.

Der ist's, vor dem kein Heut, vor dem kein Morgen gilt,
Der ewig sich gebiert aus seinem ew'gen Grunde,
Der in die Zukunft schaut, wie in die jetz'ge Stunde,
Der wiederkehren heißt die Zeit, die ihm entquillt.

Der ist's, der ist der Herr! daß meine Zunge spreche
Den Menschen seinen Ruhm in hundert Namen aus!
Ein güldnes Saitenspiel, häng' ich an seinem Haus,
Will singen von dem Herrn, bis daß er mich zerbreche!

Das Geheimniß.

(Fortsetzung)

Vertraulichkeiten.

Wie kam es denn aber eigentlich? fuhr er nach einer kleinen Pause mit sanftem Händedruck fort. — Das will ich Ihnen sagen, versetzte Louise: Ich sprach zu mir: Du bist ein armes Mädchen, abhängig von einer eigensinnigen Tante, und nur in der Residenz, um Sitte und Arbeit zu lernen. — So? schaltete Reimar ein: Sieh doch! Ich hielt Sie für sehr wohlhabend. Ihre Shawls, Ihre Uhren, Ihre brillante Toilette — Alles nur Geschenke der Verwandtenliebe, lächelte Louise: trügerischer Schein. Dagegen, fuhr sie fort, dachte ich an Sie, den eleganten reichen, aber flatterhaften jungen Mann. — Flatterhaft? zu gütig. Reich? mehr als zu gütig. — Warum? fragte Louise: Ihr brillantes Aeussere, Ihre moderne Toilette, Ihre Preciosen? — Alles achzigprocentige Darleihen, meine Beste, versicherte Reimar lachend: Kleinodien von Gumperz et Compagnie; trügerischer Schein! — Sie scherzen! — Nicht doch! Ich wünsche Ihnen ganz ernsthaft Glück, daß Sie vernünftig waren; versicherte Reimar treuherzig: Tausend junge Leute in der Residenz gleichen mir auf ein Haar; wir sind wandelnde Theatergemälde, die nur von ferne Effect machen, in der Nähe aber dem Auge die rohen Stoffe unerbittlich zeigen. Wir trachten nach Wohlstand, darum fingiren wir ihn, und ich versichere Ihnen, meine vernünftige Freundin, daß ich auf dem Punkte bin, Schiffbruch zu leiden, wie so manches von Dampf und Dunst getriebenes Boot, wenn nicht bald eine reiche Huldin mir die Hand, die gefüllte, rettende, reicht. — Ihre Offenherzigkeit entzückt mich, scherzte Louise, und ich bin gar nicht unzufrieden, daß die Abwesenheit der Tante, die zu den Arbeitern im Felde ging, um nach dem Rechten zu sehen, mir die Muse verschaffte, Ihr Vertrauen zu genießen. Ich fürchte indessen, Ihre Braut wird Ihr langes Aussenbleiben ungütig vermerken. Es schlug in der Stadt schon lange die Mittagstunde. — Ja so, meine Braut; versetzte der Referendar recht langweilig: Da muß ich freilich — O welch betrübt Gesicht! spottete Louise: Sollte man nicht glauben —? Glauben Sie was Sie wollen; fiel Reimar schnell ein: Aber, wären nicht zwanzigtausend Gulden mit im Spiele — O pfui! schalt Louise, wenn gleich lachend: über den Eigennutz! — Lauf der Welt! entgegnete der Referendar, seinen Falben losbindend; aber selbst diese 20,000 Gulden kommen mir vor wie Tantalsfrüchte, nach denen ich immer vergebens schnappe, bis ich unter der Wucht meiner Finanzoperationen erliege. Ei nicht doch! Ninette ist — Abgeschmackt, herrschsüchtig, und ihr Papa ein Zauderer, der, wer weiß was, im Schilde führt. — Ja freilich, meinte Louise: Ich kenne selbst die Leute nicht anders, und — aufrichtig — fatal ists, daß Sie schon verlobt sind — Verlobt? brummte Reimar: wollte Gott ich wär' es schon. — Ich hätte eine nicht üble Parthie für Sie gewußt. — Für mich? fragte der junge Herr, schnell den Fuß aus dem Steigbügel ziehend: für mich? Vortheilhaft? Lassen Sie hören. — Ein Mädchen, fuhr Louise fort, in Ninettens Alter, schöner als sie, reicher als sie, denn es ist die alleinige Erbin von vierzigtausend Gulden. — Vierzig —? Das Wort erstarrte in des Referendars Munde. — Noch mehr, mein Freund; sprach Louise lächelnd weiter: die Dame hat Sie schon gesehen. Sie stehen hoch in Ihrer Gunst; sie würde gerne lästige Bande, die sie fesseln, abschütteln, und — Halten Sie ein! rief Reimar im hohen Affect: Was Sie sagen, wäre hinreichend, dem wähligsten Referendar den Kopf zu verrücken. Doch nein! schweigen Sie nicht! Reden Sie vielmehr: Wo, wer ist, wie heißt die Schöne? — Das ist mein Geheimniß! antwortete Louise schelmisch. — Geheimnisse und kein Ende; sprudelte Reimar: Aus dem klatschhaften Frischlingen ist ein radcliff'sches mysteriöses Schloß geworden. Grausame! Sie ließen mir den Himmel ahnen, und zeigen mir ihn nicht. — Aber Ninette — Aber, meine Beste, was kümmert Sie Ninette? Von der Unbekannten ist die Rede. Sprechen Sie! Wohin, wohin soll ich nach der Geliebten ziehn? — Meine Freundschaft für Sie, fuhr Louise nach einigem Nachsinnen fort, verleitet mich vielleicht zu einer Unbesonnenheit, allein, es mag darum sein. Ihr Vertrauen zu erringen, muß ich freilich das Vertrauen einer lieben Freundin ein bischen verrathen. Nächsten Sonntag ist Kirchweih hier im Dorfe. Die Tante hat mir erlaubt, eine kleine Gesellschaft zu bitten. Seyn Sie von der Parthie, glühender Ritter, und ich will sehen, ob Sie scharfsichtig genug sind, Ihre Unbekannte zu erspähen. — Ich komme! betheuerte der Referendar: Ich werde nicht fehlen. — Eine Bedingung! fügte Louise bei: Ihre Braut — Mamsell Ninette Gundling, wollen Sie sagen? fragte Reimar: Ich verstehe! sie bleibe fern und das von Rechtswegen. Ich erscheine allein, werde sehen, werde finden. Beglücktester von Allen, wenn ich hoffen dürfte, in Ihnen, welcher vielleicht die gerechte Fortuna vierzigtausend Gulden bescheerte, die milde Fee verehren zu dürfen — Louise hielt ihm den Mund zu. Ohne Sorgen, Bester! erwiederte sie: So theuer möchte ich die Reue nicht erkaufen. Es ist wahrlich auch nicht Recht, daß ich obigen Vorschlag that, denn, — im besten Falle, wie würden Sie es anfangen, Armidens Fesseln zu brechen, um der neuen Gottheit zu huldigen? — Das, meine Wertheste, ist mein Geheimniß! sprach Reimar mit leichter Verbeugung, und schwang sich, wie ein Triumphator auf den Gaul, der mit ihm, so schnell es geschehen wollte, zur Stadt trabte.

(Fortsetzung folgt.)

Palindrom.

Ich wurde Jedem, der da weilt hienieden,
Von güt'ger Hand beschieden;
Doch muß ich ihn, er mag mich lieben, hassen,
Dereinst verlassen.

Hat man ihn dann im kühlen Thal bestattet,
Deck' ich, wenn Dämm'rung schattet,
Gern rückwärts noch den falben Grabeshügel
Mit feuchtem Flügel.

Auflösung der Charade in Nr. 35.
Elfenbein.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Samstag den 17. Februar. Tancred, eine große heroische Oper in 2 Abthl. nach dem Italienischen und Goethes Bearbeitung von Hiemer, Musik von Rossini. Wer wollte der heutigen Oper läugnen, daß sie reich an Melodien und originellen Erfindungen ist, daß sie, leicht dahin gleitend auf einem süß wogenden Meere lieblicher Tändeleien, ganz geeignet ist, einen so kalten Winterabend, wie heute, in Vergessenheit zu rücken und eine schöne Landschaft in üppigen Formen uns vorzuzaubern, woran sich die äusseren Sinne entzücken und erquicken? — Gewöhnlich wird bei dem Urtheile über Rossini das Kind mit dem Bade ausgeschüttet; nur seine Plagiate, seine oft nichtssagenden Manieren, sein zuweilen gänzliches Verfehlen des Characters eines Tonstückes werden hervorgehoben und die schönen Weisen, deren sich Alt und Jung erfreut, übergangen, der eminent schönen Stellen aber als Gedudel erwähnt. Dieß ist jedoch eben so unrecht, als wenn Andre Rossini in den Himmel erheben, alles andre Gute steif, pedantisch, langweilig nennen, ihn als den Schöpfer und Eröffner einer neuen Bahn gewissermaßen anbeten und von nichts mehr genießen wollen, wenn nicht Rosinen dabei sind. Das wahre Urtheil liegt wohl in der Mitte. Rossini ist gewiß ein talentvoller Kopf, der sich jedoch aus Effectsucht und namentlich, um dem Sängerpersonale gehörige Paradepferde zuzureiten, verleiten ließ den wahren dramatischen Weg zu verlassen; ein rascher Arbeiter, der jedoch mehr verbrauchte, als sein Genie mit aller Fruchtbarkeit zu erzeugen im Stande war und der sich daher oft genöthiget fand, unreife, oder schon gebrauchte Producte bei dem Baue eines neuen Werkes anzuwenden. — Die heutige Aufführung war recht brav. Hr. Rieser (Arsir) sang mit Kraft und Ausdruck; die Maske desselben ist jedoch zu jung. Wenn wir auch annehmen, daß die Völker des südlichen Italiens sich früh verheirathen, so können wir doch nicht begreifen, daß dieser Arsir schon eine so hübsche und große Tochter haben kann. Dem. Hauß (Amenaide). Immer das ewige Einerlei — o! hören wir schon schreien, wie abscheulich! — Nur Geduld. — Immer brav, immer lieblich, also immer Lob — ist das nicht immer Einerlei? Hr. Dobler (Orbassan). Eine herrliche, kräftige Leistung. Hr. Hauser (Tancred). Diese Parthie, von einem Manne gesungen, will uns durchaus nicht zusagen. Ganze Musikstücke erhalten hierdurch eine verkehrte Richtung; die Harmonie geht oft ganz verloren und der Effect, den die weibliche Stimme in den Mitteltönen hat, wird auf diese Art vergebens gesucht. Hr. Hauser sang seine Parthie mit Gewandtheit und schöner Stimme; vorzüglich gelang ihm die Arie des zweiten Acts. In Hinsicht des Spiels bemerkten wir jedoch, daß derselbe häufig die Ellenbogen in die Seite preßte, die Hände faltete und die Gemüthsbewegungen durch ein Gesticuliren mit den Schultern auszudrücken versuchte, was bei dessen sonstigem richtigen Spiele einen unangenehmen Eindruck zurückließ. Wir erlauben uns Hrn. Hauser hierauf aufmerksam zu machen und sind überzeugt, daß derselbe diese unsre gut gemeinte Bemerkung eben so gut aufnehmen wird. Mad. Dobler (Euphanie) sang ihre Rolle nach Kräften und mehr kann man billigerweise nicht verlangen. Mad. Dobler ist im Schauspiel recht willkommen, aber zur Oper fehlen ihr jetzt die Kräfte. Ihre Schuld ist dieß freilich nicht; wer jedoch derselben Rollen ertheilt, die offenbar deren jetziges Kunstvermögen überschreiten, hat derselbe auch keine Schuld? —

Sonntag den 18. Der politische Kannengießer, Lustsp. in 5 Aufz. von Holberg, nach G. A. Detharding und Ohlenschläger. Als vor etwa hundert Jahren *) die Holbergschen Lustspiele erschienen, wurden sie mit ausgezeichnetem Beyfall aufgenommen, vor allen der Kannengießer. Man fand die Satyre darin so treffend, daß man nach ihm jedes politische Raisonnement Kannengießerei nannte. Die Redensart: sie haben, oder es wird gekannengießert ist allgemein geworden und gilt noch in unsern Tagen; das Stück aber, von dem sie herstammt, möchte wohl, bei all seinem unverkennbaren, inneren Werthe, nirgends wieder die frühere Gunst auf der Scene erlangen. Wenn Tiek in den dramaturgischen Blättern die Meynung ausspricht, daß es gegenwärtig an der Zeit seyn dürfte, den kräftigen, derben Holberg wieder auf die Bühne zu bringen, so irrt er hier, wie in manchen anderen Fällen. Unsere Zeit begnügt sich nicht mehr mit der breiten, minder witzigen als durchgreifenden Persiflage menschlicher Schwächen und Thorheiten. Man erkennt das Bedürfniß einer Nachhülfe in der Sprache allgemein an; aber nicht die Sprache allein, auch die Handlung, die ganze

*) In einem Verzeichniß von Stücken, welche Schröder's Mutter 1742 in Hamburg gab, findet sich schon unterm 31. März der politische Kannengießer.

Eigenthümlichkeit jener Stücke erscheint den vielseitigen Ansprüchen einer gesteigerten Kultur zu arm. Daß die hiesige Direction nichtsdestoweniger den Versuch machte, wollen wir keinesweges tadeln, vielmehr gern zugeben, daß sie vor vielen Andern dazu veranlaßt werden konnte, weil es in neuerer Zeit mehr als je problematisch geworden, zu welcher Gattung des recitirenden Schauspiels das Publikum eigentlich sich hinneigt. In jedem Fall findet sie ihre Entschuldigung in der unläugbaren Tüchtigkeit des Stücks. Früheren Versuchen, die man in Leipzig, Hamburg und — irren wir nicht — auch in Berlin mit anderen Holbergschen Stücken machte, ist es nicht besser ergangen, als dem Kannengießer auf unserer Bühne. Ohnehin können Stücke dieser Gattung nicht so leicht mit günstigem Erfolg gegeben werden, weil die Kunst, sie wirksam darzustellen, leider! verloren gegangen ist. Nur eine gewißermaßen poetische Auffassung der Charactere, gleich weit entfernt von trockenem Pathos und niederziehender Spaßmacherei, mag hier vor Langerweile bewahren. So verfiel Hr. Ludewig (Herrmann Breme) als Kannengießer in den ersten vorbemerkten Fehler und neigte sich zum zweiten, als er zum Burgermeister erhoben war. Alle übrigen Mitspielenden, etwa Hr. Rottmayer (Heinrich) und Mad. Dobler (Frau Breme) ausgenommen, hatten keine Ahnung von dem was hier Noth war. —

Dienstag den 20. Das weiße Fräulein, eine komische Oper in 3 Abtheilungen; nach dem Französischen des Scribe von Friederike Ellmenreich. Musik von Boieldieu. Gewiß eine liebliche Erscheinung im Bereich der Tonkunst; über unsre Bühne schwebend verkündet sie, nicht wie die unheilbringende Ahnfrau, Verderben, sondern als milder Friedensbote der Casse Heil und Segen. Boieldieu hat sich hier seines erworbenen Namens wieder würdig gezeigt; nur ein Vorwurf kann denselben treffen, nämlich, daß er, ein alter tüchtiger Kämpe, es über sich gewinnen mochte, durch das Joch der neuern leidigen Manier und des oft characterlosen Modegeklimpers mit durch zu kriechen. Indessen bleibt die Musik doch immer erhaben und um einen solchen Preiß kann man sich schon etwas gefallen lassen. Die heutige Aufführung war ganz vortrefflich. Hr. Dobler (Gaveston) hob seine nicht sehr vortheilhaft behandelte Rolle durch Gesang und Spiel zu einer glänzenden Höhe. Dem. Hauß (Anna) in allem ausgezeichnet brav. Wenn es noch eine Weile so fortgeht, müssen wir uns nach einem neuen Vorrathe von Lobsprüchen umsehen. Hr. Rieser (Georg). Wir glauben nicht unrecht zu thun, wenn wir unserm Sänger in dieser Rolle vor vielen andern seiner Leistungen den Preiß zu erkennen. Der leichte, lebensfrohe Sinn eint sich auf's schönste dem offnen kecken Wesen des jungen Kriegers und über dem Ganzen liegt ein edler Anstand, der die feine Komik so anziehend macht. Wenn es Hrn. Rieser gelungen ist, in Rollen dieser Art so ausgezeichnet zu erscheinen, so glauben wir, daß derselbe vielleicht unsrer Bitte: als Graf Almaviva im Barbier von Sevilla aufzutreten, geneigtes Gehör schenken werde. Wir sind eben sowohl eines schönen Erfolges überzeugt, als, daß wir den herzlichen Wunsch unsres ganzen Publicums ausgesprochen haben. Hr. Hassel (Dikson). Der hasenherzige Ehemann war recht brav; in Rücksicht des Gesanges liegt jedoch die Parthie für Hrn. Hassel zu hoch, indessen weiß sich derselbe ganz gut zu helfen. Mad. Brauer (Jenny). Obgleich der Gesang derselben in den Ensemblestücken, namentlich in den beiden letztern Finalen von bedeutender Wirkung war, so vermissen wir doch in den einzelnen Stücken das Herzliche und Liebevolle unsrer entflohenen Bamberger. Wir haben nichts gegen Mad. Brauer; aber in Rollen dieser Art ist sie keine Bamberger.— Wie lange werden wir diesen Verlust noch fühlen müssen!— Mad. Dobler (Margaretha). Das Spiel recht gut; nur muß die Haltung etwas weniger gebückt seyn, um namentlich auf den Treppen nicht lächerlich zu erscheinen. Hr. Böres (Gabriel) macht seine Sache zu handgreiflich. Auch bei schottischen Bauern glauben wir es nicht Sitte, daß der Knecht seinem Herrn, dem er etwas zu sagen hat, am Kragen faßt, ohngefähr so, als wenn er ihn ein wenig umwerfen wollte. Hr. Toussaint (Mac Irton) spielt seine Rolle zu völliger Zufriedenheit. Wir glauben, daß derselbe das Feld des Komischen mit Effect betreten kann. Die vielen, oft schwierigen Chöre gingen mit Reinheit, Präcision und Uebereinstimmung; eine vorzügliche auszeichnende Erwähnung verdient der Sopran, mit dem wir überhaupt in neuerer Zeit alle Ursache haben, zufrieden zu seyn.

Mittwoch den 21. Die zwei letzten Abtheilungen aus dem Lustspiel: die Hagestolzen. Hierauf: Sieben Mädchen in Uniform. Vaudeville-Posse in 1 Aufz.

Donnerstag den 22. Die Zerstreuten, Lustsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Trau, schau, Wem! Lustsp. in 1 Aufz. von Carl Schall. Zum Beschluß: die Mäntel, oder der Schneider in Lissabon. Lustsp. in 2 Abthl. nach Scribe von Blum.

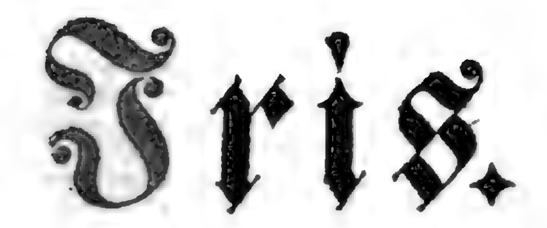
Theater-Anzeige.

Montag den 26. (Zum Vortheil des Pensionfonds) Camilla, Oper.

Dienstag den 27. Die Schwestern von Prag, Oper.

Mittwoch den 28. Die Entführung, Lustsp. Hierauf: Der Caliph von Bagdad, Oper.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 41. Dienstag, 27. Februar 1827.

Erste Liebe.

Umwehen mich, vom Widerscheine
Der Morgenröthe rings bestrahlt,
Der Hesperiden goldne Haine,
Die neu der junge Frühling malt?
Sind das der Erde milde Lüfte?
Ist das Gesangesmelodie?
Ich trink' des Aethers reine Düfte,
Und höre Sphärenharmonie.

Ich träume wach, wie neu geboren,
Auf einer fremden Zauberflur;
Ich habe deine Spur verloren,
Und kenne dich nicht mehr, Natur!
Ich tret' aus ihren engen Schranken —
Ob stockend ihre Räder stehn,
Was gränzenlos ist, wie Gedanken,
Das darf und kann nicht untergehn.

Umsonst, daß am bemoosten Hügel
Das Leichenhuhn prophetisch singt,
Und um Ruinen seine Flügel
Der Engel der Zerstörung schwingt;
Denn wie des Himmels gold'ne Sterne
Sich ewig um die Pole drehn,
Wird endlos durch die Näh' und Ferne,
Der Allmachthauch der Liebe wehn.

Das Geheimniß.

(Fortsetzung).

Väterliche Ansichten.

Wenn wir unsre Kinder nicht nach der Hand zu ziehen verstehen, so möchte ich diejenigen sehen, die es besser zu machen wissen, sprach auf dem Schießhause der Revisor zu dem Physikus, als sie den langen Puff bei Seite geschoben, die Pfeifen hervorgeholt hatten und in traulicher Einsamkeit unter der günen Laube saßen, wo man der Aussicht auf die lustige Schützenmatte genießt. — Einverstanden, Liebster! antwortete Goldammer: Allemal jedoch habe ich das Verdienst der Invention. — Unbezweifelt; gab Gundling zu: Die Consequenz indessen, mit welcher ich Euch unterstützte, ist nicht zu verachten. — Billiges Befolgen untrüglicher Klugheitsregeln, behauptete der Doctor: Nitimur in vetitum heißt ein alter römischer Dichterspruch, auf deutsch übersetzt: Verbotne Frucht schmeckt süß. Darum erlaube man nur etwas, um es am Werth herabzusetzen und es zu verleiden. Was man nahe hat, wird uns am entbehrlichsten. Der Schuster trägt in der Regel die schlechtesten Stiefel; der Zuckerbäcker macht sich nicht das geringste aus seiner süßen Waare, und so denke ich auch in Bälde den vernünftigen Augenblick zu erleben, in welchem unsre Kinder sagen werden: Erlaßt uns den Handel, wir mögen die Herren nicht mehr besonders. — Dieser Moment scheint allerdings nicht mehr ferne zu seyn, gab Gundling beifällig zum Bescheid, und mir fällt damit ein Stein vom Herzen. — Aber, werther Freund und Nachbar!

in der andern Hauptsache sind wir nicht gebessert. Unsere Mädels drücken und herzen sich. — Dank sey es unsrer schlauen Vermittlung — vor allen Leuten, aber im Innern scheint mir's mit der projectirten Freundschaft nicht zum besten bestellt. — Mir auch nicht, versetzte der Doctor: und eine Schande ist's, daß ein neues Confirmationsfähnchen einen Haß stiften konnte, wie ihn Frischlingen noch nie sah. Eben deshalb aber auch mußten wir wohlthätig zusammenschnüren, was sich nicht freiwillig verband, und, gebt acht, Revisor, die Beiden werden sich doch noch am Ende lieb gewinnen. Wir brauchen's ihnen jetzt nur einmal zu verbieten. Vor der Hand bin ich aber froh, daß es nach und nach mit dem Lavendel aufhört. — Ich begreife doch wirklich nicht, was Ihr gegen den guten Apotheker habt? fragte Gundling lächelnd: Er ist ein saubrer fleißiger Mann, seine Apotheke ist ihren Batzen werth unter Brüdern; er ist häuslich, sparsam, verträglich, — ich wünschte mir keinen bessern Schwiegersohn. — Da sehe mir einmal einer den Narren an! eiferte der Doctor, roth werdend vor Zorn: Den Teufel hab' ich von dem Menschen. Steif und klotzig, wie der Salomon über seiner Ladenthüre, paßt er zu mir, wie das Langohr zum edeln Roß. Wahr ist's: Er büffelt Tag und Nacht, aber da ist kein Funke von Genialität, von rationellen Ansichten. Er treibt's, wie es seit Jahrtausenden getrieben wurde. Kein Feuer, kein Leben, kein Fortgehen mit der Zeit! Wenn seine Recepte nicht sieben und zwanzig Medicamente aufzählen, und ihm mit ihrer Basis, ihren Constituenten und Corrigenten nicht Gelegenheit geben, die Kranken in seinem pharmaceutischen Unrath zu ersäufen, ist's nicht recht. Das wäre mein Casus! Und vollends seine Sparsamkeit, id est: Geiz; und finaliter seine Verträglichkeit! — Der Mensch würde mich mit seiner Eselsgeduld zur Verzweiflung bringen! Wenn ich nicht einer billigen Disputation pflegen kann, ist's mit mir vorbei. Ein kleiner häuslicher Krieg ist mein Leben, und Gott hat mich schon allzusehr mit meiner nachgiebigen Claudine gestraft. Gründe genug, um den Lavendel zu removiren. Ich muß mich aber wundern, daß Ihr, Revisor, einen excellenten Kerl, wie der Referendar ist, fahren lassen wollt. Ein Männchen, gedrechselt und gerieben und gewürfelt wie Einer; eine Pulvertonne, beißig, gewandt; ein ächter Jurist, und ein Modell, wie ich's brauchen könnte bei meinen vielen Processen, die ich der Hahnemann'schen Doctrin zu Ehren führe. — Gott bewahre mich vor dem Referendar! rief Gundling: Ein Habenichts, der meiner Tochter Geld freit, ein Claurenianer, der allen Mädchen durch seine Vergißmeinnicht die Köpfe verrückt. — Ha! ha! lachte der Doctor: Wie verkehrt! Welch Geschwätz! Nur schlechte Juristen bleiben Habenichtse, und der Reimar versteht sein Handwerk aus dem Grunde; denkt nur an die Dissertation, die er Euch in einem Nachmittage zusammen kleckste. Den Clauren laßt mir vollends aus dem Spiele, das ist auch mein Liebling. Der schreibt doch ein Deutsch zusammen, daß man's versteht, und so oft ich einen Wurstball oder dergleichen Schnack von ihm gelesen habe, bin ich so guter Laune, daß meine Kranken im Nu gesund werden auf mein nächstes Recept. — Ei, so beschere der Himmel Euch recht oft solch begeisternde Lektüre! versetzte der Revisor mit gutmüthigem Scherz; und mir einen Schwiegersohn, der mir convenirt. — Amen! schloß der Doctor, und beide wandelten unter politisirenden Gesprächen der Stadt wieder zu.

Katzenschliche.

Der Eschholzer Kirchweihtag hatte sich eingestellt, und einen Sonnenschein aufgeboten, der den besten Kirchmeßfesten der Welt zu wünschen wäre. Frischlingen's Jugend hatte die weißen Kleider gewaschen und gebügelt, die Bratenröcke aus den Schränken geholt, Hüte und Stiefel gebürstet, und nach allen Weltgegenden geguckt, als ob vor jedem Fenster ein Kirchweihbaum mit flatternden Bändern und Rauschgoldkränzen aufgepflanzt sein müßte. Die Aeltern hatten ihre Noth mit den Jungen, die Kleinen aber auch mit den Großen. Hinaus! hinaus! rief die neue Generation, und die Widerstrebende von früherm Datum gab endlich nach. Ninette war keine der saumseligsten Bittstellerinnen. Papa und Mama blieben jedoch dießmal unerbittlich bei ihrem Entschlusse, die Kirmeß zu missen, und verwiesen die Lebenslustige an den dienstfertigen Referendar. Dieser Letztere zog aber heute eine Flagge auf, die an einem Freiersmann ungewöhnlich ist. Er beklagte nämlich in zierlichen Worten, heute nicht der Begleiter Ninettens sein zu können, indem ihn ein wichtig unaufschiebbares Geschäft eiligst nach der Residenz berufe. Der Stallknecht aus dem blauen Bocke, der die Rossinante des Herrn in vollem Zeuge vorführte, gab seinem Vorgeben den gehörigen Nachdruck, und Ninette mit der Bitterkeit getäuschter Hoffnung auf Wange und Lippe, verließ schmollend und man konnte sagen: ergrimmt, das Haus, zu der Freundin hinüberhuschend. — Liebe Claudine! sprach sie zu der am Spiegel stehenden Hochgeputzten: Obgleich wir vor mehreren Tagen verabredeten, eine jede mit ihrem Liebsten allein die Kirmeß zu besuchen und es dem Zufalle zu überlassen, ob wir uns draußen zusammen fänden, so will ich Dir doch den Vorschlag machen, selbander nach Eschholz zu gehen. Reimar ist verhindert, und Lavendel — Ach, meine Gute, entgegnete Claudine roth werdend: Wie bedaure ich, nicht minder verhindert zu sein. Du weißt, welch Vergnügen mir Deine Gesellschaft gewähren würde, aber für mich gibt's heute weder Spaziergang noch Kirchweihfreude. Die Muhme Stoll liegt krank, und hat mich beschwatzt, ihr heute die Zeit zu vertreiben. Ihr Alter fordert Rücksicht und somit — Somit, unterbrach sie Ninette argwöhnisch, somit hast Du Dich geputzt, wie eine Fürstin, um der einsamen Base in der

Bibel vorzulesen? — Ich kann mich kleiden, wie ich will, hoffe ich; versetzte schnippisch die Beargwohnte, und warf einen scharfen Blick durch's Fenster auf den Referendar, der so eben zu Pferde stieg. — Ganz nach Dero Belieben; entgegnete Ninette, in steigendem Unmuth eine Rose zerzupfend. Ich sehe schon, worauf es angelegt ist. Ich soll heute der Kirchweih entsagen, damit Du ungestört mit Deinem schmachtenden Liebhaber verkehren kannst. — Ach! schrie Claudine auf, denn Reimar's Falbe hätte beinahe Frischlingen's Pflaster geküßt, zu Folge eines Fehltritts. — Ach hin, oder Ach her! fuhr Ninette, ohne obiges zu bemerken, fort. Dein Läugnen zeigt mir Dein falsches Herz. Die Leute werden einen schönen Begriff von unsrer Freundschaft bekommen. — Ach ja! wir haben uns so lieb! versetzte Claudine mit naivem Spott. — O, ich lasse mich von Dir nicht betrügen! eiferte die heftige Ninette. — Mit Dir bin ich auch im Klaren; versetzte Claudine gleichmüthig. — Dein Hochmuth ist noch der alte. — Ich weiß, daß Du nicht aufhörst, Dich lustig über mich zu machen. — Wenn Du nur die eitle Dame spielen kannst! — Wenn Du nur Dein Müthchen kühlst. — Es ist überhaupt gar nicht so arg mit unsrer Freundschaft, wie die Nachbarn glauben. — Nein, gewiß nicht, meine liebe Ninette. — Das Confirmationskleid hab' ich Dir doch nicht vergessen. — Dein Pasquill gedenke ich Dir noch immer. — Wie bereue ich die Versöhnung! — Warum bot ich die Hand dazu? — Ich wußte aber wohl, warum es geschah! — Ich hatte auch meine Gründe. — Diese waren, Mamsell Claudine? — Erlaube, daß ich sie verschweige, hochfahrende Ninette. — Schon gut; ich will aber anders sprechen, wenn nur erst sechs Monden in's Land gingen! — Warum denn gerade sechs Monden, Mamsell Ninette? — Das ist mein Geheimniß, naseweise Claudine!

(Fortsetzung folgt.)

Dritte musikalische Abendunterhaltung,

veranstaltet von den Herren

Baldenecker und Suppus,

im Saal des rothen Hauses am 16. Februar 1827.

Das Logiersche System des musikalischen Unterrichts, das in der Anstalt, von welcher hier die Rede sein soll, befolgt wird, hat die verdienstliche Tendenz, im Gebiete der Tonkunst das Wissen auszumünzen und so gleichsam die Schätze eines entfernten Welttheils Vielen zugänglich zu machen. Jener Staatswirth, welcher die Steuern auf geistiges Getränk verminderte, ward gepriesen, und dennoch gewährte er nichts, als die Freiheit, sich leichter zu berauschen: welcher Dank gebühret dem erfinderischen Geist, welcher dem Rausche der Menge einen köstlicheren Nektar darbietet? Man müßte weit ausholen, und würde doch nur sagen, was ein jeder weit bequemer an sich selbst erfahren kann, wollte man das Verdienst desjenigen würdigen, welcher, ein anderer Pestalozzi, die Musik zu einer Elementar-Wissenschaft machte.

Die Anstalt, welche sich die ehrenvolle Mühe giebt, ein bisher noch wenig gekanntes System in unsere Mauern einzuführen, hat in der kurzen Zeit ihres bisherigen Wirkens schon viel Gutes geleistet und ist auf dem Wege, immer bedeutender zu werden. Alles Neue muß sich Bahn brechen; Gewohnheit oder Eigennutz wecken ihm Widersacher, und das Mißtrauen weicht nur langsam der Ueberzeugung. Um so mehr gereicht es den Unternehmern zur Ehre, daß sie sich durch keine Schwierigkeit abhalten ließen, ihr Ziel beharrlich zu verfolgen, und um so angenehmer muß es ihnen nun sein, zu sehen, wie ihre Anstalt einer zunehmenden Theilnahme sich erfreut. Bei Einführung einer ganz neuen Unterrichtsmethode war es nothwendig, von dem Wirken der Anstalt von Zeit zu Zeit vor dem Publikum öffentlich Rechenschaft abzulegen. So entstanden die Probe-Aufführungen, die sich nach und nach aus ihrer Einförmigkeit erhoben, und nun zu abonnirten Abendunterhaltungen herangewachsen sind, denen es an Abwechslung nicht fehlt. Die Veranstaltung jener Probe-Aufführungen, da, wo die eigenen Kräfte der Anstalt noch beschränkt waren, und wo fremde Kräfte sich nur widerstrebend anschlossen, mochte wohl Anfangs den Unternehmern die meiste Schwierigkeit dargeboten haben, war aber für Lehrer und Zöglinge ein Sporn zu Fleiß und Wetteifer. Man darf nur die Leistungen der einzelnen Schüler aufmerksam verfolgen, um sich von ihren schnellen Fortschritten zu überzeugen. So gaben heute die Schwestern H. G., C. G., und P. G. Variationen von Schmitt mit einer Sicherheit und Uebereinstimmung, welche ihren Lehrern alle Ehre machen. Besonders schön und mit genauer Beobachtung aller vorgeschriebenen Nüancen trug die ältere dieser Schwestern, ein Mädchen von kaum vierzehn Jahren, ihre Parthie vor. Sie scheint sehr fleißig zu studiren und gewinnt auch zusehends an Fertigkeit und Geschmack. Die junge Dilettantin fahre mit gleicher Lust und gleichem Fleiße fort, und wir werden sie bald mit einem höheren Namen begrüßen, wenn auch ihre Bescheidenheit sich noch so sehr dagegen sträubte. Wahrscheinlich um mehrere Ansprüche zugleich auf diesen ihr zugedachten Namen zu gewinnen, hat sie sich an der Ouverture aus Johann von Paris versucht, und solche zur Aufführung im Institute eingerichtet. Fürwahr, wenn die Damen schon so frühe anfangen, an das Theoretische zu denken, so werden wir bald Opern besitzen, von Damen componirt, und ich bin

zum voraus neugierig, ob die Lärminstrumente darin so vorherrschend seyn werden, wie in —. Doch Scherz bei Seite! Die Ouverture ward recht vollstimmig wiedergegeben und ließ wenig von der Orchesterparthie vermissen. Sie wurde auch von dem kleinen Verein ganz präzis und aufmerksam ausgeführt, wie denn überhaupt die Ensemblestücke gewöhnlich mit besonderer Sorgfalt einstudirt sind. Das schon oft gehörte, an Schönheiten so reiche Rondo einer Symphonie von Schnyder von Wartensee ward uns ebenfalls wiedergegeben und fand, wie immer, vielen Beifall. Es ist dieß eine von den Tonschöpfungen, die bei jeder Wiederholung an Interesse gewinnen. Ein freundliches Thema wird uns erst einfach; dann in mancherlei Gestalten und Modulationen vorgeführt; verschiedene Figuren gehen darüber hinweg, ohne die Deutlichkeit zu gefährden, und den tiefen Ernst, der wohl manchmal eintritt, sänftiget bald eine mildernde Frische. Der Meister war selbst zugegen und nahm sichtbaren Antheil an Allem, was der Abend brachte. Dahin gehören noch, was zunächst die Anstalt betrifft, die brillanten Variationen von Jakob Schmitt in A dur mit Quartettbegleitung von Herrn Rehm, einem Angehörigen des Instituts, meisterhaft vorgetragen. Das gebrauchte Beiwort, womit man allerdings heutzutage nicht zu freigebig seyn darf, überhebt uns jeder näheren Bezeichnung. Ein jeder weiß, was er sich dabei zu denken hat, und wer die Variationen kennt, weiß auch, daß sie nicht für Anfänger geschrieben sind. Ausserdem, was Schüler und Angehörige des Instituts leisteten, trugen auch noch andere, nicht minder verdienstlich, zur Verschönerung des Abends bei. Ein ganz junger Dilettant gab ein Rondo für die Violine von Maurer, das zwar noch stellenweise über seine Kräfte ging, mit vieler Fertigkeit zu hören. Doch schien die Begleitung des Quintetts allzuärmlich und der Würde des Gegenstandes keineswegs angemessen. Wo ein Orchester nicht zu haben ist, da sollte man mit der Wahl solcher Stücke, welche Orchesterbegleitung erfordern, sehr vorsichtig seyn, besonders wenn sie, wie das vorliegende, reine Effektstücke sind.

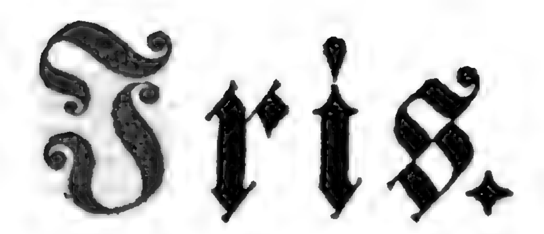
Wir sprechen von den vorgekommenen Vokalsachen zuletzt, ohne jedoch mit minderem Vergnügen daran zurück zu denken. Die Harfenspielerin, Dem. Löw, uns Allen aus dem weißen Fräulein bekannt, entwickelte in den Aufführungen dieses Instituts zum erstenmal öffentlich ihre schönen Anlagen zum Gesang. Wenn man erwägt, wie selten reine unverkünstelte Stimmen gefunden werden, wie die Einen sich zum Schreien, die Anderen zum Schnarren neigen, und wie man allenthalben auf Härten stößt, so muß diese wahrhaft angenehme, in allen Lagen gleichklingende Sopranstimme den Wunsch erregen, daß sie unter vernünftiger Leitung bald diejenige Ausbildung erhalten möge, deren sie fähig ist. Unterstützt von Hrn. E., einem wackeren Bassisten des Cäcilienvereins, sang sie heute ein Duett aus Figaro (A moll) und eins aus Faust (F dur). Schon die Auswahl dieser beliebten Tonstücke verbürgte ihre beifällige Aufnahme, wenn auch die Ausführung minder zu loben gewesen wäre, als sie es war. Doch schien uns das zweite Duett, wiewohl es ungleich schwerer ist, von Seiten der Sängerin gelungener als das erste — eine natürliche Folge der Befangenheit, welche jedes erste Auftreten begleitet.

Ein anderer Anfänger, Hr. N., mit einer wohlklingenden Baritonstimme begabt, trug eine Romanze von seinem Lehrer, Hrn. Gollmick, vor, die dieser am Clavier begleitete. Der junge Mann will sich, wie wir hören, der Bühne widmen. Wir wünschen ihm Glück zu diesem Vorhaben, dürfen ihm aber nicht verhehlen, daß er auf dorniger Bahn wandelt. Für's Erste hat freilich Mutter Natur noch das meiste für ihn gethan. Mit Fleiß und Beharrlichkeit aber, und wenn er wohlgemeinten Rath nicht verschmäht, wird er gewiß seinem künftigen Berufe Ehre machen. Vor allem möchte er wohl daran thun, der Leitung seines einsichtsvollen Lehrers unbedingt zu folgen. Die Anlage zum Detoniren ist bei Anfängern etwas sehr gewöhnliches, läßt sich aber bei einiger Aufmerksamkeit leicht überwinden.

Dem Vernehmen nach soll sich mit dieser Anstalt in kurzer Zeit auch eine Gesangschule verbinden. Wir sehen mit gespannter Erwartung diesem neuen Unternehmen entgegen und dürfen, nach den bisherigen Resultaten zu schließen, von der Einsicht der Hrn. Unternehmer uns alles Gute davon versprechen. Wir wünschen der Sache um so mehr ein glückliches Gedeihen, da in diesem Zweige des musikalischen Unterrichtes in unserer Stadt noch nichts erkleckliches gethan ist und bis jetzt noch keine Gesang-Schule — im pädagogischen Sinne des Wortes — existirte.

Rein methodische Bildung nur kann dem allgemeinen Mangel an innerer musikalischer Cultur abhelfen, und dieses ist der Weg, der unsere vaterländische Jugend auf klassischem Boden einheimisch machen wird. Wir halten es daher für unsre Pflicht, unserm glückwünschenden Ruf einen mahnenden beizugesellen und unsre lieben Mitbürger auf dieses löbliche Project im voraus aufmerksam zu machen.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 42. Mittwoch, 28. Februar 1827.

Die Reise in die Krimm.

(Fortsetzung)

Unter den russischen Generalen, die ich zu Kiew sah, war besonders *Suwarow* wohl geeignet, tiefen Eindruck zu machen. Durch seinen übersprudelnden Muth, durch seine Geschicklichkeit, durch das Zutrauen, das er den Soldaten einflößte, hatte er das Mittel gefunden, in einer unumschränkten Monarchie, wo alles nur von Gunst und Gnade in der Regel erwartet und erlangt wurde, schnell zu avanciren, ob er gleich ohne Vermögen, ohne Stütze und in einer Familie geboren war, die eben nicht in Credit stand. Er hatte jeden Grad mit dem Schwerte errungen; überall, wo eine Gefahr zu bestehen, ein schwieriger Befehl auszuführen, ein kühner Streich zu versuchen war, war der Name *Suwarow* immer der erste, der seinen Obern einfiel. Aber da er, seit den ersten Schritten auf seiner glorreichen Laufbahn, der Gegenstand thätiger Eifersucht verschiedener Hofleute und Günstlinge geworden war, die mächtig genug waren, sein Avancement zu hindern, so faßte er den sonderbaren Plan, sein ausgezeichnetes Verdienst hinter bizarren Formen von Thorheit zu verstecken. Nichts war lichtvoller als seine Plane, tiefer als seine Gedanken und Ansichten, schneller als seine Handlungen; aber im gewöhnlichen Leben und im Publikum, hatten Haltung, Bewegungen und Worte bei ihm einen solchen Anstrich von Originalität und man kann selbst sagen von Ueberspanntheit, daß die Ehrsüchtigen aufhörten, ihn zu fürchten, indem sie ihn für ein nützliches Werkzeug hielten, um einen Schlag auszuführen, aber für unfähig, ihnen zu schaden und ihnen Ehre, Credit und Gewalt streitig zu machen. Mit einer sonderbaren Aehnlichkeit entlehnte dieser Held des Despotismus, um sich zum Ruhme zu erheben, die nämliche Maske, womit der Held der Freiheit, Brutus, sich unter der Regierung Tarquins bedeckt hatte. Suwarow, unterwürfig gegen seine Obern, leutselig gegen seine Soldaten, zeigte sich unter seines Gleichen unhöflich, hochfahrend und ohne Lebensart; er setzte diejenigen, die ihn nicht kannten, durch die Mannigfaltigkeit und gedrängte Kürze der Fragen, die er an sie richtete, in Erstaunen, als ob er das Recht gehabt hätte, sie einer Art von Examen zu unterwerfen: das war seine Weise, die Menschen mit einem Blicke kennen zu lernen; er machte nichts aus denen, die sich von ihm in Verlegenheit setzen ließen und faßte schnell Achtung für den, der ihm bestimmt und ohne Zaudern antwortete. Ich hatte die Erfahrung in Petersburg gemacht; meine lakonischen Antworten hatten ihm gefallen und während seines kurzen Aufenthaltes speiste er oft bei mir. Einst fragte ich ihn, ob es wahr sey, daß er fast niemals schlafe und, selbst ohne Noth, gegen die Natur ankämpfe, immer auf Stroh liege und nie Stiefeln und Degen ablege? Allerdings, antwortete er mir, — ich hasse die Trägheit, und in der Besorgniß einzuschlafen, habe ich immer in meinem Zelte einen Hahn, der mich sehr pünktlich und oft weckt. Will ich einmal der Weichlichkeit nachgeben und bequem ausruhen, so nehme ich *einen* meiner Sporen ab. Als er zum Feldmarschall ernannt worden war, vollzog er seine Einsetzung in Gegenwart seiner Soldaten auf die sonderbarste Weise selbst: er ließ in einer Kirche zu beiden Seiten des Schiffs in Reihen so viele Stühle stellen, als ältere Officiere vom Generalstabe da waren, trat in der Weste in den Tempel und sprang über jeden Stuhl, wie Knaben einer über den andern springen, und nachdem er auf diese Weise geschickt daran erinnert, wie er alle seine Re-

benbuhler übersprungen, bekleidete er sich mit der Staats-Uniform der Marschälle, bedeckte sich mit zahlreichen Orden, mit denen man ihn verschwenderisch belohnt hatte, und forderte dann die Priester mit Ernst und Würde auf, die Feierlichkeit mit einem Te deum zu endigen. Man erzählt, daß, als der Kaiser von Oestreich ihm den ehrenvollsten seiner Orden sendete, er sich auch selbst als Ritter aufgenommen und öffentlich, vor einem großen Spiegel, mit den lächerlichsten Ceremonieen die Decoration umgehängt habe. Als er das erstemal mit Hrn. Alexander v. Lameth, der auch nach Kiew gekommen war, zusammentraf, dessen Fehler auch niemals eine zu große Biegsamkeit des Characters war, schien mir ihre Unterhaltung originell genug, um sie hier anzuführen: Aus welchem Lande sind Sie? fragte trotzig der General. — Franzose! — Stand? — Soldat! — Grad? — Oberster! — Ihr Name? — Alexander v. Lameth. — Gut! — Hr. v. Lameth, ein wenig empfindlich über diese kurzen Fragen, wendete sich nun seinerseits, ihn fest in's Auge fassend, an ihn auf gleiche Weise: Aus welchem Lande sind Sie? — Russe, augenscheinlich! — Stand? — Soldat! — Grad? General! — Name? Suwarow! Gut! — Da fingen beide an zu lachen und standen seitdem recht gut zusammen.

Die gesellschaftlichen Versammlungen zu Kiew boten drei sehr verschiedene Gemälde dar: bei der Kaiserin sah man wechselsweise entweder den glänzendsten Hof oder den engsten und heitersten Kreis. Von dem Hause, wo wir, Cobentzel, Fitz-Herbert und ich, es übernommen hatten, die Honneurs der Stadt für die Russen und Fremden zu machen, hätte man sagen können, daß es das Caffeehaus von Europa sey; es wurde nicht leer: man fand da Menschen von allen Nationen; man hörte die Sprachen aller Länder; man genoß Schüsseln, Früchte und Weine aus allen Himmelsgegenden; man spielte alle Arten von Spielen; endlich verging die Zeit in allgemeinen Unterhaltungen oder in Privatgesprächen jeder Art, vom ernsthaftesten bis zum komischsten und vertraulichsten. Wenn man dagegen zu dem Kloster von Petschersky hinaufstieg, um dem Fürsten Potemkin den Besuch zu machen, der daselbst seine Wohnung aufgeschlagen, so schien es, daß man der Audienz eines Veziers von Constantinopel, von Bagdad oder Cairo beiwohne. Das Schweigen und eine Art Furcht herrschte daselbst. Sey es aus einer natürlichen Indolenz, sey es aus affectirter Hoheit, die er für nützlich und politisch hielt, — dieser mächtige und launige Günstling Catharinens erschien zwar einigemal in großer Marschalls-Uniform, bedeckt mit Orden in Diamanten, eingehüllt von Stickereien und Spitzen, frisirt, gelockt und gepudert wie der vorzeitlichste unserer Hofleute — aber gewöhnlich fand man ihn in einem Pelz, mit offenem Halse und halbnackten Beinen, die Füße in weiten Pantoffeln, die Haare glatt und ungekämmt; er blieb, weichlich ausgestreckt, auf einem breiten Divan, umgeben von einer Menge von Offizieren und den höchsten Personen des Reichs, selten einen von ihnen zum Sitzen einladend und fast immer den Schein annehmend, als sey er mit einer Partie Schach zu beschäftigt, um die Russen oder Fremden zu bemerken, die in den Saal traten.

(Fortsetzung folgt.)

Reim-Diätetik.

Der Iris ist von verehrten Händen ein Curiosum zugekommen, dessen Inhalt ihren freundlichen und lebensfrohen Lesern nah und fern nicht unwillkommen seyn kann, da es eines Theils die Erinnerung an einen verdienten Mann auswecket, anderes Theils als eine alte Stimme in neumodischem Tagesgespräch doppelte Aufmerksamkeit verdient. Bekanntlich entbindet sich der große Pulverdampf, der von der Homöopathie gegen die altbewährte Medicin — mehrentheils ohne Kugeln, und folglich ohne Todesgefahr, — außer für Patienten — in Bewegung gesetzt wird, hauptsächlich aus einem großen Weihrauchfeuer, das sie um die beiden hippokratischen Lehren: Diät und wenig Arznei angezündet hat. Hier haben wir ein Recept, das gleich dem hundertjährigen Kalender auf alle Fälle gilt, und durch ein ansehnliches Alter auf Ehrfurcht Anspruch machen kann. Wer zu einem Schmause geht, wer zu viel zu leben hat, wer sich gern überstudirt, wer immer an einer Preßhaftigkeit eines zu viel oder zu wenig arbeitet, der wird diesen kleinen gereimten Katechismus nicht ohne Nutzen memoriren, um bei der großen Confirmation zu einem langen Leben und frohen Alter wohl zu bestehen. Die naive Derbheit seiner Reime aber werden wir dem biedren Alten um so freundlicher nachsehen, als schon die salernitanische Schule die Methode, dergleichen Dinge ehrlich herauszusagen, sanctionirt hat; und überdieß ist uns ja, als geraden deutschen Seelen, eine nackte Wahrheit lieber, als eine frisirte Lüge, bei welchem Sinne uns, wenn auch die ganze Welt das prüde Seitabdrücken und hinter dem Berge Halten zu ihrem Wahlspruch machen sollte, der Himmel gütig erhalten wolle. Doch ehe wir unsere gereimte Diätetik vorführen, mögen die Personalien des Autors in der Kürze Erwähnung finden.

Daniel Wilhelm Triller, geboren zu Erfurt 1695, starb 1781. Im Jahr 1713 bezog er die Universität Leipzig, erlangte 1718 in Halle die Doctorwürde, hielt darauf Vorlesungen in Leipzig, ward 1720 als Landphysicus nach Merseburg berufen, und ging 10 Jahre später mit dem nassau-saarbrückischen Erbprinzen als Leibarzt auf Reisen nach Frankreich und Holland. Er practizirte hierauf in Frankfurt am Main bis zum Jahr 1745, wo er als Leibarzt zum Herzog von Sachsen nach Weisenfels berufen ward. Nach dessen Tode im Jahr 1746 kam er an den Hof zu Dresden. Im Jahr 1749 trat er aber wieder als öffentlicher Lehrer in Wittenberg auf.

Als Arzt hat er viele Abhandlungen geschrieben, die zum Theil jetzt noch sehr geachtet sind. Seine Schrift de pleuritide ist allen Aerzten bekannt; sein Dispensatorium pharmaceuticum universale 2 Vol. in 4⁰ ist noch jetzt schätzbar, ja oft unentbehrlich. Viele seiner kleinen ärztlichen Schriften sind in drei Quartbänden gesammelt; seine zahlreichen Gedichte haben mehrere Auflagen erlebt. Alles, was er geschrieben, ist interessant durch einen blühenden Styl, scharfsinniges und geistreiches Urtheil und eine ungeheure Belesenheit. In seinem 33sten Jahre gab er eine Beurtheilung der Hippocratischen Schriften, der vorhandenen Manuscripte, Ausgaben und Commentatoren heraus, und versprach eine critische Ausgabe dieses Schriftstellers, woran er noch in seinen späten Lebensjahren arbeitete. Wäre diese Ausgabe erschienen, so würde Triller in allen Welttheilen ruhmvoll gekannt seyn. Kein Herausgeber des Hippocrates besaß so tiefe Sprachkenntniß, mit so viel Geschmack als Triller, nach dem erwähnten Bruchstück und seinen übrigen Abhandlungen zu urtheilen.

Die deutsche Sprache, die Poesie vorzüglich, waren dazumal noch in ihrer Kindheit, Triller aber war Meister hier wie im Griechischen und Lateinischen. Er schrieb ein Heldengedicht (den sächsischen Prinzenraub,) das jetzt aus begreiflichen Ursachen vergessen ist. Von ihm besorgt ist Opiz in vier Bänden 8. als Prachtausgabe der damaligen Zeit (1746) erschienen.

Schade daß er im Jahr 1766 ein Gedicht gegen die Blatternimpfung herausgab und durch Tendenz, Inhalt und Form sein Ansehen schmälerte.

Nachstehende Verse schrieb unser Arzt-Dichter in seinem 84sten Jahre.

Discite! quam parvo liceat producere vitam
Et quantum natura petat.
Lucani Phars. IV. 377.

Viel Freunde wollten mich befragen,
Ob ich auch etwas beigetragen,
Weil sich mein Alter so erhöht,
Daß es auf höchster Staffel steht?
Nun diesen will ich kurz berichten,
Wie ich dabei mich vorgesehn,
Und was nach Arzt- und Christenpflichten,
Bisher von mir, mit Nutz, geschehn.

Gott zwar verlängert unser Leben,
Allein der Mensch muß auch darneben
An seinem Theile sich bemühn,
Den Lebensfaden lang zu zieh'n.
Er muß in die Natur nicht stürmen,
Als wäre sie von Stahl und Stein,
Vielmehr mit Sorgfalt sie beschirmen,
Und ihr getreuer Beistand seyn.

Dies hab ich an mir selbst erfahren,
Dies brachte mich zu langen Jahren
Nebst Gottes sonderbarer Gunst:
Als Arzt, gebraucht ich keiner Kunst,
Ein hohes Alter zu erlangen.
Allein Gemüthsruh und Diät
Macht, daß die Uhr stets richtig gangen
Und noch bis dato richtig geht.

Man hüte sich, will man gedeihen,
Daher vor allen Arzeneyn;
Sie schwächen und zerstören nur
Umsonst die Ordnung der Natur.
Soll ich nun noch ein Mittel sagen,
Das sicher und doch wohlfeil sei.
Hier ist es: Bei gesunden Tagen
Wird Nichts zur besten Arzeney.

Die Frühlings- und Verwahrungscuren
Entkräften öfters die Naturen
Und bringen schlechten Vortheil ein.
Zumal wenn sie zu heftig seyn.
Das Aderlassen und Purgiren
Ist aus Gewohnheit, wie man pflegt,
Nie bei Gesunden einzuführen,
Weil es die Kräfte niederschlägt.

Denkt man sein Alter hoch zu bringen,
So halt' man Maas in allen Dingen:
Im Essen, Schlafen, Liebe, Wein
Und Arbeit, muß man mäßig sein.
So hat Hippocrates geschrieben,
Und die Erfahrung macht es wahr;
Er selber sucht' es auszuüben
Und lebte Hundert und Neun Jahr.

Drum ist die Antwort klug gewesen,
Die von dem Gorgias zu lesen,
Als er noch munter, stark und leicht
Schon Hundert und acht Jahr erreicht:
Ich soll euch, sprach er, Nachricht geben,
Wie ich so alt geworden sei?
So hört: in meinem ganzen Leben
War ich bei keiner Gasterei.

Man muß nicht Nacht zum Tage machen,
Noch, wenn es Schlafenszeit ist, wachen,
Zumal wenn man dabei viel sitzt
Und sich durch stark Getränk erhitzt.
Gewiß, die vielen Abendschmäuße,
Die überall fast allgemein,
Beschleunigen die letzte Reise
Und bringen schlechten Nutzen ein.

Viel' pflegen sich dem Tod zum besten,
Fast wie ein Opferthier zu mästen
Und unterbrechen vor der Zeit
Den Lebenslauf durch Ueppigkeit.
Ihr später Tisch steht oft voll Braten,
Pasteten, Kuchenwerk und Wein,
Damit sie früh in's Grab gerathen
Und bald der Würmer Speise seyn.

Soll eine Lampe lange brennen,
Ist ihr nur mäßig Oel zu gönnen,
Weil sie durch dessen Ueberfluß
Sonst allzufrüh verlöschen muß.
So ist es fast auf gleiche Weise
Mit unserm Leibe auch bewandt,
Reicht man ihm zu viel Trank und Speise,
Hat dessen Docht bald ausgebrannt.

Viel Wasser, wenig Wein darunter,
Macht das Gemüthe frisch und munter
Und das Geblüthe dünn und leicht,
Daß es frei durch die Adern streicht.
Es stärkt und reizet auch den Magen,
Daß die Verdauung bald geschieht;
Von anderm Vortheil nichts zu sagen,
Den dies Getränke nach sich zieht.

Für uns sind das die besten Weine:
Vom Neckar, Mosel und dem Rheine;
Burgunderwein ist auch nicht schlecht, —
Doch man bekömmt ihn selten ächt;
Daher ist er meist wenig nütze,
So wie verfälschter Malaga:
Champagner hat viel Kalk und Hitze,
Und wirkt oft Gicht und Podagra.

Ein Glas zur Stärkung für den Magen;
Ein Glas, die Grillen zu verjagen;
Ein Glas auch zur Vertraulichkeit:
Doch selten thu' man mehr Bescheid.
Denn fähret man noch fort zu trinken,
Pflegt oft viel Unheil zu entstehn,
Man sieht dann die Vernunft versinken
Und in dem Weinglas untergeh n.

Sonst macht man auch am Rhein und Maine,
Von Obst und Aepfeln manche Weine,
Die an Geschmack dem Rheinwein gleich
Und fast, wie er, an Kräften reich:
Allein, wie lieblich sie auch schmecken,
So pflegen sie doch insgemein
Ein heftig Hauptweh zu erwecken,
Wenn sie zu stark genossen seyn.

Will einer bald in's Grab versinken;
Der darf nur etwas Kaltes trinken,
Wenn er vorher sich stark erhitzt,
Daß er am ganzen Leibe schwitzt.
Alsdann wird er geschwind verscheiden:
Doch wenn er nicht gleich niederfällt,
Führt ein verzehrend langes Leiden
Ihn dennoch schmerzhaft aus der Welt.

Es kann die Milch in unserm Leben
Die allerbeste Nahrung geben,
Weil sie durch ihre sanfte Kraft
Gesund- und Kranken Nutzen schafft.
Doch dieser laß sie unberühret,
Wer Galle, Säure, Trockenheit
Und Hauptschmerz oder Fieber spüret,
Sonst fühlt er mehr Beschwerlichkeit.

Caffe ist auch nicht zu vergessen,
Er hilft verdauen nach dem Essen,
Auch nach dem Trunk zur Nüchternheit,
Und wirkt des Geistes Munterkeit;
Er lindert Haupt-und Leibesschmerzen,
Treibt Blähung, Wasser, Harn und Stein
Und kann sonst manchem schwachen Herzen
In vielen Fällen dienlich seyn.

Es läßt sich auch manch Uebel stillen
Durch Ehrenpreiß, Meliß, Camillen,
Nebst andern guten Kräutern mehr,
Auch ohne Thee von China her.
Sie wachsen frei vor unsern Füßen,
Umsonst und ohne Müh und Geld
Kann man sie frisch und grün genießen,
Da man den Thee nur dürr erhält.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Donnerstag den 1. März. **Fridolin**, Schauspiel in 5 Abthl.
Samstag den 3. **Camilla**, Oper in 3 Abthl.
Sonntag den 4. **Egmont**, Trsp. in 5 Abthl.
Montag den 5. (Zum Vortheil der Dem. Roisten): **Die diebische Elster**, Oper.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 43. Freitag, 2. März 1827.

Das Geheimniß.

(Fortsetzung)

Der Tröster.

Ninette warf sich schluchzend an die Brust der mitleidigen Mama. Ach, seufzte sie: Papa spielt auf dem Caffehause eine Parthie Billard, während sein Kind verzweifelt. Hätte ich doch nimmermehr mir solchen Zwang angethan! Hätte ich doch in diesem Stücke dem Vater nicht gehorcht. Die abscheuliche Claudine! der lieblose Reimar! — Und aus schüttete sie den ganzen Vorrath ihres Kummers in den Schooß der gütigen bedauernden Mutter, die aber auch nur ein Bedauern, keine thätige Hülfe für ihr Herzblättchen hatte. Sie ermahnte zur Geduld, sprach von der Vergänglichkeit aller irdischen, so auch der Kirchweihfreuden, entschuldigte Claudinen halb, den Referendar hingegen gar nicht, und ließ ein Wörtchen einfließen vom ungalanten Bräutigam, der hinterher ein Despot von Ehemann geworden sey. Die herrschlustige Ninette schickte einen stummen, aber inhaltschweren Seufzer zum Himmel, und trat an das Fenster, um Claudinen nachzusehen, die so eben ganz allein aus dem Hause ging, und in der That die Richtung einschlug, die nach der Gasse der Wittwe Stoll führte. Schon geraume Zeit war Dinchen um die Ecke verschwunden, als von der entgegengesetzten Seite im Festputz Hr. Lavendel daherkam, auf Goldammers Haus zuruderte, und von der lauernden Magd den Bescheid erhielt, wie ihn auch Ninette erhalten. Lavendel drehte sich mit einem Schafsgesicht auf dem Absatze um und erschrack beinahe, da er Ninette am offnen Fenster sitzen sah. Der Schreck war übrigens ein freudiger, denn mit der zuckersüßesten Miene zog er den Hut, machte seine Verbeugung und erkühnte sich sogar, näher heranzukommen, vor Gundlings Hause zu halten und eine Phrase über Wind und Wetter zu wagen. Ninette gab freundliche Antwort, und wir wissen nicht recht, wie es geschah, daß Mama den blöden Herrn einlud, einzutreten, noch wie er es unternehmen konnte, Folge zu leisten. Genug, in wenig Augenblicken saß er in Gundlings Stube, schwatzte mit Madame über Hanf, Roggen und Syrup, mit Ninetten über Claudinen, und das nicht zum allervortheilhaftesten, denn er war heftig piquirt, umsonst gekommen zu seyn, sie nach Eschholz abzuholen; kraute den Spitz hinter den Ohren und bot sich Ninetten als freiwilliger Garnhaspel an. Dies Anerbieten wurde gütig angenommen, und aus den Augen der Mama leuchtete der Stern des Wohlgefallens, als sich Lavendel gesprächig und wichtig über sein Vermögen ausließ, seine Grundstücke, seine Vorräthe an Leinwand, Wein und Korn. Ninettens Blick wurde auch stets freundlicher, da der ins Gespräch Gekommene alle Augenblicke den Refrain anstimmte: Ja, Sie, wertheste Jungfer, Sie sind gut, Sie sind so von Herzen gut, und wollte Gott, es wären alle Leute so! Sie haben Sinn für das Solide, und würden gewiß nicht, wie gewisse Personen, von mir begehren, ich sollte Gedichte machen, die ich doch nie zu machen lernte. Sie würden mich nicht Eis und Holz schelten, daß ich nicht beim Mondschein in Verzückung falle und mich über die Morgenröthe nicht ausgelassen freue, weil sie gewöhnlich einen regnerischen Tag bedeutet. Ach! Sie würden mich um den Finger wickeln können, wie diese Garnstränge um meinen Arm, wenn — Hier verstummte Lavendel, der seit einem Jahre nicht so viel hinter einander weggesprochen hatte, aber er sah recht beweglich in Ninettens Augen, die ihn wiederum anschauten wie einen Tröster. Mama jedoch, an Leinwand, Korn, Wein und den ergiebigen König Salomon denkend, flüsterte bei günstiger Gelegenheit der Tochter in's Ohr: Gott ehre mir den wackern soliden Mann! das wäre ein Andrer als der Referendar; reich — manierlich — und ein wahres Lamm auf Erden.

Der Hochverrath.

Die Stunden wurden auf solche Weise zu Minuten, und der duftige Abend kam herangeschlichen, unvermerkt. Ninette begriff nicht, wie sie den gutmüthigen Lavendel habe so lange übersehen können. Lavendel begriff nicht,

warum er so lange sich gescheut hatte, an die vernünftige Ninette ein Wort zu richten; Mama begriff am allerbesten, daß dieser Tag einen langgenährten Wunsch ihres Herzens zu befriedigen im Stande seyn könnte, und that ihr möglichstes, das gute Einverständniß zwischen Beiden zu befestigen. Ueber dem Apotheker schwebte ein ausnehmend günstiger Planet, und sogar seine Sprichwörterwuth, in die er nach und nach Gewohnheitshalber verfiel, wurde nachsichtig von den Frauen beurtheilt. Der Zufall und Frischlingens beste Klatschzunge schlossen Allianz mit König Salomo's Statthalter. Die Gassen wurden nämlich ein wenig lebendiger durch mehrere Schaaren von Eschholz zurückkehrender Bürgerfamilien. Schon auf eine Straßenlänge im Voraus vernehmbar durch rastloses Geplauder und Gelächter hielt auch die Frau Stadtarmenkassaverwalterin Lips sammt Gefolge ihren Einzug, und bewegte sich langsam Gundlings Hause zu, vor welchem Mama, Ninette und Lavendel auf der Bank in der Abendkühle sich niedergelassen hatten. Die Züge der Verwalterin belebten sich ungemein, da sie diese Gruppe gewahrte. Charmant! rief sie, vor derselben mit ihrem Geschwader plauderhafter Basen stehen bleibend: Das lasse ich mir gefallen! Guten Abend, Frau Reviserin. Guten Abend Ninettchen; Guten Abend, verehrter Herr Lavendel. Sie haben den rechten Theil erwählt. Wie Du mir, so ich Dir. — Ach wie beklagen wir Sie, liebes Jungferchen! brauste das Chor der Muhmen: Wie condoliren wir, bester Herr Apotheker! — Die Bemitleideten schauten hoch auf, und die Mutter bat um Erläuterung. — Wertheste Frau Nachbarin, begann Frau Lips mit unaufhaltsamem Strom der Rede: Billig lassen wir Bedauern vernehmen, denn die falsche Welt, die täglich uns berückt, fällt immer mehr in Satan's Stricke. Wir wußten zwar allesammt, Liebwertheste, daß in Ihren Verhältnissen ein gewisses Dunkel obwalte, unergründlich für unsere sorgliche Theilnahme; aber, daß es sich also lösen würde, dachten wir nicht in unsrer Einfalt. — So sprechen Sie doch! bat Frau Gundling, und auf der Bank wurde zusammengerückt, um der Sprecherin Platz zu machen, während ihre Suite einen Halbzirkel bildete. — Wir wußten allzumal, fuhr Frau Lips fort, daß der Hr. Referendar nach der Residenz geritten, Goldammer's Claudinchen zu der kranken Frau Stoll gegangen seyn sollte, und wir gaben alle hiezu unsern Beifall. Denn wer in seinem Beruf wandelt, wandelt vor Gott; und Kranke zu besuchen, ist eine von den christlichen Barmherzigkeiten; aber — Sie werden erstaunen: Die Muhme Stoll liegt allein zu Hause, — den Referendar hat die Residenz nicht gesehen. Draussen auf der Kirchweih im Hause der alten Fürstenau wird schalmeyt und gesprungen, getanzt und gesungen, und der Referendar walzt mit Claudinchen daselbst einmal um's Andre herum, daß es staubt und donnert. Die Leutchen scheinen recht intim geworden zu seyn, und die hochnäsige Mamsell Furstenau schürt das Brändchen, wie man hört. — Ninetten stiegen Thränen des Zorns in die Augen; — mit offnem Munde gaffte Lavendel auf die Lippen der Verwalterin. Diese fuhr aber fort: Saubre Historien sind das allerdings, Frau Revisorin, aber die Christenpflicht erforderte, daß ich den Mund aufthat. Ich sagte es immer: Aus der Residenz kommt nichts Gutes, und solche Falschheit ist an treuen Herzen — sie zeigte auf Lavendel und Ninetten, — ein wahrer Hochverrath. — Wahrer Hochverrath! stimmten die Basen ein, schüttelten bedenklich die Köpfe, blickten bedauerlich auf die Verrathenen und zerstreuten sich in alle Welt, um die unheilvolle Mähre zu verbreiten.

(Schluß folgt)

Reim-Diätetik.

(Schluß)

Vor allem laßt uns nun erwägen,
Wie viel uns an der **Luft** gelegen,
Ja wie sie unentbehrlich sey
Und Allen Lebenskraft verleih:
Was steht und geht, was schwimmt und schwebet,
Was in der Erde Gründen schleicht,
Dieß alles wird durch sie belebet,
Daß es nicht vor der Zeit erbleicht.

Sie ist ein Balsam für das Leben,
Der ihm stets frische Kräfte geben,
Erhalten und vermehren kann
Und stehet billig oben an.
Die also sich der Luft entziehen,
Zumal bei holder Frühlingszeit,
Die suchen selbst ihr Glück zu fliehen,
Das ihnen Gott so reichlich beut.

Drum soll man die Bewegung lieben,
Und in der freien Luft sich üben;
Durch Fahren, Reiten, oder Gehn
Kann für den Leib viel Nutz entstehn.
Die Glieder werden mehr gestärket,
Die Nerven besser ausgestreckt,
Die Lust zum Essen mehr bemerket,
Und Neigung auch zum Schlaf erweckt.

Insonderheit das Wasserfahren
Dient, die Gesundheit zu bewahren;
Die frische Luft und kühle Kraft
Des Wassers hat die Eigenschaft,
Den schwachen Körper zu erquicken,
Daß sich der Trieb zur Speise mehrt.
Wie diese Wirkung zu erblicken,
Wenn man zu Schiffe lange fährt.

Der **Zugluft** such' man auszuweichen,
Daß sie die Glieder nicht bestreichen
Noch auf den Nacken stoßen kann;
Sie richtet oft viel Unheil an.;
Die Nerven werden stark beschweret,
Daß meist ein strenger Schmerz entsteht,
Der Jahr und Tag, ja länger, währet,
Eh' er nach langer Cur vergeht.

Nichts ist für die Gesundheit schlimmer
Als ein zu stark geheiztes Zimmer,
Voraus wenn man bei'm Ofen sitzt
Und durch Getränk sich mehr erhitzt:
Weil Hauptschmerz, Ohnmacht, Angst und Keuchen
Nur von der heißen Luft entstehn;
So säume man nicht, zu entweichen
Und in die kühle Luft zu gehn.

Das Waschen ist nicht zu vergessen,
Des Morgens früh und nach dem Essen
Wird solches bei Gesicht und Hand
Mit großem Nutzen angewandt.
Dieweil es reinigt, stärkt und kühlet.
Der Mund sey auch zu gleicher Zeit
Mit frischem Wasser ausgespület
Zum Dienst und Zweck der Reinlichkeit.

Man soll, voraus in Sommertagen,
Auch öfters frische Wäsche tragen,
Hingegen wenn man sich erhitzt,
So daß man auch schon wirklich schwitzt,
Ist sie nicht kalt an Leib zu bringen.
Sonst bleibt die Regel allgemein:
Die Reinlichkeit in allen Dingen
Kann der Gesundheit dienlich seyn.

Auch Bäder soll man fleißig brauchen,
Doch daß sie nicht zu hitzig, rauchen;
Man glaubt nicht, wie ein heilsam Bad
Oft mancher Krankheit Einhalt that:
Hier können Perser, Saracenen,
Und andere Völker Zeuge sein;
Weil sie sich jung an's Bad gewöhnen,
Sind sie meist frei von Gicht und Stein.

Das Flußbad nebst dem Gliederreiben
Muß auch nicht gänzlich unterbleiben,
Denn es erleichtert Haupt und Brust,
Und macht zu sanft am Schlafe Lust.
Es kann die schwachen Glieder stärken,
Erwärmet, lindert und zertheilt,
Und läßt sonst noch mehr Kräfte merken,
Wodurch es manche Krankheit heilt.

Durch Pillen, Pulver, Trank und Säfte
Schwächt ein Gesunder seine Kräfte,
Weil solche Mittel nur allein
Im Nothfall Kranken dienlich seyn.
Wer nur mit vielen Arzeneyen
Den Leib zur Apotheke macht;
Der muß hernach zu spät bereuen,
Daß er zu früh sich — umgebracht.

Diät, Diät vor allen Dingen
Kann hier viel größern Nutzen bringen,
Daß man, nächst Gott, gesund und leicht,
Des Alters höchstes Ziel erreicht;
Gleich wie ich oben schon erwiesen:
Doch dieser Sache höchster Werth,
Den man noch nie genug gepriesen,
Verdient, daß man ihn oft erklärt.

Wenn ich zum Schluß nicht eilen müßte,
Sollt' hier noch eine lange Liste
Von solchen alten Leuten stehn,
Die nichts in der Diät versehn,
Vielmehr der Ordnung nachgekommen,
Und, wenn sich Leidenschaft empört,
Das Gleichgewicht in Acht genommen,
Daß sie bald wieder aufgehört.

Man hat auf diese beiden Stücken,
Gemüth und Leib, genau zu blicken,
Weil sie des weisen Schöpfers Hand
Zusammen allzufest verband.
Den Leib muß man nur mäßig speisen,
Damit er gleiche Kraft behält,
Und das Gemüth zur Ruh verweisen,
Auf daß es nicht in Unruh fällt.

Die dieses nun zu Herzen fassen,
Die können spät die Welt verlassen,
Gebrauchen auch die Aerzte nicht,
Noch einen andern Unterricht.
Sie müssen diese beide Sachen,
Gemüthsruh nämlich und Diät,
Zur täglichen Gewohnheit machen,
So wird ihr Lebensziel erhöht.

Societätskritik.

(Berliner Jahrbücher verlegt von Cotta.)

Endlich, ja endlich hat die wissenschaftliche Gerechtigkeit ihren Thronsitz erhalten. Und warum? Das neue Königthum soll errichtet sein (s. Allg. Ztg.) gegen das literarische Banditenwesen. Deswegen unterfertigen die Recensenten ihren werthen Namen. Ist dies was Eigenes? Werden Schwerdter weniger stumpf, stechen Stilette weniger, wenn ihnen der Name eingegraben ist? Und bedarf's gegen Banditen eines neuen Königthums? Dieses soll auch versammeln einen Hof der Gelehrten. Wohl den Hoffähigen! Welche Farbe hat der Societätsorden? Rouge ou noir? Soll dieser Hof einem Oberhofgericht über die gesammte literarische Deutschheit ähnlich werden? oder einer Hofassemblee? einem Hofball? einer Hofmarschallstafel?

Eigentlich erhält die Societätskritik, welche mit Bewußtsein zu verfahren ausdrücklich angekündigt

hat, drei Throne, den philosophischen zuvörderst; alsdann einen naturwissenschaftlichen; die dritte Stelle soll der philologisch-historische einnehmen. Man könnte es auch umwenden. Die Erfahrung kommt seitwärts auf beide Flanken. Natur und Menschengeschichtliches. In die Mitte der Thron der Philosophie oder des Philosophen, der an der Tagesordnung ist, so lange das Wirkliche das Wahre sein muß. In der Mitte muß diese Philosophie ihren Thron haben, um die beiden andern auseinander zu halten. Denn, vereint, möchten sie gar leicht so gut philosophiren, daß der Hauptthron für eine besondere Philosophie überflüssig und vacant würde. Dagegen wird diese sie vorsichtig beaufsichtigen, vornehmlich die philologische (die nicht-phantastische) Geschichte bewachen, und im Nothfall noch etwas weiter weg beiseit stellen. Sie, die Protections-Philosophie muß gegen die beiden Seiten-Figuranten als erster Consul in der Mitte sein, aber, wenn die Nation recht frei und freigebig votirt, soll es zum wenigsten zur Dictatur kommen, auf Lebens-Zeit; nämlich so lange, als die ..... Throndreifaltigkeit leben wird.

Einen Stoß oder Spalt, und nicht einen kleinen, hätte diese Dreifaltigkeit schon bekommen können, weil man nicht wußte, ob die drei Throne nach dem Alphabet, oder nach der Würde der Sachen gestellt werden sollen. Nach der ersten Ankündigung waren die drei Themisfürsten Marheinecke, Böckh, Hegel. Die 3 Throne mochten also B heißen, und H und??? —— Denn für die liebe Natur und ihre Wissenschaft konnte doch durch M nicht gesorgt seyn. Das N vacirte also. Und wie das M ohne Thron unterkommen sollte, war abzuwarten. Die große Frage hat indeß der Entscheidung sich genähert. Die drei Throne heißen immerfort B. H. und ??? — Für die Natur und ihre Wissenschaftlichkeit bürgt oder, compromittirt sich noch kein celebrer Name. Aber zuerst verdiente sich B stattlich placirt zu werden, weil es doch offenbar der wissenschaftlichen Alleingerechtigkeit gemäß war, zuerst ein Verlagsbuch des edlen Stifters dieser Themistrinität, welchen man sich auf beiden Seiten jedes Thrones, als den schildtragenden und alles zusammenhaltenden Herkules (Musagetes) mit der vergüldeten Keule denken muß, als sehr bedeutend voranzustellen. So klüglich führt die allererste Nummer *) den Beweis, daß diese sociale Kritik den Hauptzweck habe, das Schicksal deutscher Bücher den wucherlichen Privatabsichten einzelner Unternehmer zu entziehen, um, wie das Versprechen war, auf keine Weise der Willkühr oder dem Zufall irgend etwas vergönnt zu haben.

Zu allem Glück führte dann dieser Nichtzufall den B-Thron in die erste Stelle. Die zweite hat H durch eine für alle Symboliken tödtliche neue Lichtverbreitung über Indien in Besitz genommen, durch das große, wahre Licht nämlich, welches der alte Voß angezündet hat, dessen aber dabei, der wissenschaftlichen Gerechtigkeit zu Ehren, von dem weltklugen Philosophen mit keiner Sylbe gedacht wird. Und somit, da die imperatorisch absoluteste Philosophie nunmehr ihren Platz in der Mitte hat, mag, wer sich der lieben Natur annehmen will, mit der dritten Stelle zufrieden seyn. Der H-Thron steht, wie es seyn muß. Glück zu, für die Diktatur!

Zum Thron der Philosophie werden, laut der Ankündigung, auch Staatswissenschaft, auch Theologie, auch Jurisprudenz beigerechnet. Diesen Scepter küsse, wer küssen kann. Dem historisch-philologischen B-Thron ist nur die Kunstwissenschaft unterworfen. Immer Umfang genug und Schutz zugleich für das so leicht angreifbare, so hart angegriffene Corpus Inscriptionum. Wer möchte es mit dem Oberhofgericht über Alterthum, Kunst und Geschichte verderben? Das theologisch-phantastische M aber begnügt sich demüthig, unter dem Schutz des H Thrones ohne Thron in Sicherheit zu stehen. Was könnte besser vollends zum Agenden-Bischoff qualificiren? —

Als historische Probe der Societätskritik wird etwas über Mignet's Revolutionsgeschichte ausgestellt. Ohne Zweifel steckte das Etwas seit Jahr und Tag als ein Kleinod im Schreibepult. Wie käme sonst ein sehr alltägliches Gerede über eine schon seit zwei Jahren doppelt übersetzte Kritik der Revolution in die allerneueste Societätskritik? In der Hegel'schen Recension gegen das indische Ur- und Unwesen ist die versprochene feine Haltung nicht zu verkennen, mit welcher angedeutet ist, daß die vier Weltalter Freund Schelling's aus diesem Orient ihren Sonnenaufgang umsonst herleiten, und daß A. W. von Schlegel's lateinische Version der englischen Uebersetzung des Bhagawad Gita von Wilkins eine richtigere nicht überflüssig mache.

Nach solchen Musterproben der begonnenen Societätskritik kann es gar nicht fehlen, daß viele der bedeutendsten Gelehrten Deutschlands und besonders eine gewisse neu aufblühende Südsocietät, ihre Wärme mit der nördlichen mischend, sich, wie die Ankündigung vorausgesagt hat, den drei Thronen anschließen, und auf deren Stufen sich niederlassen werden. Börne's Satyr aber, wenn ihn die unpartheiische allgemeine Zeitung nicht total annihilirt hat, mag zusehen, wie er seine Versündigung an der gerichthaltenden Societät abbüßen möge.

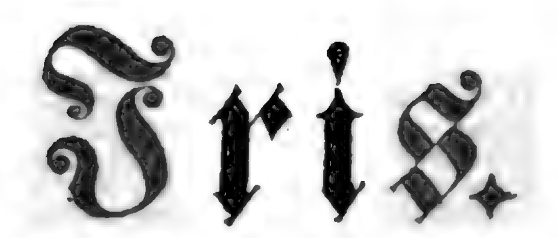
*) Sie enthält Böckh's langweilige Anzeige von Bröndsteds Reisen in Griechenland.

Museum

am 2. März 1827.

Beethoven's neueste Symphonie, Dminor.
Arie von Mozart, gesungen von Hrn. Hauser.
Ueber das Vicariiren der Sinne für einander. Ein physiologischer Versuch von Hrn. Dr. Med. A. Clemens.
Concertant für Fagott, vorgetragen von Hrn. Lindner.
Scherzo aus der Symphonie aus A von Beethoven.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 44. Samstag, 3. März 1827.

Das Geheimniß.

(Schluß)

Der Ueberfall.

Wie gerufen kamen Goldammer und Gundling daher, und staunten ob der Nachricht, die ihnen Mama's schnellfertiger Mund verkündete, Ninetten's rothe Augen, Lavendels verlegenes Lächeln und Händereiben bestätigten. Ei Donner und Wetter! polterte der Physikus: was fällt dem Mädel ein! — Sapperment! setzte der Revisor hinzu: was kömmt dem Referendar bei? — Ihre Stirnen waren gerunzelt, aber um ihre Mundwinkel spielte ein heimliches Lachen. Was ist dabei zu thun? begann der Doctor wieder. — Sollen wir der Schwätzerei allein vertrauen? fuhr der Revisor fort. — Selbst sehen, selbst hören! ermahnte die Mama, und der rasche Doctor faßte die Ermahnung auf. Ja, ja, rief er: und abermals ja. Noch ist es hell und der Abend freundlich. Hinaus gen Eschholz, und die Uebelthäter auf frischer That ertappt. Hinaus! riefen die Uebrigen, und zu dem Ueberfall standen die Freiwilligen bereit. — Ninette, Du wolltest? fragte der Revisor schlau und schmunzelnd. Ich bleibe nicht zurück; versicherte die Heldenmüthige halb grollend, halb lächelnd. — Und Sie, mein Herr Lavendel? — fragte Goldammer satyrisch, den Apotheker über die Achsel anschauend. — Wenn Sie es erlauben, führe ich Mamsell Gundling, erwiederte Lavendel mit einem schüchternen Bückling: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. — Der Doctor brach in ein hämisches Gekicher aus. — Recht viel Ehre, Herr Lavendel! erwiederte aber der Revisor freundlich; Ninette legte mit dem Uebergewicht einer Fürstin den Arm in Lavendels gekrümmte Rechte, und Mama Gundling machte mit Mama Goldammer, die ebenfalls herbeigekommen war, den Nachtrab. — Still und ohne Aufenthalt ging der Zug über wohlbekannte Wiesenpfade dem Maierhofe zu. Die Väter schritten gesticulirend und vertraulich schwatzend voran, — Lavendel unterrichtete Ninetten in den Anfangsgründen der Botanik, und die Mütter handelten das Kapitel von Brautstand und Hochzeit ab. Von ferne schon tönten ihnen die Geigen und der brummende Baß aus dem Maierhofe entgegen. Ein fröhliches Leben hielt dort seinen Wirbeltanz. Aus den Gebüschen knallten Schüsse, stiegen Raketen in die blaue Luft. Vor dem Hause an zahlreichen Tischen klirrten die Gläser, und oben an den vielen geöffneten Fenstern drehten sich bunte Walzerpaare vorüber. Nicht lange besahen sich die zum Sturme Anrückenden die Festung von aussen; rasch gings die Treppe hinan, und der Ueberfall war gelungen: Denn so eben hatte der Walzer geendet, und glühenden Gesichts kamen Reimar und Claudine den Feinden auf der Schwelle entgegen.

Erklärungen.

Wer wurde nicht einmal in seinem Leben, — wenn auch nur von der Mutter bei'm Zuckernaschen — auf etwas Verpöntem ertappt? Wer vermag es daher nicht, sich in die Lage des beschämten Pärchens zu versetzen? Schweigend folgte es den Winken der Ankömmlinge in den ziemlich menschenleeren Garten, wohin ihnen die bestürzte Louise nacheilte. Herr Referendar! begannen die Eltern einstimmig, und eine lange Pause trat auf diese Worte ein. — Aber mein Herr Referendar — sprach Lavendel mit einer Art von blöder Keckheit. — Mit Euch kein Wort, entgegnete der Referendar barsch, und wendete sich in bittender Stellung zu Ninetten. — Mit Ihnen kein Wort, entgegnete diese rasch, und ging auf Claudinen zu. — Mit Dir kein Wort; rief diese, und wollte ihr entfliehen, aber Ninette hielt die Ertappte fest, und während die Väter den Referendar, die Frauen Louisen in's Gebet nahmen, und Lavendel der herzugekommenen Tante Louisens den Barometerstand berichtete, und nebenbei den Grund ihres allseitigen Hierseyns, führte Gundlings Tochter die feindliche Freundin heftig in das

Bosquet. — Schöne Dinge, Mamsell! zürnte sie: ist das Freundschaft? Den Verlobten abspenstig machen, und in's Netz ziehn, mich vor der Stadt zu Schanden machen? ist das recht? — Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme! erwiederte Claudine pathetisch, und wollte abermals entfliehen, doch abermals hielt die grausame Ninette sie zurück. — Du spottest meiner? rief sie ihr in's Ohr: Wähne jedoch nicht, als brächest Du mein Herz. Deine Falschheit kömmt mir nicht gänzlich ungelegen. Unsre Freundschaft hört auf; von Stund' an sind die Sachen wie zuvor. — Meinethalben! lächelte Claudine, obschon von Beschämung gemartert: Bin ich doch dann der Fessel ledig. Nicht um Deiner Vortrefflichkeit willen suchte ich Dich auf, magst Du jetzo wissen. Mein Vater hat mir befohlen, Dir schön zu thun; — ich hätte nie daran gedacht. — Gerade dasselbe gebot der meinige, versetzte Ninette schnell: Um seinem Willen zu genügen, der das gute Verständniß zwischen uns wünschte — Um den Gatten zu erringen, den ich mir auserseben — fuhr die Andre fort. — Richtig; eiferte Ninette: Reimar sollte der Preis seyn, wenn ich ausschließlich Deine Freundin bleiben würde durch Jahresfrist — So waren wir durch einerlei Vertrag gebunden? fragte Claudine erstaunt. — Wie ich jetzt erst sehe, Ungetreue! entgegnete Ninette: Aber, gleichviel. Der Vertrag ist zernichtet; Reimar wird nie der Meinige. — Um Ersatz wird er nicht verlegen seyn, spottete Claudine; und somit wären wir unsers Wortes quitt und ledig!

Der Liebesdienst.

Mit nichten! fuhr der Doctor dazwischen, der mit den Uebrigen in's Bosquet trat: Wir wollen halten, was wir auf jenem Fastnachtsball gelobten. Der Referendar kehrt zu seiner Fahne reuig zurück, und meine Mamsell Tochter wird nicht säumen, ein Gleiches zu thun. — Reimar schwieg mit niedergeschlagenen Augen. Ninette rümpfte höhnisch das Näschen, Claudine blickte trostlos zum Vater auf. Hinter demselben stand jedoch Louise und schüttelte lächelnd den Kopf, während Lavendel mit einer äusserst verschmitzten Miene zu Ninetten schlich und sehr ernstlich mit ihr zu flüstern begann. Der Doctor fuhr indessen fort, eine Strafpredigt zu halten, die sich in die Länge gezogen haben würde, wäre Claudine nicht an seinen Hals geflogen mit den Worten: Alles in der Welt, lieber Vater, nur den Herrn Lavendel nicht! — Alles in der Welt, bester Vater, nur nicht den Referendar! rief ihrerseits Ninette, und schmiegte sich an des Revisors Brust. — Stehen die Sachen plötzlich also? fragten die Väter mit verstelltem Ernst: Wohl! wir sind's zufrieden, insofern die Herrn Freier auch freiwillig zurücktreten. Den Freibrief aber für Eure Inkonsequenz in der Liebe müßt Ihr durch Konsequenz in der Freundschaft erkaufen, und nur, so Ihr gelobt, Freundinnen, bessere Freundinnen zu bleiben, als bisher, sey das Kreuz von Euch genommen. — Da schauten die Mädchen sich an, widerstrebend und gewährend zugleich, reichten sich dann abgewandten Auges die Hand und sprachen keine Silbe. Die schelmische Louise trat aber zwischen sie und führte sie einander in die Arme. Ich bin die Urheberin des Unheils, lächelte sie: und einen Ausweg Ihnen, meine Besten, zu geben schuldig. Ueberführen Sie die Väter von der Wahrhaftigkeit Ihrer Aussöhnung; besiegeln Sie dieselbe durch den uneigennützigsten Liebesdienst. Was Claudine liebte, sey Ninetten, und umgekehrt, wie es das gütige Geschick gerade fügt.

Das Geheimniß.

Der Referendar kniete vor Ninetten, Lavendel stand schmunzelnd neben Claudinen, und beide wurden förmlich abgetreten und ausgewechselt, wie zwei Creditive. Hierauf erst umarmten sich die Mädchen von Herzen; der Referendar holte Athem und Lavendel die Handschuhe hervor, mit seiner neuen Braut den Kirchweihball zu zieren. So machst Du mir Freude! sprach der Revisor vergnügt zu Ninetten, die gütig dem Apotheker die Hand überließ. — Optime! jubelte der Doktor, den Referendar küssend: Geschwind verplempert, geschwind geheirathet. Ihnen kaufe ich einen Rathstitel, und Sie führen meine Prozesse in der Residenz. So ist Alles in der Ordnung, so wie ichs gewünscht, und Ihr werdet sehen, Revisor, welche Freundschaft zwischen den jungen Frauen grassiren wird, bewohnt nur Claudine erst die Hauptstadt, und Ninettchen den Salomo. Die ganze Historia aber, setzte er, sich im Kreise wichtig umschauend, hinzu: obschon von zwanzig Augen mit angesehen, und von eben so vielen Ohren angehört, bleibe von Stund an für unser gutes Frischlingen — ein Geheimniß!

Die Reise in die Krimm.

(Fortsetzung)

Zu Kiew empfing ich durch ein Schreiben von Hrn. v. Vergennes die Nachricht, daß Ludwig XVI. den Entschluß gefaßt, die Notabeln seines Reichs um sich zu versammeln. Catharina bezeigte darüber lebhafte Freude; sie sprach mit Enthusiasmus davon und sah schon in dieser Versammlung die sichere Bürgschaft der Herstellung der französischen Finanzen und der Befestigung der öffentlichen Ordnung. Ich kann — sagte sie zu mir — einen jungen König nicht genug loben, der in den Herzen der Franzosen der würdige Nebenbuhler Heinrichs des Vierten wird. Alle Fremde, die sich zu Kiew befanden, welcher Nation sie auch angehörten, wünschten mir zu diesem Ereignisse Glück; so wahr ist es, daß damals überall, ohne daß man es ahnete, liberale Gefühle, edle Gedanken, und der Wunsch, Mißbräuche abgeschafft, Vorurtheile verdrängt, willkührliche Gewalt geschwächt und die Freiheit (die, um bestimmt zu reden, im Grunde nichts weiter als die Gerechtigkeit ist) im Fortschreiten zu sehen, insgeheim alle Gemüther bewegten, alle Seelen erhoben und in allen Herzen keimten. Die Privat-Interessen fürchteten noch nicht die Wunden, die sie davon empfangen sollten; das allgemeine Inter-

esse allein wurde gehört und begriffen. Glückliche Tage, die nicht wiederkehren! Wie viele tugendhafte Täuschungen umfingen uns in jener Zeit der Unerfahrenheit! Und darum hat, der Sirocco der Leidenschaften und die Wuth des Partheigeistes, seitdem die Seelen ausgetrocknet, die natürlichsten Gefühle vergiftet und auf lange Zeit das Glück zurückgedrängt, dem man beim Scheine des Lichts der Vernunft und der Wahrheit — ein Licht, das sich leider nur zu bald in die Fackel der Zwietracht verwandelt hat — in allgemeinem Einklange entgegen zu gehen schien. Ich theilte damals aufrichtig die glänzenden Hoffnungen des Mehrtheils der Menschen meiner Zeit und ich hatte Mühe, die düstern Vorgefühle zu begreifen, die diese famöse Versammlung der Notabeln meinem Vater einzuflößen schien. Er sprach in seinen Briefen nur von zu fürchtendem Unglück, von fast unvermeidlich gewordener Erschütterung und Umsturz. Als mich — schrieb er — der König um meine Meinung über den Rath fragte, den man ihm gegeben, die Notabeln zu versammeln, bat ich ihn, die Folgen eines solchen Entschlusses wohl zu erwägen; denn unter den gegenwärtigen Umständen, wo alle Gemüther in Gährung sind, könnten die Notabeln leicht das Samenkorn der Reichsstände werden: und wer könnte hiervon jetzt alle Resultate berechnen? Die Ereignisse haben diese Voraussagung eines alten Ministers gerechtfertigt; aber damals schien sie mir nur von einem Geiste der Gewohnheit und der Vorurtheile dictirt, der jede Neuerung, selbst die nützlichste fürchtete. Wenige Tage nachher erfuhr ich den Tod des Hrn. von Vergennes: er war ein Unglück für Frankreich und man möchte selbst fast sagen, ein Verlust für Europa, auf welches sein versöhnender, vorsehender und weiser Geist allmählig einen heilsamen Einfluß gewonnen hatte.

Der Winter schwand endlich; die Wellen des Borysthenes machten sich endlich vom Eise frei; die Natur verließ ihren Trauerschleier und der nahende Frühling gab das Signal zu Catharinens Abreise.

Die Kaiserin schiffte sich am 1. Mai 1787 auf ihrer Galere ein, von der prachtvollsten Flotte begleitet, die je ein großer Fluß getragen. Sie bestand aus achtzig Fahrzeugen mit mehr als 3000 Mann Besatzung und Seeleuten. An ihrer Spitze fuhren sieben Galeren von einer eleganten Form, einer majestätischen Größe, künstlich gemalt und zahlreich bemannt mit gleichgekleideten Matrosen. Gold und Seide glänzten in den reichverzierten Gemächern. Eine der Galeren, die der der Kaiserin folgten, nahm Cobentzel und Fitz-Herbert auf; eine zweite war dem Prinzen von Ligne und mir angewiesen; die andern waren dem Fürsten Potemkin, seinen Nichten, dem Oberkammerherrn, Oberstallmeister, den Ministern und Großen bestimmt, welche Catharine der Ehre gewürdigt hatte, sie zu begleiten. Der Rest der Flotte hatte die Officiere von geringerem Grade, die Bagage und Munition am Bord. Mademoiselle Protasoff und der Graf Momonoff befanden sich mit auf der Galere der Monarchin. Wir fanden jeder auf den unsrigen ein Zimmer und ein Kabinet, gleich elegant und prächtig, mit einem bequemen Divan, einem trefflichen Bett von chinesischem Taffet und einen Secretair von Mahagony. Jede Galere hatte ihre Musik. Eine Menge Schaluppen und Kähne ruderten an der Spitze und den Seiten dieses Geschwaders umher, das einer Zauberschöpfung glich. Unsere Fahrt ging übrigens natürlich langsam; wir hielten oft an und benutzten diese Augenblicke der Ruhe, um uns an den Ufern des Flusses oder auf den frischgrünenden Inseln zu ergehen, womit er besäet war. Eine unendliche Volksmenge begrüßte die Kaiserin mit rauschendem Jubelruf, sobald man, unter dem Donner der Kanonen, die Matrosen des majestätischen Geschwaders ihre gemalten und glänzenden Ruder in die Wellen des Borysthenes tauchen sah. An den Ufern des Flusses strömte eine immer sich erneuernde Menge von Neugierigen zusammen, die von allen Punkten des Reichs gekommen waren, unsern Zug zu bewundern und die Producte ihrer verschiedenen Klimate ihrer Kaiserin als Tribut darzubringen. Oft sah man leichte Corps von Kosacken auf den Ebenen manövriren, die der Dnieper mit seinen Fluten benetzt. Die Städte, Dörfer, Landhäuser und hin und wieder ländliche Hütten waren so geschmückt und umgeben von Triumphbögen, Blumengewinden, eleganten architectonischen Verzierungen, daß ihr Anblick die Täuschung so weit vollendete, um sie in unsern Augen zu prächtigen Städten, plötzlich erbauten Pallästen und hergezauberten Gärten umzuschaffen. Der Schnee war verschwunden; lachendes Grün bedeckte die Erde; die Wiesen schmückte der Farbenschimmer der schönsten Blumen; der Glanz der Frühlingssonne belebte und färbte alle Gegenstände. Die Luft wiederhallte von den harmoniereichen Tönen unserer Musik und die verschiedenen Trachten der Zuschauer, die das Ufer füllten, veränderten ohne Unterlaß dieses reiche, bewegliche Gemälde. Als wir uns einigen großen Städten nahten, sahen wir Schwadronen von Elitentruppen aufgestellt, die durch die Schönheit ihrer Waffen und den Reichthum ihrer Uniformen aller Blicke anzogen. Der Contrast ihrer prächtigen Haltung mit dem ärmlichen Aeussern der Regimenter des Marschalls Romanzow deutete zur Genüge an, daß wir das Gouvernement dieses alten und berühmten Kriegers verließen und in das traten, welches das Glück dem Fürsten Potemkin zugetheilt hatte. Die Jahrszeit, die Natur und die Kunst, alles schien zusammenzuwirken, um den Triumph dieses mächtigen Günstlings zu sichern. Er hoffte, indem er der Kaiserin so viele wundervolle Eindrücke in dem Augenblicke bereitete, wo sie die neuerlich durch ihre Waffen eroberten Provinzen durchzog, ihre Ehrsucht zu entflammen und den Wunsch in ihr zu erregen, die kühne Hand nach neuen Eroberungen auszustrecken. Fünf Tage nach unserer Abreise hielten wir bei der Stadt Kaniew an, wo der König von Polen mit seinem Gefolge uns erwartete. Hier sollte die Zusammenkunft zwischen Stanislaus und Catharina stattfinden, beide merkwürdig, fünf und zwanzig Jahre vorher, durch ihre Grazie und Schönheit, beide einst vereint durch wechselseitige Liebe, und beide jetzt, nach so langer Zeit, nicht minder verändert in ihrem Aeußern wie in ihren Empfindungen. In dem Augenblicke, wo wir, der Prinz von Ligne und ich,

Zeugen seyn sollten von diesem theatralischen Wiedersehen, woran die Politik mehr Antheil hatte, als die Freundschaft, konnten wir uns des Lächelns nicht enthalten, indem wir die Traurigkeit und die Eifersucht sahen, die der junge Günstling, bei der Annäherung einer der Liebe so fremd gewordenen Zusammenkunft, empfand oder erheuchelte; denn es war klar, daß Stanislaus, dessen Krone auf seinem Haupte schwankte, nur aus Furcht und Interesse von seiner vormaligen Beschützerin die Gunst einer vorübergehenden Vereinigung erbeten hatte; und daß dieses mehr diplomatische als sentimentale Rendezvous ihm nur von einem kalten Wohlwollen bewilligt worden war. Unsere Flotte, deren Schiffe alle flaggten, war vor den Mauern von Kaniew in Linie aufgestellt, während auf den die Stadt umgebenden Anhöhen viele polnische Escadrons in prächtigen Uniformen und reicher Waffenrüstung glänzten. Die Artillerie der Flotte bezeichnete die Ankunft beider gekrönten Häupter. Catharina sendete auf einer eleganten Schaluppe mehrere ihrer Groß-Officiere ab, um den König von Polen zu begrüßen. Um alle in Verlegenheit setzende Etiquette zu vermeiden, glaubte dieser Fürst ein Incognito beobachten zu müssen, das übrigens mit dem ihn umgebenden Glanze wenig übereinstimmte, und sagte zu den ihn Einholenden: Meine Herren, der König von Polen hat mich beauftragt, den Grafen Poniatowski Ihrem Wohlwollen zu empfehlen. Als er die kaiserliche Galere bestiegen hatte, drängten wir uns im Kreise um ihn her, neugierig die ersten Bewegungen zu sehen und die ersten Worte dieser erlauchten Personen zu hören, unter so ganz verschiedenen Verhältnissen, als wie sie sich sonst gesehen hatten, vereint durch Liebe, getrennt durch Eifersucht, verfolgt von Haß. Aber unsere Erwartung wurde fast gänzlich getäuscht; denn nach ernster, majestätischer und kalter Begrüßung, bot Catharina dem König die Hand und ging mit ihm in ein Kabinet, wo sie eine halbe Stunde eingeschlossen blieben. Als sie wieder erschienen, suchten unsere neugierigen Blicke ihre Gedanken in ihren Zügen zu lesen; aber einige leichte Wolken auf ihrer Stirn machten diesen Versuch sehr schwierig: es war von Seiten der Kaiserin ein Wölkchen der Verlegenheit und des ungewohnten Zwanges — in den Augen des Königs lag ein Ausdruck von Traurigkeit, die ein angenommenes Lächeln nicht ganz verbergen konnte. Der König sprach sehr verbindlich mit allen von uns, die er kannte; die andern stellte ihm die Kaiserin vor. Mir begegnete er sehr huldvoll. Alles war berechnet, um keine Leere in einem Tag zu lassen, den man abzukürzen von beiden Seiten gleich sehr wünschte. Bald schifften wir uns auf schönen Schaluppen ein, um uns auf die zum Feste bereitete Galere zu begeben. Man konnte nichts prächtigeres, köstlicheres und ausgesuchteres sehen. Die Kaiserin hatte den König zur Rechten, den Grafen Cobenzel zur Linken; der Fürst Potemkin, Fitz-Herbert und ich, saßen ihren Majestäten gegenüber. Beim Aufstehen von der Tafel nahm der König die Handschuhe und den Fächer der Kaiserin einem Pagen aus der Hand und reichte sie ihr. Als er hierauf seinen Hut suchte und nicht finden konnte, ließ ihn die Kaiserin, die ihn bemerkt hatte, sich bringen und gab ihn ihm. Einst, gnädigste Frau, sagte Stanislaus, ihn entgegennehmend, gaben Sie mir einen weit schönern. Man kehrte auf die kaiserliche Galere zurück; der Zirkel war kurz und bot nichts merkwürdiges dar. Der König schiffte sich um 8 Uhr ein und kehrte nach Kaniew zurück. Sobald die Sonne untergegangen war, erglänzte der Berg von Kaniew in Feuer; an seinen Seiten hatte man einen fortlaufenden Graben aufgeworfen, der mit Brennmaterialien aller Art angefüllt war. Als sie angezündet waren, glichen sie der Lava eines Vulkans, ein um so treffenderes Bild, als in dem nämlichen Augenblick auf dem Gipfel des Berges hundert tausend Raketen gen Himmel stiegen und die Luft erleuchteten, sich in den Fluten des Borysthenes spiegelnd. Unsere Flotte war auch prächtig beleuchtet, so daß von unserm Horizonte die Nacht gänzlich gewichen zu sein schien. Der König hatte uns alle eingeladen und wir begaben uns zu ihm; er gab uns einen glänzenden Ball, aber die Kaiserin wollte nicht dabei erscheinen. Vergebens hatte sie Stanislaus beschworen, ihren Aufenthalt um 24 Stunden zu verlängern; die Zeit der Gunst war für ihn verschwunden. Catharina gab vor, sie fürchte durch diesen Verzug den Kaiser warten zu lassen, der zu Cherson mit ihr zusammen treffen sollte. Also endigte diese Zusammenkunft, die, trotz ihrer theatralischen Pracht, doch besser in der Geschichte einen Platz einnehmen wird, als in einem Roman; denn sicherlich wurde sie nicht von allzuzärtlichen Gefühlen verschönert und belebt.

(Fortsetzung folgt.)

Societätskritik.

Neustes Bulletin: Hauptquartier Berlin 15. Febr. 1827.

(Eingesandt)

Die Redactoren der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik haben schon Händel gehabt; — Böckh will wieder austreten. — In einer Versammlung der Theilnehmer wurden mehrere Mitarbeiter vorgeschlagen, z. B. Ranke (ein tüchtiger Historiker), da meinte Hegel „das seye eine gemeine Natur, der habe nicht den gehörigen Respect vor der Wissenschaft (d. h. vor ihm). „Auch Schleiermacher wurde vorgeschlagen; — Marheineke meinte „der sey wohl zu brauchen für biblische Exegese;" ein anderer Mitarbeiter schlug Savigny vor; von dem meinte Gans: „o ja, der sey nicht ohne Verdienst." Dieser Hr. Dr. Gans (eine Hauptperson bei der Sache) äusserte über Börne's Schrift: „es wäre recht hübsch geschrieben; — er wolle den Mann zum Mitarbeiter einladen!"

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 45. Sonntag, 4. März 1827.

Kleine Controverspredigten von Ll.

Zweite Abtheilung der dritten Predigt.*)

(S. Iris Nr. 37 vom 21. Febr.)

Nachdem ich nun, liebe Iris, ein Stückchen critische Fischleber gegen den Asmodi deiner Poesie und der deiner Mitschwestern verbrannt habe, will ich deine Augen mit ein wenig Galle salben, damit du in der Prosa klarer sehest, und nicht fortfahrest mit unter welche aufzutischen, von der man sagen könnte, sie sey selbst dies nicht einmal, sondern nur ein Knäuel verworrener Wörter. Es ist freilich schwer eine gute Prosa zu schreiben, beinahe so schwer als sie zu leben, und nicht mit Unrecht verwunderte sich der bourgeois gentilhomme, als er das Zeugniß vernahm, er habe immer Prosa gesprochen, da sehr viele es im Reden nur zum Prosaischen, selten zur Prosa bringen. Darum geht ihr auch bei den Völkern, so weit wir dies wissen, die Poesie voraus, welche mehr das Gefühl und die Phantasie als die Reflexion, das eigentliche Element der Prosa, in Anspruch nimmt. Was den Stil betrifft, so ist dieser freilich zuletzt nur ein Kleid des Geistes, das diesem von selbst wächst, wie dem Thier sein Pelz, und die einzige ersprießliche Stilübung besteht im Waschen und Kämmen dieses Pelzes, was darüber geht, wird immer verlohrne Mühe seyn. Du hast manchmal (zu deinem Lobe sage ich nicht oft) einen Stil, der von einer Hagebuche oder aus einer Weisdornhecke geschnitten scheint, und weil ein allgemeiner Ausspruch fast so gut als keiner ist, so führe ich als Beispiel den Aufsatz an über den schaudervollen Text: Wenn es nur Eine Frau gäbe. Ja wahrlich der Stil desselben wäre selbst zu einem Besenstiel zu holperig, und müßte noch gewaltig abgeschnitzt werden, sollte er auch nur für rauhe Hände dienen. Wie sind darin Sätze in Sätze eingeschachtelt, daß man den einen über den andern vergißt, und nur durch wiederholtes Lesen und Zerlegen derselben auffinden kann, was der Schreiber gewollt hat, weshalb er für Alle, die nicht wiederkäuend sind, gar nicht geeignet ist. Eine solche Schreibart ist namentlich für den Witz verderblich, der zwar nicht gerade à jour gefaßt zu seyn braucht, doch nicht durch verwirrte Schnörkel dem Auge entzogen werden darf. Den Verfasser jenes Aufsatzes kann man demungeachtet entschuldigen, weil offenbar nur die Angst, welche ihm seine schreckliche Betrachtung verursachte, jene Verworrenheit erzeugte. Denn daß derselbe Verfasser auch klar und deutlich schreiben kann, hat er neulich in einem

*) Auf die Bitte der Redaction um Fortsetzung der Buß- und Strafpredigt, die vielen Lesern der Iris eben so gut als der Ausgescholtenen selbst gefallen hat, ist ihr von dem geehrten Verfasser obige zweite Abtheilung mit einer Epistel zugekommen, worin es heißt: „Sollte Ihnen das Gesagte zu herb vorkommen, so werde ich es Ihnen nicht verargen, wenn Sie es nicht abdrucken lassen. Glimpflicher als ich es gemacht habe, konnte ich es nicht machen, und es ist so schon durch das Bestreben, schonend zu verfahren, sehr lahm geworden.“ Das leztere nicht zugebend, bedauern wir nur, daß der Verfasser sich allzusehr bemüht hat, uns zu schonen. Wir verstehen Scherz — und auch Ernst. Der Maasstab, den der Controversprediger an die anspruchlose Iris legt, ist so beschaffen, daß nur die Unterhaltungsblätter in Utopien ihn nicht zu scheuen haben. Deshalb dürfen wir dem Publikum eine geistreiche Arbeit nicht aus der stolzen Besorgniß, man möge daraus Mängel kennen lernen, die wir bisher zu verstecken gewußt, entziehen, sondern nehmen sie mit Vergnügen, so wie mit dem Vorsatz, guter Lehre ein offnes Ohr zu leihen, auf. Kaum bedarf es dabei der Bemerkung, daß wir manches vorbringen könnten, um unsre Schuld zu verkleinern, ja oft ganz abzuwälzen. Wir bedenken aber, daß man die Redner von der Kanzel nicht unterbrechen darf und machen uns daher nur an wenigen Stellen unsere Notenfreiheit zu nutz. A. d. R.

Stück Gelegenheitsprosa bewiesen, worin er die Kritik auf verständige Art vertheidigte. In andern deiner Aufsätze zieht sich die Schreibart in Faden, wie zäher Schafleim, während sie wieder in andern ohne alle Zusammenfügung ist wie Kleye, und in dem Gedankenkaviar, den du vor nicht langer Zeit gabst, ist die Sprache an der von innen erwärmten Spiegelscheibe des Geistes durch die Kälte des Verstandes als Eisblumenwerk undeutlich und in einander geronnen angeschossen. Demungeachtet darfst du dich in Hinsicht des Stils mit deinen Schwestern messen. Ich will nur das eine Mitternachtblatt nennen. Man betrachte den Handwerksburschenstil, womit diese windbeutelige Zeitschrift Frische und Kraft affectirt, so daß ihre meisten Nummern am blauen Montag abgefaßt zu seyn scheinen, und meine Bemerkung wird sich als wahr ergeben.

Doch gehen wir vom Stil zu deinen bunten Aufsätzen über. Diese bestehen, wenige wissenschaftliche Bemerkungen abgerechnet, in Erzählungen, Kritiken, Correspondenz und Aphorismen. Deine Erzählungen sind, das neulich mitgetheilte Myrtenfräulein abgerechnet, gewöhnlich dann nur vorzüglich, wenn du sie entwendet hast. Wenn du nun aus einem theuren Taschenbuch entwendest, wie Schefer's Waldbrand, so mag das hingehen; aber sage, mit welcher Stirne stahlst du das Galgenmännlein von Fouqué? Wer's noch nicht gelesen hatte, würde es für billigen Zins in der Bücherverleihe oder in einer Leihbibliothek bekommen haben, und konnte es dann auf einmal lesen, statt an den einzelnen Schnitten, die du daraus machtest, die ganze Woche zu käuen.*) Es finden sich freilich gegenwärtig wenige Männer in Deutschland, die sich als gute Erzähler bewährt haben (betrachte nur die Armseligkeiten der Tageblätter), aber laß dich die Mühe nicht verdrießen nach den wenigen zu suchen. Unter die guten zähle jedoch, den ganz gemeinen Troß abgerechnet, weder den längst nach herrlichen Anfängen in Manier untergegangenen Fouque, noch den süßlich matten frömmelnd eingebildeten Franz Horn, der, weil er statt Gefühl nur Schwäche hat, mit verrenkter Reflexion und breiter Affectation was ihm fehlt zu ersetzen strebt. Rechne auch nicht dazu den neulich auf der Bühne erschienenen Hauf, den Verfasser der Memoiren des Satans, woran der Titel das kräftigste ist. Oder hältst du vielleicht das breite Gewäsch über Frankfurt darin für witzig? Gewiß nicht, und doch hatte er so reichen Stoff. Allein der Schlehdorn saugt nur widrige Säfte aus demselben Boden, woraus die Rebe erquickenden Trank zieht, was Calderon so schön ausdrückt mit den Worten:

Was die schönste Nelke haucht
In des Gartens reine Lüfte
Ist's woraus die Natter Gifte
Und die Biene Honig saugt.

Dieser Mann hat in seinem Lichtenstein gezeigt, daß er weder Charaktere noch Verhältnisse weder auffassen noch zeichnen kann. Wer darüber einen strenggeführten Beweiß verlangt, der kann ihn von mir erhalten. Doch unter die guten Erzähler zähle außer Tiek den Leopold Schefer, und sollte dir ein dritter einfallen, (mir fällt leider grade keiner ein), so rechne ihn auch dazu.

Nun komme ich an deine Kritik, und dies ist ein wichtiges Kapitel. Denn je weiter eine Literatur vorschreitet, je mehr Ideen in ihr in Umschwung kommen, und besonders je mehr sie zur Reflexion gelangt, wie die unsrige gegenwärtig, um so nöthiger ist eine besonnene, auf die Culturgeschichte gestützte Kritik, sowohl zur Erklärung als Zurechtweisung. Nicht alle haben die Fähigkeit, literärische Producte zu würdigen und ihren wahren Gehalt klar einzusehen, obgleich sie dem dunkeln Einfluß derselben hingegeben sind, und darum muß hauptsächlich bei Werken, die von bestimmten Ideen ausgegangen sind und Principien darzustellen und in's Publicum einzuführen trachten, die Kritik beleuchtend auftreten. Sehr verwerflich dagegen ist jenes eklige Getreibe, jenes Wischiwaschi, womit sich so viele, die ein paar Bücher gelesen haben, aber keine ernste wissenschaftliche und philosophische Bildung besitzen, herumtreiben, und über Literatur salbadern. Das letztere geschieht am meisten und hauptsächlich in ästhetischen Blättern. Auch Du, liebe Iris, hast weder Plan noch Zweck bei deinen Beurtheilungen, und worauf gründen sie sich zuweilen? Nimm nur die neuliche Kritik über die literarischen Schwärmer. Was für einen Gesichtspunct der Beurtheilung stellt dein Recensent auf? Keinen. Man sieht nur, daß eine unkritische Hand die Recension entworfen hat, die hier und nachgebessert erscheint. Wie mochte nur der Verfasser sagen, es gehöre Literaturkenntniß zur Beurtheilung jenes Büchleins, da er sie ja doch nicht hat. Oder soll sie vielleicht in dem Gerede über Clemens Brentano bestehen, den der Recensent eifrig lobt, als wollte er den Verkannten der Aufmerksamkeit empfehlen? Dies wird nicht gelingen, so wenig es Bouterweck gelang, der, die Bemühung der Schlegel für südliche Literatur nachahmend, die holländische einführen wollte. In einer Zeit wie die unsre, die das verschiedenartigste aufnimmt, muß es lediglich an dem Dichter selbst liegen, wenn er zurückgesetzt wird und es liegt bei Clemens Brentano auch keineswegs am Publicum. Von der Natur mit Witz und Phantasie, sogar in reichem Maaße, ausgestattet,

*) Die Iris gesteht, daß sie manchmal, wenn ihr kaum eine mittelmäßige eigne Erzählung zu Gebot stand — und dieser Nothfall ist leider nicht immer zu umgehen — eine gute fremde sich angeeignet hat, und sie glaubt, dieß verantworten zu können. Neun Zehntheile der Originalerzählungen in den belletristischen Zeitschriften Deutschlands wecken den Wunsch, statt ihrer alte gute Bekannte wieder zu treffen. Das Zutheilen in kleinen Brocken ist ein Fehler, den alle Unterhaltungsblätter theilen, die bei geringem Umfang den vielfachen Forderungen, die an sie gemacht werden, entsprechen sollen. A. d. R.

hat er doch keine Bildung und Harmonie erlangt, sondern gießt vergeblich köstliche Tropfen ächten Geistes in einen Schwall gemüthloser Affectation, (?) so daß ihr Genuß nicht rein und erquickend ist. Arme Naturen mögen üppige Verworrenheit als Geistesreichthum anstaunen; dadurch wird die Sache selbst nicht anders. Denn wenn man viel von Geist redet, so kommt er dadurch nicht, und malte man ihn sogar an die Wand. Freilich ist dies Reden von Geist vielfach Mode geworden, aber es ist auch nur eine Mode, wie in einer früheren Periode die Vapeurs bei den Damen Sitte waren. Es hält schwer, für einen kritischen Koch, irgend ein Böckchen als Wildbret zu bereiten und mit dem Rauchfell eines literärischen Journals umhängt das Publicum zu täuschen, denn es ist nur zuweilen blind und nimmt späterhin den weggeschnappten Segen zurück. So zieht sich denn dort ein unbegründetes Gerede in betrübter zäher und wahrlich höchst langweiliger Breite hin, ausstaffirt mit kümmerlichem Haschen nach Witz. Dieser ist nun einmal eine angeborne Gabe, die sich nicht erzwingen läßt und durch kein Surrogat ersetzt wird. Doch statt jenes Gerede länger zu tadeln, will ich die literarischen Schwärmer selbst in der Kürze recensiren, wie folgt:

Es ist, verehrter Leser, bei Brönner in Frankfurt a. M. ein Büchlein erschienen mit dem Titel: Literarische Schwärmer, und als Anhang sind die berühmten Xenien zugefügt, ein Anhang wie etwa Frankfurt einer zu Sachsenhausen ist. Der Verfasser hat diese Xenien nachgeahmt, und es ist dabei hauptsächlich zweierlei in's Auge zu fassen, nämlich daß solche unmotivirte Urtheile entweder bekannte, allgemein oder wenigstens von vielen angenommene Ansichten über den fraglichen Gegenstand treffend concentriren, ihnen gleichsam ein Gepräge geben müssen, unter dem sie fortan cursiren und gerne ausgesprochen werden, oder daß sie sich auf große Autorität stützen, indem das bloße Billigen oder Mißbilligen eines als eminent bewährten Geistes schon an und für sich viel ist. Das Letztere und ich möchte sagen Wichtigste fehlt bei dem nach Mexiko gereisten Verfasser, weshalb das Erstere den Maaßstab zur Beurtheilung abgeben muß. Mehrmals ist es dem Verfasser gelungen, wie z. B. in den Xenien über Kotzebue und Clauren das angenommene Urtheil treffend auszusprechen. Die genannten Distichen sind gewandt und witzig und zeugen rühmlich für den Verfasser. Andre aber sind weder treffend noch wahr. So hat er sehr Unrecht, die Göttinger Anzeigen als Kritiken, wie sie Studenten beim Taback schreiben, zu bezeichnen. Man könnte ihnen eher Vornehmigkeit, Langweiligkeit vorwerfen, als dies (ich werfe ihnen nichts vor, weil ich finde, daß sie in dem gewählten Kreise sich richtig bewegen). Man sollte wahrlich zweimal zusehen, ehe man Blätter tadelt, woran Benecke, Jacob Grimm, Bopp, Heeren, Ottfried Müller, Dissen und ähnliche Männer mitarbeiten. *) Oefters sieht man es den neuen Xenien an, daß ihr Verfasser nicht recht vertraut war mit dem behandelten Gegenstand. So ist über Uhland nichts recht Bezeichnendes gesagt. Außer einigen neckischen und zarten frischen oder rührenden Lyratönen, gründen sich seine Lieder, (von seiner dramatischen Thätigkeit schweige ich, was das beste ist) die patriotische Zeitanregung abgerechnet, auf zweierlei Anregung, die durch altdeutsche Poesie und die durch nordfranzösische. Besonders hat ihn Letztere zu einigem wahrhaft Herrlichen veranlaßt. Das Xenion aber auf Uhland hat etwas Allgemeines, wie das Sonnenlicht, nur daß es nicht so hell ist. Ob der Verfasser wohl S. R's Gedichte genau angesehen hat, da er von ihm behauptet, er schleiche umher und agire den Petrarka. Wenn der Verfasser aus Mexiko zurückkommt, wollen wir ihn einmal fragen, worin das Charakteristische des Petrarka bestehe, und in welchem Gedichte S. R. ihn nachzuahmen bemüht gewesen. Ich fürchte, wir werden keinen genügenden Aufschluß erhalten, denn die Sonettform allein reicht zur Erklärung nicht aus. Eben so willkührlich wird A. W. Schlegel der deutsche Properz genannt. Properz sang die Liebe und schmückte seine Elegieen mit Liebesfabeln aus, wann hat Schlegel dies gethan, und was ist zwischen dem Geiste beider für eine Verwandtschaft? Ich weiß es nicht, weiß dagegen von viel Nichtverwandtschaft. Die Wortspiele auf die Namen der Schriftsteller, worin manche Xenien bestehen, sind leicht zu machen, und es ist fast rühmlicher, sie nicht zu machen, als das Gegentheil. Mehrere nichtssagende völlig matte Xenien auf Städte, die sich ohne alle Anstrengung in's Unendliche vermehren ließen, übergehen wir billig, erwähnen dagegen gerne, daß einige sittliche in der Sammlung sind, die bezeichnend und kräftig mehrere edle Gedanken ausdrücken. Wir schließen unsere Recension mit der Bemerkung, daß diese Nachahmung der berühmten Xenien zum Theil löblich, geistvoll und witzig gerathen, zum Theil verfehlt, auf alle Fälle aber nicht geeignet ist, das Aufsehen jener zu machen oder einen Impuls zu geben.

(Schluß folgt.)

*) Vor der Kritik und den Xenien gilt kein Ansehen der Person. Der Autoritätsglauben hat schon so viel Unheil angestiftet, daß man ihm nicht weit genug aus dem Weg gehen kann. A. d. R.

Charade.

Immer wünschet das Ganze je eher je lieber zu werden,
Was das Zweite besagt, wandelnd auf rosiger Bahn.
Doch zugleich wünschet es auch für immer zu bleiben das Erste;
Eitler und thörichter Wunsch! Ach er wird niemals erfüllt.
Denn es werde das Ganze das Zweite, oder es werd's nicht,
Bleibt es das Erste niemals, sondern sein Gegentheil wird's.

Auflösung der Charade in Nr. 40.

Leben. Nebel.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Samstag den 24. Febr. Die falsche Catalani, Posse mit Gesang in 2 Abthl.

Sonntag den 25. Graf Beniowsky, Schsp. in 5 Abthl. von Kotzebue. — Zwei Wiederholungen hintereinander, wovon weder die gestrige noch die heutige für uns anziehende Kraft hatte. Wir hörten jedoch, daß die Vorstellung des Graf Beniowsky zahlreich besucht und lobenswürdig gegeben worden sey.

Montag den 26. (Zum Besten der Pensions-Anstalt) Camilla, Oper in 3 Abthl., Musik von Paer. Leider konnten wir der Vorstellung dieser trefflichen Oper nicht beiwohnen, hoffen aber bei Wiederholung derselben (sie findet am 3. März statt) vollständigen Bericht geben zu können.

Dienstag den 27. Die Schwestern von Prag, komische Oper in 2 Aufz., Musik von Wenzel Müller. Diese Faschingposse, welche stets ihr Publikum fand, war geraume Zeit von dem Repertoire unserer Bühne ganz verschwunden. Wenn der heutige Tag denn doch überall dazu bestimmt ist, auf alle mögliche Weise toller Lust zu leben, dann ist die Wahl dieser Oper gewiß an ihrer Stelle, denn keine andre gibt wie sie Gelegenheit aller Laune den Zügel schießen zu lassen. Das Haus war auch ganz gefüllt und selbst in den Logen hatte sich zu der etwas derben Kost ein zahlreiches Publikum eingefunden. Anmuthige, gesangreiche und ächt komische Musik läßt Freunde der Oper nicht unbefriedigt und der Lachlustige findet reichlichen Stoff zur Erschütterung des Zwergfelles. Mehr aber läßt sich jedoch über Stücke der Art nicht sagen; sie stehen über und unter aller Kritik. Aber was sollen wir zu den Leistungen unserer Künstler sagen! Wo finden wir Worte zu berichten, wie ein toller Geist sie Alle ergriff und wie in Jedem Held Carneval sich aussprach? Nein, kommet selbst und sehet und lachet, wie wir lachen mußten. Hr. Ludewig (Crispin) zeigte sich uns in einer ganz neuen Sphäre und wir gestehen gerne, auch hier müssen wir nur unsere früheren Urtheile über ihn wiederholen. Ganz besonders freute es uns, daß Hr. Ludewig einmal gegen die Unsitte sprach, den Künstler dafür, daß er mit großer Anstrengung einen Gesang gut vortrug, durch eine Aufforderung zum nochmaligen Vortrage zu ehren. Vergebens aber war seine Erzählung; er wurde hohen Ortes nicht verstanden, und mußte dennoch die geforderte Arie wiederholen. Ueber die Leistungen der Hrn. Hassel und Leißring (Caspar und Pappendeckel) verweisen wir auf die früheren Jahrgänge dieser Blätter, wo ihrer schon lobend erwähnt wurde. Hr. Marder (Johann) spielte recht brav und erfreute uns durch den gelungenen Vortrag des Recitativs der Schwestern von Prag. Hr. Marrder kann durch Fleiß und Studium ein tüchtiger Künstler werden, möge er nicht durch allzugroßes Selbstvertrauen von der rechten Bahn sich ableiten lassen. Hr. Kirchner (Chevalier Chemise) war in der besten Laune; nur seine Kleidung und besonders die ganz eigne Brille wollte uns nicht zusagen. Bei dem Ständchen im ersten Akte wurden die Violin- und Flötensolo's mit der den Gliedern unseres Orchesters würdigen Weise ausgeführt. Hr. Hassel schlug seine Holzharmonika mit besonderer Virtuosität und begleitete den Gesang des Hrn. von Pappendeckel wahrhaft komisch.

Mittwoch den 28. Die Entführung, Lustsp. in 3 Abthl. von Jünger. Hierauf: Der Kaliph von Bagdad, Oper in 1 Aufz., Musik von Boieldieu. Jüngers Lustspiele verdienen es wohl, auf dem Repertoire erhalten zu werden. Freilich sind sie größtentheils französischer Herkunft, aber sie haben doch alle bei der Bearbeitung eine deutsche Physiognomie gewonnen, und die witzige Verknüpfung und Lösung der darin vorkommenden Ereignisse, so wie der leichte, gefügige Dialog fesseln stets die Aufmerksamkeit des Zuschauers. Warum aber sehen wir auf unserer Bühne von Jünger Nichts als diese Entführung? — Die heutige Vorstellung ließ indeß nichts zu wünschen übrig.

Donnerstag den 1. März. Fridolin, oder: Der Gang nach dem Eisenhammer, Schauspiel in 5 Abthl. Nach Schiller's Ballade frei bearbeitet von Fr. von Holbein.

Theater-Anzeige.

Montag den 5. März. (Zum Besten der Familie Noisten) Die diebische Elster, Oper.

Dienstag den 6. Das letzte Mittel, Lustsp. und Nummer 777, Lustsp.

Mittwoch den 7. Der Raugraf, Oper.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nro. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 46. Dienstag, 6. März 1827.

Nachrichten von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

(Vergl. Iris 1826. Nr. 45, 50, 55 und 88.)

Zum Andenken an Georg Wilhelm Freyreiß; zugleich Bericht über den innern Zustand der Gesellschaft seit dem 1. Mai 1825.

Rede, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung zur Jahresfeier am 1. Mai 1826, von dem Secretair der Gesellschaft, Hrn. Dr. Mappes.

Hochachtbare Versammlung! Wenn im Betrachten der Geschichte ganzer Länder und Völker, wie einzelner Menschen, es nicht unser alleiniger Zweck ist, blos das Geschehene als solches zu kennen; wenn es uns nicht genügt unsere Seele mit der Bewunderung erfolgreicher, großer, edler Thaten zu erfüllen oder sie durch das Verderbliche, Gemeine, Schlechte, welches uns nur allzu oft begegnet, in Empörung setzen zu lassen; wenn wir vielmehr einen gleichen wo nicht höhern Werth darauf legen, den innern Zusammenhang der Dinge zu ergründen, von einer That ihre entfernteren Veranlassungen, von irgend einer Erscheinung ihre allmähliche Entwicklung zu erforschen; nicht blos zu fragen, was ein Mensch ist, was er geleistet, sondern auch wie er geworden, und welche Verhältnisse ihn begünstigten oder hemmten; — dann wird nicht ausschließlich die Lebensgeschichte solcher Menschen unsere Theilnahme ansprechen, welche durch vielbedeutende wichtige Ereignisse bezeichnet ist, in welcher glänzende Handlungen hervorleuchten; denn es giebt weit mehrere und größere Heldenthaten, als die Geschichte meldet, Heldenthaten in engen Lebenskreisen, in der Stille des Herzens, unbemerkt von Menschen erkämpft, welche, nach etwas Höherem ringend, die mächtigsten Hindernisse in ihrem eigenen Innern und in ihrer äußern Lage vorerst besiegen müssen. In solchem Sinne spricht uns oft lebhaft an die einfache Lebensgeschichte eines auch weniger bedeutenden Menschen, der, kein Schooßkind des Glückes, sich überall selbst Bahn brechen, sich zu einem ihm vorschwebenden höheren Ziele mühsam durchdrängen, durchstürmen muß, der, bei ärmlichen Hülfsquellen, Entbehrungen und Kränkungen aller Art zu bestehen hat, für den kein ererbter Name schon beim ersten Auftreten ein günstiges Vorurtheil erweckt, der zu dem Wenigen, was er erreicht hat, weit mehr That- und Willenskraft bedurfte und deßwegen, den Menschen nach seinem innern, wahren Werthe beurtheilt, höher steht, als Viele, deren Ruhm Mit- und Nachwelt verkündet.

Diesen Gedanken müssen wir festhalten bei der Würdigung eines Mannes, dessen Gedächtniß zu feiern hier die rechte Stelle ist, hier in der Vaterstadt, nach welcher die Sehnsucht des weit Entfernten stets hingerichtet blieb, in diesem Hause, welches manche Zeichen seines Fleißes bewahrt, an dem Jahresfest einer Gesellschaft, wovon die Idee ihm schon frühe vorschwebte, einer Gesellschaft, verbunden zur Pflege der Naturkunde, welcher er die Bestrebungen seines ganzen Lebens mit feuriger Liebe gewidmet hat.

Georg Wilhelm Freyreiß, geboren in Frankfurt am Main den 12. Juli 1789, war der älteste Sohn unbemittelter, aber untadelich braver Eltern, welche Entbehrungen nicht scheuten, um ihren Kindern, denen sie kein materielles Erbtheil zu hinterlassen hatten, nützliche Kenntnisse zu verschaffen und eine geistige Ausbildung zu geben, geeignet sie zu befähigen, jede ihnen dereinst vom

Schicksal geöffnete Laufbahn mit Tüchtigkeit zu betreten. Die Söhne besuchten daher schon frühzeitig das hiesige Gymnasium, bei dem damals noch ziemlich verwahrlosten Zustande der öffentlichen Schulen fast die einzige Anstalt für diejenigen, welche an dem ärmlichen Unterricht in den sogenannten deutschen Schulen kein Genüge fanden. Der Knabe muß seine Schulzeit wohl benutzt haben, dieß zeigt die Bildung des Mannes; in den Freistunden führte ihn das Vergnügen an der Natur in die an ihren Erzeugnissen reiche Umgegend unsrer Stadt. Emsig wurden Pflanzen und Steine aufgesucht, Thiere eingefangen und zum Aufbewahren zubereitet, aber dabei nicht versäumt, sich über deren unterscheidende Kennzeichen, Eigenschaften und Lebensweise zu belehren; der Verkauf von Schmetterlingsspiegeln und eine ausgedehnte Seidenwürmerzucht mußten das Geld zur Anschaffung von Büchern und sonstigen Erfordernissen liefern.

Schon im Jahr 1803 hatten sich einige Jugendbekannte, von welchen die Meisten jetzt nicht mehr am Leben sind, zu einer Gesellschaft naturhistorischer Freunde verbunden, welche ihre Sammlungen im Hause eines der Theilnehmer vereinigte, Bücher zu gemeinschaftlichem Gebrauche anschaffte und eigene Statuten besaß; Freyreiß, damals Lehrling in einem Handelshaus, schloß sich im Jahr 1804 zu besserer Befriedigung seiner Wißbegierde gerne an. Sonntags machte die forschbegierige Gesellschaft naturgeschichtliche Excursionen, wobei jeder Eine jenen, der Andere diesen Zweig der Naturkunde vorzugsweise beachtete und in den geschäftsfreien Abendstunden fanden sie Erholung und Genuß im Ordnen und Vermehren ihres kleinen Museums, in der gemeinsamen Beschäftigung mit ihrer geliebten Naturgeschichte. Mit welchem Ernste, mit welcher Gründlichkeit diese Jünglinge im Stillen arbeiteten, und daß es ihnen um etwas mehr als das bloße Ausbalgen, Schmetterlingspießen und Pflanzentrocknen zu thun war, zeigt das erste Zusammentreffen zweier von ihnen mit einem unter uns befindlichen sehr verdienten, begeisterten Naturforscher, dem uns allen werthen Hrn. Hofrath Meyer in Offenbach. Ich will diesen mir von unserm Freunde noch nach 18 Jahren mit seiner ihm eigenthümlichen lebendigen Schilderung erzählten Auftritt in dessen eigenen Worten mittheilen:

„Im Jahr 1807 (so berichtet Meyer) kamen auf einen Sonntag Morgen zwei junge Leute zu mir, um meine Sammlung ausgestopfter Vögel zu sehen. Da ich gerade schriftstellerte, das Aeussere dieser Leute nicht ansprechend war und ich auch nicht glaubte, daß sie etwas von der Ornithologie verstünden, so gab ich jemand von den Meinigen den Auftrag, sie in meine Sammlung zu führen und sie so lange darin zu lassen, als sie wollten. Nach einigen Stunden gieng ich selbst in mein Kabinet, um wegen der Beschreibung eines Vogels etwas nachzusehen. Nicht wenig war ich erstaunt, diese beiden jungen Leute noch in demselben zu finden. Der Eine, und zwar derjenige, dessen äußeres Ansehn am wenigsten etwas versprach, kam auf mich zu und sagte: er fände viele Namen in meinem Kabinet, die nicht im Linne vorkämen, und bat mich, ihm dieses zu erklären. Ich war vorlaut und unbescheiden genug, ihn zu fragen, ob er denn auch etwas von Linne wisse? O ja, gab er zur Antwort. Vögelkunde ist mein Lieblingsstudium und fleißig studire ich im Linne. Beschämt, wie ich es verdiente, stand ich vor ihm und frug um seinen Namen. „Ich heiße Freyreiß, bin der Sohn eines Schuhmachers und Lehrling in einer Handlung in Frankfurt. Dieses Fach spricht mich aber nicht an und gerne widmete ich mich ganz der Naturgeschichte, wenn ich nur die Mittel dazu hätte. Abends und Sonntags stopfe ich Vögel aus, suche diese zu verkaufen und schaffe mir dafür Bücher an." Nun wendete ich mich an den andern und hörte von ihm: Er seye ein Glaser Namens Bloß aus Frankfurt und sein Lieblingsstudium Entomologie. Er kannte die Systeme von Linne und Fabricius und war bewandert in seinem Fach. Jetzt drückte ich beiden die Hand, behielt sie noch einige Stunden bei mir, bat sie, mich recht oft zu besuchen, versprach ihnen Bücher zu leihen, so viele sie haben wollten, und ihnen in ihren Studien nach allen meinen Kräften dienstlich zu sein; was ich auch treulich hielt."

Daß er es that, verbürgt uns, auch ohne ausdrückliche Versicherung, Meyers offener freundlicher wohlwollender Charakter.

Diese Bekanntschaft war für Freyreiß von wichtigen Folgen und entschied gewissermaßen über sein ganzes künftiges Leben. Denn einige Zeit nachher kam der jetzige russische Generalconsul v. Langsdorf nach Offenbach und theilte Meyer'n seinen Plan zu einer naturwissenschaftlichen Reise nach der asiatischen oder sogenannten großen Tartarei und Persien und seinen Wunsch mit, einen Gehülfen zum Begleiter zu haben, welcher das Einsammeln und Zubereiten von Thieren verstände, zugleich aber die Verrichtungen eines Bedienten versähe, ohne jedoch wie ein solcher behandelt zu werden. Meyer dachte sogleich an Freyreiß und dieser, froh, der Erreichung seines sehnlichsten Wunsches, sich ganz der Naturgeschichte zu widmen, auf diese Weise näher zu kommen, nahm den Vorschlag an und beachtete den lästigen Appendix seines neuen Geschäftskreises nicht. Er gab seine bisherige Stelle auf, zog für mehrere Wochen nach Offenbach, um bei dem noch lebenden Gesell sich im Abziehen und Ausstopfen der Thiere zu vervollkommnen, bei Meyer Unterricht in der Ornithologie zu nehmen, und durch tägliche Beschauung dessen Kabinets mit den europäischen Vögeln genau bekannt zu werden. Auch in Göttingen hielt er sich einige Monate auf, erfreute sich Blumenbachs besondern Wohlwollens und Unterrichts und erhielt von Osiander Anleitung zu Quecksilbereinspritzungen und andern Präparationen.

Im Sommer 1809 reiste er mit Langsdorf nach Petersburg, aber des Letztern beabsichtigte Reise unterblieb, hauptsächlich wegen ausgebrochener Feindseligkeiten zwischen

Rußland und Persien. Da Freyreiß unter solchen Umständen bei Langsdorf überflüssig war und diesem nicht lästig fallen wollte, trennte er sich von ihm und zog einige Zeit zu dem als Naturforscher bei der Krusensternschen Weltumseglung rühmlichst bekannten Hofrath Tilesius. Vögelkunde war nun sein Hauptstudium, welches ihm indessen, wie er in seinen Briefen an Meyer klagt, durch den Mangel an guten Sammlungen und Bekanntschaft mit Ornithologen sehr erschwert wurde. Er machte häufige Excursionen zum Beobachten und Erjagen von Vögeln, führte ein tägliches Journal über seine Bemerkungen, stopfte aus, legte sich eine Sammlung an und erwarb sich durch den Verkauf der übrigen Exemplare seinen Unterhalt. Auch Meyer erhielt von ihm manchen nordischen Vogel für sein vortreffliches nunmehr mit dem unsrigen vereinigtes Kabinet und interessante Bemerkungen über deren Characteristik und Lebensweise. Jede Gelegenheit, seine Kenntnisse zu vermehren, benutzend, hatte er einen wohlhabenden Freund bewogen, eine Sammlung lebender Vögel hauptsächlich Sumpf- und Wasservögel, mit denen er sich gerade besonders beschäftigte, anzulegen, welche Sommers einen mit Netzen bespannten Garten, Winters einen wasserreichen Saal bewohnten. Oft beobachtete er diese Thiere und brachte manchmal ganze Tage in ihrer Gesellschaft zu. Sein Naturalienhandel erweiterte sich immer mehr und dadurch sowohl, wie durch Ausbalgen von Vögeln für Kabinette, wurde seine Geldeinnahme so reichlich, daß er sich manches Ersparniß zurücklegen und nach körperlichem Genusse und Wohlleben wenig verlangend, im Sommer 1811 den Entschluß fassen konnte, sich vollständig der Wissenschaft zu widmen; er wollte eine russische Universität beziehen, um Medizin und in Verbindung mit ihr hauptsächlich Naturwissenschaften gründlich zu studieren. Schon früher hatte er und zwar wieder durch Meyer's Vermittlung seinen Bruder, welcher des Vaters Schuhmachergewerbe erlernt, und damals in Jena arbeitete, nach Petersburg kommen und nachdem er ihn im Nöthigen unterrichtet, an seinem Geschäfte Theil nehmen lassen. Während der Aeltere auf einer Academie studierte, sollte der jüngere Bruder das Geschäft Thiere zuzubereiten und an Kabinette zu verkaufen in Petersburg fortsetzen. So war der Plan, aber es fügte sich anders. Jener ging nach Brasilien und dieser wurde durch des Bruders Verwendung in ein kaiserliches Institut aufgenommen, nach erforderlichem Unterricht als Forstmeister in Ekatarinoslaw am Dniper in der ehemals sogenannten kleinen Tartarei angestellt, welche Stelle er noch jetzt mit dem Range in der 7. Klasse bekleidet; bereits hat er, zufolge eines Schreibens von ihm, eine Sendung an unser Museum bereit liegen.

Eine neue Laufbahn sehen wir unsern Wilhelm Freyreiß, wieder als Langsdorfs Reisebegleiter, freilich unter günstigeren Verhältnissen betreten. Dieser war nämlich 1812 zum kais. russischen Generalconsul in Brasilien ernannt, welches durch den Aufenthalt des Hofes eine größere Wichtigkeit erlangt hatte, und wünschte einen kenntnißreichen und erfahrnen Mann mitzunehmen, welcher ihn bei naturgeschichtlichen Forschungen in diesem Lande zu unterstützen vermöge. Freyreiß schien dazu vollkommen geeignet und ihm eröffnete er daher seinen Antrag. Hätte gemeine Weltklugheit bei Freyreiß zu Rathe gesessen, er wäre ruhig in Rußland geblieben; das Einsammeln und Zubereiten von Thieren verschaffte ihm reichlichen Erwerb; Männer von Gewicht waren seine Freunde und Gönner geworden, und konnten ihm zu weiteren Emporkommen behülflich sein; die kais. Gesellschaft der Naturforscher in Moskwa hatte ihn zum Mitglied ernannt und die Aussicht zu einer Anstellung am Museum der dortigen Universität war ihm eröffnet. Aber der Gedanke, seinem Hange zu naturgeschichtlichen Untersuchungen, in einem von der Natur so gesegneten Lande, volle Genüge leisten zu können, regte ihn zu mächtig an, als daß er nicht mit Freuden die Gelegenheit hätte ergreifen sollen, Brasilien zu bereisen. Nachdem er unsern Hofrath Meyer darüber berathen, schloß er mit Langsdorf einen Vertrag ab, und bestieg im Herbst 1812 das Schiff. Stürmische Witterung und die weit vorgerückte Jahreszeit nöthigte die Reisenden in einem Hafen Schwedens in Karlshamm zu überwintern. Freyreiß benutzte diesen gezwungenen Aufenthalt, um Stockholm und Upsala zu besuchen und im Umgange mit den dortigen ausgezeichneten Naturforschern, an welche ihm Meyer Empfehlungen gesendet, seine Kenntnisse zu erweitern. Der ehrwürdige Greis Thunberg nahm ihn mit Achtung und Wohlwollen auf, verschaffte ihm Aufträge zu Naturaliensendungen an die schwedischen Museen und bewirkte später seine Aufnahme unter die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Stockholm. Im May 1813 konnte er wieder in See gehen und landete nach einer glücklichen Fahrt am 29. August desselben Jahres in Rio de Janeiro. Innige Liebe für die alten, nun in weiter Ferne von ihm getrennten Freunde, wehmüthig süße Erinnerungen an die glückliche Jugendzeit im Vaterlande verlebt, Begeisterung über die herrlichen Eindrücke, welche ihn am neuen Aufenthalte empfingen, sprechen sich in einem mir mit mehreren andern Papieren gefällig mitgetheilten gemüthvollen Briefe aus, den er bald nach seiner Landung an einen theuren Jugendfreund, Hrn. Heinrich Meidinger dahier, schrieb.

Bald nach seiner Ankunft trennte er sich auch schon wieder von Langsdorf, und dieser hat ihn mehrere Jahre nachher mit falschen Beschuldigungen und niedrigen Schmähungen in deutschen Zeitschriften angegriffen, wogegen er selbst eine Erklärung öffentlich bekannt gemacht hat, nachdem früher schon Freunde sich für den Abwesenden zur Wehre gesetzt. Wir wollen und können die betreffenden Verhältnisse hier nicht weiter erörtern, nicht abwägen, wieviel Recht oder Unrecht auf beiden Seiten liegen mag; nur so viel darf ich nicht unerwähnt lassen, daß ich in den von mir eingesehenen Papieren und Ak-

tenstücken nichts vorgefunden, das Freyreiß einer unwürdigen Handlung zeihen könnte.

Dagegen gewann er einen eifrigen Freund und Beförderer seiner Angelegenheiten an dem kön. schwed. Generalconsul Ritter von Westin in Rio de Janeiro, welchem er von Thunberg angelegentlichst empfohlen worden war. Von ihm erhielt er ein Jahrgeld von 1000 Crusaden (etwa 1500 fl.), um dafür Naturalien und naturgeschichtlicher Beobachtungen an die kön. Akademie in Stockholm einzusenden. Erstere Verpflichtung hat er durch mehrere Sendungen von Thieren, Pflanzen und Sämereien nach Schweden erfüllt und letzterer in so weit genügt, daß er einen Bericht über seine erste Reise in's Innere durch den Baron von Westin der Akademie übergeben ließ. Einige Auszüge daraus wurden in den Actis academ. mitgetheilt, die Bearbeitung und Uebersetzung des Ganzen übernahm der berühmte Naturforscher, insbesondere Botaniker Olof Schwartz; aber diesen überraschte der Tod früher, als er gedachte Arbeit vollenden konnte und seitdem hat man von jenem Tagebuch nichts wieder erfahren.

Die so eben angeführte erste Reise in's Innere von Brasilien und zwar in die Provinz Minas Gerae's, trat er nach einem 9 monatlichen der Bekanntwerdung mit den ihm neuen Gegenständen gewidmeten Aufenthalt in der Hauptstadt im Juli 1814 an gemeinschaftlich mit einem andern Deutschen, dem Hrn. Baron von Eschwege, damals Obristlieutenant und Verwalter des Bergwesens in portugiesischen Diensten. Er macht in einem Briefe über diese Reise unter andern auch die Bemerkung, daß er den erwarteten Reichthum an Thieren nicht so groß gefunden, daß insbesondere um die Wohnplätze der Menschen mehr Vögel vorkämen, als von ihnen entfernt, und daß die nämlichen Arten dort weit weniger scheu seyen als hier, man also nicht glauben dürfe, sie in wüsten Gegenden gleichsam nur mit Händen greifen zu können; daß die meisten brasilianischen Vögel nicht wie man gewöhnlich annehme Jahr aus Jahr ein, sondern blos im Frühling brüten und jährlich zweimal ihr Gefieder wechseln und zwar in den Capitanien Rio Janeiro und Minas Geraes, im April und Oktober, in welch letzterem auch die Brütezeit anfange. Die Flüsse bilden unzählige Wasserfälle, winden sich in sehr ungleicher Tiefe in vielen Krümmungen durch hohe mit Urwäldern bewachsene Ufer. Er findet hierin bestätigende Gründe der Behauptung mehrerer Gelehrten, daß Amerika neueren Ursprungs sey, indem er glaubt, die Länge der Zeit habe noch nicht hingereicht, durch von den Hügeln herabgeführte Erde die Flüsse aufzuschwemmen, ihre Ufer auszudehnen und ihre Tiefe selbst weniger unregelmäßig zu machen. Selbst in der Nachbarschaft der Flüsse seyen die dichten Wälder öde und still, nur wenig durch Geschrei und Gesang von Thieren belebt. Doch fand Freyreiß gegen 40 neue Species Vögel, eine große Menge der verschiedenartigsten Insecten und einen unermeßlichen Reichthum an Pflanzen.

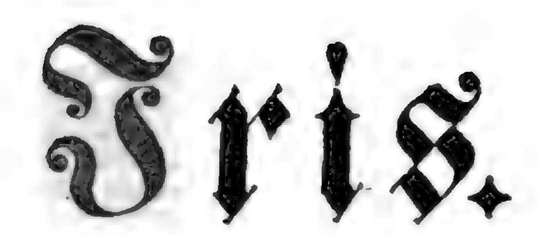
Nachdem er eine Strecke von 150 deutschen Meilen durchwandert, kehrte er, zufrieden mit dem Erfolge seiner Bemühungen, im Januar 1815 nach Rio Janeiro zurück, und fand die erfreuliche Anerkennung, daß er auf den Vorschlag seines besondern Gönners, des Staatsministers d'Aranjo, Conde da Barca, zum Naturforscher des Königs mit einem lebenslänglichen Gehalt von 1000 Crusaden (gegen fl. 1500.) und dem Range und der künftigen Anwartschaft einer Professur der Zoologie ernannt wurde. Die nämliche Auszeichnung wurde einem andern Deutschen dem als Botaniker bekannt gewordenen Sellow, zu Theil. Für die Regierung und ihre neuen Angestellten war es gleich ehrenvoll, daß man diesen keine näheren Verpflichtungen auferlegte, sondern zutrauensvoll nur im Allgemeinen von ihnen forderte, daß sie zur Erweiterung der Naturgeschichte in Brasilien nach Kräften beitragen möchten.

Noch im nämlichen Jahre am 4. August 1815 traten Freyreiß und Sellow, mit dem zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchungen nach Brasilien gekommenen Fürsten Maximilian von Wied-Neuwied eine gemeinschaftliche Reise an, deren wichtige Ergebnisse dieser berühmte Naturforscher zum Theil schon in seiner 1820 erschienenen Reisebeschreibung mitgetheilt hat und mit welchen er noch jetzt fortfährt in seinen Beiträgen und Abbildungen zur Naturgeschichte Brasiliens die Wissenschaft zu bereichern. Der Fürst spricht an mehreren Stellen seines Werkes mit Achtung von den Kenntnissen und Fertigkeiten und der Besonnenheit seiner Reisegesellschafter und stattet unserm Freyreiß öffentlich seinen Dank ab für die Mittheilung mancher interessanten Notitzen. Auch hat er um sein Andenken in der Wissenschaft zu verewigen, eine in Rio Pardo an der Ostküste von Brasilien in Palmbäumen von Freyreiß entdekte neue Fledermaus, für welche er ein eigenes Genus bildet, Diclidurus Freyreissii genannt; sie ist rein weiß mit graubrauner Flughaut und findet sich im 1. Bd. von Schinz deutscher Bearbeitung des Cuvierschen Thierreichs beschrieben. Auch unser trefflicher Insectenkenner, Hr. Oberlieutenant v. Heyden, hat einen von Freyreiß aus Brasilien eingesendeten, in seiner Gattung ausgezeichneten neuen Käfer ihm zu Ehren Cucujus Freyreisii *) genannt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Cucujus Freyreisii (de Heyden): ater, capite, thorace, scutello, elytrorum basi, femoribusque rufis. — Länge 5½ Linie. Vaterland Brasilien.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nro. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 47. Mittwoch, 7. März 1827.

Die Reise in die Krimm.

(Fortsetzung)

Mit fortdauernd glücklicher Schifffahrt kamen wir am 10. Mai in Krementschuk an. Als wir an's Land stiegen, bot sich uns das erfreulichste Schauspiel dar: der Frühling hatte die Natur neu belebt und gab allen Gegenständen ein festliches Ansehen. Ein großes elegantes nach dem Geschmack der Kaiserin erbautes und eingerichtetes Haus; ein englischer Garten, wohin die Magie des Fürsten Potemkin, ohne Kosten zu sparen, Bäume von ausserordentlicher Größe hatte schaffen lassen; eine reizende Aussicht, wo Schatten, Blumen und Wasser angenehm abwechselten; zwölf tausend Mann neu uniformirter und equipirter Truppen; der ganze Adel des Gouvernements versammelt und reich gekleidet; eine Menge Kaufleute aus allen Gegenden des Reichs; endlich das Vergnügen der Bewegung, nach dreimonatlicher Unbeweglichkeit, und das, sich dem Ziel dieser außerordentlichen Reise zu nähern, die die Aufmerksamkeit Europa's fesselte; das war das Vorspiel neuer Scenen, wovon ich Zeuge seyn sollte. Die Zufriedenheit Catharinens, täglich durch neue Gegenstände genährt, offenbarte sich vor Aller Augen. Der Fürst Potemkin, in Allem und immer ausserordentlich, zeigte sich eben so thätig in seinen Gouvernements, als er in Petersburg indolent schien. Alle Mittel, die seine lebhafte Einbildungskraft, seine unbegränzte Macht und seine tiefe Kenntniß des Characters seiner Monarchin ihm gewähren konnten, um ihren Kopf zu exaltiren und ihrer Eigenliebe zu schmeicheln, wurden mit unbegreiflicher Kunst angewendet. Er verstand auf die wundervollste Art, gegen alle Hindernisse anzukämpfen, die Natur zu besiegen, Entfernungen abzukürzen, das Elend zu entfernen, das Auge über die Einförmigkeit sandiger Ebenen, so wie den Geist über das Langweilige eines weiten Weges zu täuschen, und den unfruchtbarsten Wüsten ein Ansehen von Leben zu geben. Alle Stationen waren auf die Art abgemessen, um die leichteste Ermüdung zu vermeiden; er sorgte dafür, daß die Flotte nur bei Flecken und Städten anhielt, die eine romantische Lage hatten. Unermeßliche Heerden bedeckten die Wiesen, Gruppen von Bauern belebten die Küsten; eine unzählbare Menge von Kähnen, mit Knaben und jungen Mädchen, die ländliche Volkslieder sangen, umgaben uns unaufhörlich; nichts war vergessen. Man muß gestehen, daß, wenn dieser erste Minister, mittelmäßiger General, launiger Politiker, sehr weit entfernt schien, ein großer Staatsmann zu seyn, er wenigstens der größte und geschickteste Hofmann war, den man finden konnte.

Nach einem glänzenden Manöver, das Potemkin mit den aufgestellten Truppen ausführte und worüber ihm die Monarchin die größte Zufriedenheit bezeugte, wurde die Reise zu Wasser weiter fortgesetzt. Die Schifffahrt erlitt zwar, durch Windstille und widrige Winde, mancherlei Aufenthalt, allein das Neue und Interessante, was sich im Lande der Kosacken den Blicken darbot, die Bequemlichkeit und schöne Einrichtung der Galeren und endlich die immer wechselnde geistreiche Unterhaltung machte jene Zögerungen eher willkommen als unangenehm, so daß selbst die Kaiserin gestand, sie würde dem Ende der Schifffahrt mit Leidwesen entgegensehen, wenn sie nicht fürchtete, den Kaiser zu lange warten zu lassen, den man schon zu Cherson angekommen wußte. Da inzwischen Aufenthalt und Hindernisse aller Art sich immer vermehrten, war die Unruhe der Kaiserin nahe daran, in Laune überzugehen, als wir erfuhren, daß der Kaiser, am Tage nach seiner Ankunft zu Cherson, von da eilig nach Kaydack, uns entgegen, gereist war, von wo wir nur noch sechs Stunden entfernt waren. Die Absicht des Monarchen war gewesen, der Galere der

Kaiserin entgegen zu kommen; da sie aber der Fürst Potemkin, der nach Kaydack vorausgegangen war, in Zeiten davon unterrichtete, so ließ sie sich an's Land setzen, stieg schnell in den Wagen, während wir fast alle auf der Flotte zurückblieben, und eilte dem Kaiser entgegen, den sie bei dem einsam liegenden Hause eines Kosacken antraf, wo sie wenige Stunden verweilten und dann von dort zusammen nach Kaydack abreisten, wo wir am andern Morgen, den 19. Mai, wieder zu ihnen stießen. Da die Kaiserin sich so beeilt hatte, daß sie keinen ihrer Leute mitgenommen, so war die Verlegenheit wegen des Mittagsmahls dieser beiden großen Souverains nicht klein. Der Fürst Potemkin, der General Branitzky, so wie der Prinz von Nassau, den der letztere in seinem Wagen mit nach Kaydack genommen hatte, bereiteten ihnen, so gut sie konnten, eine Mahlzeit, die sehr fröhliche Gäste fand, aber so abscheulich war, als man von so hohen Köchen erwarten konnte. Wir blieben den ganzen Tag in Kaydack, um, wenn nicht unsere ganze Flotte, doch wenigstens den Theil derselben zu erwarten, auf welchem die zur Fortsetzung der Reise unentbehrlichsten Menschen und Effekten sich befanden.

Am 20. kampirten wir unter Zelten, zwei Stunden von da, an dem Orte, wo die Kaiserin Ekaterinoslaw bauen wollte. Man hörte die Messe in dem kaiserlichen Zelte, und ihre Majestäten legten, in Gegenwart des Erzbischofs, den ersten Stein zu der Kirche dieser neuen Hauptstadt, deren Lage ausserordentlich lachend ist. Sie liegt auf einer Anhöhe, von wo man die langen Krümmungen des Borysthenes und die waldigen Inseln überschaut, die diesen Theil seines Laufes verschönern. Wir speisten dann in dem Landhause des Provinzial-Gouverneurs zu Mittag; es lag an dem Ufer des Flusses, dem famösesten der Wasserfälle gegenüber, die lange Zeit die Befahrung des Flusses deshalb für unausführbar für den Handel haben betrachten lassen. Wirklich ist der Borysthenes (Dnepr) an dieser Stelle in seiner ganzen Breite durch eine Kette von Felsen gesperrt, wovon die einen unter dem Wasser, die andern hoch hervorragend, verschiedene Fälle und Kaskaden bilden; vor ihrem Brausen konnten wir uns kaum verstehen. Das Wasser bricht sich da und schäumt mit Wuth. Man würde es, auf den ersten Anblick, nicht für möglich halten, daß das leichteste Fahrzeug und die kühnsten Ruderer sich hierdurch einen Weg bahnen könnten. Indessen lag ein Kahn und ein ziemlich großes Fahrzeug in einiger Entfernung bereit, diesen Versuch auszuführen. Wir, der Fürst Potemkin, der Prinz von Nassau und ich, wollten uns darauf einschiffen; aber die Kaiserin verbot es uns förmlich. Die Schiffe, von unserer Seite ausfahrend, kamen glücklich und pfeilschnell über die gefährliche Stelle, aber auch mit so gewaltsamen Bewegungen, daß man jeden Augenblick glaubte, sie müßten scheitern, oder, von den Wogen angefüllt, untergehen; der Kahn besonders verschwand jeden Augenblick.

So wie wir Ekaterinoslaw verließen, betraten wir den Boden, den man in Rußland die Steppen nennt, weite einsame Wiesen oder Rasenflächen, von allen Bäumen entblößt, blos in langen Zwischenräumen durch einige nackte Anhöhen unterbrochen, um deren Fuß sich schwache Bäche schlängelten. Man legt oft sieben bis acht Stunden zurück, ohne einen Menschen, ein Haus oder ein Gesträuch anzutreffen. Afrika hat seine Sandwüsten; die des Orients sind weniger unfruchtbar, es sind Graswüsten. Unermeßliche Schafherden, und zahlreiche Haufen von Pferden beleben allein diese tiefen Einöden, wo man sie das ganze Jahr hindurch herumirren läßt. Auf den ersten Anblick bringt dieser unabsehbare und grünende Horizont, wo nichts den Blick begränzt, auf die Seele den nämlichen Eindruck hervor, wie der Ocean; er scheint sogar Stoff zu größern Ideen und tieferen Betrachtungen darzubieten; aber im Verhältniß, wie man vorwärts kömmt, macht diese Einförmigkeit traurig und es ermüdet peinlich, daß der Blick über und um sich am Himmel und am Boden keine Gränzen findet. Man entdeckt keine andern Abwechselungen als zahlreiche hervorragende Erhöhungen, die durch Menschenhände aufgeworfen scheinen und hinsichtlich welcher die Meinungen lange getheilt gewesen sind; die einen glaubten, daß es alte Gräber seyen, und andere versicherten, daß sie das Werk der Scythen und Tartaren wären, um in größerer Ferne die Feinde zu entdecken, die sie überfallen möchten. Die Wahrheit der erstern Meinung ist seitdem völlig bewiesen worden. Die ganze weite Strecke, die sich, in Europa, vom Bug bis Azow und, in Asien, vom Kaukasus bis an die Gränzen von China hinzieht, ist nichts als ein unermeßliches Meer von Rasen.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Strasburg im März 1827.

Da wäre ich denn wieder zu Hause. Meine Reise war sehr beschwerlich. Wer hieß mich aber auch bei 24 Grad Kälte zu reisen? So hat der Mensch wunderliche Einfälle. Im verflossenen Herbste bei recht freundlichen Tagen brachte mich nichts von meinem Herde, und da es siberisch kalt geworden war, fiel es mir plötzlich ein nach Cölln zu reisen, um den weltberühmten Carneval zu sehen. Ich nahm meinen Weg über Carlsruhe, Bruchsal, Heidelberg und Frankfurt. In letzter Stadt traf ich einen alten Universitäts-Freund, der gerade den nämlichen Weg reiste, welchen ich kam, und — war es ein burlesker Einfall im strengsten Winter nach Cölln reisen zu wollen, so war der mit dem Freunde umzukehren, und mich an seinem lange entbehrten Umgange wieder zu erfreuen, nicht toller. Nach einem im gastlichen Schwanen fröhlich zugebrachten Abende reisten wir des andern Morgens von Frankfurt ab und kamen zu Mittag nach Darmstadt. In der Hinreise hatte ich in Darmstadt nur umspannen lassen, mich daher nicht

viel umgesehen. Jetzt aber hielten wir uns doch bis den andern Tag auf und besahen die Stadt. Wer Darmstadt seit den letztern Jahren nicht sah, der kann sich keinen Begriff von den Verschönerungen machen, die es erhielt. Herrliche breite Straßen, prächtige Gebäude, zierliche Brunnen, alles zeigt von dem Schönheitssinne seines allgemein verehrten Beherrschers. Auf welcher Stufe die Oper steht, ist bekannt, und wenn auch das Schauspiel gegen andere noch sehr zurück ist, so ist es doch nicht schlecht und hat im verflossenen Jahre eine gute Acquisition an Hrn. Grua gemacht, der von Mannheim dahin kam. Auch im Winter ist die Bergstraße angenehm zu bereisen, denn die freundlichen Orte, durch welche man kömmt, unterhalten den Reisenden, schützen ihn vor der langen Weile, und was sind nicht die herrlichen Wege für den Menschen, der in einem Kasten eingesperrt über Stock und Steine dahin geschleppt wird? In Weinheim aßen wir bei dem muntern Mevius im Carlsberge zu Mittag, und hörten viel von dem dortigen Beamten Peter sprechen und seiner väterlichen Fürsorge für die Amtseinwohner. Er hatte neuerlich zur besseren Erhaltung der jüngern Bürger in dem Amtsorte Hemsbach eine andere Einrichtung im Allmendwesen eingeführt, worüber zwar die alten Besitzer sehr brummten, die aber die Regierung bestätigte. So sucht er auch die Zünfteversammlungen auf dem Lande abzuschaffen, sie zu vereinfachen und in den Amtssitz zu verlegen, wodurch denn vielem Unfuge, der bei der alten Verfassung möglich war, ein Damm gesetzt wird. Abends kamen wir nach Heidelberg, dem alten ehrwürdigen Sitze der Musen. Mein Freund schrie laut auf vor Freude, als wir in Neuenheim um die Ecke bogen und die Stadt zum Vorscheine kam. So traurig auch die Stadt selbst im Winter ist, eingezwängt zwischen zwei hohe Berge von Schnee, so wirkte doch die Erinnerung an die sorgenlosen Jahre des academischen Lebens heiter auf unser Gemüth, und gleichsam verjüngt stimmten wir aus voller Kehle an: Gaudeamus igitur juvenes dum sumus. Freilich hätte das: eramus besser für uns gepaßt, denn: fuimus Troes. Wir konnten den andern Morgen nicht erwarten, um alle Plätze zu besuchen, die uns einst theuer waren. Den Anfang machten wir mit unserer ehemaligen Wohnung. Wir lebten als Studenten in dem kleinen Seminarium, das auch den Namen des Carlischen Convictes trug. Die Zellen wollten wir aufsuchen, worin wir uns ehemals zu unserm Berufe vorbereitet und schon als künftige Reformatoren des Menschengeschlechtes geträumt hatten. Wie war da alles verändert! Der Eingang war mit einem Thore und zwei angebauten Häuschen versehen, der Hof zum Garten umgeschaffen, das Haus ganz neu angemalt. An der Hofmauer, über welche wir so oft gestiegen waren, wenn wir die Polizeistunde und mit ihr den Schluß des Hauses versäumt hatten, ragten zwei ungeheure Camine empor. Wir konnten uns nicht zurecht finden. Auf unsere Bitte um Einlaß sagte der Pförtner: Um das Haus zu besehen, müßten wir die Erlaubniß des Irrenhaus-Verwalters haben. Staunend sahen wir uns an. Also der Ort, worin einst Minerva's Tempel stand, ist nun zum Tummelplatze der Narrheit geworden? Ist das das Ende der Weisheit? Liegt ihr die Thorheit so nahe? Laß uns immerhin hineingehen, rief mein Freund, was ist denn da zu wundern? Extreme berühren sich. Wie leicht geht zu eifriges Forschen im Gebiete der Wissenschaften in Wahnsinn über? In der daran stoßenden ehemaligen Wohnung des muntern Schaffners Hoffmeister mit seiner wirthlichen Hausfrau und seinen lieben Töchtern erhielten wir die gesuchte Bewilligung. Die Einrichtung des Hauses ist höchst zweckmäßig. Alle Säle und Zimmer sind luftig, gesund und reinlich. Schwachsinnige, die arbeiten können, werden angemessen beschäftiget. Die Kost ist gut, die Aufsicht human, der Arzt ein gefälliger, unterrichteter Mann. Die Heitzung geschieht durch hölzerne Canäle, die vor Feuersgefahr schützen, die Geisteskranken vor Verletzung bewahren und ein großes Ersparungsmittel am Materiale sind. Zu ebener Erde sind die Behälter für die Tollen, und in einem Nebenbaue befindet sich das Strafrad, wohin man jene bringt, die es nöthig haben, und das sich so lange mit ihnen dreht, bis sie betäubt werden. Wir verließen diesen Wohnsitz menschlichen Elendes, und da wir nun einmal verstimmt waren, und keine Laune mehr hatten uns noch einmal in die Vergangenheit zu träumen, so fuhren wir nach dem nahe gelegenen Mannheim. Obgleich Schnee und Eis die Straßen füllte, so zeigte sich doch allenthalben noch die alte Reinlichkeit, welche diese Stadt vom Anbeginne ihrer Existenz auszeichnete. Man klagte aber über die Beschwerden, die der Canal, der vom Rheine in den Neckar geleitet und dazu bestimmt ist, das Rinnenwasser der Stadt aufzunehmen, im Sommer durch den üblen Geruch verbreite, wenn der Wasserstand der Flüsse zu hoch ist, um dem Canale Abfluß zu gestatten. Es wurde daher am Ende des Canales eine sehr einfache Maschine errichtet, die ihn ausschöpfen soll; sie scheint sehr zweckmäßig zu sein. Wir hatten gehofft den Tenoristen Breiting zu hören, von dessen herrlicher Stimmme man uns schon in Frankfurt erzählt hatte, er war aber krank, und so gab man Figaros Hochzeit. Auf den andern Abend war die Belagerung von Missolunghi, ein Drama, angekündigt. Als Verfasser stand J. Küchler auf der Anzeige und man sagte uns, er sey ein Schüler des hiesigen Lyceums und noch ein blutjunger Mensch von 17 bis 18 Jahren. So abschreckend diese Nachricht auch im allgemeinen für uns war, so machte sie uns doch neugierig, denn wir vertrauten dem guten Rufe der Bühne. Diesesmal hatte uns unser Vertrauen nicht irre geführt, denn das Stück ist wirklich gut. Es ist in Jamben und in einer fließenden Sprache, voll herrlicher Bilder, kraftvoller Ausdrücke und wirkender Situationen geschrieben. Es gefiel auch so sehr, daß der Verfasser vom gesammten Publikum, das sehr zahlreich war, hervorgerufen und mit Beifallszeichen empfangen wurde. Die Aufführung war mit allem Pompe hinsichtlich der Kleidung und der sonstigen Einrichtung ausgestattet, und die Schauspieler mußten

entweder besondere Liebe zum Verfasser oder zum Stücke gehabt haben, denn alle spielten, was man sagt, con amore. Der Held des Stückes, Botzaris, Hr. Brandt, eine kräftige, imponirende Gestalt, mit einer wohltönenden Stimme und vieler Mimik, hatte sich zum griechischen Feldherrn umgeschaffen, er sprach mit Würde, betonte richtig und entfernte aus seinem Spiele alle Ueberladungen, die sonst in der Art Rollen so häufig vorkommen. Es war rührend und ergreifend seine Monologe zu hören, worin er sich bald über Griechenlands nahe Rettung freut, bald zu neuen Thaten ermuntert. Weniger waren wir mit dem Anführer der Philhellenen und Liebhaber Eichfels (Hr. Löwe) zufrieden. Ich hatte diesen ausgezeichneten Künstler schon früher gesehen, er hatte mich damals zur höchsten Bewunderung hingerissen; ich kann daher nicht begreifen, warum er heute mit so wenigem Ausdrucke spielte. Von den andern Rollen erwähne ich nur noch den Zavelas, (Hr. Thürnagel,) der den Helden und Vater vorzüglich gab, Koras, (Hr. Grua, ein Bruder des Darmstädter Grua,) der einen Ausfall sehr schön beschrieb, Helene, (Frau v. Busch,) Eudokia, (Dem. Kinkel,) die mit vielem Gefühle sprachen, und Ibrahim Pascha (Hr. Unzelmann,) der diesen Griechenfeind recht anschaulich machte. Hr. Unzelmann soll ein wahres Original im comischen Fache sein. Dem Charakter des Mucius Scävola zum Theile nachgebildet ist Toreus, der Sohn des Zavelas. Lebensüberdruß durch unglückliche Liebe, und Heldenmuth treibt ihn zu dem Versuche den Pascha zu tödten, was ihm aber mißlingt. Hr. Düringer hatte diese Rolle zugetheilt erhalten, und obgleich sie sehr schwer ist, und er, wie man uns sagte, erst kurze Zeit bei dem Theater sein soll, sehr gut durchgeführt. In der Scene mit seinem Vater entwickelte er kindliche Achtung, und wußte die erste Triebfeder seiner Handlung, Liebe zu Eudokia, gut zu verbergen, und in jene bei Ibrahim legte er den Heldenmuth, der zu dem Character eines Mucius Scävola durchaus erfordert wird. Der junge Mann hat eine schöne Figur und ein sonores Organ. Den Philhellenen Herrmann, der aber nur eine bedeutende Scene hat, hatte Hr. Schollmayer recht zu Danke gespielt. Die Musik zu der Handlung war von dem Kapellmeister Frei, der schon manches Schöne componirt haben soll. Ich glaube mich zu erinnern, bei Ihnen vierstimmige Lieder von ihm gehört zu haben. Wir hörten allenthalben die badische Landesregierung loben, sie ist milde und gerecht, und die Abgaben sind, im Vergleiche mit andern Ländern, sehr mäßig. Der Großherzog ist leicht zugänglich, alle Mitwoche giebt er öffentliche Audienz, in welcher jeder Unterthan vor ihm erscheinen und sein Gesuch vorbringen kann. Auch die hiesigen Local-Behörden sind vorzüglich. Da das Wetter am andern Tage aufzugehen anfing, so traute ich nicht, mich länger in Mannheim zu verweilen, auch wollte ich den Rückweg nicht auf der rechten Rheinseite machen. Ich ließ daher das Gespenst auf der Mühlau, das man Fastnachts Dienstag früh im Theater gab, sein Wesen treiben und beeilte mich, in Mannheim die Eisdecke des Rheines zu passiren. B.

Frankfurt, den 6. März.

Zur Verherrlichung der am 19. Febr. d. J. von der Ludwigs-Universität zu Gießen auf's würdigste begangenen funfzigjährigen Jubelfeier der Vermählung des Großherzogs und der Großherzogin von Hessen hatte der academische Senat beschlossen, mehreren rühmlichst bekannten Männern, welche sich um Wissenschaft und Kunst ausgezeichnetes Verdienst erworben, das Ehrendiplom der Doktorwürde zu ertheilen. Von Seiten der hochansehnlichen medicinischen Fakultät, deren berühmte Glieder die gelehrte Welt mit Hochachtung und Auszeichnung nennt, ist diese Ehre unserm verdienten Landsmann Rüppell zuerkannt und das am 19. Februar feierlichst verkündigte Diplom dem Vorstande der hiesigen Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft, zur weiteren Besorgung an ihr verehrtes Mitglied, heute übersendet worden. Das Diplom überträgt summos Doctoris in medicina honores et quascunque immunitates praerogativas jura ac privilegia iisdem annexa mit folgenden schönen, ehrenden Ausdrücken: Eduardo Rüppell, Moeno-Francofurtensi, naturae scrutatori celeberrimo per plures jam annos Africae ardua, arenas litoraque indefesse peragranti rerum naturalium cognitionem amplificando dilatandoque de re medica optime merito, und der zeitige Dekan der Facultät, Hr. Regierungs-Medicinalrath und Prof. Dr. Ritgen, äußert sich in dem Begleitungsschreiben an die Direction der Gesellschaft unter andern also: „Was Rüppell für die Erweiterung der Erdkunde, der Völker-, Thier- und Pflanzenkunde und dadurch auch der Heilkunde wirkte, was er für die Bereicherung der naturgeschichtlichen Sammlung des Senkenbergischen Instituts und durch diese für die ersten Sammlungen Europas leistete und welche Opfer er für diesen erhabenen Zweck in den unbekanntesten Gegenden Afrikas brachte, dies öffentlich anzuerkennen und dankbar zu ehren, hat die medicinische Fakultät an dem heutigen hochfestlichen Tage beschlossen, dem Hrn. Eduard Rüppell aus Frankfurt a. M. den Grad eines Doctors in der Heilkunde feierlich zu ertheilen und die Urkunde hierüber in die Hände des hochverehrten Vorstandes des Senkenbergischen Institutes mit der Bitte zu legen, dem hochverdienten Manne dieselbe zuzustellen."

Mps.

Theater-Anzeige.

Donnerstag den 8. März. Emmy Robsard, Schsp.
Samstag den 10. Die diebische Elster, Oper.
Sonntag den 11. Der gerade Weg der beste, Lsp.
Hierauf: Der Kapellmeister von Venedig, Op.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nro. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 48. Freitag, 9. März 1827.

Vorgefühl.

Frühlingswinde sanft und lau,
Morgenroth und Abendthau
Küssen Hagedorn und Flieder
Und das Angerblümlein wieder;
Und es lebt und strebt, was tief
Auferstehungsschlummer schlief.

Und der goldne Crocus glüht,
Und das blaue Veilchen blüht,
Und die Hopfenranken schlingen
Sich um duftende Syringen,
Ahnend sich die Knospe dehnt,
Ahnend jede Seele sehnt.

Doch der Jüngling geht einher,
Ach, von and'rer Ahnung schwer:
Werden morgen nicht die Nelken
Und die jungen Rosen welken?
Angerblümlein weiß und roth
Küßt das Herbstgesäusel todt.

Wann die Kirsche röther blinkt,
Wann die Traube voller sinkt,
Wann, den halben Kreis vollendet,
Sich die Sonne von uns wendet,
Spinnt der Seidenwurm sein Grab
Und die Tage nehmen ab.

Wann die Schwalbe von uns flog,
Wann der Storch von dannen zog,
Wann im Felde Sicheln schallen,
Und die gelben Blätter fallen,
Wird mich Abends suchen gehn,
Wer mich früh in Kraft gesehn.

Die Reise in die Krimm.

(Fortsetzung)

Der Theil der Steppen, wo wir uns befanden, und auf welchem die Civilisation ihre Eroberungen und Wirksamkeit auszubreiten sucht, gleicht einer einfarbigen Leinwand, auf welcher ein Maler ein großes Gemälde anlegt, indem er einige Wohnungen, Gebüsche und bebaute Felder darauf skizzirt; aber dieses langsam vorschreitende Werk wird ein Jahrhundert lang noch immer das Ansehen einer Wüste haben. Am Tage vor unserer Ankunft zu Cherson passirten wir auf einer Brücke den kleinen Fluß Kaminka, der sonst die Gränze zwischen den Noga-Tartaren und den Kosacken machte.

Die Wüste von hundert Stunden, die wir eben durchreist waren, machte vielleicht die Ueberraschung größer und angenehmer, die uns der Anblick von Cherson verursachte. Ich glaube inzwischen, daß, unabhängig von unserer Stimmung, wir einer gerechten Verwunderung uns nicht würden haben enthalten können, indem wir so viele neue und imponirende Schöpfungen erblickten; eine beinah vollendete Festung; Kasernen für 24,000 Mann; eine Admiralität mit allen dazu gehöri-

gen Magazinen; ein Arsenal mit 600 Kanonen; zwei Kriegsschiffe und eine Fregatte, bereit vom Stapel zu laufen; öffentliche Gebäude, die sich überall zugleich erhoben; verschiedene Kirchen von einer edlen Bauart; endlich eine schon handelnde Stadt, die zweitausend Häuser und Gewölbe mit Waaren von Griechenland, Constantinopel und Frankreich angefüllt, enthielt und ungefähr zweihundert Handelsschiffe, die in den Hafen einliefen, oder schon da lagen. Nimmt man dazu die Thätigkeit von 18,000 Arbeitern, einen großen Militair-Pomp, den Zusammenfluß mehrerer auswärtiger Minister und Consuln, so wie anderer Reisenden, so wird man leicht begreifen, daß ein solches Schauspiel, in einem Lande, das Rußland erst in dem Frieden von Kainardgi erworben, womit man sich erst seit sechs Jahren thätig beschäftigt, und das seit drei Jahren erst von der Nachbarschaft der Tartaren befreiet war, die Eigenliebe der Kaiserin exaltiren, das Erstaunen ihres Gefolges und die Lobsprüche rechtfertigen mußte, die sie und ihre Umgebungen dem Talent und der Thätigkeit des Fürsten Potemkin zollten.

Die ersten Augenblicke unsers Aufenthalts zu Cherson wurden zum Besehen der Stadt, zu großen Audienzen, einem Mahl von 120 Couverts, zu Concerten und Bällen verwendet. Die Kaiserin führte uns zu einem Mittagsmahl auf ein Landhaus, vier Stunden von Cherson. Am andern Morgen sahen wir, in ihrer Gegenwart, zwei Kriegsschiffe von 80 und 60 Kanonen und eine Fregatte vom Stapel laufen. Den folgenden Tag war ein Hofball in einem für sie, mit mehr Eleganz als Dauerhaftigkeit, erbauten Palais. Die Kaiserin hatte sich vorgenommen, sich nach Kilburn, Oczakoff gegenüber, zu begeben; aber dieser militairische Streifzug nach dem türkischen Gebiet, der einer kecken Herausforderung nur zu sehr glich, konnte nicht statt finden. Die Ankunft eines ottomanischen Geschwaders von vier Kriegsschiffen und zehn Fregatten, das sich bei Oczakoff vor Anker legte, vereitelte den Vorsatz der Kaiserin, die übrigens nur mit sichtlichem Mißvergnügen darauf verzichtete.

Ich hatte in Kaniew einen König ohne Gewalt und Autorität gesehen, umgeben von der Pracht und dem Glanze der größten Monarchen; durch einen merkwürdigen Contrast sah ich zu Cherson einen mächtigen Kaiser, einfach in seinen Formen, bescheiden in seinen Manieren, vertraulich in seiner Ansprache, Feind aller Etiquette, die Unterhaltung über alle Gegenstände erlaubend und selbst auffordernd und keinen andern Glanz in Anspruch nehmend, als den, welchen ihm ausgebreitete Kenntnisse, ein richtiges Urtheil und ein gebildeter Geist gaben. Als Catharina mich ihm zu Kaydak vorstellen wollte, sagte er: Gnädigste Frau! ich bin hier nur der Graf von Falkenstein und folglich muß ich dem Minister von Frankreich vorgestellt werden. Joseph II. war nach Rußland in einer einfachen Kalesche gekommen, begleitet von einem Staabsofficier und zwei Bedienten. Das strenge Inkognito, das er beobachtete, war ihm so bequem als nützlich, um besser zu sehen und besser zu hören; auch wollte er durchaus, daß man ihn wie einen Reisenden behandle und nicht wie einen Monarchen. Alle Morgen fand er sich beim Lever der Kaiserin ein, sich unter uns mischend und wartend, wie wir, bis die Monarchin erschien. Während des Tages durchstreifte er die Umgegenden der Orte, wo wir anhielten; und da der Zufall wollte, daß meine Unterhaltung ihm zusagte, so machte er oft lange Spaziergänge allein mit mir, mich vertraulich am Arme fassend. Ich fand ihn von den Fortschritten der russischen Niederlassungen und neuen Einrichtungen sehr wenig betroffen: Ich sehe darin, sagte er, mehr Glanz als Realität. Der Fürst Potemkin ist thätig, aber geeigneter, große Plane zu beginnen, als sie zu endigen. Uebrigens scheint alles leicht, wenn man mit Geld und Menschenleben verschwenderisch verfahren kann und will. Wir könnten in Deutschland und Frankreich nicht versuchen, was man hier ohne Hinderniß wagt. Der Herr befiehlt; Milizen von Sclaven arbeiten. Man bezahlt sie wenig oder nicht; man nährt sie schlecht; sie wagen nicht das leiseste Murren und ich weiß, daß seit drei Jahren in diesen neuen Gouvernements die Anstrengung und die Ungesundheit der Sümpfe fünfzigtausend Menschen das Leben gekostet haben, ohne daß man sie beklagte, ja selbst ohne daß man nur davon sprach. Ein andermal, als die Unterhaltung auf den Fürsten Potemkin gefallen war, sagte er: Ich begreife, daß, trotz seiner auffallenden Eigenheiten, dieser sonderbare Mann ein großes Uebergewicht über die Kaiserin gewonnen und behauptet hat: er hat einen kräftigen Willen, eine lebhafte Einbildungskraft; dadurch ist er ihr nicht nur nützlich, sondern nothwendig geworden; denn Sie kennen die Russen und werden zugeben, daß es schwer seyn würde, unter ihnen einen andern Mann zu finden, der fähig wäre, ein noch so rauhes, so neuerlich erst mit der Civilisation in Berührung gekommenes Volk und einen nur zu lange an Verschwörungen gewöhnten Hof zusammenzuhalten und zu zügeln.

Wir verließen Cherson am 29. Mai, um uns nach Kisikerman zu begeben, das am rechten Ufer des Borysthenes, fünf und siebenzig Werste nordöstlich von Cherson, liegt. Wir gingen an diesem Ort über den Borysthenes; bei unserer Landung am entgegengesetzten Ufer fand die Kaiserin einen Trupp Tartaren von den vornehmsten Familien, die ihr entgegengekommen waren, um ihr ihre Huldigung zu bringen und ihr zur Eskorte zu dienen. Von da mußten wir, um nach Perekop zu kommen, die große Wüste der Nogais durchreisen. Auf dieser ganz baumlosen unermeßlichen Rasenebene sieht man nur eine einzige Spur von Menschenarbeit; das ist eine alte Brücke von weißen Steinen, die über den kleinen Fluß Kalentschack erbaut ist. Die Tartaren waren, wie die Araber, in Stämme getheilt, deren einer die Städte der Krimm bewohnten, die andern, umherirrend, die Steppen mit ihren zahlreichen Heerden durchzogen. Als ihr Land von der Kaiserin erobert wurde, so verließ der

größte Theil dieser nomadischen Völker ihr Vaterland und flüchtete nach Kuban; wir sahen daher nur wenige davon, deren Zelte, Heerden, Pferde und einige Kameele dieser einförmigen Gegend noch etwas Leben gaben. Wie der Prinz Potemkin ohne Unterlaß gegen alle Hindernisse ankämpfte, die großen Gemälde, die er den Blicken der Kaiserin vorführte, immer verändern und selbst die Einöde beleben wollte, so hatte er Sorge getragen, in der Nähe eines von sehr eleganten und reich möblirten Zelten gebildeten Lagers, das er für seine Monarchin geschaffen und eingerichtet hatte, unerwartet ihren Augen 50 Eskadrons Donischer Kosaken erscheinen zu lassen. Ihr asiatisches und pittoresques Costüm, die Schnelligkeit ihrer Manövers, die Gelenkigkeit ihrer Pferde, ihr Rennen, ihr Geschrei, ihre Lanzen — machten momentan die Steppen vergessen, und verkürzten die Stunden, die außerdem nicht ein wenig lang und traurig zu finden, wohl schwer gewesen seyn würde. Abends als die Kaiserin ihren Zirkel entlassen hatte, nahm mich der Kaiser, der den schönen Abend genießen wollte, am Arm und lustwandelte mit mir, lange und weit genug vom Lager, auf der gränzenlosen Rasenfläche. Beim Anblicke mehrerer Kameele und einiger in der Ebene umherirrender tartarischer Hirten rief er aus: Welche sonderbare Reise! Wer hätte wohl erwarten können, mich, mit Catharina II. und den Ministern von Frankreich und England, in der Wüste der Tartaren herumirrend zu finden! Das ist eine ganz neue Seite im Buche der Geschichte! Mir kömmt es vielmehr so vor, erwiederte ich, als sei es eine Seite aus tausend und einer Nacht; als wäre ich Giafar und ging mit dem nach seiner Gewohnheit verkleideten Harun-al-Raschid spazieren. Einige Augenblicke darauf stand der Kaiser plötzlich still und rieb sich die Augen. „In Wahrheit," sprach er, „ich weiß nicht, ob ich wache oder ob Ihr Wort von tausend und einer Nacht mir Erscheinungen macht, sehen Sie einmal nach dieser Seite!" Ich drehte mich um und war nicht minder erstaunt. Ungefähr zweihundert Schritte von uns sahen wir ein großes, hohes und unermeßliches Zelt, das sich ganz allein auf dem Grase fortbewegte und auf uns zukam. Trotz der Höhe des Grases liefen wir doch geschwind hinzu, um das sonderbare Phänomen besser in der Nähe zu sehen. Bald stand das Zelt still und wir sahen an dreißig Kalmücken daraus hervorgehen. Diese weiten und über fünf und dreißig Fuß hohen Zelte sind aus Latten zusammengesetzt und mit Kameelfellen überzogen, dergestalt, daß sie auseinander genommen und auf einem Wagen transportirt werden können. Gilt es jedoch nur eine geringe Entfernung, eine bloße Veränderung des Weideplatzes, so heben die Kalmücken das ganze Gerüst in die Höhe und tragen so ihr leichtes Haus auf den Schultern fort. Das war denn dieses Manöver, was uns so in Erstaunen gesetzt hatte, als wir dieses Zelt sich bewegen sahen, ohne daß es von einem Menschen oder Thiere gezogen oder geschoben schien.

(Fortsetzung folgt.)

Die vier einfältigen Brahmanen.

Eine indische Erzählung, übersetzt von A. W. v. Schlegel.

In einer gewissen Landschaft hatte man bekannt gemacht, es solle eines von jenen großen Festen gefeiert werden, wobei man die Brahmanen zu bewirthen und Gaben unter sie zu vertheilen pflegt. Vier Männer dieses Standes, jeder in einem verschiedenen Dorfe wohnhaft, hatten sich aufgemacht, um sich dahin zu begeben. Sie begegneten sich zufällig unterwegs, und da sie erfuhren, daß sie alle die gleiche Absicht hätten, so kamen sie überein den übrigen Theil der Reise in Gesellschaft zu machen. Unterwegs begegnete ihnen ein Krieger von Adel, der in entgegengesetzter Richtung reiste. Indem er bei ihnen vorbeikam, grüßte er sie auf die gegen Brahmanen übliche Weise: er faltete die Hände, erhob sie bis zu seiner Stirn, und sagte: Gruß Ew. Hochwürden! was die Brahmanen alle viere zugleich mit dem gewöhnlichen Segensspruche erwiederten. Bald darauf kamen sie an einen längs der Landstraße befindlichen Brunnen, wo sie sich niedersetzten, um ihren Durst zu löschen; und hierauf ruheten sie in dem Schatten eines daneben stehenden Baumes aus. Da ihnen während dieser Ruhestunde ihr Verstand wenig Stoff der Unterhaltung darbot, so fiel es einem von ihnen ein, das Stillschweigen zu brechen, indem er zu den übrigen sagte: „Man muß gestehen, der Krieger, dem wir eben begegnet sind, ist ein sehr höflicher und verständiger Mann. Habt ihr wohl bemerkt, wie er mich ausgezeichnet und wie verbindlich er mich gegrüßt hat?" — Der zunächst bei ihm sitzende Brahmane sagte dagegen: „Du bist es ja nicht, den er begrüßt hat; an mich allein war seine Ehrenbezeugung gerichtet." — „Ihr betrügt euch beide, sagte ein dritter, ich kann euch versichern, daß der Gruß mir allein gelten sollte. Zum Beweise davon wendete der Krieger die Augen nach meiner Seite, während er Gruß Ew. Hochwürden! aussprach." — „Nichts weniger, erwiederte der Vierte: mich allein hat er begrüßt: hätte ich ihm wohl sonst geantwortet, Segen sey mit dir!" Der Streit wurde nach und nach so hitzig, und mit solcher Heftigkeit geführt, daß die vier Reisegefährten im Begriff waren, handgemein zu werden, als einer von ihnen, der etwas weniger thöricht war als die übrigen, folgenden Rath gab, um verdrießliche Folgen des Zankes zu verhüten: „Warum wollen wir uns unnützer Weise erzürnen? Wir möchten uns noch so sehr gegenseitig mit Beleidigungen überhäufen, wir möchten uns sogar wie der gemeinste Pöbel mit einander raufen; würde dadurch der Gegenstand unseres Streites mit Sicherheit ausgemacht werden? Wer kann unsern Zweifel besser lösen als der, welcher Anlaß dazu gab? Der Krieger, dem wir begegnet sind, und einen unter uns begrüßt hat, kann noch nicht sehr weit entfernt seyn. Meine Meinung ist also, daß wir ihm geschwind nachlaufen, um aus seinem

eigenen Munde zu erfahren, wem von und vieren er seine Ehrerbietung hat bezeugen wollen. Dieser Rath schien sehr verständig, und wurde bereitwillig angenommen. Sie machten sich also auf, um dem Krieger nachzulaufen, und ganz außer Athem holten sie ihn über eine Stunde weit von dem Orte ein, wo er sie begrüßt hatte. Sobald sie ihn aus der Ferne erblickten, riefen sie ihm zu, er möchte still stehen; hierauf näherten sie sich ihm, legten ihm den Gegenstand des zwischen ihnen entstandenen Streites vor, und baten ihn, durch seine Erklärung, wem seine Höflichkeit gegolten habe, den Handel zu schlichten. Der Krieger merkte sogleich aus ihrem Berichte, wie albern die Leute wären, mit denen er zu thun hatte; er wollte sich auf ihre Kosten ergötzen, und antwortete ganz kaltblütig: „Ei nun; den thörigsten unter euch vieren habe ich mit meinem Gruße gemeint." — Hierauf kehrte er ihnen den Rücken zu, und setzte seine Reise fort. Die Brahmanen, verwirrt über diese Antwort, machten sich auch wieder auf den Weg nach ihrer Bestimmung, und wanderten eine Zeitlang stillschweigend weiter.

(Schluß folgt)

Kleine Controverspredigten von Ll.

Zweite Abtheilung der dritten Predigt.

(Schluß)

So weit von deiner Kritik. Nun komme ich an deine Correspondenz, ein Uebel, woran viele Tageblätter laboriren. Meist ist darin die Rede vom Theater, und was soll das? Eine elende Unterhaltung wahrlich von Schauspielern zu lesen, die man nicht kennt, und dann und wann ein klägliches Urtheil über die Stücke selbst zu vernehmen. Ist aber die Correspondenz über einen Ort und seine Verhältnisse, so ertönt Lob, wenn es dem Schreiber dort gefällt, Tadel, wenn es ihm mißfällt, beides im Allgemeinen, und dann ganz werthlos, oder im Besonderen, und dann sicher unter zwölfmal eilfmal falsch, und gewöhnlich obendrein noch matt und schaal. Jeder Frankfurter muß über solche Artikel im Allgemeinen eine ungünstige Meinung hegen, wenn er die Correspondenzartikel aus und über hiesige Stadt in fremden Blättern liest; denn nur selten vernimmt man darüber ein wahres oder treffendes Wort. Doch will ich mich bei dieser Misere nicht länger aufhalten, weil mich überhaupt diese Controverspredigt zu langweilen anfängt (die Leser werden es natürlich finden). So will ich denn zum Schluß noch einige Worte über deine Aphorismen sagen. Neulich predigtest du dagegen, *) aber gleich darauf gabst du welche, so daß ich sagen könnte mit Uhland:

> Du bist fürwahr dem Lehrer zu vergleichen,
> Der seinen Schüler ob gestohlner Kirschen
> Ausschalt, und scheltend selber sie gefressen.

Doch mag es seyn, daß du der Mode huldigest, aber dann sieh streng auf ordentliche Aphorismen, denn es wird damit ein wahrer Spektakel getrieben. Stand doch neulich im Freimüthigen als Aphorisme der Satz, es sey gut, bei der Wahl seiner Freunde vorsichtig zu seyn. Zu solchem Elend können Zeitschriften herabsinken. Deine Aphorismen sind besser, aber es läßt sich doch manches dagegen erinnern. Wenn du z. B. sagst, die Frauen begehren Liebe und Artigkeit, eine Million in Scheidemünze, so ist kein wahres Wort darin. Huldigung und Artigkeit begehren sie, aber die Liebe ergreift die Frauen ganz und so ungetheilt, daß sie nur wieder Liebe und sonst nichts begehren, und der Mangel der Artigkeit thut ihrer Liebe keinen Eintrag. Aber freilich lieben eben nicht alle, dann aber begehren sie auch keine Liebe. Im Käthchen von Heilbronn ist die Frauenliebe, obgleich etwas übertrieben, gut angedeutet in ihrer vollen Hingebung, in ihrer tiefen Gewalt, und der magischen Bezauberung der Seele. Statt noch andere Sätze zu tadeln, wozu es bei dir an Gelegenheit nicht fehlt, will ich dir lieber einen Streckvers hinschreiben so gut und so schlecht wie viele gedruckt sind, zum Beweis, daß dergleichen nicht die geringste Mühe macht.

Der Unglücklichste ist der, der das wiederkehrende Spiel der vorüberrinnenden Tage abwechselnd mit Gleichgültigkeit und Unmuth betrachtet, und nicht mehr von einem Glauben getragen und gehoben wird, der den lauen Mantel der Dämmerung um die Seele hüllt, schützend gegen die Kälte des Lebens, das nicht von Liebe sanft erwärmt wird. Glücklich wenigstens der, dem diese entgegentrat. Deckt auch der lange Schlummer das Wesen zu, das unsre Seele mit magischem Himmelslicht verklärte und über die öde Leere des Daseyns den täuschenden Schleier warf, der Gedanke, das Gefühl, von ihm geliebt gewesen zu seyn, läßt unser Innres nur halb absterben, die andre Hälfte koset fort mit dem edlen Schattenbild, das uns nie verläßt, und die untergegangene Sonne wirft ihren Rosenschimmer über das frosthelle Gefilde, bis wir die Augen schließen, um sie nie wieder zu öffnen. Es liegt in solchem Schmerz wenigstens eine Kraft, die uns über manches kleine widrige Gefühl hinwegträgt.

Was taugt aber dergleichen Zeug? Nichts, gar nichts. Doch ich muß schließen, was ich denn hiermit gethan haben will.

*) Es war ja nur Scherz! Wer wird alles so wörtlich nehmen?

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nro. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 49. Samstag, 10. März 1827.

Colma's Gesang.

Nach Ossian.

Minona trat, die Säng'rin holder Lieder,
In ihrer Schönheit vor; es flog ihr Haar
Im Winde, weinend senkt den Blick sie nieder,
Es drängt um sie sich ernst der Helden Schaar.
Sie sang das Lied, das Colma einst gesungen,
Die ihres Salgar's düstres Grab jetzt theilt.
Melodisch war einst Colma's Stimm' erklungen.
Hört, wie ihr Herz dem Freunde nachgeeilt.

„Nacht ist's! ich steh' auf sturmumtobtem Hügel,
Es heult der Wind, der Waldstrom braust darein;
Mich birgt kein Obdach und der Liebe Flügel
Beschützt mich nicht; ich steh' im Sturm allein.
Entschleire dich, o Mond, ihr Sterne blinket,
Laßt mich die Ruhstatt des Geliebten sehn,
Wo ihm nach Jagdmühn nun der Schlummer winket,
Und seine Hunde wachsam ihn umstehn.

Ach! ich muß einsam hier am Felsen weilen;
Umbraust vom Sturm und moosbekränzten Strom
Hör' ich den Theuren nicht, und kann nicht eilen
Zu seinem Lager in des Felsen Dom.
Doch warum, Sohn der Berge, nicht erscheinen?
Hier ist der Wassersturz, hier Fels und Baum;
Versprachst du nicht, dich hier mir zu vereinen?
Schon kommt die Nacht; uns trennt noch weiter Raum.

Mit dir, mein Salgar, wollt' ich sorglos ziehen
Vom Vater und vom stolzen Bruder fern;
Ob unsre Häuser gleich sich feindlich fliehen,
Bleibst du doch, Salgar, meines Lebens Stern.
Laßt meinen Wandrer meine Stimme hören,
O Wind und Strom, gewähret kurze Ruh!
Darf deine Colma deinen Schlummer stören?
Salgar, Geliebter, warum zögerst du?

Der Mond erscheint. Der Fluß strömt still hernieder,
Die Berge schau' ich klar in grauem Schein;
Doch seh' ich meinen Jäger noch nicht wieder!
Weh mir, ich bin verlassen und allein! —
Doch wer ruft ferne dort auf jener Haide?
Ist's nicht mein Bruder? mein Geliebter nicht?
O redet Freunde, schweigt ihr alle Beide,
Indeß mein Herz in Angst um euch fast bricht?

Ach! sie sind todt! Roth ist ihr Schwert vom Streiten,
Warum, mein Bruder, mordetest du Ihn?
Warum, mein Salgar, ließest du dich leiten
Vom Zorn, dein Rachschwert gegen ihn zu ziehn?
Ich liebt' euch Beide; wie soll ich euch loben?
Salgar, von tausenden der Schönste du;
Und er der Mächtigste im Kampfe; droben
Winkt Vater Odin in Walhall' euch zu.

Hört meine Stimme, redet, meine Lieben!
Sie sind verstummt, verhallt der Lippen Ton:
Nur ihre kalten Hüllen sind geblieben,
Und ihre Schläfe kränzet ew'ger Mohn!

So redet denn von dieses Felsens Höhe
Ihr Geister meiner Todten kalt und bleich.
Ich fürcht' euch nicht; so kommt daß ich euch sehe,
In welchem Felsgewölbe find' ich euch?

Ihr schweigt? ich hör' im Winde keine Töne
Und keine Antwort dringt zu meinem Ohr;
Im Schmerze sitz' ich, bis in seiner Schöne
Der Morgen steiget über mir hervor!
Bereitet nun ein Grabmahl ihrem Staube,
Doch schließt es nicht, bis Colma auch erscheint.
Mein Leben wurde schon dem Tod zum Raube,
Wie soll' ich ruhen, bis ich ihm vereint?

Mit meinen Freunden wird mir Ruhe geben
Der Felsen hier am Fluß, den Moos bekränzt;
Mein Geist wird hier im Abendlichte schweben
Und wenn der Mond das stille Thal beglänzt!
Der Jäger wird vor meiner Stimm' erbangen
Und doch sie lieben, denn unhold sey nie
Die Klag' um meine Freunde, die gegangen
Voran mir; — meine Wonne Beide sie."

Also hat sanfterröthend sie gesungen,
Des greisen Tormans Tochter, sanggeübt;
Für Colma sind, da dieses Lied verklungen,
Die Augen feucht, die Seelen tief betrübt.

Die vier einfältigen Brahmanen.

(Fortsetzung)

Indessen lag ihnen der Gruß des Kriegers so sehr am Herzen, daß der Streit darüber bald wiederum noch lebhafter ausbrach. Diesmal gründete jeder seine Ansprüche auf die Entscheidung des Edelmannes selbst; es war keiner unter den vieren, der sich nicht geschmeichelt hätte, bei weitem thörichter zu seyn als die übrigen. Sie behaupteten allerseits ihr Recht an diesem Vorrang von einer ganz neuen Art mit so viel Eifer und Heftigkeit, daß eine Faustschlägerei unvermeidlich schien, wenn der Urheber des ersten Rathes nicht einen zweiten ausgesonnen hätte, um die aufbrausende Hitze der Streitenden zu mäßigen. Ich behaupte, sagte er, daß ich thörichter als irgend einer von euch bin, und jeder von euch behauptet für sich dasselbe. Nun frage ich euch, wenn wir uns auch ganz heiser schreien, wenn wir uns sogar mit Schlägen überhäufen, werden wir es wohl dadurch dahin bringen zu entscheiden, wessen Thorheit die vollkommenste ist? Glaubt mir, stellen wir für jetzt das Zanken ein. Wir sind nicht weit von Dharmapuri entfernt; laßt uns dahin gehen, uns in dem Gerichtssaal einstellen, und die Obrigkeiten des Ortes bitten, Frieden zwischen uns zu stiften. — Dieser Rath schien sehr vernünftig, und keiner weigerte sich ihn zu befolgen.

Sie hätten in keinem günstigeren Augenblicke dort ankommen können. Die Obrigkeit von Dharmapuri, Brahmanen und andere, waren gerade in dem Gerichtssaale versammelt; und da an diesem Tage eben kein ernsthafter Handel auszumachen war, so ließ man sogleich die Fremden zum Verhör, und sagte ihnen, sie möchten ihr Geschäft vortragen. Einer der vier Brahmanen trat in die Mitte der Versammlung, und erzählte, ohne den kleinsten Umstand zu übergehen, was auf Veranlassung des Grußes und der zweideutigen Antwort des Kriegers zwischen ihnen vorgefallen war. Bei dieser Erzählung brach die Rathsversammlung mehr als einmal in lautes Gelächter aus. Der Vorsitzer, ein Mann von einer sehr heitern Laune, war ganz entzückt über diese günstige Gelegenheit sich zu belustigen. Er nahm also ein ernsthaftes Wesen an, befahl allgemeine Stille, und redete die Kläger folgender Gestalt an: „Da ihr Fremde, und in dieser Stadt unbekannt seyd, so ist es nicht möglich die streitige Thatsache durch Abhörung von Zeugen auszumachen. Nach meiner Meinung habt ihr nur ein einziges Mittel, eure Richter aufzuklären: dies bestehet darin, daß jeder von euch nach der Reihe uns einen Umstand aus seinem Leben vorlege, wodurch seine Thorheit auf das überzeugendste dargethan wird. Erst nachdem wir euch angehört haben werden, wird es uns möglich sein zu entscheiden, wer unter euch vieren die Ueberlegenheit in diesem Stücke behauptet, und wer folglich den Gruß des Kriegers ausschließend sich zueignen darf." — Die Kläger gingen sämmtlich diesen Vorschlag ein.

Der erste der Brahmanen, dem das Wort zuerkannt wurde, hielt nun folgende Rede:

Wie ihr seht, ist mein Anzug nichts weniger als sauber, und es ist nicht seit heute oder gestern, daß ich mit Lumpen bedeckt einhergehe. Die erste Ursache dieses Verfalles in meiner Kleidertracht ist folgende. Ein reicher Kaufmann aus unserer Nachbarschaft, der sehr mildthätig gegen die Brahmanen ist, machte mir vor mehreren Jahren ein Geschenk mit zwei Stücken des feinsten Zeuges, das man jemals in unserm Dorfe gesehen hatte, um mir Kleider daraus machen zu lassen. Ich zeigte sie allen meinen Freunden, die nicht müde werden konnten, sie zu betrachten und zu bewundern. Ein so glücklicher Fund, sagten sie, kann nur die Frucht der guten Werke seyn, die du in einem früheren Leben verrichtet hast. Ehe ich mich darein kleidete, wusch ich nach der Sitte die Stücke Zeug, um sie von der Befleckung zu reinigen, die ihnen anklebte, weil sie durch die Hände des Webers und des Kaufmannes gegangen waren. Ich hatte sie mit den beiden Enden an die Aeste eines Baumes befestigt, um sie trocknen zu lassen, als ein Hund zufällig unten durchlief; ich bemerkte dies erst, als er schon wieder in einiger Entfernung war, und

konnte also nicht gewiß seyn, ob er sie nicht berührt und folglich befleckt hätte. Ich befragte meine Kinder, diese sagten mir aber, sie hätten nicht darauf geachtet. Wie sollte ich mich nun über diesen Zweifel beruhigen? Ich fing an auf allen Vieren zu gehen, so daß mein Rücken ungefähr so hoch stand, wie der des Hundes, und in dieser Stellung kroch ich unter diesem Stücke Zeug hindurch. „Habe ich sie berührt?" fragte ich meine Kinder, die dabei Acht gaben. Sie sagten, nein. Ich sprang vor Freuden bei dieser erwünschten Nachricht. Indessen bedachte ich im Augenblick darauf, daß der Schweif des Hundes aufgerichtet war, und daß er also wohl mit der Spitze dieses hervorstehenden Theiles meine Stücke Zeug berührt haben könnte. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, befestigte ich mir unten am Rücken eine aufwärts gekehrte Sichel, und fing meinen Versuch auf dieselbe Weise wieder an. Meine Kinder, denen ich anempfohlen hatte, recht aufmerksam zu seyn, sagten mir, daß die Sichel diesmal an das Zeug leicht angestreift hätte. Da ich nun nicht zweifeln konnte, daß es mit dem Schweife des Hundes dieselbe Bewandtniß gehabt habe, so ergriff ich in einem Anfall von Zorn, der mich zu aller Ueberlegung unfähig machte, die Stücke Zeug, und zerriß sie in Fetzen. Diese Geschichte wurde in kurzem allgemein bekannt, und jedermann behandelte mich wie einen Verrückten. „Wenn auch der Hund wirklich durch seine Berührung die Stücke Zeug besudelt hätte, sagte der Eine, konntest du sie nicht durch eine zweite Wäsche wiederum reinigen?" — „Lieber als die Stücke Zeug zu zerreißen, sagte der andere, hättest du sie nicht an arme Tagelöhner geben können? Wer wird dir künftig nach einem so tollen Streiche noch Kleidungsstücke schenken wollen?" — Diese letzte Bemerkung hat sich nur zu sehr bestätigt. Wenn ich seitdem es mir habe beikommen lassen, jemanden um einen Beitrag zu meiner anständigen Kleidung zu bitten, so hat man mir immer geantwortet: „Du hast wohl Lust das Zeug wiederum in Fetzen zu zerreißen?" —

Als er seine Geschichte beendigt hatte, sagte einer von den Zuhörern: Es scheint wohl, daß ihr sehr gut versteht auf Vieren zu gehen. O ja! erwiederte der Brahmane: darin bin ich ungemein geschickt: ihr sollt es sogleich sehen. — Hierauf stützte er sich auf seine beiden Hände, und lief zwei bis dreimal auf allen Vieren im Saale herum, so daß die Zuschauer beinah vor Lachen erstickten. Dies ist hinreichend, sagte der Vorsitzer des Gerichts; was wir so eben gehört haben, beweist schon viel zu euern Gunsten, aber ehe wir irgend etwas entscheiden, müssen wir doch sehen, welche Beweise ihrer Narrheit die übrigen vorzubringen haben. — Der zweite Brahmane nahm hierauf folgender Gestalt das Wort.

„Um bei einem in unserer Nachbarschaft angekündigten Feste anständiger zu erscheinen, schickte ich zu einem Barbier, der mir den Kopf und das Kinn scheeren sollte. Nachdem er diese Verrichtung beendigt hatte, sagte ich zu meiner Frau, sie sollte ihm zum Lohn einen Stüber geben; aber aus Versehen gab sie ihm zwei. Vergeblich verlangte ich, der Barbier müsse mir einen Stüber zurückgeben, er wollte sich nicht dazu verstehen; ich mochte noch so sehr darauf dringen, er beharrete hartnäckig bei seiner Weigerung. Der Streit wurde hitzig, und wir fingen schon an einander zu schelten, als der Barbier einen gelinderen Ton anstimmte, und sagte: „Es gibt wohl ein Mittel die Sache auszugleichen. Für den Stüber, den ihr verlangt, will ich eurer Frau den Kopf scheeren, wenn es euch beliebt." Nach einer kurzen Ueberlegung erwiederte ich: Du hast recht; dein Vorschlag wird unserm Streite ein Ende machen, ohne daß einem oder dem andern Unrecht geschieht. Da meine Frau diese Rede hörte, und voraussah was ihr begegnen würde, so wollte sie sich fortmachen; aber ich faßte sie, und nöthigte sie sich auf den Boden niederzusetzen, und der Barbier, mit seinem Rasirmesser bewaffnet, schor ihr den Kopf ganz kahl. Unterdessen stieß meine Frau ein lautes Geschrei aus, und überschüttete uns beide mit einem Strom von Schimpfreden und Verwünschungen; aber ich ließ sie schreien, ich wollte sie lieber mit kahlem Kopf sehen, als dem Spitzbuben von Barbier einen Stüber gönnen, den er nicht verdiente. Meine Frau, auf solche Weise ihrer schönen Haarlocken beraubt, verbarg sich vor Scham, und wagte nicht zum Vorschein zu kommen. Der Barbier machte sich auf die Beine, und da er meiner Mutter in der Straße begegnete, so hatte er nichts eiligeres zu thun als zu erzählen, was eben in meinem Hause vorgefallen war. Sie kam sogleich gelaufen, um zu sehen ob es wirklich so wäre; und da sie ihre Schwiegertochter ganz kahl geschoren sah, so blieb sie eine Zeitlang stumm vor Erstaunen, und wie versteinert. Aber bald brach sie in heftigen Zorn aus, und überhäufte mich mit Vorwürfen und Scheltworten, die ich ertrug ohne nur ein Wort zu sagen, denn ich fing nun an zu merken, daß ich sie wohl verdient hatte. Der Schelm von Barbier seinerseits hatte seine Schadenfreude daran, die Geschichte überall zu verbreiten, so daß ich allen Einwohnern des Orts zum Gespötte wurde. Die bösen Zungen schmücken seine Erzählungen noch weiter aus, und ermangelten nicht zu verstehen zu geben, ich hätte meiner Frau nur deswegen den Kopf kahl scheeren lassen, um sie für einen Bruch der ehelichen Treue zu bestrafen. Die Nachbarn versammelten sich haufenweise vor der Thüre meiner Wohnung, sie führten sogar einen Esel herbei, um die angeblich Schuldige darauf zu setzen, und sie, das Gesicht dem Hintertheil des Thiers zugekehrt, durch alle Straßen zu führen; denn dies ist die Züchtigung, womit bei uns das Volk die Frauen zu beschimpfen pflegt, deren Liederlichkeit ruchbar geworden ist. Das Gerücht von diesem Vorfall gelangte bald bis zu dem Wohnorte meiner Schwiegereltern. Sie begaben sich in aller Eile zu mir, und ihr könnt euch leicht denken, welchen Lärm sie machten, als sie ihre arme Tochter so übel zugerichtet sahen. Sie nahmen sie mit sich nach Haus, beobachte-

ten jedoch dabei die Vorsicht, sie nur bei Nacht reisen zu lassen, um ihr die Schmach zu ersparen, in dem demüthigenden Zustande, worin sie sich befand, von den Leuten gesehen zu werden. Sie behielten sie vier Jahre bei sich, ohne von irgend einem Vorschlage zur Güte etwas hören zu wollen, bis sie mir sie wieder zurückgaben. Jene verwünschte Unbesonnenheit war Schuld, daß ich das Fest versäumte, worauf ich mich durch ein dreitägiges Fasten vorbereitet hatte. Ich bedauerte dies um so mehr, weil ich erfuhr es sey ausserordentlich prächtig gewesen, und man habe dabei die Gäste im Ueberflusse mit ausgeklärter Butter bedient. Vierzehn Tage nachher ward ein anderes Fest angekündigt, ich beging die Unvorsichtigkeit mich dabei einzufinden; aber über achthundert Brahmanen, die dort versammelt waren, empfingen mich mit lautem Spott. Sie bemächtigten sich meiner, und erklärten, sie würden mich nicht eher wieder los geben, bis ich ihnen den Verführer meiner Frau genannt hätte, damit er nach der ganzen Strenge der für unsern Stand geltenden Gesetze bestraft werden möge. Ich betheuerte eidlich, ich sey allein schuldig, und bekannte ihnen den wahren Grund, welcher mich bewogen hatte, so zu handeln. Das Erstaunen meiner Zuhörer stieg bei meiner Erzählung auf den höchsten Grad, sie sahen einer den andern an, und riefen aus: „Ist es erhört, daß man einer verheiratheten Frau den Kopf kahl scheeren läßt, welche die Pflicht der ehelichen Treue nicht verletzt hat? Entweder der Mensch ist ein Betrüger, oder er ist der größte Narr, der auf Erden lebt.“ — Ich hoffe, so beschloß der Erzähler seine Rede, ihr werdet eben so urtheilen wie sie, und meiner Narrheit den Preiß vor derjenigen zuerkennen, womit euch mein Vorgänger unterhalten hat. —

Die Versammlung fand, daß dieser Narrenstreich von der ächtesten Art sey, aber sie wollte noch keinen Beschluß fassen, ohne die beiden Mitwerber angehört zu haben.

(Schluß folgt.)

Churfürst Carl Ludwig's von der Pfalz

Abschieds-Segen für seinen ältesten Sohn, den er mit Louise von Degenfeld erzeugt hatte, 1675.

Was ich in meines lieben Sohns Betbuch schreiben wollte, aber nicht der Zeit gehabt.

Gott die höchste Ehre, Andacht, Vertrauen.

Den Aeltern und Vorgesetzten gebührenden Respect, Lieb, Treu und Gehorsam.

Ehr und Tugend nachstreben.

Nichts fürchten als Schand und Laster.

Gegen die Freunde freundlich, redlich.

Gegen die Feinde munter und geherzt.

Gegen die Stolzen ernstlich.

Gegen die Falschen verdeckt.

Gegen die Sanftmüthigen milde.

Gegen die Großen ehrerbietig.

Gegen den Armen mitleidig und gutthätig nach Vermögen.

Keinen Stand, keine Nation, keinen Gottesdienst verspotten.

Gegen jedermann höflich (seinem Stand nach) und gerecht.

Zu allem Guten unverdrossen.

Nichts ohne Vernunft und Vorbedacht vornehmen. —

Hiemit empfehle ich auch meinen lieben Sohn in des Allmächtigen beständige Obhut und Segen; verbleibe euer ganz getreuer Vater weil ich lebe. Heidelberg am heil. Ostertag 1675. Carl Ludwig CF.

Ein Abschieds-Segen, in welchem sich Churfürst Carl Ludwig treffendst selbst gezeichnet hat.

Bei vielen vortrefflichen Erinnerungen gibt er dem auf Reisen gehenden, damals schon achtzehnjährigen, Sohne auch nicht ein väterliches Wort über Frauenzimmer und Jugend-Triebe.

Es ist ein kritischer Zeitpunct in der väterlichen Erziehers-Klugheit, wann und wie der Vater mit dem Sohne über die Geschichten seiner eigenen Jugend sprechen solle. Unzeitiges Stilleschweigen über diesen Punkt zernichtet unglaublich viele Früchte der besten väterlichen Erinnerungen, die sich auch nicht gerad auf die vermuthete schwache Seite beziehen. Churfürst Carl Ludwig, damals schon ein Mann von 68 Jahren, hätte seinem Sohne deßhalb schon lehrreiche, praktische Winke geben dürfen; er scheint aber zu denen gehört zu haben, die von solchen Dingen gar nicht sprechen mögen, in der sichern Zuversicht, daß niemand etwas davon wisse, wenn sie davon schweigen.

Gegen den Armen mitleidig und gutthätig nach Vermögen.

Etwas genau war Carl Ludwig selbst.

Gegen jedermann höflich; seinem Stand nach. Einschränkungen dieser Art verstehen sich zwar natürlich immer selbst, aber der Mann ist oft an dem Eifer kenntlich, womit er die Einschränkungen der Regel einschärft.

Keinen Gottesdienst verspotten.

Das floß wohl dem Churfürsten tief aus der Seele. Selbst sein Zeitgenosse Churf. Friedrich Wilhelm von Brandenburg hätte das nicht so emphatisch sagen können, als Carl Ludwig es gethan haben wird.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nro. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 50. Sonntag, 11. März 1827.

Die vier einfältigen Brahmanen.

(Schluß)

Der Dritte, der schon längst mit Ungeduld den Augenblick erwartete, wo er zu Wort kommen sollte, hielt nun folgenden Vortrag. „Vormals hieß ich Anantaya, jetzt bin ich allenthalben unter dem Namen Betel-Anantaya bekannt. Zu diesem Spottnamen gab folgender Vorfall meines Lebens den Anlaß. Es war ungefähr ein Monat verflossen, seit meine Frau, welche bis dahin wegen ihrer zarten Jugend im väterlichen Hause zurückgehalten worden war, bei mir wohnte. Eines Abends beim Schlafengehen, sagte ich, ich weiß nicht mehr auf welche Veranlassung, die Weiber wären Plaudertaschen. Sie erwiederte lebhaft, und ohne sich lange zu besinnen, daß sie Männer kennte, die auf's wenigste eben so plauderhaft wären, wie die Frauen. Ich merkte wohl, daß diese Anspielung mir gelten sollte, ich wurde also durch ihre Antwort sehr gereizt, und sagte zu ihr, wir wollen sehen, wer von uns beiden am ersten sprechen wird. Recht gern, erwiederte sie, aber was soll der dem andern geben, der die Wette verliert? Ein Betel-Blatt, sagte ich. Nachdem die Wette so ausgemacht war, legten wir uns schlafen ohne weiter ein einziges Wort zu sprechen. Am andern Morgen, als die Sonne schon aufgegangen war, und noch keiner von uns zum Vorschein kam, rief man uns bei unserm Namen, aber wir gaben keinen Laut von uns. Man rief noch stärker, alles blieb still. Man klopfte stark an die Thüre unseres Zimmers aber vergeblich. Nun verbreitete sich eine große Bestürzung im Hause, man befürchtete, wir möchten beide während der Nacht plötzlich gestorben seyn. Der Zimmermann des Dorfes, den man in aller Eile holte, kam mit seinem Werkzeuge und stieß die Thür ein. Unsere Hausgenossen waren nicht wenig verwundert, da sie uns beide vollkommen wach mit untergeschlagenen Beinen sitzen sahen; wir schienen in gutem Wohlbefinden, aber des Gebrauchs der Sprache beraubt zu seyn. Man versuchte auf verschiedene Weise uns zum Reden zu bringen, ohne daß es gelingen wollte. Meine Mutter, vor Schrecken außer sich, erhob ein lautes Geschrei, worauf alle Brahmanen des Dorfes mit ihren Frauen herbeigelaufen kamen, um sich nach der Ursache einer solchen Bestürzung zu erkundigen. Unser Haus war bald voller Menschen, und jeder klügelte auf seine Weise über den vermeintlichen Zufall, der uns zugestoßen war. Die Meinung, daß irgend ein geheimer Feind durch einen bösen Zauber uns in diesen Zustand versetzt habe, behielt die Oberhand. In dieser Ueberzeugung ließen meine Eltern so schnell als möglich einen berühmten Geisterbeschwörer aus der Nachbarschaft kommen, um den Zauber zu lösen. Sobald dieser eingetroffen war, heftete er zuvörderst einige Minuten lang seine Blicke auf uns, dann ging er verschiedene Male um uns herum, wobei er wunderliche Worte aussprach, er fühlte unsern Puls an verschiedenen Theilen des Körpers, und machte so viel andere Fratzen, daß ich noch jetzt nicht daran denken kann, ohne zu lachen. Endlich erklärte er, wir befänden uns wirklich unter dem Einfluß eines bösen Zaubers; er nannte sogar den Teufel, wovon wir nach seiner Meinung besessen wären, und schilderte ihn als sehr halsstarrig und widerspenstig. Wegen der Schwierigkeit, die es machen würde ihn auszutreiben, schätzte er also die Unkosten der Opfer und andern dazu erforderlichen Ceremonien auf fünf Goldstücke. Meine Eltern waren nicht reich, der ungeheure Preis, welchen der Geisterbeschwörer foderte, setzte sie in Schrecken; indessen gingen sie die Bedingung doch lieber ein, als meine Frau und mich stumm zu lassen, und versprachen ihm überdies ein angemessenes Geschenk, wenn er uns den Gebrauch der Sprache wiedergegeben haben würde. Der Zauberer war eben im Begriff seine Beschwörungen anzufangen, als ein Brahmane von unserer Bekanntschaft,

der gerade zugegen war, allen zum Trotz behauptete, unser Zustand rühre bloß von einer natürlichen Krankheit her, wovon er mehrere Beispiele gesehen habe; er versprach uns ohne alle Unkosten zu heilen. Zu diesem Ende ließ er geschwind ein Becken mit glühenden Kohlen herein bringen, und begehrte eine kleine goldene Stange. Sobald diese Vorrichtung gemacht war, ließ er die goldene Stange fast bis zum Schmelzen glühend werden, hierauf faßte er sie mit einer Zange und berührte mich damit, an den Fußsohlen, unter den Ellenbogen, an der Magenhöhle, und endlich auf der Scheitel. Ich stand diese entsetzliche Qual aus, ohne mich zu rühren, und ohne einen Klagelaut vorzubringen. Ich wäre nöthigenfalls lieber gestorben, als die Schmach der verlornen Wette zu erleben. Laßt uns das Mittel nun an der Frau versuchen, sagte der boshafte Unternehmer unserer Heilung, der durch meine Standhaftigkeit schon ein wenig außer Fassung gebracht war. Er näherte sich ihr, und legte die glühende Goldstange unter ihre Fußsohle. Kaum hatte sie aber die Wirkung des Feuers gespürt, so zog sie das Bein eilig zurück, und schrie: Genug! genug! Hierauf wandte sie sich zu mir und sagte: „Ich habe die Wette verloren; da hast du ein Betel-Blatt." — Habe ich es nicht voraus gesehen, rief ich aus, daß du zuerst sprechen würdest? Du bestätigst hiedurch was ich beim Schlafengehen behauptete, die Weiber wären Plaudertaschen. — Ich muß es mir gefallen lassen, erwiederte sie: künftig werde ich auch keine Wette wieder gegen dich eingehen. Die Zuschauer sahen einander mit Verwunderung an, und wußten nicht was sie von diesem Auftritt denken sollten. Ich erklärte ihnen die Ursache, worauf sie einstimmig ausriefen: „Welch seltsame Thorheit! Wie? In der ganzen Nachbarschaft Bestürzung verbreiten, sich von der Scheitel bis zu den Fußsohlen verbrennen lassen, um nicht ein Betel-Blatt einzubüßen! Nein, in der weiten Welt wird man kein so verbranntes Gehirn auffinden, als das seinige." — Von der Zeit an heiße ich in der ganzen Nachbarschaft nur Betel-Anantaya."

Diese Probe der Narrheit schien der Versammlung allerdings von einer merkwürdigen Art zu seyn. Es wurde jedoch für billig erachtet, ehe man ein Urtheil fällte, die Ansprüche kennen zu lernen, welche der vierte Kläger vorzubringen haben möchte. Er that es folgendermaßen: „Ich hatte mich mit einem ganz jungen Mädchen verlobt, welche wegen ihres zarten Alters noch sechs bis sieben Jahre fortfuhr in dem Hause ihres Vaters zu wohnen. Nachdem sie mannbar geworden war, benachrichtigten ihre Verwandten die meinigen, sie würde nunmehr alle Pflichten einer Gattin erfüllen können. Das Haus meines Schwiegervaters lag sechs bis sieben Stunden Wegs von unserm Wohnorte entfernt. Meine Mutter war eben unpaß, als wir diese angenehme Nachricht erhielten, und konnte die Reise nicht unternehmen. Sie trug mir also auf, meine Frau abzuholen, und empfahl mir dabei mich vorsichtig zu betragen, und ja nichts zu thun oder zu sagen, wodurch ich den geringen Umfang meiner Geisteskräfte verriethe. Ich fürchte, sagte sie beim Abschiede, du möchtest einen dummen Streich machen, da ich nur allzugut weiß, wie schwach es mit deinem Kopfe bestellt ist. — Ich versprach, ihren Ermahnungen gemäß, mich mit Klugheit zu benehmen, und machte mich auf den Weg. Mein Schwiegervater empfing mich auf's beste, und gab meiner Ankunft zu Ehre allen Brahmanen des Orts ein Fest. Als der für die Rückkehr in meine Heimath bestimmte Tag angekommen war, erlaubte man meiner Frau und mir abzureisen. Mein Schwiegervater überschüttete uns mit Segenswünschen, und vergoß beim Abschiede einen Strom von Thränen, als ob er das Unglück vorausgeahndet hätte, das seine arme Tochter betreffen sollte. Es war eben die heiße Jahrszeit eingetreten, und an dem Tage unserer Abreise war die Hitze ausserordentlich groß. Unser Weg ging über eine dürre Ebene, die sich wohl eine Meile weit ausdehnte. Der von den Sonnenstrahlen erhitzte Sand versengte bald die Fußsohlen meiner jungen Gefährtin, die im Schatten des väterlichen Daches erzogen, eine so ermüdende Wanderung nicht gewohnt war. Sie fing an zu weinen, ich faßte sie bei der Hand, und suchte ihr bestens Muth einzusprechen. Bald aber versagten ihr die Kräfte gänzlich: sie legte sich auf den Boden nieder und sagte, sie wollte lieber dort ihren Tod erwarten, als noch weiter wandern. Ich war in der äusserſten Verlegenheit. Ich saß neben ihr, ohne zu wissen, was ich thun sollte, als ein Kaufmann vorbei kam, der einen Haufen Ochsen, mit verschiedenen Waaren beladen, vor sich her trieb. Ich redete ihn an, klagte ihm mit Thränen in den Augen meine Noth, und bat ihn, in dieser verzweiflungsvollen Lage mir mit gutem Rath beizustehen. Der Kaufmann näherte sich meiner Frau. Nachdem er sie aufmerksam betrachtet hatte, sagte er, bei der immer noch zunehmenden erstickenden Hitze sey das Leben des armen unglücklichen Geschöpfs augenscheinlich in Gefahr, sie möge nun dort liegen bleiben, oder sich aufraffen um weiter zu wandern. — „Lieber als daß ihr das Leiden erlebt, sie vor euern Augen verscheiden zu sehen, fuhr er fort, als daß ihr euch vielleicht sogar dem Verdachte aussetzt, sie selbst umgebracht zu haben, rathe ich euch, sie mir zu überlassen. Ich will sie auf einen meiner rüstigsten Ochsen setzen, und sie mit mir fortführen: auf solche Art wird sie einem sonst unvermeidlichen Tode entgehen. Allerdings wird sie dann für euch verloren seyn: aber es ist doch besser sie zu verlieren, indem ihr euch das Verdienst erwerbt ihr das Leben zu retten, als wenn ihr noch obendrein beargwohnt würdet sie umgebracht zu haben. Ihr Schmuck mag ungefähr zwanzig Goldstücke werth seyn: nehmt diese fünf und zwanzig, und überlaßt mir eure Frau." —

Die Vorstellungen dieses Mannes schienen mir unwiderleglich zu seyn. Ich nahm also das dargebotene Geld an; er, seinerseits, faßte meine Frau in die Arme, setzte sie auf einen Ochsen, und machte sich eilig auf den Weg. Ich setzte nun ebenfalls meine Reise fort; meine Füße waren von dem heißen Sande, worauf ich den ganzen Tag hatte wandern müssen, beinahe verbrannt, als ich spät Abends zu Hause eintraf.

Wo ist deine Frau? fragte meine Mutter, sehr verwundert mich allein ankommen zu sehen. Ich erzählte ihr hierauf genau den ganzen Verlauf seit meiner Abreise, und berichtete zuletzt den traurigen Vorfall, der meiner jungen Gefährtin zugestoßen war, und mich genöthigt hatte, sie lieber einem vorbeiziehenden Kaufmann zu überlassen, als Zeuge ihres unvermeidlichen Todes zu seyn, und vielleicht gar noch beschuldigt zu werden, ich hätte sie selbst umgebracht. Zugleich zog ich die fünf und zwanzig Goldstücke hervor, die ich als Entschädigung empfangen hatte. Bei dieser Erzählung stieg der Unwille meiner Mutter auf einen solchen Grad, daß sie anfänglich verstummte, und wie versteinert war. Aber bald machte der verhaltne Zorn sich gewaltsam und mit großem Toben Luft: sie überhäufte mich mit Schmähungen und Verwünschungen, die ihr für die Verkehrtheit meines Betragens immer noch nicht stark genug schienen. — „Der Unsinnige! Der Elende!" rief sie aus: „verkauft seine Frau! überliefert sie einem andern! Eine Brahmanen-Tochter die Beischläferin eines niederträchtigen Kaufmanns! Was wird die Welt davon denken? Was werden die Verwandten des unglücklichen Mädchens und die unsrigen sagen, wenn sie diese Gräuel erfahren? Werden sie jemals an ein solches Uebermaaß von Narrheit und Blödsinn glauben können?" — Das traurige Abentheuer meiner Frau mußte ihren Verwandten bald zu Ohren kommen. Sie kamen in voller Wuth, mit Knüppeln bewaffnet, hergerannt, und hatten nichts geringeres vor, als mich zu Tode zu prügeln. Dies wäre auch mir und meiner armen Mutter, wiewohl sie ganz unschuldig war, unfehlbar begegnet, wenn wir nicht bei Zeiten ihre Ankunft erfahren und uns durch eine schnelle Flucht ihrer Rache entzogen hätten. Da sie sich selbst keine Genugthuung schaffen konnten, so trugen sie den Handel den Häuptern ihrer Kaste vor, welche mich einstimmig zu einer Geldbuße von zwei hundert Pagoden, als Entschädigung für die gekränkte Ehre der Familie, verdammten. Ferner wurde bei Verlust der Kaste allen und jeden untersagt, einem solchen Narren, wie ich wäre, jemals wieder eine andere Frau zu geben. So war ich also verdammt, meine übrige Lebenszeit ledig zuzubringen. Ich hatte noch von Glück zu sagen, daß ich nicht für immer aus der Zunft der Brahmanen ausgestoßen ward. Diese Gnade verdankte ich dem unter den Zunftgenossen noch lebenden Andenken meines Vaters, der ein ungemein verehrter und hochgeachteter Mann gewesen war. Jetzt stelle ich euch anheim, ob dieser Beweis von Narrheit denen, womit meine Mitwerber euch unterhalten haben, das geringste nachgiebt, und ob mir nicht mit vollem Rechte der Vorrang gebührt."

Nach reiflicher Berathung ertheilte die Versammlung den Bescheid: jeder der vier Streitenden habe unwidersprechliche Proben seiner Narrheit vorgelegt; allen stehe ein gleiches und wohlbegründetes Recht auf Ueberlegenheit in diesem Fache zu; jeder könne demnach für seine Person sich den Preis der Narrheit zuerkennen, und den Gruß des Edelmannes als an ihn besonders gerichtet betrachten. — „Ihr habt sämmtlich euern Prozeß gewonnen, sagte der Vorsitzer zu ihnen: geht und setzt, wo möglich, eure Reise in Frieden fort!"

Vollkommen befriedigt durch einen so billigen Urtheilspruch machten sich die reisenden Brahmanen wieder auf den Weg, indem sie um die Wette ausriefen: Ich habe meinen Prozeß gewonnen! Ich auch! Ich auch!

Homonyme.

Am Wagen und am Glas ist meine Kraft bekannt,
Auch bin ich ein Canton im schönen Schweizerland.

Auflösung der Charade in Nr. 45.
Jungfrau.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Samstag den 3. März. Camilla, Oper in 3 Aufz. Musik von Paer. Unter den vielen Opern, die Paer componirte, ist unstreitig Camilla eine der besten, da in ihr die Vorzüge des Componisten (Reichthum an Melodie und Effect in der Instrumentirung) ganz besonders hervorleuchten und mehr wie in seinen übrigen Werken Zusammenhang und Characteristik sich ausspricht. Wäre nur der dritte Act eben so voll warmer Lebendigkeit, wie die beiden ersten, wäre ferner der Musik nicht allzu viel, die Oper müßte noch weit größere Wirkung machen. Wir freuen uns jedesmal bei der Vorstellung der Paer'schen Opern zwei Genüsse zugleich uns geboten zu sehen, da wir neben Paer immer Rossini hören. Welche Fundgrube für diesen war nicht Paer? Mit welcher liebenswürdigen Keckheit versteht nicht Rossini uns die schönsten Gesangstellen Paers mit einigen Verzierungen ausgeschmückt (oder vielmehr verunstaltet) in seinen beliebten Opern aufzutischen? Wir glauben daher, daß eine öftere Vorstellung Paer'scher Werke — mit Abwechslung natürlich — dem Theater gewiß Nutzen bringen dürfte, da sie beide, Rossinianer und Freunde edlerer Tonkunst, ansprechen würde. Außer Sargino wurde uns seit langer Zeit keine Oper dieses Componisten gebracht, während früher Griselda, Achilles, Sophonisbe unser Repertoire zierten. Dem Vernehmen nach soll eine der neuesten Opern Paers (wenn wir nicht irren die neueste) Agnese einstudirt werden, und wir können hoffen ein würdiges Seitenstück zu Camilla zu hören. Die heutige Oper, deren Text auch zu den bessern gehört und die mit Recht romantisch genannt werden kann, wurde mit Präcision vorgetragen, wie es bei der trefflichen Besetzung nicht anders zu erwarten war. Wir dürfen nur sagen, daß Hr. Dobler den Herzog, Hr. Rieser den Loredan, Dem. Hauß die Camilla sangen, um unser Urtheil ohne Ausführung zu rechtfertigen. Loredan war die Parthie, in welcher Hr. Rieser in seinem hiesigen Engagement zum ersten-

male auftrat, und heute wie damals entzückte sein herrlicher Gesang und sein gefühlvoller Vortrag. Nur glauben wir bei dieser Gelegenheit denselben auf ein häufiges, oft ganz zweckloses Zurückhalten im Gesange aufmerksam machen zu müssen. Den theilnehmenden Zuhörer befällt ein Schrecken, indem er glaubt, Alles sey auseinander und der Dirigent mit dem Orchester muß nothwendiger Weise über Maas und Ziel oft in Verlegenheit gerathen. Dem. Hauß und Hr. Dobler, die Gatten, waren einander würdig. Die Leistungen der drei Künstler wurden mit rauschendem Beifall belohnt. Dem Roisten die Jüngere (Adolph) sang und spielte gut; das Beispiel der Eltern mußte dem Sohne vorleuchten. Hr. Marrder (Antonio) und Dem. Roisten die Aeltere (Ghitta) waren brav im Spiel sowohl als im Gesange; doch sind beide noch Anfänger und bedürfen bei ihren guten Anlagen des Fleißes, um den Künstlernamen zu verdienen. So wie es indessen eine Schönrednerei gibt, so gibt es auch eine Schönsingerei, beide taugen nichts und auf dieses wollten wir noch den Hrn. Marrder aufmerksam machen. Hr. Hassel (Cola) ergötzlich wie immer; doch thut er des Guten im Spiele zu viel; sein wirklich braver Gesang muß dann oft darunter leiden.

Vorstehendem Bericht über Camilla mögen sich noch einige Bemerkungen anschließen, die wir der gefälligen Mittheilung eines andern Referenten verdanken. „Paer glänzt als Meister in der dramatischen Composition. Er läßt den Gesang überall frei walten und überbaut ihn nicht mit lärmender Instrumentalmusik. Dabei steht ihm ein seltener Reichthum von Melodien zu Gebot, die nicht in einzelnen Sätzen, wohl aber an Lieblichkeit und Kraft sich gleichen. Vor allem gelingt ihm der Ausdruck zärtlicher Gefühle: hier schlagen seine Töne an des Herzens Innerstes. Am entschiedensten zeigt sich der dramatische Charakter Paerscher Musik in der Oper Camilla, die nun wieder ein schöner Gewinn für das Opernrepertoire unserer Bühne geworden ist, besonders mit der neuen Besetzung. Dem. Hauß sang die Camilla mit der gewohnten Präcision und Kunstfertigkeit. Wir zweifeln, daß diese Parthie glänzender vorgetragen werden kann und dennoch konnten wir uns des Gedankens nicht erwehren an die bezaubernde Art und Weise, wie einst Mad. Cannabich sie ausführte. Aber so ist die Erinnerung. Alles was unser Daseyn jemals angenehm berührte, das ruft sie verschönernd zurück und wir glauben ihr so gern, nicht selten auf Kosten der Gerechtigkeit! — Nicht auf gleiche Weise wirkte die Erinnerung bei Hrn. Dobler (Herzog). Die metallreiche Stimme dieses trefflichen Sängers, sein eben so zarter als kräftiger Vortrag genügt allen Ansprüchen, welche an die Parthie des Herzogs gemacht werden mögen. Hr. Nieser (Loredan) sang mit vielem Ausdruck, doch mit etwas bedeckter Stimme, was neben den klangvollen Tönen des Hrn. Dobler um so mehr bemerklich wurde. Der Diener Cola wurde von Hrn. Hassel auf die ergötzlichste Weise durchgeführt. Die Parthie ist ganz und gar im Stile eines italischen Buffo gehalten und deßhalb für einen deutschen Komiker keine so leichte Aufgabe. Hr. Hassel löste sie. Die Parthie der Ghitta wurde von Dem. Roisten der Aeltern gut gesungen, aber nicht gleich gut gespielt. Zuviel Lebhaftigkeit ist auch ein Fehler, den Dem. Roisten ablegen muß, wenn ihr anders daran gelegen ist, sich zu vervollkommnen und sich in der Darstellung der Wahrheit zu nähern. Eben die Bescheidenheit im Spiel war es, was Dem. Bamberger so liebenswürdig machte! Hr. Marrder war uns in der untergeordneten, aber gut durchgeführten Parthie des Antonio eine angenehme Erscheinung. Wir fanden darin einen Beweis, daß es diesem jungen Manne ein Ernst ist, seine Ausbildung als Künstler auf anspruchlosem, das ist, auf rechtem Wege zu befördern. Den Knaben Adolph sang Dem. Roisten die Jüngere mit vieler Sicherheit. Es ist eine starke Zumuthung von dem Componisten, wenn er verlangt, das schwierige Terzett sollte von einem Kinde von acht Jahren gesungen werden und die Direction hat recht, auf solche Zumuthung nicht zu achten. Billig rühmen wir endlich noch die präcise, treffliche Ausführung der Chöre, so wie den regelrechten von dem braven Dirigenten kräftigst geleiteten Gang der ganzen Vorstellung."

Sonntag den 4. Der Graf von Burgund, Schauspiel in 5 Abthl. von Kotzebue. Das Stück gehört in die Categorie der Ritterschauspiele, von denen Schlegel sagt, es sey nichts in ihnen ritterlich als die Helme, Schilde und Schwerter, nichts altdeutsch als vermeintlich die Rohheit, sonst die Gesinnungen eben so modern als gemein und fügen wir hinzu, die zärtlichen Gefühle so verzweifelt naiv, wie sie nur immer ein Claurensches Suschen an den Tag legen kann. Das Wiederaufleben der Kotzebueschen Schauspiele auf unserer Bühne könnte uns bange machen; aber glücklicherweise scheint das Publicum nicht mehr so begierig nach der losen Speise sich zu sehnen. Der Zudrang war nicht groß. Von der Vorstellung wissen wir nichts zu sagen, als daß Hr. Rottmayer (Heinrich) recht brav spielte. Er machte den Sprung vom armen Rittersohn zum regierenden Grafen mit Besonnenheit; er hielt, wie seine Liebe, so die Gesinnung des Ersteren vest und deutete nur an, daß er auch den Muth habe zu herrschen. Gern möchten wir auch Dem. Eßer (Elsbeth) loben, wenn sie nur nicht immer und überall Dem. Eßer wäre und sich von der provinziellen Redeweise losreißen wollte.

(Schluß folgt)

Theater-Anzeige.

Dienstag den 13. März. Kritik und Antikritik, Lustsp. Hierauf: Der Sammtrock, Lustsp.
Mittwoch den 14. Welche ist die Braut? Lustsp.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nro. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 51. Dienstag, 13. März 1827.

Die Reise in die Krimm.

(Fortsetzung)

Am 30. Juni 1787 passirten wir die Linien von Perekop, die, trotz der Stärke ihrer Lage und der Tiefe ihrer Graben, dennoch nie den Marsch eines Feindes haben aufhalten können und deswegen jetzt nur noch ein Gegenstand der Neugierde sind; wir besahen hierauf die sogenannte goldene Festung, die sie vertheidigt. Als wir sie verließen, erblickten wir ein zahlreiches Corps tartarischer Reiterei, reichgekleidet und bewaffnet, das der Kaiserin entgegenkam, um ihr zur Ehrengarde zu dienen. Diese Fürstin, die stets nur große, erhabene und kühne Gedanken in sich trug, hatte während ihres Aufenthalts in der Krimm nur von den nämlichen Tartaren begleitet zu werden verlangt, die, Verächter ihres Geschlechts und beständige Christenfeinde, so kürzlich erst von ihr unterjocht worden waren. Ein so wenig erwarteter Beweis von Zutrauen gelang, wie fast alles, was kühn ist. — Gestehen Sie, mein lieber Segur, sagte der Prinz von Ligne lächelnd zu mir, daß es doch ein besonderes Ereigniß wäre, das einen schönen Lärm in Europa machen würde, wenn die zwölfhundert Tartaren, die uns umgeben, den Einfall hätten, uns in vollem Jagen nach einem kleinen benachbarten Hafen zu schleppen, dort die erlauchte Catharina, so wie den mächtigen römischen Kaiser, Joseph II., einzuschiffen und sie nach Constantinopel zu führen zur Freude und Genugthuung Sr. Hoheit, Abdul-Hamet, des Herrn der Gläubigen; und dieser pfiffige Streich wäre nicht einmal gänzlich unmoralisch; denn sie könnten wohl, ohne Gewissensbisse, zwei Souverains rauben und entführen, die gegen Völkerrecht und Traktaten eben erst ihr Land geraubt, ihren Fürsten entthront und ihre Unabhängigkeit gefesselt haben. — Glücklicherweise kam dieser Gedanke den rechtlichen Söhnen Mohamets nicht in den Kopf. Wir setzten unsere Reise sehr ruhig, in ihrem Geleite, fort und brachten die Nacht in Aibar zu, wo man ein Lager für uns aufgeschlagen und ein ziemlich elegantes Haus für die Kaiserin gebaut hatte. Fitzherbert und mich hatte man in eins der tartarischen Zelte einquartirt. Die Russen sahen mit Verwunderung einen englischen und einen französischen Minister, trotz der Rivalität ihrer Länder und der Opposition ihrer Interessen, durch die aufrichtigste Freundschaft vereint; man würde nicht übel von dem einen gesprochen haben, ohne daß ihn der andere vertheidigt hätte. Die Kaiserin freute sich einer so seltenen Vertraulichkeit und fand es ohne Zweifel interessant, uns bei dieser Gelegenheit unter einem Zelte schlafen und an einem Tische Depeschen schreiben zu lassen, die sicherlich in sehr entgegengesetztem Sinne abgefaßt waren.

Am 31. Juni näherten wir uns der Bergkette und genossen in ihren Thälern mit dem innigsten Wonnegefühl des ersehnten Augenblicks, wo wir dichte Schatten, pittoreske Anhöhen, bebaute Felder, schöne Häuser, thätige, arbeitsame Landleute, endlich das ganze bewegte Leben wiedersahen, dessen Spur wir fast in den unbebauten und öden Steppen verloren hatten. Am Abend langten wir in der Stadt Batschi Sarai an und der ganze Hof zog in den Pallast der alten Khans ein.

Diese Stadt liegt in einem sehr engen Thal, am Flusse Tschuruck. Gegründet im sechszehnten Jahrhundert von den Tartaren, dehnen sich ihre schlechtgebauten Häuser amphitheatralisch am Abhange der sehr hohen Berge aus, die sie umgeben, ja, so zu sagen, drücken

und deren ungeheure Felsen ihr jeden Augenblick den Untergang zu drohen scheinen. Es ist einer der sonderbarsten Aussichtspunkte, die die Neugierde des Reisenden reizen können. Leicht kann man am Eingange des Hafens umwerfen und beinah wäre dies der Kaiserin in dem Augenblicke widerfahren, wo sie, die Minarets von Batschi Sarai entdeckend, ihren Zweck erreichte und im Voraus mit Stolz das Vergnügen genoß, sich auf einem durch ihre Waffen eroberten muselmannischen Throne niederzulassen. Man kommt nach Batschi Sarai oder steigt vielmehr nach demselben herab von einem außerordentlich steilen Abhange, von beiden Seiten mit Felsenriffen umgeben. Catharinens Wagen war sehr schwer, die Pferde, die sie fuhren, feurig und unlenksam; diese muthigen Thiere, gedrückt von einem ungewohnten Gewicht, wurden wild, gingen durch und stürzten sich mit einer solchen Wuth zwischen die Felsen, daß wir jeden Augenblick glaubten, den Wagen umwerfen und in Trümmern gehen zu sehen. Die Anstrengungen der Tartaren, den Wagen aufzuhalten, waren fruchtlos; der Schrecken hatte alle Reisende ergriffen; Catharina allein (sagte mir nachher der Kaiser) ließ in ihren Zügen keine Spur von Furcht blicken. Inzwischen wollte das Glück, daß die Pferde, nachdem sie sammt dem Wagen ohne Unfall, man weiß nicht wie, über einige Felsen gekommen, am Eingange einer Straße von selbst stehen blieben, und so plötzlich, daß mehrere von ihnen niederstürzten. Bei diesem letzten Stoße schoß der Wagen ihnen auf den Leib und würde da, ohne die Hülfe der tartarischen Reiter, umgeschlagen seyn, die ihn nur noch mit der äußersten Anstrengung aufrecht hielten.

Batschi Sarai, seit der Eroberung sehr entvölkert, enthielt inzwischen noch neun tausend Einwohner, fast alle Muselmänner. Catharinens Politik legte weder ihrem Handel, noch ihrer Gottesverehrung Zwang auf; sie ließ sie in Allem bei ihren alten Gebräuchen und Sitten, so daß wir uns wahrhaft in eine Stadt der Türkei oder Persiens versetzt glauben konnten, mit dem einzigen Unterschied, daß wir Zeit und Freiheit hatten, alles daselbst zu untersuchen, ohne eine der Demüthigungen fürchten zu dürfen, denen die Christen im ganzen Orient sich unterwerfen müssen. Was mich im ersten Augenblicke am mehrsten verwunderte, war das Phlegma, der Stolz und die affectirte oder wirkliche gleichgültige Apathie der türkischen und tartarischen Kaufleute: alt oder jung, saßen diese Türken und Tartaren ruhig vor der Thür ihrer Häuser, oder im Innern ihrer Laden und blieben, weit entfernt, irgend eine Verwunderung, Neugierde und ausdrucksvolle Bewegung der Freude oder des Zornes beim Anblick des Zuges zu zeigen, der, so neu und imponirend für sie, ihren Blicken prachtvoll vorüberzog, unbeweglich, ohne aufzustehen, ohne nur ihre Blicke nach uns zu wenden; einige kehrten uns selbst den Rücken zu. Diese Fanatiker schreiben sich fortdauernd eine große Ueberlegenheit über uns zu, die in ihren Augen Ungläubige und Hunde sind, und verharren in ihrem stupiden Stolze, selbst wenn sie besiegt sind; weit entfernt, sich zu demüthigen, schreiben sie nie ihrer Unwissenheit die Schande ihrer Niederlagen und Unglücksfälle zu, sondern klagen deshalb nur das Fatum an.

Man sagte uns, daß der Pallast des Khans, nun der unsrige, in kleinerm Maaßstabe, nach dem Muster des Serails von Constantinopel erbaut worden sey. Er liegt am Flusse, an dessen Ufern die Tartaren einen Quai angelegt haben; man gelangt durch eine kleine steinerne Brücke dahin und kömmt dann in einen großen Hof. Die Majestäten nahmen die Gemächer des Sultans ein. Fitzherbert, Cobentzel, der Prinz von Ligne und ich bewohnten die Zimmer der Sultaninnen, die die Aussicht auf schöne Gärten hatten, die freilich von hohen Mauern umgeben waren. Jedes Zimmer enthielt, statt alles Geräthes, nur einen breiten und bequemen Divan, der rund an den Wänden herumlief. Die Mitte nahm ein großes, viereckiges Wasserbecken, von weißem Marmor, ein, in dessen Mittelpunkt, aus angebrachten Röhren, sich Strahlen klaren und frischen Wassers erhoben. Ein schwaches Licht erleuchtete das Gemach: die Kristallscheiben der Fenster waren mit Gemälden überladen; selbst wenn man sie öffnete, fand die Sonne kaum einen Weg durch die zahlreichen Zweige von Rosen, Lorbeeren, Jasminen, Granaden- und Orangen-Bäumen, die diese Fenster mit ihren Blättern bedeckten, und ihnen, so zu sagen, zu Jalousieen dienten.

Catharina verweilte nur fünf Tage in Batschi Sarai; das Vergnügen glänzte in allen ihren Zügen; sie schwelgte mit dem Stolz einer Fürstin, einer Frau und Christin in dem Gedanken, den Thron der Tartaren einzunehmen, die, früher Eroberer von Rußland, wenige Jahre vor ihrer Niederlage und Demüthigung, ihre Provinzen noch geplündert, ihren Handel zerstört, ihre neuen Eroberungen verwüstet und den Besitz derselben unsicher gemacht hatten. Von Batschi Sarai aus durch angenehme Thäler kommend, gingen wir über den Fluß Kabarta, dessen Ufer so romantisch sind, daß man alle von ihm benetzten Gefilde paradiesischen Gärten vergleichen kann. Wir hielten unser Mittagsmahl zu Inkermann, von den Griechen Theodora genannt; da bilden hohe Gebirge, die sich im Halbkreis ausdehnen, einen breiten und tiefen Meerbusen, an dessen Ufern einst das alte Cherson und die Stadt Eupatoria standen. Dieser Hafen und diese berühmte Rhede des taurischen, später heraklischen Chersonneses hatten von der Kaiserin den Namen Sevastopol erhalten. Die Ansicht dieser der Diana geweihten Küsten erweckte in uns die fabelhaften Erinnerungen Griechenlands, so wie das geschichtliche Andenken an die Könige des Bosphorus und die Thaten des Mithridates.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

(Schluß)

Montag den 5. März. (Zum Vortheil der Familie Roisten.) Die diebische Elster, Oper in zwei Abtheilungen; aus dem Italienischen von Joseph Ritter von Seyfried, Musik von Rossini. Die Handlung zu dieser Oper ist höchst wahrscheinlich aus einem französischen Trauerspiele entnommen, welches vor ungefähr zehn oder zwölf Jahren die Bühnen des südlichen Frankreichs beschäftigte, die Cassen füllte und zahlreiche Versammlungen andächtiger Zuhörer in einem Meer von Thränen herumbaden ließ. Die Handlung ist aber auch zu rührend. Eine recht malicieuse Creatur, nicht einmal ein Mensch, sondern ein langgeschwänztes, schwarzschnabeliges Ungethüm, eine Elster, oder wie man hier zu Lande sagt, eine Atzel, stiehlt, wie ächte Vagabunden und Landstreicher, silberne Löffel und Gabeln und hat auch noch die Unverschämtheit, ein armes unschuldiges Mädchen dieses Diebstahls zu beschuldigen. Obgleich der Wachtmeister Gianetto nun versichert, daß auf solche Beschuldigungen nichts gegeben werde, so sind doch etliche Buchstaben der armen Inquisitin im Wege und ohne weiter dem corpus delicti nachzuspähen, ohne einen Vertheidiger zu bestellen, verdammt der Gerichtshof mit unerbittlicher Strenge die Unschuldige zum Tode, und da es eine Diebin ist, höchst wahrscheinlich zum Strange. Soll man da nicht weinen, wenn man schon in der Zukunft ein blutjunges, hübsches, braves, treues, gutes, unschuldiges Mädchen am Galgen baumeln sieht? — Um dem Ganzen noch einen Rührzusatz zu geben, hat der Vater der Unglücklichen, ein Reutersmann, von seinem Officiere Prügel bekommen, hat diesen deshalb erstechen wollen, dieses ist jedoch verhindert, der Reuter aber zum Tode, als Soldat vermuthlich zur Kugel, verurtheilt worden, dem er sich durch die Flucht entzogen hat. Der edle Wettstreit des Deserteurs und der angeblichen Diebin, wo eins für das andre sich opfern will, ist dann gar erbaulich und von großem Effect der musikalische Steckbrief! — Warum sind aber die Criminal- und Polizeysituationen nicht besser benutzt worden? Das Publicum hätte bei gehöriger Anwendung aller möglich gewesenen Situationen vor Rührung und Wehmuth schlechterdings zerplatzen müssen. Der Deserteur hätte unter fröhlichem Trommelschalle müssen Gassenlaufen und Ninette hätte auf den Schub gemußt — auf den Schub — es wäre neu — göttlich gewesen! — Und warum wird ferner die dramatische Gerechtigkeit so wenig gehandhabt? Ist es recht, daß die impertinente Elster selbst stiehlt, ein unschuldiges Kind anklagt, dieses bald an den Galgen bringt und nachdem die ganze heillose Intrigue entdeckt ist, sich mir nichts dir nichts davon macht. Wenn, zufolge der Versicherung eines consultirten Rechtspracticanten, nach der Halsgerichtsordnung die Strafe der Calumnie die Talion ist; so müßte die Elster an den Galgen. Freilich ist es ein unvernünftiges Thier und wir leben nicht mehr in dem Zeitalter, wo ein Schwein, welches ein Kind gefressen, von dem Stöcker in ein Faß geschlagen und in den Main geschnellt wird; aber Gerechtigkeit muß im Lande herrschen und so hätte man der Elster wenigstens pro satisfactione publica den Hals abschneiden müssen, pro satisfactione privata hätte sich dann Ninette die Elster braten lassen; man hätte noch einen dritten Act dazu fertigen, eine Hochzeit veranstalten und die gebratene arme Sünderin mit Morcheln und dergl. in einer nobeln Sauce unter lautem Jubelsang verzehren müssen — dann hätte das Ganze befriedigend geschlossen. — Doch genug von der Handlung! — Die Musik dazu ist sehr passend; wir glauben, Rossini hat sich über dieselbe lustig machen wollen. Kaum zeigt sich eine gediegene, charactervolle Melodie; husch fliegt die Elster über die Scene, dann rappelt's und rumpelt's, dann dudelt's und hudelt's. Es ist Schade um die vielen wirklich schönen Melodien, daß der Schöpfer derselben so wenig Fleiß auf deren Anwendung und Verarbeitung verwendete. Wir sind durchaus kein Widersacher von Rossini, im Gegentheil wissen wir seine gediegenen und geregelten Werke sehr gut zu schätzen; aber Arien eines verzweiflungsvollen Vaters im Walzertact, mit obligatem Schnudelauto der Blasinstrumente und Sachen der Art genug sind unmöglich gut zu heißen. Solche Piecen können, wie auch geschehen, nur Gelächter erregen. - Die Aufführung war so, so — la, la. Mit Auszeichnung müssen erwähnt werden Hr. Dobler (Podesta) und Hr. Hauser (Fernando Villabella). Wenn der erstere entzückte durch die schönen klaren Töne seiner gediegenen Stimme, so erfreute der letztere nicht minder durch gefühlvollen Vortrag und durch reine Passagen einer tüchtigen Schule. Dem. Roisten d. ä. (Ninette) befriedigte heute in ihrem Spiele weit mehr, wie sonst; was den Gesang betrifft, so waren einige Nummern, wie die Arie des ersten Acts bei ihrem Auftreten, sodann das Duett mit Pippo im zweiten Act, ganz vorzüglich; andre Stücke dagegen, wie der leidige Steckbrief, könnte man mit dem umgekehrten Beiworte belegen. Dem. Sabina Bamberger sang früherhin diese Rolle und zwar zur größten Zufriedenheit, um so mehr möge Dem. Roisten der in beiden vorgenannten Musikstücken erhaltene Beifall von Gewicht seyn, um so mehr aber auch dieselbe anfeuern, durch geregelten Fleiß und gediegene Schule dereinst ein vollkommenes Charactergemälde hinzustellen. Dem. Micolini d. Jüngere sang als ersten Versuch in einer größeren Rolle die Parthie des Pippo. Eine schöne, starke und umfangreiche Altstimme, der es an der nöthigen Biegsamkeit nicht gebricht. Wird diesen schönen Anlagen eine sorgsame Pflege, so können wir bei dem Eifer und dem guten Willen der Sängerin dereinst Ausgezeichnetes erwarten. Das Spiel zeigte hier und da von irgend einem guten Lehrmeister,

die Befangenheit aber und eine gewisse Unbeholfenheit wirrten indessen alles wieder unter einander. Dem. Micolini verzage jedoch nicht; es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, alle haben lernen müssen und auch bei ihr wird es schon gehen. Das Duett des zweiten Acts mit Ninette sang dieselbe ausgezeichnet schön; der lebendige Beifall, dessen sie sich erfreuen konnte, möge ihr darthun, daß das Publicum sie auch fernerhin mit liebevoller Theilnahme aufnehmen werde. Hr. Tourny (Gianetto) sang so gut es gehen wollte. Es wollte aber heute durchaus nicht; freilich ist die Rolle ganz verzweifelt hoch. Was die übrigen Personen Gutes oder Nichtgutes leisten, ist aus früheren Darstellungen bekannt. Die Chöre gingen recht gut und die Landmädchen des ersten Acts, namentlich die eine mit dem rosafarbenen Röckchen, tanzten allerliebst; nicht Gleiches können wir von den Burschen rühmen; einer davon muß wegen seiner krummen Haltung nothwendiger Weise in das steinerne Haus geschickt werden. Wenn wir von den Personen reden, so muß auch der Elster (obgleich man uns den Namen des Sprechers vorenthielt) rühmlichst erwähnt werden, da auch sie unter den Personen aufgeführt steht. In der juristischen Welt muß dieses schlechterdings zu neuen Doctrinen führen. Wie werden sich die Pandektisten wundern, wenn unter den Personen auch Atzeln zum Vorschein kommen?

Dienstag den 6. Das letzte Mittel, Lustsp. in 4 Abthl. von Frau von Weißenthurn. Hierauf: Nummer 777, Posse in 1 Aufz. von Lebrün. Man kann nicht sagen, Frau Johanna von Weißenthurn habe mit vorgenanntem Stück bezweckt, ihrem Geschlecht eine Lobrede zu halten; vielmehr verräth sie darin, muthwillig genug, was alles die Frauen zu wagen pflegen, um die Männer ihren Neigungen dienstbar zu machen. In jedem Falle ist dies letzte Mittel ein recht gutes Lustspiel, das auch ohne die Mitwirkung einer Mad. Neumann (nun Mad. Haitzinger) auf unserer Bühne gesehen zu werden verdient. Das lebensreiche, treffliche Zusammenspiel der Damen Schultze (Baronin Waldhüll) und Ellmenreich (Baronin Sylben) und der Herren Fehringer (Graf Sonnstädt) und Rottmayer (Baron Gluthen) fesselt die Aufmerksamkeit des Zuschauers auf sehr angenehme Weise. In der Posse spielte Hr. Ludewig den berühmten Pfeffer. Schon im verflossenen Sommer sahen wir Hrn. Ludewig darin als Gast. Damals verirrte er sich zur Uebertreibung. Heute war seine Leistung gemäßigter und darum bei weitem richtiger. Neid und Schadenfreude sind Characterzüge dieses Pfeffers; es sind Nahrungsmittel für sein schlechtes Gemüth, deren er sich nicht entschlagen kann; darum darf der Darsteller es durchaus nicht merken lassen, daß er komisch seyn wolle. Hr. Henkel traf in dieser Rolle einst den Punct, worauf es ankömmt, so richtig, daß man hätte versucht werden können, zu glauben, er bewege sich in einer ihm eigenthümlichen Sphäre von Gesinnungen.

Mittwoch den 7. Der Raugraf, romantische Oper in 3 Abtheil., Musik von Femy. Eine ganz vorzügliche Aufführung, welche in vollem Glanze Femy's Gewalt im Bereich der Töne offenbarte. Das erste Wort unseres aus innigster Ueberzeugung hervorgehenden Lobes verdient Hr. Kapellmeister Guhr. Unter seiner Hand entfaltete sich das mit tiefer Phantasie und vielen Schwierigkeiten geschriebene Werk dem Kunstfreunde zur Klarheit und zum Genusse. Von den darstellenden Personen ist es Hr. Dobler (Raugraf), dem unstreitig heute der Preis gebührt. Die glühende Leidenschaft, das wilde Feuer, die Eifersucht, Rachsucht und doch der in Dichtung und Musik unverkennbar gehaltene edlere Anstrich, wie vereinte alles dieses unser braver Sänger zu einem anziehenden, wir können mit gutem Gewissen sagen, vollendeten Ganzen! Die Arie: „Schwindet ihr Stürme" ist das Größte, was Hr. Dobler je leistete; sehen und hören muß man hier, beschreiben läßt sich so etwas nicht. Ausserdem waren alle Mitspielenden heute so brav, daß wir nur loben können; selbst Hr. Toussaint, für den die Rolle des Bertram offenbar zu hoch liegt, sang zur Zufriedenheit; doch glauben wir, daß Hr. Hauser der Mann ist, dieselbe vollkommen darzustellen. Die Arie des ersten Acts: „Stürmisch rast und tobt die Nacht," welche nach der Versicherung etlicher Kunstkenner sehr schön und lieblich seyn soll, werden wir dann nicht länger entbehren müssen. Noch wollen wir bemerken, daß die Beschäftigung der Mathilde (Mad. Brauer) auf der Bühne während der Arie der Marie (Dem. Hauß) im zweiten Act für den Gesang sehr störend ist. Könnte man es denn nicht so einrichten, daß Mathilde an der Statue ein wenig handirte, dann aber sich hinter den Coulissen so lange beschäftigte, bis die Arie geendigt ist? Die Polacca ist so gefällig, Dem. Hauß singt dieselbe so schön, weil aber jedermann im Hintergrunde abentheuerliche Geschichten erwartet, so theilt sich die Aufmerksamkeit und die Sängerin kommt um ihren wohlverdienten Applaus. — Die Oper fand auch heute, bei der dritten Aufführung, ihren lauten Beifall. Für uns, die wir mit unserm Urtheile doch ebenfalls dem Urtheile des Publicums ausgesetzt sind, wahrlich keine geringe Genugthuung! —

Donnerstag den 8. Emmy Robsard, Gräfin von Leicester, oder: Das Fest zu Kenilworth, histor. romant. Gemälde in 5 Abthl. nach Walter Scott, von Lembert.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 52. Mittwoch, 14. März 1827.

Nachrichten von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

(Fortsetzung der in Nr. 46 abgebrochenen Rede.)

Die gemeinschaftliche Reise ging an der Ostküste Brasiliens hin vom 15ten bis 18ten Grad südlicher Breite bis zur Villa St. Joa di Mucuri, wo sie sich am 3. Febr. 1816 mit Herzlichkeit trennten, da Freyreiß eine andere Excursion als der Fürst beabsichtigte. Anfangs Mai trafen sie am nämlichen Orte noch einmal zusammen, gingen bis Villa Vicoza, durchstreiften die umliegende Gegend während mehrerer Wochen und nahmen daselbst abermals Abschied am 15. Juni, als der Fürst seine weitere Reise nordwärts fortsetzte, Freyreiß aber mit seinen Leuten am Mucuri zurückblieb und von da an bis nach Bahia naturgeschichtliche Excursionen machte, wo er auch im Mai 1817 zum dritten und letztenmal dem aus dem Innern zurückkehrenden und sich nach Europa einschiffenden Fürsten Maximilian begegnete.

Freyreiß nahm nun seinen gewöhnlichen Aufenthalt in dieser Gegend, fast immer mit seinem Freunde Sellow zusammen lebend; große Sammlungen, worunter viele bisher unbekannte Thiere, legte er an, aus welchen er Sendungen nach Moskau, Stockholm, Berlin, Leyden und an die Wetterausche Gesellschaft besorgte. Manches von ihm Abgesendete und an ihn Abgegangene gelangte leider nicht zu seiner Bestimmung, wie aus vielen Klagen in Briefen von ihm hervorgeht. Anfangs November 1818 hatte er auch das Unglück, nach einem Besuche der Botocuden, auf einer Seefahrt von Ilheos nach Caravelhas an einem Madreporen-Riff bei Porto Seguro Schiffbruch zu leiden, und dadurch, nebst einem großen Theil seines Vermögens, eine bedeutende Sammlung zu verlieren.

Im Jahr 1818 war es, als er mit unserer eben erst entstandenen naturforschenden Gesellschaft Verbindungen einging und auch am 13. April zum ordentlichen Mitgliede derselben ernannt wurde. Mit den Ausdrücken lebhafter Freude ergriff er diese Gelegenheit, sich der Vaterstadt nützlich zu erweisen. In einem Briefe an Meidinger äussert er, wie er die ihm angebotene Summe nur deßhalb annehme, weil er wegen ausgedehnter Reisepläne noch nicht im Stande sey, so große Opfer zu bringen, aber er habe den festen Vorsatz, die empfangene Unterstützung von 2000 fl. dereinst zurück zu erstatten, um sich wo möglich in Frankfurt ein von jedem Scheine des Eigennutzes freies Andenken zu gründen. Er hat unserm Museum zwei große Sendungen von Thieren aus allen Klassen übermacht, wovon das uns Neue hier aufgestellt ist, die Doubletten aber gegen andre Naturkörper ausgetauscht wurden und noch werden.

Mit den verwickelten Angelegenheiten einer von ihm und einigen Theilnehmern gegründeten Kolonie allzu beschäftigt, hatte er die längst beabsichtigte und vorbereitete Reise, den Amazonenfluß hinauf in das Innere von Brasilien, stets verschoben; auch war deßwegen der Briefwechsel in den letzten Jahren unterbrochen. Eben schickte er sich wieder an, neue Sendungen hierher zu besorgen, als ihn der Himmel von seinem Tagewerk abrief. Jene hauptsächlich für Deutsche bestimmte Niederlassung, nach der österreichischen Prinzessin Leopoldine, jetzigen Kaiserin von Brasilien, (gestorben am 11. December 1826) Leopoldina genannt, hatte er mit ertheilter Zustimmung

und Privilegien des Regenten zwischen dem 18. und 19. Breitegrad am Flusse Peruipe nicht weit von Vicoza mit Besonnenheit, Sach- und Ortskenntniß gegründet. Die vielen Hindernisse, welche anfänglich seinem Unternehmen entgegen traten, scheint er zuletzt glücklich überwunden und die Angelegenheiten der neuen Kolonie wohl geordnet zu haben. Er bemerkt ausdrücklich, daß Müßiggänger dort eben so selten ihr Glück machen würden, als anderwärts, und eben so wenig diejenigen ihre Erwartungen erfüllt sähen, die manchen allzu romantischen Schilderungen Brasiliens Glauben beimäßen und Gold und Edelsteine auf den Straßen zu finden glaubten; die Ansiedelung solcher Menschen verbitte er sich gar sehr. Hauptsächlich in der Absicht seinen Landsleuten eine möglichst genaue Schilderung Brasiliens zu machen, erschien von ihm bei Sauerländer dahier der erste Theil einer interessanten Schrift (Beiträge zur näheren Kenntniß des Kaiserthums Brasilien, nebst einer Schilderung der neuen Colonie Leopoldina und der wichtigsten Erwerbzweige für europäische Ansiedler, so wie auch einer Darstellung der Ursachen, wodurch mehrere Ansiedelungen mißglückten), deren Vorrede aus Rio Janeiro im Januar 1824 datirt ist. Sie enthält in sechs Capiteln allgemeine Bemerkungen über Brasiliens geographische Lage, Gebirge, Flüsse; Beobachtungen des Klimas, des Mineral-, Pflanzen- und Thierreichs und der Landesbewohner, und liefert den Beweiß scharfsinniger Beobachtungsgabe und klarer Urtheilskraft.

Mitten in solchem rastlosen Streben für Erweiterung der Naturkunde durch Sammeln und Beobachten für genaueres Erkennen eines Landes, welches, im Begriffe, den so lange und schwer auf ihm gelasteten weltlichen und geistlichen Druck abzuschütteln und aus der Gewalt einer aufgedrungenen Stiefmutter in die Rechte des erwachsenen Sohnes zu treten, unsere verdoppelte Aufmerksamkeit anspricht, — mitten in dem Streben, sich nach einem unruhigen sorgenvollen Jugendleben ein schönes Ruheplätzchen für die Tage des müden Alters zu gründen, überraschte ihn auf seiner Pflanzung in der Colonie Leopoldina am 1. April 1825 ein frühzeitiger Tod. Er hinterläßt eine in Brasilien eingeborne Portugiesin als Wittwe und ein Kind. Deutsche Freunde begleiteten seine Leiche nach der nahe gelegenen Villa Vicoza am Flusse Peruipe zur Ruhe.

Von dem Grabe des Landsmannes an Brasiliens Küste hinweg, wenden wir nun den Blick zu den erfreulicheren Ereignissen in der heimathlichen naturwissenschaftlichen Anstalt, deren Jahresfest zu begehen wir heute abermahls versammelt sind. Wie wichtig für unsere Gesellschaft ihre stets zunehmenden auswärtigen Verbindungen sind, welch reicher Zuwachs an belehrenden Gegenständen von daher unserem Museum zu Theil wurde, hat Ihnen bereits unser verdienter Direktor Hr. Dr. Cretzschmar berichtet. Bei Erwähnung der Geschenke und ihrer gütigen Geber, muß ich den Namen Rüppell übergehen, denn ich vermag die Gefühle des Dankes, der Verehrung, zu welchen die Erinnerung jedes Tages in der Geschichte unserer Anstalt, jeder Blick in die Säle dieses Hauses uns hinreißt, nicht angemessen, nicht würdig genug mit Worten auszudrücken. Die einzelne Aufzählung aller der vielen Erwerbungen und schätzbaren Geschenke für die verschiedenen Sammlungen würde die Grenzen dieses Vortrags überschreiten, und hieße Ihre gütige Aufmerksamkeit allzusehr in Anspruch nehmen; ich nenne nur mit dem herzlichsten Danke die Namen der Geber: wir erhielten im verflossenen Gesellschaftsjahre vom ersten Direktor Hrn. Dr. Neuburg viele ausgezeichnet schöne Versteinerungen, von dem wirklichen Mitgliede Hrn. Dr. Buch, welcher mehrere Monate zu einer Reise nach dem südlichen Frankreich verwendet hat, einiges daselbst Gefundene, von dem gegenwärtig in Berlin als Lehrer der Chemie angestellten wirklichen Mitgliede, Hrn. Dr. Wöhler, eine Anzahl schwedischer Mineralien, und von dem wirklichen Mitgliede Hrn. Hofrath Dr. Meyer seine ganze Sammlung Gewächse, ein um so werthvolleres Geschenk, weil sie die Frucht zahlreicher, seit 40 Jahren von ihm in der Wetterau angestellter Excursionen ist. Unter den correspondirenden Mitgliedern erhielten wir von Hrn. Pfarrer Pauli in Epgelsheim mehrere in seiner Gegend gefundene fossile Zähne; — von Hrn. Dr. Gallois in Hanau große Ammoniten; — von Hrn. Apotheker Kneiff in Strasburg eine Centurie kryptogamischer Pflanzen; — von Hrn. Prof. Hinterhuber in Salzburg eine Anzahl Gebirgspflanzen; — von Hrn. Dr. Batt in Weinheim eine schöne geognostische Suite von der Bergstraße nebst erläuternden Bemerkungen dazu; — von Hrn. Rath Dr. Menke in Pyrmont Sämereien und Früchte; — von Hrn. Bergrath Schneider in Holzappel eine dort als neu aufgefundene Crystallformation. Sodann erhielten wir von andern Freunden unsrer Anstalt und zwar von Hrn. Fried. Wilh. Mettenheimer dahier Pflanzen im nördlichen Deutschland gesammelt; von Hrn. Klein Arbeiten der Indianer am Missisippi; von Hrn. Gergens aus Mainz Mineralien aus dem Dienstberg bei Gießen, von Hrn. Forstmeister Lintz in Saarbrücken die Haut eines dort geschossenen Wolfs.

Für die Gesellschaftsbibliothek erhielten wir Geschenke von den wirklichen Mitgliedern Hrn. Geheimrath Dr. Wenzel, Hrn. v. Heyden und Hrn. v. Meyer, von den correspondirenden Mitgliedern Hrn. Leopold von Buch in Berlin, Prof. Thomson in Glasgow, Prof. Nees von Esenbeck und Berghauptmann Graf von Beust in Bonn, Hofr. Schäffer in Regensburg, Henninghaus in Crefeld und dem Ehrenmitglied Hrn. Dr. Clemens dahier.

(Schluß folgt.)

Meteorologische Beobachtungen des physikalischen Vereins,

welche am 15. Januar 1827 in Frankfurt, Reifenberg, Wiesbaden, auf der Platte, in Friedberg und in Homburg angestellt worden sind.

Es ist von mehreren Seiten der Wunsch ausgesprochen worden, der physikalische Verein hiesiger Stadt möchte, gleich den meteorologischen Beobachtungen, die von ihm täglich angestellt werden, auch den hauptsächlicheren Theil der für die königliche Gesellschaft zu Edinburgh am 15. Januar d. J. veranstalteten stündlichen meteorologischen Beobachtungen, öffentlich mittheilen. Diesem Wunsche zu entsprechen folgen hier: Der Barometerstand, der Thermometerstand, die Richtung des Windes, der Zug der Wolken und die Witterung im Allgemeinen, mit dem Bemerken, daß diese Gegenstände ausführlicher in Kastner's Archiv für Naturlehre abgehandelt werden. Die Beobachtungspunkte waren in Frankfurt (26° 21′ 4″ 0‴ L. 50° 6′ 42″ n. B.) in der Wohnung des Herrn Geh. Rath von Sömmering, zwei Stiegen hoch nach NW, in Reifenberg, im Gasthaus zum schwarzen Adler eine Stiege hoch, (c^a 1450 Fuß über dem Frankfurter Horizonte); in Wiesbaden, im Gasthaus zum Einhorn, zwei Stiegen hoch; auf der Platte im dritten Stock des Herzogl. Schlosses nach N; in Friedberg, im zweiten Stocke des Gasthauses in den zwei Schwerdtern. In Frankfurt wurde der Luftdruck mit einem Heberbarometer gemessen, an den andern Orten mit Gefäßbarometern.

Tabelle I.

Stunde.	Barometerstand auf 0° R. reducirt.						Thermometer im Freien nach R.					
	Reifenberg.	Frankfurt.	Wiesbaden.	Platte.	Friedberg.	Homburg.	Reifenberg.	Frankfurt.	Wiesbaden.	Platte.	Friedberg.	Homburg.
	″ ‴	″ ‴	″ ‴	″ ‴			°				°	
1 a. m.	25. 9,1	27. 3,6	27. 4,8	25. 11,5	″—‴	—	— 1,4	+ 2,2	+ 2,5	+ 0,4	+ 0,5	—
2	25. 9,0	—	27. 5,3	26. 0,8	27. 2,6	—	— 2,0	—	+ 2,3	+ 0,1	0,0	—
3	25. 9,5	27. 4,0	27. 5,7	26. 1,3	27. 2,6	—	— 2,2	+ 1,8	+ 1,5	— 0,2	0,0	—°
4	25. 9,7	27. 4,2	27. 5,9	26. 1,7	27. 3,1	26″8,9‴	— 2,6	+ 1,6	+ 2,0	— 0,2	+ 0,5	+ 1,3
5	25. 9,9	27. 4,6	27. 6,1	26. 2,5	—	—	— 2,9	+ 1,1	+ 1,5	— 0,4	0,0	—
6	25. 10,3	27. 6,0	27. 6,7	26. 2,8	27. 3,4	—	— 3,0	+ 0,5	+ 1,5	— 0,3	— 0,9	—
7	25. 10,7	27. 5,1	27. 7,0	26. 3,0	27. 3,6	—	— 2,7	+ 1,8	+ 0,5	— 0,4	— 1,0	—
8	25. 10,9	27. 5,7	27. 7,1	26. 3,3	27. 4,0	—	— 3,0	+ 0,5	+ 1,0	— 0,5	— 0,9	—
9	25. 11,3	27. 5,7	27. 7,7	26. 3,4	—	26. 10,6	— 2,6	+ 0,8	+ 1,0	— 0,4	0,0	0,0
10	25. 11,8	27. 6,1	27. 7,8	26. 3,7	27. 5,2	—	— 1,8	+ 0,2	+ 2,3	— 0,2	0,0	—
11	26. 0,2	27. 6,8	27. 8,6	26. 4,0	27. 5,6	—	— 0,6	+ 1,6	+ 3,0	0,0	+ 1,0	—
12	26. 0,9	27. 7,1	27. 8,7	26. 4,2	27. 5,8	26. 11,5	— 1,2	+ 2,5	+ 3,0	+ 0,2	+ 1,1	+ 1,5
1 p. m.	26. 0,9	27. 7,1	27. 8,8	26. 4,4	—	—	— 1,3	+ 2,7	+ 3,3	+ 0,3	—	—
2	26. 1,4	27. 7,5	27. 8,7	26. 4,8	—	—	— 1,0	+ 3,0	+ 3,5	+ 0,3	—	—
3	26. 1,5	27. 8,0	27. 9,2	26. 5,3	27. 6,8	27. 0,8	— 0,9	+ 2,5	+ 3,8	+ 0,4	+ 1,5	+ 2,8
4	26. 2,1	27. 8,6	27. 9,6	26. 5,8	27. 7,3	—	— 1,4	+ 1,8	+ 3,3	+ 0,4	+ 1,0	—
5	26. 2,0	27. 9,1	27. 9,6	26. 6,2	27. 7,6	—	— 1,5	+ 1,2	+ 3,3	+ 0,2	+ 0,1	—
6	26. 2,9	27. 9,2	27. 9,9	26. 6,6	27. 8,3	27. 1,9	— 2,0	+ 2,2	+ 2,0	0,0	+ 0,6	+ 1,0
7	26. 3,0	27. 10,7	27. 10,8	26. 6,8	27. 8,6	—	— 2,0	+ 2,2	+ 2,0	— 0,2	+ 0,3	—
8	26. 3,3	27. 11,0	27. 11,3	26. 7,0	27. 8,6	27. 2,7	— 2,3	+ 1,8	+ 2,0	— 0,2	+ 0,3	+ 1,0
9	26. 3,2	27. 11,3	27. 11,4	26. 7,2	27. 9,1	—	— 2,5	+ 1,9	+ 1,8	— 0,3	— 0,4	—
10	26. 3,4	27. 11,4	27. 11,4	26. 7,3	—	—	— 2,5	+ 1,7	+ 1,8	— 0,3	—	—
11	26. 3,4	27. 11,4	27. 11,3	26. 7,3	27. 9,2	—	— 2,6	+ 1,0	+ 2,0	— 0,4	— 0,4	—
12	26. 3,6	27. 11,5	27. 11,3	26. 7,3	27. 9,4	27. 3,1	— 2,6	+ 1,2	+ 2,0	— 0,5	0,0	+ 0,5
Mittel.	26. 0,6	27. 7,6	27. 8,5	26. 4,4	27. 6,1	27. 0,5	— 2,0	+ 1,6	+ 2,2	— 0,1	+ 0,1	+ 1,1

Das Barometer war an diesem Tage in einem fast ununterbrochnen Steigen begriffen; bei den Thermometer-Beobachtungen ist unter andern auffallend, daß die Stunden 6 und 8 v. M. gleiche Temperatur zeigten, und daß dieses an den drei Beobachtungsorten Reifenberg, Frankfurt und Friedberg zugleich der Fall war.

Tabelle II.

In Frankfurt und Friedberg bemerkte man, als die Sonne unterging, ein Anticrepusculum. In Frankfurt wurden ferner an dem Monde zwischen 8 und 9 Uhr Abends zwei schwache verticale Lichtkegel beobachtet. Für die Höhe der Wolkenregion an diesem Tage kann man ohngefähr 1500 Pariser Fuß annehmen.

Der nächstkommende Tag, welcher für solche stündliche Beobachtungen festgesetzt worden, ist der 17. Juli d. J.

Stunde.	Richtung des Windes.				Zug der Wolken.				Wetter und Himmel im Allgemeinen.				
	Reifenberg.	Frankfurt.	Wiesbaden.	Platte.	Reifenberg.	Frankfurt.	Wiesbaden.	Platte.	Reifenberg.	Frankfurt.	Wiesbaden.	Platte.	Friedberg.
1 a. M.	NNW	W	W	NNW	SSO	O	O	SO	bedeckt	theilweise heiter	trübe	Schnee mit Regen	Schneegestöber
2	NNW	W	W	NNW	SSO		O	SO	Nebel		trübe	Schnee mit Regen	bedeckt
3	NNW	W	W	NNW	SSO	O	O	SO	bedeckt	bedeckt	trübe	Schnee mit Regen	theilweise heiter
4	W	W	W	NW	O	O	O	SO	theilweise heiter	theilweise heiter	trübe	Schnee mit Regen	Regen
5	W	W	W	NNW	O	O	O	SO	Schneegestöber	theilweise heiter	trübe	Schnee mit Regen	Schnee
6	W	W	W	NNW	O	O	O	SO	Schneegestöber	Schneegestöber	Schnee	Schnee	Schnee
7	W	NW	W	NNW	O	O	O	SO	Schneegest	bedeckt	Schnee	Schnee	Schnee
8	W	W	W	NNW	O	O	O	SO	Schneegestöber	Schneegestöber	theilweise heiter	Schnee	Schneegestöber
9	W	NW	NW	NNW	O	SO	SO	SSO	Schneegestöber	Schneegestöber	bedeckt	Schnee	Schnee
10	NW	NW	NW	NNW	SO	SO	SO	SSO	Schneegest.	Schnee	bedeckt	heiter	heiter
11	NO	NW	NW	NW	SW	S	SO	SSO	Schneegestöber	heiter	theilweise heiter	heiter	heiter
12	NNO	NW	NW	NW	SSO	SSO	SSO	SSO	Schnee	heiter	theilweise heiter	Schnee	Sonnenblicke
1 p. M.	N	NNW	NW	NW	S	SSO	SSO	S	Schneegestöber	theilweise heiter	theilweise heiter	Schnee	heiter
2	N	NNW	NW	NW	S	SSO	SO	S	theilweise heiter	heiter	theilweise heiter	Schnee mit Hagel	Sonnenblicke
3	NW	NNW	NW	NW	SO	S	O	SO	theilweise heiter	heiter	heiter	Schnee mit Hagel	heiter
4	N	NNW	NW	NNW	S	S	O	SO	Schneegestöber	Sonnenblicke	heiter	heiter	heiter
5	N	NNW	NW	NNW	S	S	O	SO	Schneegestöber	bedeckt	theilweise heiter	heiter	theilweise heiter
6	NW	NNW	NW	NNW	SO	S	O	SO	bedeckt	heiter	bedeckt	theilweise heiter	trübe
7	NW	NNW	NW	NNW	SO	S	O	SO	bedeckt	Schneegestöber	bedeckt	theilweise heiter	bedeckt
8	NW	NNW	NW	NNW	SO	S	O	SO	Schnee	bedeckt	bedeckt	theilweise heiter	theilweise bedeckt
9	NW	N	NW	NNW	SO	S	O	SO	bedeckt	bedeckt	bedeckt	bedeckt	heiter
10	NW	N	NW	NNW	SO	S	O	SO	bedeckt	bedeckt	bedeckt	bedeckt	
11	NW	NNW	NW	NNW	SO	S	O	SO	Schneegestöber	bedeckt	bedeckt	bedeckt	
12	NW	N	NW	NNW	SO	S	O	SO	Schneegestöber	Schneegestöber	theilweise heiter	Regen mit Schnee	bedeckt

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 53. Freitag, 16. März 1827.

Die Reise in die Krimm.

(Fortsetzung)

Während Catharina und Joseph tafelten und harmonische Musik ertönte, öffnete man plötzlich die Fenster eines großen Balkons. Da erblickten unsre Augen das prachtvollste Schauspiel. Eine Abtheilung tartarischer Reiterei trennte sich und ließ mitten durch die Aussicht frei auf eine weite Bai, wo, in Schlachtordnung aufgestellt, eine Flotte sich ausbreitete, die ihre Monarchin durch eine Generalsalve begrüßte, gleichsam dem Pontus Euxinus (dem unwirthlichen Meere!) anzuzeigen, daß russische Waffengewalt in 30 Stunden vor Constantinopel erscheinen könne. Wir schifften uns auf dem Meerbusen ein. Catharina musterte die Schiffe ihres Geschwaders, die weiten und tiefen Buchten bewundernd, die die Natur an beiden Seiten dieser Rhede ausgehöhlt zu haben schien, um den schönsten Hafen der bekannten Welt zu bilden. Nachdem wir so den Raum von zwei Stunden durchschifft, stiegen wir am Fuße eines Berges an's Land, auf welchem sich das von Catharinen gegründete neue Sevastopol amphitheatralisch erhob. Schon gaben verschiedene Magazine, eine Admiralität, Verschanzungen, vierhundert Gebäude, eine starke Garnison, mehrere Schiffswerfte und Hafenabtheilungen für den Handel und die Quarantaine, dieser aufkeimenden Schöpfung das Ansehen einer imponirenden Stadt. Es schien uns unbegreiflich, wie der Fürst Potemkin, achthundert Stunden von der Hauptstadt, in einem so neuerlich erst eroberten Lande, die Möglichkeit habe finden können, in zwei Jahren eine solche Niederlassung zu gründen, eine Stadt zu bauen, eine Flotte auszurüsten, Festungswerke aller Art anzulegen und eine so große Anzahl Einwohner zusammenzubringen: es war wahrhaft ein Wunder von Thätigkeit.

Die Kaiserin wollte wissen, was ich von den neuen Marine-Etablissements dächte? Ich antwortete ihr: Ew. Maj. haben das traurige Andenken des Friedens vom Pruth ausgelöscht. Sie haben die räuberischen Zaporagier in nützliche Unterthanen umgewandelt und die alten Unterdrücker Rußlands, die Tartaren, unterworfen. Endlich haben Sie, durch die Schöpfung von Sevastopol, im Süden vollendet, was Peter der Große im Norden begonnen. Es bleibt Ihnen kein anderer Ruhm mehr zu erringen übrig, als der, die Natur zu besiegen, und alle die neuen Eroberungen und weiten Steppen, die wir durchzogen haben, zu bevölkern und zu beleben. — Wirklich konnte nichts Catharina hindern, ruhig eines solchen Ruhmes zu genießen, wollte sie nicht, statt sich mit diesen nützlichen Arbeiten zu beschäftigen, neue Eroberungen versuchen und dadurch vielleicht ihr Glück gefährden; denn oft machen unerwartete Unglücksfälle die geschicktesten Combinationen zu Schanden und ein Augenblick setzt den ruhmvollsten Reichen ein Ziel. Die Niederlagen Ludwigs XIV. in seinem Alter, das Mißgeschick Carls XII., die kritische Lage Peters des Großen am Pruth, die Vernichtung der Heere Napoleons sind große Lehren, die das Loos der Waffen in allen Jahrhunderten dem Genie giebt, die aber das Genie, stets auf seine Kraft und sein Glück zu viel vertrauend, unglücklicherweise fast niemals für sich selbst benutzt.

Wir kehrten von Sevastopol nach Batschi Sarai zurück. Da kam eines Tages der Prinz von Ligne zu mir und sagte: Wissen sie wohl, womit sich jetzt eben unsere beiden reisenden Souveraine, der mächtige römische Kaiser und die erlauchte Selbstherrscherin aller Reußen, beschäftigen? Ich habe einige Worte der Unterhaltung

dieser beiden großen Despoten aufgefangen. Kurz, mein Bester! wer hätte es geglaubt? Sie unterhielten sich freundschaftlich von einem sehr schönen Entwurf — dem der Herstellung griechischer Republiken. — Das wundert mich nicht so sehr, als sie glauben, erwiederte ich; man kann der Luft seines Jahrhunderts nicht entfliehen; jeder muß sie einathmen und wird davon erfüllt. Die Luft des unsrigen (1787!) ist die der Philosophie und der Freiheit; sie verbreitet sich mild überall und dringt in die Palläste wie in die Hütten. Man kann sie nicht einengen; und wenn die Gewalt es versuchte, wie England in Amerika es gethan, so würde sie sie in einen wüthenden Orkan verwandeln. Der Prinz von Ligne spottete über diesen philosophischen Traum. Wir ahneten damals nicht, daß es eine Prophezeihung war.

Nach der Rückkehr in das Serail des Chan war es natürlich, daß der Anblick und die Luft dieser wollüstigen Gemächer einige lüsterne Gedanken in uns weckten. Die Neugierde des Prinzen von Ligne, der mit fünfzig Jahren jünger war, als ich mit dreißig, riß mich zu einer Unvorsichtigkeit mit hin, die glücklicherweise die Folge nicht hatte, die wir hätten erwarten können, die uns aber einen gerechten und strengen Verweis zuzog. Man kann den Muselmännern keine größere Schmach anthun, als sich ihren Frauen zu nähern; in dieser Hinsicht ist alles Vergnügen, selbst das der Augen, jedem andern Manne als ihrem Gatten versagt. Dieser Zwang reizte die neugierigen Wünsche des Prinzen. Wozu nützt es, sagte er, einen großen Garten zu durchwandeln, dessen Blumen man nicht untersuchen darf? Ich muß, ehe ich Tauris verlasse, mindestens eine tartarische Frau ohne Schleier sehen; das ist mein fester Entschluß. Wollen sie mich bei dieser Unternehmung begleiten? Ich wiederstand dieser Versuchung nicht und wir durchzogen verschiedene Thäler mit lange getäuschter Hoffnung. Endlich entdeckten wir, nicht weit von einem einzelnen Hause, am Ausgange eines kleinen Gehölzes, drei sitzende Frauen, die ihre Füße in einem klaren Bache wuschen. Wir schlichen uns hinter den Bäumen näher, das leichteste Geräusch vermeidend, und gelangten glücklich, von einem Gebüsch bedeckt, zu ihrer vollen Anschauung. Die Schleier der Frauen lagen neben ihnen auf dem Boden; wir konnten sie also mit aller Bequemlichkeit betrachten. Aber welch Mißgeschick! nicht eine von ihnen war schön, noch jung, noch selbst nur erträglich. Nun wahrlich, rief mein Gefährte unbesonnenerweise, Mahomet hat so unrecht nicht, wenn er will, daß sie sich verbergen. Hatten sie das nun gehört, oder hatte das Geräusch der Blätter uns verrathen, genug unsere drei Muselmänninnen rafften sich plötzlich auf und flohen mit großem Geschrei. Wir eilten ihnen nach, um sie zu beschwichtigen, als wir vom Berge herab einige Tartaren herbeilaufen sahen, die noch lauter wie sie schrien, uns mit ihren Dolchen bedrohten und mit Steinen nach uns warfen. Da wir nicht zum Kampfe ausgezogen waren, so hüteten wir uns wohl, sie zu erwarten; unser schneller Lauf und der dichte Wald setzte uns bald vor ihrer Verfolgung in Sicherheit. Bis dahin war das Uebel nicht groß, nach der laxen Moral wenigstens, daß eine geheime Sünde eine halb verziehene sey; aber mein unvorsichtiger Freund blieb dabei nicht stehen. Am andern Tage fanden wir die Kaiserin bei Tafel melancholisch und wortkarg, den Kaiser in Gedanken versunken, den Fürsten Potemkin düster und zerstreut: die Unterhaltung stockte. Da, um die Wolken von der Stirn der Kaiserin zu vertreiben und seine Tischgenossen zu erheitern, läßt sich der Prinz von Ligne, der selbst den Schein von Langeweile nicht ertragen konnte, einfallen, unsere Heldenthaten und Abentheuer von gestern zum Besten zu geben. Ich hatte gut ihn anstoßen, er setzte, ohne sich daran zu kehren, seine Erzählung fort. Man fing, seiner Erwartung gemäß, bereits an zu lachen, als Catharina, uns mit strengem Blicke fixirend, sagte: Meine Herren, dieser Scherz ist nicht von der besten Art und zugleich ein schlechtes Beispiel. Sie befinden sich in der Mitte eines durch meine Waffen eroberten Volkes; ich will, daß man seine Gesetze, seinen Gottesdienst, seine Sitten und selbst seine Vorurtheile respektire. Wenn man mir dieses Abentheuer erzählt hätte, ohne mir die Helden desselben zu nennen, so hätte ich, weit entfernt, auf Sie Verdacht zu werfen, vielmehr einige meiner Pagen für die Schuldigen gehalten und würde sie streng bestraft haben. — Wir hatten nichts zu erwiedern. Der Prinz von Ligne blieb stumm, wie ich, und dabei noch ein wenig verwirrt über seine unkluge Geschwätzigkeit. Unsere Resignation genügte der Kaiserin, die bald ihre liebenswürdige Heiterkeit wieder annahm; einige Tage nachher erlaubte sie uns selbst, bei einer Audienz, die sie einer muselmännischen Prinzessin gab, uns so zu verbergen, um alles sehen zu können, ohne selbst gesehen zu werden. Die Prinzessin war schöner als unsere drei tartarischen Frauen; inzwischen machten die gemalten Augenbraunen und die glänzende Schminke, die sie ganz bedeckte, trotz ihrer schönen Augen, sie wahrhaft zu einem Gesicht von Porzellan. —

Theodosia (Kaffa) war das Ziel der Reise. Auf dem Rückweg wurden von neuem die Steppen der Krimm und die nogaische Wüste durchzogen. Zu Kisikermann trennten sich Catharina und Joseph, nachdem sie sich die Versicherung einer Freundschaft erneuert hatten, deren Band in den Tagen ihres Zusammenseyns enger geschlungen worden war. Segur erzählt, bevor er den Kaiser entläßt mehrere Unterredungen, die er mit ihm gehabt haben will. Man darf annehmen, daß seine Phantasie nicht ganz müßig geblieben ist bei Aufzeichnung dieser denkwürdigen Reminiscenzen. Doch mag auch des Wahren viel mit unterlaufen und die Scheidung bleibt unmöglich. Dem französischen Gesandten konnte wohl damals daran gelegen seyn, dem Kaiser

Rußland's colossale Macht etwas verdächtig zu machen. Er gibt vor, zu Joseph gesagt zu haben: „Sehen Sie, alles das ist mehr Schimmer als Wirklichkeit; alles wird angefangen, nichts vollendet. Der Fürst Potemkin läßt schnell wieder liegen, was er mit dem größten Feuer unternimmt; keiner seiner Entwürfe ist reif und verfolgt worden. Er hat Sie zu Ekaterinoslaw den Grundstein zu einer Hauptstadt legen lassen, die man nicht bewohnen wird, zu einer gleich großen Kirche wie die St. Peters zu Rom, wo vielleicht nie Messe gelesen werden wird. Er hat, um diese neue Stadt Catharinens zu gründen, einen Berg gewählt, wo man eine sehr schöne Aussicht aber durchaus kein Wasser hat. Man hat das Möglichste aufgeboten, alles zu schmücken, alles zu verschönern und alles momentan in den Augen der Kaiserin zu beleben; aber, ist Catharina wieder abgereist, so werden mit ihr alle die Wunder aus diesen unermeßlichen Landstrecken verschwinden. Ich kenne den Fürsten Potemkin; sein Schauspiel ist aufgeführt, der Vorhang gefallen; jetzt wird er sich mit andern Scenen, sey es in Polen oder der Türkei, beschäftigen. Die Verwaltung und alles, was Ausdauer erheischt, ist mit seinem Charakter unvereinbar; der Krieg selbst, wenn er ihn anfing, würde ihm bald zur Last werden; und hätte er einmal das große Band des St. Georgordens gewonnen, so würden wir ihn eben so eilig den Frieden suchen sehen, als er jetzt Eifer zeigt, ihn zu brechen." — Der Kaiser soll erwiedert haben: Das gebe ich alles zu: man hat uns von Täuschung zu Täuschung geführt. Alles Innere hat hier große Fehler; aber das Aeussere hat eben so viel Realität als Glanz. Der Soldat, der leibeigne Bauer sind Werkzeuge, deren man sich bedient, zu Boden zu schlagen, was man will. Der unterjochte Adel kennt kein anderes Gesetz als den Willen seiner Monarchin, keinen andern Zweck als ihre Gunst. Sie befiehlt — die Truppen brechen auf, die Schiffe segeln ab. Es giebt in Rußland keinen Zwischenraum zwischen dem Befehl, wie launig er immer sey, und seiner Ausführung. Wenn ein Karl XII. an der Spitze dieser Nation stände, er würde mit sechsmal hunderttausend Mann den Schrecken bis an's äusserste Ende Europa's getragen haben.

(Schluß folgt.)

Theaterbericht aus Leipzig. *)

Mutato nomine de te!

Seitdem man Webers Oper Oberon gegeben hat, läßt sich von unserem Theater nichts Merkwürdiges weiter berichten, als daß es — den Oberon giebt, und daß der Oberon fortfährt, die Kasse zu füllen. Das Letztere ist für den Unternehmer höchst interessant, für die Kunstfreunde aber, für die echten, sehr gleichgültig. — Echte Kunstfreunde? Giebt es denn dergleichen noch bei uns? Haben die 10 Jahre, während denen die jetzige Unternehmung bestanden, d. h. dekorirt, geschneidert, gemalt, illuminirt, gefeuerwerkert, getanzt, gesungen, gegurgelt, und die echte dramatische Kunst vernachläßiget hat — haben diese 10 Jahre die Freunde und Kenner der Letzteren nicht aussterben lassen bis auf den letzten Mann? — Ich antworte: Nein; es giebt deren noch ein kleines Häuflein, und — seltsam genug — gerade jetzt, in der Oberons-Periode, ist dieses kleine Häuflein von neuen Hoffnungen belebt, in dem Leipziger Stadttheater die echten dramatischen Genüsse wiederzufinden.

Das Stadttheater nemlich, d. h. das Schauspielhaus und das Recht, ein eignes stehendes Theater darinnen zu halten, gehört dem Rathe, und der jetzige Unternehmer hatte dasselbe vertraglich bis 1829 übernommen. Er hat aber dem Rathe noch vor Ablauf seines Vertrages gekündiget, und die Kündigung ist — angenommen worden. Merken Sie nun, worauf die neuen Hoffnungen des kleinen Häufleins hinauslaufen? Auf ein dramatisches Theater für Menschen- und Charakter-Darstellungskunst, auf ein Theater für den Geist und das Gemüth, anstatt des jetzigen Spektakel-Theaters für Auge und Ohr. Ich weiß, Sie lachen über diese Hoffnungen; Sie glauben nun einmal, daß überall in ganz Deutschland die glatte, bunte Riesenschlange der Spektakelkunst den schönen, gewandten und kraftvollen Tiger der dramatischen Kunst umwinden, ihm Glied vor Glied zerbrechen und denselben mit Haut und Haar verschlingen werde.

Möglich, wahrscheinlich im Allgemeinen, und hier und da sogar gewiß und schon geschehen im Besonderen. Aber dennoch, keine Regel ohne Ausnahme, und die Bedingungen einer solchen Ausnahme, meint unser kleines Häuflein, seyen eben jetzt und hier, oder nie und nirgends gegeben.

Es ist wahr, der zeitherige Unternehmer hat das Mögliche gethan, um in Kleider- und Wände-Prunk, in Augen- und Ohren-Schmäusen, mit den Theatern der großen und der kleineren Hof-Städte zu wetteifern. Die Liebhaber solcher Dinge haben das, wie man zu sagen pflegt, dankbar anerkannt; aber haben sie es auch dankbar bezahlt? Haben sie ihn damit etwas erwerben oder auch nur auskommen lassen? Es scheint nicht, denn warum hätte er sonst vor der Zeit gekündigt? Das ist ein Hauptumstand, meint unser Häuflein. Wer auch immer an die Stelle des jetzigen Unternehmers treten wird, der wird sich denselben zur Lehre dienen lassen. Er wird begreifen, daß Leipzig der Ort nicht ist, ein Oper- und Spektakeltheater zu unterhalten, dessen Aufwand beständig steigt, weil es auf die Länge nur in so ferne sein Publicum festhalten kann, in wie ferne es an

*) Dieser dem neuesten Mitternachtsblatt entnommene Correspondenzartikel berührt so viele auch hiesigen Orts täglich unabweisbarer sich ausdrängende Bühnenfragen, daß wir uns beeilen müssen, ihn unseren Lesern zu allseitiger Erwägung dringend anzuempfehlen. A. d. R.

Prunk von Jahr zu Jahr sich selbst überbietet. Er wird also die Sache anders — er wird sie wohlfeiler anfangen, und das, meint das Häuflein, wird zum reinen Schauspiel zurückführen, allenfalls mit untermischter Operette, aber ohne die große Oper, welche die geistreichen Pariser gar treffend la pompe ennuyeuse zu nennen pflegen. — Aber das Publicum? Das 10 Jahre lang verwöhnte Publicum? Wird es den Abfall, den Wegfall der großen Augen- und Ohren-Schmäuse, vertragen? Und wo sollen die guten, talentvollen Schauspieler herkommen, welche der Theatermaler nicht malen, der Schneider nicht zusammenflicken kann? — Das Leipziger Publicum — antwortet darauf unser Häuflein — hat einen jungen, immer frischen und gesunden Kern, von welchem man mit weit mehr Recht, als Schiller vom Publicum überhaupt, sagen kann, daß er vor die Bühne mit unbegränzter Empfänglichkeit trete. Das sind die Studenten. Dazu kommt derjenige ganze Stand, welchen man den gelehrten nennt. Bei diesen beiden Classen von möglichen Zuschauern ist die Geistes-Thätigkeit die vorherrschende, und sie lieben in der Regel das Denken und das Anschauen geistiger Gegenstände auch noch im Vergnügen, sie sind empfänglich für rein poetische Genüsse. Geistreiche Frauen, des ewigen Lesens von Unterhaltungs-Schriften müde, würden ebenfalls von guten Darstellungen guter Schauspiele leicht angezogen werden, deren Anschauung nur ein bequemerer und zugleich erhöheter Lesegenuß ist; und alles was sonst noch Geist hat, würde sich dem Geschmacke für geistiges Bühnen-Vergnügen anschließen, zumal wenn es kein oder nur wenig leibliches mehr gäbe.

So schafft sich unser mehrgedachtes Häuflein ein Publikum für das gehoffte Schauspiel-Theater. Aber die Schauspieler? wie schafft es die? Es meint, die guten und fertigen würden wohl kommen, wenn sie hier einen Ort wüßten, wo ihr Talent nicht Gefahr liefe, den verdienten Beifall mit Bravourkehlen und tanzfertigen Beinen, Theatermalern und Lampenmeistern, in höchst ungleichem Maaße zu theilen. Auch sey Leipzig der Ort, wo junge Talente, denen die geistige Ausbildung mangelt, diesem Mangel leichter als anderswo abhelfen könnten, und ein tüchtiger Director, oder ein dito tüchtiger praktischer Dramaturg an seiner Seite, mit ein paar ausgebildeten Mustern unter dem Personal, würden in der Hälfte der Zeit, welche der jetzige Unternehmer gebraucht hat, einige gute dramatische Talente versauern, schief wachsen, oder auf irgend eine Art verkommen zu laßen, das neue Stadttheater zu einer Art von Akademie der reinen dramatischen Kunst gestalten können.

Das ungefähr sind die Grundlagen von den Hoffnungen des kleinen Häufleins. Ob ich sie theile? Aufrichtig zu sagen: Nein. Einen Unternehmer, einen Director für ein solches Institut müßte entweder der blinde Zufall senden, oder der Rath, der Eigner des Theaterrechtes, müßte denselben auswählen, und an einen vorgezeichneten Plan binden, der genau, wie ein Bauriß, sich nicht wohl vorzeichnen läßt. Er würde sich gefaßt machen müßen auf pecuniäre Opfer zu Unterstützung des Planes d. h. des Unternehmers, und wer möchte das einem Rathe rathen, der mehr zu thun und mehr zu geben hat, als für ein — Theater? Was wird also werden? Ich denke, entweder eine Art von Rückkehr in die alten Verhältnisse mit der Dresdener Bühne, oder eine Fortführung des Prunksystems durch irgend einen anderen, reichen Dilettanten, oder kurzfristige Contracte mit Permission-suchenden Directoren oder anderen auswärtigen Theaterspeculanten. Das sind die wahrscheinlichen Ausgänge der Crisis, in welcher die hiesige Bühnenkunst sich befindet; es wäre denn etwa, daß der Elfenkönig Oberon dem ermüdeten Scherasmin neue Kräfte und neuen Muth aus seinem goldenen Zauberbecher einflößte.

Museum

am 16. März 1827.

Kunstausstellung.

Glasgemälde, Wappen und geschichtliche Hauptmomente mehrerer Schweizerorte darstellend; früher eine Zierde des Rathhauses zu Sempach. Eigenthümer: Herr Xaver Schnyder von Wartensee.

Quintett von Mozart, für Pianoforte, Oboe, Clarinette, Fagott und Horn; vorgetragen von Herrn Director Guhr.

Hans Wilhelm von Thümmel, aus dessen Leben und Nachlasse. In der Handschrift mitgetheilt von einem Mitgliede.

Adelaide, von Beethoven, vorgtr. von Dem Münch.

Die Rose, aus Zemire von Spohr, vorgetragen von Dem. Münch.

Quintett von Beethoven, für Pianoforte, Oboe, Clarinette, Fagot und Horn, vorgetr. von Hrn. Director Guhr.

Theater-Anzeige.

Samstag den 17. Welche ist die Braut, Lustsp.
Sonntag den 18. Jessonda, Oper.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 54. Samstag, 17. März 1827.

Distichen.

Was auf Erden geschieht, ist preisgegeben dem Tadel;
Doch bedenke zuvor, ehe das Wort dir entfährt,
Er, der Tadel, ist's auch, so wie der Tadel des Tadels;
Drum, mein tadelnder Freund, schlichten wir friedlich den Streit.

Liebe willst du von uns, und demuthvolle Verehrung?
Täuschen wir länger uns nicht; beide sind nimmer vereint;
Denn es ist der Natur allwaltender ewiger Rathschluß:
Daß sich schließe das Herz, wo die Stirne sich neigt.

Zu gehorchen verstehn, und zu befehlen, ist köstlich;
Fleißig lerne die Kunst, denn sie baut dir ein Haus.
Doch ich lobe vor allen den Mann mit freiem Gemüthe,
Der zu gehorchen nicht weiß und zu befehlen verschmäht.

Was uns gestern geblüht, entblättert heute die Reue,
Und was morgen entkeimt, tödtet die heutige Furcht;
Fürchte die Furcht, und bereue die Reue! Das Eine, was Noth thut;
Uebrigens sey dir Gewinn, was die Minute bescheert.

Entschuldigung.

Soll ich thun es oder lassen?
Frag' ich mich wohl tausendmal,
Soll ich spielen oder passen?
Gleich bedenklich ist die Wahl.

Wie bedächtig man es treibe,
Selten hat man klug gewählt;
Alle zielen nach der Scheibe,
Doch am meisten wird gefehlt.

Und am meisten wird betrogen,
Wer zu scharf sich vorgesehn.
Drum, die Sache recht erwogen,
Laß ich, nach wie vor, mich gehn.

Die Reise in die Krimm.

(Schluß)

Nachdem die Kaiserin sich zu Kisikermann von ihrem Verbündeten und Freund Joseph II. getrennt hatte, ließ sie aufbrechen und kam am 16. Juni nach Krementschuk. Hier zeigte sie sich sehr zufrieden, nunmehr den interessantesten Theil der großen Reise ohne Unfall vollendet zu haben. Man hat, sagte sie mir, alles aufgeboten mich davon abzuhalten: ich hörte von nichts als den Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, die sich mir

allenthalben entgegenstellen würden; man wollte mich abschrecken durch Schilderung der Beschwerden und Mühseligkeiten eines Zugs durch wüste ungesunde Gegenden. Diese Rathgeber kannten mich schlecht; sie wußten nicht, daß mich Widerspruch nur mehr anreizt und jede Schwierigkeit mir nur als ein neuer Antrieb erscheint.

Am 18. Juni fuhren wir von Krementschuk nach Pultawa; hier erwarteten uns 50,000 Russen auf demselben Terrain gelagert, wo einst das Glück Carl'n den Zwölften verrathen und Peter'n den Großen gekrönt, zugleich aber den Geschicken Europa's eine neue Richtung gegeben hatte.

Pultawa, eine kleine, schlecht befestigte, wenig bevölkerte Stadt, ohne irgend ein bedeutendes Gebäude, würde nur dem Geographen bekannt seyn, wäre sie nicht durch den Schlachttag vom 27. Juni 1709 zu historischer Unsterblichkeit gelangt. Die sie umgebende Ebene, zum Schlachtfeld geworden, sah das Loos Rußlands, Schwedens, Polens entscheiden. Auf ihr fiel ein Held vom Siegeswagen und befestigte sich der Thron des moscowitischen Gesetzgebers. Hätte Peter unterlegen, vielleicht wäre das weite Rußland noch heute im Dunkel der Barbarei: er siegte und bald darauf erhob sich das Zaarenreich zum Range der größten Weltmächte.

Die bei Pultawa aufgestellte Armee hatte sich in zwei Corps getheilt und hielt dieselben Stellungen, welche Russen und Schweden vor 78 Jahren besetzt hatten. Unter den Augen der Kaiserin ließ Potemkin mit der größten Präcision alle Bewegungen ausführen, welche uns ein lebhaftes Bild von jener denkwürdigen Schlacht geben konnten. Vier Colonnen Cavallerie, die sich rasch entwickelten und einen ungestümen Angriff machten, die Infanterie ein lebhaftes Feuer unterhaltend, während der linke Flügel den rechten des Feindes zu umgehen suchte — diese Manoeuvres ließen für die Treue des Gemäldes nichts zu wünschen übrig. Auch glänzten Freude und Ruhmeslust in Catharinens Auge und man hätte glauben sollen, Peters des Großen Blut rolle in ihren Adern. Dies große überraschende Schauspiel krönte auf's würdigste die so romantische als historische Reise. Potemkin überreichte seiner Monarchin (wohl zum Andenken an diesen Tag!) ein kostbares Halsband von Perlen; Catharina überhäufte ihn dagegen mit Geschenken und Auszeichnungen; auch vertheilte sie mit verschwenderischer Hand Orden und Beförderungen an die Generäle und Offiziere, die das Glück hatten, zu den bei Pultawa aufgestellten Corps zu gehören. Von Pultawa aus ging die Reise über Charkow, Kursk, Orel, Tula nach Moskau. Am 4. Juli kamen wir zu Kolumensky, einem kaiserlichen Lustschloß zwei Stunden von der alten Hauptstadt an. Hier verweilte Catharina drei Tage, um auszuruhen; alsdann bezog sie den Kremlin.

Es war auf der Reise von Tula nach Moskau, wo ich mit der Kaiserin eine kurze Unterredung hatte, die ich noch anführen will, weil sie in wenigen Zügen den glühenden Character der außerordentlichen Frau malt. Ich war mit Fitz-Herbert bei ihr im Wagen. Bei einer drückenden Hitze stockte die Unterhaltung; Catharina war eingeschlummert oder schien es. Fitz-Herbert plauderte mit mir. Wir kamen auf den letzten amerikanischen Krieg, der England um 13 blühende Provinzen gebracht hatte. Fitz-Herbert behauptete, dieser Verlust werde seinem Land mehr nützen als schaden. Das Paradoxon wunderte mich. Er aber blieb fest bei seiner Ansicht und zeigte viel Geist in ihrer Durchführung. Er suchte mir zu beweisen (was später die Erfahrung dargethan hat), daß England, von der schweren Sorge und Ausgabe für jene unermeßlichen Colonien befreit, bald aus dem Handel mit ihnen größere Vortheile ziehen werde, als es je aus ihrem Besitz gehabt. Unser Gespräch verlängerte sich, die Kaiserin aber hielt die Augen geschlossen, bis der Wagen hielt und wir aussteigen mußten. Am andern Morgen war ich, zugleich mit dem Fürsten v. Ligne, bei ihrem Lever. Da sagte sie: Gestern hatten Sie ja eine mir wahrhaft unbegreifliche Unterhaltung mit Hrn. Fitz-Herbert. Ich verstehe nicht, wie dieser sonst so gescheide Mann eine so sonderbare Meinung behaupten konnte. Wie, Madame, versetzte ich, Sie haben uns gehört und doch schienen Sie so fest zu schlafen! — Ich hütete mich wohl, die Augen aufzumachen — erwiederte Catharina —; ich war zu neugierig den Verfolg Ihres Gesprächs zu vernehmen. Ich weiß nicht, ob Georg III. die Ansichten seines Gesandten theilt: aber was mich betrifft, wenn es mir passirt wäre, eine von den 13 Provinzen zu verlieren, die man ihm genommen hat, und ich hätte sie nicht wieder erobern können, ich würde mir eine Kugel vor den Kopf geschossen haben. — Mir scheint — entgegnete ich — Ew. Maj. haben einen geheimen Vertrag mit dem Glück gemacht. — Das weiß ich nicht — fiel der Fürst von Ligne ein — aber so viel ist gewiß, mit einem so festen Character — der gemeine Mann nennt's einen Trotzkopf! — nimmt man den andern Provinzen und behauptet die, welche man hat.

Ueber den Aufenthalt zu Moskau sagt Hr. v. Segur: Man kann sich leicht die Pracht der Feste denken, die ein zahlreicher, stolzer und reicher Adel der Kaiserin zu geben sich beeiferte; aber war es schon ein wenig ermüdend, ihnen beizuwohnen, so dürfte es noch langweilender seyn, sie zu beschreiben. Diese Prunkfeste gleichen sich alle: große Bälle ohne Heiterkeit, große Schauspiele ohne Interesse, Gelegenheitsgedichte ohne Geist, glänzende Feuerwerke, die nur Rauch zurücklassen, verlornes Geld, verlorne Zeit und Anstrengungen — das ist es, was man davon weiß, davon sagt und immer sagen wird, ohne dennoch aufzuhören, welche zu geben und darnach zu laufen. Zu Moskau waren indessen diese Feierlichkeiten damals sehr reelle Feste für die Kaufleute und für das Volk; denn, in der Absicht, ihr fünf und zwanzigstes Regierungsjahr würdig zu feiern, erließ ihnen die Kaiserin einen Theil der von ihnen zu entrichtenden Auflagen.

Ungeachtet meiner Abneigung gegen Feste, kann ich doch eins nicht mit Stillschweigen übergehen, das der Graf von Scheremetoff der Kaiserin auf einem seiner Güter gab, das eine Stunde von Moskau liegt. Wir fanden die Straße glänzend erleuchtet. Der unermeßliche, kunstvoll angelegte Park des Grafen war auf das mannichfachste in allen Farben illuminirt. Man führte auf einem sehr schönen Theater eine große russische Oper auf; alle, welche die Dichtung verstanden, fanden sie interessant und gut geschrieben. Ich konnte nur von der Musik und den Ballets urtheilen: die erstere entzückte mich durch ihre gesangreiche Harmonie, die letztern setzten mich durch Reichthum und Eleganz der Costüme, durch die Grazie der Tänzerinnen und die Leichtigkeit der Tänzer in Erstaunen. Was mir fast unbegreiflich schien, war, daß der Dichter und der Musiker, die die Oper gemacht, der Architect, der den Saal erbaut, der Maler, der ihn decorirt, die Schauspieler und Schauspielerinnen, die Tänzer und Figuranten des Ballets, so wie die Mitglieder des Orchesters — alle, Leibeigne des Grafen Scheremetoff waren. Dieser, einer der reichsten Männer von Rußland, hatte sie mit der größten Sorgfalt erziehen und unterrichten lassen; ihm dankten sie die Ausbildung ihrer Talente: warum konnten sie ihm nicht auch die Freiheit verdanken! Diejenigen aufklären, die man in der Knechtschaft erhält, heißt, sie über ihr Unglück klar sehen machen. Das Abendessen war eben so kostbar als das Schauspiel; nie sah ich mehr goldene und silberne Gefäße, mehr Porzellan, Alabaster und Porphyr. Endlich, was man kaum glauben wird, waren die unzähligen Gefäße und Becher von Glas und Krystall, die eine Tafel von hundert Couverts bedeckten, mit kostbaren und feinen Steinen, von allen Farben, von allen Gattungen und vom größten Werthe, eingelegt und geziert.

Catharina wollte auch ihrerseits im Kreml Bälle und Feste geben, deren Pracht ihrer Macht angemessen seyn sollte; aber alles wurde wieder abbestellt, weil sie plötzlich erfuhr, daß die Gouverneurs verschiedener Provinzen die Ausführung ihrer Befehle vernachlässigt und die von ihr errichteten Speicher und Vorrathshäuser nicht gehörig gefüllt erhalten hätten, in Folge dessen aber ein so reeller als unvorhergesehener Getraidemangel ihre Völker drücke. Es würde unschicklich seyn, sagte sie, wenn man mich von Spielen und Festen umrauscht sähe, während meine Unterthanen unter dem Gewicht eines Unglücks seufzen, vor welchem ich sie hätte sichern sollen. Ich war bei ihr, als man einen dieser der Nachlässigkeit schuldigen Gouverneurs anmeldete. Ich hoffe, sagte der Graf Bezborodko, daß Ew. Majestät ihm öffentlich den strengen Verweis geben werden, den er verdient. Nein, erwiederte Catharina, das würde ihn zu sehr demüthigen — ich werde warten, bis er mit mir allein ist; denn ich liebe, laut zu loben und zu belohnen, aber ganz in der Stille zu zanken. — Am 22. Juli 1787 war Catharina in Czarskojeselo zurück.

Dramatische Literatur.

Der Löwe von Kurdistan, romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen, nach Walter Scotts Talisman, vom Frhrn. v. Auffenberg. Würzburg bei Etlinger.

Frhr. v. Auffenberg, dem die deutsche Bühne schon manches gute Stück verdankt, hat den Stoff zu seinem neusten Werke aus Walter Scotts Talisman genommen, und schon dadurch guten Geschmack bewiesen. Die Zeit der Kreuzzüge war eine so in jeder Hinsicht bedeutende, sie hat so viele reichbegabte kräftige Charactere auf die Bahn der Thaten gerufen, daß der dramatische Dichter wohlthut, seine Einbildungskraft nach ihr hinzulenken. Richard Löwenherz, der im Talisman eine so wichtige Rolle spielt, erscheint in der Geschichte nicht von der besten Seite: er war heftig, aufbrausend, stolz und in Augenblicken des Ergrimmens sich selbst vergessend. Auffenberg hat ihn treu aufgefaßt und wiedergegeben. Ohne Rücksicht auf das was Kenneth ihm war, opfert ihn Richard seinem beleidigten Stolze, und mehr der Geburt und dem Range Kenneths als der Dankbarkeit und der Freundschaft für Saladin verzeiht er und segnet eine Liebe, die zu zernichten er lange vergebens versucht hat. In Kenneth bewundern wir den Ritter aus den Zeiten der Kreuzzüge: ein Herz voll Liebe zu seiner Dame, ein tapferer Arm und ein gutes Schwerdt für seinen Glauben, treue Anhänglichkeit an seine Freunde. Höchst bescheiden wagt er es kaum, seine Liebe zu denken, er fühlt sie nur, und wenn wir anfangs diese Schüchternheit dem Unterschiede des Ranges zuschreiben, weil Kenneth nur als unbemittelter Ritter erscheint, während Editha die Nichte des Königs von England ist, so verleitet uns nur die Strenge des Königs gegen die leiseste Andeutung dieser Neigung zu jener Meinung, da Kenneth, treu seinem Gelübde, bescheiden und zart seine Liebe birgt. An den Character dieses Kenneth hat der Dichter allen Reichthum seiner Phantasie verschwendet, ihn kräftig, groß, gefühlvoll gezeichnet. Seiner würdig steht ihm Editha, die Geliebte, zur Seite. Kenneths hoher Geist mußte sie in Liebe zu ihm entflammen, und mit Kraft und doch zarter Weiblichkeit weiß sie sie zu bewahren, zu beschützen. Nur ihr gehaltener, fester Character läßt es uns weniger auffallend finden, daß Richard, dem niemand so leicht einen beschlossenen Plan vereiteln durfte, so schnell von dem Vorsatze abging, den die andern Fürsten des Kreuzheeres herbeigeführt hatten, seine Nichte dem Saladin zu vermählen. Der Moment, in welchem Richard ihr dieses Vorhaben ankündiget, war für den Dichter von der höchsten Wichtigkeit, denn es war eine schwere Aufgabe den Helden einem Mädchen auf eine würdevolle Art weichen zu lassen. Er umsegelte aber alle Klippen, die Richards Stolz und aufbrausender Character in den

Weg legten, indem er den Mann vor dem festen Weibe voll Grazie, das auch auf seinen Stolz zu wirken verstand, zurücktreten läßt, eine Erscheinung, die in der Wirklichkeit häufig vorkömmt, und leicht erklärbar ist. Eine ganz romantische Figur ist der Eremit; er löst das Räthsel, er enthüllt den Stand Kenneth's und veranlaßt die Erfüllung seiner Wünsche und der Wünsche Editha's. In dem Schauspiele selbst erfahren wir nicht, warum dieser Eremit Anfälle von Wahnsinn zeigt, so wenig wir auch wissen, wozu diese Anfälle nöthig sind. Er konnte Saladin und Kenneth bei sich aufnehmen, er konnte Kenneth am Ende enthüllen, ohne in diesem Character zu erscheinen. Der Dichter hatte aber Romantik mit in seinem Plane, er hatte auf diese Art Editha ihre Liebe durch eine Rose verrathen lassen, und so ist ihm diese Abschweifung von der natürlichen Straße schon erlaubt. Auch Gourton, so herrliche Einfälle er hat, wird in der ihm vom Dichter gegebenen Gestalt dadurch nöthig, daß seine Stelle weder ein Bösewicht, noch ein ehrlicher Mann, vorausgesetzt, daß beide mit Ueberlegung handeln sollen, versehen konnte. Der Bösewicht hätte nicht so viel Liebe zu Kenneth gehabt, um ihm Editha zu zeigen, und der ehrliche Mann würde ihn nicht von seinem Posten bei dem Banner hinweggelockt haben. Der Dichter konnte daher diese Rolle Niemanden geben, als einem Menschen, der ohne Ueberlegung und nur nach den ersten Eindrucken handelt. Freilich wird Gourton zum Gange nach dem Georgenberge nur durch der Königin Gebot vermocht, allein, um ihm zu gehorchen, mußte er mit weniger Verstand begabt erscheinen, weil er sonst diesem Auftrage ausweichen konnte. Der Character Gourtons ist daher sehr richtig und umfassend gezeichnet. Mehr im Hintergrunde steht anfänglich Saladin. Er scheint nur als Figurant, als Werkzeug, um die andern Personen handeln zu machen. Wichtig wird seine Parthie zuerst am Ende, da erhebt er sich aber zu einer glanzvollen Höhe, da zeigt er sich in der Scene mit Richard als großer Mann, frei von Vorurtheilen, Held im weitesten Sinne des Wortes. Die Intrigue des Stückes leitet der Großmeister. Er ist eifersüchtig auf die Macht der andern Fürsten, er will herrschen, und darum sucht er die Anführer des Kreuzheeres zu entzweien. Hiezu wählt er das rechte Mittel, er verwundet Richarden, den Hitzkopf, an dem Ehrgeize, und reizt ihn wieder mit schmeichelnder Rede bei dem Herzog von Oesterreich. Auch dieser Character zeichnet sich durch Consequenz aus. Das ganze Stück ist in einer vortrefflichen Sprache geschrieben, der Versbau richtig, fließend und leicht. Der scenische Effect kann nicht fehlen. Kraftvoll ist die Rede, und wenn auch hie und da der Phantasie etwas viel eingeräumt ist, so wollte der Dichter keine Geschichte schreiben, sondern ein Gemälde geben, wie er es in seinem Innern empfand. Daß ihm dieses in richtiger Beleuchtung gelang, wird jeder eingestehen, der es liest, auch ohne es auf der Bühne gesehen zu haben, wo der Schauspieler die Phantasie leichter besticht, als der trockene Buchstab des Buches.

†

Jean Pauliana.

(Aus den Teufelspapieren.)

Man sollte mit Personen von zarter und warmer Empfindung nur in den Minuten umgehen, worin man selber zärter und wärmer empfindet als sonst, so wie man die zerbrechlichen Kanarienvögel nur mit warmen Händen anzufassen wagt.

Der Stoizismus, der den ganzen Menschen stärkt und hebt, macht selbstsüchtig und gibt dem moralischen Unkraut neue feste Wurzeln, wenn es nicht schon vorher weggeschafft worden. So verordnet der Arzt vor dem Gebrauch stärkender Mittel allezeit abführende.

Nicht das Unglück, sondern die dazwischen fallenden kleinen Erquickungen und Hoffnungen erweichen und entmannen den standhaften Muth, so wie nicht der harte Winter, sondern die warmen Tage, die ihn unterbrechen, die Gewächse aufreiben.

Der Mensch hat die schwere Doppelrolle auf der Erde, daß er seinen Geist erheben soll, indem er seine Bedürfnisse abfüttert, und gleich den Gemsen am Berge aufwärts klettert, indem er Nahrung sucht.

Der reiche Kautz. *)

Ein greiser Dichter sprach: „Ich bitt' euch, liebe Leut',
Auf alle meine Werk' o! subscribirt noch heut,
Mir und den Meinen kommt die Subscription zu gut,
Dem reichen Kautz nicht, der mich drucken lassen thut.“—
Du guter alter Herr, da sey auf deiner Hut!
Denn wie ein Kautz für sich solch Korn weiß einzufahren,
Bei Pestolozzi hier kannst du's genau erfahren.

*) Dieses im Mitternachtsblatt vom 8. Merz enthaltene Epigramm ist von einem Schweizer. Müllner bemerkt dazu, es sey ihm nicht ganz klar. Indessen Pestalozzi lebe noch, und der könne es vielleicht einmal öffentlich erklären. Pestalozzi ist inzwischen schon am 17. Febr. gestorben, das Epigramm aber bedarf wohl keines Commentars. Der reiche Kautz hat ja auch Pestalozzi's Werke verlegt. Die Frage ist nur, ob er an diesen wirklich viel verdient hat, was bezweifelt werden darf.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 55. Sonntag, 18. März 1827.

Das befreite Jerusalem.

Was tönt mir aus der Felsengrotte Tiefen?
Was rauscht im heil'gen Hain, am stillen Bach?
Wer deutet die bewegten Hieroglyphen
Und spürt dem leichten Sinn der Bilder nach?
O welche Geister, welche Götter riefen
Der Vorwelt ferne Melodien nach,
Die mich im holden Taumel, leis und leise,
Allmächtig ziehn in die geweihten Kreise?

Vom heil'gen Krieg, wo fromme Helden ringen
Um des Erlösers hoch verehrtes Grab;
Von süßem Trug, von Amors losen Schlingen
Und von der Schönheit mächt'gem Feenstab;
Von Frauen, Rittern, Zaubrern hör' ich singen,
Bis in den Orcus steigt das Lied hinab,
Um siegend aus des Abgrunds Regionen
Sich aufzuschwingen zu des Himmels Thronen.

Dem muß ein kühnes Herz im Busen schlagen,
Der sich zuerst dem Labyrinth vertraut,
Mit festem Blick und sonder Grau'n und Zagen
In jene wundervolle Tiefe schaut.
O nur ein Sohn der Götter mag es wagen!
Ihm tönt geordnet der verworrne Laut;
Und hehre Musen, mit geheimer Feier,
Bereiten ihm die liederreiche Leier.

Torquato Tasso.

Biographischer Versuch nach den Quellen bearbeitet.

Vorwort.

Es wäre eine schöne Aufgabe, wenn ein sinnvoller und wohlbegabter Geist sie erfaßte, einmal die Geschichte der Dichtkunst in dem Leben und den Schicksalen ihrer Priester zu verfolgen, und, statt uns nachzuweisen, was die Muse an ihren Lieblingen gethan, um sie der Bewunderung aller Zeiten würdig zu machen, umgekehrt im Zusammenhange darzustellen, was jene selbst dafür gebracht an Opfern ihres inneren Lebens und äußeren Glückes, ihrer Freuden und ihrer Genüsse, ihres Schlafes und ihres Wachens. Denn glänzend sieht sich an die Verherrlichung, wenn sie ihre nie welkenden Zweige um das Haupt in Marmor schlingt, dessen Fleisch und Bein nun schon lange Jahrhunderte zu Staub geworden; anmuthig liest es sich, wie zu dem unscheinbaren Erdensohne alle Genien der Kunst und des Schönen vom Himmel gestiegen und seine Lippen gesalbt mit Ambrosia, daß sie träufen vom Thaue der Ueberredung, und die entzückten Hörer und Leser sich selbst nach dem Olymp emporgehoben fühlen. Dann kommen die Jünger heran, und preisen und dolmetschen die geheimen Springfedern solches Zaubers, und legen aus, was Jeder dabei denken und empfinden sollte, und, wenn er nur etwas vernünftiger ist als sie, längst besser gedacht und tiefer empfunden hat. Aber während wir die Schöpfung anstaunen und in ihrem Wonnelabyrinthe uns zu ergehen nicht müde werden, bleibt unserer Theilnahme der Schöpfer fern gelegen, und höchstens genügt es uns, erfahren zu haben, wann er in die Welt kam und aus ihr ging, als

hätten wir sein Taufzeugniß und seinen Todtenschein zu einer Erbschaft nöthig. Freilich sind wir Erben: undankbare, lachende Erben seiner heiligen Verlassenschaft, die sich die Ausgabe gerne sparen, seiner Asche einen Grabstein zu setzen.

Und welcher Genuß erwartete doch den, der sich vertiefen wollte in diesen schauerlich erhabenen Tempelhain, wo die Vergangenheit so vieler, so liebenswürdiger, so großer Menschen wohnt! Sonnige, heitere Fluren, üppiggrünend und schimmernd von Rosengebüsch und Myrtengesträuch, mit kolossalen Lorbeeren einzeln durchsäet, herrlich schallend von dem Schlage der Nachtigallen, durchbebt von sanften Westen, ewiges Frühlinges froh, empfangen den Eintretenden an der Schwelle. Denn das Dichterleben hat, wie die Menschheit, mit einem goldenen Zeitalter begonnen. Kindlich und der Natur getreu, wie er selbst, um das Bedürfniß nicht verlegen, weil noch die gute Mutter unbestürmt für sie sorgte, dem frischen Herzen folgend, nicht dem zaumlosen Wahnsinn erschöpfter, und doch ungestillter Begier, empfingen die jungen Völker ihren Sänger wie einen Boten der Götter; er lebte leicht wie diese, war hier und dort, denn das Land war ein Garten; der Frieden wohnte in seiner Brust, denn ihm gehörte die Liebe ohne die Schuld; und wenn er lange gelebt und Geschlechter dreifach kommen und gehen gesehn, dann senkte der Tod sich auf seine Augen wie Schlummer und lächelnde Genien trugen ihn in die elysischen Wälder.

Näher herauf rückt die Sonne; die Gluthen wachsen, der Streit entzündet sich, und der Dichter, in das Leben gerissen, muß Parthei nehmen und den reinen Griffel der Muse mit des Ares bluttriefendem Stahle vertauschen. Aber es gilt eine heilige Losung: Freiheit und Vaterland rufen ihn in das Feld; völkerverzehrende Tyrannen, grause Barbaren sinken erschlagen zu seinen Füßen, die Panner der Bildung triumphiren, in begeisterten Siegeshymnen strömen die Jubel der Geretteten aus, und bei dem festlichen Göttermahle sitzt der Sänger lorbeerbekränzt oben an, und seine Saiten rauschen von Tapferkeit, Bürgergefühl und muthigem Trotze gegen jeden Feind, der die beglückende Ordnung, wie sie von weisen Vätern begründet worden, zu stören kommt. Da blühen sanftere Zeiten wieder auf: der Wein und die Liebe beschäftigen die vom Kampf ausruhende Leyer; nur leise seufzt in ihre Lust die Klage der verschmähten Sehnsucht; tausend seelenvolle Stimmen Frohbeglückter übertäuben ihre schmelzenden Accorde: auf wenigen Sibyllenblättern rettet sie sich zu uns herüber, um ein schwergeglaubtes Zeugniß zu geben, daß auch in jenen Frühlingstagen der Menschheit manche hartverwundete Brust trostlos in die Lüfte gejammert.

Jetzt hat die Welt der Völker und der Dichter den Scheitelpunct ihres männlichen Glanzes erreicht: gebändigt dienen die Elemente; vor der Sitte ist die Rohheit geschreckt in die Schlupfwinkel nächtiger Einsamkeit; die Freiheit und das Gesetz haben die Willkühr gebunden; Jeder kann seinen Weg verfolgen, weil Alle das Gleiche wollen. Meere und Länder führen in freundlichem Verkehre alle wünschenswerthen Gaben nach dem Mittelpuncte der Macht, des Reichthums und der Künste hin, und über die blendende Pracht so übervolles Segens breitet die Dichtkunst ihren verklärenden Schleier; die Bühne des Lebens spiegelt sich wieder auf der Scene; die Heldengestalten alter Zeit steigen herauf und weihen den Wohlstand der Gegenwart durch die Würde der Vergangenheit. Aeschylos, Sophokles, Aristophanes, welche Namen! denen aus einer ganzen fruchtbaren Folgezeit so vieler Nationen nur zwei Riesengeister vollkommen würdig zur Seite stehn. Da stutzt die Muse: sie sieht sich um über die unermeßliche Fülle von Gaben, die sie auf einem verhältnißmäßig so kurzen Wege über ihr erstgebornes und liebstes Kind, über das Volk der Völker alter Zeit, ausgegossen: sie überlegt, sie geht langsamer, sie läßt sich zur Ruhe nieder. Mit lässigerer Hand, aus immer noch reichwuchernder Fülle, spendet sie nur sanfter duftende Blüthen: doch deren Wohlgeruch bezaubert ein rauhes Volk, es legt das Schwert des Kriegsgottes, das von tausend blutigen Triumphen trieft, aus seiner Hand, und huldiget den milderen Gefühlen. Da erhebt sich die Heilige von neuem, sie theilt den Rest ihres Segens bei sinkender Sonne unter die Dioskurenvölker der alten Welt und verschwindet in deren von Barbarenruf durchdonnertem, von dem Brande der Städte heller gelichteten Abendrothe wehmüthig scheidend von der Erde.

Ein zweiter Tag bricht an: strengere aber von tieferen Empfindungen gehobene Herzen rufen auch in ihr arbeitvolles Leben den heiligen Geist der Dichtkunst herein. Er erscheint; es ist nicht mehr eine schönbekränzte Göttin mit der Lyra in den Armen; es ist ein Seraph mit der mächtigen ernstvollen Harfe; er singt von Kreuz und Marter, von Entsagung, von Tod, von Auferstehen, von ewigen Gütern für den Verlust der zeitlichen. Seltsam ergreifend hallen seine Töne: es sind die alten bekannten Klänge, in denen wir Achilleus Zorn und des frommen Aeneas wunderbare Irrfahrten vernommen; aber ein ganz anderer Sinn ist es, den sie aussprechen. O Christe numen unicum, Veni creator spiritus und Stabat mater schallt es in himmelanstrebenden Domen, und dasselbe Organ läutet den Abschied der Alten und den Aufgang der neuen Welt ein. Nun lösen sich die Zungen der stammelnden Barbaren: ein neues Ritterthum erhebt sich; gegen die rohen Heiden des Nordens, gegen den glühenden Araber wird das geweihte Kreuz getragen, und der Sänger schreitet mit ihm, seine Siege zu verherrlichen. Er zieht zu dem heiligen Grabe, bald als Pilger, bald als Kämpfer; daheim empfängt ihn die Gastfreiheit in den Burgen hochgeborner Herren, schöne Frauen reichen ihm den Dank des Gesanges, sie erheben ihn nicht selten neben sich zu Ehre und Minnegunst; und wenn auch mancher so gefährliches Glück mit Freiheit und Leben büßt, so

scheint doch wenigstens hie und da und auf einige Zeit die goldne Aera jener altgriechischen Dichterwelt aufgelebt zu seyn und unseres Schillers Wort sich zu bewähren:

Es soll der Dichter mit dem König gehen;
Denn beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Aber nur allzubald muß der Gottgeliebte herniedersteigen von dem Blumenthrone, den die bewegliche Empfindungsweise eines phantastischen Zeitalters für ihn errichtet. Ohne ein anderes Princip in sich selbst, als das der Willkühr, muß diese Zeit sich rasch zersetzen, und von dem grauenvollen Getümmel gährender Elemente wird das Lied des Sängers übertäubt, oder es nimmt selber den grausamen Character der allgemeinen Zerstörungswuth an, und der Preis eines dichterischen Wettstreites (des Wartburgkrieges) wird des Ueberwundenen Leben!

Indessen bemächtigt sich bald der Geist aufkeimender Ordnung und Regel aller Classen der Gesellschaft; jedes Gewerbe, jedes Interesse sucht sich durch Anschließung an einen Bund der Mehrzahl in seiner Besonderheit zu schützen; ja selbst, was keinem äußeren Gesetze anheim fallen sollte, die Kunst und der Geist müssen sich, um in dem bürgerlichen Vereine nicht heimathlos und vogelfrei zu werden, einem Zunftzwange unterwerfen und die Poesie wird in die Reihe ehrsamer Handwerke aufgenommen. Was blieb ihr übrig? Kümmerlich fristet sie sich, wo Volksthum und Natur der öffentlichen Verhältnisse dieser Einrichtung widerstreben, an den Höfen launenhafter Fürsten, und wir haben in einer Folge der herrlichsten dichterischen Erscheinungen zugleich den Anblick der traurigsten Wechsel, welche das Menschenschicksal beklagenswerth zu machen geeignet sind. Armuth, Kerkerqual, Inquisitionsverfolgung, Verbannung, Türkensclaverei, Verstümmelung in Schlachten, Mißhandlung durch Uebermuth und Neid der Großen, finstere Lebensentsagung aus Unmuth und Verzweiflung, Wahnsinn, Krankheit und Hungertod, das sind die fürchterlichen Erinnerungen, die sich an Namen knüpfen, welche der Stolz der Menschheit waren und sind, an die Namen Ariosto's und Tasso's, Cervantes Saavedra's, Ponce's de Leon, Garcilaso's und Lope's de Vega, Calderons, Camoens und so vieler anderen, die im goldenen Buche der Musen ehrenvoll stehen, für deren Leben aber es hieß, wie man auf des verhungerten Buttlers prächtiges Grabmahl parodirte:

Der arme Dichter bat um Brot:
Man gab ihm einen Stein!

Auch diese Zeiten sind glücklich vorüber; Tage dauernder Zufriedenheit scheinen über der Musenlieblinge Daseyn angebrochen zu sein, und wie namentlich die deutsche Dichtkunst aus dem dumpfen Dunstkreise der Meistersängerstuben längst hervorgetreten und freie Schwingen regend des ganzen Volkes Herz mit Macht zu ergreifen bemüht gewesen, hat sich ihr auch eine, wo nicht berauschende und verwöhnende, doch gemüthliche und gegen allzu drückende zeitliche Sorge sichernde Anerkennung gebildet, welche sie von den Launen der Zufälle und wandelbarer persönlichen Gunst unabhängig zu machen verheißt. In andern Ländern ist es den Günstlingen der Muse noch besser geworden. Nicht nur Ruhm, auch zeitlicher Güter die Fülle spendet ihnen das empfängliche Nationalgefühl und der Unternehmungsgeist vielgewandter Sosier.

In so behaglichen Umständen aber wäre es wenig großmüthig, nach den Worten jenes alten Dichters zu leben:

Süß ist's, Anderer Noth bei tobendem Kampfe der Winde
Auf hochwogendem Meer vom sicheren Ufer zu schauen;
Nicht als könnte man sich an dem Unfall Andrer ergötzen,
Sondern um deutlich zu sehn, von wie bänglichem Drange man frei ist.

Und es verdiente sicher den Dank der ganzen Mitwelt, wenn ein befreundetes dichterisches Gemüth jener Aufgabe, deren wir Eingangs dieses Vorwortes gedachten, in dem Sinne sich widmete, daß man uns ein Leben der Dichter aller Zeiten und aller Völker als einen verbundenen Blumenkranz überlieferte, in welchem die Schicksale des äusseren Lebens genau und im Einzelnen erzählt, das innere aber in möglichst treuer gedrängter Spiegelung vorgeführt und in dem Daseyn der edelsten Repräsentanten das Bild der duldenden und ringenden Menschheit in recht ergreifender Weise aufgestellt würde. Wir haben viel literargeschichtliche Werke, welche einzelne Details ganz gut behandeln; eine zusammenhangende und umfassende Arbeit aber und der rechte Geist, der eine solche beseelen und sie lehrreich, tröstlich, erhebend, fruchtbar, folgenreich machen müßte, wird noch vermißt.

Wenn wir nun versuchen, das anziehende Leben eines der interessantesten und unglücklichsten Dichter, der gerade für Deutschland durch das Meisterwerk eines Brudergeistes beziehungsreich geworden ist, nach gründlichen Quellen zu schildern, so würden wir uns einer seltenen Anmassung schuldig machen, wenn wir diesen Versuch als eine Probe betrachten wollten, wie etwa jene Aufgabe möchte zu behandeln sein. Wir beschränken uns vielmehr auf das bescheidene Verdienst, eine einfach mittheilende Erzählung zu liefern, welche den Reiz einer bedeutenden geistesverwandten Einkleidung von ganz anderen Gaben, als wir ihr widmen können, zu entlehnen hätte. Wenn man aber anzudeuten bestrebt ist, was wohl Vollkommenes in einer Gattung der Schriftstellerei gewünscht werden könne, so will man nicht sogleich selbst unter die Mitwerber gezählt seyn, wenn man an den Schranken erscheint, um für die Kämpfenden Bahn machen zu helfen.

(Fortsetzung folgt.)

Jean Pauliana.

Es giebt gute Seelen, die keinen Menschen fällen, sondern blos jeden, den sein Sturz vor ihnen vorbeiführt, durch einen neuen Stoß früher dem Boden zuschnellen, gleich Pürschhunden, die nur angeschossenem Wilde nachsetzen.

Zwei Disputanten vereinen sich selten; nicht, weil der eine die Gründe des andern nicht besiegen kann, sondern weil sich seine Meinung auf etwas mehr als diese besiegten Gründe stützt, da sie mit seinen übrigen Ideen und seinem ganzen Wesen verwachsen und zusammengewurzelt ist. Die seltene Auswurzelung einer solchen Meinung ackert den halben Kopf um.

Viele bringen die Sclavenstirne schon auf die Welt und — wie das Kameel — die Brustschwiele, auf der sie niederliegend ihre Beladung erwarten: Andere hingegen saugen den ersten Athem in eine große weite Brust, in der kein ängstliches lungensüchtiges Harren auf Befehle, sondern Dürsten nach Freiheitluft pocht. Keine Kunst erzieht die Rousseaus, die Sidneys, und keine verzieht sie. So gibt es auch ein Genie zur Tugend: vom Himmel fallen sie herab, nicht aus Nilschlamm keimen sie herauf, jene Menschen, die ohne den gewöhnlichen Hunger nach dem irdischen Köder, ohne Habluft, ohne Eitelkeit, ohne gebieterische Leidenschaft, mit übermächtiger Phantasie in der Welt weniger das Vergnügen suchen als verbreiten und die die Erde nicht als Stoff der Freude sondern als Stoff der Tugend achten und unter der gefrornen Verpuppung Flügel für einen fremden Frühling nähren.

Das deutsche Publicum ist das amüsabelste Wesen und ein Buch müßte schon außerordentlich gut seyn, dem es ganz und gar kein Vergnügen abgewänne: gefiel ihm nicht sogar Hamann an einzeln Stellen?

Charade.

Mein Erstes ist bald einer Krankheit Namen;
Bald macht es bei gesundem Leibe Schmerz.
Mein Zweites prangt auf Bergen und in Thälern
Und vielfach nützet es in Flur und Feld.
Mein Ganzes ist ein Kind von meinem Zweiten;
Gar schüchtern kommt es selten in die Städte,
Doch vor den Thoren sieht man oft es stehen
Und langsam oft es auf- und niedergehen.

Auflösung der Homonyme in Nr. 50.
Zug.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Samstag den 10. März. Tancred, Op. in 2 Abthl., Musik von Rossini.

Sonntag den 11. Der grade Weg der beste, Lustsp. in 1 Aufz. Hierauf: Der Kapellmeister von Venedig, Op. in 2 Abthl.

Dienstag den 13. Kritik und Antikritik, Lustsp. in 4 Abthl., von Raupach. Hierauf: Der Schauspieler wider Willen, Lustsp. in 1 Aufz. Der Verfasser des ersten Stücks hat damit offenbar eine muthwillige Rache an dem Herausgeber der litterarischen Conversationsblätter ausüben wollen und hat uns nebenbei ein recht gutes, zeitgemäßes Lustspiel gegeben, worin manche Thorheit unter eine scharfe Geißel fällt und welches den schriftstellernden Damen unserer Tage zur Beherzigung dienen kann. Das Stück ist schon oft auf unserer Bühne, zwar meistentheils vor einem kleinen Publikum, doch nie ohne die gebührende Anerkennung gegeben, wozu das gute Spiel der Mad. Schultze (Baronin von Fliedershausen) allerdings viel beitrug. Besonders hat Hr. Rottmayer die Art und Weise, wie die Rolle des Löwenklau Wirkung machen kann, sehr glücklich herausgefunden. Gerade so nahe muß dieser überspannte Vergötterer Shakspeare's an die Verrücktheit streifen, um gewißermaaßen der Held des Stücks zu werden. — Das Nachspiel gehört zu der Gattung der in Frankreich erfundenen kleinen Stücke, welche auf eine Mystification durch Verkleidung einer und derselben Person hinauslaufen. Für die höhere Kunst der Darstellung bieten sie keine Gelegenheit, indem es darin weniger auf Characterzeichnung als vielmehr auf die Fertigkeit, verschiedene Sprecharten und Angewöhnungen nachzuahmen ankömmt. Hr. Ludewig (Pfifferling) zeigte hierin viel Gewandtheit; er vermied Uebertreibungen und seine Leistung blieb darum nicht weniger anziehend und unterhaltend. Auf solche Weise bewährt sich der verständige Künstler.

Mittwoch den 14. Moses, dramatisches Gedicht in 5 Abthl., von Aug. Klingemann.

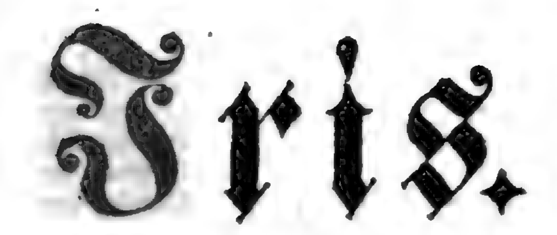
Donnerstag den 15. Die diebische Elster, Op. in 2 Abthl., Musik von Rossini.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 20. März. Der Sammtrock, Lustsp. in 1 Aufz. Hierauf: Des Königs Befehl, Lustspiel in 4 Aufz.

Mittwoch den 21. Jessonda, Oper.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 56. Dienstag, 20. März 1827.

Nachrichten von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

(Schluß der in Nr. 52 abgebrochenen Rede.)

Mit dankbarer Freude erkennen wir die fortdauernde, ja zunehmende Theilnahme, welche unsere wohlwollenden Mitbürger dieser Anstalt schenken. Wir haben das Vergnügen gehabt, einige aus freiem Antriebe sich zur Leistung eines jährlichen Beitrags mit uns vereinigen zu sehen; und wir hegen die angenehme Hoffnung, daß noch Manche, denen etwa die erste Aufforderung bei Stiftung der Gesellschaft nicht zugekommen ist, oder welche sich erst von der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit ihres Wirkens überzeugen wollten, geneigt sein dürften, ein Gleiches zu thun. Daß die Gesellschaft großer Hülfsmittel bedarf, um auf dem begonnenen Wege fortzuschreiten, zeigt schon ein flüchtiger Blick in dieses Haus, und eine Uebersicht der Ausgabe des J. 1825 wird Sie von dem Bedürfniß unterrichten und die Dringlichkeit des Wunsches nach Vermehrung unserer Einnahme rechtfertigen. Die Gesammtausgabe betrug fl. 6897., worunter die jährlichen 4% Zinsen des an die Administration des Senkenbergischen Stiftes schuldigen Kapitals mit fl. 1148 für die vertragsmäßige alljährlich 1% betragende Ablage von diesem Capital fl. 287. und der Gesellschaftsbeitrag zur Unterstützung des Senkenbergischen medicinischen Instituts, nämlich des botanischen Gartens und der Anatomie mit fl. 500., so daß schon hierzu nahe an fl. 2000. jährlich erforderlich sind; ferner wurden verwendet: für Bücher fl. 148., für Naturalienankauf nur fl. 80., für Zubereitung und Conservirung der Naturalien gegen fl. 600., für die Ausstopfer, den Gesellschaftsdiener und andere Hülfsarbeiter fl. 570., für die innere Verwaltung, Bureaukosten, Briefporto, Reinhaltung des Museums u. dergl. etwa fl. 360. Die größte Ausgabe erforderten die Frachten der zum Geschenk erhaltenen oder eingetauschten Naturkörper, nämlich für die Sendungen von Rüppell allein fl. 2826., für Sendungen von andern Orten her fl. 370. Um uns bei den bedeutenden Sendungen Rüppells von Kairo bis hieher zu überzeugen, ob wir sie nicht auf eine billigere Weise zu bestreiten im Stande seyen, haben wir uns mit Hrn. Seufferheld berathen, und dieser hatte die Gefälligkeit die betreffenden Rechnungen zu prüfen, worauf er die Erklärung abgab, er wisse, bei nothwendiger Berücksichtigung einiger Verhältnisse der zu transportirenden Gegenstände, keine Ersparnisse zu machen. Zu dieser Gesammtausgabe von fl. 6897. konnte eine obgleich nicht geringe Einnahme von fl. 3360. freilich nicht ausreichen; wobei inzwischen wir, von denen es nicht abhing weniger auszugeben, der Verschwendung nicht zu beschuldigen sind: eine Gelegenheit, wie sie wohl nicht mehr wiederkehren wird, unser Museum mit einer großen Menge der merkwürdigsten seltensten, zum Theil bisher unbekannten Thiere zu bereichern, durch deren Austausch andere uns fehlende Naturalien zu erwerben und in vortheilhafte auswärtige Verbindungen zu treten, durch deren Besitz den Verehrern der Naturkunde Stoff zu neuen Forschungen zu liefern, und so die Wissenschaft selbst zu erweitern; — eine so herrliche Gelegenheit durften wir nicht ungenützt vorübergehen lassen, ohne die gerechtesten Vorwürfe der Mit- und Nachwelt zu verdienen. Wenn ein einziger Mann unermeßliche Opfer bringt, dem Vaterlande, der Menschheit zu nützen, sollten da Viele vereinigt nicht die Mittel aufbringen wollen, das, was die uneigennützigste Großmuth frei an Egyptens Küste bringt, heimzuholen, und zweckmäßig und würdig hinzustellen? Wohl uns, daß wir in einer Stadt leben, deren Bürgergemeinsinn für die Entwickelung alles Guten eine sichere Stütze ist. Vertrauensvoll wendete sich daher die Gesellschaft an diejenigen, welchen sie schon ihr Entstehen, ihre bisherige Erhaltung verdankt,

und in wenigen Wochen ist ihr eine Summe von fl. 1385. eingegangen, deren größter Theil auch noch für das Jahr 1826 und 1827 zugesichert ist. Die noch fehlende Summe von fl. 2152. wurde von einigen besondern Gönnern und zwar von Hrn. Herz mit fl. 1000., Dr. Neuburg fl. 400., Goll und Söhne fl. 490., Staatsrath v. Bethmann fl. 262. nach und nach auf sechs Monate unverzinslich vorgeschossen; sie sind von der diesjährigen Einnahme bereits zurückbezahlt. Das wirkliche Mitglied Hr. Dr. Schilling hat einen vor drei Jahren bei der innern Einrichtung des Mineralienzimmers gemachten Vorschuß von fl. 100. nunmehr geschenkt und die empfangene Bescheinigung zurückgegeben. Wenn die Gesellschaft sich nur noch einige Jahre gütiger Unterstützungen zu erfreuen hat, werden auch, so hoffen wir fest, ihre finanziellen Verhältnisse die erwünschte Ordnung erlangen.

Die am 10. August geschehene Erwählung von zwei neuen wirklichen Mitgliedern in der Person der Herren Karl Jost und Herrmann v. Meyer theile ich nicht blos geschichtlich mit, sondern rechne sie unter die wichtigsten Ereignisse dieses Jahres, indem der Kreis der Arbeiter an der Anstalt durch sie eine sehr erwünscht gewesene Zunahme erhielt. - Hr. Jost, welcher früher Chemie und Botanik studirte, hat sich nun auch der Ornithologie und mit einem Eifer gewidmet, daß er sich in ganz kurzer Zeit in diesem ihm vorher unbekannten Zweige der Naturkunde viele Kenntnisse erwarb. Ihm verdanken wir unter Mitwirkung des Directors Hrn. Dr. Cretzschmar die vollständige systematische Anordnung, Bestimmung und Etiquettirung unserer sehr bedeutenden Vögelsammlung. Gegenwärtig ist er damit beschäftigt, ein sehr zweckmäßig ausführlich eingerichtetes Verzeichniß davon zu entwerfen. Hr. v. Meyer, als Chemiker und Mineralog durch schriftstellerische Arbeiten bereits vortheilhaft bekannt, hat eine nicht weniger bedeutende Arbeit, die systematische Aufstellung der Mineraliensammlung, mit großer Sachkenntniß und ordnendem Sinne vollendet. In dieser aus mehreren chaotischen Massen entstandenen Sammlung war bereits früher durch die eifrigen Bemühungen mehrerer wirklichen Mitglieder eine Ordnung im Allgemeinen hergestellt worden, welcher nur noch die Vollendung zu einem systematischen Ganzen mangelte. Hr. v. Meyer hat dieselbe nunmehr auf folgende Weise ausgeführt. Das eigentliche mineralogische System für die Oryktognosie, das geognostische System und die geographisch-mineralogischen Suiten für die Kenntniß der mineralogischen Construction der verschiedenen Theile unsrer Erde, bilden die drei Hauptabtheilungen der Sammlung: der erste, oryktognostische, ist nach Berzelius neuestem chemischen System geordnet und die eigentliche nähere Bestimmung jedes Minerals wird nach Fr. Mohs Methode geschehen, wodurch manches Ausgezeichnete der Sammlung näher auseinander gesetzt und namhaft gemacht wird. Die Anordnung der zweiten Abtheilung, der Felsarten, geschieht ebenfalls nach einem natürlichen System unter Benutzung von Naumanns Andeutungen zu einer Gesteinslehre. Alle vorhandenen Stücke sind bereits in der passendsten Ordnung aufgelegt und mit Namen bezeichnet; die vorzüglichsten zur freien Ansicht unter Glas. Von der dritten Abtheilung konnten bereits 12 geographische Suiten errichtet werden, nämlich: Elba, Lipari, Sicilien, Aetna, Vesuv, Island, Egypten, ostindische Inseln, Gotthard, Kaiserstuhl im Breisgau, Weinheim an der Bergstraße und Frankfurt. Einige sind an Vollkommenheit schon ausgezeichnet, andere nur erst als Anfänge anzusehen. Von großem Interesse für Einheimische und Fremde und den Forderungen an ein naturgeschichtliches Museum entsprechend, ist unstreitig eine Sammlung, welche Aufschluß über die Mineralogie der nächsten Umgebungen ertheilt, daher sollen mit besonderer Sorgfalt Mineralien von Frankfurt aufbewahrt und zu Jedermanns Belehrung aufgestellt werden. Nur erst wenige Stücke dieser Unterabtheilung verdienen bis jetzt Aufmerksamkeit, aber manche mineralogische Schätze unserer Umgegend, deren in ältern Büchern ehrenvoll erwähnt wird, die man aber jetzt vergeblich sucht, liegen wohl ohne Zweifel noch hie und da bei Einzelnen verborgen. Wenn die Besitzer solcher Mineralien unsrer Gegend den Zweck unserer naturforschenden Gesellschaft beherzigten und ihre Beiträge in der Sammlung für die mineralogischen Denkwürdigkeiten Frankfurts niederlegten, könnte gewiß eine vortreffliche Sammlung dieser Art zu Stande kommen, Vielen zum Nutzen und unserm Museum zur Zierde. Sie könnte nach der Auflagerung der Gesteine und nach den verschiedenen Steinbrüchen geordnet und der Katalog mit der größten Ausführlichkeit abgefaßt werden.

Auch die übrigen Zweige unsers naturgeschichtlichen Museums sind alle, mehr oder weniger, größerer Vollkommenheit entgegengereift; doch unvermerkt habe ich diesen Bericht schon allzuweit ausgeführt, als daß ich nicht hierüber schweigen müßte. Nur noch die kurze Bemerkung, daß im Lauf des Jahres 1825 nur allein 258 Säugthiere und 742 Vögel, theils in trocknen Bälgen theils in Weingeist, und 75 Gerippe auf verschiedenen Wegen bei uns eingegangen sind.

Im verflossenen Herbst wurde unserer Stadt die Ehre zu Theil der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte zum Versammlungsorte zu dienen. Vorzugsweise berufen, diese willkommenen Gäste aufzunehmen, sah unsere Gesellschaft doch mit einiger Schüchternheit dem Empfange vieler der ausgezeichnetsten Gelehrten des deutschen Vaterlandes entgegen. Nur seit einigen Jahren zu einer naturforschenden Gesellschaft förmlich verbunden, hatten die ersten Begründer dieses Hauses noch mit vielen Beschwerden und Hindernissen bei Erstrebung des vorgesteckten Zieles zu kämpfen; die äußerlichen Geschäfte nahmen viel Zeit und Kraft in Anspruch, und entzogen diese oft dem innern geistigen Wirken, so daß es vorerst hauptsächlichstes Bestreben sein mußte, gegenseitige Belehrung, Erweiterung der eignen naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Beischaffung der Mittel dazu zu befördern. Daß die zahlreich Versammelten gerne unter uns verweilten, mit den herzlichsten Ausdrücken der Befriedigung nach einem 8 tägigen Aufenthalte aus

unserer Mitte schieden, hat uns mit Freude und Beruhigung erfüllt, obgleich die grade hier mächtig geförderte Erreichung der Zwecke dieses allgemeinen deutschen Vereins mehr den zahlreich anwesenden Fremden als den Einheimischen zum Verdienst anzurechnen sein mag. Die erhebende Erinnerung an manches engere freundschaftliche Band, welches die Gesellschaft und der Einzelne schloß oder erneuerte, an die Belehrung und den geistigen Genuß, den Alle aus diesem Besuche schöpften, wird nie in uns verlöschen.

Belehrung für Jeden ist der einzige Zweck unserer Sammlungen, und wir sind daher sehr erfreut, sie hierzu täglich mehr benützt zu sehen; hiesige und auswärtige Gelehrte fanden in ihnen Stoff und Beiträge zu Abhandlungen, welche durch öffentliche Bekanntmachung die Naturwissenschaften bereichert haben. Wohl dürfen wir gestehen, daß uns in dieser Beziehung ein öffentlich ausgesprochenes Wort des ausgezeichneten Naturforschers Schinz in Zürich sehr erfreulich gewesen ist. Er sagt in der Vorrede zum 4. Bande seiner mit reichhaltigen Zusätzen vermehrten deutschen Bearbeitung von Cuviers Thierreich: „Einige neue Säugthiere, welche im Frankfurter Museum aufgestellt stehen, und welche ich selbst dort sah, wurden auch noch angeführt, da mir dies von den Besorgern dieses herrlichen Museums auf die großmüthigste Art erlaubt wurde, wofür ich ihnen den verbindlichsten Dank hiermit öffentlich abstatte. In kurzem werden jedoch von diesem Museum selbst nähere Nachrichten erscheinen und genauere Bestimmungen der Gegenstände folgen. Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß die Benützung öffentlicher und Privatsammlungen so sehr erleichtert wird und jene engherzige Aengstlichkeit, womit man solche Schätze einst für sich allein behalten wollte, nur selten mehr angetroffen wird. Die Naturforscher bilden unter sich eine Republik, deren Glieder in der engsten und freundschaftlichsten Verbindung stehen. Einzig durch den freien Gebrauch und Benützung öffentlicher und Privatsammlungen konnte die Wissenschaft die Stufe erreichen, welche sie gegenwärtig erlangt hat."

Die nach dem letzten Jahresberichte schon damals vorbereitete aber durch viele und mancherlei erst zu besiegende Schwierigkeiten verzögerte Herausgabe von Abbildungen und Beschreibungen der von Eduard Rüppell auf seinen Reisen in Afrika aufgefundenen entweder ganz neuen oder noch wenig bekannten Thiere hat nunmehr begonnen. Vor einigen Tagen hatten wir das Vergnügen das erste Heft dieses Werkes unter dem Titel: „Atlas zu der Reise im nördlichen Afrika von Eduard Rüppell. Erste Abtheilung: Zoologie. Herausgegeben von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft. Frankfurt a. M. gedruckt und in Commission bei H. L. Brönner" dem hohen Senate überreichen zu können, welchem es zu widmen uns eine angenehme Pflicht war. Die Gesellschaft hat die besondern Arbeiten der Herausgabe einer Commission aus ihren wirklichen Mitgliedern, den Hrn. Dr. Cretzschmar, v. Heyden und Dr. Sömmerring, anvertraut und diese entledigen sich dieses Auftrags mit eben so viel Einsicht als Sorgfalt, und wie wir hoffen zur Zufriedenheit der Kenner. Von Zeit zu Zeit wird ein Heft aus 6 illuminirten Steindrucktafeln und etlichen Bogen Text bestehend erscheinen und schon liegen für mehrere Hefte die Handzeichnungen vorräthig. (Das zweite Heft ward im März 1827 an die Unterzeichner abgeliefert.) Die Herausgabe geschieht vorerst auf eigene Kosten der Gesellschaft und wenn ihr Unternehmen, durch eine zahlreiche Subscription, zu welcher wir einladen, unterstützt, guten Fortgang haben wird, soll der Mehrertrag der Bibliothek der Gesellschaft zu Gute kommen.

Noch bleibt mir das wichtigste und erfreulichste Ereigniß dieses Jahres zu erwähnen übrig: es ist die öffentliche Anerkennung und Unterstützung der Gesellschaft von Seiten des Staates. Durch einen mit Zustimmung des gesetzgebenden Körpers gefaßten hohen Senatsbeschluß vom 10. Jan. l. J. ist der Gesellschaft auf die nächsten 10 Jahre ein jährlicher Beitrag von Fünfzehn Hundert Gulden aus der Staatskasse zugesprochen worden. Wir sagen diesen hohen und verehrlichen Behörden unserer Stadt den wärmsten ehrerbietigsten Dank für dieses Zeichen ihrer Gunst, und glauben darin einen Beweiß zu finden, daß sie unsere Anstalt als eine dem Gemeinwesen der Stadt nützliche erachten. Auch in der edelen Art zu geben, haben unsere zu der obersten Regierung und Gesetzgebung berufenen verehrten Mitbürger einen schmeichelhaften Beweiß ihres Vertrauens zu der Gesellschaft offenbart, indem sie ihr ohne Feststellung von Bedingungen die völlig freie Verwendung dieses Beitrags gänzlich überließen. Sich dieses ehrenden Vertrauens würdig zu bezeigen, wird das eifrigste Bestreben der Gesellschaft seyn. Den größten Theil dieser Summe wird sie zur Gründung einer Unterrichtsanstalt für Naturgeschichte verwenden, und dadurch einem schon lange gefühlten Bedürfnisse begegnen. Sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft fur ihre Person, oder ihre Söhne, insofern sie das 15te Lebensjahr zurückgelegt haben, die an den hiesigen öffentlichen Schulen angestellten Lehrer und die Schüler von Selecta und Prima des Gymnasiums sollen berechtigt seyn unentgeldlich an diesem Unterrichte Theil zu nehmen; Andere gegen ein sehr mäßiges Honorar. Mit Ausschluß der Botanik, für welche bereits eine Lehrstelle besteht, werden diese Vorträge, wobei es nicht auf eine spielende Unterhaltung sondern auf einen gründlichen Unterricht abgesehen ist, in Halbjahrskursen die ganze Naturgeschichte umfassen. Die Vorträge sollen wöchentlich dreimal statt finden und außerdem werden von Zeit zu Zeit noch einige Stunden zur Demonstration der betreffenden Gegenstände im Museum selbst bestimmt werden. Die Gesellschaft hat zu dieser Lehrstelle einen vortrefflichen Naturkundigen, ihren zweiten Director Hrn. Dr. Cretzschmar, berufen und mit Vergnügen diese Gelegenheit ergriffen, ihm auf solche Weise ihre Achtung und Dankbarkeit für seine großen Verdienste bei der Stiftung und um die Emporbringung des naturgeschichtlichen Museums zu erkennen zu geben.

Nun erst werden diese Sammlungen unsern Mitbürgern zum wahren Nutzen gereichen; nun erst, wenn die

Liebe zur Naturkunde durch einen lebendigen Unterricht recht erwacht und sich naturwissenschaftliche Kenntnisse mehr verbreiten, wird diese Gesellschaft auch für die Zukunft eifriger Arbeiter und somit eines kräftigen Bestandes versichert seyn. Der Gedanke, etwas Schönes und Gutes in's Leben gerufen zu haben und den künftigen Geschlechtern zur vollkommneren frohen Erndte zu hinterlassen, erhöht die Lust, stärkt die Kraft zu rastlosem Fortschreiten!

Miscellen.

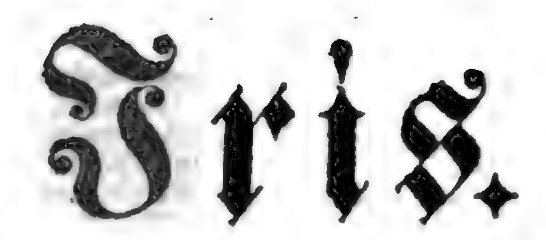
Darmstadt. Was das hiesige Cabinet vor allen deutschen naturhistorischen Museen auszeichnet, ist die Sammlung der Antediluviana. Cuvier, Blumenbach und andere große Naturforscher haben ihr stattliche Lobreden gehalten. — Es war einst ein Zeitalter, von dem keine Geschichte der Sterblichen redet, da goß die Sonne heißere Strahlen auf unsern Continent und wölbte über ihm einen mildern Aether. Liebliche Auen blühten um die Pole, wo jetzt das Eismeer stockt und Alles im ewigen Schnee erstarrt. Im Norden erfüllten balsamische Wälder die Lüfte mit ihrem Aroma, und dort am Rheine erhoben sich auf schlanken Stämmen die üppigen Palmen des Indus über den leichten Gebüschen der Pistazien. Unter dem Schatten der Bananen weidete in Teutschland das Elenthier und der Tapir, den jetzt nur Südindiens Wälder beherbergen. In Deutschlands Flüssen badete das Nilpferd, und im Schlamme der Niederlande streckte sich ein riesenmäßiges Krokodil aus. Von den Alpen bis zum weit entlegenen Jenisey zogen Elephantenheerden, untermischt mit pferdeartigen Thieren. Es lagerten in deutschen Gauen das Nashorn und der Ur im Farrenkraut und im Schilfe des Bambus. Es erbebte der Boden unter dem Fußtritt des gigantischen Mamuths und des gewaltigen Melogonix und anderer Ungeheuer, die kein menschliches Auge gesehen hat, denn diese Schöpfung war der Herrschaft der Menschen noch entzogen; auch höchst seltsam geformte Fische, vielgewundene Ammonshörner erfüllten die Meere. Aber Gott winkte, die Welt erschrak, der Erdboden wankte, und die Natur zerstörte wieder ihr Werk, Meere tauschten ihr Gebiet gegen Länder aus, und schonungslos ergriffen die Fluthen das Lebendige. Jetzt irrt der einsame Bergmann mit seinem Grubenlichte in unterirdischen Wäldern herum und sieht erstaunt die weiland stolze Ceder und Palme versteinert in dem Schooß der Erde und fördert Ueberreste unbekannter Ungeheuer ans Licht des heitern Tages. — Es sey der Phantasie vergönnt, ein solches Bild zu malen. Die Petrefactensammlung des großherzoglichen Museums demonstrirt uns diese antihistorische Welt ad oculos. Wir finden in derselben Ueberreste von allen diesen und noch mehr Thierarten, so wie auch von Meergeschöpfen, die (gleich den obengenannten Pflanzen) aus deutschem Boden zu Tage gefördert werden. Ein großer Theil der hier vorfindlichen Gegenstände ist aus dem Boden des Großherzogthums. — Was für den Naturforscher noch ein besonderes Interesse hat, ist, daß den Ueberresten derjenigen Thiere, deren Originale nicht verschwunden sind, Knochenwerk der nämlichen Gattungen aus der heutigen Welt beigefügt ist, woraus sich denn bei Vergleichung ergiebt, daß die Antiteluvianischen größer, auch sonsten specifisch verschieden sind.

Gasbeleuchtung in Paris. Die Gasbeleuchtung gewinnt jetzt in Paris bedeutend an Ausdehnung und man ist beschäftigt, an vielen Stellen Gasröhren zu legen, um die Straßen und Häuser zu erleuchten. Die französische Gesellschaft zur Erleuchtung mit Steinkohlengas hat ein sehr schönes Gebäude in dem nördlichen Theil der Stadt, welches, nebst der Legung der Gasröhren, mehrere Millionen gekostet hat. Das aus den Retorten von Eisen sich entwickelnde Gas wird in Röhren geleitet, welche in einem unterirdischen Gang sind, und setzt hier ein Theil des Theers ab. Von hier geht es in ein großes Behältniß mit Kalkwasser gefüllt, um sich vollends zu reinigen. Das Kalkwasser wird durch eine eigene Vorrichtung, von einer Dampfmaschine getrieben, beständig umgerührt. Aus diesem Gefäß geht es in den Gasbehälter, welcher, aus Blech zusammengesetzt, von cylindrischer Gestalt ist und über 100 Fuß im Durchmesser, und wohl eben so viel oder noch mehr an Höhe hat. Er ist in einem Becken, in dem das Wasser 26 Fuß hoch steht. Ueber dem Gasbehälter ist ein Thurm gebaut, den man mittelst einer Treppe ersteigen kann, und von dessen mit Blech gedecktem Dache man eine weite Aussicht auf den schönsten Theil der Stadt Paris hat. Die Röhren, um das Gas in den Straßen zu leiten, sind von Gußeisen und jedes Stück ungefähr 10 — 12 Fuß lang. — In Paris wird zum Theil auch tragbares Gas zum Erleuchten gebraucht, wie in dem Belustigungsort Neu-Tivoli, wo um den Tanzplatz viele Cylinder mit Gas gefüllt stehen; indessen brennen hier ungleich mehr Oellampen.

Berichtigung. Die erste Stanze des Gedichts in Nr. 55 ist zu lesen wie folgt:

Was tönt mir aus der Felsengrotte Tiefen?
Was rauscht im heil'gen Hain, am stillen Bach?
Wer deutet die bewegten Hieroglyphen
Und spürt dem leichten Sinn der Bilder nach?
O welche Geister, welche Götter riefen
Der Vorwelt ferne Melodien wach,
Die mich im holden Taumel, leis und leise,
Allmächtig ziehn in die geweihten Kreise?

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 57. Mittwoch, 21. März 1827.

Theurer Sieg.

Das schwere Werk, es ist gelungen,
Ertödtet endlich Fleisch und Blut;
Wir haben die Natur bezwungen,
Und weise nennt man uns und gut.

Doch ach, die Thorheit unsrer Jugend,
Wie machte sie so reich und warm!
Die Weisheit und des Alters Tugend,
Sie lassen beide kalt und arm.

Es haben die gereiften Halme
Des Ackers Blumen all' erstickt;
Errungen ist die kahle Palme
Und ach, der Veilchenbund zerknickt.

Guter Rath.

Stille Leiden, stille Werke,
Und ein Alltagsangesicht,
Daß die Welt es ja nicht merke!
Ach, die Welt begreift es nicht.

Denn das Leben ist ein Spiegel,
Jeder sieht nur sich darin.
Zeig' ich ihnen Hand und Siegel,
Niemand weiß doch, wer ich bin.

Drum, wo keiner fragte, schweigen,
Leise Worte, stumme That,
Und das Innre selten zeigen
Ist der allerbeste Rath.

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben giebt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann und zieht uns an
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen.

Die Familie der Tasso war von altem Bergomaskischen Adel; und nachdem der Ruhm Torquato's ihr einen europäischen Namen verschafft hatte, waren erlauchte Häuser beeifert, sich die Verwandtschaft mit dem seinigen zur Ehre anzurechnen. Da indeß der Geschmack an ausgebreiteten Geschlechtsregistern eine volksthümliche Liebhaberei der Italiener ist, so hat natürlich dieser Umstand Veranlassung zu grillenhaften Erörterungen gegeben, welche wir billig zur Seite lassen. Genug, daß Bernardo Tasso, Torquato's Vater, am 11. Nov. 1493 in Bergamo geboren war, seinen Vater Gabriel frühzeitig verlor, und von seinem Oheim Ludwig, Bischoff von Recarati und Macerata, erzogen wurde. Dieser Wohlthäter indeß ward ihm im Jahre 1520 durch einen Raubmord entrissen, und so hatte er Mühe, seine Studien in Padua, bei geringem Vermögen, zu vollenden. Er ergriff die gewöhnliche Laufbahn armer Edelleute, und begab sich in Herrendienste *). Wir finden

*) Indem wir bier unserer Erzählung von Torquato Tasso's Schicksalen einen kurzen Lebensabriß von Bernardo vorangehn lassen, dürfen wir nicht besorgen, daß unsere Leser dies mißbilligen. Hätte auch nicht das Geschick des Vaters, wie doch geschehen mußte, auf das Leben und die Cha-

ihn im Jahr 1525 als Unterhändler des Grafen Guido Rangone, Generals des Kirchenstaates, unter den Mauern von Pavia bei König Franz I; im Jahr 1529 als Geheimschreiber der Herzogin Renata von Ferrara, und seit 1531 als ersten Secretair Ferrante Sanseverino's, Fürsten von Salerno, einem Lehen des Königreichs Neapel. Mit diesem Fürsten machte er Carls V. romantischen Zug nach Tunis mit, fand Gelegenheit, wie die Feinheit seines Geistes im Cabinette, so seinen Rittersinn im Felde zu zeigen. Aber auch die Musen hatten an ihm einen eifrigen Verehrer, und schon damals wußte er seinen Namen auf dem italienischen Parnasse Achtung zu verschaffen.

Im Frühlinge 1539 verheirathete sich Bernardo mit Porzia de' Rossi, einer neapolitanischen Dame, die ihm bald eine Tochter, Cornelia, schenkte. Kurz darauf wurden die Tage seines Glückes durch eine Ungnade getrübt, welche die Eifersucht der Hofleute über ihn gebracht hatte: da sich indessen der Fürst von seines Dieners Redlichkeit und Unschuld leicht überzeugen ließ, so ward Bernardo bewogen, in dessen Nähe zu bleiben, wünschte jedoch der Dichtkunst ungestörter leben zu können, und miethete mit Bewilligung Sanseverino's ein am Meere gelegenes Landhaus in Sorrento, dem Paradiese Süditaliens, um daselbst sein großes Rittergedicht Amadis von Gallien zu vollenden. Dieses Gedicht, das an einer unverhältnißmäßigen Länge und einem etwas trockenen, pedantischen Zuschnitte leidet, in einzelnen Parthien und Schilderungen aber zartsinnig, anmuthig und sinnreich ist, wird natürlich durch den unsterblichen Glanz der befreiten Jerusalem verdunkelt, bleibt aber immerhin das Andenken an den Vater des größten Epikers von Italien der Theilnahme und der Pietät würdig, dessen es in seinem Heimathlande genießt.

In jenem Landhause wurde den 11. März 1544 um die Mittagsstunde Torquato Tasso geboren. Ritter Manso, einer der Biographen Tasso's, hatte um's Jahr 1600 das Gemach noch gesehen, in welchem der Dichter zur Welt gekommen; seitdem haben es die Wellen zerstört. Bernardo war bei der Geburt seines Sohnes nicht zugegen; denn er hatte den Fürsten in den piemontesischen Krieg begleitet, und war ihm sodann an Carls V. Hofhaltung nach Flandern gefolgt. Nach der Heimkehr mußte er seinen Aufenthalt wieder von Sorrent nach Salerno verlegen; allein seine Ruhe sollte bald durch wilde Schicksalsstürme zerrüttet werden. Der spanische Vicekönig von Neapel, Don Pedro von Toledo, beabsichtigte 1547 eine gewaltsame Einführung der Inquisition, um das Land vor etwaiger Ansteckung der in Deutschland bereits weit um wurzelnden Reformation zu bewahren, zugleich aber um über die ihm mißfälligen Großen eine willkührliche Gewalt zu erlangen. Ferrante Sanseverino ließ sich in den darüber ausgebrochenen Unruhen als Gesandter seines Volkes an den Kaiser gebrauchen, zu welches Auftrags Uebernahme der Rath des freisinnigen Bernardo nicht ohne Einfluß war. Aber der Vicekönig war dem Fürsten durch einen Vertrauten zuvorgekommen; seine Aufnahme zu Nürnberg, an Carls Hoflager, war äußerst ungnädig, und er wurde als Geißel für die Neapolitaner zurückbehalten. Allmählig wohl änderte sich des Kaisers Stimmung, und er entließ ihn nach etwa einem Jahre von Augsburg, indem er der Stadt Neapel für ihren bewaffneten Aufstand eine Buße von hunderttausend Ducaten auflegte. Neue Verwickelungen indeß mit dem Vicekönig verbitterten dem Fürsten seinen Aufenthalt in der Heimath, er glaubte denselben sogar eines Anschlags auf sein Leben zeihen zu können und begab sich abermals auf Bernardo's Rath, und mit diesem, aus dem Königreiche, um in seiner Sache des Kaisers Gerechtigkeit anzuflehen. Unterwegs traf ihn ein Befehl des Letzteren, sich in Inspruck vor ihm zu stellen; er fand Mittel, sich von der völligen Ungnade Carls zu überzeugen und gab nun den Einflüsterungen neapolitanischer Ausgewanderten Gehör, zu seines Lehnsherrn Feinde, Heinrich II. von Frankreich, überzugehen. Dafür wurde im April 1552 sein Todesurtheil im Betretungsfalle, der Verlust aller seiner Ehren und die Einziehung seiner Besitzungen von dem Vicekönig öffentlich ausgesprochen und auch Bernardo Tasso, welcher sein Loos an das seines Gebieters treuherzig geknüpft hatte, theilte nun die Folgen dieses politischen Schiffbruches. Er ward als Rebell erklärt, sein Haus in Salerno mit allem Mobiliar für den Fiscus verkauft, und seiner Gattin, die er selbst bereits Ende 1550, um bei seiner häufigen Abwesenheit von Hause ruhiger zu seyn, nach Neapel gebracht, blieb für den Augenblick nichts als die Barmherzigkeit ihrer Verwandten.

Die Hoffnungen Sanseverino's zur Wiedereinsetzung in sein Fürstenthum ruhten auf den Projecten Frankreichs, das Königreich Neapel mit Hülfe einer türkischen Flotte zu erobern. Zu diesem Ende war er selbst nach Constantinopel gereist, und sein getreuer Bernardo hatte sich von Venedig aus nach Paris begeben, um die Unternehmung eifrigst zu betreiben. Aber den Fürsten täuschte das türkische Phlegma, und dem unermüdeten Diener brachten in St. Germain seine pathetischen Sonette auf Heinrich, seine begeisterten Canzonen auf die schöne Margaretha von Valois, das Wunder ihrer Zeit, nur schöne Worte. Da mußte er an dem ferneren Nutzen seiner Dienste für einen landlosen und selbst bedrängten Herrn verzweifeln, und die wiederholten Klagen seiner Gattin, wie sehr sie mit allen ehemaligen Umgebungen des Fürsten den Mißhandlungen des Vicekönigs ausgesetzt sey, der selbst die Fürstin durch Einsperrung und langwieriges Fasten zu Aushändigung vermeinter Schätze zu nöthigen suchte, machten ihm zu dringender Pflicht, auf eine Veränderung seiner Lage zu denken. Sanseverino, dem die Unterhandlungen Bernardo's einen einstweiligen Gehalt von fünf und zwanzig tausend Ducaten abseiten Frankreichs ausgewirkt hatten, ließ ihn sei-

---

rakterrichtung des Sohnes Einfluß geübt, so ist Bernardo Tasso an sich ein so bedeutender Mensch, und seines Lebens Wechsel so mannichfach, daß es Niemanden gereuen kann, sie hier im Zusammenhange wiederholt zu lesen.

nes Danks für drei und zwanzigjährige treue Anhänglichkeit, und eines Jahrgeldes von dreihundert Pistolen versichern, und so reiste er im Februar 1554 nach Rom ab. Pabst Julius III., als er sich überzeugt, daß der Bedrängte wirklich aus Sanseverino's Diensten getreten war, und die kaiserliche Parthei seine Huld nicht misbilligen könne, gewährte ihm Erlaubniß zum Aufenthalte; Cardinal Hippolytus von Este nahm sich seiner durch thätige Unterstützung an. Aber die Brüder der Gattin, nicht gesonnen, ihr Vermögen aus den Händen zu geben, versagten der Armen die Wiedervereinigung mit ihrem Gemahle, und mit Mühe konnte sie erwirken, sich mit Cornelia und einer Dienerin in ein Kloster zurückzuziehen, den zehnjährigen Torquato aber mit seinem Hofmeister Don Giovanni Angeluzzo dem verzweifelnden Vater zu senden. Torquato hatte bei einem aufgeweckten Geiste unter diesem Lehrer, wie in der Schule der Jesuiten, in die er seit seinem siebenten Jahre gebracht worden, reissende Fortschritte gemacht, und sowohl in der lateinischen und griechischen Sprache einen vortrefflichen Grund gelegt, als in seiner Muttersprache sich mündlich und schriftlich, in Prosa wie in Versen, sowohl richtig als zierlich ausdrücken gelernt. Anziehend sind Tasso's eigene Aeusserungen über diese Schulzeit, wie sie sich in einem seiner Briefe vom Jahre 1580 finden. „Die Väter der Gesellschaft Jesu," sind seine Worte, „unter deren Leitung ich erzogen bin, ließen mich zum heiligen Abendmahle gehn, als ich vielleicht noch nicht neun Jahre hatte, wiewohl ich an Körper so herangewachsen war, und der Geist solche Zeichen der Reife an den Tag legte, daß ich für zwölf gelten konnte. Als ich zum Abendmahle ging, hatte ich noch nicht begriffen, daß in der Hostie der Leib Christi wesentlich vorhanden sey; nichts desto weniger aber von einer geheimen Andacht bewegt, welche der Ernst und die Würde des Ortes und das Benehmen der Umstehenden in mir erzeugt hatte, ging ich mit der höchsten Ehrfurcht, den Leib des Herrn zu empfangen, und fühlte in meinem Innern eine neue ungewohnte Befriedigung." Der Trennung aber von seiner Mutter denkt er in folgenden rührenden Zeilen einer unvollendeten Canzone:

Ein herbes Loos riß von der Mutter Busen
Mich zartes Kind: wie pressen ihre Schmerzen,
Die Küsse, heiß benetzt von ihren Zähren,
Die treuen Wünsche, deren froh Gewähren
Die Luft verweht, noch Seufzer mir vom Herzen!
Nie sollt' ich mehr in dieser Arm' Umfangen,
Die mich so fest umschlangen,
Nie Aug' in Aug', und Lipp' an Lippe hangen.
Und gleich Ascanius, mit unsichrem Tritte,
Folgt' ich des Vaters irrem Flüchtlingsschritte.

Im October 1554 kam Torquato in Rom an und erhielt noch im November desselben Jahres einen Spiel- und Lerngenossen an seinem Vetter Christoph, welchen der Ritter Jacob Tasso von Bergamo seinem Freunde und Verwandten Bernardo zu gemeinschaftlicher Erziehung mit Torquato gesandt hatte. Es verdient Beachtung, daß die beiden Knaben mit besonderer Sorgfalt im Studium der griechischen Sprache unterrichtet wurden. Am 23. Mai 1555 gelangte der Cardinal Caraffa unter dem Namen Paul IV. zur päbstlichen Tiare, und Bernardo, der zu ihm und den gegen den Kaiser durchaus feindselig gesinnten Nipoten in enger Clientschaft stand, hatte Hoffnung, seine Angelegenheiten sich bessern und sein Weib wieder zu sehn, als ihn im Februar 1556 die Nachricht von ihrem durch den Gram herbeigeführten Tode zu Boden schlug. Von nun an war seinen Kindern auch ihre Mitgift verloren: denn alles Processiren darum, was nach Bernardo's Tode noch Torquato fortsetzte, erwirkte endlich nichts weiter, als daß dieser sechs Monate vor dem Ende seines Lebens eine dürftige Entschädigung von jährlichen hundert fünfzig Scudi zugesprochen erhielt. Selbst Cornelia ward von den habsüchtigen Oheimen in Neapel zurückgehalten, und Bernardo's Aussichten in Rom wurden ebenfalls völlig zerstört, als im August 1556 Don Philipp von Spanien dem Pabste Krieg ankündigte, und Herzog Alba, damaliger Vicekönig von Neapel, mit seinen fürchterlichen Schaaren in den Kirchenstaat einrückte. Da sandte Bernardo die Kinder zur Frau von Tasso nach Bergamo: denn Ritter Jacob war ebenfalls unterdessen gestorben; Bernardo selbst aber, Anfangs vom Cardinalnipoten Caraffa zurückgehalten, eilte, als die Ankunft der Feindes vor Rom verkündigt ward, und wilder Schrecken Alles ergriff, mit zwei einzigen Hemden und der Handschrift seines Amadis in der Tasche nach Ravenna. Hier endigten seine Nöthen. Guido Ubaldo II., Herzog von Urbino, lud ihn nach Pesaro ein, wo er am Hofe des kunstsinnigen und großmüthigen Fürsten der Dichtkunst ruhig leben konnte, und im Frühlinge des folgenden Jahres auch seinen Torquato wieder umarmte, der nunmehr mit des Herzogs Sohne, Francesco Maria, gemeinschaftlich unterwiesen wurde. Bernardo, in Allem ein streng schulgemäßer Geist, drang bei seinem Sohne insonderheit auf das Studium der Mathematik, in welcher derselbe nicht unansehnliche Kenntnisse erlangte, wiewohl ihn sein Geist mehr zu der Philosophie hinzog, bis alle diese Studien der Dichtkunst wichen. Reiten, Fechten und alle ritterlichen Uebungen, welche man in jenen Zeiten dem jugendlichen Alter an Höfen angemessen fand, trieb Torquato zu Pesaro in einem edlen und ausgesuchten Kreise munterer Altersgenossen.

Nachdem der Amadis vollendet und die anfängliche Zueignung an Heinrich II. auf inständiges Andringen des Herzogs in eine andere an Philipp II. umgestaltet war, (denn der Herzog, wie seine Gemahlin Vittoria Farnese überredeten sich, der Monarch von Spanien werde sich gegen den schwer geprüften Dichter großmüthig zeigen und ihm seine in Neapel erlittenen Verluste ersetzen) begab sich Bernardo im November 1558 auf Kosten des Herzogs nach Venedig, um daselbst sein Werk unter dem Beirath gelehrter Leute drucken zu lassen. Im Mai 1559 ließ er seinen Sohn nachkommen, der in Venedig, wo die klassische Gelehrsamkeit in hoher Blüthe stand, allerdings

reichere Gelegenheit für die Ausbildung seines heranreifenden Jünglingsalters zu hoffen hatte, als in Urbino. Da ihn sein Vater bei der Reinschrift seines Amadis fleißig brauchte, und ihn zugleich die Correctur vom zweiten Bande seiner Briefe besorgen ließ, welche noch jetzt eine für das damalige Leben in Italien und die Einzelheiten der Zeitgeschichte nicht uninteressante Lectüre sind, so gewann er für seine eigne Lieblingsrichtung schriftlicher Darstellung in der Muttersprache Urtheil, Geschmack, Geschmeidigkeit, Ideenfruchtbarkeit und alle die Eigenschaften eines gediegenen Stils, zu denen zwar eine ursprüngliche Naturanlage unerläßlich ist, die sich aber ohne vielseitigen Fleiß und Studium nicht erwerben lassen und welche in unsern Tagen so vielen Schöngeistern deßwegen abgehen, weil sie die Arbeitsamkeit beim Componiren verlernt haben oder geringschätzen. Seine Lieblingsschriftsteller waren Plato und Dante, nächst ihnen Boccaccio und Petrarca; und die Bibliothek Giordani zu Pesaro besitzt noch ein Exemplar der göttlichen Comödie, welche durchgängig mit Randglossen von Tasso's Hand ausgestattet ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gebet eines frommen Philosophen.

Vorgesetzt dem Werke: Ueber die Würde des Menschen, von Eduard Duboc.

Allwissendes und allmächtiges Wesen, dessen Geist den Gedanken des unermeßlichen Weltalls gebar und dessen Wille ihn verwirklichte — Urquell unwandelbarer und fleckenloser Schönheit — Du, den der Aberglaube mir mit schrecklichen Farben malte, von dem dann eine oberflächliche Philosophie mich entfernte, zu welchem aber eine wahre und tiefere mich für immer zurückgeführt hat; o mein Vater! empfange mein Gebet und meine Gelübde, und wenn sie so rein sind als ich glaube, so erhöre sie!

Zu starker und vernünftiger Ueberzeugung von Deinem Daseyn gelangt, für immer überzeugt, daß die Natur dieser Ueberzeugung mehr moralisch als speculativ ist; daß sie, nur auf dem Wege eines aufgeklärten Gehorsams gegen Dein Gesetz, lebendig ohne Ueberspannung, warm ohne Fanatismus und unerschütterlich ohne Eigensinn und Vorurtheil seyn könne — wünschte ich, erfüllt von dem Geiste der Wahrheit, der von Dir ausgeht, in noch leidende und von Zweifeln bewegte Herzen den Trost gießen zu können, der das meinige durchdrungen. Mein Zweck ist gut und meine Seele, von der Erhabenheit ihres Gegenstandes durchdrungen, erblickt nichts Irdisches darin, das fähig wäre, seine Reinheit zu verdunkeln. Diese Liebe, die mich von meiner zartesten Jugend an für die Wahrheit beseelt, die die Widerwärtigkeiten des Lebens nur vermehrt und gestärkt haben, diese Liebe, ich weiß es, ist ein göttliches Feuer; aber das Gefäß, das es einschließt, ist irdisch und zerbrechlich! Mit Dir fühle ich mich unverwundbar gegen alle Verführungen der Welt; ohne Dich wie ohnmächtig! — O gieb nicht zu, daß der Nebel der Erde Dich meinem geistigen Auge entziehe; dulde nicht, daß diese physische Welt, wo ich einen Augenblick in sinnlicher Erscheinung weile, mir je das Geisterreich verdunkele, in dem Du herrschest, die sittliche Welt, deren Gesetz Du in dem Heiligthume unsers Gewissens niedergelegt hast, und deren freie Bürger wir schon hienieden sind, weil keine irdische Macht unsere Herzen zu dem innern Gehorsam zwingen kann, den jenes Gesetz fordert. Unterstütze vielmehr meinen Geist und mache, daß das Feuer meiner Ueberzeugung und die Unbestechlichkeit meiner Feder die Schwäche meiner Talente ersetze. Verleihe meiner Stimme den männlichen Ton der Vernunft, ohne sie der harmonisch-gewinnenden Töne der Herzlichkeit zu berauben; meinem Styl Erhebung ohne kleinliche Redekünste; meinen Raisonnements Kraft und Tiefe ohne pedantische Dunkelheit. Bewahre mich vor allem vor einem falschen Enthusiasmus und lasse eine tugendhafte Indignation gegen den Aberglauben nicht in Haß gegen die Abergläubischen ausarten. Gieb, daß Bruderliebe, unzertrennlich von wahrer Religiosität, stets lebendig in meinem Herzen wohne und daß die Menschen, trotz aller Scheidewände, die die Vorurtheile der Völker und der Sekten zwischen ihnen zu erheben streben, fortwährend mir als ein Theil der großen Familie erscheinen mögen, deren Vater Du bist. Erhalte meinen Geist in dieser ernsten Stimmung, und erfülle das Herz meiner Leser mit der unparteiischen Liebe zur Wahrheit, ohne welche jede philosophische Prüfung unmöglich ist. Mache, daß sie das schätzen, was in meinen Bemühungen und Versuchen schätzenswerth ist, dagegen aber mich über meine Irrthümer aufklären, damit ich, unverrückt wandelnd auf dem von Dir mir vorgezeichneten Pfade, getreu Deinen Willen erfülle und dieses Leben, das Du mir gegeben, um den Zwecken der Vernunft nachzustreben, nicht hienieden in den Armseligkeiten des Stolzes und der Schwäche vergeude.

Theater-Anzeige.

Donnerstag den 22. März. Verlegenheit und List, Lustsp. und Adrian Ostade, Oper.
Samstag den 24. Kabale und Liebe, Trsp.
Sonntag den 25. Die Schwestern von Prag, Oper.
Montag den 26. (Zum Erstenmale) Agnese, Oper.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 58. Freitag, 23. März 1827.

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

Bernardo Tasso hatte gewünscht, seine Tochter Cornelia in seinem Geburtsorte Bergamo zu verheirathen; die Verwandten zu Neapel indeß hatten sie 1558 einem Edelmanne von Sorrento, Signor Marzio Sersale, gegeben. Lange wagten die jungen Eheleute nicht, den Vater von ihrer Verbindung in Kenntniß zu setzen; als endlich doch Sersale, auf das Anliegen Corneliens, an ihn geschrieben, sandte er seinen Vertrauten Angeluzzo nach Sorrent ab, um sich von den Verhältnissen näher zu unterrichten, und da diese Erkundigung zu seiner Zufriedenheit ausfiel, besonders aber ihn der Punkt beruhigte, daß diese Verbindung nicht ohne Cornelia's Neigung geschlossen sei, gab er sich auch in diese neue Durchkreuzung seiner Wünsche. Die Nachkommenschaft Corneliens blüht heutzutage noch im Königreiche Neapel.

Im Jahre 1560 trat endlich der Amadis an das Licht: da indeß der Druck von dem Buchhändler Giolito de' Ferrari nur auf gemeinschaftliche Rechnung war unternommen worden,*) so hing der von Bernardo hiebei gehoffte Gewinn von der Zeit ab, und versplitterte sich; der Zweck seiner Zueignung aber ward gänzlich verfehlt; denn Seine katholische Majestät ließen nichts über dieselbe vernehmen.

Unterdeß hatte Torquato im November des nämlichen Jahres, in seinem sechszehnten Jahre, reich und herrlich vorgebildet, erfüllt von Wissensdrange und dichterischem Feuer, die Universität der Republik Venedig, Padua, bezogen. Er sollte sich auf die Rechte verlegen: obschon er nun diesem Studium unter dem berühmten Panciroli eine Zeitlang mit Eifer oblag, opferte er doch im Stillen und am liebsten den zarteren Musen und bald, während ihn Bernardo ganz in den Pandekten begraben wähnte, hatte er ein ansehnliches Stück von einem romantischen Ritter- und Liebesgedicht in Ariosto's Weise, dem Rinaldo inamorato, zu Stande gebracht, der wie die Morgenröthe eines glänzenden Tages verkündete, welche Sonne jetzt über Italiens Pindus aufgestrahlt sey. Was wollte der Vater, geistreich und einsichtsvoll, wie er war, unter solchen Auspicien thun? Er gestattete dem Sohne, unter Vermittelung gemeinschaftlicher Freunde, sich ganz auf die Dichtkunst zu legen und seinen Rinaldo an's Licht zu stellen. Es geschah im April 1562, und das Urtheil der Kenner fiel für den Jüngling in jedem Sinne ehrenvoll und aufmunternd aus, wenn schon späterhin Tasso selbst auf diesen seinen ersten öffentlichen Versuch nur geringen Werth legte. Die Zueignung an den Cardinal Ludwig von Este, bei welchem sich gerade sein Vater eine Zeitlang aufhielt, leitete seine Verbindung mit dem Fürstenhause von Ferrara ein, welche ihn nachher so unglücklich machte.

Um diese Zeit dachte der päbstliche Statthalter von Bologna, Monsignor Cesi, ein Mann von Geist und

*) Es wurden 2 Auflagen in 4. unter demselben Datum abgezogen, die erste von 1200, die zweite von 2000 Exemplaren; die zweite ist an Sorgfalt und Zierlichkeit unter der ersten. Bei dieser verhältnißmäßig nur für jene Zeit starken Auflage der ersten Ausgabe bleibt es ein Zeichen, daß sich die Erwartung der Nation nicht hinlänglich gerechtfertigt fand, daß erst 23 Jahre nachher eine zweite, überdieß schlechte Ausgabe, von Zopini erschien, Venedig 1583, 4. Erst 1755 gab den Amadis wieder ein Verehrer des Dichters, Serassi, der gründlichste Biograph Torquato's, heraus: Bergamo, in 4 Bdchen. 12.

Patriotismus, die Universität dieser Stadt, welche durch Mangel an Lehrern von Ruf herabgesunken war, von neuem zu heben. Bedeutende Männer wurden herangezogen und namentlich gab Padua den großen Alterthums- und Rechtsforscher **Sigonius**, dessen Tasso als eines seinen Auslegers der Aristotelischen Poetik ehrenvoll erwähnt, zu der neuen Stiftung ab. Man wollte aber nicht blos Professoren von berühmten Namen; auch die Studierenden sollten in ihrer Mitte Jünglinge finden, die man ihnen als Muster aufstellen konnte, und so bewog der obgenannte Prälat unsern Torquato, seinen Lehrern an den neuen Musensitz zu folgen. Der Aufenthalt ward für ihn anziehend und lehrreich; angesehene Häuser beeiferten sich, ihn gastlich aufzunehmen; die Jugend sah auf ihn mit Enthusiasmus, und unter so freundlichen Verhältnissen reifte schon damals sein Entschluß, die erhabenste Unternehmung des christlichen Ritteralters, **Jerusalems Befreiung durch Gottfried von Bouillon**, zu der Hauptaufgabe seines Dichterberufes zu machen. Noch war die Zeit der Begeisterung, welche jene allgemeine religiöse Aufregung des Abendlandes herbeigeführt hatte, nicht fremd. Großsinnige Fürsten und ritterliche Herren hörten immer noch gern, wenn man ihrem Thatendurst die heilige Erde, wo der Herr gewandelt und gelitten, als einen würdigen Kampfsplatz anprieß; die Verbreitung Hellenischer Literatur durch die nach Eroberung Constantinopels geflüchteten griechischen Gelehrten hatte dankbare Geister in Italien und Deutschland entflammt, gegen den Halbmond das Kreuz zu predigen. Tasso selbst hatte einen romantischritterlichen Sinn mit der Muttermilch eingesogen, er war in Umgebungen aufgewachsen, wo er jene schwärmerisch edlen Gefühle des frommen Glaubens und Muthes, der religiösen Resignation, der gottbegeisterten Tapferkeit, der zarten Galanterie, die sich in seinem Werke so tausendfältig spiegeln, ungestört nähren und ausbilden konnte; sein ganzes Wesen ging auf in einer idealischen Welt, zu der er den Baustoff, wenn schon vereinzelt und in Bruchstücken, doch noch in der Denkart seiner Zeitgenossen fand, den er nur durch den warmen Hauch seiner reichen und großartigen Seele zusammenzufügen, zu ordnen und zu beleben hatte. Von dem ersten Entwurfe der **befreiten Jerusalem**, wie er zu Bologna entstand, sind noch drei Gesänge vorhanden, welche zur Vergleichung, wie sorgfältig der Dichter im Umarbeiten war, unendlich interessant sind, aber neben der jetzigen Gestalt des Werkes allerdings nicht in Betracht kommen können.

Durch einen unangenehmen Vorfall ward Tasso von Bologna verscheucht. Geraume Zeit waren satirische Gedichte auf bedeutende Personen der Stadt und Universität in Umlauf gewesen, deren Verfasser unbekannt blieben. Einst hatte Torquato in einem vertrauten Kreise ein Stück dieser Art vorgelesen und wiewohl er selbst darin nicht geschont worden, zog ihm die Sache doch den Verdacht der Autorschaft zu. Die Sbirren wurden nächtlicherweile und in seiner Abwesenheit in sein Haus geschickt, störten alles durch und nahmen seine Papiere weg, eine Abtheilung fing ihn auf der Straße auf und brachte ihn in gefängliche Haft. Da er seine Unschuld betheuerte, und aus der Untersuchung nichts gegen ihn hervorging, ward er zwar entlassen, allein der Verdruß und die ausbleibende Genugthuung bestimmten ihn, sich zu seinem Vater zurückzubegeben, der seit Ende 1562 wieder eine feste und ehrenvolle Stelle als Staatssecretair des Herzogs **Wilhelm** von Mantua gefunden hatte, in dessen Diensten er bis an sein Ende geblieben ist. Torquato reiste im Februar 1564 von Bologna ab; da er aber unterwegs vernahm, daß sein Vater in Angelegenheiten des Herzogs nach Rom gegangen, wendete er sich nach Correggio zur Fürstin Claudia Rangona, deren Haus von früherhin seiner Familie gewogen war, und von da folgte er einer Einladung Herrn **Scipio's Gonzaga** in Padua, die in dessen Hause zusammen kommende gelehrte Gesellschaft oder Akademie der **Aetherischen** durch seine Mitgliedschaft verherrlichen zu helfen. Es ist bekannt, daß die Italiener noch heutzutage große Liebhaber solcher wissenschaftlichen, besonders poetischer Vereine sind, welche in den guten Zeiten der Italischen Literatur nicht ohne Einfluß auf die wichtigsten Erscheinungen derselben waren, und da sie nicht in den Fall gesetzt worden sind, wie zu Zeiten anderswo geschehen, einem politischen Zwecke zu dienen, so kann man ihnen im Ganzen manches Gute nachsagen und wird die Nachtheile, die sie allenfalls als Werkzeuge der Eitelkeit oder der Intrigue geübt haben, verhältnißmäßig nicht sehr bedeutend finden. *) Gegenwärtig erheben sie sich kaum über den Werth eines unschuldigen Zeitvertreibes und Schaugepränges.

(Fortsetzung folgt.)

Der neapolitanische Straßenräuber.

(Anecdote aus dem 16ten Jahrhundert.)

Der Gouverneur einer italischen Stadt im Königreiche Neapel wollte die Räubereien einer zahlreichen Bande von Uebelthätern, die ein Schrecken der Umgegend waren, unterdrücken, und versprach in einer feierlichen

*) Die längste und stärkste Anmaßung in Hinsicht auf ästhetische und sprachwissenschaftliche Auctorität hat die Accademia della Crusca geübt, deren Stimme zu Gunsten Ariosto's in dem Streite zwischen den Anhängern des Orlando furioso und denen der Gerusalemme liberata unsern Tasso so tief verwundete. Indeß hätte er in einer freien und minder unglücklichen Lage sich die Sache sicherlich nicht so zu Herzen genommen. Akademieen haben so wenig wie Literaturzeitungen das Benefiz der Infallibilität, und ihre einseitigen Urtheile hat immer die gesunde Empfindung der Nation zu Schanden gemacht. So bleiben die wahrhaft gedeihlichen Früchte, welche die vereinte Kraft Vieler allerdings oft viel sicherer zu reifen vermag, als das Bestreben der Einzelnen, auch in der Folgezeit genießbar, die Thorheiten und Mikrologieen werden verziehn und vergessen.

Ankündigung jedem Räuber Freiheit und eine bedeutende Geldsumme, wenn er einen seiner Kameraden todt oder lebendig auslieferte.

Die Kunde drang sogleich zu den Verbündeten in ihre Schlupfwinkel in Wäldern und auf Gebürgen. Sie theilten gerade einen sehr schönen und reichen Fang, (wie sie's nannten) den sie ihrer Kühnheit und besonders dem Heldenmuth ihres jungen und unerschrockenen Hauptmannes verdankten. Er jedoch saß beiseite, ernst und nachsinnend, und nahm keinen Theil am allgemeinen Jubel. Leicht verwundet in einem Scharmützel mit bewaffneten Reisenden, die ihr Glück und Leben theuer verkauften, bot er seinen Arm einem jungen und schönen Mädchen hin, die das Blut aus der Wunde zu saugen sich mühte. Er betrachtete sie mit Liebe und Dankbarkeit, und ließ zuweilen auf seine Kameraden Blicke des Unmuths und der Verachtung fallen. Neben ihm lag die schwarze Maske, deren er sich in seinen gefährlichen Angriffen bediente.

Beim Vorlesen des Proclama knirschten die Räuber alle; sie schüttelten ihre Waffen; sie entrüsteten sich, daß der Gouverneur sie fähig wähnte, ihre Freiheit und ein wenig Gold mit Verrätherei und Infamie zu erkaufen. Ihr Lieutenant besonders konnte seiner Wuth nicht Meister werden. Obschon unter Verbrechen ergraut, besaß er doch eine Art Ehre, die von der Idee einer niedrigen That sich beleidigt und empört fühlte. Er schwor den Gouverneur für seine Geringschätzung ihres Werthes zu bestrafen. Nur der Hauptmann gab kein Zeichen von Entrüstung, von Zorn. Sie hörten vielmehr ihn murmeln: „Der Gouverneur thut seine Pflicht. — Verdienen wir nicht die Verachtung, den Haß der Menschen? Sind Frevler nicht aller Schmach, aller Strafen würdig, die jeden Augenblick des Tages die göttlichen und menschlichen Gesetze mit Füßen treten?" —

Guisardi (so hieß der Lieutenant) nährte lange grimmigen Haß gegen den Hauptmann. Der junge Brausekopf machte ihm, trotz seiner alten Dienste, die Commandeurstelle streitig und erhielt sie. Beweise von hohem Verstande, kaltem Blute und ausgezeichneter Tapferkeit, eine gewisse moralische Ueberlegenheit, die sich immer, ohne sein Wissen, hervorthat, und ein Ton der Autorität, der wilden, aber einfachen, Burschen imponirt, erwarben ihm in kurzer Zeit den Titel ihres Hauptmanns, ihr völliges Vertrauen, und eine blinde, gränzenlose Anhänglichkeit. Dies alles wirkte schon genug auf den ungebildeten Geist Guisardi's. Eifersucht verstärkte noch den Haß: er liebte Floretta, der wir oben gedachten. Sie war die treue Gefährtin des jungen Mannes seit seiner Ankunft bei der Truppe, und hatte mit beispielloser Liebeshingebung allen Ermüdungen und Gefahren des neuen Gewerbes an der Seite ihres Geliebten getrotzt. Sie wieß die Anträge Guisardi's mit gerechtem Abscheu zurück, obschon er versprach, ihr dann ein großes Geheimniß zu entdecken.

Die Räuber zogen sich in ihre Höhlen zurück. Sie müssen der lang entbehrten Ruhe genießen und wollen zuvor nur noch ihre geraubten Reichthümer überschauen und schätzen. Der Hauptmann blieb allein; er entfernt sich und sucht, seiner Gewohnheit gemäß, einen einsamen Spaziergang in den Gebürgschluchten auf.

Guisardi folgt ihm von ferne, schlägt dann auf einmal einen kürzern Weg ein, lauert an einer Felsecke und stößt dem kommenden Hauptmann unversehens den Dolch tief in die Brust. Nun haut er ihm den lockigen Kopf ab, steckt denselben in ein eigens dazu bereitetes Kästchen und eilt der Residenz des Gouverneurs zu. Er tritt in den Pallast des Prinzen ein, wo alles nur Freude athmet, denn es ist ein großes Fest, die Vermählung einer Prinzessin Tochter. „Wer bist Du? fragen die Garden des Pallastes. — „Guisardi." — Staunen und Schrecken ergreift Alle. „Uns ist Amnestie zugesichert. Ich bringe den Kopf meines Hauptmanns, des berüchtigten Paolo, den Ihr kennt!" — Er wird in den Saal geführt, wo der Gouverneur von seiner Familie und seinen Hofleuten umgeben an der Tafel schwelgt. „Hier ist Guisardi mit Paolo's Haupte!" Die Prinzessinnen erschreckt wollen fliehen. „Bleibt!" rief ihr Vater: „Es ist ein Verbrecher, der bereut und die Menschheit zu rächen selbst übernahm. Räumet dem seltnen Gast eine Stelle dort ein! Bietet ihm Erfrischungen! Lieutenant Guisardi! Platz genommen und getrunken! Wenn die Tafel beendigt ist, muß ich das Haupt des berühmten Commandeurs sehen, der mich so oft in Unruh und Schrecken versetzte. Dann erhält zum Lohne Guisardi Freiheit und Gold."

Die Gesänge, die Chöre, die Symphonien dauern fort. Endlich erhebt sich der Gouverneur und eilt auf den Räuber zu, der das Kästchen aufschließt. Der Gouverneur öffnet. — Was erblickt er? Das Haupt seines Sohnes, seines Sohnes, dessen stürmische Jugend und unbezähmbare Leidenschaften lange die Verzweiflung seiner Familie waren, und der schon seit einem Jahr aus dem väterlichen Pallaste verschwunden war, im Augenblicke, da er eine glänzende Vermählung vollziehen sollte, die nicht des Prinzen Wünsche, aber den Ehrgeiz des Vaters befriedigt hätte.

Der unglückliche Vater zwang sich seinen Schmerz zu mäßigen. Er bot Guisardi das feierlich zugesagte Freiheits-Decret und das bestimmte Gold mit nassen Augen dar. „Behalte Dein Gold!" sprach Guisardi trotzig. „Ich wollte Dich nur züchtigen, daß Du uns des schändlichsten Verraths fähig glaubtest. Das Böse, was Du uns zugedachtest, fiel auf Dich. Meine Rache ist gesättigt! — Ich bin frei! Lebe wohl!"

Fr. Haug.

Taschenliteratur.

Geschichtskunde, von der Regierung Friedrichs des Großen bis auf unsere Zeit, oder von dem Jahr 1740 bis zum Jahr 1830. Von M. J. Klarke. Erster Band 137 S. in 18. Frankf. 1827.

Die Verbreitung nützlicher oder angenehmer Kenntnisse durch Herausgabe wohlfeiler und dabei guter Schriften ist, im Allgemeinen genommen, nur zu loben. Mag die Absicht der Unternehmer in den meisten Fällen mehr auf ihren eigenen Vortheil als den des lesenden Publikums gehen, was kann das schaden, wenn nur sonst die Ausführung tüchtig ist? Gestehen muß man, es ist in der neuesten Zeit bei uns und in Frankreich viel Unwesen mit den sogenannten Taschenausgaben und kleinen Heften im 32 Format getrieben worden. Deutsche Nachdrucker haben sich der Claurenschen Sudelbrühe bemächtigt, um sie, in schmale Portionen verdünnt, zu einem Spottpreis dem Genusse der untern Classen näher zu bringen. In Frankreich aber hat sich die eine Faction der Leselust des Volks bedient, um das Gift verderblicher Grundsätze und staatsgefährlicher Ideen durch Tausende von Organen zu verbreiten, während die andere den gegebenen Anlaß eifrig benutzte, um sammt dem Unkraut auch den Waizen auszurotten und der lästigen Preßfreiheit, nachdem sie in Preßfrechheit umgetauft worden, ein Ende zu machen.

Der Plan der Geschichtskunde, wovon der erste Band vor uns liegt, ist: eine Darstellung der Weltereignisse seit 1740 zu liefern; nicht blos Erzählung des Geschehenen sondern auch Antwort auf das Wie? und Warum? Es sollen 48 Hefte werden, jedes zu 8 Bogen. Monatlich erscheint eins; der Verfasser denkt mit der Geschichte fortzuleben, denn er verspricht, in den letzten Bänden auch die Ereignisse der Jahre 1828 bis 1830, die jetzt noch im Schoos der Zukunft liegen, zu erzählen. Der Preis ist höchst billig. Für 15 Kreuzer kann der Lernbegierige 1/48 der Weltbegebenheiten, welche die lebende Generation und die, welche ihr vorangegangen, bewegt haben, kennen lernen. Daß dabei jedes bisher über den Gegenstand erschienene Werk an Gründlichkeit, Fülle und Bündigkeit weit überflügelt werden soll, ist etwas viel verheißen: man darf es aber so genau nicht nehmen. Es bleibt des Verdienstes genug, wenn auch nur z. B. Schlossers und Menzels Arbeiten über die Epoche popularisirt und in diesem Sinn bis zu unsern Tagen fortgesetzt werden.

Betrachten wir, was im ersten Band wirklich geleistet worden, so finden wir Tendenz und Ausführung lobenswerth. Eine Uebersicht des Zustands Europa's im Jahr 1740 geht voran. Es folgt die Darstellung der nach Karls VI. Tod eingetretenen Verwickelung in den Staatshändeln und die Beschreibung der ersten daraus entstandenen Kriege. Die allgemeine Uebersicht giebt auf 24 S. eine im Ganzen richtig aufgefaßte Skizze der Verhältnisse, wie sie bei den Völkern und in den Cabinetten bestanden, die auf die Scene geführt werden sollen. Manches Einzelne hält nicht die strenge Prüfung aus: wer aber wird auch, bei übrigens sichtbarem Streben nach genauem Ausdruck und richtiger Angabe der Thatsachen, nicht gerne manches übersehen? Wo Ansichten ausgesprochen werden, (es geschieht nicht häufig in der eigentlichen Geschichterzählung und so ist es recht!) mag der denkende Leser seine eigene Meinung, wenn er eine hat, und sie sich nicht mit der aufgestellten verträgt, festhalten. So werden manche die alte teutsche Verfassung nicht so ganz verdammen, wie S. 2 — 4 geschieht. Die politische Misgeburt soll sich 1740 schon überlebt haben. Bei dem sonst gehaltenen Ton und dem löblichen Bestreben, dem großen Publikum, wofür doch die Geschichtskunde bestimmt ist, keine unnütze Diatriben gegen die Machthaber in die Hände zu geben, sind uns einige schroffe Aussprüche aufgefallen. Dazu gehört S. 13. „Der König Don Juan V. (von Portugal) war ein Pfaffe, welcher Messe las und sich mit geistlichen Ceremonien beschäftigte.“ Es ist wahr, Johann V. ruinirte seine Finanzen auf Jahrzehende durch Erbauung des Klosters Mafra und ließ in seiner letzten Zeit den Franziscaner Aveiro unumschränkt regieren; aber jeder Tadel, zumal ein so herb ausgedrückter, sollte in einem zur Belehrung bestimmten Buche motivirt werden. Friedrich der Große, aus dessen „Geschichte meiner Zeit“ die meisten Angaben der einleitenden Uebersicht geschöpft sind sagt doch nur: Don Juan n'étoit connu que par sa passion bizarre pour les cérémonies de l'église Ses plaisirs étoient des fonctions sacerdotales; ses bâtimens, des convens, ses armées, des moines — setzt aber freilich hinzu, was den Pfaffen aufwiegt — et ses maitresses, des religieuses. Entstehung und Gang der um die österreichische Erbfolge entstandenen Kriege findet man klar und zureichend entwickelt. Wir wünschen der Geschichtskunde Unterstützung und Gedeihen, und im Namen der Käufer eine gesteigerte Sorgfalt für Correctheit. Mit dem Druck selbst haben sie inzwischen alle Ursache zufrieden zu sein; er ist besser ausgefallen, als man es an den meisten wohlfeilen Taschenausgaben gewohnt ist.

B.

Berichtigung. In No. 57. S. 225. Sp. 2. Z. 11 v. u. ist zu lesen Recanati; S. 226. Sp. 1. Z. 8 v. o. und fand; Z. 12 seinem Namen; und Z. 32 als Andenken.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 59. Samstag, 24. März 1827.

In's Stammbuch einer jungen Freundin.

Denkst du, mein Kind, an deine Lieben
Nur, wann dich's mahnet schwarz auf weiß?
Brauchst du ein Stammbuch vollgeschrieben?
Ist denn dein Herz ein dürres Reis?
Wird Lieb' und Freundschaft denn getrieben
Als Lesübung mit saurem Schweiß?
Der Liebe Kraft im Herzensgrunde
Umfaßt die Welt zu jeder Stunde.

Doch nein, ein Blättchen anzublicken,
Beschrieben von des Freundes Hand,
Es pflegt uns eigens zu beglücken,
Es ist, wie magisch, drein gebannt
Leiblicher Odem, zu berücken
Das Ohr mit Tönen wohl bekannt.
Es tritt heran, was uns vergangen
Und wird zur Zukunft im Verlangen.

Willst du an den gedenken, der dieses thäte schreiben,
So ist es ihm recht lieb, wo nicht, so laß es bleiben.

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

Tasso nahm in der neuen Akademie den Namen des Neuigen an, wie es scheint, um anzudeuten, daß er wünsche, den Aufenthalt in Padua unter vielfach befreundeten Personen niemals mit dem in Bologna, der ein für ihn so empfindliches Ende genommen, vertauscht zu haben. Die Verbindung mit dieser Gesellschaft trieb ihn zu den eifrigsten Studien über das Theoretische der Dichtkunst, wobei Aristoteles sein vorzüglichster Leitstern blieb; eine Frucht derselben waren seine drei immer noch schätzbaren Dialogen über die Dichtkunst, in's besondere über das Heldengedicht, in welchen er für sich selbst über die Grundsätze Klarheit zu gewinnen strebte, die ihn bei Ausarbeitung seines Goffredo leiten sollten. Ganz besonders aber versenkte er sich um diese Zeit in den Plato, dessen philosophischer Enthusiasmus, nicht ohne Beimischung einer in das Grüblerische und Spitzfindige gehenden Feinheit der Betrachtung, Torquato's zarter und reizbarer Seelenstimmung ganz eigentlich homogen war und seiner idealischen Weltansicht eine reiche Nahrung gewährte. Schade, daß die heitere Gelassenheit und die erhabene Gemüthsgleichheit, durch die der griechische Weise seiner Lehre das Leben gesellte, dem Italischen Sänger fremd blieb, und wo ihn die rauhen Winde der Wirklichkeit berührten, der bewegliche Dichter, nicht der gestählte Denker in ihm hervortrat.

In der Akademie der Aetherischen schloß Tasso um diese Zeit Freundschaft mit Battista Guarini, der 1565 aufgenommen wurde, späterhin aber zu Ferrara sowohl in der Hofgunst als im Dichterruhme zu Tasso's Nebenbuhlern übertrat. Wir stehen jetzt an der verhängnißvollen Epoche, wo Torquato in jenen glänzenden und gefährlichen Lebenskreis sich hineinziehen ließ. Von einem Besuche bei dem alten Bernardo in Mantua wagte er, im November 1564, auf Veranlassung des Grafen Fulvio Rangone einen Abstecher nach Ferrara und erhielt im folgenden Jahre die Anzeige, daß Cardinal Ludwig ihn unter seine Kammerherren aufgenommen

und ihn zur Hochzeit seines Bruders, Herzog Alphons des Zweiten, mit Barbara von Oesterreich in Ferrara zu sehen wünsche. Ein Freund, zugleich Bernardo's und Torquato's, der es von alten Zeiten her mit Beiden treu gemeint, der berühmte Paduanische Philosoph Sperone Speroni, versuchte Alles, um den jungen Dichter von dieser neuen Laufbahn abzuhalten, indem er ihm die Undankbarkeit der Höfe, die niedrigen Ränke der Höflinge, seine eigne für solche Prüfungen durchaus nicht gewaffnete Unschuld und Harmlosigkeit und vor allem die Gefahr, in die unter gemeinen Seelen ein großes Verdienst sich begebe, mit lebendigen Farben schilderte: er konnte darüber aus Erfahrung reden; denn ihm war es am päbstlichen Hofe so gegangen. Aber Tasso war ohne Vermögen; er hatte die Aussichten eines unabhängigen Lebens durch eine Brotwissenschaft seiner Begeisterung für die Dichtkunst geopfert; es galt jetzt, seinen Vater, der die neue Verbindung eingeleitet, durch einen willfährigen Entschluß zu beruhigen. Ihn selbst aber trieb die kindliche Begier, das Leben in seiner bunten Herrlichkeit zu sehen, die Hoffnung, an jenem Fürstenhofe die Gegenbilder zu den romantischen Gestalten zu finden, die er in seiner Phantasie mit sich herum trug, das Selbstgefühl eines hohen Sinnes, der es für beneidenswerth und für leicht hält, mit den Großen der Erde als seines gleichen umzugehen, da er dem Anspruch ihrer Macht und ihrer Schätze den höheren Freibrief geistiges Reichthums entgegen zu setzen erlaubt meint. Aber Alphonso war kein großes Gemüth: unter dem breiten Schatten des Eigennutzes verdumpften bei ihm die Regungen jenes ritterlichen Heldensinnes, dessen phantastischen Anschein er an seinem Hofe durch kostbare Feste und glänzende Aufzüge theatralisch hervorrief. Die schönen Fürstenthümer Ferrara und Modena, die ihm seine Väter vererbt, erschöpfte er durch die ungeheuerste Verschwendung und drückte in zwei und dreißig Jahren des tiefsten Friedens die Unterthanen durch Auflagen nieder, weil er für den Schiedsrichter Italiens gelten wollte, und durch den Schimmer diplomatisches Pompes zu ersetzen strebte, was ihm an Macht gebrach. So ward seine Regierung ein fortwährendes Puppenspiel mit den Ansprüchen der Größe, denen weder seine Verhältnisse noch sein Character gewachsen waren. Kleinliche Eitelkeit beherrschte ihn auch in seinem Hause; und gepriesene Geister um sich zu versammeln, trieb ihn nicht so sehr die Würdigung ihres Werthes, als der Wunsch, durch ihre Huldigungen den Neid seiner Nebenbuhler zu erregen und in der Geschichte den Namen eines Musageten zu hinterlassen. So lehrt uns Alphons von Este die Ueberlieferung kennen, und sein Betragen gegen Tasso bestätigt dieses strenge Urtheil. Einen anderen Standpunct mußte der Dichter nehmen, welcher die zarten und bedenklichen Verwickelungen, in die sich das glühende im Aether der Ideenwelt verwöhnte Dichtergefühl gegen die kühlen aber nothwendigen Formen auch einer edlen Wirklichkeit bringt, zu veranschaulichen sich ausgab: er durfte den Herzog, der Wahrheit gemäß, als einen selbstbewußten auf seinen Ruhm eifersüchtigen Herrn, als kalten Weltmann, der eher gegen das Herz, als gegen die Sitte fehlt, vor unsre Augen führen, aber nicht ihn erniedrigen; was die ganze Wirkung, ja die Fundamente seines Stückes erschüttert hätte, und durch eine vollkommen der Historie getreue Characteristik geschehen wäre.

Am 31. October 1565 langte Tasso zu Ferrara an und traf Alles in der buntesten Bewegung zum Empfange der Erzherzogin, die man, als eine Tochter Kaiser Ferdinands I. und Schwester des regierenden Kaisers Maximilian II., mit königlichem Pompe einzuholen sich beeiferte. Denn Alphonso sah diese Verbindung als ein außerordentliches Glück und als die Krönung seiner ehrgeizigsten Wünsche an. Der Cardinal hatte unter solchem Getümmel kaum Zeit, seinen neuen Ehrencavalier zu empfangen und begnügte sich, für dessen Unterkunft und Verpflegung im fürstlichen Pallaste zu sorgen, so wie er ihm mit Liberalität eröffnete, daß es nicht für ihn auf lästige Dienstleistungen abgesehen sey, sondern daß er über seine Muse mit vollkommener Freiheit schalten könne. Den 1. December traf die Königin, denn so ward sie diplomatisch benannt, eingeholt von Alphonso und von Donna Lucrezia von Este, dessen älterer Schwester (denn die jüngere, Leonora, ward während dieser ganzen Festlichkeiten durch Kränklichkeit an das Lager gefesselt) zu Wasser unter einem Gefolge der prächtigsten Barken auf der Insel und dem Schlosse von Belvedere bei Ferrara ein, wo ihre Schwester Eleonora von Oesterreich, Herzogin von Mantua, und ein glänzender Flor von Ferrarischen und anderen Damen, so wie die Gesandten von Polen, von Venedig, von Florenz, von Urbino und von Lucca sie begrüßten. Des andern Tages hielt sie ihren Einzug zu Ferrara, begleitet von dem päbstlichen Legaten, Cardinal Ferrerio; das Gepränge dieses Aufzuges war unermeßlich. Am 5. December sodann, nachdem die Fürstin von den Feierlichkeiten des Empfanges ausgeruht, begannen die Ehrenfeste zur Verherrlichung ihres Beilagers mit einem Turnier, bei dem allein hundert Ferrarische Herren in die Schranken traten. Hierauf folgten sich Bälle, Concerte, Festgelage bis zum eilften, an welchem auf einem eigens errichteten prachtvollen Amphitheater ein ritterliches Carroussel, der Triumph der Liebe, statt fand. Die weiteren noch auf lange hinaus berechneten Festlichkeiten wurden durch die eine Stunde nach Beendigung dieses Carroussels eingetroffene Nachricht von dem Tode Pabst Pius des Vierten unterbrochen. Für Tasso's sinnig stillen Geist bedurfte es dieser Beschwichtigung; denn dieses betäubende schimmerreiche Getümmel ließ ihn recht empfinden, wie einsam er jetzt in der Welt stand, wie ja nichts einem zur Betrachtung hingeneigten Gemüthe wehmüthigere Empfindungen einflößt, als das Gefühl allein zu seyn in Momenten, die für Viele bedeutend, geräuschvoll und anregend sind. Es traf sich wünschenswerth für ihn,

daß der Cardinal, den seine Geschäfte im Conclave zur neuen Pabstwahl nach Rom riefen, ihn in Ferrara zurückließ. Denn während dieser ruhigeren Tage gelang es ihm, sich die Gunst der Donna Lucrezia zu erwerben, welche ihn ihrer Schwester Leonore vorstellte. Beide Prinzessinnen waren schön, von edelem und einnehmendem Wesen, lebhaftes Geistes, von ausgezeichneter Bildung und Kenntnissen, bezaubernder Feinheit und Anmuth in ihrem Betragen, welches eben so sehr zu unbefangener Zutraulichkeit einzuladen, als unehrerbietige Dreustigkeit in Schranken zu halten geeignet war. Die erste Jugend ihrer Jahre wohl war vorüber; denn Lucrezia hatte das ein und dreißigste zurückgelegt, und Leonora war nu um Ein Jahr jünger: aber es hatte dieß weder ihren Reizen, noch ihrer Liebenswürdigkeit Eintrag gethan. Beide hatten nach Sitte jener Zeit eine wissenschaftliche Erziehung genossen; *) sie glühten von Begeisterung für die schönen Künste, insbesondere für Musik und Poesie. Lucrezia, von Natur lebhaft und zur Fröhlichkeit geneigt, flößte dem schüchternen Torquato bald die Sicherheit ein, mit welcher sich im Hofleben zu bewegen so nothwendig als schwer ist. Ihm gab der Adel seines Genius und ein stiller Kern angeborenes, wahrhaft ritterlichen Muthes den natürlichen Tact, welcher hiebei erforderlich ist; die Ausbildung empfingen diese Gaben in der schönen Schule der Frauen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ihre Mutter war die früher erwähnte Herzogin, Renata, Tochter König Ludwigs XII. von Frankreich; ihr Vater Herzog Hercules II. von Este. Zwischen den Aeltern bestand großer Zwiespalt, weil die Mutter sich durch Calvin persönlich für die Reformation hatte gewinnen lassen. Die älteste Schwester, Anna, war erst an den Herzog von Guise, dann an den von Nemours verheirathet.

Fündlinge

von Friedrich Haug.

Palaprat (geb. 1650 † 1721) schlug seinen betrunknen Diener. Herzog von Vendome trat zur Thür herein, hielt ihn ab, und rügte sein Benehmen. „Ach, Monseigneur!" versetzte der Dichter: „Sie wissen nicht, daß ich von diesem einzigen Domestiken eben so schlecht bedient werde, als Sie von dreißig.

Die Gräfin Murat (geb. Castelnau) sang nicht uneben:

Undank ist's, Gefälligkeiten
Treuer Freundschaft nicht verbreiten;
Undank, wenn die Gunst der Liebe
Nicht der Welt verschwiegen bliebe!

Der Dramatiker Campistron (geb. zu Toulouse 1656, † 1723) ärgerte sich über zwei Sänftenträger, die ihn wegen seines Körperumfanges und der Entlegenheit seiner Wohnung nicht tragen wollten, daß er am Schlage starb. — Von seinem Trauerspiele: „Juba" weiß man nur noch die zwei schönen Zeilen:

Tu verras que Caton, loin de nous secourir,
Toujours fier, toujours dur, ne saura que mourir.

Viel wahres enthält die französische Gnome:
Der Geist kann reizen, die Schönheit verführen;
Das Herz allein weiß zu rühren.

Schubart, (Ludwig) der Sohn, schrieb an den König Friedrich von Wirtemberg, welches Stück von Shakspeare für die Aufführung von dem königlichen Hofschauspiel-Personal er übersetzen solle? Die Antwort stehe hier: „Da bei der so großen Verschiedenheit zwischen den jetzigen Zeiten und den Zeiten Shakspeare's, dessen Stücke großer Veränderungen bedürfen, um für das Publikum des gegenwärtigen Zeitalters mit Erfolg benützt werden zu können; so muß es um so schwerer seyn, unter denselben eine Auswahl zu treffen. Seine königl. Majestät wollen daher diese ganz dem Autor überlassen. Decretum, Stuttgart den 16. Decbr. 1806."

In eines Notar Götz Stammbuche, (Hohstätt 1619) das er Philothesium seu Lararium Philias betitelte, steht von der Hand Philipps Adam von Kreutth:

Ich bin, der ich bin.
Klein ist mein Gewinn,
Klein ist mein Guett,
Doch fröhlich mein Mueht.
Der Teufel hohle den,
Der mich verachten thut.

Ferner schrieben: Jägermeister Wilhelm Ludwig von Heeldenthal:

1638. Ut luna, sic fortuna.

Der Pfalz-Neuburgische Truchseß Philipp Heinrich à Reschlin:

Wo nicht sind Creutz und Schmerzen
Da geht kein Gebet von Herzen.
Wer aber seufzen und beten kann,
Der ist noch kein verlassner Mann.

Ein M. Dizinger:

Drei Schritte vom Leib, wenn du geistlich bist!

Und N. N. setzte bei:

Daß Mensch und Vieh nicht beisammen ist.

Präceptor Stromayer zu Niederstozingen:

Leiden und meiden ist mein Orden;
Aergeres ist oft besser worden.

Ein Ungenannter:

Praesentia cura! Mitte futura!

Der Kammerbote von Speyer:

Gott gibt mehr in Einem Tag,
Als ein Königreich vermag.
Jedennoch bleibt er ein reicher Gott:
Je mehr er gibt, je mehr er hat.

Sinnig ist der Pentameter über Gott:

Solus ubique patet, solus ubique latet.
Gott allein ist überall und nirgend sichtbar.

Panard sagt mit Recht:

Hegt Ehrfurcht, Kritiker! vor Boileau's Namen:
Denn unnachahmlich weiß er nachzuahmen.

Francois-Matthieu Chatelet de Beauchateau (der Sohn eines Schauspielers, geb. 1645) dichtete schon im neunten Jahre so gefällig, daß er bereits im zwölften Jahr eine Sammlung unter dem Titel: „La lyre du jeune Apollon ou la Muse naissante du petit de Beauchateau" herausgab. Voran stunden Lobeserhebungen beinah in allen todten und lebenden Sprachen von den berühmtesten Schriftstellern seiner Zeit. Sie stellten ihn, gleichsam in die Wette, als ein Wunder auf. — Und starb dies ingenium praecox auch vor der Zeit? — Man weiß nichts. Er folgte seinem Freunde nach Persien, und man konnte nichts Näheres weder von seinem Leben, noch von seinem Tod erfahren.

Brebeuf sagt von Beauchateau, diesem frühreifen Dichtgenie: „Sein Verstand habe sich zugleich mit seinen Augen eröffnet, und seine Bonne hätte ihn den Helicon hinauf tragen müssen."

Voltaire's Haß gegen Jean Baptiste Rousseau ging so weit, daß er einst in einer Gesellschaft sagte: Wissen Sie denn nicht, daß sein Vater ein Seiler ist? — „Nein! sagte ein Verehrer dieses Dichters; ich glaubte, er wär' ein Sohn des Pindar oder Horaz.

Als man dem Dichter Houdart de La Motte einige Kakophonien in seinen Gedichten vorwarf, sagte er: „Die Poeten sind keine Flöten."

Der Minister Graf Argenson sagte zu Bignon, als dieser die Bibliothekarstelle erhielt, die eine Art erblicher Würde in der Familie geworden war: „Vetter, da haben Sie nun eine schöne Gelegenheit, lesen zu lernen."

Friedrich der Große schrieb an d'Alembert: Ich habe den Abbe Raynal gesehen. Als ich ihn mit solcher Bestimmtheit von der Macht, den Hülfsquellen und dem Vermögen aller Völker der Erdkugel sprechen hörte, glaubte ich, mit der Vorsehung selbst zu plaudern. Ich habe mich wohl in Acht genommen, auch nur das Unbedeutendste seiner Rechenexempel zu bezweifeln; denn ich merkte bald, daß er darüber nicht Spaß versteht und mir auch nicht einen Thaler erlassen würde.

Die Gräfin von Bußy hatte der Königin Marie Antoinette bei ihrer ersten Schwangerschaft einen Dauphin prophezeit; die Voraussagung ging nicht in Erfüllung und die Königin ließ der jungen und liebenswürdigen Fee Vorwürfe darüber machen. Diese entschuldigte sich in folgenden Versen:

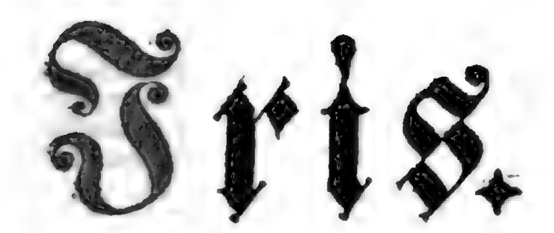
Mit Recht belächelst Du die Fee, die Dich belog;
Erlaube mir jedoch, daß ich den Mißgriff deute:
Als ich des Schicksals Buch zu Rathe zog,
Ergriff ich, statt des ersten Blatts, das zweite.

Aus der Naturaliensammlung zu Göttingen war einst eine Stufe beträchtliches Werthes entwendet worden. Sie hatte in einem eigenen Kästchen aufbewahrt gelegen. Professor N., Aufseher des Kabinets, erhielt deshalb einen starken Verweis von der Regierung.— Derselbe äußerte bald darauf in Kästners Anwesenheit, daß er nun nicht wisse, wozu er den ledigen Kasten gebrauchen solle. J, sagte Kästner, ich rathe Ihnen, die große Nase hineinzulegen, die Sie bekommen haben.

Hr. v. Noailles beklagte sich einst bitter beim Cardinal Du Bois, daß der Regent, Herzog von Orleans, ihm gesagt habe: er solle sich zum Teufel scheren! — Was soll ich nun thun? fragte er dabei recht ängstlich. — Nichts, versetzte Du Bois, gar nichts, als — gehorchen.

Christine von Schweden stand einst zu Rom entzückt vor einer marmornen Bildsäule der Wahrheit. Ein schöngeistiger Cardinal näherte sich ihr lächelnd mit dem Geständniß: „Ich bewundre mehr noch eine Fürstin welche — was bei gekrönten Häuptern so selten ist — die Wahrheit liebt." — „Aber es sind auch nicht alle Wahrheiten von Marmor." — erwiederte die Königin.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 60. Sonntag, 25. März 1827.

Menschensinn.

Des Menschen Auge weint und lacht —
Da glaubt ihr's zu verstehn;
Doch seht ihr auch im tiefen Schacht
Des Herzens Hammer gehn?

Was drinnen waltet in der Brust
Von Neigung oder Haß,
Und wie sich gatten Schmerz und Lust,
Zeigt kein geschliffnes Glas.

Was sich im innern Spiegel malt,
Wie sich die Farbe bricht
Und in der Seele wiederstrahlt,
Das lehrt die Schule nicht.

Die Welt ist Bild im Auge nur,
Man sieht doch, wie man kann;
Der Ton, die Sprache der Natur,
Spricht jeden anders an.

Was kann ich denn für Aug' und Ohr?
Wie beide nehmen wahr,
So schwebt das Bild den Sinnen vor
Und stellt sich täglich dar.

Die Winde wehn, die Wolken ziehn,
Die Welle rauscht dahin;
Wie Wolke, Wind und Welle fliehn,
Bewegt sich Menschensinn.

Polemische Literatur.

Bei Sauerländer in Frankfurt ist das erste Heft einer neuen Zeitschrift für evangelisches Christenthum erschienen. Der Protestant, herausgegeben von Hrn. Pfarrer Dr. Friedrich, tritt in die Reihe periodischer Mittheilungen, ankündigend den Doppelzweck, die Gebildeten zu erbauen und geschichtlich zu belehren. Diese Vereinigung ist allerdings erreichbar in dem Sinne, daß eine echte geschichtliche Belehrung in Religionssachen immer auch zugleich erbaut, so bald man sich entschließen kann, abzusehen von den Verunstaltungen der Geschichte, wie Leidenschaft und Geistesbeschränktheit sie verschuldet, eine Abstraction, die ihre Schwierigkeit hat und kaum mit gründlicher Belehrung bestehen kann, ohne die aber die Erbauung meist wegfallen dürfte, da grade in den Streit über die Mysterien der Glaubenslehren so viel Partheisäure sich gemischt hat, daß man auch bei dem besonnensten und für die Schwächen der Menschheit nachsichtvollsten Forschen nach Wahrheit selten einen ungetrübten Eindruck mit fortnimmt. Sollte inzwischen jene Zusammenstellung von Erbauung und Belehrung so gemeint sein, daß der Protestant seine Leser theils geistig anregen, theils historisch aufklären, und jeden dieser Zwecke auf besondern Wegen erreichen will, — und so scheint es uns nach dem Inhalt des ersten Hefts — so ist dagegen nichts einzuwenden, es wäre denn, daß man, bei so vielen schon vorhandenen ausschließlich der Erbauung gewidmeten Schriften, diesen Theil der ausgesprochenen Tendenz weniger im Zeitbedürfniß begründet ansehen könne.

Prüft man unbefangen, was wohl in unsern Tagen, die seit der Reformation durch so manche Phasen gegangene Polemik zwischen den verschiedenen christlichen Con-

fessionen neuerdings entflammt hat, so findet sich wohl ein Hauptgrund in dem unverständiger oder hämischer Weise den protestantischen Doctrinen gemachten Vorwurf, als begünstigten sie den revolutionären Geist des Jahrhunderts. Es kam hinzu das an so vielen Orten theils gelungene, theils versuchte Wiederaufwecken eines Ordens, der ursprünglich zur Bekämpfung des Protestantismus gestiftet worden und zwei volle Jahrhunderte durch so tief in alle Fugen der Staats- und Kirchenverfassung eingegriffen hatte, daß in beiden Richtungen alles Bedeutende nach seinen Absichten durchgeführt, durch seine Hülfe oder seinen Widerstand gelenkt wurde. So zeigte sich bald, was Plank im Jahr 1809 vorausverkündet hatte. Ein erneutes Treiben auf Wiedervereinigung der protestantischen mit der katholischen Kirche entstand und bereitete großes Unheil. Durch die heilende Wirkung der Zeit, die allmählig fortschreitende Aufklärung und das System der politischen Toleranz war es zu Anfang des 19ten Jahrhunderts dahin gekommen, daß der gegenseitige Sektenhaß einen großen Theil seiner Schärfe verloren hatte. In den letzten zehn Jahren aber ist durch Reibungen mancher Art die alte schlecht geheilte Wunde wieder aufgebrochen. Alles was Bossuet, den Geist freier Prüfung verwechselnd mit der Zanksucht, wie sie wohl auch in öcumenischen Concilien geherrscht hat, gegen den Protestantismus vorgebracht hatte, ward wieder aufgewärmt und nicht immer in dem gehaltenen Ton, dem der geniale Bischof von Meaux selten untreu wurde. Die Erbitterung wuchs mit der Ueberzeugung, daß die Gegner in der Wahl ihrer Waffen nicht allzu gewissenhaft seyen. Man erkannte, der Moment der Nothwehr sei gekommen. „Der Protestantismus — sagt Paulus (Heidelb. Jahrb. Nov. 1826) — schien ein harter Kiesel. Aber er enthält Funken unwiderlegbarer Ueberzeugung: vielfach angeschlagen giebt er sie nun wieder hervor, reiner leuchtend als in dem früheren parteiischeren Polemisiren. Nur Licht sollen diese Funken geben, nicht zünden wollen sie. Aber hell machen und erwärmen dazu, wo irgend Herzen zu erwärmen sind."

Die Herausgabe der neuen Zeitschrift: der Protestant — fände in Vorstehendem zureichende Entschuldigung, wenn es einer bedürfte in unsern hochgepriesenen Tagen, wo der gesunde Menschenverstand die Diogeneslaterne so nöthig hat. Was der Generalsuperintendent Bretschneider in seinem: „Heinrich und Antonio" sagt: „Schweigen zu rechter Zeit ist löblich, zur Unzeit thöricht; doch schweigen, wo die Pflicht zu reden gebietet, ist gewissenlos" erklärt und rechtfertigt jedes ernste Bemühen für die Sache der erkannten Wahrheit, wobei nur zu wünschen bleibt, daß allenthalben das Persönliche ausgeschieden werde und der polemische Ton die ethischen Schranken nirgends durchbreche. In dieser Beziehung läßt sich nicht genugsam die Weise empfehlen, womit der neuste Geschichtschreiber der Reformation (K. A. Menzel) einem Gegenstand, der erschöpft schien, mit ungemeiner Kunst eine Seite abgewonnen hat, die ihm Gelegenheit gab, die großen Eigenschaften Luthers in's rechte Licht zu stellen, ohne dabei zu verhehlen, wie der kühne Reformator sich auch mitunter (besonders im Feststecken neuer Begränzung) zu weit hat hinreißen lassen, vergessend, daß, wenn der kirchlichen Gemeinschaft irrige Richtungen in der Lehre zum Vorwurf gemacht worden waren, die Beschaffenheit des menschlichen Geistes in seiner Vereinzelung wenig geeignet scheint, diese Gefahr zu verhüten, oder der gefundenen Erkenntniß untrügliche Gewißheit zu verbürgen.

(Schluß folgt.)

Zweisilbige Charade.

Die erste ist ein musikalisch Zeichen,
Das hier sich nur auf Italienisch nennt.
Doch doppelt wird sie meinem Herzen eigen,
Das stets für sie in reiner Flamme brennt.
Die zweite, die Natur so wunderbar geschmücket,
Scheint ganz gemacht zu Florens Blumensitz.
Wie oft war Zeuge sie von dem, was mich beglücket,
Gieng Sie zur Seite mir bei Scherz und geist'gem Witz.
Mein Ganzes ist ein wohlbekanntes Schreien,
Deß' Schöpferin oft falschen Weibern gleicht.
Wer sie besitzt — muß lieber gar nicht freien,
Als solchen Schritt sein Lebelang bereuen —
Erräth die Sängerin des Ganzen leicht.

Zweisilbige Charade.

Willst herrlich du vollbringen,
Was deine Phantasie auf jugendlichen Schwingen
Dir Edles vor die Seele stellt —
So wünsch' ich dir ersten Muth und Stärke,
Denn beides nur vereint, erzeuget große Werke.
Und ist's vollbracht, dann lohne, kühner Held!
Dir Amors süße Zauberwelt;
Und unter traulich stillem Kosen,
Genieße meiner Zweiten Rosen.
Mein Ganzes ist die Geißel jeder That,
Die, weil sie selbst ein rein Gewissen hat,
Stets ungenirt nur nach dem Bessern trachtet,
Und kühne Lästermäuler stolz verachtet.
Es macht dich frech in Aller Augen klein,
Ist auch die Seele noch so fleckenrein.

Auflösung der Charade in Nr. 55.
Schlagbaum.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Samstag den 17. März. Welche ist die Braut, Lustsp. von Johanna von Weißenthurn. Frau von Weißenthurn beobachtet scharf und zeichnet die Nichtswürdigkeiten, Absurditäten und Miseren der sogenannten höheren Zirkel nach dem Leben. Wem ist nicht da oder dort eine Baronin Wendheim, ein Herr von Blümlein begegnet? Die Scenen, besonders in denen der unwürdige, lächerliche Verkehr solcher vornehmen Leute zur Schau gestellt wird, gewähren durch schlagende Ironie eine sehr heitere Unterhaltung. Dahingegen sind die sentimentalen Scenen, bei denen die Verfasserin mit sichtbarer Vorliebe nur zu gern verweilt, wahre Dämpfer der Lust und ihre Tugendheldinnen sind bis zum Widrigen weichlich; sie haben in dem Kampf mit der Schlechtigkeit keine anderen Waffen als — Thränen. Das Stück wurde übrigens brav gegeben. Die besten Kräfte unserer Bühne wirkten allzumal darin mit unverkennbarem Wohlgefallen. Nur die Theescene fanden wir im Ganzen mangelhaft; ihr fehlte die Frische, das Bewegliche, um sie als wahr anzuerkennen. Hauptsächlich entfernte sie sich von der Natur, durch die Eile, womit ein Theil der Damen die Conversation führte. Man bemerkte dabei zu deutlich das Eingelernte. Die Declamationsversuche der Baronin Dörer (Mad. Dobler) und der Fräulein Grünberg (Dem. Gutmann) waren gut gedacht, um der Verspottung unrettbar anheim zu fallen und somit darzuthun, daß beide Damen eine vergebliche Buhlschaft mit den Künsten treiben. Eine der Hauptrollen, die Baronin Wendheim, wurde von Mad. Ellmenreich trefflich durchgeführt. Einen so geistlosen Character mit solcher Wahrheit darzustellen, dazu wird Geist erfordert! Nach ihr nennen wir zuerst Hrn. Weidner, der den schmarotzenden, um des Nutzens willen dienstfertigen Selbstling, von Blümlein, mit köstlicher Laune spielte. Marie wurde von Dem. Lindner dargestellt. Der Name bürgt für den Werth der Leistung. Wäre nur die Rolle selbst etwas weniger reich an Seufzern und Thränen! Das war es, was uns während der Vorstellung mehr denn einmal den Wunsch abnöthigte, Dem. Lindner möge sich über die Dichterin erheben und mindestens in den Ton der Rede die Selbstständigkeit legen, die einem guten Bewußtseyn niemals mangelt. Den biedern, gradgesinnten Advocat Wolf repräsentirte Hr. Otto, dessen Persönlichkeit in solchen Characteren sehr günstig einwirkt. Selbst durch seine Sarkasmen schimmerte die Bonhommie, die dem Manne eigen ist. Die beiden jungen Männer Waldberg und von Grünau sind von der Dichterin am vortheilhaftesten ausgestattet und ihre Darstellung war für die Hrn. Fehringer und Rottmayer eine leichte Aufgabe. Nina und Emy, die beiden Töchter der Baronin Wendheim, wurden von Dem. Eßer und Dem. Urspruch gegeben. Beide wetteiferten in Herzlichkeit des Ausdrucks und in — Einfalt. Es ist die Sünde der Dichterin, daß sie beide Mädchen bei so viel Herz und gesundem Sinn in Einfalt befangen hält. Wer mag es glauben, daß in dem Hause einer Baronin Wendheim soviel Unbekanntschaft mit der Welt und dem Leben wohnt!? —

Sonntag den 18. Faust, romantische Oper in zwei Abtheilungen von Spohr. Mit besonderem Vergnügen hörten wir heute dieses Meisterwerk des trefflichen Spohr, welches im Ganzen würdig dargestellt wurde. Uns beziehend auf die Beurtheilung in Nr. 35 der Iris, beschränken wir uns heute auf wenige Bemerkungen, die im Resultat darauf hinausgehen, daß die heutige Vorstellung vorzüglicher war, als die am 13. Februar. Hr. Rieser (Hugo) sang mit Kraft und Gefühl; er entzückte besonders durch den schönen Vortrag der Arie mit Chor: Beflügle den Lauf, zögernde Sonne. Eben so sang Dem. Hauß (Kunigunde) ausgezeichnet brav. Dem. Roisten d. Aeltere (Röschen) trug die Arie im zweiten Akte: Dürft' ich mich nennen sein eigen, recht gut vor; im Duette mit Faust im ersten Akte dagegen war sie unsicher und befriedigte keineswegs. Die Scenerie empfehlen wir immer noch zu einiger Verbesserung. Wer wie Faust sich den Teufel ergeben hat, und so reichlich Geld spendet, der macht wohl auch Anspruch auf elegantere Umgebungen. Aber unsers Fausts Teufel scheint ein armer Teufel, der nicht einmal seinen Herrn anständige Kleider schafft; bei der Brockenscene glaubt man sich in einen Bivouak von Rothmänteln versetzt, bis man durch die zarten weiblichen Stimmen enttäuscht wird. Wahrscheinlich dürfen wir bei der Vorstellung des Oberon — der ja ein guter Geist ist und was aufgehen lassen kann — desto größere Pracht uns versprechen. Die Hoffnung wird doch erlaubt sein, daß auch uns bald ein Genuß zu Theil werde, den die Leipziger schon so lange haben und der den Berlinern in diesem Augenblick vorbereitet wird?

Dienstag den 20. Der Sammtrock, Lustsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Des Königs Befehl, Lustsp. in 4 Abthl. von Carl Töpfer. Das Vorspiel ist eine der interessanteren Bagatellen aus dem reichen Vorrath Kotzebuescher Lustspiele; eine Scene der Eifersucht, welche, wie in gleichen Fällen immer bei Kotzebue, sich mit der Beschämung des Mannes endigt. Hr. Ludewig (Mag. Kranz) traf den Ton nicht, in dem dieß leichte Spiel gehalten werden will; er war gleich von Anfang viel zu ernst, wodurch die mehr scherzhafte Handlung sehr gedrückt wurde. Hr. Otto, der früher die Rolle spielte, hatte sie bei Weitem richtiger gefaßt; er veredelte sie durch die heiterste Laune; seine Repliken bei den Vorwürfen der Frau waren nicht verletzend, es waren nur Vertheidigungsversuche, deren Härte der Ton, womit sie gesagt w[illegible]rden, milderte. Selbst bei der Entdeckung des fatalen [illegible]illets*) an den Grafen

*) Hr. Ludewig beging einen großen Fehler, indem er dieß Billet unversiegelt zur Bestellung an den Grafen dem Diener gab.

Lunger (Hr. Kirchner) entschwand der Humor des Hrn. Otto nicht gänzlich; es hält ihn ja die horazische Lebensweisheit aufrecht und läßt ihm Besonnenheit genug, aus dem schlimmsten Falle Nutzen für den Freund zu ziehen. — Besonderes Lob verdient die Leistung der Mad. Schultze (die Frau des Magisters). Auch Hr. Kirchner (Graf Lunger) stand an der rechten Stelle.

Mittwoch d. 21. Jessonda, Oper in 3 Abthl. Musik von Spohr. Die Musik dieser Oper ist keine von jenen brillanten Compositionen, welche die Menge anziehen; man wird damit nicht sogleich vertraut, höchstens nur mit den Stellen, die uns aus andern Werken des Tonsetzers in abweichender Modulation schon bekannt sind. Indessen hat doch auch diese Oper ihre eigenthümlichen Schönheiten, die uns bei wiederholter Betrachtung stets freundlicher ansprechen. — Die heutige Ausführung verdient in jeder Hinsicht Lob. Dem. Hauß (Jessonda) sang ausgezeichnet gut; vornemlich die Arie im dritten Act. Mad. Brauer (Amazilli) trug ihre Parthie gefühlvoll vor; doch war in dem Schlußterzette des ersten Actes ihre Stimme nicht hoch genug. Hr. Dobler (Dandau) hob seine Rolle durch ernste Würde in Spiel und Gesang; ganz vorzüglich kräftig sang er aber die Arie mit Männerchor im ersten Acte. Hr. Rieser (Nadori) bewies die gewöhnliche Präcision. Von besonderer Wirkung war seine Stimme in dem Duett mit Amazilli im zweiten Acte, welches Tonstück durch die herrliche Zusammenwirkung beider Künstler den lebhaftesten Beifall erhielt. Hr. Hauser (Tristan d'Acunha.) Je öfter wir Hrn. Hauser hören, desto mehr danken wir es der Einsicht unserer Theaterdirection, daß sie den wackern Künstler unserer Oper zu gewinnen wußte. Seine heutige Leistung war in jeder Hinsicht vorzüglich zu nennen, und ganz besonders hob sein tiefempfundener Vortrag die schöne Arie des zweiten Actes. In solcher Vollendung hörten wir sie nie. Hr. Tourny (Pedro Lopes) zeigte uns, daß er als zweiter Tenorist an seinem Platze steht. Er sang recht gut, besonders im Recitative des dritten Actes. Solche Parthien kann Hr. Tourny singen; ist es seine Schuld, wenn ihm Sachen zugemuthet werden, die dem ersten Tenoristen zukommen? Die Bemühungen der beiden Bajaderen (Dem. Erdmann und Micolini d. J.) verdienen Anerkennung; was jedoch die Stimme der Dem. Micolini in der Tiefe zu dick ist, ist die der Dem. Erdmann zu dünn; zusammengeschmolzen würde es vielleicht eine gute Stimme geben. Da aber beide Stimmen nicht zusammenpaßten, so blieb der Gesang verfehlt. Die Chöre wollten uns heute nicht recht zusagen. — Eine rühmliche Erwähnung verdienen die Quadrillen und sonstigen Tänze, welche die Soldaten-Chöre gehend ausgeführt hatten.] Sie entwickelten sich auf die künstlichste und anmuthigste Weise. Bald stellten sie einen Fächer vor, bald einen Zirkel, bald ein Lineal, bald ein Schneckenhäuschen, bald eine Windmühle. Wehe dem Feind, der zwischen die Flügel dieser letztern gerathe; er mag sehen wie er sich heraushelfe. — So sagt unser Börne in seiner Critik über die Frankfurter Volksbühne im July 1818. Ist es im März 1827 anders geworden?—

Donnerstag den 22. Verlegenheit und List, Lustsp. in 3 Abthl. Hierauf: Adrian van Ostade, Oper in 1 Aufz., Musik von Weigl. Sowohl das sehr heitere Lustspiel, als auch die kleine idyllische Oper verdienten wohl die Wiederaufnahme in das Repertoir unserer Bühne. Die Vorstellung der Oper war nicht ganz gelungen zu nennen. Hr. Hauser (Adrian van Ostade) sang seine Parthie gut, in seinem Spiele wußte er sich aber in den von ihm darzustellenden Charakter nicht recht zu finden. Adrian ist zwar Schwärmer, doch ist er auch fröhlicher Lebemann und ein leichter Sinn ist in ihm vorherrschend. Wir glauben, daß es Hrn. Hauser leicht werden wird bei einer Wiederholung der Oper seinem Spiele mehr Wahrheit zu geben. Die von ihm eingelegte Arie (wie wir hörten, ist sie von Spohr) trug Hr. Hauser meisterhaft vor. Hr. Toussaint (Doctor Cajus) befriedigte. Mad. Brauer (Marie) spielte vorzüglich brav, war aber heute nicht bei Stimme. Hr. Hassel (Paul). So gut Hr. Hassel diese Rolle gab, so erreichte er doch seine Vorgänger nicht; namentlich bleibt Haßloch in dieser Parthie uns unvergeßlich. Hr. Hassel müßte von der niederländischen Schule zu sehr begeistert worden seyn; wir überlassen es seinem eignen Gefühle, ob das Mahlen eines Eselskopfes statt eines Portraites ihm nöthig ist um das Publikum zu ergötzen. — Außer diesen auf dem Zettel genannten Personen werden wir auch noch durch Chöre erfreut. Ein Fall der Aufbewahrung werth — mehr geleistet als versprochen. Auch hatten wir Gelegenheit unsere geographischen Kenntnisse zu erweitern. Wir erinnern uns gar wohl aus den Schuljahren, daß damals die Niederlande ein flaches Land ohne Berge waren, und doch ist die Gegend, in welcher Adrian van Ostade wohnt, mit Bergen umgeben. Daß der Dichter selbst noch zu den Altgläubigen gehörte, beweißt der Rechtsgelehrte Cajus, der sich selbst gegen Adrian, als dieser die Schönheit seines Wohnsitzes preißt, äußert, daß er die flache Landschaft nicht leiden könne.

Theater-Anzeige.

Montag den 26. März. (Zum Erstenmale) Agnese, Oper.

Dienstag den 27. Der Oberrock, Lustsp. Hierauf: Die Lotterielisten, Lustsp. Zum Beschluß: Die Mäntel, Lustsp.

Mittwoch den 28. Gleiches mit Gleichem, Lstsp.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 61. Dienstag, 27. März 1827.

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

Einen tiefen Eindruck machte auf Torquato die Prinzessin Leonora, die, noch angegriffen und blaß von ihrer Krankheit, in ihrem Wesen und durch die Stimmung des Leidens voll Sanftmuth, dem zartfühlenden und der Mittheilung bedürftigen Dichter ein ganz besonders theilnehmendes, ja ein verwandtes Gemüth entgegenbrachte. Unstreitig ist es die Anhänglichkeit an sie gewesen, welche Tasso mit so unauflöslichen Banden an Ferrara fesselte, daß er selbst von zweimaliger Flucht dahin zurückzukehren sich gezogen fühlte. Sie vereinte die Eigenschaften, die sich in seiner schwärmerischen Seele sicherlich längst zu dem Ideale der Weiblichkeit zusammengeordnet hatten, Hoheit der Geburt, Anmuth der Gestalt, Feinheit der Bildung, edle Frömmigkeit, und jene zarte Beweglichkeit der Seele, welche die Eigenthümlichkeiten eines hohen Geistes zu errathen, zu verstehen, zu deuten und zu verzeihen weiß, ohne der Schicklichkeit ihre Rechte zu vergeben, und die Freiheit verwildern zu lassen: der große Zauber, durch welchen die Frauen im würdigsten Verstande die Bändigerinnen des trotzigen Löwen, Männersinn, zu werden Geschick haben. Indem Leonora über Tasso diesen Zauber übte, verband sie sein ritterliches Herz ganz eigentlich zu ihrem Dienste, und wir dürften uns nicht wundern, wenn die Gewöhnung einer so anmuthigen Wechselneigung in dem reizbaren jungen Dichter ernsthaftere Empfindungen gegen die Prinzessin hervorgerufen hätte, als es die eisernen Satzungen der Verhältnisse zulassen konnten. Die zarte Vorsicht Tasso's indeß hat bewirkt, daß über diesem Puncte jenes anziehende geschichtliche Dunkel schwebt, welches zärtlichen und sinnvollen Gemüthern erlaubt, am liebsten dasjenige zu glauben, wozu sie das Herz lockt. Er hat sich nie so weit vergessen, daß er die Ehrfurcht, die der Gegenstand seiner Sehnsucht zu fordern berechtigt war, aus dem Auge gesetzt hätte; denn mit Recht wird die Ueberlieferung, welche seine nachherige Ungnade bei dem Herzog einer Verwegenheit gegen die Prinzessin zuschreibt, unter die ärgerlichen Erfindungen verwiesen, durch welche der Leumund Wirkungen an Ursachen zu knüpfen beflissen ist. Daß aber Tasso diese edle Selbstbeherrschung über sich gewonnen, und, wie Petrarka zu seiner Laura, jene ausharrend ohne Hoffnung duldende Begeisterung, auf die man bei so reinen Seelen wohl den oft gemißbrauchten Namen einer Platonischen Liebe anwenden darf, gegen seine Leonora treu behalten, muß ihn das eines so hohen Gegenstandes nicht desto würdiger zeigen? Wie er aber seine Huldigungen theils mit edler Offenheit darbringt, theils in die, einer anderen Leonore, der schönen Gräfin San Vitale dargebrachte Verehrung einzukleiden scheint, giebt dem Studium seiner kleineren Gedichte einen ganz eigenthümlichen Reiz. Daß übrigens Leonora von Este selbst einer unvorsichtigen Annäherung jemals die Hand geboten, ist aus ihrem würdevollen und zur religiösen Andacht mehr als zu weltlicher Lust geneigten Charakter längst sattsam widerlegt worden.

Um nun die Erörterung dieses Streitpunctes abzuschließen, nach welcher wir Tasso's Liebe zu seiner Leonora für ein idealisches Verhältniß halten, das dem Bedürfnisse seiner romantischen Empfindungen auf das lieblichste zusagte und ihn ohne allen sinnlichen Eigennutz glücklich machte, fügen wir ein Actenstück hinzu, das über den Geist jener Liebe einigen Aufschluß zu gewähren geeignet ist. Es ist dies eine Canzone, welche

Tasso in jener ersten Zeit seines Hoflebens zu Ferrara auf Prinzessin Leonorens Wiedergenesung gedichtet hat. Er selber nennt sie die erste von drei Schwestern, an Madam Leonora von Este, seine ganz besondere Gönnerin und Wohlthäterin; die anderen zwei, von denen er sagt, sie seien noch nicht recht gefeilt, sind niemals zum Vorscheine gekommen. Wenn an ihrer Unterdrückung allzu heftige Aeußerungen der Liebe Schuld gewesen, so ist auch hierin des Dichters Bescheidenheit unserer Hochachtung werth. Den Inhalt dieser ersten aber werden die Leser zwar dem Geiste eifriger Huldigung gemäß finden, aber auch zugestehen, daß er sich mit einem blos poetischen Verhältnisse recht gut verträgt, wie denn die für den deutschen Sinn zum Theil zu sehr tändelnde Uebertreibung stets wiederkehrender Concette oder Gedankenspiele an die tausendfache Variation des Einen keuschen Themas in den Petrarchischen Sonetten von selbst erinnert. Wir aber müssen bei diesem Uebersetzungsversuche die Leser angelegentlich um Nachsicht bitten, wenn sie die Musik der italischen Rhythmik und des italischen Wohllautes, die solchen Phantasiespielen erst einigen Reiz giebt, nur allzusehr vermissen werden.

Canzone.

Indessen Schaaren, Holde, dir zum Preise,
Den tausend Blätter feiern, sich bewegen,
Wie um ein Götterbild in Tempelhallen:
Indeß des Rufes Stimmen Alles regen,
Um dich zu schauen, daß dir tausend heiße
Flammen des Ruhms aus treuen Herzen wallen:
O gönn' auch mir ein Lied! Laß dir gefallen
Zu meinem armen Reim herabzusteigen:
Da wohnen, sey dir nicht zu kleine Sache.
Auch unter niedrem Dache
Verehrt man Gott, dem du ja suchst zu gleichen,
Und er nimmt an die schwache
Verherrlichung, wenn man ihm Kerzen zündet,
Obgleich sein Lob die ew'ge Sonne kündet.

Vielleicht, wie oft durch's Leuchten seiner Sphäre
Die Wolken hellt Apoll, und durch den Schleier
Hindurch blinkt mit nicht minder süßem Scheine:
Bricht so durch meine schmucklos dumpfe Feier
Dein edler Nam' hervor in lichter Ehre,
Und giebt dem dunklen Liede sie durch seine!
Strahlt er so blendend doch für sich alleine,
Daß, wenn zum Theil nicht Andrer stumpfe und schwächte
Des Glanzes Flammenregen,
Kein Auge mögt' entgegen
Sich heben ihm, dem's nicht Erblindung brächte.
Drum, daß so reicher Segen
Sich schadlos jedem zum Genuß verstatte,
Laß es geschehn, daß ich ihn so verschatte.

Und zürnen darfst du nicht, siehst du im Bilde
Zum Theile nur sich deine Schön' erheben
Durch meinen Griffel, also dreist zum Wagen.
Denn könnte, wie du bist, dich wiedergeben
Je Einer, in vollkommenem Gebilde:
Wer wäre, der sich so der Furcht entschlagen,
Vor solcher Reize Zauber nicht zu zagen?
Und wer, der dieser Augen Blitze glühen,
Das Lächeln dieser Lippen spielen sehen,
Der Pfeil' und Flammen Wehen,
Die rastlos vor dem Himmelsantlitz sprühen,
Spräch' nicht: es ist geschehen!
Hätt' er zu nahen auch sich unterfangen
Vor Amors Waff' und Fackel sonder Bangen.

Und traun, am ersten Tag, da ich die reine
Heitre der schönen Stirne durft' erblicken,
Und Amorn sehn bewaffnet auf ihr schreiten;
Hätte nicht Ehrfurcht meiner Brust Entzücken
Bezähmt, und Staunen sie verkehrt zu Steine:
Zwiefachen Tod schon sah ich mir bereiten.
Und so noch fühlt' ich mich von allen Seiten
Bedränget mit Geschossen, auch erstarret.
Ja, wer einmal in allzukühnem Streben
Des Schildes sich begeben,
Durch das gedeckt ich ruhig ausgeharret,
Der wird zerfleischet beben
Von deinen Pfeilen, und an deinen Gluthen
Wie Phaëthon verbrannt im Strome bluten.

Denn so, wieweit auch wohl die ird'sche Seele
Der Gottheit Rath erkennen mag und wissen,
Wenn sie sich aufschwingt zu des Lichtes Bronnen,
Scheint es gemäß des Ewigen Beschlüssen,
Daß innrer Schmerz dir deine Reize stehle,
Und solcher Anmuth Beut' ihm nicht entronnen,
Weil, wenn das Feuer der zwo heitren Sonnen
Nicht leiser glüht', und der Carmin sich dämpfte,
Der über Schnee gethront auf deinen Wangen,
Zu Asch' und Staub vergangen
Wär' Alles, und umsonst fürwahr bekämpfte
Die Scheu noch das Verlangen:
Geschehen wär', was Drohung einst geblieben,
Man säh' die Welt in Asch' und Rauch zerstieben.

Wer deßhalb, dich noch schöner ihm zu zeigen
In Reizes Huld, den Himmel will erbitten,
Und ganz die Lieblichkeit zu offenbaren,
Der sieht, bethört, nicht, daß in seinem Bitten
Er nur den Tod begehret zu erreichen;
Wie Semele zum Unheil mußt' erfahren,
Als sie den großen Zeus drängt', in der wahren
Gestalt sich ihr zu nahn, der Erdenhülle
Entkleidet, in der Blitz' und Wetter Schwarme,
Wie Juno ihn umarme:
Doch sie trug nicht so hohes Glanzes Fülle,
Denn es verzehrt die Arme
Der Flammen Macht, und in so schweren Leiden
Kann Juppiter selbst Hülfe nicht bereiten.

Doch wie? Vielleicht zu denken ist's gewähret,
Mag selbst zum Untergang die Gabe taugen,
So sich die Welt erfleht mit inn'gem Hoffen:
Sie werd' am Sonnenlicht der schönen Augen
Neu auferstehn, dem Phönix gleich, verkläret
In junger Lust, von Mängeln unbetroffen,
Da, was ihr anklebt von gemeinen Stoffen,
Sie abgethan, und sich in leichtre Schichten
Gekleidet! Muß ja doch zu höchstem Frommen
Der Schimmer sein entglommen;
Denn nach dem Grund muß sich die Wirkung richten.
Drum sei die Furcht entnommen,
So göttlich Schönes bringe je Verderben,
Zum Leben selbst, kommt es von ihm, wird Sterben.

O mein Gesang, wann wird der Tag erscheinen,
An dem ich diese Flammenblicke wieder,
Die Welt versengend, mächtig sehe sprühen?
Wie Gold in Feuers Glühen
Will drin die Seel' ich läutern, und die Lieder,
Die, jetzt nur dürft'ge Müden,
Mit Leonora's *) Namen sich verschönen,
Sie sollen klingen in den hehrsten Tönen.

*) Im Italienischen ein zierliches Wortspiel mit dem Namen Leonora (le onora, sie ehrt sie, nämlich die Lieder).

Polemische Literatur.

Der Protestant, Zeitschrift für evangelisches Christenthum, herausgegeben von Dr. G. Friederich.

(Schluß)

„Der Einfluß der Reformation auf die Gesammtentwicklung der Menschheit, zunächst der europäischen, dauert fort; selbst das äußere Triebwerk der Leidenschaften und Meinungskämpfe, in welchem die Bewegung der Geister geschah, ist, nach langer Ermattung und nachdem die Nation mehrere Menschenalter hindurch ihre Neigung andern Gegenständen zugewendet hatte, von Neuem in Gang gekommen; religiöse Ideen und kirchliche Verhältnisse sind wieder Angelpuncte des deutschen Lebens geworden. Dieser Gang ist so lebhaft, daß eine trübsinnige Betrachtung desselben leicht zu der Meinung führen könnte, der deutsche Geist habe sich über jenes Triebwerk noch gar nicht erhoben und sey mit dem Urtheil über die Hauptelemente seines Wesens und die zwiefache Form ihrer Erscheinung ganz in die Verstrickung des 16ten Jahrhunderts zurückversunken. Oder ist nicht ein großer Theil der Zeitgenossen hinsichtlich dieses Urtheils eben so befangen in verworrenen Begriffen, in kleinlichen Vorurtheilen, in sächlichen Reibungen und in persönlichen Reizungen? Fehlt den meisten der heutigen Eiferer, welche die Form ihrer Vorstellungsweise mit solcher Entschiedenheit für die alleingültige halten, etwas anderes als der Glaube an die Form, welcher früher diese Befangenheit veredelte? Aber wie zahlreich die Puncte sind, auf welche eine unerfreuliche Beobachtung sich stützen dürfte: dennoch möchte dem Zeitalter wohl unrecht geschehen, wenn dem in ihm waltenden — obwohl nicht im Geräusche des Tages vernehmbaren — Geiste in Beziehung auf die Ideen des Christenthums ein höheres Maas der Erkenntniß und des Lichtes abgesprochen würde. Mitten unter den Kämpfen der Partheiredner gewinnt im Schooße der Partheien Milde der Gesinnung und der Beurtheilung mehr und mehr die Gemüther der Menschen, und dem künstlichen Baue der Gegensätze, den die Begriffsweisheit zu retten sich abmüht, wirkt immer gewaltiger die Idee entgegen, daß der menschliche Geist auf der zeitlichen Stufe seines Daseyns das Wesen der göttlichen Dinge nicht zu erkennen vermag, sondern daß er durch die in der Offenbarung gegebenen Erscheinungsformen derselben nur für eine dereinstige Erkenntniß vorbereitet und dabei an eine höhere gottverwandte Gesinnung und Handlungsweise gewöhnt werden soll."

Diese geistvollen Worte **Menzel's** sollte jede protestantische Polemik um so mehr beachten, als sie von der römisch-catholischen, bei ihrer ausschließenden Tendenz und stolzen Berufung auf den Alleinbesitz traditioneller Schätze, nothwendig angefochten werden müssen, dabei aber in sich eine Evidenz tragen, die bei näherer Ausführung glänzende Strahlen auf den prüfenden Schrift- und Vernunftglauben zu werfen, dabei aber zugleich die Schwächen der jenseitigen Lehranmaßung an's Licht zu ziehen, wohl geeignet seyn dürften.

Wir berühren noch mit Wenigem den Inhalt des ersten Hefts der neuen Zeitschrift, die Beurtheilung desselben, als unserm Forum fremd, andern Blättern überlassend. **Vorwort** und **Ankündigung** verbreiten sich über Zweck und Plan, wie sie zur gemeinnützigen Ausführung des lobenswerthen Unternehmens dem Her-

ausgeber und seinen Freunden angemessen erschienen sind. Es folgt ein Vortrag über die Frage: Wo ist das wahre Christenthum zu finden? *) von dem Hofprediger Dr. Zimmermann; — der Anfang eines commissarischen Synodalberichts über die Grundsätze, nach denen im Großherzogthum Baden ein Volkslehrbuch für die vereinten evangelischen Kirchen bearbeitet werden soll; — die Tagesgeschichte der neuesten kirchlichen Ereignisse; — Andeutungen aus dem Reiche des Höhern vom Grafen v. Bentzel-Sternau; — mehrere Recensionen und Auszüge neuerer auf Kirchenthum bezüglicher Schriften; — Miscellen.

In diesen verschiedenen Abtheilungen findet sich des Anziehenden und Wissenswerthen viel: wir erlauben uns als eine gewiß empfehlende Probe einiges aus den Andeutungen nachstehend mitzutheilen:

Gottes Wort! Du schauest es in der Natur um dich her, du fühlst es in der Natur deines Innern! Das sind die zwei Tafeln des Gesetzes, welche der Allmächtige seiner geistigen Schöpfung auf Erden einband. Seine Propheten, seinen Heiland sandte er dem Geschlechte, als es in Entwicklungskämpfen befangen, und irregeleitet durch selbstsüchtige Vampire des Glaubensbedürfnisses, der Feuersäulen bedurfte durch Wüsten und Nebel. Stumme Verachtung daher jenen unterirdischen Stimmen, welche solche Hülfe des Vaters für pilgernde Kinder mit seiner ewigen und heiligen Gerechtigkeit unverträglich finden, oder vielmehr so nennen. Selbstentwickelung unter Obhut der Vorsehung, das ist der Geist der göttlichen Erziehung einer reich ausgestatteten Wesengattung, die hienieden die erste Stufe ihrer Kultur sucht und gewinnt!

Die Psyche hat ihre angebornen Fittiche, doch nicht jede entfaltet sie mit gleicher Leichtigkeit, und Wohl und Würde der zu Hülfe genommenen Erhebungsmittel bestimmen Werthgrad und Vorzüglichkeit des Strebens, und ergeben die Fortschritte der Menschheit auf der edlen Bahn. Als die Reife des gebildetern Theiles der Welt herantrat, erschien im Namen Gottes sein hehrer Erzieher der Folgewelt. Aus seinem Kleinod formte nun das zur Rastlosigkeit bestimmte Geschlecht der weitern Entfaltungen mehrere: er selbst hatte es so gewollt. Alle sind, soferne redliche Absicht sie herbeiführte, redliche Anwendung sie zur innern Vervollkommnung nützt, in Grundsatz und Streberichtung ehrwürdig. Unvollkommenheit rechnet der erhaben gütige Vater dem reingestimmten Kinde nicht an; aber die Ausartung so köstlicher Gabe und Stimmung lastet mit riesenhafter Verantwortlichkeit auf dem Verderber-Dämon, auf planmäßiger, herrsch- und habsüchtiger Entheiligung des Heiligsten zu schmutzigen Erdenzwecken.

Die kräftigste Dogmatik für den kräftigen Geist (er schwebe nun auf Flügeln des Glückes oder ringe mit der Hyder des geselligen Elends) besteht in dem warmklaren und hellinnigen Ueberzeugungsgefühl: Gottes sey das Wort, welches aus der Urkunde des neuen Bundes Bestättigung ausspricht und Weihe aushaucht über die Aechtheit innerer und äußerer Naturoffenbarung; und Gottes sey der Boden, auf dem wir nach seinem Gesetz wandeln, wie der Himmel, zu welchem unser Geist aus der Erdenhaft aufblickt; und Gottes Wille sey unser einübendes, vorbildendes Leben zwischen Himmel und Erde, zwischen der Stätte des Thuns und Entschlafens, und jener des Wiedererwachens und Fortwirkens; zwischen Asche und Geistern der Vorfahren. Doch ihr predigt stets von der künftigen bessern Welt, und lehrt weder den Menschen besser in dieser wirklichen werden, noch sie als Vorschule benützen. Mit den Fingern zeigt der Pharisäer nach dem Himmel, während seine Hand das Erdengut aufrafft, und seine Faust den gegen ihn Ungläubigen züchtigt. Eine Dogmatik hat der Pharisäism erfunden, welche den gothischen Kirchen gleicht, aus denen sie an seiner Hand ausging: wenig Hochherrliches in zahllosem Schnörkelplunder befangen.

*) Sie wird dahin beantwortet, die wahre Lehre des Christenthums werde nur da gefunden, wo man nicht am Buchstaben hänge, sondern den Geist Jesu aufzufassen suche. Die Befolgung dieser — nicht zum erstenmal empfohlenen — Forschungsmethode kann die Versöhnung der Glaubenspartheien nicht näher führen, da ja grade über den Geist des Buchstabens der Meinungskrieg sich entzündet und die Athleten auf dem Kampfplan, von Leidenschaft erhitzt und irre geleitet, ihn tausendfach verschieden deuten und deuteln, so daß es scheint, (wie auch die Schlußabtheilung des Vortrags zu verstehen gibt) es bleibe als Erkenntnißzeichen des wahren Glaubens nur jenes Alte: „An den Früchten sollt ihr sie erkennen" oder wie es in der Fabel heißt:

——————— der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm.

was inzwischen auch nicht ganz an's Ziel führt, da bekanntlich bei dem Weltlauf und der kranken Beschaffenheit unserer Socialverhältnisse gar viele Leute wenigstens vor den Menschen angenehm und beliebt sind, die keine Ahnung haben von dem echten Christusglauben, wie er edlen Gemüthern einwohnt.

Druckfehler.

In Nr. 59 S. 233, Sp. 2, Z. 5 v. u. ist zu lesen machte, und S. 234, Sp. 2, Z. 22 v. o. Muße.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 62. Mittwoch, 28. März 1827.

Entschluß und Ausrede.

Wie wär's, wenn ich im Januar
Zum lieben Eh'stand schritte?
Denn so begänn' ein neues Jahr
In Lebensform und Sitte.
Doch tief liegt freilich Schnee und Eis,
Die Fensterscheiben frieren weiß,
Das Eh'bett könnt' — erkalten:
Will später Hochzeit halten.

Im Februar weht schon gelind'
Der West durch Flur und Haine,
Es bricht das Eis, der Schnee zerrinnt,
Es keimt das Gras am Raine,
Die Frühlingshoffnung schwellt die Brust
Und macht zum Ehestande Lust —
Doch: Fastnacht und Redouten! —
Ich that zuviel des Guten.

Der März ist mir ein lieber Mann,
Er ist so trocken — heiter,
Fällt auch ein Schneechen dann und wann,
Er schickt es schleunig weiter;
Doch führt ein Widder ihm den Reih'n,
Schaafartig könnt' mein Erstling seyn,
Ich warte noch ein Weilchen
Trotz Gänseblum' und Veilchen.

April und Ehe? Gott bewahr'
Uns vor dem Hopfensieder!
Zwei Stunden ist der Himmel klar,
Dann schneit's und donnert's wieder.
Wer Lärm im Hause haben will,
Der mache Hochzeit im April,
Ich lobe mir die Ruhe —
Und trocken Kopf und Schuhe.

Ganz anders steht es mit dem Mai,
Er ist dem Eh'stand günstig,
Da liebt und paart sich Allerlei,
Das Phlegma selbst wird brünstig.
Im Mai will ich — heurathen? Ei!
Zwillinge herrschen in dem Mai;
Ich fürcht', des Zeichens wegen,
Zu großen Ehesegen.

Puh! wie so warm, Herr Junius,
Ich dampfe wie ein Braten.
Der laß es bleiben, der nicht muß
Heu-machen und heu-rathen.
Der Tag ist gar zu schwül und bang,
Die Nacht kaum eine Spanne lang:
Und doch ist die das Beste
Am ganzen Hochzeitsfeste.

Der Julius — reden macht schon heiß —
Laßt schweigen mich von Hitze;
Die Faulheit — nun, ein jeder weiß,
Wozu die Faulheit nütze.

Faul seyn und freien — schlechter Spaß!
Viel lieber sitzt man bei dem Faß.
Reift Obst nur und Getraide,
Ich warte mit der Freude.

Entsetzlich heiß, mein Herr August!
Schon recht, mach' er sein Stückchen,
Koch' er die Trauben, unsre Lust,
Wir lieben gute Schlückchen.
Vollährig prangt der Aerndtekranz,
Die Schüler haben Hitzvacanz,
Die Sonne steht im Hunde:
Vacanz dem Ehebunde!

September ist ein braver Mond,
Streicht gleich der Wind durch Stoppeln;
Weil schönes Wetter uns belohnt,
Laßt Freuden uns verdoppeln.
Hinaus auf's Land, hinaus zum Wald,
Das Glas erklingt, die Büchse knallt;
Vergesset Eh' und Plage,
Gerecht regiert die Wage!

October! Edler Mond des Wein's!
Sey tausendmal willkommen!
Jetzt ist mir wieder Alles eins,
Die Sorg' ist mir entnommen.
Im Keller neuen Rebensaft!
Hoch leb' die Junggesellenschaft!
Laß Mädchen, Weiber winken —
Nichts Hochzeit, ich will trinken!

November wär' zum Freien recht,
Viel Nebel, Schnee und Regen;
Das Eh'standswetter macht sich schlecht;
So regn' es meinetwegen.
Vielleicht flicht bei der Martinsgans
Ein — Hännschen mir den Bräut'gamskranz,
Und setzt — mir juckt die Stirne —
Mir solchen auf's Gehirne.

December schon? Nun, das ist wahr!
Ein Jahr ist schnell vorüber.
Heurathen wollt' ich in dem Jahr,
Jetzt bin ich fast hinüber.
Es ist, bei'm Hymen! viel zu spät
Zur Ehestandsfestivität!
Man muß nichts übertreiben:
Will heuer ledig bleiben!

C. Hanisch.

Zwölf Blätter aus dem Tagebuch eines Engländers, oder Ein Tag auf dem Stadtthurm zu Andernach.

1.

Der Mensch will Alles, oder doch möglichst Vieles genießen, und weil die Welt immer größer und reicher wird, so fängt er immer früher an, und genießt immer schneller. So nippt er schon jetzt aus jedem Freudenbecher nur ein Schlückchen, um aus allen Bechern kosten zu können, und begnügt sich mit flüchtiger Ansicht und Bekanntschaft, wo er sonst nach Einsicht und Vertraulichkeit verlangte. Schon ist die Reise klein, wenn sie nur durch Frankreich, Italien, die Schweiz und die Rheingegenden geht, und um groß zu heißen, muß sie fast ganz Europa verschlingen. Da muß man froh sein, wenn man auch nur zehn Minuten vor der Cathedrale von Rheims und vor Chateaubriand, vor dem Pabst und dem Rheinfall zu Schaafhausen gestanden hat. Bald aber wird es nicht mehr genug sein, den Kölner Dom und den heil. Christoph in Stuttgardt, und das jüngste Gericht in Rom gesehen zu haben, vom Pariser Koth, vom Berliner Sand, und vom Wiener Staub sprechen zu können, und Stammbuchblätter von Goethe und Lamartine und Thorwaldsen zu besitzen; — in einen amerikanischen Urwald und bis zu einer Oase im sandigen Arabien muß man durchgedrungen sein, drei Minuten bleiben für den Fall des Niagara und höchstens drei Wochen für die Ruinen von Meroe, Persepolis und Ellora, und wer nicht Bolivar und Mina und Miaulis, und dazu noch ein halb Dutzend abgedankter Könige und den Pascha von Egypten — im Stammbuch hat, der hat Nichts.

Auch mir fehlte es nicht an Lust und Begierde, Alles auf Erden, was einem anständigen Manne genießbar wäre, zu genießen; allein ich war etwas zu sanguinisch gewesen, und hatte auf Königsworte, auf bürgerlichen Freiheitssinn und auf christliches Mitleiden speculirt, — und mich verrechnet. So war ich durch die spanischen und italienischen Occupationen und durch das griechische Mißgeschick um einen Theil meines Vermögens gekommen, das ich den Cortes in Spanien und Italien auf die beschworenen Verfassungen, und den Griechen auf französische Frömmigkeit hin geliehen hatte. Ich mußte mich mit einer viertels-kleinen Reise begnügen, und wählte die Rheingegenden.

Schon hatte ich alles Merkwürdige in Köln recht sorgfältig betrachtet und, wo möglich, gezählt, gemessen und aufgeschrieben; die vielen alten Kirchen und die neumodischen Menschen darin, das altrömische Rathhaus und die enggeschnürten Schildwachen davor, die ehemaligen Klöster und nunmehrigen Casernen, die schwarz bemäntelten Bettelweiber mit ihren Rosenkränzen an den Ecksteinen der Kirchenthüren hockend, und die leichten

Tänzerinnen mit leichten Offizieren auf dem Nippes. Auch zu Bonn war ich recht fleißig gewesen, und hatte den dunkeln Münster und die hellen Universitätsgebäude besucht, und in den Hörsälen und auf den Lustorten viel Gelehrsamkeit und Wind gefunden, dabei auch alte Bescheidenheit und junge Hoffahrt, beschränktes Alter und schrankenlose Jugend, gründlich untersuchende, und andere schon Jahrelang untersuchte Professoren, viele Spuren von königlicher Großmuth und nicht wenige von ministerieller Kleinherzigkeit.

2.

So, fast erdrückt von dem Reichthum der Köllnischen Kunstwerke und dem Aufschwall Bonnischer Gelehrsamkeit, fuhr ich an einem duftigen Herbstmorgen dem stolzen Siebengebirg entgegen, und ließ den Kirchen- und Schulstaub mir von der lebendigen Ostluft aus Augen und Ohren wegwehen. Und die Lerche wirbelte dem Herrn ihr Morgenlied, gewiß eben so schön, als wie am ersten Schöpfungsmorgen, und auf allen Bäumen prangten goldene Früchte und die ganze Gegend lachte mir freundlich entgegen, vom blauen Duft nur zart verschleiert, nicht verhüllt. Aber das Siebengebirg in seiner Majestät schien mir freundlich-ernst sagen zu wollen: „Fortan verfolge bedächtiger deinen Weg; denn du nahest der ersten Thronstufe des königlichen Rheines! Im Niederland ließ er dir das schönste Waizenbrod zur Nahrung reichen; an der Pforte des Hochlandes heißt er mich, mit einem Becher Weines dich begrüßen, und dir zur Stärkung ihn darreichen, damit du Kraft gewinnst, alle Stufen seines Thrones leicht hinanzusteigen!" — Und ich vernahm das freundliche Wort, und that, wie mir gerathen worden. In den flachen Niederlanden hatte ich das Trinkgeld des Postillons verdoppelt, um nur recht bald die schon meilenweit entgegenkommende Thurmspitze des nächsten Ortes nicht mehr zu sehen; nun versprach ich es zu verdoppeln, wenn ich Schritt vor Schritt gefahren würde, nur um die immer wechselnden Aussichten gleichsam tropfenweis zu schlürfen. — Mein Wille geschah, — weil ich nicht vorausbezahlte, — und es läutete Mittag, als ich nach Remagen kam; es war tief Abend, fast Nacht, als ich dem alten Andernach nahte. Und doch wäre ich auch jetzt noch lange nicht bis dahin gekommen, wenn überall auch der Wagen still gehalten hätte, wo mein Auge von neuer überraschender An- und Aussicht gefesselt wurde. Der kühne Drachenfels, die hochanstrebende Löwenburg, die waldgekrönten Weinberge, die Burgruinen aus phantastischer Ritterzeit und die Basaltfelsen, wie Säulen des ersten Naturtempels, die vielen zierlichen Dorfschaften, aneinandergekettet durch Reihen von Obstbäumen, das lockende Rolandswerth, mit seinen lieblichen klösterlichen Erinnerungen und seiner stärkenden erfreulichen Gegenwart, die stolzen Schiffe stromauf- und stromabwärts, und die leichten Kähne an ihnen vorüber, und Alles von den ruhig wogenden grünen Fluthen des Rheines, wie durch ein lebendiges Hoffnungsband verknüpft, und über Allem das Antlitz des Himmels, der mit seinen blauen Augen der Erde die Versicherung seiner treuen Liebe und seines ewigen Bestandes gab; — wie oft hätte ich da ausrufen mögen: O Herr, die Herrlichkeit deiner Werke ist zu groß für Eines Menschen Brust, gieb mir eine Gefährtin, mit der ich die Fülle des Genusses theile! Nein, umgieb mich mit Tausenden, die fühlen, wie ich, auf daß wir Alle zu dir aufjauchzen, und Jeder von uns den ganzen vollstimmigen Lobgesang dir darzubringen meine!

3.

Und je weiter ich kam, um so herrlicher wurde die Gegend, und als ich im letzten Abendglanz zu meiner Linken den kühngewölbten Hammerstein, und Rechts den gradabschüssigen Krahnenberg, zwischen Beiden die prächtigen Thürme von Andernach, und im fernen Hintergrund den blauen Gebirgszug des Westerwaldes gewahrte, und in jedem Augenblick neue Schönheiten hervortraten, da beschloß ich, in dieser Gegend einen Ruhetag zu feiern. Zunächst verlor ich nun jene Thürme von Andernach wieder aus dem Gesicht, und eine tiefe Dämmerung bedeckte schon die Gegend, als bei einer Wendung der Straße, sie ganz nahe vor meinen Augen standen, — der große — als ein ernstes Fragezeichen; die beiden anderen als die Antwort darauf, aber mit einem Doppelpuncte, welcher den Schluß zu errathen ließ. Wirklich war der große Thurm, wie ich bald vernahm, zum Schutz der Stadt erbaut; die beiden andern gehörten zur Hauptkirche der Stadt; der Kirche zunächst lag der alte Kirchhof. So sorgte ehemals die weltliche Macht für die geistliche, und diese führte das Weltliche über das Grab in den Himmel! Der Staat war das Mittel, die Kirche das Leben, der Himmel das Ziel. — Ich dachte nun hinter dem großen Thurme und in der heitern Gegend eine große und heitere Stadt zu finden; aber ich fand nur ein kleines, dumpfes Nest. Doch war die enge Straße voller Menschen; denn am anderen Tage sollte der weitberühmte Birnkrantsmarkt gehalten werden. Ein freundlicher Wirth, der sein französisches Vaterland aufgegeben, um es mit seinem deutschen Frauenland zu vertauschen, fand pour Monsieur l'Anglois noch ein Stübchen, und ich ging bald zur Ruhe, um am andern Tage vor Sonnenaufgang den hohen Thurm zu besteigen. Von hier aus wollte ich der schönen Gegend so recht in's Angesicht schauen, und Alles rings umher in Ein großes Bild zusammenfassen. Denn wie ich als Kind und Knabe am liebsten in engen Wiesenthälern und in schattigen Hausgärten und bei einzelnen Blumen und Bäumen verweilte, so dürstete ich jetzt nur nach Höhen und weiten Aussichten bis in die unabsehbare Ferne. Und nicht blos eine Viertelstunde nahm ich mir vor, auf dem Thurme zu bleiben; sondern unter allen Beleuchtungen, in allen Stimmungen der Tageszeiten wollte ich die Gegend sehen, wie man auch dann erst einen

Menschen vollständig kennt, wenn man ihn in den verschiedensten Lebensverhältnissen beobachten konnte. Freilich giebt es viele Alltagsseelen, die man, wie eine leere Trommel, durch einen Ton schon kennen lernt, und so auch Gegenden, die mit einem Blicke schon erschöpft werden. Aber diese Scheinlandschaften sind wie geistreiche Menschen, die man, wenn auch nicht zu jeder Jahres-, doch zum wenigsten zu jeder Tageszeit gesehen haben muß, wenn man sie ihrem Werthe gemäß erfassen will.

(Fortsetzung folgt.)

Jean Paul über sich selbst.

(Bruchstücke aus seinem Nachlaß.)

Das zweite Heft der „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" ist so eben erschienen. Wir säumen nicht, unsere Leser auf die reiche Ausbeute, die es bringt, durch eine kleine Lese von Bemerkungen und Geständnissen, die den Blick in das Innerste eines großen und guten Menschen leiten, aufmerksam zu machen. Welcher Verlust für die Welt, daß eine Selbstbiographie, wozu solche Fundamente gelegt worden, nicht zur Ausführung gekommen ist! Schwerlich wird der Torso des Herosbildes die ergänzende Hand finden.

Kein Mensch in der Welt gewinnt durch eine Selbstbiographie; sie also zu schreiben ist Demuth.

Gieb Proben, wie du so manche Sachen in zehnmal mehr Witz hättest zerfällen können.

Nichts tadle an der freundschaftlichen oder feindlichen Vergangenheit sehr scharf, sondern mild in Goethe's Geist.

Zähle auf und vor, wie viele Arbeitordnungen du schon in deinem Leben gemacht — und übertreten, denn sonst wäre keine neue erfunden worden.

Male alle Liebgeschichten, gleich Goethe, in's Milde und dann kannst du sie erzählen; jenes um so mehr, da du doch auch große Fehler zum Verzeihen mitbrachtest.

Um das Leben poetisch darzustellen, male immer neben der äussern Düsternheit das innere Taglicht des Fortfreuens.

Das einzige weiß ich gewiß, ich habe aus mir so viel gemacht als aus einem solchen Stoffe nur zu machen war.

Ich überließ mich unter dem Klavier- (oder auch Natur-) Phantasiren nicht dem Genusse meines Gefühls, sondern strebte heraus um zu schaffen.

Mein Schmerz: ich habe nun alle Wissenschaften angefangen; meine Philosophie drängt mich bei jeder zum Einheitspunct — und ich kann nicht ohne allseitige Kenntniß dazu kommen, sondern muß nur anspielend spielen.

Wenn ich Briefe schreibe, kommt mir Gedanke und Ausdruck zusammen; hingegen bei Büchern habe ich den Gedanken und suche den Körper.

Meine Poesie, meinen Witz würde man weniger schätzen, wenn man die Mühe kennte — die Philosophie mehr, wenn man die Leichtigkeit und Sorglosigkeit kennte.

Wenn ich sage, ich kann jetzt (1806) keinen Titan mehr schreiben, so ist's nicht Mangel an Kraft, sondern weil ich einen geschrieben und folglich die Ideale des Herzens erschöpft habe.

Oft schrieb ich unrein, zweideutig, weil ich zu rein dachte. Ich mußte mich, guter Leser, an deine Stelle setzen, um rein zu schreiben durch Errathen der Auslegungen, um sie zu vermeiden.

In mir wohnt das wahrhafte Gefühl. Der Ausdruck soll keines vorlügen und erst erzeugen, sondern umgekehrt er soll mir nur meines nicht entstellen und verbergen.

Ich hatte nie bei Plan, Characteren, Geschichte auch nur einen fremden Wink für mich.

Ich habe alle meine Werke ohne Buchhändler, ohne Versprechungen, ohne Anlaß, ganz frei gemacht.

Warum hat mich Swift so ergriffen, mit dem ich leider keine Aehnlichkeit in Vorzügen habe und gottlob keine in Fehlern? Bloß durch seine Poesie der Satire.

Die Stelle in Shakspeare:

——————— we are such stuff
As dreams are made of, and our little life
Is rounded with a sleep.

——————— Wir sind solches Zeug
Wie der zu Träumen, und dies kleine Leben
Umfaßt ein Schlaf

erschuf ganze Bücher von mir.

Ein Dichter, der zu erfreuen glauben darf, sollte alle Bequemlichkeiten, deren Opfer seinen Schöpferkräften nichts entzieht, verschmähen und gern entbehren, um vielleicht ein Jahrhundert und ein ganzes Volk zu erfreuen.

Ich habe so vieles geschildert, aber ich sterbe ohne die Schweiz gesehen zu haben und das Meer. Doch das Meer der Ewigkeit werde ich in jedem Fall zu sehen bekommen.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 63. Freitag, 30. März 1827.

Zwölf Blätter aus dem Tagebuch eines Engländers, oder Ein Tag auf dem Stadtthurm zu Andernach.

(Fortsetzung)

4.

Noch war Alles still in der kleinen Stadt, bis auf einige Sperlinge, die auf der Dachrinne des Hinterhauses saßen und dem reichen Hafermahle im Hofe entgegen zwitscherten, das ihnen von den heutigen Marktgästen aufgetischt werden sollte, — im Hause regte sich Nichts, als der Perpendikel in der großen Standuhr, die eben fünf schlug, als ich schon den bestellten Thürmer am Fensterladen des Zimmers klopfen hörte, worin der Hausknecht schlief. Ich sprang aus dem Bette, kleidete rasch mich an, nahm Fernrohr und Zeichengeräthe zur Hand, steckte meine Grogflasche und ein Milchbrod zu mir, und ehe noch der müde Hausknecht seinen kurzen aber tiefen Schlaf aus den Augen gerieben hatte, war ich schon unten, riegelte die Thüre auf nnd überließ ihm nur die Sorge, sie wieder vor unerwünschten Gästen zu verschließen. Der Thürmer, der mich für einen Stockengländer hielt, und deßhalb glaubte, daß ich kein deutsch und nur etwas französisch verstände, aber dabei reich sey, zog behende seinen sehr nachgiebigen Hut herunter, bückte sich sehr tief und sagte: Bonn schur, Musje, foules fous alleh apresang auf di Thurm? Als ich ihm hierauf antwortete: Ja, mein Freund, recht gerne; — da blieb er verwundert stehen, und sein ängstliches Angesicht entrunzelte sich, weil er sich nun keine Mühe mehr zu geben brauchte, um sich verständlich zu machen; doch fragte er mich noch in halbgebrochenem Deutsch: Si sprech also deutsch? bis erst mein: Ja, ja, lassen Sie uns nur weiter gehen — ihn völlig beruhigte, und wir nun unsern Weg dem Thurme zu nahmen. Alle Thüren, alle Läden waren noch geschlossen; nur ein Becker öffnete eben sein kleines Fenster und zog seine Schlafmütze vor mir ab, als vor einem fremden Herrn, der am heutigen Markttage vielleicht noch Butterbretzeln bei ihm kaufen werde, die bekanntlich zu den weitest und breitest berühmten Andernacher Fabrikaten gehören. Bald darauf bat der Thürmer mich, ihm zu verzeihen, daß der Weg nun in ein enges Gäßchen einlenke; — dann ging es in ein noch engeres, dann eine schmale Treppe von hervorstehenden Steinen hinauf, längs der Stadtmauer hin — an den Thurm, — und die dunkle Wendeltreppe rasch hinauf! — Da stand ich oben auf der Zinne und schaute, und Alles war ruhig und prachtvoll ringsumher, und feierlich über den stillen Bergen röthete sich der Morgen. Aber im Thale schlief noch Alles, und selbst der gewaltige Rhein ließ seine breiten Spiegelfluthen geräuschlos dahingleiten. Ich empfand die Allgegenwart Gottes, und wie das eingeathmete Licht der Sonne aus der Blume wieder ausscheint in zarten Farben, wie es von der stillen Pflanzenseele wieder ausgehaucht wird in süßen Düften — so stieg auch aus meinem Herzen Anbetung empor, und ich war Gemeinde und Priester und Altar und Opfer zugleich. Unwillkührlich entblößte ich mein Haupt, und betete im Geist aus ganzer Seele:

O Gott, wir loben Dich! wir erkennen, daß Du der Herr bist! Dich, den ewigen Vater, betet der ganze Erdkreis an. Zu Dir jauchzen unablässig die Cherubim und Seraphim. Heilig, heilig, heilig, Herr Gott Ze-

baoth! — Der Himmel und die Erde sind deiner Majestät und deines Glanzes voll.*)

Und der Thürmer schien mir wohl anzusehen, daß ich etwas anderes that, als nur in's Weite schauen; denn auch er zog seinen Hut herunter, und sprach halb laut ein Ave Maria. Dabei sah er von der Seite nach mir hin, bedeckte sich wieder als ich es that, — und gewiß ist, um seiner guten Meinung willen, sein Stoßgebetlein nicht leichter befunden worden, als das meinige! —

5.

Nun war auch seine Zunge gelöst. Auf dem Wege zum Thurme hatte er nur so viel gesprochen, als die Ehrerbietung von ihm forderte; denn, daß ich auch deutsch sprechen konnte, schien ihm wohl nur eine zu oberflächliche Gemeinschaft. Als er aber aus sympathetischem Gefühl mit mir gebetet hatte, gewissermaßen, um es mir bequem zu machen, da fühlte er sich mir um zehn Stufen näher gerückt, und drei Viertheile seines Herzens neigten sich schon vertraulich zu mir hin. Da ich nun vollends, um der kühlen Morgenluft die Stirne bieten zu können, einen Schluck aus meiner Grogflasche that und sie ihm darreichte, und mein Brod ihm darhielt, daß er sich eine Hälfte davon selbst abbreche, da fiel die letzte Scheidewand zwischen uns beiden, und sein Herz lächelte auf seinen Lippen und leuchtete in seinen Augen. — Ja, Herr, so fing er, ein Viertel Milchbrod noch im Munde, mit mir zu plaudern an, wäre jetzt nur unser Herr Schuldirector hier; das ist ein gar freundlicher und gelehrter Herr. Der würde Ihnen Alles beschreiben, was Sie hier sehen. Da war vor acht Tagen einer von den Großen von Coblenz hier. Den hat der Herr Director überall herumgeführt und ihm Alles explicirt. Er hat ihn auch hier auf den Thurm geführt, und da hab' ich zugehört was er ihm Alles so gelehrt vordemonstrirt hat. — So erzählt mir, sprach ich zu ihm, was ihr davon behalten habt, — so gut als ihr eben könnt. — Ja, — fuhr er, ohne zu zögern, fort — ich hab' mir Alles wohl gemerkt. — Sehen Sie, sprach er zu dem Großen, die Aussicht von diesem Thurme kann man wohl ein Panorama nennen; denn man sieht von Allem und aus allen Zeiten Etwas. Die Mühlensteine da unten am Krahnen — das sind unverwerfliche Zeugen aus der Urzeit her, als längs dem Rheine so viele Vulkane brannten; und die Berge auf dieser und jener Seite sind noch mit Bimssteinen übersät. Dann kamen die alten Deutschen weit aus Persien her, vielleicht Abkömmlinge ihres Gottes Theut; die Römer nannten sie aber Germani, etwa, weil sie schon damals so brüderlich mit einander zankten. Aus dieser Zeit ist aber Nichts stehen geblieben; denn der feuerspeiende Berg zu Rom hat bis hierhin Alles mit seinen Legionen überschüttet. Nur von einigen Flüchtlingen ist später aus fernen Gegenden in Liedern und Sagen etwas Uraltdeutsches wieder zu uns gekommen. — So soll da drüben auf dem Berge, wo Sie ein epheubewachsenes Haus stehen sehen, das man Windhausen nennt, der felsenstarke Nial mit seiner Frau Bergthora gewohnt haben. Der hatte schon viele Frauen zu Wittwen gemacht und war noch nie verwundet worden. Seine Feinde hielten ihn für eisenfest. Aber als er auf einem Streifzuge, den alten Grimmhart im Kampfe getödtet, da schwuren Flose und seine eilf Brüder, des alten Grimmharts Söhne, ihm den Untergang. Nials Söhne waren alle im Krieg geblieben, und er war allein mit Bergthora und ihrem einzigen kleinen Enkel. Da schlichen an einem stürmischen Herbsttage Flose und seine Brüder früh Morgens herbei, als Bergthora eben in das Holz gegangen war, um Feuerung zu holen, und Nial und sein Enkel noch auf der Bärenhaut lagen. Jeder trug einen brennenden Fichtenstamm, und damit zündeten sie Nials Hütte an, und steckten die brennenden Stämme rings herum. Aber Bergthora wurde es auf dem Wege zum Walde gar unheimlich zu Muth; es überlief sie immer heißer, der Angstschweiß stand ihr in dicken Tropfen auf der Stirne. Sie vermochte nicht weiter in den Wald hineinzugehen. Als sie sich aber umwandte, da kehrte die Kraft ihr zurück. Wie mit Adlersfittigen eilte sie zu ihrer Hütte. Die stand in Flammen! Flose sah sie kommen, und Mitleiden ergriff sein Herz; denn seine Racheglut war gleichsam aus ihm hinaus und hinübergegangen in die brennende Hütte. Er faßte Bergthora bei dem Arm und wollte sie zurückhalten. Aber mit überwältigenden Blicken, wie eine gereizte Löwin, schaute Bergthora ihn an und sprach: „Ich ward jung Nial gegeben; da habe ich ihm gelobt, daß Eins sollte ergehen über uns beide;" — und sie riß sich los und stürzte unaufhaltsam in die lohenden Flammen.

6.

Und kaum hatte der Thürmer geendigt, da ging über Windhausen die Sonne auf und krönte alle Berghöhen mit Licht und Glanz; am nahen Krahnen lichtete ein großes holländisches Schiff die Anker, die frische Morgenluft schwellte die Segel, und als der Steuermann und die Schiffsleute mit abgezogener Mütze ihr Gebet für eine glückliche Fahrt verrichtet hatten, wurden noch einige große Ruder zur Hülfe genommen. Indessen kam des Thürmers Frau und brachte ihrem Manne den Kaffee. Allein dieser, so heimlich froh er dem warmen Frühstück entgegen sah, rief ihr doch mit einem selbstgefälligen Lächeln zu: „du kommst zu spät; ich habe schon mit dem Herrn Milord gefrühstückt." Die Frau sah mich halb dankend halb verdrießlich an, weil ich ihr gleichsam in ihr Hausrecht eingegriffen hatte, und um sie ganz zufrieden zu stellen, sagte ich ihr, sie möge ihr Körbchen nur ausladen; ihr Mann habe mein kaltes Morgenbrod nicht verschmäht, so wolle ich jetzt auch

*) So beten am Morgen alle anglikanischen Christen. S. das Common Prayer-Book der vereinigten Kirche von England und Irland.

mit ihm den Kaffee theilen. Nun meinte sie zwar, daß ihr Kaffee für einen vornehmen Herrn viel zu schwach sei; indessen freute meine Herablassung sie doch zu sehr, als daß sie meinen Wunsch hätte ablehnen dürfen. Ihr Mann wollte in seinem heiligen Diensteifer noch immer fortfahren, mir zu erzählen, was er alles aus den Reden des Directors behalten habe; ich lud ihn aber ein, seinen Kaffee warm zu trinken, und er gehorchte gern. Alsbald nahm seine Frau sich meiner an, führte mich um die Zinnen herum, zeigte mir, wo ihr Häuschen stehe; dann, wo sie vor dem Thore ein Gärtchen habe, dann wo der Birnkrautsmarkt gehalten wird, wobei sie meinte, ich sei wohl des berühmten Marktes wegen hierher gereist.

Aber in raschen Zügen hatte ihr Mann seinen Kaffee hinuntergeschluckt, und eilte, in sein Amt wieder einzutreten. Sehen Sie, mein Herr, fuhr er fort, von Windhausen führte der Herr Director den Großen etwas weiter rechts hinauf, und zeigte ihm, wo am Gebirge her die alten Römer viele Meilen weit einen Graben gegen die alten Deutschen aufgeworfen haben, der nun der Heidengraben heißt. In derselben Gegend hat man bei Biber ein römisch Kastell und Bad aus der Erde aufgewühlt und nicht weit davon hat ein römisch Dorf gestanden, wo jetzt die stolze Abtei Romersdorf steht. — Ich gab dem Thürmer meine Verwunderung zu erkennen, daß er das Alles so gut im Gedächtniß behalten und so ordentlich wieder erzählen könne. Seine Frau, die dabei stand, ließ ihm nicht Zeit, mir zu antworten; sondern zog die Augenbraunen hoch in die Höhe, und sagte mit gehobener Stimme zu mir: Das kömmt daher, daß mein Mann auf Geistlich studirt hat, und er wäre jetzt vielleicht selbst Director, oder doch Kaplan, wenn ihn sein Weg nicht alle Tage an dem Haus meiner Eltern vorbeigeführt hätte. Damals sah ich aber auch anders aus, als jetzt. Und wie er größer wurde und hörte, daß er kein Mädchen mehr ansehen dürfe, und mich auch nicht, — wenn er einmal Geistlich geworden, da wollte er lieber mit mir bloß Kirchendiener, als ohne mich ein Kirchenherr werden. Und er hat ja Gott auch als Küster immer fleißig und redlich gedient; — Und, fügte der Thürmer hinzu, — es hat mich bis auf diesen Tag noch nicht gereut, daß ich dich genommen habe; und wie ich so lange krank war, hast du mich ganz anders gepflegt, als wenn ich ein Geistlicher und du nur meine Haushälterin gewesen wärst. — Dafür hast du aber jedesmal, versetzte sie rasch, wenn ich im Kindbette lag, dir dein Glas Bier und deine Pfeife Taback abgebrochen, um mir dreimal die Woche Weinsuppe zu kochen. — Nun laß das gut sein, erwiederte der über sich selbst halb gerührte Thürmer, und geh' du jetzt nach Haus und räume alles auf, denn wir bekommen gewiß heute Besuch von der Frau Schulmeisterin von Leudesdorf. — Die Frau grüßte mich und ging; — ihr Mann aber blieb an der Thüre stehen, hielt sie offen, bis seine Frau die dunkle Treppe hinunter war, und lehnte dann behutsam die Thüre wieder bei. Ich fragte ihn, warum er die Thüre so zögernd wieder zu gemacht habe? — Das muß man thun, erwiederte er; weil sonst die armen Seelen aus dem Fegfeuer, die sich zur Strafe zwischen Thür und Angeln aufhalten müssen, zu arg gequetscht würden.

(Fortsetzung folgt.)

Jean Paul über sich selbst.

(Bruchstücke aus seinem Nachlaß.)

Gesundheit, Kraft zum Dichten, Lebenlust, Ideallust, kulminiren schon im vierzigsten Jahre; dann geht oder sinkt man den herabgehenden Bogen nieder. Nur Reichthum, Gelehrsamkeit, Ehrenstellen geben dem Leben die Freude fortgehenden Wachsens.

Ich kann Jahre lang auf die Darstellung der Szenen mich freuen, die ich schon fertig habe und deren Darstellung ich nur verschieben muß.

Ich rede stolz von meinen Büchern, demüthig von ihrem Verfasser. Ich habe gegen andere kein hervorragendes Talent, nur eine glückliche Mischung des Gewöhnlichen. Ich bin der Autor der Einsamkeit; noch keiner hat von seinen Werken so wenig vorgelesen — sowohl nach dem Druck — als ich, ja sogar, was noch wichtiger, vor demselben, als wieder ich, denn ich nemlich habe ganz und gar nichts vorgelesen. Meine Plane erfand ich, vollführt' ich, ohne zu fragen und zu klagen. Den Titan macht' ich, ohne mit jemand weder in Berlin noch Weimar ein Wort gesprochen zu haben.

Selig wär ich freilich, wenn ich mich hinsetzen und meinen Aufsatz schreiben könnte, ohne nur einen einzigen Witzgedanken noch liegen zu haben, und jeden erst selber finden müßte.

Eine große Planverbesserung im Kometen gewann ich blos dadurch, daß ich im Garten vor Kälte nicht schreiben konnte, sondern auf- und abgehen mußte und erfinden.

Ich denke oft bei Hesperus und Titan, alles sei wahr und glaub' es selber, und beneide den Leser, der diese Täuschung ohne eine Widerlegung unterhalten kann.

Warum mag ich alles lieber von mir lesen jetzo (1820) als den Titan? — Die Idealität meines Innern darin ergreift mich zu stark. Die eigenste innerste Seele ist darin nachgeschaffen. Wie paßt diese zu dem spätern Leben, obwohl nur äußern? Denn das Innere geht das Aeußere nicht an, in welches jenes sich hüllte. Die einzige Liane wirft mich aus meinem Jetzo hinaus. Ich bete im Titan das Heiligste an in meiner Brust.

März 1821. Wenigstens weiß ich, daß ich noch so viel zu sagen habe. An das andere darf ich ohnehin

nicht denken, wie viel ich noch zu erfinden und darzustellen hätte; denn dies wird durch seine Vergrößerung immer größer und hat kein Ende.

October 1821. Je länger ich schreibe, desto bessere Federspulen brauch' ich. Sonst schrieb ich mit den elendesten. So soll stets das Werkzeug dem Werkmeister nachhelfen.

Die Rezensenten rezensiren nicht mich, sondern sich, aber etwas hart. (Wie hat sich nicht Solger rezensirt, da er den Titan für Jean Pauls schlechtestes Werk declarirte!)

Ich möchte nur ein Stückchen Glück vom Siegwart haben, der in alle Sprachen übersetzt worden. (Unerfüllbarer Wunsch eines unübersetzbaren Dichters!)

Von vielen ächten Charakteren, wie Leibgeber, Liane, habe ich nie etwas gesehen in der Wirklichkeit — manche sah ich und traf sie — manche sah ich und kopirte sie vergeblich, weil ich den organischen Punkt nicht traf.

Wenn ich könnte, so möcht' ich, was noch kein Autor konnte, was keiner kann, alle meine Gedanken nach dem Tode der Welt gegeben wissen: kein Einfall sollte untergehen; aber wie ist dies bei Reichthum zu machen?

Wenn ich so anschaue, was gemacht ist von mir, so dank' ich Gott, daß ich nach nichts Aeußerlichem fragte — Die Sache ist da und die Hebezeuge hab ich selber vergessen und niemand sonst weiß sie. Auf diese Weise wird die unbedeutende Folge von Momenten in etwas Höheres Stehendes verwandelt.

Was ist ein Trauerspiel mit einigen Charakteren gegen das vollbesetzte Trauerspiel der Geschichte? Die Geschichte fodert, da sie das Menschengeschlecht umfaßt, alle Kräfte des Darstellers, die poetischen, plastischen — beinahe einen Machiavel, Plato, Homer auf einmal — und der fleißige Gelehrte kommt gar noch hinzu.

Herder. Es ist ein Wunder, daß er keine härtere Härte annahm. Wenige kennen das Gefühl eines Autors, dessen Thron erschüttert wird. Abgebrochener Ruhm ist bittrer als verschobener. Hart ist's, in der Zeit, wo man Belohnung hofft, Strafen zu finden und Vorwürfe einer vergeblichen Rennbahn.

Die Sprachreinigkeit bedenkt ein Autor am letzten, wenn er schon viel geschrieben. Er hat Anfangs mit Erfindung, Gluth, Witz, Phrasen, Bildern und Glanz so viel zu thun, daß er schon mit nothdürftiger Grammatik sich begnügt.

O Jüngling! Je mehr du Talent hast und also Reiz zur Verschwendung der physischen Kräfte — desto mehr schone sie. Du kannst im Mannalter doppelt so groß an Geist werden, wenn du im Jünglingalter den Feuerkörper, wo er doch nicht geschont zu werden begehrt, schonest.

Mein Dank an Gott: Du hast mir jene Klarheit gegeben und Stille über alle Wogen des Herzens und der Zeit! — ich sehe und fühle zugleich und beides gleich stark. Ich war kein Kalter, wenn ich philosophirte und die Gesetze der Darstellung erwog; ich war kein Heißer, wenn ich mit Thränen im Auge nie erlebte Szenen der Wonne und Liebe darstellte; ich wußte immer alles; und sogar im Sterben werd' ich bemerken, daß ich sterbe und also nicht mehr bemerke. Doch letztres ist mir einerlei; ob ich vergehe, wenn ich nur gehe; oben bleibt mir doch der treu, der nicht vergeht, weil er nicht entsteht.

Für mein weiches Gemüth, das so gerne Freuden gibt und nicht Leiden, ist es etwas Erquickendes, sich die Leser zu denken, denen ich in jedem Jahr frohe Stunden gebe.

Museum

am 30. März 1827.

Große Symphonie von Herrn Schnyder von Wartensee.

Ueber die Fenster von Sempach, von Herrn Senator N. Vogt.

Lieder von Gollmick, vorgetragen von Herrn Rieser.

Schuld und Unglück der drei Magnussöhne: Birger, Erich und Waldemar, verfaßt und vorgetragen von Herrn Friedrich Gutermann.

Großes Clavierconzert von L. von Beethoven in C moll, vorgetragen von Demoiselle Seibt.

Theater-Anzeige.

Samstag den 31. März. Herrmann und Dorothea, dramat. Gedicht, und Adrian von Ostade, Oper.

Sonntag den 1. April. Das weiße Fräulein, Oper.

Montag den 2. (Zum Besten der Dem. Lindner) Kunst und Natur, Lustsp.

Druckfehler.

In No. 61, S. 242, Sp. 1, Z. 16 ließ Concetti; letzte Z. u. l. Andres; Sp. 2, Z. 17 l. von dem Himmelsantlitz. — In No. 62, S. 248, Sp. 1, Z. 6 ist gar aus einer Rheinlandschaft eine Scheinlandschaft geworden! —

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

№ 64. Samstag, 31. März 1827.

Der Gott der Jugend.

Gehn Dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht
Für selige Gesichte
Dein liebend Auge wacht,
Noch oft der Freunde Manen
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geister der Titanen
Des Alterthums empor:

Wird da, wo sich im Schönen,
Das Göttliche verhüllt,
Noch oft das tiefe Sehnen
Der Liebe Dir gestillt;
Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodien
Der Seele Saitenspiel:

So such' im stillsten Thale
Den blüthenreichsten Hain
Und gieß' aus goldner Schale
Den frohen Opferwein.
Noch lächelt unveraltet
Des Herzens Frühling Dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über Dir und mir.

Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der Dichter saß,
Und unter Götterträumen
Der Jahre Flucht vergaß,
Wenn ihn die Ulme kühlte
Und wenn sie stolz und froh
Um Silberblüthen spielte,
Die Fluth des Anio;

Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,
Begrüßt von Nachtigallen,
Der Stern der Liebe schien,
Wenn alle Lüfte schliefen,
Und, sanft bewegt vom Schwan,
Cephisus durch Oliven
Und Mirthensträuche rann:

So schön ist's noch hienieden!
Auch unser Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch mischen brüderlich
In unsers Herzens Töne
Des Frühlings Laute sich.

Drum such' im stillsten Thale
Den düftereichsten Hain
Und gieß' aus goldner Schale
Den frohen Opferwein.
Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde Dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über Dir und mir.

Zwölf Blätter aus dem Tagebuch eines Engländers,

oder

Ein Tag auf dem Stadtthurm zu Andernach.

(Fortsetzung)

7.

Indessen war die Sonne in voller Kraft emporgestiegen und der zarte Duft, der Alles so zauberisch umwob, ließ allen Wünschen und Erwartungen freien Spielraum. Man wußte nicht, nahte der Herbst oder war es noch Frühling. Aber durch den ruhigen Morgenduft stiegen nun überall, wo Menschen wohnten, leichte Rauchsäulen, wie Morgenopfer, empor, und auf den nahen Dörfern und dann auch zu Andernach selbst wurde geläutet, wie der Thürmer mir sagte, zu der Frühmesse, in welcher auch der Segen ausgetheilt werde. In den Straßen der Stadt, in die man hinabsah, wurde es lebendig und vor dem Rheinthore wurden Tische gestellt und große und kleine Buden aufgerichtet. — Als der Thürmer sah, daß ich mit meinen Blicken die Mauern der kleinen Stadt verfolgte, paßte er den Augenblick ab, in welchem ich das gegenüber stehende Stadtthor erreicht haben mochte, und hier nahm er den Faden der unterbrochenen Direktorialreden wieder auf. Sehen Sie, mein Herr, sprach er, das Thor da nach Süden ist das Römerthor; denn Sie wissen wohl, daß die Stadt eine römische Festung und Poststation war, dazumal soll die Stadt mehr als noch einmal so groß gewesen sein. Darum ließ auch der heilige Kaiser Valentinianus die schöne große Kirche mit ihren vier Thürmen bauen. Es hat aber den Römern Nichts geholfen, daß sie noch in ihren alten Tagen fromm geworden sind; denn bald darnach kamen die Franken und vertrieben sie von hier und vom ganzen Rhein. Und da haben sich die Austrasischen Könige neben dem Römerthor einen Palast gebaut, wovon noch jetzt die äußern Mauern zu sehen sind. Auch soll zu Rolands Zeiten der leichtgläubige Graf Siegfried von Maienfeld hier gewohnt haben, der seinem abgefeimten Schloßverwalter Golo mehr geglaubt hat, als seiner edeln Frauen, der schönen Genovefa von Brabant. Schade sei es, so meinte der Herr Director, daß dem boshaften Verwalter eines der schönsten deutschen Lieder in den Mund gelegt worden sei, welches so anfange:

Dicht vom Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunkeln Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn.
Dort im kühlen abgelegnen Thal
Such' ich Ruh für meines Herzens Qual!

Dort über jenen Hügeln nach Sonnenuntergang hin, drei Stunden von hier steht noch die Kapelle, wo die Hindin mit dem Kruzifix auf dem Kopfe den Grafen an die Höhle führte, in der die fromme Genovefa mit ihrem Söhnlein seit sieben schmerzenreichen Jahren von Wurzeln und Beeren lebte, und sich und ihr Kind mit ihrem langen Haupthaar vor der Kälte beschützte. Da ging dem Grafen gleichsam das Schwerdt durch die Seele, mit dem er sein vermeintlich untreues Gemahl und ihr Söhnlein in der Wildniß hatte tödten lassen wollen, und die gewiß auch jämmerlich umgekommen wären, wenn nicht unter dem groben Kittel des Knechtes oft ein menschlicher Herz schlüge, als unter dem Talar und dem Purpur ihrer Herren. Und Siegfried sank nieder in tiefer Zerknirschung, und wäre noch lieber in die Tiefen der Erde versunken. Er umfaßte die Kniee der Verstoßenen, benetzte sie mit heißen Thränen und stand nicht eher wieder auf, bis sein edles Gemahl ihm verziehen und ihm versprochen hatte, wieder bei ihm zu wohnen. Der untreue Hausmeister Golo aber wurde dort oben vom Krahnenberg herab in den Rhein gestürzt, und noch thut alle Jahre am Tage des Verrathes das Wasser an jener Stelle einen schweren Wall, als wenn ein breites Thier auf dem Flußboden sich umwendete. Den Grafen bedauerte man; aber die schöne und tugendsame Genovefa wurde noch in ihrem Leben als eine Heilige verehrt; an ihrem Grabe genaßen viele Kranke und ihre Legende gab mancher verkannten Unschuld Trost, gab dem Leichtsinne und dem Mißtrauen Warnung, und richtete manches fast zerdrückte Herz wieder auf.

8.

Aber zu unsern Füßen, längs der Stadtmauer am Rheine hin, schwoll der Markt und das Gedränge wurde lärmend. Bedeckte und unbedeckte Nachen kamen von Oben herab, von Unten herauf und von den gegenüberliegenden Ortschaften. Käufer und Verkäufer, Christen und Juden, Stadt- und Landjungfern bunt durcheinander; Kinder mit Trommeln und Pfeifen, und Spanferkel, die noch für den Mittag gebraten werden sollten, und glänzend vor Allen die Stadtpolizei und einige Invaliden in ihrer vollen Uniform. Ich weidete mich an der reichbelebten Gegend; aber der Thürmer entriß mich bald wieder der stillen Beschaulichkeit, um mir noch alles Uebrige mitzutheilen, was ihm fast schwer auf dem Herzen lag; denn noch viele Denkmale und Gedenkzeichen in der Gegend hatte er mir zu zeigen und zu erklären, ehe er von den altfränkischen Kaisern bei dem neufranzösischen angekommen, und sein Amt erledigt ansehen konnte. Zunächst erzählte er mir nun, wie sich der Erzbischof Friedrich von Cölln mit Kaiser Heinrich V. um Andernach gezankt, in einer Schlacht (1114) bei der Stadt ihn geschlagen und sie ihm abgenommen habe. Von diesem streitbaren geistlichen Herrn sey die Stadt mit Mauern und Bollwerken befestigt und wahrscheinlich auch mit dem stattlichen Thurme geschmückt worden, auf welchem wir standen. Die Bürger, fuhr er fort, hätten

zwar gar zu gerne unmittelbar unter dem Kaiser gestanden; weil man schon damals am liebsten recht viel Freiheit und dabei einen recht mächtigen Schutz dafür haben mochte. Sie mußten aber ihr Gelüste theuer bezahlen. Denn, als sie dem Kaiser Otto IV. gegen den Gegenkaiser Philipp beistanden, schickte dieser seine Lothringischen Soldaten über sie, die wie wilde Tiger wütheten. Sogar das Kloster St. Thomas, das da rechts nahe bei der Stadt liegt, — da, wo Sie jetzt die neuen Häuser mit einer Windmühle sehen — selbst das haben sie nicht verschont. Eine der Nonnen fingen sie auf, bestrichen ihren nackten Leib mit Honig, wälzten sie in einem Haufen Bettfedern herum, setzten sie dann so befiedert rückwärts auf ein Pferd, und führten sie, überall von Hohngelächter begleitet, durch das Lager! Kaiser Philipp ließ zwar, als er bald hernach hierher kam, die Anstifter dieser Unthat in siedendem Wasser ertränken; er selbst aber, als die Andernacher sich noch gegen ihn wehrten, hieß die Stadt erstürmen, plündern und verbrennen! — So hab' ich es zum mindesten den Herr Director mehr als einmal erzählen hören. Und dabei hat er versichert, es stehe das Alles in den trefflichen rheinischen Geschichten, die ein berühmter Frankfurter Senator, Namens Vogt, unlängst herausgegeben. — Aber noch öfter habe ich von meiner Großmutter sagen hören, daß bei jener Plünderung von St. Thomas das Kriegsvolk alle unterirdischen Gewölbe scharf durchsucht habe, um Schätze zu finden. Da hätten sie im letzten Bogengang eine Stelle an der Wand bemerkt, so groß wie eine kleine Thüre, wo die Mauer aus anderen Steinen gebaut, als rings umher. Das sey ihnen verdächtig geworden; sie hätten mit einem Balken dawidergestoßen, und, als die Steine zusammengetrümmert, und sie mit Fackeln in den eröffneten Raum hineingeleuchtet, sey eine Nonnengestalt vor ihnen in Staub zusammengesunken. Bei näherer Untersuchung hätten sie erfahren, daß hier vor mehreren Jahren eine Nonne, die ihr Gelübde gebrochen habe, lebendig eingemauert worden sey! — Meine Großmutter behauptete dabei, das sey noch in vielen Klöstern der Brauch. Mich schauerte immer, so oft ich es wieder hörte, und ich glaube, es hat dazu beigetragen, mich vom geistlichen Stande abzuwenden. Hatte doch der Apostel Paulus, selbst nach seiner Bekehrung, noch so Viel mit sich zu kämpfen, daß er bitter klagte, wie das Gesetz in seinen Gliedern ihn in der Sünde Gesetz gefangen nehme; wie kann da ein anderer armer Christenmensch mit gutem Gewissen ein Gelübde darauf ablegen, daß er immer siegen wolle und werde? —

Ich freute mich über das richtige Urtheil meines alten Thürmers, und reichte ihm meine Grogflasche, damit er sich ein wenig erfrische, und da er schon einmal mit mir getrunken hatte, so machte er jetzt keine Weitläufigkeiten, sondern trank. Dann aber erzählte er mir noch Vieles von dem Hammersteiner Schloß, das vor uns lag, und von Reineck, dessen Spitze aus dem gegenüberstehenden grünen Berge hervorragte; von der heiligen Kreuzkirche bei Leutesdorf und dem Teufelshaus bei Irrlich; von dem Grabmal des französischen General Hoche zu Weißenthurm, das, wie das Reich und die Freiheit, für die der junge Held gefochten, nicht ausgebaut worden ist, — und von dem fernen Ehrenbreitstein, der mit allen andern neugebauten Rheinfestungen doch nur der Deckel auf den Brunnen ist, nachdem das Kalb hineingefallen. Ich breitete indessen mein Zeichengeräthe aus, und als ein Sitz aus einigen Steinen zusammengetragen, der Sonnenschirm ausgebreitet und aufgestellt, das Bleistift gespitzt und das Skizzenbuch aufgeschlagen war, beurlaubte ich den Thürmer, und bat ihn nur noch gegen Abend mich hier abzuhohlen, zuvor aber meinen Wirth nochmals daran zu erinnern, daß er mir mein Mittagessen hierher schicken möge. —

9.

Da saß ich nun hoch über dem menschlichen Gewühle, wie ein Gott auf seinem Felsenthrone, und die mildeste Herbstluft umspielte mich und weckte so manche längst entschlummerte Frühlingshoffnung in meiner Brust. Die Sonne strahlte so innig und liebreich nieder, — wie eine Mutter, wenn ihr Sohn in die kalte Fremde geht, in den Abschiedsstunden ihn mit immer heißeren Küssen überschüttet, und in allen Schiebern und Schränkchen noch etwas zu finden weiß, was sie dem lieben Sohne mit auf die Reise geben kann. — Es wurde mir gar leicht in dieser schönen Welt. Das Herz schloß sich auf wie ein Blumengarten, und die Gedanken bekamen Flügel, und flogen wie Schmetterlinge auf den Blumen umher. — Und wie viele phantastische Bilder hatte der Thürmer an meiner Seele vorübergeführt. Welch reiche Welt lag vor meinen Augen ausgebreitet, — wie zauberisch war die Zukunft, die aus solchem Lebensbaume hervortrieb! — Auch die Hand schien beflügelt; denn in wenigen Stunden schlängelte sich der Rhein schon auf meiner Tafel hin, die Berge hoben ihr gekröntes Haupt stolz zum Himmel und die Rauchsäulen von den Dörfern verloren sich in die blaue Luft. — Da schlug die Glocke Eins, und siehe, das Thurmpförtlein öffnete sich, und ein zartes Mägdlein mit einem Korbe am Arm trat hervor und mit schüchternem Erröthen fragte sie mich, ob ich wohl der Herr sey, der aus der Lilie — so hieß mein Gasthaus — das Mittagessen bestellt habe. Dabei senkten sich die langen schwarzen Augenlieder, und der zartgeschlossene Mund schien eine Rosenknospe zu seyn, die in der schirmenden Grünung noch von keinem Sonnenstrahl war berührt worden. Ein himmelblaues Mieder umfing züchtig den jungfräulichen Busen und die reichen blonden Haarflechten waren am Hinterkopfe durch ein Mützchen von Goldstoff gezogen, in Kränze gewunden, und mit einer silbernen Nadel befestigt, während über den dunklen Augenbraunen zu beiden Seiten leichte blonde Löckchen herabfielen. Und das liebliche Mädchen erröthete noch mehr, als ich, von ih-

rem Anblick überrascht, einige Augenblicke mit der Antwort zögerte. Da faßte ich mich, bat sie, mir auf der nahe liegenden großen Steinplatte mein Mittagmahl zurechtzustellen, und, um ihr Zeit zu lassen, sich von ihrer Verlegenheit zu erholen, zeichnete ich noch eine Weile fort. Dann legte ich Alles langsam bei Seite, stand auf und ging hin zu meiner anmuthreichen Wirthin. Wohl, damit ich sie nicht für eine Aufwärterin aus dem Wirthshause halten möge, sagte sie mir nun, ihr Vater (der Thürmer) habe sie zur Lilie geschickt, um das Essen für mich zu bestellen; da die Wirthsleute aber und ihre Kellner alle Hände voll mit den Marktgästen zu thun hätten, sey sie von ihnen gebeten worden, mir das Essen zu überbringen. Ich bezeugte ihr meine Freude über diesen Zufall und bat sie das Mahl mit mir zu theilen. Allein sie dankte mit der Versicherung, daß sie schon vor einer Stunde ihr Mittagbrod genossen habe, und, um mich bei dem Essen nicht zu geniren, ging sie auf die andere Seite des Thurmes und sah hinunter auf den Markt.

(Schluß folgt.)

Operbericht aus Paris.

Uebersetzt aus dem Globe vom 22. März.

Seit sechs Monaten schmachtet unser italienisches Theater in der Bedrängniß und Armuth. Fast ists eine Beleidigung der Musik und des Publikums, daß man es offen gelassen hat. Unbedeutende Anfängerinnen, höchstens gut fürs Chor, traten auf, und das Parterre, so nachsichtig es auch gestimmt ist, wollte sie nicht öfter als zweimal hören. Auf den Demoisellen Blasis und Cesari liegt die ganze Last des Repertoires; sie haben ihr Möglichstes gethan und ihr guter Wille ist dankenswerth; aber ist es nicht unverantwortlich, ihnen so viel zuzumuthen? Als zweite Sängerinnen würden sie vielleicht glänzen, aber — gestehen wir es uns — zu Prima Donnas fehlt ihnen nicht weniger als Alles. Indessen man verspricht uns bessere Zeiten: Mlle. Albini wird debutiren (sie ist am 24. März aufgetreten und hat so ziemlich gefallen); dann sollen wir Mlle. Ferlotti hören; später kommen die Damen Pesaroni, Gazzia, Demeri, Sonntag. Zuletzt werden wir so reich sein, daß wir in Verlegenheit kommen dürften, was anfangen mit all' den Nachtigallen.

Um dieser neuen Fatalität vorzubeugen, um die Schätze der Sangkunst in Hände zu legen, die es verstehen, sie zu benützen, um das Gedeihen der italienischen Oper zu sichern, will man zu einer kleinen Revolution seine Zuflucht nehmen. Die gegenwärtigen Directoren, endlich ihre Unfähigkeit gestehend, würden abdanken und ihre Stelle dem König aller Impresarien (Bühnenunternehmer) dem Signor Barbaja abtreten, der, wie Carnot einst 14 Armeen von Paris aus in Marsch setzte, so zu gleicher Zeit die Theater von Neapel, Mailand, Venedig und Wien leitet und verwaltet. Man begreift, daß es ihm gar nicht schwer fallen würde, auch Paris in seinen Operationsplan einzuschließen; wirklich scheint er schon unser Director in Partibus, denn nie engagirt er einen Sänger, ohne die Clausel in den Contract zu setzen, daß der Angeworbene auch zu Paris singen müsse, wenn es dazu käme. Barbaja, einmal Herr unsers Theaters, würde es aus seinem Verfall zu ziehen wissen: er ließe dann jährlich zwei bis drei Opern ganz besonders für Paris componiren und dieser Reiz der Neuheit gewänne ihm gewiß das Publikum. Man weiß nicht, ob die Unterhandlungen mit dem Impresario schon weit vorgerückt sind; es verlautet nur, seine Forderung sey etwas überspannt: er fodert von der Regierung einen jährlichen Zuschuß von 150,000 Fr. und man will nur geben, was die Oper bisher zur Deckung des Defizits gekostet hat, nämlich 70 bis 75,000 Fr.

Im Namen der Musik wünschen wir, es möge eine Uebereinkunft mit Barbaja zu Stande kommen. Wir würden darin die Aussicht auf eine musicalische Restauration erblicken. Der Impresario ist thätig und sucht zu glänzen: er wird ein Opfer nicht scheuen, um unsere Oper mit Luxus auszustatten. Jedenfalls aber, und wäre er der unfähigste, der saumseligste aller Bühnenregenten — wir ziehen ihn der gegenwärtigen Direction vor. Mag man immerhin sagen, eine ganz besonders üble Schicksalslaune habe das italienische Theater heruntergebracht, die Elemente selbst hätten Parthei genommen, der schlechte Ausgang des Feldzugs dürfe dem General nicht angerechnet werden — kurz, Hr. v. Rochefaucauld (der Theaterintendant) habe sich, wie es nur gehn wollte, aus Rußland zurückziehen müssen (das Pariser Clima hat Madame Fodor außer Stimme gebracht!) — das Alles mag wahr seyn, aber die eigentlichen Ursachen des Uebels liegen doch noch tiefer. Wenn schon die Luft von den Ufern der Seine in Italien in schlechtem Ruf steht, so ist doch unsere Theaterverwaltung noch mehr verschrien. Mancher Sänger würde dem Schnupfen und Halsweh Trotz bieten — aber er bleibt weg, oder fordert eine unerhörte Gage, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß er mit Leuten zu thun bekommt, die ihr Wort nicht in Ehren halten, sich leichtsinnig in Contracte einlassen und wenn es sie reut ohne viele Umstände wieder abspringen, wozu sie sich, da sie die Stärkeren sind, immer berechtigt halten.

(Schluß folgt.)

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 65. Sonntag, 1. April 1827.

Operbericht aus Paris.

(Schluß)

In Italien ist der Unternehmer eines Theaters wie jeder andere Privatmann den Gerichten unterworfen: verletzt er seine Verpflichtung gegen den Sänger, so kann ihn dieser anhalten lassen sie zu erfüllen. Bei uns ist die Theaterdirection in ganz andern Verhältnissen; man kann nur nicht genau angeben in welchen. Sie bildet zwar kein Ministerium, geht aber eben so wenig von einem Privatinteresse aus: Willkühr, Laune und Verantwortlichkeit gegen den Staatsschatz leiten ihre Schritte. Unter dem hochtönenden Namen: „königliche Administration" zahlt man nicht, was man schuldig geworden, ändert die Contracte nach Belieben, legt Sinn und Worte aus, wie es grade dient. Will sich einer beklagen, so wird die Sorge für den öffentlichen Dienst vorgeschoben: man will ja nur dem Intendanten gefallen und benutzt dessen hohe Stellung, um Mißbräuche zu unterhalten und gerechte Ansprüche abzuweisen. Damit man nicht glaube, dies seyen Beschuldigungen ohne Beweis, wir hegten nur Widerwillen gegen jede Einmischung der Regierung im Gebiet der Künste, wollen wir einige Thatsachen anführen.

Vorm Jahr ward Donzelli gleichsam durch einen Staatsstreich aus Italien entführt und hierher gebracht. Dies allein würde hinreichen, jeden Theaterunternehmer in Italien abzuhalten, mit unserer gegenwärtigen Administration in Unterhandlung zu treten; man hat ja nicht einmal die 50000 Fr. bezahlt, welche Donzelli auf den Fall, daß er sein Engagement aufgäbe, dem Director als Reugeld contractmäßig zugesagt hatte, mithin dem letztern nicht entgehen durften, selbst wenn der Vertrag gesetzlich gelöst worden wäre. Doch diese Ungerechtigkeit fällt auf den Director; hören wir, wie man den Sängerinnen selbst mitspielt.

Man hatte Madame Pasta versprochen, Rossini solle zu ihrem Benefiz eine neue Oper componiren: natürlich hätte dies die Einnahme sehr erhöht. Da man aber wußte, daß Rossini eben nicht sehr aufgelegt sei, sein Talent in Contribution zu setzen und man daher auf das neue Kunstwerk nicht zur bestimmten Zeit zählen konnte, machte sich die Administration verbindlich, falls die Oper nicht fertig werde, Madame Pasta mit einer gewissen Summe zu entschädigen. Was vorgesehen worden, trat ein, aber was versprochen worden, blieb aus. Man rathe warum? Um Undank zu strafen! Mad. Pasta soll dem Hrn. v. Rochefoucauld zugesagt haben, sie wolle — hier bleiben: ein durch nichts bewiesenes Vorgeben. Aber so lauten die Gesetze bei unserer Oper: der eine Theil hält sein mündlich gegebenes Versprechen nicht und sofort ist der andere Theil von Haltung seines schriftlich gegebenen entbunden. Abgesehen von der unendlichen Zartheit eines solchen Verfahrens, ist es nicht zum Bewundern fein berechnet? Mad. Pasta hat die Erfahrung gemacht, daß man ihr Talent bei uns am besten würdigt; kein Zweifel, sie würde sich noch entschlossen haben, neue Bande mit der Pariser Oper zu knüpfen; statt aber diesen Umstand geschickt zu benutzen, um die Sängerin festzuhalten, hat man sie auf alle Art gekränkt und läßt ihr nur, ihr Recht zu suchen, den leidigen Proceßweg offen.

Eine andere Künstlerin, nicht so bedeutend wie die Pasta, aber eben darum weniger im Stand eine Verletzung ihres Interesse zu tragen, ist das Opfer einer wahren Hinterlist geworden. Mad. Schütz kommt nach Paris; sie läßt sich vor den vornehmsten Personen der Administration hören; sie gefällt, und die guten

Leute, ihrem Geschmack, ihren Ohren trauend, engagiren sie auf drei Jahre, so zwar, daß die Gage mit jedem Jahr um einen ansehnlichen Betrag zunehmen soll; man sieht, das Engagement war nur insofern für die Künstlerin vortheilhaft, als es für die drei Jahre galt. Madame Schütz unterzeichnet, begeht aber die große Unvorsichtigkeit (Damen sind oft so voll Vertrauen, daß sie an gar nichts denken!), sich kein Duplicat des Contracts, von der Administration unterzeichnet, geben zu lassen. Was geschieht? Mad. Schütz tritt auf und — gefällt nicht. Ein Paar Tage nachher fodert sie Abschrift ihres Contracts. Man thut, als verstände man sie gar nicht; man weiß von keinem Contrakt; das ganze Personal der Administration hat das Gedächtniß verloren; kurz Mad. Schütz, nachdem sie sich in Klagen und Vorwürfen erschöpft hat, muß sich noch glücklich schätzen, ein Engagement auf ein Jahr mit sehr mittelmäßiger Gage zu erhalten. Warlich auf einen solchen Streich müssen Escobars Schüler eifersüchtig seyn!

Als Hr. v. Rochefoucauld an die Spitze des Künste-büreaus gestellt wurde, wandte sich seine Sorgfalt halb auf die Moral — die Tänzerinnen mußten ihre Röcke verlängern — halb auf die Musik — er verkündete, sein italienisches Theater sollte das erste in Europa werden. Die Aufgabe hatte ihre Schwierigkeit: wir hatten verdienstvolle Künstler zu Paris, aber es fehlte viel zu einer vollständig besetzten Oper. In Italien dagegen war von nichts die Rede, als von den Sängern Barbaja's, die abwechselnd Neapel und Wien in Entzücken setzten; man nannte sie: die goldne Truppe. Seit langer Zeit hatten die Liebhaber keine so große Zahl bedeutender Sangtalente vereint gesehen. Barbaja's Ruhm weckte den Stachel der Eifersucht in unseres Vicomte Brust; des Miltiades Trophäen ließen ihn nicht schlafen. Was zu thun? Vor allem mußte die neapolitanische Cohorte gesprengt werden. Madame Fodor war deren Hauptzierde: sie also mußte zur Desertion verleitet werden. Hr. v. Rochefoucauld ließ die wichtige Sache durch unsern Botschafter zu Neapel betreiben. Aber gleich beim Beginn der Negoziationen zeigten sich Berge von Schwierigkeiten: wie es anfangen, um Mad. Fodor zu bewegen, in ein Clima zu gehen, das ihr schon zweimal schlecht bekommen war. Konnte man ihr wenigstens Geldvortheile anbieten? Zu Neapel hatte sie 80,000 Fr. — in Paris fanden sich, so oft man auch das Operbudget umdrehte, nur 50,000 Fr. disponibel. Wie half man sich? Statt der Quantität bot man die Qualität. Man sagte der Dame: Ziehen Sie das Solide dem Glänzenden vor; wir geben Ihnen weniger als Sie dort haben, aber wir geben es Ihnen, Sie mögen singen können oder nicht. — Lange wollte Mad. Fodor auch darauf nicht eingehen; man setzte ihr aber so stark zu, daß sie sich entschloß: sie begnügte sich mit der angebotenen Gage, ließ aber in den Contract setzen: die Zahlung kann in keinem Fall, um welcher Ursache willen es auch sey, suspendirt werden. — Auf diese Versicherung hin kommt Mad. Fodor nach Paris. Ihre Stimme ist schöner als je — das bezeugen, die sie bei den ersten Proben von Semiramis gehört haben. Inzwischen war nichts vorbereitet zu ihrem Debut. Die Oper, welche sie seit 6 Monat begehrt hatte, war kaum copirt. Der Herr Vicomte hatte über seine diplomatische Unterhandlung das Theaterdetail versäumt. Zwei Monate gehen herum; der Winter kommt; Mad. Fodor wird krank. Nun erst ist man so weit fertig, sie debutiren zu lassen. Vergebens will sie ihr Engagement aufheben, vergebens fordert sie wenigstens Zeit sich herzustellen; man will von keinem Aufschub hören. Das Publicum werde Nachsicht haben; sie müsse singen. Mad. Fodor, den Befehlen, man dürfte sagen den Drohungen, weichend, debutirt. Die Anstrengung des Abends verschlimmert ihr Uebel und gefährdet ihre Gesundheit vielleicht auf immer. Aus einem einfachen Halsweh ist ein Luftröhrenübel geworden und die Aerzte erklären, man könne nicht voraussehen, wie lange es damit dauern werde. Mad. Fodor konnte nun ihrem Contract gemäß ruhig ihre Herstellung abwarten und dabei ihre Gage fortbeziehen; aber weit entfernt dies zu wollen, bittet sie vielmehr schriftlich um Aufhebung des Contracts. Der Herr Vicomte verweigert sie; sieben Monate verstreichen unter beständigen Gesuchen um Entlassung und beständigen abschlägigen Antworten. Wo liegt der Grund der letztern? Der Mad. Fodor Krankheit versteckte die gänzliche Entblößung, die der Oper drohte. Wenn die Abonnenten fragten: Was wird man uns nächsten Winter geben? so war die Antwort: Was wollt ihr mehr? Habt ihr nicht Mad. Fodor, die berühmte Sängerin? freilich ist sie unpaß, aber es geht ihr täglich etwas besser. — In der That, der heiße Sommer gibt ihr die Stimme wieder, nur das Organ des Athmens ist noch leidend. Da hat nun der Herr Vicomte gefürchtet, wenn er die Donna ziehen ließe, würde sie ihm den Streich spielen, nach ein Paar Monaten auf einem italienischen Theater zu singen. Was würden dann die Pariser sagen? Würden sie nicht den ungeschickten Impresario auslachen? Es war nicht anders zu machen, man mußte Mad. Fodor halten. Man konnte es um so leichter, da man schon entschlossen war, die Theatercasse nicht darunter leiden zu lassen. Die Gage war suspendirt worden, so wie sich das Halsübel einstellte. Der Winter kam und mit ihm schwand die Hoffnung auf Herstellung der Sängerin. Der Herr Vicomte versammelt sein Conseil und beschließt — ohne Mad. Fodor nur zu hören — das mit ihr abgeschlossene Engagement sei null und nichtig; Mad. Fodor habe keine Ansprüche auf die verfallene Gage; indessen wolle man ihr, aus Achtung für ihr Talent und um sie für die Opfer zu entschädigen, welche sie gebracht, um nach Paris zu kommen, die Hälfte bewilligen. — Der Ausweg ist ächt aristocratisch: man will großmüthig seyn, aber nur nicht gerecht! — Mad. Fodor meint, es sey nicht Ernst. Sie schlägt vor die Sache durch Schiedsrichter ausgleichen zu lassen. Aber Hr. v. Roche-

foucauld antwortet: Madame, ich scheue den Prozeß nicht. Die Administration wird ihre Sache führen und am Ende bleibt mir die Entscheidung. — Mad. Fodor muß wohl glauben, der Herr Vicomte kenne die Gesetze seines Landes schlecht, denn nachdem sie ihm noch drei Monate Zeit gelassen, von seiner stolzen Despotie zurückzukommen, hat sie ihre Sache vor die Gerichte gebracht. Hoffentlich wird die Justiz dem Herrn Vicomte die Mühe sparen, zu entscheiden.

Sollte Barbaja, oder ein anderer Impresario, die Direction unserer Oper übernehmen, wir würden ihm sagen: Machts nicht wie euer Vorgänger, besonders in Sachen, wo es auf Treue und Glauben ankommt. Setzt keine aleatorische Clauseln in eure Contracte, wenn ihr nicht im Voraus auf Alles gefaßt seyd. Habt ihr aber einmal etwas gewagt, so spielt ehrlich und macht nicht bankrot, wenn euch die Würfel schlecht fallen. Sich des Rechts des Stärkern bedienen, ist niemals recht; sich aber dessen im Gebiet der Kunst und gegen Künstler bedienen ist mehr als schreiende Unbill, ist wahre Entweihung.

Räthsel.

Ich werde zu aller Zeit gesät,
Nur selten gut, und nicht überall,
Mein Feld ist weiß, beweglich und stät,
Mein Samen schwarz, und mein Pflug, zumahl
Von fünf getragen, ein langer Kanal
Und stiller Sämann, — jedoch es naht —
O Wunder — die Erndte mit der Saat

Logogryphen.

Vorwärts — stille Lebenskraft;
Rückwärts — kleine Handelsschaft.

Sechse sind es, zusammen doch keines,
Läßt du das Erste weg, bleibt noch eines.

Auflösung der Charaden in No. 60, beide von einem Verfasser, dessen Namenschiffer G.....k aus Versehen weggelassen wurde.

Minn. Leumund.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Samstag den 24. März. Kabale und Liebe, Trsp. in 5 Abthl. von Schiller. Eine Vorstellung, wie man sie nur in den besseren Zeiten der Schauspielkunst sah. In einzelnen Leistungen vortrefflich, im Ganzen ein gediegenes, würdiges Zusammenspiel! Selbst die paar Mitwirkenden, denen der Genius selten hold ist, thaten heute, vielleicht unbewußt, mehr als von ihnen zu erwarten stand. Abgesehen davon, daß die eine und andere Rolle das Gemüth lebhafter anspricht, wußten wir nicht, wem von den Hauptpersonen wir den Kranz des höheren Kunststrebens zutheilen sollten. Nur bei Hrn. Fehringer (Major von Walter) wollen wir einen Augenblick verweilen; er spielte von der ersten bis zur letzten Scene ungemein brav; überall der Ausdruck einer tiefen, hinreißenden Empfindung; überall die Hoheit des Mannes von strengem Ehrgefühl. Nur bei einer Stelle regte sich der Wunsch in uns, er mögte minder unfügsam gewesen sein. Es war zu Anfang der Scene mit der Lady Milfordd (Mad. Schultze) im 2. Act. Hier legte Hr. Fehringer zu viel Härte in den Ton seiner Rede. Die Worte, die der Major der Lady zu sagen hat, sind an sich schon vernichtend, sie noch durch den Ton verstärken, mögte eben so sehr dem Edelsinn des Majors als überhaupt der Schicklichkeit entgegen seyn. Hr. Fehringer wolle uns jedoch wegen dieser Bemerkung nicht der Tadelsucht zeihen. Wir haben, wie schon gesagt, seine Leistung so nahe der Vollendung gefunden, daß wir wünschen, er möge für die Zukunft auch die kleinen Unebenheiten daraus verbannen.

Sonntag den 25. Die Schwestern von Prag, komische Oper in 2 Abthl. Musik von Wenzel Müller.

Montag den 26. (Zum erstenmale) Agnese, Oper in 2 Abth., nach dem Italienischen von C. Herclotz, Musik von Paer. Lord Morrison, ein Schottländer, wird, weil seine Tochter Agnese ihm entflohen war, um sich mit einem von ihr geliebten Manne, Belton, zu verbinden, wahnsinnig. Er wähnt, daß seine Tochter gestorben sey und bei Nennung der Namen Vater, Sohn, Tochter fällt er in Raserei. Agnese, durch ihren Gatten tief gekränkt, entflieht auch diesem und will mit ihrem Kinde in das väterliche Haus zurück. Beim Aufgang der Scene finden wir Belton in einer Felsengegend nahe bei Morrisons Schlosse die verlorne Gattin suchend und um die, wie er fürchtet, Verunglückte klagend. Lord Morrison, seinen Wächtern entsprungen, kommt, mit Ketten belastet, an den Ort, wo Agnese sich mit ihrem Kinde vor dem sie suchenden Gatten verborgen hat. Sie erkennt den unglücklichen Vater und auch dieser ahndet, daß seine Agnese ihm nahe stehe. Doch als diese von ihrer Tochter spricht, ergreift ihn Wahnsinn und er stürzt auf Agnesen und ihr Kind los, sie zu verderben. Sie ruft um Hülfe; die Wächter eilen herbei und bemächtigen sich ihres Gefangenen. Agnese geht mit dem Vater

in's Schloß zurück und wird als die Tochter des Hauses erkannt. Morrison, immer von Wahnsinn befangen, wird eingekerkert; er bemahlt seine Wände mit Grabmälern, Cypressen und andern Gegenständen der Trauer um die verlorne Tochter. Da knüpft der Hausarzt an das Wiederfinden Agnesens den Gedanken der Heilung, versetzt den Geisteskranken ganz in dasselbe Verhältniß, in welchem er in dem Augenblicke war, als sein Verstand ihm entrissen ward und nun erscheint ihm beim Erwachen die verlorne, todtgeglaubte Tochter, wie sonst auf der Harfe ein ihm bekanntes Lied spielend; das Mittel hilft; Morrison wird ohnmächtig und ist, als er zu sich kommt, geheilt. Agnese versöhnt sich mit Belton und Morrison, der glückliche Großvater, segnet Kinder und Enkel. Dieses ist der Text zu der Oper. Eine noch eingeflickte komische Person, Williams, der Curator des Wahnsinnigen, soll das grasse Gemälde etwas beleben, und gibt Veranlassung, daß einige Narrenstreiche Morrisons wirklich auf die Bühne gebracht werden. Der Stoff der Handlung scheint uns zu einer dramatisch-musikalischen Bearbeitung gar nicht geeignet. Wahnsinnige können allerdings auf die Bühne gebracht werden, allein nur in einer höhern Bedeutsamkeit und wenn durch sie eine große Katastrophe motivirt werden soll. Hier erblicken wir jedoch, als die Folge längst vergangner Ereignisse, einen Wahnsinnigen, ja Wüthenden, dessen Erscheinen mit der Haupthandlung des Stücks, dem Verhältnisse Agnesens zu Belton, nur in entferntem Bezug steht. Der Wahnsinnige wird Hauptsache und am Ende dreht sich Alles darum, wie derselbe wohl zu heilen seyn möge; wir kommen also von der poetischen Seite ganz ab und gerathen in eine gar zu alltägliche, in ein Irrenhaus. Ueber die Verse sagen wir nichts, da bekanntlich bei den Uebersetzungen italienischer Opern alle Licenzen gelten müssen. Die Musik ist, wie alle Paer'sche Musik, recht lieblich und klar, nur ist manchmal der Character wenig gehalten, oft ganz verfehlt, wie in der Introduction des ersten Actes, wo Belton in der Verzweiflung auf ganz muntere Weise sich vernehmen läßt; dagegen sind auch andere Nummern da, welche vorzüglich gelungen sind. Hierher ist vor Allen das Duett des ersten Actes: „Finden muß ich's, ja ich find' es" zu rechnen. Die Musik war uns übrigens häufig bekannt, da Rossini in dem Barbier von Sevilla und der diebischen Elster schon damit bekannt gemacht hat. Die Darstellung war befriedigend. Hr. Dobler (Morrison) war im Spiele ausgezeichnet brav. Er wußte dem Ganzen einen rührenden Anstrich zu geben und minderte auf diese Art das Widerliche. Seinem gedachten Spiele ist vorzüglich der der Oper gewordene Beifall zu danken: denn bei allen Vorzügen der Musik würde das Langweilige und Grausenerregende der Handlung doch bös gewirkt haben. Dem. Hauß (Agnese) sang anfangs etwas bedeckt, bald aber brach ihre herrliche Stimme hervor und erwärmte durch ihren entzückenden Klang das durch den Frost der Handlung erstarrte Gefühl. Die im zweiten Acte eingelegte schwere Arie aus der hier ebenfalls schon gegebenen doch seit vielen Jahren ruhenden Paer'schen Oper Leonora trug sie ausgezeichnet schön vor. Ihr Spiel war richtig und voll Empfindung. Hr. Nieser (Belton). Wir können nicht begreifen, wie seine Gattin ihm zürnen konnte. Die Arie des ersten Actes: Nein lebe, theure Gattin, trug er meisterhaft vor, und die ganze Darstellung war seiner würdig. Hr. Hassel (Williams) gab den gemüthlichen, weichherzigen und zaghaften Alten recht ergötzlich. Dem. Münch (Charlotte) ist im Spiel noch befangen, doch merkt man schon ein Vorschreiten; über den Gesang läßt sich nicht viel sagen, da das Terzett des ersten Actes: „Man wird sagen, er ist ein Drache," worin Charlotte zu singen hat, gestrichen worden ist. Hr. Tourny (Doctor Jones) spielte ganz gut; sang auch ziemlich gut; aber den Puls fühlte er schlecht. Die Arteria radialis, welche an dem untern Theile der Speiche so frei liegt, daß man deren Schlagen mit den Fingern sehr deutlich fühlen kann, und an welcher daher gewöhnlich der Puls gefühlt wird, läuft nicht nach dem kleinen Finger, sondern mehr nach oben, nach dem Daumen her. Hr. Tourny suchte diese Schlagader auf der verkehrten Seite. — Nun wird's heißen, die Recensionen eines gewissen Blattes sind seit einiger Zeit so medicinisch. Wir armen Referenten sind doch übel dran! Sänger und Schauspieler wollen gelobt seyn und loben wir, — versteht sich, wo wir aufrichtig glauben, es sey lobenswerthes geleistet, — so kommt ein Neidhard oder Rechthaber und bildet sich ein, uns mit einer tüchtigen Portion Anmaßung annihiliren zu können. Wir aber sehen die Theaterberichte von einer weit harmloseren Seite an, machen nicht den entferntesten Anspruch auf Unfehlbarkeit im Urtheil, lassen vielmehr jedem seine Meinung, suchen nur das Publicum zur Milde zu stimmen — da ja doch bei vielen Mängeln unsere Bühne des Guten noch so viel hat — und glauben durch versöhnende Critik mehr zu nützen, als die bitterste Opposition und unermüdlichste Tadelsucht vermöchten. Dem. Roisten d. Ael. (Jenny) schreitet brav fort. Das Ungebundene, allzu Freie der kleinen Theater verliert sich; das Spiel wird anständiger. Hr. Marrder (Castellan) befriedigte vollkommen. Die Chöre gingen gut und die Decorationen waren geordnet. Noch müssen wir des schönen Clarinetspieles des Herrn Bretschneider im Rittornel zur Arie Beltons und des Harfenspieles der Dem. Löw lobend erwähnen. Ueberhaupt wirkten alle Instrumente würdig zum Ganzen.

(Schluß folgt.)

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 66. Dienstag, 3. April 1827.

Zwölf Blätter aus dem Tagebuch eines Engländers, oder Ein Tag auf dem Stadtthurm zu Andernach.

(Schluß)

10.

Ich hatte kaum zu essen angefangen, als ganz aus der Nähe des Thurmes Harfenklänge zu mir herauftönten. Ich fragte das Mädchen, wer da spiele. Es ist der alte Harfner von Coblenz, antwortete sie. Er scheint erfahren zu haben, daß ein fremder Herr hier oben ist, denn er schaut immer herauf. — Und nicht lange hatte das Vorspiel gedauert, als er ein wundersam ergreifendes Lied zu singen anfing. Ich konnte nur einzelne Worte davon vernehmen; aber das Mädchen sagte gleich, das ist das Lied von den zwei Verlobten; — und als das Lied zu Ende war, wiederholte sie mir es von Wort zu Wort, und ich schrieb mir es in mein Tagebuch auf, und meine gefühlvollen und sittsamen Landsmänninnen werden mir nicht zürnen, wenn ich ihnen die fremde Blume, statt eines Vergißmeinnichtes, darbiete. Der Harfner hatte schön gesungen; aber das Mägdlein hatte noch lieblicher wiederholt.

Liebesprobe.*)

Es sah eine Linde in's tiefe Thal,
War unten breit und oben schmal,
Worunter zwei Verlobte saßen,
Vor Lieb ihr Leid vergaßen.

Feins Liebchen wir müssen von einander;
Ich muß noch sieben Jahre wandern;
Mußt du noch sieben Jahr wandern,
So heurath ich mir keinen andern.

Und als die sieben Jahr um waren,
Sie meinte, ihr Liebchen käme bald;
Sie ging wohl in den Garten,
Ihr feines Liebchen zu erwarten;

Sie ging wohl in das grüne Holz,
Da kam ein Reuter geritten stolz;
Gott grüße dich Mägdlein feine,
Was machst du hier alleine?

Ist dir dein Vater oder Mutter gram,
Oder hast du heimlich einen Mann? —
Mein Vater oder Mutter sind mir nicht gram,
Ich hab' auch heimlich keinen Mann.

Gestern war's drei Wochen über sieben Jahr,
Da mein feines Liebchen ausgewandert war. —
Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
Da dein feins Liebchen hat Hochzeit gehabt.

Was thust du ihm denn wünschen,
Daß er nicht gehalten seine Treu? —
Ich wünsch' ihm soviel gute Zeit,
So viel wie Sand am Meere breit.

Ich wünsch' ihm all' das Beste,
So viel der Baum hat Aeste.
Ich wünsch' ihm so viel Glücke fein,
So viel wie Stern am Himmel sein.

Was zog er von seinem Finger?
Ein'n Ring von reinem Gold gar fein.
Er warf den Ring in ihren Schooß,
Sie weinte, daß der Ring gar floß.

Was zog er aus seiner Taschen?
Ein Tuch schneeweiß gewaschen.
Trockne ab, trockne ab dein' Aeugelein,
Du sollst hinfort mein eigen sein.

*) Fliegendes Blatt, aufbewahrt in „Des Knaben Wunderhorn" I. 61. Wir haben die Version der Thürmerstochter nach dem gedruckten Texte berichtigt, doch aber den Vers: „Ich wünsch' ihm all das Beste" u. s. w., der im Wunderhorn nicht mittönt, beibehalten.
A. d. R.

Ich thu' dich nur versuchen,
Ob du würd'st schwören oder fluchen;
Hätt'st du einen Schwur oder Fluch gethan,
So wär' ich gleich geritten davon.

So hatte das schöne Mägdlein mir das Liedchen vorgesagt, und sie war noch nicht damit zu Ende, als ich schon den Thurm und den Harfner und ganz England vergessen hatte, und selbst der stolze Reiter zu sein vermeinte, — den Ring, der der Trauring meiner guten Mutter gewesen, vom Finger zog, und ihn dem Mädchen ansteckte. Kam es vielleicht auch dem schönen Kind so vor, als habe es schon sieben Jahre auf mich gewartet, oder war es zu sehr überrascht: es hatte die Hand nicht zurückgezogen. Und als ich sie gefaßt, schlug sie die großen schwarzen Augenlieder auf, und schaute mir unaussprechlich in das Auge — und hindurch bis in den tiefsten Grund meines Herzens hinein. Und das Herz kam dem ihrigen entgegen und sie schlossen einen Bund, — rein, wie das Licht der Sonne, in welchem sie sich begegneten, und innig, wie das Gold der Erde sich mit dem Himmelblau zum Hoffnungsgrün vereinigt. Es war ein Himmelfahrtstag, — doch nein, — es war nur ein Silberblick des Lebens. Der Harfner fing wieder an zu spielen und wir erwachten aus dem freien Himmel in die vielfach beschränkte Gegenwart. Das Mägdlein zog nun seine Hand, die in der meinigen geruht hatte, zurück, und sah halb ernst, halb wehmüthig auf den Ring an seiner Hand nieder, und sprach mit halber Stimme zu mir: Ach Herr, Sie wußten nicht, was Sie thaten, ich bin ja nur des armen Thürmers Töchterlein, und Sie sind ein so vornehmer Herr! — Sehen Sie da drüben auf jener Anhöhe über dem Fahr, da steht noch jetzt die Linde, von der das Lied gesungen hat, und gar oft schon habe ich darunter gesessen, wenn sie blüht und die Bienen darin summen. Aber darneben steht eine alte Kirche, man nennt sie die Feldkirche, und ein Gottesacker läuft um die Kirche, und es steht manch' Sträuchlein Rosmarin bei den bemoosten Kreuzen. Da habe ich manchmal bei mir selbst gedacht, es werde gewiß einmal ein gar großes Glück, wie die Linde voll Blüthen, sich über mich breiten; aber der Rosmarin wachse gleich daneben! — Und mit hinreißender Schwermuth schaute sie nach der Kirche hinüber, die aus Fruchtbäumen hervorragte. Eben endigte der Harfner sein Spiel, und ich wollte dem Mägdlein sagen, der Rosmarin sey ja auch ein Schmuck der Bräute, — als das Pförtlein aufging und der Thürmer mir einen Rebenzweig brachte, an welchem die schönsten schwarzen Trauben hingen. Betroffen stand ich auf; aber das Mägdlein neigte sich nieder, nahm das Tischgeräthe in ihr Körbchen und kaum konnte ich das Lebewohl hören, das sie mir leise im Weggehen sagte.

11.

Ich dankte dem Thürmer nur kurz für die freundliche Gabe, und, um nicht weiter sprechen zu müssen, wozu das Herz mir zu schwer war, und in der Hoffnung, daß er etwas erzählen und dadurch mir Zeit geben werde, mich zu sammeln, fragte ich ihn, was das für ein zierliches Städtchen sey, zu welchem von Irrlich rheinaufwärts eine so stattliche Pappelallee hinführe? — Das ist Neuwied, antwortete er; — der Herr Director aber nennt es immer Klein-Philadelphia; nicht sowohl, weil es eben so regelmäßig gebaut ist, sondern mehr, weil auch hier so vielerlei Christen und andere Gläubige friedlich mit einander sich angesiedelt haben und auch eine Brüdergemeinde dort wohnt. Jeder geht da ruhig seinen Weg und verrichtet sein Geschäft, und denkt, daß, wenn man nur seinem Nebenmenschen nicht wehe thut, man von allem Uebrigen nur Demjenigen Rechenschaft schuldig sey, welcher alle Gaben verleiht und allein beurtheilen kann, wie treu man das Verliehene benutzt habe. Da hat mir auch eben heute Mittag der Küster der protestantischen Kirche von Neuwied, der mich alljährlich an diesem Tage besucht, eine Geschichte erzählt, die er aus dem Munde seines Pfarrers gehört hat, und die gewiß auch Ihnen recht gefallen wird. Der vorige Pfarrer war ein sehr menschenfreundlicher Mann gewesen, und er hatte nie einen Augenblick sich bedacht, wenn es galt, einem Nothleidenden Hülfe zu leisten. Aber es war ihm frühe eingeschärft worden, und er hatte es aus demüthiger Ehrerbietung für seine Lehrer als wahr angenommen, daß die ungetauften Kinder nicht selig werden könnten, — obgleich jedesmal, wenn sein Verstand ihm das aus Ehrfurcht zu glauben gebot, sein liebreiches Herz im Stillen widersprach. Als er nun zum Sterben kam, und von Allem, was ihn umgab, Nichts mehr wahrzunehmen schien, da hörte der Geistliche, der an seinem Bette saß, daß er öfter nach einander die Worte leise vor sich hin sprach: „Sie werden — sie werden nicht." — Der Geistliche hielt es für das Irrreden eines Verscheidenden, als der Sterbende plötzlich sich aufrichtete, die Augen weit öffnete, seines Freundes Hand ergriff, und, ihm freudig in's Auge schauend, mit fester und heiterer Stimme zu ihm sagte: Sie werden dennoch selig. Und nun sank er wieder zurück und sein Geist war auf den Flügeln seiner himmelleichten liebenden Seele entflohen! Aber die Zurückgebliebenen, die da wußten, was den wackern Mann so lange im Stillen beängstet und beunruhigt hatte, — sie verstanden, was jene Worte sagen sollten, und dachten, der Himmel sey nicht so weit von der Erde, daß er nicht einem Verscheidenden bis auf sein Sterbebett entgegen kommen könne, wie auch die aufgehende Sonne den Morgenstern und ihren eigenen Lichtglanz voransende, um der Erde den kommenden Tag zu verkündigen.

12.

Mir aber schien es, als sey meine Sonne schon untergegangen, und wirklich nahte der Abend. Nachen mit Menschen und Körben überladen, drückten, kaum noch eine Handbreit aus dem Wasser ragend, vom Ufer, und fuhren lustig dahin; auf der Landstraße hoben sich Staubwolken, und man wußte nicht gallopirten die Bauernpferde, weil ihre Herren jauchzten, oder jauchzten diese, weil die Pferde so ausgelassen mit ihnen dahin rollten

Indessen packten die Männer auf dem Markte zusammen und die Mägdlein konnten schon zu vier und fünf in einer Reihe Arm in Arm zwischen den Buden hindurch lustwandeln am Rheinufer hinauf und hinab. — Und die Sonne neigte sich, und dichte Schwärme von kleinen Fliegen schwirrten und summten in den warmen Abschiedsstrahlen. Aber von den schmalen Thurmfenstern des Feldkirchleins blitzte die scheidende Sonne mir ins Auge, und mit tiefer Wehmuth gedachte ich der Linde, unter der das Mägdlein gesessen und des Liedes und derjenigen, von der ich es zuerst gehört hatte. Da hörte ich Jemand die Treppe herauf kommen; ich erzitterte und hoffte und fürchtete, es sei des Thürmers Töchterlein. — Es war ihre Mutter. — Ich aber sah nur den Blumenstrauß, den sie in der Hand trug; denn mein Herz flüsterte mir zu, wer ihn gepflückt habe und wer ihn sende. Die gute Frau trat mir näher, und sprach freundlich zu mir: „mein Gretchen wünscht, daß Sie die Blumen zum Andenken an uns mitnehmen möchten; — Sie hätten eine so große Freude an der Gegend gezeigt, daß Sie vielleicht auch gerne einige Blumen, die hier wild wachsen, mitnehmen würden. Die Marienröschen mit dem wohlriechenden Laub und den wenigen Dörnern, die vielleicht nicht in England wachsen, habe sie bei der Linde zu Feldkirchen gepflückt; die Vergißmeinnicht aber und die weißen Violen sind aus unserem Garten am Mühlbache. Sie müssen aber ja nicht übel nehmen, daß ich Ihnen so gemeine Blumen bringe; wir geben's, so gut wir's haben.“ — Kaum konnte ich einige Worte des Dankes sagen, so eng wurde es mir um das Herz herum. Ich nahm den Strauß, und that, als ob ich an den Blumen riechen wollte; — in der That aber küßte ich sie mit Inbrunst. — Schon war die Sonne gesunken, und eine laue Abendluft kam von Osten, — wie mir schien, — von der Feldkircher Linde — herüber. Ich sehnte mich nach Einsamkeit. Mit herzlichem Dank für alles Freundliche, was mir von den guten Leuten zu Theil geworden, nahm ich Abschied, und erst, als wir auf die dunkle Treppe gekommen waren, drückte ich dem Thürmer eine Erkenntlichkeit für seine viele Mühe in die Hand; oben am Tage hätte ich mich geschämt, dem Vater des lieben Gretchens gemeines Geld zu reichen. Ich bat noch die Mutter, ihrer holdseligen Tochter zu sagen: die Blumen, mit denen ich von ihr sey beschenkt worden, habe ich tief in mein Herz gepflanzt, und sie würden mich bis in das Engelland hin beglücken! — Wir schieden, und ich eilte hinaus vor's Thor, am Rheine hinauf, bis gegen das Feldkirchlein über. Ich war ganz allein, und der Rhein war spiegelglatt, und ein hellrosenrother Glanz umleuchtete die Gegend, wo die Sonne untergegangen war. Wundersam bewegt drückte ich den Blumenstrauß an meine Lippen, und immer noch leuchteten die tiefdunkeln Augen in mein Herz herein. Da brach das Schilfband, womit der Strauß umwunden war, die Blumen fielen auseinander, und siehe! um das mittelste Marienröschen war ein kleiner Papierstreifen gewunden, durch meinen Ring zusammengehalten. Es ging mir wie ein Schnitt durch's Herz. Zitternd zog ich den Ring ab, entrollte das Papier und las:

Ein schöner Augenblick gab mir das Zeichen ew'ger Treue;
Der Augenblick nehm' hin, was er zu schnell vielleicht verliehn!
Was ewig ist, es bleibt auch ohne solche Zeichen;
Und ob auch nie der stolze Ritter wiederkehrt,
Ich wünsch' ihm dennoch all' das Beste,
So viel der größte Baum hat Aeste;
Ich wünsch' ihm so viel gute Zeit,
So viel wie Sand am Meere breit;
Ich wünsch' ihm so viel Glücke fein,
So viel wie Stern' am Himmel sein! —

So las ich, und schloß die Augen. — Aber alle Sterne brannten, und auf den Dörfern und in der Stadt lag Alles im tiefen Schlummer, als ich in meine Wohnung zurückkehrte. — Der Hausknecht aber meinte, es müsse eine sehr scharfe Nachtluft wehen; denn meine Augen seyen so roth. —

Correspondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 19. März.

Wenn ich Ihnen das Merkwürdigere von unsrer Bühne berichten soll, so muß ich mich, und zwar für einen Zeitraum von vielen Monaten rückwärts, auf das Ballet beschränken. Es war den ersten zwei Dritteln des Lenzmonates vorbehalten, ein regeres Leben in das Schauspiel zu bringen; und von dem letzten Drittel erwarten wir nun auch eine ähnliche Neubelebung der Oper. Lassen wir übrigens weder diese noch jenes die lange Unthätigkeit durch Vorwürfe entgelten. Daß das Schauspiel nur wenig Neues und (mit einer kleinen Ausnahme) nur von weniger Bedeutung, beinahe bloße Balletzugaben, zum Vorschein, und die Oper seit geraumer Zeit fast nichts als ein paar Vaudevillen zu Markte brachte, davon liegt die Schuld größtentheils in den Ansprüchen des Ballets, die deßhalb vorzugsweise berücksichtigt werden mußten, weil dasselbe nur auf die Herbst- und Wintermonate engagirt war, und daher die Nothwendigkeit es erforderte, alle seine Leistungen, alle Genüsse, die es darbietet, in diesen Zeitraum zusammenzudrängen. Manche werfen freilich die Frage auf: Ob denn nicht die, während der häufigeren Beschäftigung des Ballets bei dem Schauspiel-Personale — die Oper findet man durch die Anstrengungen des Orchesters im Dienste Terpsichorens entschuldigt — eingetretene Muße zum Einstudiren bedeutenderer neuer Stücke, als die gegebenen waren, hätte angewendet werden können?

Der Taglionischen Gesellschaft hatten wir auch diesmal wieder manchen schönen Abend zu verdanken. Sehr zahlreich waren abermals ihre Darstellungen; und wenn sich auch dieses Beiwort auf den Besuch derselben Anfangs nicht in dem Grade anwenden ließ, wie im

Winter von $18^{25}/_{26}$, so zeigte doch der Thermometer der Schaulust nie einen auffallenden Kältegrad, und späterhin trat die vorige Wärme wieder ein. In Wahrheit, was man auch von dem ermüdenden Einerlei der Pirouetten und Entrechats sagen mag: Die Damen Taglioni, Mees-St. Romain, Rossignol, und die Herren Taglioni (Sohn), Stullmüller, Turchetto, verstanden sich meisterhaft darauf, sich neu zu erhalten. — Ballete, wie „Aglae," mit prächtiger mythologischen Ausstattung und ausdrucksvoller Musik von Lindpaintner; „der Abend eines Rajah," mit dem lieblichen Shawltanze und dem niedlichen Kosackensolo; die so charakteristisch ausgeführte „Große Tyroler-Quadrille" konnte man gar wohl öfters sehen. Auch die veränderte „Zemire" entschädigte im 4ten Act für die Langweile der übrigen Acte. Dem vielbeliebten „Jocko" ward die Ehre einer Wiederholung schon lange nicht mehr zu Theil, weil der Affe durch einen Unfall, dessen Folgen übrigens nicht von großer Bedeutung zu sein scheinen, eine gar zu harte Nuß zu knacken bekam. — Es ist nicht zu läugnen, daß einige Productionen weniger, ja wohl gar nicht gefielen. „Die Müller" hätten füglich die Gänge stellen können. „Das schlecht bewachte Mädchen" blieb nach der ersten Präsentation sitzen. Auf dem „Jahrmarkt" ging es etwas zu verwirrt und gemein zu. — Indessen hatte doch immer das Bessere das Uebergewicht. — Was die Dekorationen, die Garderobe, die übrigen scenischen Hülfsmittel und die Orchesterbegleitung betrifft, so müßte man nur das Vergrößerungsglas eines Momus zur Hand nehmen, um hier wesentliche Mängel entdecken zu können. Pracht und Geschmack gingen — man möchte beinahe sagen: jedes Mal — Hand in Hand.

Mit Ende dieses Monats wird das Ballet sich auflösen.

— Im Schauspiel trat Mlle. Stubenrauch, aus München vom 7. März an bis zum 16. viermahl als Gast auf. Sie bedeckte sich mit Lorbeern als Johanna in der Jungfrau von Orleans, und als Elsbeth in den drei Wahrzeichen. Weniger gefiel sie als Bertha in der Ahnfrau, und als Preciosa. Da ihr Rollenfach hier unbesetzt ist, so wäre das Engagement dieser jungen Künstlerin, die von der Natur keine geringe Schönheitsaussteuer erhalten hat, allerdings zu wünschen. — Auch die Oper bekam kürzlich in der Mad. Hillebrand, aus Hannover, einen Gast. Sie wollte bereits am 14. dieses in der „Vestalin" auftreten, wurde aber bis jetzt durch eine (bei einer gastirenden Sängerin wohl glaubwürdige) Heiserkeit verhindert.

tt.

Prolog

gesprochen am Geburtsfeste des Kronprinzen Karl von Würtemberg den 6. März 1827, auf dem Provinzialtheater in C.

Den freundlichsten der deutschen Throne
Bestieg der Held von Epinal;
Mit Siegeslorbern um die Krone,
Und unter Jubeln ohne Zahl.
Nur glücklich im gemeinen Wohle
Und in des Volks Zufriedenheit,
Trug er am Zepter die Symbole
Der Wahrheit und der Rechtlichkeit.

Bemüht zu heilen und zu lindern,
Genoß er in der biedern Brust
Von vielen hunderttausend Kindern
Des Vatersegens Götterlust.
Wie innig auch sie ihn erfreuten:
An Einem Sohn gebrach's ihm doch.
Ein Wilhelm für die spätern Zeiten,
Des Thrones Erbe fehlte noch.

Fünf Lenze hörten die Gebete,
In denen unsrer Liebe Gluth
Zum großen Weltregierer flehte:
Schenk' unserm Herrn sein höchstes Gut!
Und als der sechste Lenz nun lachte,
Da trat er stolz in's Königshaus,
Und goß, was er an Blumen brachte,
Vor Carls geweihter Wiege aus.

Da sang: Gestillt ist unser Sehnen!
Ein hochentzückter Liederkranz.
Es funkelten der Freude Thränen,
Wie der Beleuchtung Feenglanz.
Dem Donnergruße der Kanonen,
Im ersten Morgensonnenstrahl,
Antworteten die Millionen
Der Lebehoch, im Neckarthal.

Was damals jedes Herz empfunden,
Wird jedem Herzen heute neu.
Weissagend ziehen diese Stunden,
Monarch! an deinem Sitz vorbei:
Dem theuren Karl sei's einst beschieden,
Durch hoher Tugenden Verein,
Dein Ebenbild im Krieg und Frieden,
Ein Held und guter Fürst zu sein.

Schlotterbeck.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 67. Mittwoch, 4. April 1827.

Die Schlacht bei Sempach.*)

(9. Juli 1386.)

Die Biene kam geflogen, macht in die Lind ihr Nest,
Es redet der gemeine Mann, das deutet fremde Gäst.
Da sah man wie die Veste bei Willisau hell brennt,
Den Herzog mit dem Heere ein jeder dran erkennt.
Sie redeten zusammen in ihrem Uebermuth,
Die Schweizer wollen wir tödten, das jung und alte Blut.
An einem Montag frühe, als man die Mädchen sahe
Jetzt ficheln in dem Thau, sie waren Sempach nahe.
Ein Herr von Hasenburg zum Herzog also sprach:
Das Völklein ich beschaut, sie sind gar unverzagt.
Da redet Ochsenstein: O Hasenburg! o Hasenherz!
Der Hasenburg der sagt: Wir wollen sehn den Scherz.
Zusammen sie dann sprachen: das Völkchen ist zu klein;
Wenn wir die Bauern schlagen, das Lob wird klein nur sein.
Die biedern Eidgenossen Gott riefen im Himmel laut,
Ein Regenbogen gar helle vom hohen Himmel schaut.
Und Herz und Sinn sie wachsen zu hoher Manneskraft,
Daß sie sich tapfer kehrten jetzt gegen die Ritterschaft.
Der Löw fing an zu brüllen, zu schmücken seinen Wadel,
Sie fingen an zu schießen die Herren da von Adel.
Sie griffen mit langen Spießen, der Schimpf war gar nicht süß,
Die Aeste von hohen Bäumen fielen vor ihre Füß.
Des Adels Heer war fest, ihre Ordnung dick verhagt,
Das verdroß die frommen Gäste, ein Winkelried da sagt:
He, werd ihr gnießen lon
Min fromme Kind und Frauen, so will ich ein Frevel beston,
Trüen lieben Eidgnossen, min Leben verlur ich mit,
Sie hand ihr Ordnung gstoßen, wir mögens zu brechen nit;
He, ich will ein Inbruch han,
Des wellend ihr min Gschlecht in ewig gnießen lan!
Hiermit so thut er fassen ein Arm voll Spieß behend,
Den Seinen macht er ein Gassen, sein Leben hat ein End.
Er brach des Löwen Muth mit seinem theuren Blut,
Sein mannlich tapfer Sterben war den vier Waldstädten gut.
Sie brachen ein so schnelle des Adels Ordnung bald,
Mit Hauen und mit Stechen: Gott seiner Seelen walt!
Der Löw fing an zu mauen, zu treten hinter sich,
Der Stier starzt seine Brauen und gab ihm noch ein Stich.
Da ließ er ihm das Panner, da ließ er ihm die Waid,
Zu Königsfeld im Kloster viel liegen begraben mit Leid.
Der Herzog Lüpold wollte es gar fürstlich wagen,
Da er an die Bauern kam, sie haben ihn tod geschlagen.
Die Kuh die sprach zum Stiere: Ach sollt ich dir nicht klagen,

*) Die gegenwärtig im Museum ausgestellten Fenster von Sempach wecken die Erinnerung an das alte Volkslied, dessen Autor, Suter (Schuster) Tschudi, mit in der Schlacht war und von sich sagen konnte:

Er war ein frölich Mann, das Lied hat er gedichtet,
Als ab der Schlacht er kam, wo Gott der Herr gerichtet.

Walter Scott hat das Lied übersetzt und den Ton mitunter gut getroffen. Nur Winkelrieds einfache Worte verlieren viel in dem Englischen:

I have a virtuous wife at home,
A wife and infant son,
I leave them to my country's care —
This field shall soon be won.

These nobles lay their spears right thick
And keep full firm array,
Yet shall my charge their order break,
And make my brethren way.

Mich wollt auf deinem Reviere ein Herr gemelken haben,
Da hab ich ihm den Kübel so eben umgeschlagen,
Ich gab ihm eins zum Ohre, daß ihr ihn müßt begraben.
Es kam ein Bote endlich nach Oesterreich gesandt:
Ach edle Frau von Oesterreich, min Herr liegt auf dem Land,
Ach edle Frau er lieget vor Sempach blutig roth! —
Ach reicher Christ vom Himmel, was hör ich große Noth.

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

Der Zutritt zu beiden Prinzessinnen, welcher ihm mit Erlassung alles lästigen Cärimoniels gestattet war, verschaffte dem neuen Hofcavaliere des Cardinals bald auch eine Audienz bei dem Herzog Alphonso, der ihn, schon unterrichtet von dessen Plane zu seinem großen Heldengedichte, mit lebhafter Theilnahme zu Vollendung desselben aufmunterte und seines besondern Schutzes versicherte. Dieser Moment ward für Tasso der Anfang seiner Bedeutung an dem Ferrarischen Hofe; denn nun erst hatte er in den Augen der Höflinge die Weihe empfangen, die ihn ihrer Aufmerksamkeit würdig machte. Nur schlimm, daß das Interesse, welches ein Mann von Verdienst unter diesem Geschlecht erweckt, selten von guter Vorbedeutung ist. Bei dem Haufen desselben, der die Ehre, um die Großen der Erde zu seyn, keinem höheren Anspruche verdankt, als dem Vorrechte seiner Geburt, ist es schon eine grobe Unwissenheit, einen Teller nicht mit der feinsten Dressur einer allerhöchsten Person darreichen zu können; eine unverzeihliche Anmaßung aber, etwas auf Erden für wichtiger zu halten als diese Kunst. Und diejenigen, welche ein geistigeres Talent über den Werth bloßer Figuranten erhebt, betrachten eine plötzlich in ihre Mitte geschobene bedeutende Erscheinung nicht ohne Furcht, durch sie aus ihrem Einflusse verdrängt zu werden; und so vereinigen sich gern die einen mit den andern, um wo möglich den unerwünschten Gast aus dem Hause zu treiben. Was Tasso von Anmaßung, Kränkung, Neid und Nachstellung der Hofleute während seiner Laufbahn zu Ferrara erdulden mußte, war nicht der kleinste Theil der bitteren Erfahrungen, die er an diesem Hofe gemacht hat, und die Prophezeiungen seines Freundes Speroni bewährten sich nur allzusehr. Von seinem politischen Gewichte hatte wohl Niemand etwas zu besorgen, der ihn nur einmal in seiner für praktische Dinge ganz unbehülflichen süßen Schwermüthigkeit beobachtet hatte; aber eben das wieder, daß die fürstlichen Personen einem solchen Träumer, wie er zu seyn schien, ihre Gunst gewährten, war für die Schranzen Grund genug, ihn zu hassen.

Indeß ließ Anfangs Alles sich nach seinen Wünschen an, und die feine Berücksichtigung, welche von Seiten der fürstlichen Personen gegen ihn bei allen Gelegenheiten an den Tag gelegt wurde, war vollkommen geeignet, seine jugendliche Eitelkeit (denn wer ist frei von dieser?) mit den ersten Eindrücken dieser Umgebungen zu berauschen. Darum athmen die Aeußerungen des Dichters selbst, aus dieser Zeit, nur Zufriedenheit über seine Lage. Auch war er sehr thätig, und benutzte nicht nur alle Veranlassungen den häuslichen Fürstenkreis mit zarter Aufmerksamkeit durch sein dichterisches Talent zu erfreuen, sondern arbeitete sowohl in Prosa als in Versen mancherlei, das zum Theil einzeln gedruckt wurde, zum Theil erst später in den Sammlungen seiner sämmtlichen Werke aus den Handschriften mitgetheilt worden ist. Doch mögte die Aufzählung dieser kleineren schriftstellerischen Unternehmungen jetzt nicht mehr von allgemeinem Interesse seyn können. Am eifrigsten war Torquato in jenen Tagen um seine Gerusalemme bemüht, und der Entschluß, dieselbe dem Herzog Alphonso zuzueignen, was mit den lebhaftesten Wünschen des Letzteren übereinstimmte, so wie durch Einwebung der anziehenden Figur des Rinaldo *) dem gesammten markgräflichen Hause eine Auszeichnung zu erweisen, kam damals zur Reife. Die Abende versammelten gewöhnlich einen kleinen, aber ausgesuchten Kreis in den Zimmern der Prinzessin Leonora, die in den großen Zirkeln wenig erscheinen konnte, und überdieß an lärmendem Gepränge keinen Geschmack fand. Musikalische Unterhaltungen und Lectüre waren hier an der Tagesordnung, und es ist begreiflich, daß Tasso dabei die anmuthigste Gelegenheit fand, sich durch den Reichthum seines Geistes liebenswerth zu zeigen. Man bewegte sich ohne Zwang, blos den Gesetzen edler Sitte gehorchend, welche der Geist einer wahren und tiefen Bildung von selbst an die Hand giebt; auch der Herzog entschlug sich zuweilen seiner Förmlichkeit, und nahm an dem lehrreichen Zeitvertreibe dieser Gesellschaft Antheil, Tasso's Eifer für dieselbe durch Beifall und feinen Lobspruch anregend und belohnend. So durfte sich der Dichter wohl gewöhnen, sich in diesem Cirkel als ebenbürtig zu betrachten, und es war nur die Laune der Vornehmheit, nicht verschuldete Vernachlässigung, wenn ihn der Herzog in einer späteren Zeit seines Umganges nicht mehr würdig hielt. Die Klippe, an welcher die Beliebtheit bei den Großen am häufigsten scheitert, ist, ihnen alltäglich geworden zu seyn.

Der Cardinal von Este verlängerte seinen Aufenthalt in Rom über den ganzen Sommer 1565. Torquato benutzte diese Zeit, um im Frühjahre seine Freunde zu

---

*) Rinaldo ward für den Sohn eines Markgrafen Bertholdo von Este gehalten, und starb nach dem Genealogen des Hauses Este, Giambattista Pigna, 1175, also 78 Jahre nach Eroberung Jerusalems. Gründlichere Untersuchungen indeß haben längst erwiesen, daß die ganze Ableitung dieser Verwandschaftsverhältnisse eine zu Ehren des Hauses Este erfundene Dichtung, und Rinaldo eine bloß poetische Person ist.

Padua, Mailand und Pavia zu besuchen, vor allen aber seinen alten Vater in Mantua zu erfreuen, welcher mit Begeisterung um das Haupt seines Sohnes den eigenen schon welken Lorbeer neu aufgrünen*) sah. Nach seiner Heimkehr wurde sein Verhältniß in des Cardinals Diensten um Vieles behaglicher, seit ihm dieser auf Bitten der Donna Lucrezia den täglichen Tisch an seiner Tafel gab, zu welcher bloß besondere vertraute Personen gezogen wurden.**) Unter angenehmen Studien und dem glänzenden Wechsel jenes ihm bald mit geräuschvoller Herrlichkeit imponirenden, bald durch süßen Seelengenuß ihn einwiegenden Hoflebens gingen so dem Dichter einige Jahre dahin, in welchen die zu einer reizenden und geistvollen Hofdame der Prinzessin Leonora, Donna Lucrezia Bendidio, gefaßte, und durch eine Anzahl sehr zierlicher poetischer Ergüsse festgehaltene Neigung eine vorübergehende Epoche macht. Er hatte diese Dame, wie es scheint im Anfange des Jahres 1568, näher kennen gelernt, und wurde, wie uns eines der ihr gewidmeten Sonette zu erkennen gibt, vornehmlich durch ihren seelenvollen Gesang gefesselt. Allein Donna Lucrezia ward zu gleicher Zeit von dem Secretair des Herzogs, Giambattista Pigna, eifrig verehrt, und wenn es nicht die Canzonen waren, die auch dieser zu ihrem Lobe zu verfertigen bemüht war, so gab doch sein Einfluß bei dem Herzog, und sein Ansehen am Hofe, vor allem aber ein gereiftes Alter***) seiner Bewerbung vor den Ansprüchen des dreiundzwanzigjährigen Tasso einen Vorzug. Um nun den Letzteren vor Verlegenheiten zu bewahren, in die ihn Pigna's eifersüchtiger Character leicht hätte versetzen können, wußte Prinzessin Leonora eine sinnreiche Vermittelung zu treffen. Sie vermochte Torquato, daß er, um zugleich seine Dame zu feiern, und den angesehenen Nebenbuhler zu verbinden, über drei, Lucrezia zu Ehren gedichtete Canzonen des Letzteren eine gelehrte Auslegung zu schreiben unternahm, welche, in den keineswegs sich über die Mittelmäßigkeit erhebenden Poetereien viele feine und sublime Anspielungen und Ideen auf eine für den Verfasser höchst schmeichelhafte Art nachweisend, sich über die Natur und den Gegensatz sowohl der edlen als der leichtfertigen Liebe im Geiste einer poetischen Scholastik verbreitet. Diese Considerazionen Tasso's über jene drei Canzonen des Pigna, der Prinzessin Leonora zugeeignet, sind im Jahre 1724 zum erstenmale aus der Handschrift hervorgezogen und in der Florentiner Ausgabe von Tasso's Werken, durch Tartini, mitgetheilt worden. Die Sammlung sämmtlicher Canzonen Pigna's auf Lucrezia Bendidio, zu denen Guarini Einleitungen verfertigt hatte, ist immer Manuscript geblieben, und zuletzt abhanden gekommen.

Was die kluge Hand Leonora's von Este eingeleitet hatte, gelang vollkommen. Die poetischen Gegner vertrugen sich, und setzten nun vereint ihre dichterische Huldigung gegen die vorher strittige Dame fort. Ganz im Geiste der phantastischgenialen Liebeswerbung, wie sie an den südfranzösischen Liebeshöfen des Ritteralters geübt wurde, ist die öffentliche Disputation über funfzig Liebesfragen, welche Tasso bei der kürzlich gestifteten, und durch ihn mit einer Rede eingeleiteten Academie von Ferrara drei Tage nach einander vor einem glänzenden Kreise vornehmer Damen und Herren durchführte, und mit einer sprudelnden Fülle von Geist, Witz, Spitzfindigkeit und Gelehrsamkeit gegen eine Reihe scharfsinniger Gegner und Gegnerinnen siegreich bestand. Wer wäre im Stande gewesen, sagt er selber, einen liebenden Dichter zu besiegen, und mit welchen Waffen, da unter den anderen als Schiedsrichterin seine Dame saß, von welcher er auf so ritterliche Weise die Siegespalme zu erwarten hatte? — Denn Lucrezia Bendidio war unter den schönen Zuhörerinnen, und begeisterte den galanten Streiter. Er hat etwa zwanzig Jahre später die Erörterung dieser Liebessätze in einem eigenen Dialoge schriftlich behandelt, wobei er bemerkt, er habe doch lieber die Meinung der Gelehrten und die Nachwelt über die Wahrheit seiner Ansichten wollen entscheiden lassen, als jenes wunderbare Theater von schönen Damen und ritterlichen Herren, denen er nur schwer habe Genüge leisten können. Unter den Personen, welche die Opponenten gegen ihn machten, wird besonders eine gelehrte Dame herausgehoben, Signora Orsina Bertolaja Cavalletti, welche wider seinen ein und zwanzigsten Satz, daß die Liebe des Mannes stärker und beständiger sey als die des Weibes, mit Aufbietung alles weiblichen Scharfsinnes argumentirt habe, wobei ihr denn um so mehr ein glücklicher Erfolg wäre zu wünschen gewesen, als sie da wirklich für Haus und Heerd der Frauen zu kämpfen hatte. Was aber die Donna Bendidio betrifft, so ist beiläufig zu bemerken, daß dieselbe letztlich den poetischen Umwerbungen eine prosaische vorgezogen zu haben scheint, indem wir sie späterhin an einen Herrn Malchiabelli am Ferrarischen Hofe verheirathet finden.

Mitten unter solchen jugendlich sentimentalen Ergötzungen traf das Herz unseres Tasso ein harter Schlag. Im August 1569 erhielt er die Nachricht, daß der alte Bernardo, seit einiger Zeit durch den Herzog von Mantua mit der Gouverneurstelle von Ostia am Po, als einem ehrenvollen Ruheposten, bekleidet, schwer krank danieder liege. Der fromme Sohn eilte zu seinem Beistande. Ausser daß er den sechs und siebenzigjährigen Greis in einem hoffnungslosen Zustande traf, hatte er den Schmerz zu gewahren, daß die gewissenlose Diener-

*) Eigene Ausdrücke Bernardo's, im Floridante (einer aus dem Amadis eigens bearbeiteten Episode) Canto XIX, Stanze 19.

**) Daß im Uebrigen Tasso's Auskommen gar nicht glänzend war, ergiebt sich daraus, daß er bei der Reise nach Frankreich seine Sachen verpfändete, wie wir nachher sehen werden.

***) Pigna war bereits Secretair bei Herzog Hercules II., Alphonso's Vater, gewesen. Er stand damals im alten Jahre.

schaft den armen Alten auf das schmählichste bestohlen und geplündert hatte, so daß es ihm an dem Nothwendigsten ermangelte. Er hatte nun doch den Trost, die letzten Tage eines so unruhvollen und vielvergällten Lebens erleichtern zu können, wenn schon auf allzukurze Zeit: denn am zweiten September 1569 entschlummerte der Vater in den Armen des Sohnes. Herzog Wilhelm ließ Bernardo's Gebeine zu Mantua in St. Egidio beisetzen, und auf den Grabstein die einfachen Worte: Ossa Bernardi Tassi. Späterhin ward die erhöhte Gruft bei einer Veränderung in der Kirche demolirt, und Tasso bewirkte durch den Cardinal Albano, daß die geliebten Reste nach Ferrara in San Paolo geschafft wurden; ihre Ruhestätte mit einem Denkmahle zu zieren, wie er so sehnlich wünschte, hat ihm sein Misgeschick und seine Dürftigkeit nie zugelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Glossen.

Jedem Zoilaster sollte man Alardus Epigramm zur Abfertigung zusenden:

Dich, o Zoilus, geh' ich, Poetensitte verlassend,
Nicht mit versöhnendem Wort, nicht mit verklagendem an.
Fragst Du, warum? Mir kann, wie längst mich Erfahrung belehret,
Weder befördern dein Lob, weder verderben dein Groll.*)

o

Wähne nicht, daß ich zum Kampfe mit dir je herunter mich lasse!
Mög' ein anderer Arzt heilen dich, räudiges Schaf!

o

Wie mancher unbegreiflich berühmter Schriftsteller und Hochlehrer könnte doch Tycho Brahe's Symbolum: „Non haberi, sed esse" (nicht scheinen, sondern seyn) nicht mit gutem Gewissen führen.

o

Das Herz ist weiches Wachs. O grabt nur Gutes ein!
Denn mit dem Alter wird das Wachs zu Marmorstein.

Fr. Haug.

*) Zoile, te verbis, solito de more poetae,
Non ego placo bonis, non ego culpo malis.
Cur? Tuus ille mihi nescit, velut antea novi,
Sive juvare favor, sive nocere labor.

Anecdoten.

Sie müssen mir nachgeben, Madame! sagte ein Ehemann zu seiner Gattin halb neckend, halb im Ernste; denn, wie Moliere sich kurz und gut ausdrückt:

„Du coté de la barbe est la toutepuissance."

Ich weiß es wohl, erwiederte sie, aber Sie lassen sich ja Tag für Tag rasiren!

Was ist Reichthum? fragte ein Millionär, der sich durch Wucher, Betrug und Späherei schnell bereichert hatte, jüngst einen Biedermann, und erhielt zur Antwort: „Der einzige Vortheil, den ein Mensch, wie Sie, vor'm ehrlichen Manne voraus hat.

Geschwinder! rief ein zerstreuter Oberster dem langsamen Postknecht zu: oder ich werfe Dich und deine Rosse zum Fenster hinaus!

„Ich schwöre Dir, mein Engel!" rief ein junger Carabinier, „Treue bis zum ersten Trommetenstoß, und will einen Regenbogen als Cravate tragen, wenn ich Dir untreu bin, so lange wir beisammen sind."

Meinen herzlichsten Glückwunsch zum Siege! — „Sie täuschen sich," Madame! sagte Feldmarschall v. ****; „Nach dem Unglück, eine Schlacht zu verlieren, gibt es kein grausameres, als — sie zu gewinnen".

Ein Dichter sah bei einem Bacchanal seine schlaftrunkenen Freunde und reimte flugs:

„Wie? Seh' ich Euch die Augen reiben?
Wie? Freunde! stellt der Schlaf sich ein? —
Trinkt noch ein Glas, ihn zu vertreiben!
Hernach vertreibe Schlaf den Wein!"

Ein gelehrter Prinz rief beim Füchseprellen: „Tolluntur in altum, ut lapsu graviore ruant."

Ein saumseliger und wegen Vernachlässigung der Prolongation erinnerter Leser bat den Bibliothekar um Verlängerung der Weltgeschichte, an deren 27stem Bande er eben las.

Gemählde von Leipzig und seiner Umgegend, ein Exemplar ohne den Plan! rief der ausbietende Auctionator. — „Nicht doch!" unterbrach ihn ein Spötter: „Die sämmtlichen Exemplare sind ohne Plan."

Fr. Haug.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 68. Freitag, 6. April 1827.

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

Die Anstrengung und die Gemüthsbewegung, welche die letzten Tage und der Tod seines Vaters dem guten Torquato erregt hatten, machten ihn selber krank, und erst gegen Ende Septembers konnte er nach Ferrara zurück kehren. Dort beschäftigte die Hoffnung, Donna Lucrezia von Este mit dem Prinzen Francesko Maria von Urbino vermählt zu sehen, dem nämlichen, mit welchem Torquato in Pesaro war erzogen worden, die Gemüther. Fürst Guidubaldo, des Prinzen Vater, wie Herzog Alphons, wünschten diese Verbindung gleich sehr; nur daß die Prinzessin um funfzehn Jahre älter war, als er selber, scheint für den jungen Fürsten ein Skrupel gewesen zu seyn. Indeß erschien er im Januar 1570 am Hofe zu Ferrara, und die noch immer nicht reizlose Gestalt der Prinzessin, mehr noch ihr Geist und ihre Liebenswürdigkeit, machten doch einen so vortheilhaften Eindruck auf ihn, daß er sich bald darauf entschloß, um ihre Hand zu bitten, und im Frühlinge desselben Jahres seine Braut nach Urbino heimführte. Tasso verherrlichte diese Vermählung mit einer majestätischen Canzone, und ward von den Gefeierten, in's Besondere aber von der Fürstin, die seine Gesellschaft ungern mißte, mit verschiedenen Gunstbezeigungen bedacht.

Der Cardinal von Este hatte mehrere Abteien und Bisthümer in Frankreich, die er einmal persönlich zu besuchen wünschte, um die Gemüther seiner Diöcesanen im alten Glauben zu befestigen, da in jener Zeit die Lehre der Hugenotten durch Frankreich leidenschaftlichen Anhang fand. Er gedachte bei dieser Gelegenheit König Carl dem Neunten einen Besuch abzustatten, und bestimmte die Auszeichnung, ihn auf dieser Reise zu begleiten, auch unserm Tasso, mit welchem er hoffen konnte, bei dem üppigen und für die schönen Künste nicht verschlossenen Hofe von Frankreich den Glanz seiner Erscheinung würdig zu erhöhen. Dem Dichter war eine solche Einladung willkommen, und er suchte sich auf's Beste zu diesem interessanten Zuge in Stand zu setzen. Hier begegnet uns denn ein Aktenstück, dessen Inhalt einer Seits über den zarten, bescheidenen und frommen Sinn Torquato's, andrer Seits aber über dessen beschränkte äußerliche Lage wahrhaft rührende Aufschlüsse giebt. Es scheint nämlich keinem Zweifel unterworfen, daß ein letzter Wille, der, für den Fall eines unvermutheten Todes aufgesetzt, sich unter seinen Papieren gefunden, in diese Zeit (Ende 1570) gehört. Wir theilen denselben in wörtlicher Uebertragung mit:

Memorial von Torquato Tasso, niedergelegt bei seinem Freunde, dem Ferrarischen Edelmanne Hercules Rondinelli.

Da das Leben hinfällig ist, so bitte ich, im Fall' es Gott gefiele, über mich bei dieser Reise nach Frankreich anders zu verfügen, Herrn Hercules Rondinelli, sich einiger meiner Angelegenheiten annehmen zu wollen. Und zuerst, was meine Arbeiten betrifft, bitte ich ihn meine Liebessonette und die Madrigale sammeln zu lassen und an's Licht zu stellen. Von den anderen, sowohl von Liebes- als anderem Inhalte, die ich ein oder dem anderen Freunde zu Gefallen componirt habe, wünsche ich, daß sie mit mir selbst begraben bleiben, außer das Eine: Da anderswo mein süßes Leben athmet. Von der Rede, welche ich zu Ferrara bei Einweihung der Academie gehalten habe, [1]) sähe ich gern, wenn sie be-

[1]) Sie war in Gegenwart Herzogs Alfonso gehalten, und verbreitete sich über den Schutz, den dieser den Musen angedeihen lasse, und damit den Glanz ritterlicher Waffenkünste, die er leidenschaftlich liebte, noch verherrliche.

kannt gemacht würde, so wie von den vier [2]) Büchern über das Heldengedicht; vom Gottofried die sieben letzten Gesänge, und von den beiden ersten die Stanzen, welche für weniger mißlungen werden erklärt werden; [3]) alles jedoch unter der Bedingung, daß diese sämmtlichen Sachen zuvor durchgesehen und geprüft werden von Herrn Scipio Gonzaga, Herrn Domenico Veniero [4]) und Herrn Battista Guarino, von denen ich bei der Freundschaft und Ergebenheit, die ich gegen sie hege, überzeugt bin, sie werden diese Mühe nicht ablehnen. Sie sollen dabei wissen, daß es meine Absicht ist, sie mögen ohne Schonung alles, was sie für übelgerathen oder überflüssig achten, wegschneiden und abkürzen. Im Hinzusetzen oder Aendern [5]) aber sollen sie enthaltsamer zu Werke gehen, da dieses Gedicht nun einmal doch nur in unvollkommener Gestalt erscheinen kann. In Betreff meiner anderen Arbeiten, wenn besagtem Herrn Rondinello und den erwähnten Gelehrten ein oder die andere der Bekanntmachung nicht unwürdig schiene, sollen sie unbedingte Vollmacht haben, darüber zu verfügen. Meine Kleider, welche bei dem Juden Abraham für fünf und zwanzig Lire verpfändet sind, so wie die sechs Stück Tapeten, [6]) welche für dreizehn Scudi bei Herrn Ascanio [7]) in Versatz sind, endlich meine übrigen in meiner Wohnung befindlichen Habseligkeiten sollen verkauft werden, und aus dem Ueberschuß des Erlöses soll man meinem Vater, dessen Leichnam in San Paolo liegt, einen Grabstein setzen mit der untenfolgenden Inschrift. Und wenn sich in irgend einem Stücke eine Schwierigkeit ergäbe, soll sich Signor Hercules an die Gunst Ihrer Durchlaucht, der Madame Leonora, wenden, zu der ich die Zuversicht hege, sie werde ihm um meinetwillen wohlgeneigt seyn. Ich Torquato Tasso schrieb's Ferrar 1573.

Die Grabschrift, welche auf Bernardo's Grab bestimmt war, ist folgende:

BERNARDO TAXO MUSAR. OTIO ET PRINCIPUM
NEGOTIIS SUMMA INGENII UBERTATE ATQUE
EXCELLENTIA PARI FORTUNAE VARIETATE
AC INCONSTANTIA RELICTIS UTRIUSQUE INDUSTRIAE MONUMENTIS CLARISSIMO
TORQUATUS FILIUS POSUIT.
VIXIT AN. SEPTUAGINTA ET SEX. OBI. AN. MDLXIX.
DIE IV. SEPTEMB. [8])

Die der Unterschrift dieses Actenstückes zugefügte Jahrzahl 1573 wird man, sobald die Eingangs desselben erwähnte Reise nach Frankreich diejenige ist, welche Tasso mit dem Cardinal Ludwig machte, mit Serassi auf jeden Fall für den Zusatz einer späteren Hand erklären müssen. Eine andere Reise nach Frankreich aber hat Tasso nicht gemacht, und zu folgern, er habe eine solche etwa in jenem Jahre neuerdings projectirt, wäre bei dem, was wir über seine damaligen Verhältnisse wissen, ein aus der Luft gegriffener Gedanke. Auffallend ist aber auch der Umstand, daß Bernardo Tasso's Gebeine in dem Memorial als schon in San Paolo befindlich erwähnt worden, daß sie also, wenn dieß Testament wirklich in's Jahr 1570 gehört, die zweimalige Veränderung ihrer Ruhestätte innerhalb Eines Jahres erfahren haben müssen. Aber auch dieß kann ja gar wohl geschehen seyn. Ueber die Aechtheit jener Jahrzahl aber ist jetzo keine Gewißheit mehr zu erlangen, da das ganze Document in seiner Urschrift seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts untergegangen ist.

Die Ankunft des Cardinals in Paris wird aller Wahrscheinlichkeit nach in den Jänner des Jahres 1571 gesetzt, und wir haben noch in einem Briefe Tasso's bittre Klagen über die Kälte, die er in zwei Wintermonaten jenseit der Alpen auszustehen hatte, wie er denn auch mit dem Weine und sonstiger Lebensart keineswegs sonderlich zufrieden ist. Bei der Vorstellung vor Carl IX. war es des Cardinals angelegentlichste Sorge, des Königs Aufmerksamkeit auf den Sänger des Goffredo und so vieler in der befreiten Jerusalem gefeierten französischen Helden zu lenken, und nach dem Zeugnisse mehrerer Schriftsteller war Carl beeifert, ihn mit Schmeicheleien zu überhäufen. Gleichwohl erzählt Balzac Tasso habe bei seinem Aufenthalte in Paris gedarbt und sich von einer Dame seiner Bekanntschaft einen Kronenthaler schenken lassen. Nun wird es uns an sich schwer in die Bemühungen der Italiener einzustimmen, welche des Cardinals Freigebigkeit gegen solch eine Ausstellung herausheben; denn allem Anscheine nach begnügte er sich, wie es die großen Herren jener Zeit oft machten, seinem Gefolge die nothwendigste Unterkunft zu gewähren, für die sonstige Bequemlichkeit und Behagniß aber jeden selbst sorgen zu lassen. Da mogte denn, wer dreist und gewandt war, sich ganz wohl bedenken können: eine schüchterne, schamhafte und weiche Natur aber, wie Tasso war, der in Hinsicht auf sein äußerliches Fortkommen ewig ein Kind geblieben ist, konnte unter solchen Umständen leicht in die bitterste Bedrängniß gerathen, und wenn die seltsame Verpfändung seiner Habe in Ferrara, welche, wie wir gesehen haben, durch ein von ihm selbst herrührendes Document beglau-

---

[2]) Es finden sich nur drei gedruckt, und ist jene Zahl wohl ein Schreibfehler.

[3]) Man sieht hieraus, daß der Dichter einzelne Parthieen seines Werkes ohne Beobachtung der planmäßigen Folge für sich ausgearbeitet.

[4]) Ein gelehrter Venezianischer Nobile, der Tasso schon früher in Padua begünstigte.

[5]) Aus den vorhandenen Brouillons von Tasso's eigner Feder.

[6]) Es waren Gobelins, welche Bernardo Tasso 1544 aus Flandern mitgebracht hatte und die dem Schiffbruche seines Vermögens in Salerno entronnen waren.

[7]) Ascanio Giraldini war ebenfalls ein Israelit, aber bei dem Herzog Alphonso in Geschäften sehr angesehen. Es scheint übrigens, daß bei der knappen Gage Tasso durch die Verpflegung in der letzten Krankheit und den Tod seines Vaters derangirt worden sey.

[8]) Dem Bernardo Tasso, durch Musenkunst und Fürstengeschäfte, die höchste Fruchtbarkeit und gleiche Vortrefflichkeit des Geistes, des Glückes Wechsel und Unbestand, die hinterlassenen Denkmäler in Prosa und in Versen höchst berühmt, setzte diesen Stein sein Sohn Torquato. Er lebte sechs und siebenzig Jahre, und starb 1569 am 4. Sept.

digt ist, die Zerrüttung seiner ökonomischen Lage beurkundet, so dürfte auch für Paris jene Angabe Balzacs nicht geradezu für ein Mährchen zu halten sein. Es fragt sich aber, ob der Vorfall in die erste Zeit jenes Aufenthaltes gehört, wo sich der Cardinal etwas auf Tasso zu Gute that, oder in das Ende desselben, wo er den Dichter schmählich hatte fallen lassen. Denn nach etwas mehr als einem halben Jahre, in welcher Zeit Tasso sowohl von dem französischen Hofe alle Achtung widerfahren, als auch ihm die Freundschaft des damals gepriesenen Dichters Ronsard manche Annehmlichkeit bereitet, erkaltete des Cardinals Gesinnung; wie es scheint, über einige unvorsichtige Aeußerungen, die der Dichter über die Hugenotten gethan (es gohren die Elemente der Bluthochzeit), und welche die Bosheit einiger Hofschranzen des Cardinals, die über seine Aufnahme am königlichen Hofe erbittert waren, gemißbraucht hatte. Die Zeichen des Mißfallens, die ihm Ludwig von Este gab, entrüsteten Tasso: er forderte seine Entlassung; sie ward ihm. Aber man wollte sich doch keinem ärgerlichen Aufsehen bloß geben, wenn der Preis von Italiens Dichtern sich in sein Vaterland hätte betteln müssen; man bedeutete ihn, er solle bis zur Abreise Manzuoli's, Seiner Eminenz Secretairs, der nach Rom in Geschäften versandt werden sollte, sich gedulden. Dieß geschah im October 1571; die Abreise erfolgte im December. Bis dahin können sie ihn leicht haben hungern lassen. Balzac bemerkt auch, daß er in demselben Kleide nach Italien zurückgekehrt sey, in dem er nach Frankreich gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken über die Nothschüsse, welche für die wissenschaftliche Sodalitäts-Kritik zu Berlin erschallen.

(Eingesandt)

Seit wann, höchstverehrte Sodalitätsrecensenten! müssen denn Recensionen wieder recensirt werden? Je nun, wenn's Noth thut, läßt man Nothschüsse plackern. Vino vendibili non opus est suspensa hedera! oder:

Ist Euer Wein so gut a's neu,
Kauft man ihn ohne Lobgeschrei.

In der über alle Partheilichkeit, auch gegen den Brodherrn und dessen Brodgenossen, erhabenen Allgemeinen Zeitung, Beil. 87. 88. erfreut ein leicht erkennbarer alter Literaturmann die alleinwissenschaftliche Kritiksodalität und den, der hier des alten ehrenwerthen „Seckelmeisters Bertuch" Stelle ohne Zweifel ebenso ehrenvoll vertritt, mit dem Liebesdienst, jenes Weinsprüchlein anders zu übersetzen. „Aus 26 vorliegenden Nummern dürfte, meint Er, schon etwas mehr als die Klaue vom Löwen, wenn es einer ist, zu sehen seyn." Allerdings, wenn es einer ist. Sechs und zwanzig Zehen (ungues) könnten sogar schon zu sehen geben, daß mehrere Löwen hier Sodalität gemacht haben.*) Aber nicht alles ist ein Leu, was brüllt, oder brüllen möchte. Und wie sonderbar! Die Nothschüsse scheinen zu verkünden, daß das eigenwillige Publicum, welches seit den 40 Jahren, wo die Jenaisch-Hallische Allgemeine Literaturzeitung für eine ganze Menagerie, auch von Löwen-Affen, das Signal gab, im Weinkosten geübter geworden ist, ohne Lobsprüchlein und Lobgeschrei aller Art noch nicht so recht sodalitätslustig werden will. Ja, frägt man ohne Bild und Metapher, da das Wirkliche bekanntlich das Wahre ist, kurz und gut nach den Ursachen, so hat der verwünschte Verstand in Deutschland noch so sehr die Oberhand und sogar die Unverschämtheit, kalt, wie er ist, und ohne Löwengroßmuth zu antworten: Haben denn die Vordränglichen ihren übermüthig ausposaunten Wettlauf besser angefangen, als andere Bescheidnere ihren stäten Gang längst fortsetzen? Sie können alle Augenblicke enden, wie sie begannen. Wer wird sie vermissen? wer es nur bemerken, ausgenommen die Seckelmeisterscasse des pecuniären Sodalitätspräses? Denn selbst die der Alleinwissenschaftlichkeit gewürdigten Recensenten bewegen sich in der durch die öffentlichen Versprechungen umgezwängten Schnürbrust sichtbarlich so unbequem und entschwingen sich wegen des superfeinen Decorums so mühsam in eine ätherische Leere und Athemlosigkeit, daß unter ihnen die, welche eine eigenthümliche Selbstständigkeit haben können, gewiß gerne den Zuruf hören möchten: C'étoit le commencement de la fin.

Anders das neue Dampfschiff en vogue oder in Credit zu bringen, hat der gefällige Literaturveteran alle seine Erfahrungsklugheit aufgeboten, welche aber doch, weil sie nicht all- und alleinwissenschaftlich ist, bei dem ungelenkigen naturphilosophischen Steuermanne selbst kaum eines hoch herabschallenden Danks gewürdigt werden möchte. Aus des Literators wohlbewährtem Anecdoten-

---

*) Die Zahl der Blätter ist inzwischen um mehr als das Doppelte angewachsen, ein Urtheil über die Societätskritik somit um so viel möglicher geworden. Im Ganzen darf wohl behauptet werden, daß die Leistungen der ersten drei Monate sich über das Bessere, was in bereits bestehenden Recensiranstalten geliefert wird, nicht erheben. Unter diesem Besseren aber bleiben Recensionen, wie die von Lingard's Geschichte Englands; das im allgemeinen von diesem wichtigen Werke gefällte Urtheil entbehrt aller Tiefe. Man muß nun die Societätskritik vor allem bei der Würdigung der Hamann'schen Schriften erwarten, die sie versprochen hat. Sie findet da ein unbetretenes Feld und mag, wenn ihr die Kraft nicht ausgeht, durch richtige Auffassung der Eigenthümlichkeit des nordischen Magus zeigen, wie sie, wovor andere sich gescheut, nicht blos unternehmen, sondern auch durchführen könne. So geniale Kunsturtheile, wie wir deren von Goethe, Jean Paul, Schiller, Schlegel, Lessing, Voß, Joh. Müller besitzen, sind bis daher in den Berliner Jahrbüchern nicht erschienen.

A. d. R.

reichthum werden alle Reminiscenzen und Literärnotizen aufgeboten, um den seit 40 Jahren und länger aufgekommenen nicht alleinwissenschaftlichen Kritikinstituten, die doch auch auf Societäten, wenn gleich nicht auf einer universalmonarchischen Sodalität beruhten, rechts und links eine Art von Compliment zu machen, während der neckenden Verbeugungen aber die stolze Dame, die er zu führen die Galanterie hat, mitten durch auf den *ersten Platz* zu geleiten. Klüglicher als die Verfasser der pomphaften Sodalitätsannoncen, hat Er es, wie sogar der Schluß verräth, sich wohl gemerkt, daß allen andern vortreten zu wollen eine vorläufig gar zu gehässige „Selbstüberschätzung" war. Es ist und bleibt für alle Raum, ruft als einer von dem neuen Hof der Sodalität, der nicht all- und alleinwissenschaftliche, aber Weltklügere. Mögen die andern alle nur desto stattlicher heraustreten, winkt Er, wie ein geschmeidiger Kammerherr, wenn nur seinem Löwen, dem aus der Nachahmung endlich sich gestaltenden, allerseits gebührend ausgewichen wird. Wo nicht, so „wird der Sodalitätsbund, der durch Ausschluß Vieler Selbstgefühl reizt, *durch kluge Verstärkung des Phalanx* seine Ueberlegenheit behaupten." Das Rathsamste wäre dieß, wenn nur die Selbstgültigen sich unter die vorausangekündigte Anmaßung von auswählenden und superrevisorischen Obersodalen zu schmiegen Lust haben könnten. Indeß hat die veröffentlichte Denomination des bereits zusammengebrachten Phalanx das Gute, daß neben den wenigen schon bekannten Namen auch andere des Accesses zur Alleinwissenschaftlichkeit im Stillen würdig gewordene mit einemmal zur hocherhebenden Nennung kamen, denen als unerwarteten Vorfechtern sich anzuschließen die *Triumvire* nicht genug eilen können.

Und wie sollten und müßten diese nicht? Hat doch der Literaturveteran, indem er alle übrige, welche seiner Dame Platz machen sollen, höflichst auf die Seite drückt, zum Voraus alle die Vortrefflichkeiten kund gethan, welche sich die neue Kritikerin von den andern weißlich zu abstrahiren und sich originell anzueignen gewußt habe. Jene strebten nach *Allgemeinheit*, und erreichten, soviel nach Umständen möglich war. Die neue Sodalität ist so genialisch, nach dem nicht ganz Erreichbaren nicht einmal streben zu wollen. Sie giebt zwar weder vielerlei noch viel. Ihr Ernährer macht die Rechnung auf vieles Geld für wenig Blätter. Desto gehaltreicher, versteht es sich, muß sie eben deswegen seyn, und statt der *Allgemeinheit* erfaßt sie dennoch das All. Die *Gemeinheit* meint sie dadurch weggeschnitten zu haben, daß sie vorankündigt, was des alleinwissenschaftlichen Beurtheilens in richtenden Sessionen gewürdigt werde. Der Jahresschluß wird dann doch auch für die Allgemeinheit Ersatz geben. Die Unerfahrenen, welche das Unmögliche zu versprechen unklug genug sind! Wer sind die Meisterhaften, die bei einem Jahrschluß in dictatorischen Berichten über so viele Fächer absprechen können: so weit sind wir! und: das ist nun zu thun! Da der Verleger, der Geheimerath von *Cottendorf*, jetzt selbst auch unter den nominirten Mitarbeitern steht, so hätte die projectirende Idealphilosophie etwas mehr von berichtigenden Zuflüsterungen der Realklugheit erhalten oder annehmen sollen.

Namen der Recensenten sollen immer genannt werden. Aber giebt eine Recension nicht sich selbst Gewicht, was beweiset am Schluß der Name? Soll er die leichte Waagschale noch niederziehen? Die wahrhaft gewichtigen Kritiken entdecken ihre Verfasser selbst. Man sagt sich: dies hat schwerlich ein anderer zu machen gewußt, als der und der Sachkundige. Sind unter den bisherigen Proben des Löwen nicht manche, die erst dem Namen Aufmerksamkeit zu verschaffen streben? Und wohl dem Blatte, in welchem Rüstige und Fähige erst Credit und Namen zu erstreben suchen. Die, deren Name schon der Verlagskasse wie baares Geld klingt, stehen auf und unter manchem Sammelsurium, das man ihnen zuzuschreiben sich sonst scheuen würde. Uebrigens nennen sich längst auch in andern Blättern sehr ungleiche Namen unter sehr ungleichen Recensionen. Der freundliche Lobsprecher selbst hat die Göttinger, die Heidelberger Kritiken genannt. Aber gar zu schwer hat er sich seine Aufgabe gemacht, indem er der Mitwelt zumuthet, in der neuen, wie er sagt, *auftauchenden* Kritiksodalität *anerkannte Chorführer in jedem Fache*, ohne irgend persönlichen oder örtlichen Einfluß wählende, jede Antikritik durch die Recensentennennung beschwichtigende anzustaunen, nur *geschliffenes* im Ton (schleift sich dieser?), *unabweichlich* beobachtetes *reines Licht* (im Dunkel der Idealitätsmystik?) zum Voraus ihnen zuzutrauen. Wie unpartheiisch der Choragus *Hegel* in seiner übrigens meist oberflächlichen apriorischen Proberecension das Beste von Voß gelernt und geborgt, aber dankbar den verwünschten antisymbolischen Zurechtweiser ohne Nennung gelassen hat, ist schon anderwärts gerügt worden.

Daß endlich aber namentlich bei diesem fehlgebährenden Sodalitätsversuch, wo der Buchhändler selbst *Mitsodal* und wahrscheinlich *Mitvater* ist, der Buchhandel *nicht die Säugamme*, nicht sogar der *Stimmhammer* des Instituts seyn könne, diese Behauptung (schon durch das erste recensirte Buch widerlegt) fordert einen Glauben, wie ihn sonst der erfahrene Literaturveteran nicht verlangt, ehemals etwa nur ein Judäus Apella nachsprach, jetzt aber allein die über das Beweisen erhabene Allweisheit haben und fordern kann.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 69. Samstag, 7. April 1827.

Einer hohen Luise.

Am 7. April 1827.

Lieblich naht uns der Frühling, es streben
Ueberall Halme grünend hervor,
In der Mittagssonne Strahlen heben
Sanfte Blätterspitzen kräftig sich empor,
Einem neuen Leben Reiz zu geben.

Zieht hinaus in die Felder, in die Wälder,
Und singet, ihr Dichter im Chor!

Heute gilt es den Luisen Allen,
Einer jeden edlen weiht ein Herz Gesang;
Süß ist's den Gefeierten gefallen,
Sie verstehn der sanften Lyra Klang;
Eine wählt sich jeder Dichter, Eine,
Nennt sie laut im fröhlichen Vereine.

Und so will auch ich, ihr Freunde, Eine nennen,
Nicht nur durch die Hoheit Sanges werth,
Durch des Herzens reine Größe hoch verehrt!

Bildet aus der Zeilen Anfang Ihren Namen,
Eint zu Silben, Worten, Zeichen wohlbekannt,
Innig ehrend ist die Hohe euch genannt;

Ruft ihn dann mit mir, beredte Zungen!
Hebt den Namen hoch in Huldigungen,
Eine Stimme werdet Alle heut!
Immer lächle frühlingsmild Ihr Leben,
Nur Hygeia's Genien sollen Sie umschweben!

C. B.

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

So kam Torquato Tasso arm und verstoßen im Januar 1572 zu Rom an, in demselben Palaste des Cardinals Hippolytus von Este auf Monte Giordano, wo er einst als Kind mit seinem Vater gewohnt hatte. Noch lebte Cardinal Hippolyto, der Gönner seines Vaters, Murets, so vieler Gelehrten: wohl zu unterscheiden von seinem Oheim, dem grausamen, wollüstigen und ungebildeten Cardinal Hippolytus dem Aelteren, der über den Orlando zu Ariosto sagte: was habt ihr da für tolles Zeug geschrieben! Gleichwohl findet sich nicht, daß jener für Tasso in Rom etwas gethan. Er fand aber einen wohlwollenden und theilnehmenden Gönner im Cardinal Albano, einem Bergomasker Landsmann, der ihn in Bergamo 1556 als zwölfjährigen Knaben gekannt hatte. Durch ihn erhielt er eine Audienz bei Pabst Pius V, *) der durch den Eifer, mit welchem er die Sache des Christenthums bei den Fürsten gegen die Macht der Türken führte, einen ehrenvollen Namen in der Geschichte trägt und damals mit dem frischen Glanze der Schlacht von Lepanto, eines Erfolges seiner Anstrengungen, bestrahlt war. Kurz darauf rief aber den Dichter Alphons von Este, auf Veranlassung seiner Schwestern, wie auf Verwendung Albano's, in seine Dienste, mit einem Gehalte von achtundfunfzig und einem halben Lire auf den Monat, und Befreiung von jeder Leistung, damit er ganz der Vollendung seiner Gerusalemme leben möchte. Im Mai 1572

*) Man bewahrt noch eine diesem Pabste zugesandte lateinische Ode von Tasso auf, welche er bei Gelegenheit einer in der Campagna herrschenden Dürre um Regen an die Nymphen gedichtet und die Horazischen Geist athmet.

langte Tasso über Pesaro, wo er der Fürstin Lucrezia seine Aufwartung machte, in Ferrara an.

Die Aufnahme, welche Tasso am Hofe zu Ferrara in seiner neuen Eigenschaft als Diener des Herzogs fand, erfüllte ihn mit den glücklichsten Hoffnungen, und wir dürfen die Reihe der nächsten fünf bis sechs Jahre, die er in diesem feinen und glänzenden Kreise, einzig mit der Vollendung seines großen Werks beschäftigt, in erwünschter Muße verlebte, als die ungetrübtesten seines Lebens betrachten. Er durfte den Herzog für einen wahrhaft uneigennützigen Wohlthäter halten: was konnte wünschenswerther seyn, als zu einer so umfangreichen Arbeit vollkommener Freiheit, sorgloser Lebensruhe, und zwischen den geistvollen Anstrengungen der anmuthigsten Erholungen in der edelsten Gesellschaft zu genießen? So lange er nur in des Cardinals Diensten gewesen, hatte er sich in Alphonso's Umgebungen immer nur als Gast betrachten dürfen: jetzt war er ein Glied des Hauses. Prinzessin Leonora und ihre Freundinnen nahmen sich seiner auf das liebevollste an, waren auf zarte Weise bemüht, seinen kleinen Bedürfnissen ohne Aufsehen abzuhelfen; er konnte sich in die schönen Zeiten des Sängerglückes versetzt fühlen, die in den Liedern der Provenzalen und Minnesänger mit warmen Sonnenstrahlen durch die Nebel des Mittelalters brechen. Aber auch unzweideutig spricht sich Tasso's Dankbarkeit gegen so günstige Verhältnisse aus: „Herzog Alphonso" — schreibt er an Scipio Gonzaga — „hat mich aus dem Düster meines Mißgeschickes zum Licht und zum Glanze des Hofes erhoben; er hat mich den Verlegenheiten entrissen, und in ein ziemlich bequemes Auskommen versetzt; (man wird hierbei des Dichters Genügsamkeit nicht verkennen!) er hat meinen Sachen Werth ertheilt, indem er sie fleißig und gern angehört, und indem er mich, wenn ich sie vorlas, mit allen Zeichen der Geneigtheit beehrte; er hat mich der Ehre seiner Tafel und seiner vertrauten Unterhaltung gewürdigt, und es ward mir von ihm keine Gunst versagt, um die ich ihn gebeten." Wir nehmen aber überhaupt in allen Berichten Tasso's aus den Zeiten seines nachherigen Unglücks, zu denen auch dieser gehört, wahr, daß der bedrängte Dichter auf jede Weise bemüht ist, sich über das Haus Este mit Milde zu äußern, und die Schuld seiner Leiden mehr auf eigene Schultern, als auf die fremden, zu laden; ein Zartgefühl, das ihn einer schnellen Entledigung aus bittrer Haft um so würdiger gemacht haben sollte, und selbst dann, wenn es als bloße Rücksicht der Klugheit, und als Furcht vor noch härterer Behandlung (sie wäre schwer zu denken!) ausgelegt würde, kein ruhmvolles Zeugniß für den Herzog giebt.

Und welchen größeren Lohn seiner Theilnahme an dem Dichter konnte Fürst Alphonso sich wünschen, als jene erhabenen Strophen, ohne die er, wie tausend größere und geringere Machthaber, höchstens in dem Moder verstaubter Archive oder in der Dürre eines langweiligen Geschlechtsregisters fortleben würde?

Großmüthiger Alphons, erhabner Retter
Des irren Wandrers, den das Glück verrieth,
Der aus dem Wogendrang, aus Sturm und Wetter,
Gescheitert fast, in deinen Hafen flieht:
Mit heit'rer Stirn empfange diese Blätter;
Wie zum Gelübde weiht' ich dir mein Lied.
Einst tönt vielleicht die ahnungsvolle Leier,
Statt leisen Winks, von dir mit lauter Feier.

Wohl ist es recht — wenn je in künft'gen Jahren
Die Völker Christi sich in Frieden sehn,
Und nun mit Schiff und Roß kühn dem Barbaren
Die große Beute zu entreißen gehn —
Daß sie die Führung, wie du willst, der Schaaren
Zu Wasser oder Land dir zugestehn.
Nacheifrer Gottfrieds, horch auf seine Siege
In unserm Lied und rüste dich zum Kriege! —

Die stolzen Hoffnungen, welche die zweite dieser Strophen auf eine für Alphonso so schmeichelhafte Weise ausspricht, durften in der Zeit, da der Sänger sie niederschrieb, nicht bloß als eine Phrase betrachtet werden, die uns im Anfange eines so würdigen und so großartige Dinge verherrlichenden Werkes nur eine störende Empfindung einflößen könnte. Gregor XIII., seit 1572 auf St. Petri Stuhle, hat im Andenken seiner Herrschaft das Brandmahl der Freudenfeuer, die er über die Blutnacht von Paris aus der Engelsburg auflodern ließ, durch den Eifer in etwas umschleiert, mit welchem er seines Vorfahrers Bemühungen zu einem Christenbunde gegen die Ungläubigen aufnahm, und ihm wenigstens ist es nicht beizumessen, wenn seine Flammenworte wider die Schmach des Kreuzes im Oriente und im Reiche der Porphyrogeneten, seine feierliche Verfluchung Selims II. in den Herzen der abendländischen Herrscher keinen tieferen Widerklang fanden. Die Politik hatte sich seit König Franz des Ersten und Sultan Suleimans Bündniß mit den Türken auszusöhnen begonnen, und daß dem kaiserlichen Hofe die nach Maximilians II. Tode erneuerte Renitenz wider die Ruhe der protestantischen Christenheit nach hundert Jahren mit einem türkischen Lager vor den Mauern Wiens vergolten werden sollte, wer konnte dies damals ahnden? Die Schlacht von Lepanto, solch ein ruhmvoller, und wenn er benutzt worden wäre, so entscheidender Anfang zu Vernichtung des Halbmondes, blieb ohne Früchte, weil Philipp II. seine protestantischen Unterthanen in den Niederlanden grimmiger haßte, als die Türken; und die Waffen, mit welchen Gregors heilige Liga gegen Muhamed stritt, blieben Seufzer und Wünsche.

Unter den kleinen Fürsten Italiens war ritterlicher Sinn genug, welcher zu den romantischen Wagnissen eines Kreuzzuges sich bereit zeigte, und Herzog Alphonso vor allen, in der Kunst der Waffen Meister wie keiner,

(er hatte sich aus Begier nach Waffenthaten ohne Wissen seines Vaters nach Frankreich begeben, Heinrichs II. Kriege gegen Carl V. als Führer von hundert Gensd'armen mitgekämpft, und in demselben Turniere zu Paris gefochten, wo Heinrich II. durch einen Lanzenstoß in's Auge sein Leben verlor) besaß Ehrgeiz und Ruhmliebe in vollem Maaße, um sich in dem heiligen Kampfe als einen der Nachfolger Gottfrieds zu träumen. Daß diese schönen Träume nicht in Erfüllung gehen konnten, macht weder seine Absichten zu Chimären, noch des Dichters aufmunternden Beifall zu feiler Schmeichelei.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Tage in Arcadien.

(Von Raupach)

Geschäfte riefen mich zu Anfang des Jahrs nach Petersburg; ich kam den 12. Januar dort an und glaubte mit der letzten Schlittenbahn (d. h. Mitte März) nach Moskau zurückkehren zu können. Allein da unsere Geschäftsmänner bekanntlich keiner Uebereilung fähig sind, so war der May vor der Thüre, als ich endlich sagen konnte, den und den reise ich ab. Während meines viermonatlichen Aufenthaltes war ich in eine Menge Häuser eingeführt worden, unter andern auch bei der Fürstin ***, die eines der vorzüglichsten macht. Grade dieß Haus hatte ich am öftersten besucht, theils weil die Gesellschaft, die zum großen Theile aus Fremden bestand, meist sehr anziehend war, theils weil ich dort häufig die Männer fand, die den meisten Einfluß auf meine Geschäfte hatten. Die Fürstin selbst hatte mich immer sehr gütig, ja mit Auszeichnung aufgenommen; und so stand sie denn auf meiner Visitenliste oben an, als ich am 1. May anfing Abschiedsbesuche zu machen, um den vierten abreisen zu können.

Im Hause der Fürstin fand ich große Bewegung, und, wie dieß bei ungefähr hundert Bedienungen natürlich ist, auch großen Wirrwarr. Im Hofe standen sieben Reisewagen, um welche Kutscher und Stallknechte laut schreiend beschäftigt waren. Bediente flogen Treppe auf Treppe ab, übertrugen, als mangelte es ihnen an Zeit, andern die Befehle, die sie selbst ausrichten sollten, und schalten einer des andern Langsamkeit. Oben rannten Kammermädchen durch und gegen einander, warfen Kleider und Wäsche aus einem Koffer in den andern, schmählten über die gräuliche Unordnung, die sie doch selbst verursachten, und fragten, befahlen, riethen, zankten alle durch einander, daß keine wußte, was sie zu thun und zu lassen hätte. Nur mit Mühe fand ich einen Bedienten, der mich der Fürstin meldete: ich ward angenommen. Im Saale traf ich die Gesellschafterin, die eben zu der Fürstin ging. Um des Himmels willen, sagte ich im Gehen zu ihr, erklären Sie mir doch, was der Tumult in Ihrem Hause bedeutet? — Wir gehen morgen aufs Land. — O Sie Glückliche! die nicht der Sommer wie der Winter in den Mauern der Stadt gefangen hält, die Sie, von dem Zwange der Geschäfte frei, nur dem Genusse leben. So gelangten wir zu dem Kabinette der Fürstin.

Nach den hergebrachten Höflichkeiten und dem ersten einleitenden Gespräche, fiel die Unterhaltung natürlich auf die nahe Abreise der Fürstin, und dieß führte uns auf die Vorzüge des Landlebens. Sie glauben nicht, sagte die Dame, mit welcher Sehnsucht ich stets das Ende des leidigen Winters herbei wünsche; mit welcher Freude ich den Schnee allmälig wegschmelzen und das Eis auf dem Flusse immer dünner werden sehe; kurz, wie angenehm mir jeder Vorbote des Frühlings ist. Gott sey Dank! endlich ist der Mai wieder da, und ich entfliehe morgen dem Kerker, in dem ich abermals sieben Monate geschmachtet habe. Ich begreife nicht, und habe es nie zu begreifen vermocht, wie es Menschen geben kann, welche die Stadt dem Lande vorziehen. Was ist die Stadt, besonders eine Hauptstadt anderes, als ein Schauplatz menschlicher Thorheiten und Verirrungen? was anderes, als die große Glücksbude, wo Hoheit, Ehre, Rang, Reichthum, Vergnügen und alle dergleichen Güter, deren Anblick die Leidenschaft aufregt, zur Schau ausgestellt sind, wo einer den anderen drängt und verdrängt, um auch ein Loos zu erhaschen? Dabei ist es unendlich schwer, kalter Zuschauer des heftigen Treibens so vielfältiger Leidenschaften zu bleiben; man nimmt allmälig, ohne es selbst zu wissen, Theil daran; man gewöhnt sich auf Dinge Werth zu legen, die man von so Vielen geschätzt und gesucht sieht; dadurch wird der innere Friede gestört, und das Gefühl für das Wahre und Schöne geht verloren. Wie ganz anders ist es auf dem Lande! Da lebt man im Schooße der sich immer gleichen Natur, die nicht wie menschliche Kunst dem Mißbrauch unterworfen ist, also den Menschen auch auf keinen Irrweg führt. Der Lebenszweck der Menschen, die uns dort umgeben, ist so einfach, und ihr Streben danach so leidenschaftlos, daß der Anblick desselben keine gefährliche Neigung in uns erwecken kann. Die Stille um uns her geht in uns selbst über, und erst dadurch werden wir des wahrhaften Lebensgenusses fähig. O, glauben Sie mir! wir wären alle tugendhafter, wenn wir alle auf dem Lande lebten. Ich lade Sie ein, mich diesen Sommer zu besuchen, wenn es Ihre Geschäfte irgend erlauben. Sie werden ja doch auf vierzehn Tage oder drei Wochen abkommen können, und von Moskau haben Sie bis zu mir kaum 300 Werst (ungefähr 43 deutsche Meilen). Sie sollen sehen, wir bewohnen dort ein wahres Arkadien, und leben auch wie wahre Arkadier. Dieß ungefähr und ähnliches sagte die Fürstin, wiewohl mit manchen Unterbrechungen, über das Landleben, bis ich mich erinnerte, es sey unartig, einer Dame am Tage vor

ihrer Abreise lange zur Last zu fallen, ihr eine glückliche Reise wünschte, und sie verließ.

Ich war sehr angenehm überrascht, an der Fürstin eine Seite entdeckt zu haben, die mir bisher verborgen geblieben war, weil ich die Dame fast nur in glänzenden Zirkeln gesehen hatte, wo jeder Schatten von Natur verbannt ist, und in denen sie, als in ihrem Elemente, sich wohl zu befinden schien. Wer hätte so tiefes Gefühl für Natur und ländliche Freuden in einer Frau gesucht, die von Jugend auf in den künstlichsten Verhältnissen der großen Welt gelebt hatte und noch lebte, die man entweder am Putztische, im Theater, im Salon oder am Spieltische sah? So ist es doch nicht unmöglich, dachte ich, in dem gefährlichen, phantastischen Leben der Hauptstadt einen reinen, unverdorbenen Sinn zu bewahren. Diese neue Erfahrung, die ich gemacht zu haben glaubte, war mir so erfreulich, daß ich beschloß, wenn es mir irgend möglich wäre mich von der Kette meiner Amtspflichten auf kurze Zeit loszumachen, die Fürstin in ihrem Arkadien zu besuchen.

Besondere Umstände machten mir die Ausführung meines Vorhabens leichter, als ich geglaubt hatte: ich bekam ohne Schwierigkeit auf vier Wochen Urlaub. Am 2. July verließ ich Moskau, und am dritten Tage erreichte ich gegen zwei Uhr Nachmittags mein Ziel. Ich fand zahlreiche Gesellschaft bei der Fürstin, die mich mit der liebenswürdigen Artigkeit einer Dame der großen Welt empfing. Eben wurde das Frühstück aufgetragen, und ich Thor hatte schon gefürchtet, daß mich der Aufhalt auf der letzten Station, wo ich ungewöhnlich lange auf Pferde gewartet hatte, um das ersehnte Mittagsmahl bringen würde. Während mich die Fürstin der Gesellschaft vorstellte, und auch mich mit den Namen und Würden der hohen Gäste bekannt machte, hörte ich im anstoßenden Zimmer Spieltische zurecht setzen und mit Marken klappern, ein Ton, der mir verhaßt ist, weil er mich an den Knochenmann erinnert. Bald darauf, als ich noch kaum einige Fragen der Fürstin über meine Reise beantwortet hatte, erschien ein Verwandter des Hauses, der die Rolle des Wirthes spielte, und fing an Karten herum zu bieten. Der Umstand, daß ich so eben von der Reise kam, hätte mir zwar zur Entschuldigung dienen können; allein unglücklicher Weise fehlte der vierte Mann zu einer Whistpartie, und ich mußte, wollte ich gut oder übel, solch einen Müssiggängerpaß annehmen, und mich mit an den leidigen grünen Tisch setzen, über den die Zeit eben so wenig ungestraft hinweg fliegt, wie ein Vogel über das todte Meer.

Endlich gegen vier Uhr, als ich schon vor Hunger beinahe die Karten nicht mehr unterscheiden konnte — denn kaum hatte ich Zeit gewonnen flüchtig einige Bissen zu frühstücken — endlich erschien mein Erlöser, der Haushofmeister, mit dem Worte des Heils, Madame est servie. Nun gingen wir, je ein Männlein und ein Fräulein, durch eine Reihe von Zimmern zu Tische. Die Gesellschaft bestand aus zwei und zwanzig Personen und fünf und zwanzig wohl ausstaffirte Bedienten warteten auf. Die Gäste waren nicht minder sorgfältig gekleidet, und wie genau ich auch alle musterte, so fand ich doch, daß ich mich von allen am schlechtesten ausnahm, weil ich, voll von dem Gedanken, daß ich nach Arcadien reisete, meine Staatskleider zu Hause gelassen hatte. Staats- und Kriegssachen, Hofanekdoten, Nachrichten aus Petersburg, moskauische Stadtneuigkeiten, die man ungleich genauer wußte, als ich, der eben von Moskau kam, waren der Stoff der Unterhaltung, und Französisch die Sprache, in welcher darüber verhandelt wurde. Des Essens war viel und mancherlei, und alles, auch das alltäglichste, durch die ausländische Kochkunst so gut verlarvt, daß es der geübteste Naturkundige nicht wieder erkannt hätte. Der Nachtisch wollte kein Ende nehmen, und die Bedienten jagten einander mit Malaga, Ungar, Cyper, Astrachan'schem Weine und Liqueuren. Nachdem jeder, wie sichs gebührt, mehr als ihm gesund war, gegessen und getrunken hatte, wurde gegen 5 Uhr die Tafel aufgehoben, und wir zogen, wie wir gekommen waren, in unsere Werkstatt zurück.

Während des Essens hatte sich ein Gewitter zusammen gezogen, das zwar schnell vorüber ging, aber doch einen so heftigen und anhaltenden Regen nachließ, daß es unmöglich war den Fuß aus dem Hause zu setzen. Man beschwerte sich so laut über dieses unfreundliche Wetter, daß ich auf den Gedanken gerieth, es sey irgend eine Lustfahrt oder ein anderes ländliches Vergnügen im Werke gewesen. Ich äußerte diese Vermuthung gegen eine Dame, die mir von allen die unzufriedenste schien. Gott bewahre, gab sie mir zur Antwort, daran hat niemand gedacht; aber ich muß noch zwanzig Werst fahren, der Regen verdirbt den ohnehin schlechten Weg noch mehr, und ich bin sehr furchtsam. So — so! dachte ich; und indem ich noch so dachte und meine Tasse Kaffee trank, kam ein ältlicher Herr, ein Sanct-Annen-Ritter, der von unserer vor Tische angefangenen Partie war, und ermahnte uns, seine Mitspieler nicht träge zu seyn, sondern wieder Hand ans Werk zu legen, weil die edle Zeit nicht ungenutzt verstreichen dürfe. Wir folgten seinen Ermahnungen, wie denn die Jugend immer das Alter ehren und hören soll, setzten uns nieder, und beharrten in dem guten Werke, wenn auch nicht bis an unser Ende, so doch bis gegen acht Uhr.

(Schluß folgt.)

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 70. Sonntag, 8. April 1827.

Drei Tage in Arcadien.

(Schluß)

Ein Concert unterbrach die Spielparthie, aber kaum waren wir wieder ins Gesellschaftszimmer zurückgekehrt, als die Bedienten neue Karten brachten und der Vizewirth sie unter den Spiellustigen herumbot. Zu diesen gehörte ich nun warlich nicht, vielmehr war ich fest entschlossen, mich zu entschuldigen. Aber ein böser Stern waltete über mir: die Fürstin selbst brachte mir eine Karte. Darf ich, sagte sie, auf das Vergnügen rechnen, daß Sie von meiner Partie seyn werden? — Was war zu thun? Sich für Damen aufopfern, ist Ritterpflicht. Ich nahm das bunte Blatt mit einer derben Lüge, und setzte mich zum Boston. Wir wollten eben eine neue Tour anfangen, als der brave Haushofmeister ins Zimmer trat, und die frohe Mähr verkündigte, das Abendessen sey aufgetragen. Das eilt, das eilt, sagte die Fürstin halb verdrüßlich, um nur ja mit den Hühnern schlafen zu gehen. O! dachte ich bei mir selbst, die glücklichen Hühner! Die Fürstin sah nach ihrer Uhr. Doch schon halb eins, sagte sie erstaunt; wie die Zeit verfliegt! Das Bischen Leben schwindet einem unter den Händen, ehe man seiner froh geworden ist. Diese philosophisch-wehmüthige Betrachtung bewog die Fürstin die Karten nieder zu legen und mich aus dem Joche zu spannen. Eine halbe Stunde nach der Abendtafel gefiel es der Wirthin, uns eine gute Nacht zu wünschen, was vielmehr ein guter Morgen hätte seyn sollen, denn es war grade zwei Uhr nach Mitternacht, als ich in mein Zimmer trat. So war ich denn schon zwölf Stunden auf dem Lande und hatte, so zu sagen, noch keinen Baum gesehen. Das Schloß war ein weitläufiges steinernes Gebäude, wo sie zwar im ersten Stocke, aber doch so hoch wohnte, daß man sich zum Fenster hinaus legen mußte, um etwas Grünes zu Gesicht zu bekommen. Mein Zimmer war nun vollends im zweiten Stockwerk, und ich war vielmehr über als in der Natur. Diese Betrachtung stellte ich jedoch erst am folgenden Morgen an: denn an diesem Abend war ich von dem arkadischen Leben so mitgenommen, daß ich, himmelweit entfernt von jeder Betrachtung, meinem Bedienten beinahe unter dem Auskleiden einschlief. Das war der erste Tag in Arcadien.

Am Morgen erwachte ich sehr früh — es war nicht später als halb eilf Uhr. Frühstück und Toilette erfordern Zeit, und so war es beinahe Mittag, als ich in den Garten hinunter ging, um doch endlich einen Blick auf Arkadien zu werfen. Ich hatte mir einen langen Spaziergang vorgesetzt; allein die Hitze des Tages machte es unmöglich. Mit Mühe schleppte ich mich in den Park, wo ich mir die dunkelste Stelle suchte, auf einer wildbewachsenen Rasenbank, auf der — das sah man deutlich — den ganzen Sommer noch niemand gesessen hatte, mich niederließ, und anfing Tasso's Aminta zu lesen, den ich mitgenommen hatte. Kaum war über dieser süßen Beschäftigung eine Viertelstunde verflossen, als aus dem Gebüsche plötzlich wie ein Zauberer der alte Annenritter vor mich trat. Ich kann nicht sagen, daß mir sein Stern ein Stern der Hoffnung gewesen wäre; vielmehr flößte er mir Furcht für die erste freie Stunde ein, die ich in Arcadien genoß. Jedoch gute Miene zu bösem Spiele ist eine Regel der Höflichkeit: ich legte also mein Buch weg. Welch ein entzückender Tag! sagte der Annenritter nach den ersten Begrüßungen. Wie kann es Menschen geben, die unabhängig sind, und doch das Leben in der traurigen Stadt dem Leben in Gottes freier Schöpfung vorziehen? Um Millionen möchte ich im

Sommer wo anders als auf dem Lande wohnen. Natur, Dir lebe ich, Natur, Dir sterbe ich: o! Sie glauben nicht, welch ein leidenschaftlicher Freund der Natur ich bin. Ist dieses Plätzchen hier nicht ein wahres Paradies? so heimlich, so still! kein Lüftchen rührt sich: ja, ich glaube man könnte hier recht bequem Karten spielen, so windstill ist es. Gewiß, das sollten wir versuchen: wenn es Ihnen gefällig ist, so lasse ich einen Tisch bringen, und wir machen eine Partie Piquet. — Ich spiele nie Piquet, weil ich es zu schlecht spiele. — Ich sehe wohl, was Sie vom Spielen abhält, das Büchelchen dort, irgend ein zärtlicher Roman, wo Venus Trumpf ist — getroffen? Nun, nun, ich will nicht stören. Mit diesen Worten ging er laut lachend seiner Wege. O! des leidenschaftlichen Naturfreundes! Nach zwei Uhr kehrte ich in das Schloß zurück. Es waren schon viele Gäste angekommen, die nicht gerechnet, die über Nacht geblieben waren; mehrere kamen noch. Bald wurden die Loose des Tages, die Karten, ausgetheilt; mich führte das Schicksal abermals mit dem leidenschaftlichen Naturfreunde zusammen und alles ging nun in der gestrigen Ordnung. Der Abend war göttlich, die Hitze vorüber; die ganze Natur labte sich an einer kühlenden Luft. Ich schlich mich davon, eilte in den Park, rannte hin und her und athmete, als wollte ich die ganze Atmosphäre in mich schlucken. Aber kaum hatte ich mich eine halbe Stunde im Jubel über meine Freiheit herumgetummelt, so kam ein Bediente und rief mich zur Fürstin. Mein Gott! wo bleiben Sie? rief mir der Ritter entgegen: es ist beinahe zehn und wir haben noch unser Spiel zu endigen. Ich hatte wohl Lust eine Lanze mit ihm zu brechen; allein ich besann mich eines Bessern, und setzte mich still an den hoffnungsreichen, für mich aber hoffnungslosen Tisch. Alles folgte nun wie am Abend zuvor, und es ging schon auf drei, als ich auf meinem Zimmer anlangte. Das war der zweite Tag in Arcadien.

Am folgenden Tage, der ein Sonntag war, stand ich früher auf, um die Messe nicht zu versäumen. Es war mir, als sähe ich etwas Neues, Wundervolles, da ich diese Menschen, die ihr Leben am Spieltische zubrachten, nun im Hause des Herrn versammelt erblickte: es schien mir durchaus unmöglich, daß sie den lieben Gott um etwas Anderes als um gute Karten bäten. Nach Beendigung der Messe kehrten wir durch den Park zurück, und die Fürstin benutzte diese Gelegenheit, um mir ihr zierlich gebautes Vogelhaus zu zeigen. Wir betrachteten ein Weilchen die eingesperrten Vögel, die immer fliegen wollten und immer von dem Gitterwerk zurückgehalten wurden. Ob und was die Andern dabei dachten, weiß ich nicht; ich aber dachte: die sind auch in Arcadien. Rings um den freien Platz, auf dem das Vogelhaus stand, waren Marmorbänke angebracht; wir setzten uns; das Gespräch lenkte sich, unter Anführung des leidenschaftlichen Naturfreundes, gar bald auf das Spiel, und ich weiß nicht, welcher Dämon mich bewog zu sagen, daß ich früher, während meiner Reise im Auslande, kein anderes Spiel gespielt hätte, als Tarok. Ach! sagte die Fürstin, Sie spielen Tarok? auch ich habe es ehemals sehr gern gespielt: Schade, daß wir keine Karten dazu haben. Dem Himmel sey Dank! dachte ich. Mein Gott! setzte der Ritter hinzu, wie lange habe ich nicht mehr Tarok gespielt, wohl seit zehn Jahren; und doch ist es ein so interessantes Spiel. Dabei blieb es. Auf dem Rückwege nach dem Schlosse schlug uns die Fürstin für den Abend eine Kahnfahrt nach einem ihrer nahe gelegenen Güter vor, wo man eben das Kirchweihfest feierte. Noch einmal blitzte in mir die Hoffnung arcadischen Genusses auf, und so gestärkt beschloß ich, alles, was man mir bis zum Abend etwa auferlegen würde, mit Geduld zu tragen. Es fand sich gar bald, daß mir Ergebung höchst nöthig war. Die Gesellschaft wurde doppelt so zahlreich wie an den vorigen Tagen, und bald mußte ich mich mit drei mir unbekannten Figuren zu einer Parthie Whist niedersetzen, die wir jedoch glücklicher Weise noch vor Tische endigten, weil ungewöhnlich spät gespeist wurde. Wir waren schon beim Nachtische, als der Kammerdiener des Ritters eintrat, und seinem Herrn ein Paket überreichte. Triumph! sagte der Ritter, indem er das Paket der Fürstin zeigte. Triumph! hier sind Tarokkarten. — Mein Gott! woher? — Ich besann mich, daß ich noch welche haben müßte, und schickte einen Bedienten zu Pferde danach. Was thut man nicht für eine liebenswürdige Wirthin? — Meine Hoffnung, die schon seit zwei Tagen in den letzten Zügen lag, schloß nun auf immer die Augen. Die Tafel wurde aufgehoben; aber von einer Kahnfahrt war nun gar nicht mehr die Rede. Sie sind mir Dank schuldig, sagte heimlich der Ritter zu mir, daß ich Sie von der verzweifelten Kahnfahrt erlöset habe. Ich kann nicht begreifen, wie vernünftige Leute auf dem Wasser fahren können, da doch jährlich so viel tausend Menschen ertrinken. Ich hatte kein Recht über ein Unglück zu murren, das ich mir selbst durch meine unvorsichtige Aeußerung zugezogen hatte, und spielte geduldig mit der Fürstin und dem Ammenritter Tarok von halb sieben bis um ein Uhr nach Mitternacht. Das war der dritte Tag in Arcadien.

Nun waren meine Kräfte dahin: der ununterbrochene Genuß dieser arcadischen Seligkeit hatte mich so erschöpft, daß ich mich außer Stande fühlte, noch einen Tag auszuhalten. Zum Glück hatte ich der Fürstin nicht gesagt, auf wie lange ich Urlaub genommen, und wie lange ich zu bleiben gedächte; so konnte ich nun sagen, daß dringende Geschäfte mich nöthigten, sie morgen mit dem Frühsten zu verlassen. Sie machte Einwendungen und bat um Aufschub mit aller Freundlichkeit einer musterhaften Wirthin, allein ich beharrte auf meinem Entschlusse. Nach der Abendtafel nahm ich also von ihr, von meinem bösen Genius, dem leidenschaftlichen Naturfreunde, und der übrigen Gesellschaft Abschied, und nach einigen Stunden Schlummer verließ ich das Schloß, als noch Alles in süßem Schlafe

lag, um neue Kräfte zu neuem Spiele zu sammeln. Grade acht Tage nach meiner Abreise kam ich wieder in der Hauptstadt an, fest entschlossen, niemals wieder eine Dame der großen Welt in ihrem Arcadien zu besuchen.

Concertanzeige.

Et genus, et virtus, nisi cum re, vilior alga est.
Frei übersetzt: Geld regiert die Welt.

Concertanzeigen sind Vorreden zu Concerten. Gleich guten Autoren, die bei neuen Auflagen ihrer Werke auch neue Vorreden geben, halte ich für Pflicht, bei der 15ten Auflage meiner in Frankfurt gegebenen Concerte endlich für eine andere, wo möglich bessere, zu sorgen; denn nur zu oft schon — ich gestehe es reuig! — habe ich das verehrte Publicum nur in der hergebrachten Form mit: „Unterzeichneter gibt sich die Ehre u. s. w." angesprochen. Ungleich andern guten Autoren, habe ich jedoch dießmal wenig zu meinem Lobe zu sagen — ich überlasse es den Concertreferenten, deren Competenz so allgemein anerkannt ist — und will nur bemerken, daß ich, da mir auch dieses Jahr die Theaterdirection, um mich für manches zu belohnen, was ich ihr zu Liebe gethan, eine große musikalische Academie gewährt — versteht sich, wenn ich sie zu Stande bringen kann — dieser tonreichen Dame einen kostbaren Juwelenschmuck von hiesigen trefflichen Künstlern — wobei ich mich nicht mitgezählt wissen will, indem ich nur unter die lapides pretiosos gehöre — zugesichert habe, in deren Mitte eine vorzügliche Gemme *) von schwerem Gewicht und seltnem Feuer blitzen wird. Auch dürften wohl die echten Kenner — und wie groß ist zu meinem Glück deren Zahl! — einem in gedachten Schmuck neu gefaßten Chrysolith **) ihre Bewunderung nicht versagen, indem derselbe bei einer Unterlage aus Mayseders Tönen in vorzüglichem Glanze strahlt. Als Folie aber, worauf unsere übrigen Juwelen ihre Farben spielen werden, habe ich Beethovens — des nun auch in's Urland der Töne entschwundenen — Oratorium: Christus am Oelberge gewählt.

Wenn nun ferner ein geehrtes Publikum erfährt, daß ich mir mein Benefiz mit 1200 fl. selbst garantirt habe — ein Kapellmeister aber bekanntlich wohl Noten, aber leider keine Banknoten zum Zusetzen hat —; daß ich dem Beispiel anderer großen Künstler zu folgen und alles was über 1200 fl. eingeht wohlthätigen Zwecken zu widmen gedenke; — daß ich, wie die Arbeiter in den Quecksilbergruben Gold in den Mund nehmen müssen, um die giftigen Dünste abzuleiten, stets viel Gold in der Hand haben muß, als Ableiter der aus Referentenfäusten geschleuderten Blitze; — so darf ich mir wohl schmeicheln, daß mich alle Freunde der Tonkunst, d. h. wenigstens ein Paar tausend Concertlustige mit ihrer Gegenwart erfreuen und beehren werden. Glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich nach dem Verrauschen der Tonwellen in der Nivellirwage der Augen Zufriedenheit fände, da ich auf kein größeres Glück in dieser Zeitlichkeit Anspruch mache, als auf das: als Kapellmeister der freien Stadt Frankfurt zu leben und zu sterben: letzteres jedoch so spät als möglich! Das Nähere besagt der Anschlagzettel.

Guhr.

*) Hr. Haizinger, großherzoglich badischer Kammersänger.

**) Hr. Weble, ein vortrefflicher Violinspieler, Schüler Mayseders, Mitglied unseres Orchesters.

Logogriph.

Unverwelklich blühen die Rosen der Jugend im Kranze,
Der um die heitere Stirn ihr, die ich meine, sich schlingt.
Wie sie heiße? fragst du — Vier Zeichen können dirs sagen,
Setze noch eines hinzu, und du erblickest dann ihn,
Ihn, den lieblichen Sänger, bekränzt mit duftenden Rosen
Und Amaranthen, die ihm pflückte die Charis entzückt.

Auflösung des Räthsels und der Logogriphen in Nr. 65.
Handschrift. Mark — Kram. Keines — Eines.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Dienstag den 27. Der Oberrock, Originallustsp. in einem Aufzug von Bärmann. Hierauf: Die Lotterielisten, Lustsp. in 2 Abthl. von Klähr. Zum Beschluß: Die Mäntel, oder: Der Schneider in Lissabon, Lustsp. in 2 Abthl. nach Scribe von Blum. In dem ersten sinnvollen Stückchen spielte Dem. Gutmann die Rolle der Jenny, welche früher von Dem. Lindner — sie mag uns unsere Offenheit nicht übel nehmen — mit Gleichgültigkeit, von Dem. Gutmann aber heute mit gebührender Achtung behandelt wurde; weßhalb denn auch ein Vergleich der Letzteren nicht sehr nachtheilig werden konnte. — Die Zahl der Zuschauer vermehrte sich gegen acht Uhr für den halben Eingangspreiß bedeutend: ein Beweiß, in welcher Gunst das letztgenannte Stück bei unserem Publicum steht. Eine Gunst, die es dem ausgezeichnet guten Spiele des Hrn. Rottmayer (Franciscus), der Dem. Lindner (Brigitta) und des Hrn. Ludewig (James) einzig und allein verdankt.

Mittwoch den 28. Gleiches mit Gleichem, Lustsp. in 5 Abthl. nach dem Italienischen von Vogel.

Donnerstag den 29. Herr Rochus Pumpernickel, musikal. Quodlibet in 3 Abthl. von Stegmayer. Daß der Spaß, sollte er sich auch je und je in's Niedrige verlieren, in Frankfurt seinen Preis gilt, dafür liefert das Theater den Beweis. Die Schwestern von Prag brachten am Sonntage, Herr Rochus Pumpernickel heute ein gedrängt volles Haus. — Hr. Ludewig hatte den Pumpernickel übernommen. Er stattete ihn nicht mit der gutmüthigen Einfalt aus, wie wir ihn früher gesehen haben; er war nur der unerfahrne, derbe Landmann, den die gegen ihn gerichteten Machinationen der Städter zwar überraschen, der sie aber mit seiner ungeschwächten Kraft niederschlägt. Auch das ist freilich komisch, indeß will die Oper doch eine andere Komik! —

Samstag den 31. Herrmann und Dorothea, idyllisches Familiengemälde in 4 Abthl., nach Goethe, von Carl Töpfer. Wir wurden angenehm überrascht, als wir heute das Schauspielhaus betraten und sowohl das Parterre als auch die Logen ziemlich zahlreich besetzt fanden. Glück auf! dachten wir, noch findet in Frankfurt das höhere Schöne seine Verehrer. Man gebe es nur würdig und ihre Zahl wird sich wieder mehren! — Das treffliche, gemüthvolle Stück wurde bei seinem Erscheinen häufig getadelt. Der Ordner desselben hatte es Niemand recht gemacht; aber Keinem von allen Tadlern war es jemals eingefallen, die herrliche Dichtung des Meisters auch in dramatischer Form der Bewunderung des gebildeten Publikums darzubieten. Es war das Ei des Kolumbus! Nachdem Töpfer seine glückliche Idee ausgeführt, da meinten die Tausendkünstler, das hätten sie auch und wohl noch besser gekonnt; wie es denn gar leicht ist, den ersten Versuch eines Kunstwerks zu tadeln, auch wohl zu verbessern, was wir jedoch hier noch nicht unbedingt einräumen wollen. Wir wollen billiger dankbar seyn für das was Töpfer, bei ehrerbietigem Bestreben, dem Geist der Goethe'schen Dichtung nicht zu nahe zu treten, uns gegeben hat. — Die Vorstellung gereicht den braven Mitgliedern unserer Bühne, welche darin mitwirkten, zur großen Ehre. Dieselbe Sorgfalt, derselbe Eifer Schönes zu leisten, belebte Alle. Hr. Otto (der alte Feldern) und Mad. Ellmenreich (Frau Feldern) zeigten uns das interessante Bild eines in Liebe und Treue ergrauten Elternpaares, wovon Eins des Andern Schwächen zu tragen und unschädlich zu machen versteht. Hr. Otto besonders erschöpfte den Character des gutmüthigen Polterers durch alle Nüancen. Hier sah man, welch ein herrliches Talent, noch ungeschwächt von der Last der Jahre, in diesem Veteran unserer Bühne lebt! Hr. Rottmayer bethätigte als Herrmann den sinnenden Fleiß, den er gewöhnlich auf Rollen dieser Art zu verwenden pflegt. Indessen war er doch, unseres Bedünkens, hie und da zu weich, um nicht zu sagen zu weinerlich. Der Character muß sich glänzender herausheben, wenn der Darsteller durch den Schmerz muthmaßlich vereitelter süßer Hoffnungen den Muth einer kräftigen Natur hindurchtönen läßt. Dem. Lindner entwickelte als Dorothea in ihrem Spiel einen Reichthum von Gedanken und bewährte sich darin als große Künstlerin; aber störend war für uns, am Schluß des 3. Acts, die gesuchte, überladene Mimik; sie kam uns vor wie ein Gefallenwollen, welches doch dem schlichten, frommen, in stiller Thätigkeit beglückten Mädchen fremd bleiben muß. Die übrigen Mitspielenden waren Hr. Leißring (Rector), Hr. Ludewig (Apotheker) und Hr. Hill (Richter), von denen jeder das Seine zum Gelingen des Ganzen künstlerisch beitrug.

Sonntag den 1. April. Der Freischütz, Oper in 3 Acten von Fr. Kind, Musik von C. M. v. Weber. Wäre es wirklich wahr, daß der Spectakel der Wolfsschlucht dieser Oper den großen Erfolg, dessen sie sich allenthalben erfreut, einzig und allein gesichert, es würde unbegreiflich seyn, wie die heutige Vorstellung nach so manchen über die Bühne geschrittenen noch so zahlreich besucht seyn konnte. Unsre ganze Wolfsschlucht ist so ziemlich abgenutzt, die kleinen Eulen sind nach und nach steif geworden und die große hat von der vielen Arbeit lahme Flügel bekommen; den Hunden, welche früherhin con amore bellten, hörte man es nur zu deutlich an, daß sie ihr Werk nicht mit Freuden thun, sondern mit Seufzen; sogar die Irrwische sind lendenlahm und die sturmbewegten Tannenbäume schlaftrunken. Unsre Bühne wird indessen reparirt und hiervon hoffen wir in Hinsicht der Scenerie des heutigen Stückes gar Vieles und Gutes. Hat sich doch das feurige Rad bereits zu einem feurigen Gerippe, die Milbe zum Engerling gestaltet, gewiß geht aus ihm nach der Verpuppung ein glänzender, hellstrahlender Geist hervor. — Der Wald, in welchem Max den Probeschuß ablegt, liegt wohl an einer Chaussee, wie z. B. das Forsthaus, welche vorn am Soufflenrkasten quer über die Bühne läuft und die Jäger, welche den bekannten Jagdchor singen, stellen sich wahrscheinlich an diese Chaussee, um von den Vorüberwallenden gehört zu werden. Sonst wüßten wir keinen Grund, warum alle diese biedern Waidmänner aus dem Hintergrunde kommen und sich ächt militärisch en front im Vordergrunde aufstellen. Auf andern Bühnen bleiben diese Jäger in mannichfachen Gruppen sitzen und singen ihr lustiges Liedlein.

Theater-Anzeige.

Montag den 9. April. U. A. w. g., Lustsp., u. Kunst und Natur, Lustsp.

Dienstag den 10. Das weiße Fräulein, Oper.

Mittwoch den 11. Der Vetter aus Lissabon, Schsp. und Adrian van Ostade, Oper.

Freitag den 13. Großes Oratorium, zum Besten des Hrn. Kapellmeister Guhr.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 71. Dienstag, 10. April 1827.

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

In diese erste Zeit von Tasso's neuem und frohem Aufenthalte zu Ferrara fällt auch die Entstehung des Aminta, eines Schäferspieles im Geist jener idealischen Hirtenpoesie, deren erste Anfänge in die treuherzige und naive Behandlung biblischer Stoffe, wie sie im Mittelalter häufig dramatisirt werden, zurückgehen; eine idealischere Behandlung bekam dieselbe durch die Bekanntschaft mit der klassischen Dichtkunst;*) einige geistreiche und wahrhaft dichterische Genien, wie eben unser Tasso, wie Poliziano und Guarini, dessen Pastor fido hiebei als Muster gilt, haben ihr in Italien, andere vorzügliche Talente, namentlich Montemayor durch seine Diana, und Cervantes durch die Galatea, in Spanien den Werth einer ausgezeichneten Gattung erworben, welchen sie in Deutschland durch Gellerts Schäferspiele und Geßners Idyllen natürlich nicht erlangen konnte. Sie ist eine von denjenigen Pflanzen des Parnassus, welche lediglich durch die Sorgfalt und Kunst der Behandlung Aufmerksamkeit zu erregen geeignet sind, und so wird auch der Aminta immer nur durch die Zartheit und Fülle lieblicher und empfindsamer Gedanken und durch den unnachahmlichen Wohllaut der Sprache anziehen. Der Stoff ist so einfach und doch so geschraubt wie möglich, im Grunde nur eine Variation alter Fabeln, halb der von Atalanta und halb der von Pyramus und Thisbe, nur mit einem fröhlichen Ausgange. Den ersten Anstoß zur Ausarbeitung dieses Hirtendrama's hatte Tasso durch den Unglücklichen des Agostino degli Arienti, welcher im Mai 1567 zu Ferrara vor dem Herzog Alphons und seinem ganzen Hofe aufgeführt wurde; 1554 hatte man ebendaselbst das Opfer von Agostino Beccari zur Vorstellung gebracht, welches den damals im ersten Jugendreize blühenden Prinzessinnen Lucrezia und Leonora gewidmet ist; der Orpheus des Poliziano, welcher in diesen dramatischen Schäferstücken eigentlich den Ton angegeben hat, ist 1483 am Hofe zu Mantua aufgeführt worden.

*) Ihre Verlegung nach Arcadien verdankt sie dem mit Idyllen vermischten Schäferroman Arcadia von Jacob Sannazaro, zuerst erschienen 1502.

Der Aminta ward im Frühlinge 1573, kurz nachdem der Herzog Alphonso von einer Reise nach Rom zurückgekehrt war, vor dem Hofe aufgeführt, und er verfehlte nicht die Bewunderung für Tasso's Talent zu erhöhen, wie denn auch der Dichter auf eine sinnvolle Weise ein sehr anmuthiges Lob dieses Hofes folgendermaßen in sein Gedicht eingeflochten. Der Hirt Thyrsis (Tasso) erzählt, wie ihn ein glücklicher Zufall aus den Wäldern in die große Stadt (Ferrara) geführt:

Und durch des Himmels gül'ge Lenkung kam ich
Durch Zufall hin zum sel'gen Aufenthalte.
Von dort ertönten Stimmen süß und helle,
Von Schwänen, und von Nymphen, und Sirenen,
Von himmlischen Sirenen, und es rauschte
Musik drein, hold und klar, und so viel Wonne
Durchdrang mich, daß voll freudiger Bewundrung
Ich sprachlos lange stand. Am Eingang weilte,
Als wie der Wächter solcher Herrlichkeiten,
Ein Mann, von Ansehn hochgesinnt und kräftig,
Bei dessen Anblick ich in Zweifel schwebte,
Ob er ein größrer Herzog sey, ob Ritter.
Mit freundlich ernster Stirne lud er ein mich
Hineinzugehn, mit königlicher Milde,

Er würdig sehr, mich Niedrigen und Armen.
O was empfand, was sah ich da! ich sahe
Göttinnen des Himmels, schlank' und schöne Nymphen,
Orpheus und Linus neu verjüngt, und tausend
Schönheiten ohne Schleier, ohne Wolke,
Die, wie im Kreis der himmlischen Aurora,
Von Gold und Silber Thau und Strahlen streuen;
Und spenden sah ich glänzend reiche Gaben
Rings Phöbus und die Musen; bei den Musen
Saß hochgeehrt Elpin; und da empfand ich
Mich selber größer als ich sonst gewesen,
Voll neuer Kraft, voll neuer Gottheit fühlt' ich
Erfüllt die Brust, ich sang Hero'n und Kämpfe,
Ließ dürftig rauhes Hirtenlied dahinten.

Es ist zu bemerken, daß der im Aminta eine Rolle spielende Elpin ziemlich allgemein für Giambattista Pigna gehalten wird, so wie man auch bemerken will, daß der neidische und arglistige Schäfer Mopsus, welcher den Thyrsis-Tasso vor dem Besuche der Stadt zu warnen bemüht ist, eigentlich Sperone Speroni sey, welcher, seinen früheren Grundsätzen über die Mißlichkeit des Hoflebens untreu geworden, sich über Tasso's wenigen Eifer, ihn in Dienste des Herzogs von Ferrara zu bringen, beklagen zu können glaubte, und deßhalb den Dichter einst, als dieser in den Zimmern des Herzogs eine Stelle der befreiten Jerusalem vorlas, durch seine finstre Kälte, während alles in Beifallsbezeigungen ausgebrochen war, empfindlich gereitzt haben soll. Tasso äußert sich über diesen gelehrten und geistreichen, aber eiteln Freund selbst in einem Briefe an Scipio Gonzaga folgendermaßen: „Ich fürchte sehr, daß mir Sperone einen schlimmen Dienst leiste, denn er zeigt sich ganz offenbar feindselig und undankbar; da ich doch ihm neuerlich einige Gefälligkeiten gethan habe, die ich nicht für mich selber thun würde; und so habe ich ihn früher immer geliebt, geehrt und angepriesen. So geht es. Ich hatte ihn bei dem Herzog eingeführt und größtentheils durch meine Bemühung machte der Herzog so viel aus ihm, daß er ihn unter den glänzendsten Bedingungen in seine Dienste würde genommen haben. Er nahm damals keine Rücksicht darauf. Jetzt, da der Herzog ihn nicht wieder bittet, ist er mir bös; denn einen anderen Grund kann ich mir nicht denken." Daß aber ihm die Deutung jener abmahnenden Verse des Mopsus auf Sperone nicht recht war, oder die Stelle selbst nur Eingebung einer augenblicklichen Empfindlichkeit, geht daraus hervor, daß er dieselbe in seinem schriftlichen Handexemplare späterhin getilgt hatte, wie er dieß auch aus einer sehr verzeihlichen Entrüstung mit der Lobpreisung des Hofs von Ferrara gethan: indeß ist die ursprüngliche Gestalt des Aminta, wie wir sie jetzt auch haben, durch zahlreiche Abschriften vor jener Ueberarbeitung gerettet worden. Die erste Ausgabe ward von Aldus im Jahre 1581, als Tasso im St. Annen Spitale war, ohne daß er deßhalb begrüßt worden wäre, veranstaltet.

Der Beifall, welchen die Aufführung des Aminta in Ferrara gefunden, machte die Fürstin Lucrezia begierig, ihn auch kennen zu lernen, und auf ihre Einladung begab sich Tasso im Sommer 1573 nach Pesaro, wo er sowohl vom jungen Fürstenpaare, als vom alten Herzog Guidubaldo, seines Vaters Freunde, die wohlwollendste Aufnahme fand und die hohen Herrschaften sowohl mit Vorlesung seines Hirtenstückes, als der fertigen Gesänge der Gerusalemme unterhielt. Er begleitete Lucrezia nach Castel Durante, einem lieblichen Sommerschloß am Meere, wo ihr Gemahl sich mit Jagen und Schwimmen die Zeit vertrieb, und feilte hier manche Stellen des großen Werkes nach den feinen Bemerkungen der Prinzessin aus.

(Fortsetzung folgt.)

Vorschlag zur Güte.*)

Die sittliche Dammbaukunst ist so verschieden in ihren Zweigen als in ihrer Betreibung, und eigentlich mit und ohne Bewußtsein das Geheimwort und die Seele aller Kultur- und Regierungs-Apostel und Evangelisten. Von innen heraus dämmt Religion. Aber sie erzeugt leider eben so oft stockende Sümpfe, als Sicherheit vor der zuströmenden Fluth. Von aussen

*) Diesen an Umfang kleinen, an Inhalt reichen Beitrag zur Iris haben wir, um den 9. April, den Geburtstag des Verfassers (Christian Ernst Graf von Bentzel-Sternau), der uns seine geistreichen Mittheilungen schon zu lange hat entbehren lassen, auch in unserm Blatt zu bezeichnen, aus dem vorjährigen Manuscriptenvorrath eruirt, dadurch am besten dankend dem Einsender eines Gedichts „zur Geburtstagsfeier" dessen Aufnahme uns Verhältnisse, deren Wegräumung nicht in unserer Macht steht, nicht erlauben. Doch geben wir die Schlußstelle, die freilich auf einen weniger standhaft heitern April berechnet war, als dessen wir uns seit mehreren Tagen erfreuen:

Der Sonne werth, fähig und froh zu sein,
Lockt ein trüber April zum Kampf —
Christian Ernst, der im Namen Du
Fahne führst und Waffe trägst,
Im dichtgeballten Aprilgewölk
Ein himmelblauer Fleck, ein lächelnd Auge,
Durch welches die Sonne blickt und wärmt,
Preiß Dir, Aprilgeborner!

Die Entfernung ist nur dann die Wegweiserin zur Vergessenheit, wenn die Anwesenheit nicht die Pförtnerin der Unvergeßlichkeit zu sein vermochte. So hat uns Christian Ernst irgendwo in seinen Schriften belehrt. Er weiß zu gut, wie einflußreich und zu jedem edeln Gefühl aufregend seine Nähe, seine klare und dabei so gemüthvolle Ansicht von den Angelegenheiten der Menschheit auf die Befreundeten wirkt, um zweifeln zu können, daß ihm die reinsten Wünsche nach seinem Sanssouci zufliegen. A. d. R.

hinein dämmt das Gesetz. Doch unter seiner Last sprudeln die Quellen oft gewaltsamer empor, und die brausenden Wogen reissen das künstlich kostbare Werk von zwei Seiten ein. Die Gelehrsamkeit schleppt sich mit Faschinen und dehnt wohl berechnete Zungen in das Wasserbeet hin; dafür entsteht Holzmangel, und doch müssen die Pfähle täglich erneuert werden; am Ende ist's doch nur hölzernes Stückwerk. Die Finanzkunst wiebekingt von Morgen bis Abend; doch nicht immer will ihr der Schleußenbau gelingen, und mancher kunstgerechte Bogen stürzt ein!

Erweiterung des Flußbeets, daß die Wasser Raum und Freiheit haben; arglose Verwahrung der Ufer, nur zum Abwehren, nicht zum Aufreizen der Wogen; und Pflege der Mündung, auf daß die Fluth unausgehalten sich ergieße und nicht überschwemmend zurücktrete, das — ihr Geistesarchitekten — wären wohl drei Hauptpunkte, auf welchen Alles beruht, was nur um deswillen oft so unruhig wird, weil man es nicht in Ruhe läßt. Schreitet mit dem Eroberer Geist vor und fort! Ihr müßt seine Ritter von der Tafelrunde seyn, oder er führt euch als gefangene Könige hinter seinem Siegeswagen! Doch wahrt euch vor dem Plänkler und Kleinkrieger Geniuskulo; er hat euch zum Besten, und liefert euch zuletzt in die Marketenderbude seiner Frau Quikli, der Mode, wo ihr euer Bewußtseyn gegen Champagnerkopfweh austauscht.

Willkommen dem Künstlerpaar Haitzinger.

(Eingesandt)

Willkommen Ihr Vertraute aller Musen!
 Willkommen, herrlich Künstlerpaar,
Mit Sangeskraft im heitern Busen,
 Mit Sinn und Augen hell und klar!

Der Winter hat so manchen Reiz genommen,
 Euch aber mehrt' er was das Leben schmückt;
Und daß vereint Ihr kommt, ist uns willkommen,
 Denn zwiefach nun sind wir durch Euch beglückt.

Wir sehn dem Kunstgenuß mit Lust entgegen,
 Wir eilen von der neubegrünten Flur
In's enge Haus begierig Euretwegen,
 Und sehn vereint in Euch Kunst und Natur!

O weilet, weilet! laßt uns Bilder schauen,
 Und Tönen lauschen, ach: entflieht uns nicht!
Wir huldigen Dir, Lieblichste der Frauen!
 Und Dir dem Sänger, der zum Herzen spricht!

Vierfaches Akrostichon.

Von G . . . . . . k.

E . . . . A . . . . I . . . . S . . . . E
Lispelt's im Flötengesang Philomelens
Im Echo des Gebirg's, süße Harmonie
Sehnend verehret mein Herz dann den Engel
E . . . . N . . . . I . . . . S . . . . E

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Montag den 2. April. (Zum Besten der Dem. Lindner und zum Erstenmale) Kunst und Natur, Lustsp. in 4 Abthl. von Albini (Manuscript). Dem Stück ist früher von Auswärts der Stab gebrochen; indessen ist es ein Lustspiel im vollen Sinn des Worts. Es wird uns freilich darin weder in Characteren noch Situationen Neues geboten. Alles ist schon da gewesen. Die alte Gräfin sahen wir noch jüngst in Gleiches mit Gleichem und in andern Stücken. Den Schloßinspector finden wir bei Iffland und Kotzebue und seine Tochter Polixena ist ein naives Landmädchen, wie man sie häufig in den neueren Dramen antrifft. Die Intrigue der Handlung ist in Jüngers Maske für Maske bei weitem witziger durchgeführt. Ohngeachtet alles dessen gewährte die Vorstellung einen recht heiteren Genuß und wurde beifällig aufgenommen, was lediglich der sehr guten Darstellung zuzuschreiben ist. Mad. Ellmenreich spielte die alte, französirende Gräfin. Dem. Urspruch die für gelehrt gelten wollende Gräfin Aurora. Beide, so wie der Baron von Bergen (Hr. Kirchner) sind nicht die anziehenden Parthien des copirten Gemäldes. Der Letztere hatte sich wohl nicht die Mühe gegeben, darüber nachzudenken, was etwa aus der Rolle zu machen wäre? Die mehrste Wirkung thun: Graf v. Born (Hr. Fehringer), Schloßinspector Pünctlich (Hr. Ludewig), Polixena (Dem. Lindner), und der Husar Moritz (Hr. Rottmayer). Ausgezeichnet brav spielte Hr. Ludewig. Wir ergötzten uns bei ihm an einer wirklichen Komik, die ohne die mindeste, gleichwohl hier sehr nahe liegende, Uebertreibung die günstigsten Erfolge errang. Auch Hr. Rottmayer stattete seinen Husaren mit glücklicher Laune aus. Er war durch und durch Husar, selbst sein Rausch war von einer ganz anderen Gattung als jener des Schloßinspectors. Es ist schon oben angemerkt, daß Dem. Lindner die Polixena spielte. Damit ist zugleich die vortreffliche Darstellung derselben ausgesprochen: denn wer kennt nicht den unerschöpflichen Vorrath mimischer Mittel, wodurch diese Künstlerin in Rollen dieser Gattung stets neu, stets bewunderungswürdig bleibt.

Dienstag den 3. Welche ist die Braut, Lstsp. in 5 Abthl. von Johanna von Weissenthurn.

Mittwoch den 4. Der Anschlagzettel kündigte für heute an: den Sammtrock, Lustsp. Die Vertrauten, Lustsp. und Adrian van Ostade, Oper. Wegen plötzlicher Unpäßlichkeit des Hrn. Rottmayer wurde aber statt der Vertrauten, die eifersüchtige Frau und wegen heimlicher Entweichung des Hrn. Toussaint statt der kleinen Oper das Lustspiel: Ich irre mich nie gegeben.

Donnerstag den 5. Die Hochzeit des Figaro, Oper in 3 Abthl., Musik von Mozart. Das Operurepertoir unserer Bühne ist seit der letzten Zeit so bestellt, daß das Publikum nur dankbar die Anordnungen der Direction anerkennen kann. Ein Blick auf die Theateranzeigen der letzten Wochen zeigt uns nur Werke der größten Tondichter und auch die Operetten, die neu einstudirt wurden, zeugen von kluger Auswahl. Und mit Vergnügen sagen wir es, unsere Bühne ist immer noch im Stande den Forderungen des Kenners zu entsprechen und die Meisterwerke Mozarts, Webers, Spohrs, Paers, Cherubini's im Geiste der Componisten darzustellen. Die heutige Vorstellung befriedigte in jeder Hinsicht; unsere Künstler wetteiferten mit dem Orchester. Hr. Dobler (Graf Almaviva) und Dem. Hauß (Gräfin) behaupteten ihren Ruf. Wir müßten uns wiederholen, wollten wir dies weiter ausführen. Hr. Hauser (Figaro) ist ein reichlicher Ersatz für den entlaufenen Hrn. Größer. Nach langer Entbehrung wurde uns durch ihn ein um so höherer Genuß. In Spiel und Gesang steht er, unserer Ansicht nach, weit über Größer, und bei dem lobenswerthen Eifer, den er auf das Studium seiner Rolle verwendet, läßt sich für die Folge noch Vorzüglicheres erwarten. Möchte doch für den nun auch entwichenen Hrn. Toussaint ein ähnlicher Ersatz uns werden. Besonders schön trug Hr. Hauser die Arie: „Dort vergiß leises Flehn" vor; nur Forti, dessen Stimme kräftiger ist, sang sie mit größerer Wirkung. Mad. Brauer (Susanne) brav, nur wäre ihrer Stimme etwas mehr Höhe zu wünschen; in den Mitteltönen ist sie hinreißend. Dem. Noisten d. Aeltere (Cherubin). Das Andenken an die liebenswürdige Dem. Bamberger, die besonders in dieser Rolle das Publikum bezauberte, macht es Dem. Noisten doppelt schwer allgemein zu gefallen. Unverkennbar ist jedoch ihr Streben nach Ausbildung und der Partheilose muß auch anerkennen daß dieses Streben nicht fruchtlos war. Dem strebenden Talent aber gebührt auch Aufmunterung und wird ihm gewiß bei uns zu Theil; Dem. Noisten darf glauben, daß sie auf dem Wege ist, ihren Eifer belohnt zu sehen. Das Kläffen Einzelner darf sie nicht von dem begonnenen Pfade ablenken oder ihren Muth niederschlagen. Beharren führt zum Ziele. Mad. Dobler (Marzelline) nach Kräften. Hr. Hassel (Bartholo) war nicht recht bei Stimme; überhaupt sagt diese Rolle ihm nicht recht zu. Hr. Leißring (Basilio) ist ganz vorzüglich; auch sein Gesang trägt dazu bei, das Komische des Ganzen zu erhöhen. Die Chöre waren lobenswerth.

Anzeige einer großen musikalischen Academie, Freitag den 13. April im hiesigen Schauspielhause zum Vortheil des Unterzeichneten.

Erster Theil.

1) Einige Nummern aus dem Stabat mater von Pergolese, vorgetragen von Mad. Sessi de Natorp und Hrn. Hauser. a) Stabat mater dolorosa. b) O quam tristis. c) Sancta mater.
2) Das Vater Unser, von Klopstock, vorgetragen von Mad. Haitzinger.
3) Dreistimmiges Miserere von Händel, vorgetragen von Mad. Sessi, Mad. Brauer und Hrn. Hauser.

Zweiter Theil.

4) Christus am Oelberge, großes Oratorium von Beethoven. Die Soloparthien haben übernommen: Dem. Hauß, Hr. Rieser, Hr. Dobler. Chor der Engel. Chor der Jünger. Chor der Krieger.

Dritter Theil.

5) Aria von Mercadante: E Riccardo non vien, vorgetragen von Hrn. Haitzinger.
6) Concert von Mayseder für die Violine, vorgetragen von Hrn. Wehle.
7) Aria von Paccini: A voi, si a voi, vorgetragen von Hrn. Haitzinger.
8) Das Gebet der drei Gefangenen, von Spontini, vorgetragen von Hrn. Haitzinger, Hrn. Hauser und Hrn. Dobler, ohne Orchesterbegleitung.

Unterzeichneter glaubt einem verehrten Publicum, unterstützt von einem solchen Künstlerkreis, den höchsten Kunstgenuß versprechen zu können.

Die resp. Hrn. Logenbesitzer, welche ihre Logen für diesen Abend zu behalten gesonnen sind, werden ersucht, solche spätestens bis Mittwoch den 11. April Abends bei dem Logenmeister Hrn. Netz gefälligst anzuzeigen.

Guhr.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 72. Mittwoch, 11. April 1827.

Glosse über den Artikel: der, die, das.

Vorgetragen im Museum am 8. Dec. 1826 und auf Ersuchen mitgetheilt von dem Verfasser, Hrn. L. Stellwag.

Eine Kleinlichkeit ist und bleibt es, den Artikel der, die, das zum Gegenstand einer gelehrten Untersuchung zu machen: mit diesem Einwurf könnte man gleich an der Schwelle unseren Wunsch abfangen, Sie, verehrte Anwesende, so viel an uns ist, bestens zu unterhalten. Doch mit Erlaubniß des Einwurfs — was ist das ewige Lied aller Gelehrsamkeit, seit Jahrtausenden bis auf die heutige Stunde mit Nachdruck gesungen und wiederholt? was anders, als daß selbst der unbezweifeltste Ausbund aller Kleinlichkeit mit Nichten eine Kleinlichkeit sei! Freilich wohl hat sich diese Wahrheit trotz dem gelehrten Achselzucken ihrer Bekenner nur ein sehr mäßiges Publicum verschafft; denn schleppt auch die emsige Forschung z. B. in der Geschichte bis heute noch die unscheinbarsten Raritäten in ihre Celle, — so bleibt doch den Liebhabern des historischen Honigseims ein historisches Gehege um so mehr fremde Jagd, je reichhaltiger es an dem mannigfaltigsten Wildpret ist: ja, was eingestandnermaßen das traurigste in dieser Hinsicht ist, wer nimmt sich die ersprießliche Mühe in die Stollen und Schachten seines Inneren zu steigen, um hier mit mißtrauischem Scharfblick der Forderung der Geschichtskundigen des Herzens gemäß die Wurzeln zu erspähen, aus welchen das magere Bäumlein unsrer Vortrefflichkeit Nahrung und Lebensstoff saugt? Im Gegentheil, je interessanter die Randglossen sind, die man dem Text unsrer Neigungen anheften könnte, um so weniger ist man auch hier geneigt ihnen ein lernbegieriges Ohr zu leihen, weil uns in der That nichts unbedeutsamer vorkömmt als sie. Und doch, sehen wir Freunde entzweit, Leben verscherzt, Bündnisse geschlossen aber nicht gehalten, bloß weil ein Aber, ein Punctum, ein Gedankenstrich nicht an der füglichen Stelle stand; sehen wir Städte zerstört und Länder verheert, bloß weil eine Helena Ja sagte statt Nein, — so müssen wir uns doch am Ende bequemen mit einzustimmen in die Forderung an unsere Scribenten, mit der sie Gelehrsamkeit, Geschmack, Sprachforschung, Logik und Metaphysik vom Morgen plagt bis zu dem Abend, sie möchten entweder die Püffe und Stöße ihres poetischen Bedürfnisses verbeißen, oder es doch wenigstens allerdings nicht für gleichgültig halten, ob der Sohn ihrer Schmerzen ein Kind des Wassers oder des Feuers sei.

Trotz dem aber fühlen wir uns dennoch bewogen, auch unsrer Seits unser Licht nicht unter den Scheffel zu stellen; im Gegentheil leisten wir der Welt mit Vergnügen den Dienst, zu ihrem eignen Besten zu untersuchen, wie weit die Wichtigkeit mancher ganz unscheinbaren Dinge, und unter andern auch die des Artikels der, die, das gehen könne, welcher letztere wenigstens, so weit uns bekannt, bisher noch keiner gelehrten Forschung gewürdigt worden ist, wenn man auch im Ganzen wohl in der Ermittelung unbedeutender Kleinlichkeiten schon ganz artige Fortschritte gemacht und erstaunliche Resultate gewonnen haben mag. Wir wagen es also, auch unsrer Seits der Welt ein Licht auf den Leuchter zu stecken: — Licht und Leuchter, — zu seinem und unserem Glück — doch nein, zu unserem Unglück finden wir die vortrefflichsten Einfälle, die wir darüber hegen, schon anderswo schwarz auf weiß. Große

Geister pflegen sich leider zu begegnen, und so ist es denn auch uns begegnet, daß der profunde Gedanke, dem wir so eben die Feder an die Kehle zu setzen in Begriffe standen, von Lichtenberg schon längst in seine aller Welt nur zu offen stehende Haushaltung geschlachtet ist. Licht und Leuchter, — wer kennt nicht die geistreichen Forschungen, die der tändelnde Riese über die Geschichte der — Lichtscheere veranstaltet hat? dieses kleine, ungestaltige, grundpossirliche Ding, das wahrhaft den entgegengesetztesten Hülfeleistungen sich bequemen muß: denn es ist der reinlichste Schmuck der Tafel, ein Beförderer des Lichts; — von Innen ein Kind der Hölle, der wahrhaftige Wolf im Lämmerpelz, ein übertünchtes Grab; — von Außen blank und spiegelhelle, von Innen voll Gebeines und Unflat; eckig ist es, sperrig, unbehülflich, mißtönig, sein Inneres schwarz und verwerflich, und doch gewöhnlich grade von den zartesten Händen in der Gesellschaft zu dem Ziele seines Daseins geführt, — ein glattwangigter Betrüger, sauber und wüst — ein Ding ohne Zweifel dem Untergang und der Vergessenheit bestimmt, trat nicht noch zur rechten Zeit Lichtenberg auf, dem es nun mit meisterlicher Feder gelang, es Ein für Allemal in die Ewigkeit zu schwärzen, manches Jahrtausend vorher, als sich die Geschichtsforscher der Nachwelt über seine Beschaffenheit und seinen Character die Schädel spalten werden.

Doch wenden wir uns ab von dieser zwar wichtigen, doch, seit Lichtenberg wie es scheint, hinreichend erschöpften, Materie: ein Zweites drängt sich uns bei der Erinnerung an Lichtenberg auf: denn überall, wo geistreiche Späne gefallen, steht Er vorne an. Das Schöne sieht man ja gewiß eben so wenig zu oft, als man das Gute zu häufig zu üben pflegt: darum ohne Bedenken nur, lassen Sie uns flüchtig die Farben über den fraglichen Gegenstand in Ihrem Gedächtnisse erfrischen; in Ihrem Gedächtniß! schon wieder flattert uns der Vogel in das Garn; in Ihrem, absichtlich in Ihrem; denn ohne Umschweife zu machen, gestehen wir nur kurz und gut, daß Sie im Begriffe sind zu erfahren, wie unpassend es für unsere Zwecke gewesen wäre zu sagen in Eurem. In diesem Ton, wie wir wissen, spricht nur der, welcher von Gott und Rechtswegen so sprechen darf, weil er so sprechen muß, um durch diesen Einen Kunstgriff das Uebergewicht zu gewinnen, — das ihm keine Seele streitig zu machen gesonnen ist. Hier sehen wir den unmaßgeblich zugreifenden, stracks durchschneidenden, zuversichtlich dreinschlagenden Ehrenmann, der es aufrichtig meint mit Eueren Gebrechen; von Ihren Gebrechen dagegen, wenn er nicht besser ganz davon schweigt, spricht der klug umwickelnde, künstlich lavirende und säuberlich präparirte Rhetoriker, der sattsam zufrieden ist, wenn er, mit diesem ehrerbietigen Ihrem an der Pforte des Wohlwollens höflich pochend, in den Lustgarten des Beifalls schlüpft.

Und o! Du und Sie, — welcher unermeßlicher Schatz der feinsten Edelgesteine liegt nur in diesen beiden so unscheinbar ausgestatteten Wörtchen verborgen: ein vertrauliches Vernehmen auf Sie gegründet, wie dünn und zart ist nicht der Faden, der beide Glieder dieses Verhältnisses zusammenhält, wie glitschig nicht der Pfad, auf dem die Gunst mit vorsichtigen Zehen zu beschleichen ist! ein sorgsam gewogenes, nur bis auf einen gewissen Grad der Vertraulichkeit sich wiegendes Verhalten soll die Form sein, unter welcher sich die Gemüthsdisposition aussprechen darf; ja käme die innre Situation mit jenen Anforderungen in's Gedränge, so räth man ihm gütlich, seinen Frack und Jabot nicht zu vergessen, wenn er es darauf abgesehen hat, ferner ein tolerirter Hausfreund zu sein. Du — ein unförmlicher Klotz der Geselligkeit, — Sie — eine glattpolirte Kugel; Du, ein grobes Eck, — Sie, ein geschlossener Kreis: und doch, wer von Ihnen, v. A., je in der Lage gewesen, den Unterschied zu genießen, ob von ersehnten Lippen ein Sie ertönt, ob ein Du denselben entströmt, süßer wie sie sagen als Honig der Bienen von Hybla, der wird, wie sich auch die ungeübte Einbildung zusammenstellen kann, ohne Bedenken wohl zugestehen, daß unser Sie wohl schwerlich an die römischen Duzkammeraden selbst auch um den Preis zu veräussern sey, mit jedem Fleckenwäscher nicht weniger als einem salbentriefenden Caracalla in guter Brüderschaft zu stehen.

Halten wir nur an dem einzigen Buchstab eines beliebigen Wortes unsrer Muttersprache fest: ist es wohl Zufall, daß der Witz, jene knisternde Funkensaat, die einem dichtgedrängten Geiste lustig in's Blaue entsprüht, von jenem raschzuckenden Feuerstrahl, der das finstere Gewölk flammend zerreißt — daß Witz von Blitz fast kaum durch die Sprache unterschieden ist? So spitz und schneidig, so flatternd und grell wie der zuckende Wetterstrahl, überstürmt der geistige Donnerkeil den unbeholfenen Eichenstrunk: ja nehmen wir es genau: worauf beruht jene süßlullende Zauberkraft unserer gereimten Poesie, als weil das schmeichlerische Ebenmaß der Töne eine ähnliche Harmonie der Vorstellung voraussetzen, — vorausfühlen macht?

So ist denn offenbar die Zeit nicht verloren, die wir daran verwenden, uns über den Artikel unsrer Muttersprache zu verständigen! — Freilich aber wird der glückliche Ausgang unseres Unternehmens nicht wenig verdächtig, wenn sich andere Sprachen ohne allen Artikel, ja sogar ohne die dreifache Unterscheidung der Geschlechter ganz trefflich behelfen! Kommt nicht die lateinische so gut als die deutsche zurecht, ohne doch durch den Artikel auf das nachhinkende Wort zu präpariren? Allerdings: kurz und gut, ohne alles weitere, springt ein lateinisches Wort, keck und unmaßgeblich wie ein grobknochigter Scävola, in Eisen vom Wirbel bis zur Zeh, aus der gepanzerten Menge, und schlägt dem

Schreiber sein unbezweifeltes Daseln um das staunende Ohr: wie der Dieb am hellen Tage bricht es unsere Pforten ein: — und ehe sich's ein Appius versieht, sitzt seiner zarten Virginia der schartige Stahl — doch erlauben Sie mir, v. A., der lateinischen Sprache zu entwischen, die, knorrig und holperig wie sie ist, unsere leichtfertige Fahrt nur erschweren kann. — Denn daß ein Artikel vorhanden seyn muß, damit nicht der ungebetene Gast uns in die Ribben stoße, um uns sein Dasein verstehen zu geben, das erkennt selbst der englische Spleen noch an, der sich übrigens mit einem kurzen mürrischen Complimente begnügt. — Am possirlichsten aber benimmt sich bei dem entscheidenden Streit unser galantes Nachbarvolk. Schon an seiner Wiege war dem leichtbefiederten Papagello ein — Männchen oder ein Weibchen das Merkwort seines herzlichsten Interesses: kein Wunder, wenn das glattwangigte Fäntchen zu einem kitzlichen Galan erwuchs, da ihn das Wort schon in der Ueberzeugung versteift, als gäbe es außer dem Unterschiede zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte durchaus keine vernünftige Vorstellung! — — Wir ehrlichen Patrioten dagegen, wir nehmen uns die Sache genauer. Die umständlichste Höflichkeit wußten wir mit der strengsten Ehrbarkeit zu verbinden: und so melden wir denn nun das bescheiden nachfolgende Wort gleich an der Schwelle des unbeholfenen Landjunkers entweder als einen ehrlichen Mann, oder eine artige Frau, oder als ein tröstliches keins von Beiden: mit einem der, die, das. — Das Mädchen nun, — mag sich ihrer Seits mit unserer unbilligen Muttersprache um diesen Unfug auseinandersetzen; das Weib aber hat keinen Grund, darüber unruhig zu werden. Immer aber scheint es, als öffne eben der Unterschied des Artikels so recht der ausgelassensten Willkühr Thür und Thor. Denn welchen Anspruch der Himmel und der Engel so ausschließlich auf das männliche, die Hölle, mit jener Verführerin zu derselben, der Schlange, auf das weibliche Geschlecht zu machen habe, das bleibt freilich eine höchst gefährlich zu lösende Frage. Doch es sey darum gewagt, den Graben zu überspringen! und so befinden wir uns denn unversehens auf dem verworrenen Gebiet eines buntscheckigen Durcheinander: — glücklich aber kommt uns mit freundlichem Antlitz ein Weib entgegen, — die Gunst, — die uns so milde anlacht, daß wir es wagen, die dargebotene Hand der zarten Beschützerin zu ergreifen, um alle Mühseligkeiten, die uns umlauern, zu überwinden. — Zagend und ängstlich erschauen wir dort — auf einem ehernen Thron eine nervigte Heldengestalt, ruhig auf eine wuchtige Keule gelehnt, unbeweglichen Blickes, stolz, wortkarg, kurz und ernst: — ohne Zweifel leuchtet es ein, daß wir unsere Einbildungskraft so eben erschöpfen, um die Worte zu characterisiren, welchen die Sprache das männliche Geschlecht angewiesen hat. Denn sie macht uns das zweideutige Compliment, alles Starke, Breitschulterige und Gewaltige in der Natur uns zum Spiegel vorzuhalten, der uns lehren soll, was wir ihrer Meinung nach seyn sollen, der unseren nach aber nicht wollen: so wie sie wiederum alles Muntere, Schwanke und Zerbrechliche, alles Harmlose und leicht zu Umspannende, — alles leicht zu Erweichende und zu großer Ergötzung Gereichende mit einem weiblichen Stempel bezeichnet.

(Schluß folgt.)

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

Nach Ferrara im September 1575 zurückgekehrt, verwandte Tasso jetzt einen wahrhaft ungeduldigen Fleiß auf seine Gerusalemme, die er bis zum folgenden Jahre durchaus beendigt sehen wollte. Achtzehn Gesänge lagen fertig, doch war er erst mit den zwölf vorderen völlig zufrieden. Der Fürst stand ihm treulich mit seinem Rathe bei, um durch das ganze Werk die Darstellung der kriegerischen Operationen den Regeln der Tactik gemäß einzurichten. Ihn von der anhaltenden Arbeit zu zerstreuen, nahm ihn der Herzog im July 1574 mit nach Venedig, wohin er dem aus Polen auf den Thron Frankreichs zurückkehrenden Heinrich III. mit einem sehr zahlreichen Gefolge entgegenzog, auf daß er ihn für ein Paar Tage in Ferrara bewirthete. Demohngeachtet verfiel Tasso im August desselben Jahres in ein viertägiges Fieber, das ihn so hart angriff, daß er die Feder lange nicht gebrauchen konnte, und erst im Frühlinge 1575 die ersehnte Vollendung seines Werkes erreichte. Sie gewährte ihm den Genuß nicht, welchen Herzog Alphonso, Leonora, und seine übrigen Freunde daraus schöpften; denn sein rastloser, unentschiedener und allzu schüchterner Sinn gewann es nicht über sich, dem eigenen Urtheile zu vertrauen, und in der Gewißheit, daß kein Erzeugniß der Sterblichen ganz vollkommen werden kann, auch sich zu beruhigen. Er wollte sein Gedicht der Einsicht und Prüfung gelehrter Kenner bewährt sehen, ohne zu bedenken, daß diejenigen selten mit der Ausführung eines Unternehmens Zufriedenheit zeigen, welche nicht zu dessen Beginnen ihren Rath gegeben. Dieß veranlaßte dem guten Dichter einen fast endlosen Briefwechsel mit einer Anzahl von Italiens nahmhaftesten Gelehrten, in dem er sich, man möchte sagen, ganz eigentlich seiner Haut zu wehren hatte, daß sie ihm nicht seine schöne und anziehende Production zerfleischten. Er hatte eine Reinschrift des Gedichts an Scipio Gonzaga geschickt, welcher sich mit vier berühmten Geistern, unter denen auch wieder Speroni erscheint, zu einem dichterischen Areopage vereinte, in welchem es dem armen Werke seltsam genug erging. Dem Einen schien die Aristotelische Einheit des Stoffes nicht gehörig wahrgenommen, der Andere fand

den Gottfried von Bouillon gegen die übrigen Heroen zu sehr begünstigt, der Dritte wollte die Zaubermaschinerie, der Vierte gar alle Liebe verbannt wissen, und hätte Tasso sich nicht aus einem glücklichen Jugendgefühle dieser sinnreichsten und anmuthigsten Parthien seines Werks mit Heldenmuth angenommen, jene grausamen Kritiker hätten uns um alle die herrlichen Episoden von Olind und Sophronia, von Erminia, von Tankred, von Rinaldo und Armida gebracht. Wie viel Verdruß, wie viel nichtige, glücklicherweise hinterher selbst von diesem strengen Ephorate zurückgewiesene Aenderungsversuche, wie viel Hin- und Herredens hätte sich der liebenswürdige Mann erspart, wenn er, der reichbegabte, nur einen Theil jener Selbstzuversicht besessen hätte, die unser heutiges ästhetisches Modegeschlecht in seiner großsprecherischen Armuth mit so köstlicher Ironie des poetischen Genius an den Tag legt!

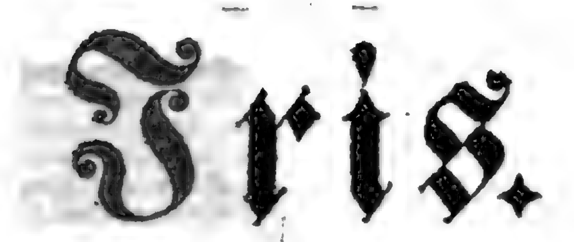
Da es hier unsere Sache nicht seyn kann, jene längst vergessenen Streitigkeiten, welche späterhin erst, als die befreite Jerusalem im Druck erschienen war, zu einem vollen und für Tasso peinlichen Federkriege recht entfacht wurden, unseren Lesern zu vergegenwärtigen, oder die Verdienste und die Mängel jenes ewig bewunderungswerthen Heldengedichtes zu erörtern, so bemerken wir nur kurz, daß, wen es interessiren möchte, zu erfahren, worinnen der Unterschied bestehe zwischen dem Werke des Genie's, wie es unserm Torquato die Musen eingegeben, und dem Werke der Kritik, wie es jene gelehrten Sprachforscher und Regelnklauber haben wollten, dieses sattsam erproben könne: indem zu einer ganz eigenthümlichen Belehrung für alle die, welche in Sachen der sterblichen Thatkraft jenes weise Wort nicht beherzigen, daß die Hälfte mehr ist als das Ganze, und die immer das Gute noch besser haben wollen, ein Dokument aufbewahrt ist, welches den traurigen Erfolg allzu ängstliches Gehorsams gegen den verwirrten Tadelschrei der Menge überflüssig beurkundet. Wir meinen die eroberte Jerusalem, die Umarbeitung der befreiten, zu welcher Tasso in den Tagen finsteres Unmuthes, als die Kerkerqual ihm Leib und Seele gebrochen hatte, aus phantastischen Gewissensscrupeln sich entschloß, und welche man die peinlichste aller Palinodieen nennen kann, die je ein Dichter sich abpressen ließ.

In dieser Zeit poetischer Controversen, die dem reizbaren Dichter manchen Tag vergällten und ihn mit unerquicklichem Briefwechsel hinhielten, bemächtigte sich seiner ein Trübsinn, welcher wohl denen, um die er war, manches Opfer der Duldung in seiner Gesellschaft abnöthigen mochte. Sein natürlicher Hang zu stiller Betrachtung und geräuschloser Muße fühlte sich durch die Beschränkung des Hoflebens nicht selten gedrückt; die Mißgunst der Hofleute, deren flache, über Einen Kamm geschorne Geistesdressur sein tiefes und edles Gemüth im Innersten anwiderte, ließ sich über den unzweideutigen Gunstbezeigungen des Herzogs und seiner Schwester nicht immer vergessen; die Erholung von den rastlosen Anstrengungen für sein Gedicht schien ihm am wünschenswerthesten unter einem Kreise gleichgestimmter Jugendfreunde, wie er sie etwa in Gonzaga's Hause zu Rom versammelt hoffen konnte. Daher faßte er den Entschluß, nur die öffentliche Bekanntmachung seiner Jerusalem unter des Herzogs Augen abzuwarten, um so der Pflicht des Dankes gegen dessen Schutz entbunden den Hof von Ferrara mit einem ruhigeren Aufenthalte zu vertauschen. Unterdeß aber hatte er sowohl nach Padua als nach Bologna Ausflüge gemacht, um über die Gerusalemme mit einzelnen Freunden Conferenzen zu halten und dachte auch auf einen einstweiligen Besuch in Rom: wir finden ihn bei dieser Gelegenheit bittre Klagen führend über die Vermuthung, daß sein Briefwechsel von Ferrara aus belauert, ja aufgefangen werde, und es scheint gewiß, daß mißgünstige Personen seine Geheimnisse auszukundschaften suchten, um ihm gelegentlich bei seinem fürstlichen Gönner schaden zu können.

Der Herzog selbst indeß verdoppelte um diese Zeit seine Aufmerksamkeit gegen den Dichter: er hatte ihm schon im Januar 1574 die erledigte Professur der Geometrie und der Sphäre an der Universität zu Ferrara, bloß mit der Verpflichtung übertragen, an den Festtagen zu lesen, um ihn die Besoldung von 150 Lire (52 Scudi) genießen zu lassen;*) welche er bis zum Jahre 1579 bezogen hat. Er ließ sich die Aenderungen und Verbesserungen, welche die römischen Kritiker in dem Gedichte angebracht wissen wollten, mittheilen, und gab seine Meinung darüber ab, die mehrentheils zu Gunsten der ursprünglichen Gestalt ausfiel. Er nahm ihn fleißig mit nach Belriguardo (schöne Aussicht), seinem Sommerschlosse, um ihn im Genusse ländlicher Natur zu zerstreuen. Belriguardo, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, ist ein großer und höchst anmuthiger Landsitz, wo Herzog Alphonso besonders gern den Sommer zuzubringen pflegt, um der außerordentlichen Hitze in der Stadt zu entgehen. Es sind daselbst außer einem wahrhaft königlichen Schlosse mit Zimmern, Gängen und Sälen von einer ungeheuren Geräumigkeit die schönsten Gärten mit einem Ueberflusse von Früchten aller Art, vom Gewässer des Po lieblich gekühlt, welches Seine Hoheit mit vieler Kunst dahin hat leiten lassen; auch überdieß einem herrlichen Teiche, wo sich Fische die Fülle befinden, und welcher, da sein Wasser sehr rein ist, zum Baden äußerst bequemlich dienen kann, weil er zu jeder Zeit schattig ist von wegen der hohen Pappeln, die ihn rings umgeben.

*) Man sieht hieraus, daß es dem Herzog, der sich in jener Periode die Bewerbung um die Krone Polens ungeheure Summen kosten ließ, ungefähr so wie in anderen Zeiten einzelnen Fürsten ging, die den Ruhm der Musageten erstrebt haben, ohne daß es viel kosten sollte: er zwackte den guten Töchtern Mnemosyne's auf der einen Seite ab, was er ihnen auf der anderen zukommen ließ.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 73. Freitag, 13. April 1827.

Am Charfreitage.

1.

Wer einsam sitzt in seiner Kammer
Und schwere, bittre Thränen weint,
Wem nur gefärbt von Noth und Jammer
Die Nachbarschaft umher erscheint;

Wer in das Bild vergangner Zeiten
Wie tief in einen Abgrund sieht,
In welchen ihn von allen Seiten
Ein süßes Weh hinunterzieht: —

Es ist, als lägen Wunderschätze
Da unten für ihn aufgehäuft,
Nach deren Schloß in wilder Hetze
Mit athemloser Brust er greift;

Die Zukunft liegt in öder Dürre
Entsetzlich lang und bang vor ihm,
Er schweift umher, allein und irre,
Und sucht sich selbst mit Ungestüm; —

Ich fall' ihm weinend in die Arme:
Auch mir war einst wie dir zu Muth,
Doch ich genas von meinem Harme,
Und weiß nun, wo man ewig ruht.

Dich muß, wie mich, ein Wesen trösten,
Das innig liebte, litt und starb;
Das selbst für die, die ihm am wehsten
Gethan, mit tausend Freuden starb.

Er starb, und dennoch alle Tage
Vernimmst du seine Lieb' und ihn,
Und kannst getrost in jeder Lage
Ihn zärtlich in die Arme ziehn.

Mit ihm kommt neues Blut und Leben
In dein erstorbenes Gebein;
Und wenn du ihm dein Herz gegeben,
So ist auch seines ewig dein.

Was du verlorst, hat er gefunden;
Du triffst bei ihm, was du geliebt:
Und ewig bleibt mit dir verbunden,
Was seine Hand dir wieder gibt.

2.

Unter tausend frohen Stunden,
So im Leben ich gefunden,
Blieb nur eine mir getreu;
Eine, wo in tausend Schmerzen
Ich erfuhr in meinem Herzen
Wer für uns gestorben sey.

Meine Welt war mir zerbrochen;
Wie von einem Wurm gestochen
Welkte Herz und Blüthe mir;
Meines Lebens ganze Habe,
Jeder Wunsch lag mir im Grabe
Und zur Qual war ich noch hier.

Da ich so im Stillen krankte,
Ewig weint' und weg verlangte,

Und nur blieb vor Angst und Wahn:
Ward mir plötzlich wie von Oben
Weg des Grabes Stein geschoben
Und mein Innres aufgethan.

Wen ich sah und wen an seiner
Hand erblickte, frage Keiner; —
Ewig werd' ich dieß nur sehn:
Und von allen Lebensstunden
Wird nur die, wie meine Wunden,
Ewig heiter, offen stehn.

5.

Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfing dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist
Und Mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel gethan,
Und doch bist du verklungen
Und Keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer Jedem bei;
Und wenn dir Keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu.
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
O lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts,
Und sinken liebend nieder,
Und fallen dir ans Herz.

Glosse über den Artikel: der, die, das.

(Schluß)

Schon jene Säugamme des Erdballs, die Sonne, jene nie versiegende Quelle alles Lebens und Gedeihens, die mit erweckendem Strahl die schwellende Schöpferkraft der Natur in's Dasein ruft; und mit ihr die nahrungsprossende Erde, sie, die unsrer wartet und mütterlich pflegt, sie sind durch die Sprache dem weiblichen Geschlechte zugesellt. Der Mond dagegen freilich, welcher der Sonne Licht und Glanz verdankt, ist männlich, nur eben mit der Modification, daß er seine Rolle mehr nach dem modernen Geschmacke studirt zu haben scheint. Denn in dem Anschaun seiner Buhle versenkt, entwinket er mit weinendem Antlitz ihr den belebenden Strahl: Sehnend und schmachtend durchschaut sein feuchtes Auge die stille Nacht, mit Thau erquickend des müden Waldes sanft schlummerndes Haupthaar. Süß überspinnt sein mattes Dämmerlicht die schweigende Flur, die schlafende Matte: drum badet die harmvolle Seele die heiße Brust in seinem erfrischenden Schimmer: der brausende Sturm dagegen, der rollende Donner zerreißen uns auf Einmal das schöne Gemählde, in das wir uns so eben geträumt. Glück genug für unser übel bedachtes Geschlecht, daß in ihm, dem zarten Freunde der Nacht, die zärtere Seite unsrer Natur ein für alle Mal vertreten wird; denn leider außer ihm sind wir allenthalben auf das Grobkörnigte beschränkt. — Während ja die klagende Nachtigall mit süßflötender Weise das buschigte Grün durchirrt, und die Lerche mit fröhlichem Gegurgel sich munter gen Himmel schwingt; während die heimische Grille ihr sommerliches Lied der fleißigen Schnitterin singt, und die harmlose Taube ihre Liebestöne girrt: so ist dagegen — der krächzende Rabe, der heulende Uhu, der krähende Hahn, und die ganze Rotte jener verhaßten Wütheriche der Natur, der Geyer, der Aar, der Habicht, bis hinab zur Qual der Frösche — der klappernde Storch auf unsrer Seite: so wie denn alle Raubthiere, des edlen Charakters wie des gemeinen, der Löwe, der Tieger, — der melancholische Bär, der hungrige Wolf, der listige Fuchs, der ehrliche Hund — nicht aber die schlaue Katze — mit uns sich in die Krone der Schöpfung theilen; ja selbst wo es zweifelhaft blieb, wem jenes edelste Thier, die Freude der männlichen Jugend, das Pferd, das Roß, ertheilt werden sollte, da trugen wir nichts als — den Klepper davon. Am kläglichsten aber ohne Zweifel ist die Rolle, zu der wir in der Pflanzenwelt berufen sind. Geduldig trägt der Stamm, der Ast, der Zweig die schwellende Knospe, die sich durch die Rose zum duftenden Leben erschließt. Wo nur die Blume die Blüthe entfaltet, die Nelke oder die Lilie, oder durch die Wurzel die Nahrung dem Boden entsaugt, wo sie nur blüht oder zur Frucht reift, da verherrlichet sie das weibliche Geschlecht; nichts begegnet uns in dem Reiche der Natur als farbig, duftend und

zart, nichts als unermeßlich, lebendig und Leben verleihend, dem Sinne des Leibes oder der Seele genehm, was nicht so wie durch weicheren Ton zum süßflötenden Worte geformt, so durch jenes untrügliche Merkmal entschieden zum Weibe gestempelt wäre. Nennen wir die unergründliche See, die lebenflutende Natur? Oder könnet ihr euch des Tages freun, der nur Freuden unterbricht? aber wenn die stille Nacht, die züchtig ernste Frau, ihren sternfunkligen Schleier gebreitet über Hügel und Hain: dann rieselt die eilende Quelle, dann lispelt die säuselnde Luft, — dann knistert — die neckische Schwelle, dann löst sich die schwellende Frucht. —

Es scheint daher allerdings gerathener zu sein, den Kampf hinüber zu spielen aus der Welt der Erscheinung auf das mehr geistige Gebiet. Denn zu unserem Troste sei es gesagt, — der Sinn, der Verstand, der Geist, der Witz scheinen so recht eigentlich der verborgenste Herd unsrer Heimath zu sein, — dem die neugierige Grazie unsrer Damen in ihr Asyl, hinter die Sitte, die Mäßigung schüchtern entweicht. Denn nicht sowohl die Thätigkeit des Geistes, als vielmehr die Einbildungskraft, die Laune, die lebhafte Empfindung sind allerdings ihr eigentliches Element. So scheinen wir denn offenbar in einem wesentlichen Vortheil zu stehn. Kaum aber sind wir im Begriff, die Krone uns über die Schläfe zu ziehn, so strömt uns auf's neue eine wahrhaft unüberwindliche Fluth von geistreichem Gewässer entgegen, der wir auch schwerlich wohl trocknen Fußes entgehn. Denn statt aller jener hochtrabenden Eigenschaften, mit denen wir so eben uns stattlich herausgeschmückt, ist dem weiblichen Geschlechte wahrhaft das Centrum, der Mittelpunct aller menschlichen Anstrengung, wir meinen die Vernunft, durch unsere eigensinnige Muttersprache geradezu in die Hände gezwängt, und von ihrer Hand gelenkt ergießt sie eine schäumende Fluth von feindseligen Elementen gegen uns: theils umstürmt sie uns mit ihren bedräulichen Gesellen Entschlossenheit, Ausdauer, Beharrlichkeit, theils auch umplätschert sie uns wieder mit dem sanften Gemurmel der Güte, der Milde, der Barmherzigkeit: ja jene Blüte der Vernunft, Kunst und Poesie, Weisheit und Wissenschaft, von unserem Stamme getragen und genährt, sind eine Zierde des weiblichen Gebietes: Stärke, Kraft, Unverzagtheit stehen unter feindseliger Fahne, — List, Klugheit, Schlauheit, — sind uns aus den Händen gewunden: Flucht, Verlegenheit, Capitulation, Uebergabe sind Sache des weiblichen Geschlechtes: es bleibet uns in der That, um das, was wir nicht besitzen, die Freiheit, zu behaupten, nichts übrig als der Stolz, aber ohne die Würde, also der Hochmuth, der Uebermuth, da des Muthes bessrer Theil, die Demuth, die Sanftmuth, unserer Fahne entlaufen ist. Hätten wir nur die Wuth und die Verzweiflung auf unsrer Seite, so wäre allerdings ein leidlicher Trost mit Hülfe derselben zu finden. Wir überließen dann die Tugend einstweilen dem weiblichen Geschlecht, sich streng an ihre Regel zu halten, und thäten ohne Tugend, bloß weil der Wille uns dazu bestimmte, was keine Tugend und keine Pflicht uns lehren oder gebieten kann. So bliebe uns denn doch immer der Kern, welcher uns den Verlust der Schale leicht verschmerzen ließe. Aber auch die Gesinnung, die doch nothwendige Bedingung zu diesen vielversprechenden Verheißungen ist, scheint mehr Sache des weiblichen Geschlechtes zu sein. Doch zu unserem Troste sei es gesagt, daß hier uns eine bessere Aushülfe zu Gebote steht. Denn wenn wir dort den Kern aller Tugend, die Vernunft, mit allem was aus derselben erwuchs, nicht halten konnten, so stellt sich hier umgekehrt der Mittelpunct aller Gesinnung, der Glaube, auf unsere Seite; jene Scheidemünze aber, die man aus ihm prägt, vom tiefsten bis zum flachsten Klang: die Wonne, die Wehmuth, die Sehnsucht: das ganze Sprachgebiet, welches man fromm zu betreten pflegt, treibet wild wuchernd nur weibliches Kraut: die Angst und die Tröstung, die Thräne und die Salbung, die Pein und die Labung, die Qual, die Folter und die Erquickung, die Marter und die Ueberwindung: was diese Welt in's Leben ruft: die Glocke, die Kirche, die Orgel, die Canzel, die Predigt: — auch hier keine männliche Spur! — Wir sind wohl schwerlich berufen, diese offenbare Ungerechtigkeit unserer eigensinnigen Muttersprache zu vertreten; genug, wenn diese traurige Erfahrung unwiderleglich vorhanden ist. Das beste, was wir in dieser Verlegenheit beginnen können, wäre wohl, sie Lügen zu strafen: und wir unsrer Seits verstehen uns um so mehr zu dieser Kabale, als es uns herzlich kränkt, daß ohne Zweifel die kräftigste Regung unserer Natur, jene von unserem Geschlechte gewiß nicht am mittelmäßigsten besungene Zauberkraft unserer Natur, um die sich auch die Sprache offenbar in Ton, Eurhythmie, Weichheit und Kraft am angelegentlichsten bemüht: — die Liebe — daß sie diesen Saitenklang der Schöpfung so entschieden unter dem weiblichen Geschlechte uns suchen heißt. Fast unmuthig macht uns diese sprachliche Nothwendigkeit. Ist nicht auch uns die Liebe eine Quelle von tausendfachem Entzücken, durchwärmt sie nicht auch uns mit nie gefühlter Wonne und Jugendkraft? Beschwingt sie nicht auch unsere Phantasie, sie tragend zum Urquell des Seins, sie entfesselnd von den Banden des Staubes? Wo beschränkte je die ächt männliche Liebe jene Sphäre der empfindsamen Einbildungskraft, die mit muthwilliger Munterkeit die glühende Wange übermahlt, mit unbelauschten Hoffnungen das zitternde Herz umtanzt, die Laune verjüngt, die Erfindungsgabe beschwingt: — den Geist hat uns die Sprache gegeben, seine Blüthe, die Liebe, versagt: nur mißmuthig schieden wir von unsrer Bemühung um die abtrünnige Sprache, verlohren gebend unseren Schweiß, hätte sie uns nicht den Vortheil in die Hände gelegt, Sie, v. A., darauf aufmerksam machen zu können, daß die Geduld und die wohlwollende Verzeihung, als weiblichen Geschlechtes, mit jenen empfehlenswerthen und freundlichen Eigenschaften in Einer Reihe stehn, deren Verlust wir so mißmuthig

beklagen; und wir legen Ihnen dieß um so mehr an's Herz, als auch unserer Seits die Unterhaltung und wo möglich die Vergnügung einer geehrten Versammlung unser herzlichster Wunsch und einzige Absicht war. —

Fünfte abonnirte musikalische Abendunterhaltung

der Herrn Baldenecker und Suppus.

(Am 6. April 1827.)

Die Vortheile, welche diese Anstalt der musikalischen Jugend, und die mannigfaltigen reinen Ergötzungen, welche dieselbe dem Publikum überhaupt darbietet, sind schon so oft ausgesprochen worden, daß wir, ohne zu wiederholen, kurz weg diesen Abend zu denjenigen zählen, welcher jede rühmliche Erwähnung pünktlich rechtfertigt. Hr. P. Hofmann, auf der schönen Grenze vom Knaben zum Jünglinge, Zögling der Anstalt, spielte ein Trio von Mayseder (warum nicht von Mozart oder Beethoven?) auf dem Piano-Forte. Dieser herrliche Frühling lockt nicht allein erfreuliche Keime im Gebiete der Natur hervor, auch in dem der Kunst entwickeln sich hoffnungsvolle Knospen. Möge in der ersten kein Frost, in der zweiten kein Erkalten uns der Früchte berauben! Der junge Mann ist der Sohn eines Mannes, der sich um alle Flügel unserer Stadt täglich neue Verdienste erwirbt, — d. h. nicht um solche vermittelst, sondern auf welchen der Adept den Helikon gewinnt. — Zwei vierstimmige Gesänge von Gollmick — Sopran, Alt, Tenor und Baß — wurden im feierlichen Geiste der Composition, vom Componisten am Fortepiano geleitet, vorgetragen. Die schöne volle und jugendliche Stimme unserer beliebten Dem. Löw verfehlte auch hier ihre Wirkung nicht. Ein Rondo concertant für 2 Violinen mit Quartettbegleitung von Maurer wurde von Hrn. M. E., einem jungen Schüler des Hrn. N. Baldenecker gespielt. Wer die Schwierigkeiten dieses Instrumentes kennt, begreift wohl, daß Befangenheit (welche heute das Herz des jungen Virtuosen zu bestricken schien) hier mehr als auf jedem andern ihren störenden Einfluß behauptet. Von den Mängeln, die dieser Quelle entflossen, abgesehen, spielte Hr. M. E. recht gewandt, und bewies einen gründlichen Unterricht. Sein Lehrer, in unsern Mauern von Seiten des Theaters nicht allein rühmlichst bekannt und geschätzt, spielte die Parthie der zweiten Violine.

Die zweite Abtheilung begann mit dem 1ten Satz des großen Clavierconcerts: Les adieux, von Hummel mit Quartettbegleitung, von Hrn. J. Baldenecker jun. vorgetragen. Auch ein Zögling Euterpens, und der Sohn des eben erwähnten Hrn. N. Baldenecker. — Schon durch die Leistungen früherer angehender Kraft bekannt, bewies der junge Mann auch heute in Hummels hinsichtlich des Vortrags sowohl als des Mechanismus stets schwierig auszuführenden Sätzen sein fortschreitendes Talent. Wie wir hören soll in Wien die letzte Hand an seine musikalische Ausbildung gelegt werden; wir wünschen ihm zu dieser schönen Hoffnung Glück. Möge er die Preise, die er sicher dort gewinnen wird, mit jenem bescheidnen Stolze, welcher den wahren Künstler bezeichnet, in die väterlichen Hallen niederlegen. Hr. S. sang Lieder von Andre, jenem ehrwürdigen Veteranen, einer der Zierden unserer noch lebenden Componisten. Der junge S. ist in einem Alter, wo er nicht mehr gebieten kann über das zweifelhafte Material seiner Stimme. Wir rathen ihm, diese Verwandlung durch keine Anstrengung zu stören, und nur Uebungen vorzunehmen, um das musikalische Gehör zu bewahren, und das Fortschreiten im a vista Lesen nicht zu hemmen. Ob es mit Andre'schen Liedern nicht zu viel versucht war, wollen wir jetzt aus erwähnten Rücksichten nicht entscheiden. Hr. Gollmick, der sein Lehrer zu seyn scheint — und der uns diesen Wink nicht übel deute — begleitete die Lieder am Flügel. Die Ouverture aus Faust von Spohr, arrangirt von Wörner für 6 Flügel, wurde von 12 Individuen mit der ganzen Kraft und Einheit, dieser Anstalt eigen, vorgetragen, und jedermann verließ gewiß mit voller Zufriedenheit diese bescheiden und sinnig geordnete Abendunterhaltung, hervorgegangen aus den Kräften einer Anstalt, worin die edelsten Früchte der für die Tonkunst zu bildenden Jugend reifen. — Welche Zöglinge ihr erwachsen, davon gab das letzte große Museum einen neuen Beweiß, in welchem Dem. S. Selbt, die Tochter deshiesigen Inspectors, das große Concert von Beethoven (C moll) — mit sicherem Anschlage, kühn, gewandt und zart unter ungetheiltem Beifall vortrug, welches in einer Versammlung von Künstlern, Gelehrten und den Gebildeten des schönen Geschlechtes viel sagen will. Wenn die theoretischen Kräfte den executiven die Wage halten, so erblüht unserer Stadt ein neuer Leitstern (nicht Irrlicht, wie deren es leider auch manche giebt) für den Euterpen geweihten Nachwuchs, jetzt noch auf seiner glücklichen Insel; denn diese Jungfrau im zartesten Alter soll sich, noch unter Hrn. Baldeneckers besonderer Leitung, zur Künstlerin bilden. — Mit Zuverläßigkeit können wir nunmehr unsere Mitbürger versichern, daß die neue und allgemeine Singanstalt, in Verbindung mit dem bereits bestehenden Institute, im künftigen Monat eröffnet und die gespannte Erwartung des Publikums befriedigt wird. Um eine Probe zu geben von den Leistungen, die in einem Zweige dieser Gesangschule zu erwarten stehen, und um einen Begriff vorzubereiten von der Wirkung desselben, werden zum Schlusse der abonnirten Concerte große Chöre aufgeführt werden.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 74. Samstag, 14. April 1827.

Der Main.

Wohl manches Land der lebenden Erde möcht'
Ich sehn, und öfters über die Berg' enteilt
Das Herz mir und die Wünsche wandern
Ueber das Meer, zu den Ufern, die mir

Vor andern, so ich kenne, gepriesen sind,
Doch lieb ist in der Ferne nicht eines mir,
Wie jenes, wo die Göttersöhne
Schlafen, das trauernde Land der Griechen.

Ach einmal dort an Suniums Küste möcht'
Ich landen, deine Säulen, Olympion!
Erfragen, dort, noch eh' der Nordsturm
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Götterbilder auch dich begräbt;
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist! — und o ihr schönen
Inseln Joniens, wo die Lüfte

Vom Meere kühl an warme Gestade wehn,
Wenn unter kräft'ger Sonne die Traube reift,
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,

Wenn die Betrübten jetzt ihr Limonenwald,
Und ihr Granatbaum, purpurner Aepfel voll,
Und süßer Wein und Pauk' und Cithar
Zum labyrinthischen Tanze ladet.

Zu euch vielleicht, ihr Inseln, geräth noch einst
Ein heimathloser Sänger; denn wandern muß
Von Fremden er zu Fremden und die
Erde, die freie, sie muß ja leider

Statt Vaterlands ihm dienen, so lang er lebt,
Und wenn er stirbt — doch nimmer vergeß' ich dich,
So fern ich wandre, schöner Main, und
Deine Gestade, die vielbeglückten.

Gastfreundlich nahmst du, Stolzer! bei dir mich auf
Und heitertest das Auge dem Fremdlinge,
Und still hingleitende Gesänge
Lehrtest du mich und geräuschlos Leben.

O ruhig mit den Sternen, du Glücklicher!
Wallst du von deinem Morgen zum Abend fort,
Dem Bruder zu, dem Rhein; und dann mit
Ihm in den Ocean freudig nieder.

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

Unterdeß war Donna Lucrezia, jetzt regierende Herzogin von Urbino (der alte Guidubaldo starb im September 1574) zu einem Besuche nach Ferrara gekommen, mit dem Vorsatze jedoch, sich an ihres Bruders Hofe bleibend anzusiedeln, weil sie mit ihrem Gemahle, der eben so sehr das Mißverhältniß ihrer Jahre als ihre Kinderlosigkeit mit Verdruß empfand, in Unfrieden lebte. Da sie eine Brunnenkur brauchte (Juli 1575), nahm sie Tasso den ganzen Tag mit Vorlesen in Anspruch, worüber er sich gegen Signor Gonzaga folgendermaßen beklagt: Se. Hoheit der Herzog ist auf's Land gegangen, und hat mich, invitus invitum, *) hier gelassen, weil es der Frau Herzogin von Urbino so gefallen hat, die, weil sie hier den Brunnen braucht, den Tag über Unterhaltung bedarf. Ich lese ihr mein Buch, und bin täglich viele Stunden mit ihr ganz allein. Ich habe ihr meinen Vorsatz mitgetheilt, diesen October nach Rom zu gehen; sie hat ihn nicht gebilligt, und meint, ich dürfe mich vor der Herausgabe des Buchs nicht von Ferrara trennen, außer etwa, um mit ihr nach Pesaro zu ge-

*) Unfreiwillig den Unfreiwilligen.

hen; denn jede andere Reise werde, wie sie mich versichert, mißfällig und mit Argwohn aufgenommen werden. Sie hat mir überhaupt einiges gesagt, was mir deutlich gemacht hat, daß ich größtentheils richtig gerathen habe. Nun brenne ich vor Verlangen nicht nur zu der Fahrt nach Rom, sondern auch um auf ein vierzehn Tage meine Heimath (Sorrento) wiederzusehen. Ich kann nicht anders, ich muß sorgen, daß ich mein theures Gedicht hinweg bekomme.

Was Tasso in diesem Briefe sagt, er habe größtentheils richtig gerathen, bezieht sich auf die Vermuthungen, daß man seine Briefe ausbreche, um zu wissen, was er fernerhin vorhabe. Man hätte dem Herzoge zu verstehen gegeben, daß Torquato andre Dienste suche, und sich bemüht, ihn als einen treulosen, undankbaren Mann hinzustellen. Die Bitte um einen Urlaub nach Rom konnte allerdings diesen Insinuationen Wahrscheinlichkeit verschaffen, und Tasso sah es selber späterhin ein, es wäre klug gewesen, sie zu unterlassen. Indeß Naturen seiner Art bestimmt der Augenblick; zart und sich selbst verwöhnend, wirkt auf sie, wie auf kranke Kinder, ein Widerstand, den sie erfahren, nur zu desto heftigerer Begierde, und längere Versagung macht das Uebel, das man eben verhüten wollte, nur schlimmer. Sei es diese Betrachtung; sei es der mißliche Wunsch, zu prüfen, wie weit Torquato den möglichen Versuchungen, ihn seinem Hofe zu entführen, widerstehen werde; sei es endlich, wie uns dünkt, der fürstliche Stolz, denjenigen nicht festzuhalten, der gehen wolle: genug, der Herzog willigte in die römische Reise, empfahl seinem Bruder, dem Cardinal, der jetzt wieder am päbstlichen Hofe verweilte, den Dichter freundlich aufzunehmen, und Tasso begab sich im November 1575 auf den Weg. Seine Gegner hofften jetzt gewonnen Spiel zu haben: Signor Gonzaga hatte sich beeilt, seinen Freund dem Cardinal, nachmaligem Großherzog, Ferdinand von Medici, vorzustellen, welcher sich angelegen sein ließ, ihm die anmuthigsten Aussichten auf Florenz zu eröffnen. Zwischen den Häusern Medici und Este bestand aber die bitterste Nebenbuhlerschaft und Alphonso's Groll gegen die Fürsten von Toscana war grenzenlos, nachdem Pabst Pius V. den langjährigen Rangstreit der beiden Höfe dadurch entschieden hatte, daß er Florenz zum Großherzogthum erhoben hatte. Auf der anderen Seite war das Haus Medici durch die geringe Achtung beleidigt, welche Alphonso seiner ersten Gemahlin, Donna Lucrezia de' Medici, hatte widerfahren lassen, und hätte es gern gesehen, wenn es dem Gegner eine so ruhmvolle Beute, wie den Besitz des Sängers der Jerusalem, hätte aberobern können. Indeß noch blieb Tasso standhaft und selbst als er Ausgang Decembers, ohne Neapel gesehn zu haben, und wenig befriedigt von den kritischen Unterhaltungen der Gelehrten, desto mehr aber belohnt durch den Beifall der ungelehrten, jedoch gebildeten Personen, seinen Rückweg von Rom über Florenz nahm, ließ er daselbst sich nur einige Tage halten, und kam, treu seinem Entschlusse, erst einen Abdruck der Gerusalemme dem Herzoge zu Füßen zu legen, im Januar 1576 zu Ferrara an. Der Herzog und die Prinzessinnen empfingen ihn, wider das Vermuthen seiner Neider, mit Freundlichkeit. Einer seiner eifrigsten Verkleinerer war, seit der Ruhm der auch nur in der Handschrift vollendeten Gerusalemme Italien durchdrungen, sein alter Nebenbuhler Pigna geworden, welchen einige in der Person des boshaften Zauberers Aletes geschildert glauben: dieser war unterdessen, am 4 November 1575, gestorben. An seine Stelle hatte der Herzog den Doctor Antonio Montecatino als Secretair angenommen. Derselbe war eigentlich Professor der Philosophie an der Universität, wie er denn auch dem Studium des Aristoteles eifrig ergeben war, und sich selbst als Ausleger desselben bekannt gemacht hat; übrigens ein anmaßender, selbstzufriedener und mürrischer Mensch, der, wie es Gelehrten, sobald sie das Catheder mit dem Cabinet vertauschen, öfters zu gehen pflegt, in eine Ueberschätzung seiner Verdienste verfiel, in welcher er neben sich keinen Ruhm dulden wollte, der sich nicht als seine Schöpfung zu bekennen gesonnen war. Mit Tasso hatte er, so lange er denselben als einen unbedeutenden Fremdling ansah, um den man sich durch Herablassung verdient machen könne, sich gut vertragen, und bei jener Liebesdisputation an der Academie zu Ferrara ihm mit seiner Gelehrsamkeit und philosophischen Subtilität brauchbare Waffen geliefert: seit der Dichter in des Herzogs Dienste gekommen, war seine Freundschaft erkaltet, und bei dessen wachsendem Glanze in Mißgunst und hämische Befehdung übergegangen. Tasso schreibt über ihn an Gonzaga: „Es gefällt mir, daß der Nachfolger des Todten auch sein Nachfolger im üblen Willen gegen mich ist. Ich hoffe, seine Bosheit wird ein Werkzeug meines Glückes werden; ich werde ihm gutes Spiel machen, ganz wie er es wünscht. Er wird über meine Ungeschicktheit lachen, und ich über seine hinter das Licht geführte Klugheit." Wir sehen, daß Montecatino gegen Tasso die hohe Miene eines feinen Politikers, als einem unpraktischen Sohne der Natur gegenüber annahm, und darauf die Ueberlegenheit des eigenen Werthes gründete, ungefähr so, wie Goethe diesen Character mit unübertrefflicher Feinheit dargestellt hat.

Im Februar 1576 kam nach Ferrara eine Schönheit, welcher der Ruf aller körperlichen und geistigen Vortrefflichkeiten in einem Grade voranging, daß die Erwartungen von ihr an jenem glanz- und geschmackvollen Hofe sich auf das Höchste gespannt hatten. Es war dieß Donna Eleonora, Tochter Ghiberto Sanvitale's, Grafen von Sala, die Verlobte des Grafen Giulio Tiene von Scandiano. Hören wir, um uns einen Begriff von dem zu machen, was man damals in Hinsicht einer weiblichen Bildung für die große Welt nicht als unzweckmäßig erachtete, wie ein gelehrter Freund in jener Zeit an diese Dame schreibt (der Brief ist lateinisch): Jetzt darfst du dich überzeugt halten, daß we-

der in voriger noch in unserer Zeit ein Weib gelebt, welches deinem Geist, deiner Gelehrsamkeit, deiner Beredtsamkeit gleich käme, oder mit höheren Talenten und Naturgaben geboren wäre. Ich selbst habe es oft bewundert, wie du kaum vierzehn Jahre alt sowohl die lateinische als die toskanische Sprache trefflich inne hattest, Cicero's Bücher in sorgfältiger Lesung dir aneignetest, die Moralphilosophie des Aristoteles genau kanntest, des alten und neuen Testamentes Geschichte auswendig wußtest, Reden, Briefe in zierlichem Style abfaßtest, Gedichte nur so hingossest; daß du jetzt (1574) des Euklides Werk studierst, und noch der Sterne Bahnen ermessen und dich auf die Kenntniß der Weltkugel legen willst. Welches Weib nun ist mit dir, du herrliche Jungfrau, zu vergleichen? Ja welcher Mann hat je geblüht, der in so jungen Jahren mit so vielen ausgezeichneten Eigenschaften geschmückt gewesen? Was soll ich von deiner ganz einzigen Leutseligkeit sagen, was von den höchst anmuthigen Sitten, die ich so ganz und gar von Ehr-, Keuschheits- und Ruhmbegier durchdrungen, mit so geistvoller Einfachheit gewürzt, durch so milden Ernst geleitet sehe? so daß, wenn die Bescheidenheit selbst sich eine Tochter gewünscht hätte, als ein Abbild ihrer Sitte, ihrer Sprache, Würde und ungeschminkten Sinnesart, sie keine andre als dich würde haben wollen. Du bist ein Muster jungfräulicher Züchtigkeit; deine Haltung, deine Kleidung ist edel. Ueberdieß stimmt diese Schönheit des Inneren mit des Körpers ausnehmender Schönheit zusammen, welche nicht sowohl weibliche Zierlichkeit als männliche Herrlichkeit zu nennen ist; so sehr harmoniren alle Theile unter einander mit der höchsten Gefälligkeit bei höchster Würde, so daß gewiß keine trefflichere Gestalt kann ausgedacht werden, da dieselbe aus dem Glanze sowohl weiblicher als männlicher Vollendung zu bestehen scheint.

Die Erscheinung dieser jungen, reizenden und hochgebildeten Dame an der Seite einer nicht minder interessanten, durch Schönheit und Benehmen imponirenden Stiefmutter, der Donna Barbara Sanseverina, Gräfin von Sala, bewegte auch Tasso's Gemüth zu begeisterter Feier, und es ist bereits früher angedeutet worden, daß man in den Liedern, die er der Gräfin Scandiano weihete, die Gluth noch eines anderen Gottes als des Phöbus hat erkennen wollen. Aber sind die Wunden, die Amor Dichtern schlägt, bei der höheren Wärme des Gefühls, die ihnen die Natur gegeben, empfindlicher, so wird ihnen das melodische Wort zu einem glänzenden Verbande, hinter dem sie gerne den süßen Schmerz hegen, weil man dem, der das Zeichen einer Verwundung trägt, bereitwillig den Ruhm des Muthes zuerkennt. Tasso fand mindestens, so ergiebt es sich, in der Anwesenheit dieser neuen schönen Leonora Veranlassung, daß er seine Schritte, um den beschleunigten Druck der Jerusalem herbeizuführen, und sich vom Hofe Ferrara's los zu machen, lässiger betrieb, und wir finden Gonzaga ihm über die Unentschiedenheit, mit welcher er sich bei dessen Einleitungen in Rom und Florenz verhalten, freundschaftlich zürnen. Wenn wir erfahren, daß die Prinzessin Lucrezia ihn drängt und treibt, zu machen, daß sein Gedicht gedruckt in ihre und des Herzogs Hände komme; wenn ihm die Aussicht eines ansehnlichen Geschenkes dafür eröffnet wird; wenn die Prinzessin Leonora bedauert, daß sie bisher aus ihren geringen Mitteln nicht viel für den Dichter habe thun können, jetzt aber aus der Erbschaft ihrer Mutter besser zu sorgen in Stand gesetzt werde: so dürfen wir den eigentlichsten Grund seiner Unzufriedenheit in Ferrara daraus errathen. Es war auf der einen Seite die zu selbstsüchtig durchscheinende Begier des Herzogs, das für seines Hauses Ruhm so ehrenvolle Werk nur bald genug an sich zu bringen, so daß man des Dichters Zartgefühl zu wenig schonte, und den Werth seiner Person zu sehr von seiner Leistung abhängig machte, als hätte man es mit einem Handwerker zu thun, der an die Arbeit gemahnt, und nur insofern beachtet wird, als er diese bald und tüchtig liefert; auf der andern Seite die Beengung für Tasso's freien Sinn, daß man ihn durch die unbestimmte Lage einer Hofexistenz in der Hand zu behalten suchte, indem man für seine leiblichen Bedürfnisse durch Hoftafel und Wohnung gesorgt zu haben glaubte, seinen anderweitigen Wünschen aber durch den knappen Gehalt kleiner Aemter, die einem dichterischen Gemüthe nicht zusagen konnten, so wie durch einzelne Gnadenerweise nur spärlich und nicht in der zartesten Form vorsah. Aber das ist das Loos der Armen, die von Mäcenatengunst zu leben gezwungen sind; und es bewährte sich nunmehr nur allzurichtig, daß der alte welterfahrne Bernardo, wie weiland unsre Väter, die Poesie für eine brotlose Kunst ansah, die nur auf den tüchtigen Fruchtstamm einer anderen, z. B. der Jurisprudenz, gepflanzt in Nebenstunden gepflegt werden möge. Torquato Tasso besaß ein zu hohes Gemüth: er war in den Marmorsälen der antiken Vornehmheit unter den Schatten der Freiheitshelden, mit Pindar, Plato und ihres Gleichen, die den Tyrannen ihrer Zeit mehr Strafreden in's Gesicht gesagt haben, als heute der keckste Radikale dem tolerantesten Minister in einer Zeitung zu halten wagt, zu vertraut und lange gewandelt, als daß ihm selbst ein argloser, selbst ein wohlgemeinter Wink, er sei an eines Herzogs Hofe nur ein Diener, nicht höchst empfindlich hätte fallen sollen.

Was sich über Tasso's Dasein in jenen Tagen, die mit einer Katastrophe schwanger gingen, aus den in der Ueberlieferung zu einem großen Theile verwirrten und verdunkelten Umständen am deutlichsten darstellt, ist ein rastloser täglich sich anders gestaltender Kampf widerstreitender Gefühle, welcher ihn bald von dem Orte seiner Unruhen hinwegtrieb, bald mit verhängnißvollen Banden zurückhielt, und ihn, wie den Entschlußlosen meistens geschieht, durch die Verzögerung immer tiefer in Irrsal und Unheil verstrickte. Der Ueberdruß am Hofleben, der Unmuth, von Fürstenlaune abzuhangen,

die Neckereien der Schranzen, der ernsthafte Neid Montecatino's und anderer Gelehrten des Hofes (Guarini war mit ihm über dichterische Scherze zerfallen, und wirft ihm seine Doppelflammen, vermuthlich die beiden Leonoren, hämisch vor), die je länger je mehr sich bestätigende Gewißheit, daß man ihn verrätherisch auskundschafte, das alles rief ihn hinweg: was ihn gebunden, sagt er uns nicht; wir können es nur errathen. Keinem gewöhnlichen Erdensohne, geschweige einem Dichter ist es zu verdenken, wenn er in dem Zauberkreise, den die Schönheit bewußtlos um sich zieht, sich willenlos gefesselt fühlt, und wer ohne Selbstsucht liebt, wie Tasso, der überredet sich leicht, daß eine solche Liebe Schirm werden muß gegen alle Gefahren, daß sie ein diamantner Schild ist, an dem die Pfeile der Bosheit und der Verfolgung schadenlos abprallen.

(Fortsetzung folgt.)

Originelles Anstellungsgesuch.

Nachstehendes an den Director einer Bühne gerichtetes Schreiben ist getreu nach der Handschrift abgedruckt:

Wohlgebohrner Herr! Schon lange hatte der Wunsch in Mir geblüht, Mich Einer Nazional Bühne zu widmen, und ein Mitglied der Dramatischen Kunst zu werden, da Ich vor fünf und sechs Jahren Mich schon auf einigen kleinen Theater befand, und Meine Dramatische Laufbahn eröffnen wollte, so fand sich ein Umstand den Ich nicht voraus sah, und dem Ich Mich unterwerfen mußte, nemlich dem Vaterlande zu Dienen! Ich sahe also Meinen Plan vereitelt, und mußte im Jahre..... Unter .... Fahnen schwöhren, und denen Ich noch gegenwärtig unterworfen bin, aber doch daß Vergnügen hege biß den nächkünftigen Monath May Meine Entlassung zu bekommen; Ich befinde Mich nun schon eine kurze Zeit zu Haus, und da Ich schon so gut als frey Mich nennen kann, und es gar keinen Anstand mehr hat, da es blos nur auf einen Schein von Meinem Herrn Obern ankommt, und den Ich Augenblicklich, und zu jederzeit haben kann; so wünsche Ich nun Meine Dramatische Laufbahn auf das Neue anzufangen und fortzuführen, da Mir nun kein Hinderniß mehr im Wege steht, welches Mich von Meinem Vorhaben verhindern kann, so wünsche Ich Mich baldigst vorstellen zu kennen, da Ich zu jederzeit in Schauspielen Einer Rolle gewachsen zu seyn glaube, die Meinem Ideale passend seyn wird; Was das Singen anbelangt, so glaube Ich auch als Sänger erscheinen zu können, und sowohl in Opern als Schauspielen Meine Rolle auszuführen, die Mir gewiß nicht fehl schlagen wird; Da Ich Ihnen das wichtigste nicht verbürgen kann, so muß Ich Ihnen sagen daß Mein Geist dabei der Dichtkunst sehr ergeben ist, und Ich Mich schon lange als Dichter produzieren kann, so habe Ich zu diesem Zwecke Mehrere Manuscripte aufgesetzt, und welche Ich mit nächstem verfertigen werde, als: Pitschaft der Isolirte, oder! Der Philosoph des Neunzehnten Jahrhunderts: Komische Idylle mit Gesang in einem Akte; nebstdem Catos Tod. Ritterschauspiel in vier Aufzügen, und Hanchen auf der Wacht: Singspiel in zwey Akten, und mehrere andere theils Vaterländische, theils auswärtige Gedichte von Mir selbst Verfasset. Ich werde Mich befleißen, von Monath zu Monath viele Neue Gedichte zu verfertigen und Unserer Bühne zu weihen, von welchen Ich Ihnen schon etliche Titel aufgesetzt und sogleich vorzeigen kann, und so werden Wir uns zu jederzeit auf Unserer Bühne immer etwas Neues zu erfreuen haben; und woran Ich nicht zweiflen werde. So habe Ich Mich von Mehreren guten Freunden gedrungen, sogleich An Sie gewendet, um Mein Vorhaben Ihnen anzutragen, da Ich Sie als einen Mann verehre, den Ich hochzuschätzen suche. Ich bitte Sie daher um eine kleine Antwort, die Ich nächstens erwarte, und die Sie Mir auch gewiß nicht versagen werden, Wie Sie es zu Meinen wünschen; da Ich zu jederzeit bereit bin Mich Ihnen vorzustellen und Meine Probe abzulegen, da es Mir sehr angenehm wäre, bis den ersten künftigen Monath Februar in Mein Lokal einzutreten, so bitte Ich Ihnen um eine baldige Antwort, daß Ich Meine Sache in Ordnung bringen kann. Eine Umständliche Beschreibung wäre hier nicht nothwendig, da Ich Ihnen Meine Aufwartung mit nächsten Tagen zu machen hoffe, so werde Ich Ihnen alles Persöhnlich berichten, wie es Mein und Ihr Wunsch äusern wird, Da Ich Mir schon lange mit der Hofnung schmeichle, Mich baldigst nennen zu können, und zu jederzeit zu seyn. Ihr ergebenster N. N. Dichter, Sänger und Schauspieler.

* Mein Lebens-Ideal.

Der Dichtkunst ist Mein Herz geweiht,
Und hold dem Sitz der Musen!
Die Gluth zu diesem Sitz verbreit,
Sich tief in Meinem Busen.

Die Bühne ist mein Augenschein,
Mich selbst zu produzieren;
Kann einzig nur Mein Herz erfreun,
Daß Musen-Tön regieren.

Dem Schauspiel bin Ich zugethan,
Und immer stehts beflißen!
Der Musen schönsten Dicht-Roman,
Der Bühne zu vermissen.

So wage Ich als Dramatist,
Es öffentlich zu sagen;
Und zweifle nicht zu jeder Frist
Daß Dichter-Lob zu tragen.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 75. Sonntag, 15. April 1827.

Osterlied.

Ich sag' es Jedem, daß er lebt
Und auferstanden ist,
Daß er in unsrer Mitte schwebt
Und ewig bei uns ist.

Ich sag' es Jedem, Jeder sagt
Es seinen Freunden gleich,
Daß bald an allen Orten tagt
Das neue Himmelreich.

Jetzt scheint die Welt dem neuen Sinn
Erst wie ein Vaterland;
Ein neues Leben nimmt man hin
Entzückt aus seiner Hand.

Hinunter in das tiefe Meer
Versank des Todes Graun,
Und Jeder kann nun leicht und hehr
In seine Zukunft schaun.

Der dunkle Weg, den er betrat,
Geht in den Himmel aus,
Und wer nur hört auf seinen Rath,
Kommt auch in Vaters Haus.

Nun weint auch Keiner mehr allhie,
Wenn Eins die Augen schließt;
Vom Wiedersehn, spät oder früh,
Wird dieser Schmerz versüßt.

Es kann zu jeder guten That
Ein Jeder frischer glühn,
Denn herrlich wird ihm diese Saat
In schönern Fluren blühn.

Er lebt und wird nun bei uns sein,
Wenn alles uns verläßt!
Und so soll dieser Tag uns sein
Ein Weltverjüngungsfest.

Einige Punktirnadelstiche im pädagogischen Felde.

I.

Wichtigkeit der Erziehung? — Gott behüte! kein Wort darüber, es sei denn, daß sie sich in dem Folgenden von selbst darstellte. Denn, wäre es mit diesen Zeilen darauf abgesehen, so würde diese Woge im Ocean der Erziehungsschriften und Abhandlungen, wenn nicht gar verschlungen und entkräftet werden, doch kaum einen Hofmeister in den Port fördern, besonders weil sie zur Zeit der Fluth erscheint, wo ohnehin Masse da ist.

Wenn der kleine Mensch seinen Fötuszustand verlassen hat, so zeigt er sich gleich — als Mensch. Von da an verlangt er Erziehung, und nicht bloße körperliche, sondern geistige, bis in das Alter seines Erdenlebens. (Mit dem Unterschiede, daß er jetzt noch die Eindrücke in sich aufnimmt, erwachsen aber damit spielt.) Sein Streben nach dem Lichte ist der Handwerksgruß, der ihm die Lade der Seelen-Innung öffnet. Wenn er schon nichts weiß, so gleicht er hierin gerade uns Er-

wachsenen, die wir auch nichts wissen, als eben dies. Die Aufgabe, die uns somit gegeben ist, betreffend seine geistige Erziehung, wird also so schwer nicht zu lösen sein. Er lerne, daß er nicht vollkommener sei, als wir Alle; man beraube ihn nicht der Thätigkeit, die ihm zum Nutzen seiner Mitgeschöpfe angeboren: man würde ihn dadurch unglücklich machen; er lerne hoffen auf die Zukunft nach dem Erdentode.

Mit so wenigen Worten der Zweck. Ein Paar mehr über die Mittel; denn darin greift der Mensch fehl, wie der Waisenknabe Tausende von Nieten zieht, um Ein großes Loos zu holen. Glücklich der Erzieher, der glücklich Ein Kind erzieht; eine Bürgerkrone wenigstens hat er verdient! denn mußte er nicht das Gesinde, ja die Eltern mit-, und zwar zu Erziehern erziehen? und so Alles, was tagtäglich um seinen Telemach herum war? (Eine etwanige Telemacha oder Telemachis können wir zwar nicht supponiren, da es etwas längst Bekanntes ist, daß nur reicher Töchter Geist gebildet wird, weil die Väter des Geldes zu viel haben, als daß nicht u. s. w. und ohnehin geschieht es bei ihnen nur zum Blenden oder Glänzen, nicht aber zum Erleuchten und Wärmen.)

Dies pädagogische Riesenwerk ist dir, du glücklicher Erzieher, du Herschel der Forscher und Entdecker ungekannter Himmelsräume in der menschlichen Brust, gewiß mit vieler Mühe gelungen! Was hast du aber auch vollbracht! Mit der Fackel der Ueberlegung in der Hand, wollen wir dein gigantisches Werk umwandern. Du hast die Eltern entgöttert, und den dienenden Theil aus dem Stande der Thierheit hervorgehoben, und zu Menschen gemacht, damit sie frei mit dir wirken möchten. Ersteres war nöthig, damit der junge Halbgott sich dereinst nicht zu hoch dünke, wenn die liebetrunkenen Eltern (— damit dem Kindlein nicht wehe geschehe, es keinen Fuß anstoße und doch von den Zinnen des Tempels hinabschwebe in die Tiefe seiner Leidenschaften —) es gleich dem Gottseibeiuns vertrauen und übergeben; dies hast du abgewehrt, und nun folgen und gehorchen sie dir, und fragen dich um Rath, handeln ganz einstimmig mit dir und erziehen ihr Kind vernünftig, d. h. für seine Mitmenschen; lehren es Zweck von Mittel unterscheiden. O wie bewundre ich dich, du Glücklicher!

Und nun gelingt dir es gar mit dem Zweiten! Du hast diese Windfahne des Eigennutzes, diesen Spottvogel der herrschenden Familie, — ich meine das Gesinde — zur Ueberzeugung gebracht, es hätte höhere Pflichten auf sich, d. h. das Kind in seiner kostbaren Blüthenzeit leider! zu oft bei und unter sich; es nähert sich dem Kinde nicht demüthig schmeichlerisch, (denn dies würde den kleinen Menschen Jedermann unerträglich herrschsüchtig machen) es hütet sich das Kind etwas Unanständiges sehen oder hören zu lassen, und handelt in jeden Stücken als zweite Eltern an ihm, was unendlich viel sagen will, wenn die ersten Eltern ihre Pflicht thun, ihre Pflicht, d. h. was nur Gutes in ihren Kräften steht.

Ist es aber, frage ich, ein Wunder, wenn solche Wirkungen hervorgebracht werden, bei so unerhört günstigem Zusammentreffen? Hat nicht die mediatisirte Brodherrschaft dem Unterthan humane Gleichheit zugesagt, und verwunderbar gehalten? Ist es nicht Maxime, oberster Grundsatz der gnädigen Frau, die Menschen groß und klein müßten einander Alles zu Liebe thun, und gar nichts aus Interesse, wenn auch Geld dabei verdient werden sollte? (wo denn selbst reinere Naturen flinker und gespannter werden) Und wird nicht eben darum da als Gefälligkeit erbeten, was vielleicht anderwärts an das dienende Ebenbild Gottes von dem herrschenden Ebenbilde Gottes recht herrisch und lieblos verlangt wird? Und ist es nicht des gnädigen Herrn Maxime, daß nicht Rohheit und gewisse Leidenschaften den Mann machen?

Es gehört aber auch Verstand dazu, und mehr als Manche glauben werden, ein Dienendes so zu sich zu erheben; denn was ist die Folge davon? Man erhebt sich selbst. Indem ich meinen Reitknecht als Oberstallmeister höflich traktire, erhebe ich mich in den Fürstenstand. Doch sollte hier eigentlich nicht poetisch übertrieben werden, weil die Sache zu ernsthaft ist, und, im Grunde genommen, nur so viel gesagt werden soll, als: es sei ehrenvoller, schöner, besser, also gewiß auch angenehmer von denkenden Menschen, als von abgerichteten, hinterlistigen, diebischen Orang Utangs umgeben und bedient zu sein. Warum sollte man sich denn um diese Freude bringen, und, wenn man den seltenen Tag-, Abend- oder Nachtfalter nicht fliegend erhaschen kann, nicht wenigstens die Raupe suchen, und sie pflegen, bis sie entpuppt und mit Kampfer (des Unterrichts) vor Verwesung verwahrt, eine Zierde des Hauswesens wird?

Bitte an Herrn Capellmeister Guhr.

Deutschland, ja ganz Europa, ist durch das allzufrühe Hinscheiden Ludwigs van Beethoven in tiefe Trauer versetzt. Alle, die das Höhre, Geniale, im Reiche der Tonkunst zu würdigen wissen, empfinden schmerzlich den Verlust eines Meisters, dessen Werke, Ernst und Würde lieblich vereinend, das Gepräge ächter deutscher Kunst tragen und noch in später Folgezeit als herrlicher Schmuck im Kranze unseres Nationalruhms glänzen werden. Wie natürlich ist nicht unter solchen Verhältnissen der Wunsch, es möge den Manen Beethovens in unserer kunstliebenden Stadt, grade jetzt wo sie so viele aus der Nähe und Ferne herbeiströmende Gäste in ihre Mauern schließt, eine würdige Trauerfeier dargebracht werden.

Nachdem unsere Thränen dem hohen Meister geflossen sind, verlangt unser Herz den versöhnenden Trost der Kunst, die ihm so viele glückliche, geweihte Stunden gewährt hat. Ungewöhnlich ist der Verlust, den wir erlitten: würdige Trauer aussprechend sei daher auch die Bezeugung unserer Gefühle. Beethoven hat uns ein kostbares unvergängliches Erbe hinterlassen: wir sollen es dankbar aus seiner in Staub zerfallenden Hand empfangen. Gewiß wird der Wunsch der kunstsinnigen jeder edlen Empfindung offnen Bewohner Frankfurts ausgesprochen, wenn aus ihrer Mitte die Stimme eines Einzelnen sich vernehmen läßt, auffordernd den verehrten Herrn Capellmeister Guhr Hand an's Werk zu legen und, unterstützt von dem vortrefflichen Orchester, dessen wir uns hier erfreuen, ein Requiem für Beethoven zu veranstalten. Ohne Zweifel dürften zu diesem frommen Werke auch viele Dilettanten bereitwillig mitwirken; die Tonkunst, den verlornen Liebling beweinend, würde ihm den Laut ihrer rührenden Klage jenseit des Grabes nachsenden.

Viersilbige Charade.

Erstes Paar.

In das Grab der Wogen nieder
Stürz' ich mich aus eignem Trieb;
Dennoch üb' ich keinen Selbstmord,
Und das Leben ist mir lieb.
Arm bin ich und preisgegeben
Einem falschen Element,
Und doch spend' ich echte Gaben,
Die der Reiche Reichthum nennt.
Mensch bin ich, und doch hinwieder
Nur ein Werk der Phantasie,
Ausgedacht von einem Menschen,
Dem sie ihren Zauber lieh.
Bin ich gleich, als Jener, sterblich,
Sterblicher vielleicht, als du:
Wandl' ich doch, als dieß, unsterblich,
Wohl noch deinen Enkeln zu.

Zweites Paar.

Stammend aus der Erde Tiefen,
Steig' ich in die Höh'n der Luft,
Und doch ist die Erd' es wieder,
Der mein ernstes Mahnen ruft.
Nur ein Wort ist mir gegeben,
Doch dieß eine Wort genügt,
Und mit ihm bezeichn' ich Alles,
Was das Loos des Menschen fügt!
Sein Entstehen, seinen Glauben,
Die Triumphe seiner Brust,
Seine Leiden, seine Freuden,
Und das Ziel von Leid' und Lust.
Werk der Hände bin ich, und doch
Auch ein Werk der Phantasie,
Ausgedacht von einem Menschen,
Dem sie ihren Zauber lieh.
Als ein Werk der Hände sink' ich
Nieder in den Schooß der Zeit;
Als ein Werk des Geistes hoff' ich
Kühn auf die Unsterblichkeit!

Das Ganze.

Um das Haupt des ersten Paares
Breit' ich mich, als sich'rer Schild,
Bis es in der dunklen Tiefe
Seines Suchens Durst gestillt!
Doch nur sichern, nicht versichern
Kann ich mein vertrautes Gut:
Oft auch werd' ich ihm zum Zelte,
Unter dem es sterbend ruht!

Auflösung des Logogriphs in Nr. 70.
Hebe — Hebel.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Samstag den 7. April. Egmont, Trsp. in 5 Abthl. von Goethe. Die zur Handlung gehörende Musik ist von Beethoven. „Man muß, sagt Lessing, mit der Vorstellung eines Stücks zufrieden sein, wenn unter vier, fünf Personen einige vortrefflich, andere gut gespielt haben. Wer in den Nebenrollen durch einen Anfänger, oder sonst einen Nothnagel so sehr beleidigt wird, daß er über das Ganze die Nase rümpft, der gehe nach Utopien und besuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichterputzer ein Garrick ist!" Dieser Ausspruch des verständigsten, einsichtvollesten aller Dramaturgen, welche bis zum heutigen Tage die undankbare Mühe übernommen haben, über das Theater zu schreiben, darf wohl am füglichsten bei Stücken wie Egmont in Anwendung kommen, weil die Menge von Personen, welche hier mitwirken, nicht alle, und gewiß bei keiner Bühne der Welt, mit Künstlern besetzt werden können. Wir freuen uns indeß, bemerken zu dürfen, daß bei der heutigen Vorstellung auch in den Nebenrollen wenigstens ein rühmlicher Fleiß sich offenbarte. Zu den vortrefflichen Leistungen zählen wir die des Hrn. Weidner (Alba) und die des Hrn. Fehringer (Egmont).

So adelig in seinem Benehmen, so anziehend in Darlegung seiner Gesinnungen, sei es im leichtfertigen Spiel der Liebe, oder im Ernst des Staatslebens, ist Egmont noch nicht über unsere Bühne geschritten. Dem. Lindner spielte das Klärchen mit tiefer Innigkeit. Am wirksamsten war ihr Spiel von da an, wo sie von Egmonts Geschick unterrichtet ist. Hr. Ludwig spielte den Oranien. Er ließ das Besonnene, Ueberlegsame in dem Character besonders hervortreten. Die Hohheit des Fürsten, die Wärme des Freundes vermißten wir. Die Direction sollte den guten Willen dieses wackeren Künstlers, überall mitzuwirken, behutsamer nützen und ihn nicht gar zu weit außerhalb seiner eigenthümlichen Sphäre beschäftigen. Man denke sich den Sprung von Hrn. Rochus Pumpernickel bis zu diesem Oranien! Die Schauspieler sind selten, die ihn ohne Nachtheil für ihren Ruhm wagen dürfen! —

Sonntag den 8. Agnese, Oper in zwei Abthl. Musik von Paer. Die liebliche Musik Paers, mit welcher heute der Cyklus der Meßvorstellungen begonnen, fand bei ihrer Wiederholung ein theilnehmendes Publikum und die Ausführung der Oper war der frühern Darstellung so ähnlich, daß wir, um nicht auch uns zu wiederholen, lediglich auf das frühere Urtheil zu verweisen uns erlauben.

Montag den 9. U. A. w. g. oder: Die Visitenkarte, Lustsp. in 1 Aufz. Hierauf: (Zum Erstenmale widerholt) Kunst und Natur, Lustsp. in 4 Abthl., von Albini. Das letztgenannte Stück wurde mit sehr lebhaftem Beifall aufgenommen; es ging aber auch rasch, sicher und heiter, wie eine Scene aus dem wirklichen Leben, an uns vorüber. So kann durch eine gute Darstellung auch das Unbedeutende Werth gewinnen!

Dienstag den 10. Das weiße Fräulein, komische Oper in 3 Abthl., Musik von Boieldieu. Unter allen neuern Opern findet Boieldieu's weißes Fräulein das größte Publikum. Alle deutschen Theater haben mit dem günstigsten Erfolge sie in ihr Repertoir aufgenommen und überall spricht die liebliche Musik an. Boieldieu vereinigt mit einer leichten fließenden Melodie gründliches Studium der Harmonie, er weiß die Instrumente geschickt anzuwenden, ohne sie mit gesuchten Figuren zu überladen und vermeidet viele der Klippen, an der unsere Schöntonsetzer so oft scheiterten. Mit großem Vergnügen hört man seinen Johann von Paris, Caliph von Bagdad und das leider von unserem Repertoir verschwundene Rothkäppchen. Boieldieu ist kein Componist der opera seria und will es wohl auch nicht sein; doch unter den Componisten der Gattung, die gerade er sich wählte und in der auch Auber schreibt, ist er gewiß der vorzüglichste. Die heutige Darstellung verdient alles Lob. Als ausgezeichnet sind Hr. Dobler (Gaveston), Dem. Hauß (Anna) und Hr. Rieser (Georg) zu nennen.

Mittwoch den 11. Der Vetter in Lissabon, Familiengemälde in 3 Abth. von Schröder. Man hat uns lange auf eine Wiederholung des Schröderschen, trefflichen Familiengemäldes warten lassen. So geht es überhaupt den besseren Stücken, deren höchster Werth bei einer einfachen Handlung auf richtiger Characterzeichnung beruht. Die Direction, die nur in der Gunst der Menge ihr Heil findet, weiß es wohl, daß man in dieser Zeit nicht etwa das Bessere, sondern nur etwas Anderes verlangt, was die Sinne reizt und befriedigt. Dieselbe Klage tönt von allen Orten her. Leider! hat sie den gänzlichen Verfall der darstellenden Kunst unausbleiblich im Gefolge! — Das Stück wurde im Ganzen brav gegeben. Hr. Ludewig hatte die Rolle des Sievers übernommen. Er war hier wieder an der rechten Stelle. Das leidenschaftlose, ruhige Benehmen des an Herz und Kopf gesunden Mannes steht ihm wohl an. Den Wagner spielte Hr. Otto gleich wie bei der früheren Vorstellung mit erschütternder Wahrheit. Hierauf: Adrian van Ostade, Oper in 1 Aufz. Musik von Weigl. Die heutige Vorstellung der Oper war befriedigender als die vorhergehende. Bei diesen Operetten muß das Spiel den Gesang unterstützen und häufig vernachlässigen Sänger die Schauspielkunst. Im Ganzen können wir aber gerade hierüber nicht klagen und besonders für die größeren Opern besitzen wir Künstler, die auch im Spiele wenig zu wünschen übrig lassen. Auch heute war bei den sämmtlichen Darstellungen ein lobenswerthes Streben bemerkbar, ihre Rollen mit Wahrheit wieder zu geben. An der Stelle des Hrn. Toussaint hatte Hr. Marrder die Rolle des Doctor Cajus übernommen. Wir wünschen Hrn. Toussaint glückliche Reise, wir haben nichts an ihm verloren! —

Theater-Anzeige.

Montag den 16. April. Othello, Oper. (Rodrigo: Hr. Haitzinger.)
Dienstag den 17. Die Reise zur Hochzeit, Lustsp. und Der Verschwiegene wider Willen, Lstsp.
Mittwoch den 18. (Zum Erstenmale) Die Burg Gölding, Schausp.
Donnerstag den 19. Die diebische Elster, Oper. (Gianetto: Hr. Haitzinger.)
Freitag den 20. Sargines, Oper. (Sargines: Dem. Hollenstein.)
Samstag den 21. Benjowsky, Schausp.
Sonntag den 22. Das weiße Fräulein, Oper.
Montag den 23. Die Burg Gölding, Schausp.
Dienstag den 24. Die Schwestern von Prag, Oper.
Mittwoch den 25. Letzte Gastrolle des Hrn. Haitzinger. Noch unbestimmt.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

№ 76. Dienstag, 17. April 1827.

Englische Poesie.

Unter den lebenden englischen Dichtern nimmt William Wordsworth ohne Zweifel eine der bedeutendsten Stellen ein. Es ist das Haupt der Seeschule, d. h. der befreundeten Poeten, die in der Nähe der Seen von Westmoreland und Cumberland ihren Aufenthalt gewählt und die schönen Naturscenen dieser Gegenden in den lieblichsten Weisen besungen haben. Wordsworth hat weniger poetische Kraft als Byron, seine Einbildungskraft erzeugt keine so eleganten Scherze und Spiele wie die Moore's, in der Beschreibung hat ihn Scott übertroffen, aber er besitzt dagegen Eigenschaften, die er mit keinem seiner Nebenbuhler theilt und die vollkommen zureichen, dem Lorbeer, den sein Genius errungen, unsterbliche Blüthe zu sichern. In Deutschland ist Wordsworth — ohngeachtet grade viele seiner Eigenthümlichkeiten auf geistige Verwandtschaft mit unsern großen Dichtern hinweisen — noch fast unbekannt; in England selbst hat es lange gedauert, bevor er populär wurde, was besonders den partheilschen Kritiken des Edinburgh Review und den satyrischen Ausfällen Byrons — dessen Genius in ganz anderen Regionen zu Haus war — zugeschrieben werden konnte. Jetzt ist man in der kunstgebildeten englischen Welt darüber einig, daß Wordsworth ein Dichter ist, dem man nur einiges Studium widmen muß, um seine Eigenheiten liebenswürdig, seine Manier geistreich, seine Behandlung einfacher Stoffe bei aller Naturgemäsheit genial zu finden. Nachstehende Uebersetzung eines seiner zartesten Gedichte ist uns von verehrter Hand zugekommen.

Wir sind sieben.

Ein Kind, das man in Einfalt sieht,
Dem leicht der Athem geht,
Das Leben fühlt in jedem Glied —
Vom Tod es nichts versteht.

Am Hüttchen stand ein Mägdelein,
Acht Jahre, sagt' es, alt;
Von seinem Lockenköpfchen fein
Das Haargeringel wallt.

Die Wälder sind ihm anzusehn,
So Mien' als Kleid ist wild;
Die Augen schön, und das recht schön,
Das Kind ein herrlich Bild.

Schwestern und Brüder, holdes Kind,
Wie viel? — red' ich es an.
Wie viel? Ei unsrer sieben sind!
Verwundert sieht mich's an.

Und wo sind sie? sag mir es frei. —
Wir sieben? — so erwiederte
Das Kind — zu Conway wohnen zwei,
Zwei gingen auf die See.

Zwei liegen auf dem Kirchhof da,
Ein Bruder und ein Schwesterlein,
Und in des Kirchhofs Hütte nah
Wohnt Mutter mit mir allein.

Lieb Kind, zu Conway wohnen zwei,
Und zwei sind auf der See:
Wie eure Zahl doch sieben sey —
Sprich, wie ich das versteh?

Knaben und Mädchen sind sieben wir!
Das bleibt des Mägdleins Wort;
Zwei liegen auf dem Kirchhof hier,
Am Kirchhofsbaume dort.

Besinne dich! mein liebes Kind:
Zwei scharrte man hier ein;
Die nun noch an dem Leben sind,
Das können fünf nur sein.

Ihr Grab ist grün, das sehet Ihr,
Erwiederte das Kind;
Zwölf Schritte wohl von Mutters Thür,
Bis da, wo beide sind.

Mein Strümpfchen stricke ich da gern,
Mein Tüchlein säum' ich da;
Und setze mich zur Erde gern,
Und singe ihnen nah.

Und ist der Abend schön, o Herr,
Nach letztem Sonnenstrahl,
So hol' ich mir mein Näpfchen her,
Und halte hier mein Mahl.

Zuerst starb unsre Jane klein;
Im Bett sie ächzend lag,
Bis Gott erlöst sie von der Pein,
Da ging sie frei von Klag'.

Sie liegt nun auf dem Kirchhof hier;
Und war es sommerlich,
Dann um ihr Grab wohl spielten wir,
Mein Bruder John und ich.

Und als das Land war weiß von Schnee,
Sprang ich und glitscht' in Freude:
Den Bruder traf es, daß er geh',
Und liege ihr zur Seite.

Nun wie viel jetzt? denn sieh' es sind
Im Himmel zwei der Lieben; —
Die Kleine sagte drauf geschwind:
O Herr, wir sind zu sieben.

Doch sie sind todt, die zwei sind todt! —
Im Himmel die Geister der Lieben! —
Umsonst gehn meine Worte hin,
Das Mädchen bleibt auf seinem Sinn:
Ja doch! ja, wir sind sieben.

Die Einsiedelei des Kandu.

An den geheiligten Ufern des Flusses Gomati, in einem einsamen Walde, dessen Boden Wurzeln, Kräuter und Früchte jeder Art im Ueberflusse trug, wo man nur die Gesänge des tonreichen Gefieders, die flüchtigen Tritte des Hirsches und der schüchternen Gazelle vernahm, lag, weit entfernt vom Getümmel der Menschen, die friedliche Einsiedelei des Kandu.

In diesem wonnigen Aufenthalt ergab der Heilige sich ohne Unterlaß den strengsten Bußübungen. Fasten, Waschungen, Gebete, Entbehrungen ohne Zahl: solche peinliche Pflichten schienen ihm noch allzu süß. Wenn der Sommer die Fluren gewaltig erhitzte, zündete er um sich her vier Feuer an, und fing mit seinem entblößten Scheitel die Sonnenstrahlen auf; in der regnichten Jahreszeit legte er sich auf den durchnäßten Boden nieder; mitten im Winter hüllten feuchte Gewänder seine vor Kälte starrenden Glieder ein.

Zeugen dieser furchtbaren Büßungen, welche genügten ihm die Herrschaft über die drei Welten zu erobern, waren die Devas, die Gandharven und die übrigen dem Indras untergebenen Gottheiten von Bewunderung getroffen. —

Welche erstaunenswürdige Beharrlichkeit! welche Standhaftigkeit im Schmerz! — so riefen sie einmal über das andere aus. Bald ging indessen ihre Bewunderung in ernstere Besorgnisse über: sie wünschten ihn der Frucht seiner langen Buße zu berauben. Voll von Bestürzung begaben sie sich zu ihrem Herrn, und sprachen seine Hülfe an, um ihr Vorhaben auszuführen. Der Gott des Firmaments gab ihren Bitten Gehör, und wendete seine Rede zu der Nymphe Pramnocha, die durch ihre Jugend, ihre Schönheit, ihren schlanken Wuchs, die Perlenreihen ihrer Zähne, und die liebliche Fülle ihres schwellenden Busens alle ihre Geschwister übertraf.

Geh, Pramnocha, sagte er, geh mit der Eile des Blitzes in die Wildniß, wo Kandu sich angesiedelt hat. O Schöne! versäume nichts, um seine Buße zu unterbrechen und seine Sinne zu bethören. — Mächtiger Götterfürst, erwiederte die Nymphe, ich bin bereit deinen Befehlen zu gehorchen, aber ich zittere für mein Leben: ich scheue mich vor jenem erhabenen Einsiedler mit dem furchtbaren Blick, dessen Antlitz leuchtet wie die Sonne. Welchen verderblichen Fluch könnte er gegen mich in seinem Grimme aussprechen, wenn er die Absicht meiner Ankunft erriethe! Warum erwählst du nicht lieber zur Ausführung dieses gefahrvollen Unternehmens meine Schwester Urvasi, Menaka, Rambha, oder andere Nymphen deines Himmels, die so stolz auf ihre Reize sind? — Nein! dieß gab Sachi's göttlicher Gemahl ihr zur Antwort: jene Nymphen müssen bei mir bleiben. Auf dich, himmlische Schönheit, habe ich meine Hoffnung gesetzt, doch will ich dir den Liebesgott, den Frühling und den Zephyr zu Gehülfen geben. — Ermuthigt durch diese schmeichelhaften Worte machte die Nymphe mit dem lieblichen Blicke sich alsobald auf, sie

durchschwebte mit ihren drei Gefährten die ätherischen Regionen, und alle ließen sich in der Wildniß nahe bei Kandu's Einsidelei zur Erde herab.

Einige Zeit irrten sie unter geräumigen Schattengängen umher, die ihnen das ewige Grün der bezauberten Gärten Indras darzustellen schienen. Die geschmückte Erde lächelte sie an und bot ihnen Blumen und Früchte dar; melodische Gesänge begrüßten ihren Eintritt. Dort verweilte ihr Blick auf einem stolzen Mango, hier sahen sie Citronenbäume mit goldnen Früchten prangen, oder hohe Palmen ihre Kronen entfalten; Bananen, Granaten und breitblätterige Feigenbäume liehen ihnen wechselsweise Schatten und Kühlung. Geflügelte Schaaren, so bunt von Gefieder als mannigfaltig an Stimmen und Gesang, wiegten sich auf den schwankenden Zweigen und schmeichelten zugleich dem Auge und dem Ohr. Hier und da sah man krystallklare Bäche und kleine Silberseen, auf deren stiller Fläche sich die purpurnen und azurnen Blumenkelche des heiligen Lotos erhoben, und blendendweiße Schwäne, anmuthig gepaart, gelinde Furchen zogen; während muntere Wasservögel, gelockt von dem Schatten und der Kühle, an den Ufern sich eintauchend und plätschernd spielten.

Pramnocha wurde nicht müde, dieses entzückende Schauspiel zu betrachten; jedoch erinnerte sie den Zephyr, den Frühling und den Liebesgott an die Absicht ihrer Reise, und forderte sie auf im Einverständniß mit ihr zu handeln und das Gelingen ihres Unternehmens zu fördern. Sie selbst hielt alle Waffen der Schönheit, alle Künste der Bethörung in Bereitschaft.

Ach! — rief sie aus, so werden wir ihn denn sehen, den unerschrockenen Lenker von Brahma's Wagen, der sich rühmt, das feurige Roß der Sinne unter dem Joche zu zähmen. O wie ich für ihn fürchte, daß bei dieser Ueberraschung die Zügel seiner Hand entgleiten werden! Ja wäre es Brahma, Vischnu, selbst der unerbittliche Sivas, sein Herz wird heute erfahren, was die Pfeile der Liebe vermögen. — Mit diesen Worten näherte sie sich der Einsiedelei, wo durch die Macht des heiligen Klausners die grimmigsten Raubthiere ihre Wildheit ablegen mußten. Abwärts am Ufer des Flusses gesellte sie ihre bezaubernde Stimme zum Gesange des Kokilas, und ließ lobpreisende Hymnen vernehmen. — In demselben Augenblick ergoß der Frühling neue Reize über die ganze Natur; der Kokilas flötete inniger und sehnsuchtsvoller: eine unnennbare Harmonie versenkte die Seele in wollüstiges Schmachten. Der Zephyr, beladen mit allen Wohlgerüchen seiner Heimath, der Malaya-Hügel, fächelte die Lüfte gelinde, und besäete die Erde überall mit den duftendsten Blüthen; der Liebesgott, mit seinen brennenden Pfeilen bewaffnet, trat in Kandu's Nähe und verwirrte sein innerstes Gemüth mit unwillkührlichen Regungen.

Hingerissen von dem melodischen Gesange, schon von Verlangen trunken, und kaum sich seiner selbst bewußt, eilt er der Gegend zu, von woher die Töne kommen: er entdeckt die Schöne und steht in Staunen verloren bei dem Anblick der Reize, welche die Nymphe vor seinen Augen entfaltet. Wer bist du? welcher Herkunft rühmst du dich, himmlisches Wesen? ruft er aus: du, deren schlanker Wuchs, deren zartgeschwungene Augenbrauen, deren bezauberndes Lächeln mich aller Herrschaft über meine Sinne beraubt? Ich beschwöre dich, sage mir die Wahrheit. — Du siehst in mir, erwiederte Pramnocha, die demüthigste der Dienerinnen, die nur beschäftigt war, diese Blumen zu pflücken. Gebieter! laß mich deine Befehle wissen. Sage, was kann ich thun, um dir gefällig zu sein? Bei diesen holdseligen Worten schwand die ganze Standhaftigkeit Kandu's dahin; er ergriff die Hand der jungen Nymphe und führte sie mit sich in seine Waldhütte. Der Liebesgott, der Frühling und der Zephyr sahen nun, daß es ihrer Bemühung nicht mehr bedürfe. Sie erhoben sich zu den ätherischen Regionen und erzählten den hocherfreuten Göttern das Gelingen ihres schlauen Ueberfalls.

Durch die Wunderkraft, welche seine Bußungen ihm erworben hatten, verwandelte unterdessen Kandu sich augenblicklich in einen Jüngling von überirdischer Schönheit. Himmlische Gewänder, Kränze, gleich denen womit die Götter sich schmücken, erhöhten noch die Lieblichkeit seiner Gestalt; und die Nymphe, die bloß ihn zu bestricken gewähnt hatte, fühlte sich selbst wiederum bestrickt. Fasten, Gebete, Opfer, beschauliche Andacht, alle frommen Pflichten unterblieben, und wurden gänzlich vergessen. Tag und Nacht einzig mit seiner Leidenschaft beschäftigt, bedachte der arme Einsiedler nicht die Störung, welche seine Buße erlitt, und in der Fülle der Liebesfreuden entflohen die Tage ihm unbemerkt.

Schon waren mehrere Monate in immer sich erneuerndem Entzücken verflossen, als Pramnocha ihm den Wunsch ausdrückte in ihre himmlische Heimath zurückzukehren; aber Kandu, mehr und mehr an sie gefesselt, beschwor sie, noch zu verweilen. Die Nymphe willigte ein, aber nach einiger Zeit kündigt sie ihm ihr Vorhaben von neuem an. Der Einsiedler bietet widerum alles auf, um sie zu überreden; Pramnocha, aus Besorgniß einen furchtbaren Fluch auf ihr Haupt zu laden, verlängert ihren Aufenthalt zum zweitenmale. Immer inniger wurde seine Liebe, er verließ sie keinen Augenblick mehr. Eines Abends, als er an ihrer Seite saß, sah sie mit Erstaunen, daß er plötzlich aufstand und seine Schritte einem geweihten Haine zuwendete. Wohin? rief sie ihm nach, welcher Gedanke verstöret dich? — Siehst du nicht, erwiederte Kandu, daß der Tag sich eben zu Ende neigt? Ich eile, das Abendopfer zu verrichten; meine frommen Uebungen dürfen nicht die mindeste Unterbrechung leiden. — Nun wohl, vollkommner Weiser! warum gilt dieser Tag dir mehr als hundert andere? Wenn auch dieser ungefeiert vorüberginge, wie alle die übrigen, welche seit so manchen vollen Monaten uns verflossen sind, wer würde es denn bemerken, oder sich daran ärgern? — Wie? sagte der Anachoret: ist es nicht eben heute Morgen, o liebliches Weib, daß ich dich an dem Ufer des Flusses gewahr ward und dich in meine Einsiedelei aufnahm? Ist nicht zum erstenmale die Abendröthe

Zeugin deiner Gegenwart in diesem stillen Wohnsitze? Sage mir, was bedeutet denn diese Rede und das spottende Lächeln, das auf deinen Lippen schwebt? — Und wie sollte ich nicht, gab sie zur Antwort, über deinen Irrthum lächeln, da seit diesem Heutemorgen, wovon du sprichst, die Jahreszeiten ihren kreisenden Umlauf beinahe vollendet haben? — Wie? so ist es Wahrheit, was dein Mund mir betheuert, o allzuverführerische Nymphe, oder vielmehr nur ein Scherz? Es dünkt mich doch immer, daß ich nur einen Tag an deiner Seite verlebt habe. — So kannst du den Argwohn gegen mich hegen, daß ich es wagen sollte, einen ehrwürdigen Brahmanen zu belügen, einen heiligen Einsiedler, der das Gelübde that, sich niemals von dem Pfade der Weisheit auch nur um einen Schritt zu entfernen? — O wehe! wehe mir! rief der unglückliche Brahmane, vor dessen Blick die Täuschung sich endlich zerstreute: O für ewig verlohrne Frucht meiner langen Büßungen! Alle jene verdienstlichen Werke, alle jene den Lehren der heiligen Bücher gemäßen Handlungen sind also vernichtet durch Verführung eines Weibes? Flieh! fliehe weit von mir, Treulose! Deine Sendung ist vollendet.

Canning gemalt von Gerard.

Unter allen Bildnissen in Gerard's Werkstatt — sagt ein humoristischer Referent in einem Pariser Blatte — hat uns das Georg Cannings, des Ministers, auf den Europa, ja die ganze Welt den Blick richtet, des Mannes, der das Geschick der Menschen bestimmen kann, des Politikers, auf welchen die einen hoffen, weil die andern ihn fürchten, des Gentleman endlich, dessen schlichter Name strahlender leuchtet, als der manches Herzogs, — am meisten angezogen. Der Künstler hat Hrn. Canning in einer ganz einfachen Stellung dargestellt; er denkt nach, doch nicht, als ob er zum Beschauer sagen wollte: „Seht ihr wohl, ich bin in einer nachdenkenden Stellung, weil ich Staatsmann bin." Er zeigt sich uns nicht als ein Schauspieler, der eben seine Rolle spielt; er hat eine Art eleganter Bonhomie, schelmischer Naivität, die gefällt, einnimmt, in Erstaunen setzt. Der Kopf dünn behaart, die Stirn breit, hoch und vorspringend; das Auge gleichzeitig lebendig und sanft, eingeschlossen von dicken, ein wenig schwulstigen Augenwimpern; der Teint mit einem leichten Anflug von Farbe; die Haut glänzend wie die Blume der Tulpe oder des Mohns; der Mund ironisch; der greise Backenbart fortlaufend mit dem Backenbein; die Nase ein wenig nach dem rechten Ohre hin gebogen: so ist im Bilde Georg Canning, so muß er in der Wirklichkeit sein, denn diese Malerei kann unmöglich lügen; sie ist der Laut der Wahrheit in einem außerordentlichen Grade. Der Charakter des englischen Bürgers, des Diplomaten spricht sich vollkommen darin aus. Die Ausführung des Portraits ist, obwohl höchst einfach, doch sehr merkwürdig. Das Modellirte aller lebenden Theile ist fest und anmuthig in seinem Ganzen; das Colorit glänzend ohne Affectation; das Gesicht hat nicht die heißen Töne der italienischen oder spanischen Köpfe; aber die feinen und zarten Verschmelzungen englischer Carnation; eine systematische Pallette würde verkehrterweise Kraft angebracht haben, ein Pinsel nach der Natur aber hat getreu wieder gegeben, was da ist. Die Hände machen dem Künstler große Ehre, sowohl wegen der Vortrefflichkeit ihrer Zeichnung als ihrer Färbung.

Bitte und Wunsch.

Der göttliche Platon bemerkt sehr sinnreich, Gott habe die früher in seliger Vollkommenheit lebenden Menschen in zwei Hälften getheilt, in Mann und Frau, welche nach einander suchen und nur wenn sie sich gefunden wieder zur alten Vollkommenheit gelangen. Viele Hälften kommen, so scheint mirs, denn Erfahrung habe ich nicht darin, mit unrechten zusammen, und gelangen zu keiner Harmonie. Daß wir jedoch gegenwärtig innerhalb unserer Promenaden ein solches aus zwei Hälften bestehendes unbestreitbar vollkommenes Wesen besitzen, davon habe ich mich überzeugt, als ich Herrn und Frau Haitzinger zusammensingen und aus ihrer Brust eine und dieselbe lieblich innige Empfindung tönen hörte. Wie zwei Strahlen steigen die Klänge in die Höhe und vereinigen sich zu einem, der sich in das Gemüth der Hörer senkt erleuchtend und sanft erwärmend. Nun liest man aber auf dem Theater-Speisezettel, daß nur die eine Hälfte dem Publikum diesmal vernehmbar seyn wird. Doch warum soll man, wenn das Ganze erreichbar wäre, mit dem Halben zufrieden sein? Vielleicht, weil dies Halbe, wenn man die andere Hälfte nicht dabei hört, als ein vollendetes Ganze erscheint? Allein so trivial auch das Sprüchwort lautet, so ist es doch sehr richtig, nämlich: Gut ist Gut, Besser ist Besser. Wenn es nicht angeht, daß Mad. Haitzinger diesmal auf dem Theater auftrete, so bitten wir, und dies Wir ist eine große Zahl, (ich rede nämlich im Namen Aller, deren Wünsche mir zu Ohren gekommen sind, und wie Viele mögen dasselbe wünschen, ohne daß es mir zu Ohren kommt) um ein Concert, worin die verehrten Künstler Duette singen, auch Mad. Haitzinger uns mit dem Vortrag einiger allemanischen Lieder, die ihrem schönen Munde so lieblich entperlen, und einem Monolog, etwa aus Goethe's Iphigenie, oder noch besser mit dem so leicht aufführbaren Komm her, das die Künstlerin in Vollendung geben soll, erfreue. Hr. Capellmeister Guhr würde ohne allen Zweifel gerne mitwirken, den hiesigen zahlreichen Musikfreunden einen solchen Genuß zu verschaffen.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 77. Mittwoch, 18. April 1827.

Der Rhein.

Im dunkeln Epheu saß ich, an der Pforte
Des Waldes, eben, da der goldne Mittag
Den Quell besuchend herunterkam
Von Treppen des Alpengebirgs,
Das mir die göttlich gebaute,
Die Burg der Himmlischen heißt.

—————— Drinn im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm
Und der Felsen Häupter übereinander
Hinabschaun, taglang, dort
Im kältesten Abgrund hört'
Ich um Erlösung jammern
Den Jüngling: es hörten ihn, wie er tobt'
Und die Mutter Erd' anklagt',
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts.

Die Stimme war's des edelsten der Ströme,
Des freigebornen Rheins,
Und Anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Tessin und dem Rhodanus,
Er schied und wandern wollt', und ungeduldig ihn
Nach Asia trieb die königliche Seele.
Doch unverständig ist
Das Wünschen vor dem Schicksal.
Die Blindesten aber
Sind Göttersöhne, denn es kennet der Mensch
Sein Haus, und dem Thier ward, wo
Es bauen solle, doch jenen ist
Der Fehl: daß sie nicht wissen wohin?
In die unerfahrne Seele gegeben.

Ein Räthsel ist Reinentsprungenes. Auch
Der Gesang kaum darf es enthüllen. Denn
Wie du anfiengst, wirst du bleiben,
So viel auch wirket die Noth
Und die Zucht: das Meiste nemlich
Vermag die Geburt
Und der Lichtstrahl, der
Dem Neugebornen begegnet.
Wo aber ist Einer,
Um frei zu bleiben
Sein Lebenlang und des Herzens Wunsch
Allein zu erfüllen, so
Aus himmlisch günstigen Höhn
Und so aus reinestem Schoose
Glücklich geboren, wie jener?
Drum ist ein Jauchzen sein Wort;
Nicht liebt er, wie andere Kinder
In Wickelbanden zu weinen:
Und wenn, wo die Ufer sich ihm
An die Seite schleichen, die krummen,

Und durstig umwindend ihn,
Den Unbedachten, zu ziehn
Und wohl zu behüten begehren
Im eignen Schlunde, lachend
Zerreißt er die Schlingen und stürzt
Mit der Beut'; und wenn in der Eil'
Ein Größerer ihn nicht zähmt,
Ihn wachsen läßt — wie der Blitz muß er
Die Erde spalten, und wie Bezauberte fliehn
Die Wälder ihm nach und zusammensinkend die Berge.

Ein Gott will aber sparen den Söhnen
Das eilende Leben und lächelt,
Wenn unenthaltsam, aber gehemmt
Von heiligen Alpen, ihm
In der Tiefe, wie jener, zürnen die Ströme.
In solcher Esse wird dann
Auch alles Lautre geschmiedet,
Und schön ist's, wie er drauf,
Nachdem er die Berge verlassen,
Stillwandelnd sich im deutschen Lande
Begnüget und das Sehnen stillt
Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut,
Der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt
In Städten, die er gegründet.

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

Ein grillenhaftes Mittel sehn wir unsern Tasso versuchen, um aus des Herzogs Diensten los zu kommen: er verlangt die Stelle eines Historiographen des Hauses Este, welche Pigna bekleidet hatte, und hofft, sie soll ihm abgeschlagen werden, damit er eine Handhabe gewinne, an die er sein Gesuch um Entlassung knüpfen möge. Er hat sich getäuscht; der Posten wird ihm, mit schmeichelhaften Versicherungen, derselbe könne nicht in besseren Händen sein. Neue Verlegenheit: die Fortsetzung der Geschichte Pigna's fordert eine Schilderung der Verwickelungen, in welche das Haus Este mit den beiden Medici, Pabst Leo X. und Clemens VII., gerathen: wie soll dieß bewirkt werden ohne Verletzung des Mediceischen Namens, von welchem Tasso einst für seinen Abschied aus Ferrara Schutz und Zuflucht erwartet? Gonzaga verweist ihm diesen Ausweg, sich zu helfen, mit großem Rechte. Indeß, es war geschehen. Mit Eifer wirft sich der Sänger eine Zeitlang auf das Studium der Geschichte; aber die fortdauernde Correspondenz über sein Heldengedicht zieht ihn von neuem ab; die Cabalen und niedrigen Ränke seiner Feinde beunruhigen ihn immer heftiger; dazu kommt der Verdacht, daß man auswärts seine Gerusalemme hinter seinem Rücken will drucken lassen. Nur einzelne lichtere Zeiten tauchen aus dem trüben Nebel seines Mißvergnügens hervor; wenn ihn die wohlwollende und ihm von allen jenen fürstlichen Personen am redlichsten zugethane Prinzessin Leonora, zu seiner Aufheiterung, nach Schloß Consandoli führt, wo er achtzehn Millien von Ferrara und seinen Feinden ist; wenn er die erstgeborne Tochter der schönen Gräfin Scandiano feiert.

Die Klagen, welche Tasso unstreitig an Herzog Alphonso über boshafte und ehrlose Schritte seiner Neider brachte, wurden als Ausfluß eines unbegründeten Argwohns behandelt, und Antonio Montecatino, den wir mit Grund als das Haupt des Complottes ansehen dürfen, wußte ohne Zweifel den Nachforschungen so zu begegnen, daß sich des Dichters Angaben auf den Anschein als eitel ausweisen mußten. Natürlich konnte so sein aufgeregtes Blut nur desto bitterer werden. Was aber aus Zusammenstellung der Verwickelungen und Tasso's auf Thatsachen begründeten Beschwerden in den Briefen an seine Freunde sich ergiebt, ist Folgendes. Tasso's Ansehen am Ferrarischen Hofe in allen Sachen der schönen Kunst und des Geschmackes, seine Beliebtheit besonders bei den Damen, die er mit reiner, zarter Ehrfurcht und einem schönen Eifer ritterlicher Beständigkeit feierte, wohl auch ein bei dem edlen Geiste, der sich einer großen Bestimmung im Reiche des Genius bewußt ist, verzeihliches Selbstgefühl, das untergeordnete Seelen zurückstieß: gegenüber seine äußerlich ungünstige Lage, (noch ward er als ein Neapolitanischer Verbannter angesehn) seine geringe Erfahrung in dem Weltlaufe, seine Schüchternheit, zu der eine stammelnde Sprache kam, hatten Verdruß bei Vielen und den Wunsch, ihn wo möglich zu verderben, erregt. Er sollte jetzt als der größte Sänger Italiens anerkannt werden: so ließen sich die Vorbereitungen an, die seine Freunde, die er selbst, mitunter unklug, für den Druck der Gerusalemme in's Werk setzten. Gelang es, ihm diesen Ruhm zu verkümmern, dem Gedichte schon im Voraus Anfeindung, Mißgunst, Verkleinerung zu erregen, bei der ersten Erscheinung im Drucke es mit Hohngelächter empfangen zu machen, so war Tasso im Innersten seines Lebens unheilbar verwundet, der Herzog, der ihn um dieses Gedichtes willen so lange ausgezeichnet, war compromittirt und mußte ihn fallen lassen; die Vernichtung des hoffnungsreichen Sängers, der Triumph der Neider waren vollendet. So rechneten die letzteren; an ihrer Spitze Montecatino, den Tasso seiner kalten selbstgenügsamen Philosophie halben wohl nicht ungern einiger Belächlung durch witzige Anspielung Preis gab. Um der Gerusalemme von vorn herein mit empfindlichen Ausstellungen begegnen zu können, suchte man sich von denen zu unterrichten, die des Dichters Freunde brieflich an ihn gelangen ließen; um den Herzog allmählich gegen Tasso umzustimmen, gab man ihm aus den gewonnenen Notizen Winke, daß die

Jerusalem nicht von allen Seiten sich günstiger Erwartungen zu freuen habe; um den Dichter irre zu machen und zu unvorsichtigen Schritten zu treiben, suchte man ihm Mißtrauen gegen seine wahren Freunde einzuflößen.

So erfahren wir denn, daß, während Tasso in der Fastenzeit des Jahres 1576 auf einem Besuche bei Alphonso's Gouverneur in Modena, Grafen Tassone, war, von welchem Besuche er erst acht Tage nach Ostern zurückkehrte, ihm unvermuthet ein Brief von Rom kommt, der ihm Gonzaga's Freundschaft aufkündigt, woran dieser nicht gedacht hatte; daß ihm eine treulose Creatur Montecatino's, die sich unter der Maske freundschaftlicher Ergebenheit bei ihm eingeschlichen und es bis zu einer gewissen Kameradschaftlichkeit mit ihm gebracht hatte, einen höchst unwürdigen Streich spielt. Tasso giebt diesem Menschen in einem Briefe an Gonzaga den Namen Brunello, welches jedoch ein pseudonymer zu sein scheint, den er nach mündlicher Verabredung mit dem Freunde, auf den Grund früheres Argwohns, zu besserer Vorsicht beliebt haben mochte. Möglicherweise ist es derselbe Maddalo gewesen, mit welchem wir ihn kurz darauf in den ernsthaftesten Conflict kommen sehn. „Er verlangte von mir," so schreibt Tasso in jenem Briefe, „so oft ich verreiste, den Schlüssel zu meinen Zimmern, indem er zu verstehen gab, als wünsche er sich in seinen Liebeshändeln derselben zu bedienen, und ich gestand sie ihm zu, verschloß jedoch das Gemach, wo ich die Bücher und Schreibereien hatte; in welchem eine Chatulle war, in der ich außer meinen Compositionen einen großen Theil der Briefe Ewr. Herrlichkeit und des Meisters Lucas *) aufbewahrte, besonders diejenigen, welche irgend eine dichterische Bemerkung enthielten. Als ich nun hinterher mit ihm und einigen anderen redete, bemerkte ich, daß sie gegen mein Gedicht, das sie nicht gesehen hatten, einige der von Herrn Barga **) gemachten Ausstellungen erhoben; woher ich anfing Verdacht zu schöpfen, und um so mehr, da ich meine Leute kannte, und wußte, daß sie nicht die Personen dazu waren, für sich selbst auf solche Sachen zu kommen. Mit diesem Verdachte begann ich mich auf's Angeln zu verlegen, und erfuhr endlich durch einen Bedienten des Grafen Luigi Montesucoli, meines Nachbars, daß, als ich diese Fasten in Modena war, er mit Brunello, da es schon Nacht war, einen Schlosser in meine Zimmer gehen sehn. Ich forschte weiter nach, und fand den Schlosser auf, welcher mir gestand, er sei bei Hofe gewesen, um ein Gemach zu öffnen, von welchem sein Führer den Schlüssel verloren zu haben behauptete. Ew. Herrlichkeit mögen sich nun das Weitere denken."

Der Brief, in welchem Tasso diese Verrätherei seinem Gonzaga berichtet, gehört in den Juni des Jahres 1576. Kurz darauf ereignete sich ein Vorfall, den wir als zusammenhangend mit derselben betrachten müssen. Maddalo, ein Höfling von unbedeutender Herkunft, der in Tasso's Ereiferungen über die Verschwörung, die er gegen sich voraussetzte, häufig erwähnt wird, und ein Werkzeug Montecatino's muß gewesen sein, begegnete dem Dichter auf dem Hofe des herzoglichen Pallastes, und dieser setzte ihn mit Gelassenheit, aber in entschiedenem Tone über seine Verletzungen des freundschaftlichen Zutrauens zur Rede, um ihm Gelegenheit zu Erkenntniß und Verbesserung seines Fehlers zu g[illegible]n. Maddalo aber, weit entfernt auf Tasso's Vorwürfe sich zu entschuldigen, entgegnete ihm mit Dreustigkeit: er lüge! und erhielt dafür eine Ohrfeige. Diese nahm er für den Augenblick geduldig hin, fiel aber einige Tage darauf mit seinen drei Brüdern den Dichter am hellen Tage und auf einem öffentlichen Platze bewaffnet im Rücken an. Tasso zog den Degen, und vertheidigte sich so unerschrocken, daß die Meuchelmörder ohne viele Umstände schmählich die Flucht ergriffen. Dieß ist die einfache Erzählung der Sache nach einem authentischen Briefe Tasso's: die Sage hat dieselbe, zum Lobe des muthigen Sängers, reizend ausgeschmückt; sie läßt den Angriff bei nächtlicher Weile, an menschenleerer Stätte hinter dem St. Leonhardsthore geschehen, und Ferrara's Volk des Siegers Unverzagtheit in den Versen verherrlichen:

Mit der Feder, mit dem Degen
Raget keiner an Torquato.

Es ist schön, und ein Beweis, daß des vaterländischen Heldensängers Werth und Charakter schon im Leben in dem Elemente, wo immer die tiefste Sympathie für die Dichtkunst gewohnt hat, im armen unbeachteten Volke treu erkannt wurde, wenn wir ihn so durch Volkesmund gepriesen sehn: zeigt sich doch dabei derselbe Geist, der die unnachahmlichen Herrlichkeiten der befreiten Jerusalem, der Erminiens ausdauernde Treue, Chlorindens Hochsinn, Tankreds Schmerz, und Rinaldo's Siege über die Feinde und sich, am Lido von Venedig auf den Zungen armer Gondoliere fort und fort belebt, während in den Sälen der Hohen diese heiligen Lieder den dürftigen Zeitvertreiben der Mode gewichen sind.

Die Scene mit Maddalo wird mit Wahrscheinlichkeit um den September 1576 gesetzt: die feigen und boshaften Angreifer flohen aus Ferrara, und fanden in Florenz bei dem Gesandten des Herzogs, Grafen Cortile, Schutz: wie nun die Verzögerung ihres Prozesses unter dem Vorwande, man wünsche sie in Haft zu bringen, und ihre Verbannung durch einen Spruch des Herzogs mit des Letzteren Erklärung, sie ernsthaft strafen zu wollen, zu verbinden sey, muß dahin gestellt bleiben. Wir können aus Alphonso's Verfahren wohl die Entrüstung, daß durch jene Meuchler sein Land- und Burgfrieden gebrochen worden, nicht aber eben so die Entschlossenheit, dem Angefallenen Genugthuung zu verschaffen, herausfinden. Auch ergiebt sich, daß Tasso eine Zeitlang, sicher

*) Luca Scalabrino, ein Freund Tasso's und einer der vier römischen Gelehrten, die Gonzaga zu Beurtheilung der Gerusalemme aufgefordert hatte.

**) Ebenfalls einer der römischen Kunstrichter.



nicht ohne Befehl, auf sein Zimmer beschränkt blieb, und unterdeß nur einmal die Herzogin von Urbino und die Prinzessin Leonora besuchen durfte. Gegen Ende des Jahres jedoch finden wir ihn wieder frei, und während der Weihnachtsfeiertage und des Neujahrs in Modena, bei seinem Freunde Tassone. Der Frieden seiner Brust ist aber, so liegt es am Tage, unheilbar gestört. Zu den finsteren Qualen, die sein Gemüth über den Neid, die Verfolgung, die offne Bosheit seiner Gegner heimsuchen und umnachten, kommt eine neue, die Furcht vor der Inquisition. Er hatte religiöse Skrupel gehabt; in die reinste, frömmste Seele hatten die Unholde der Zweifelsucht sich gedrängt, ob sie auch wahrhaft gläubig sei, ob nicht frevelhafte Gotteslästerung in ihr Wurzel geschlagen? Die geheimnißvollen Fragen, ob Gott die Welt aus Nichts gemacht haben könne, wie des Erlösers göttliche Natur zu Fleisch geworden, worauf die Unsterblichkeit unsrer Seele sich gründe, hatten den schöpferischen, reichen Geist verwirrt. Im Jahre 1575 hatte ihm der Inquisitor des heiligen Offizium zu Bologna auf des Herzogs Bitten Trost gegeben: jetzt kam er auf den Argwohn, er habe seinen Feinden durch unvorsichtige Aeußerungen auch in dieser Hinsicht Blößen dargeboten, und sie bei dem Inquisitor zu Ferrara (der Anschein widerspricht nicht ganz) ihn angegeben. So lebte er wie auf die Folter gespannt; die innere Unruhe scheuchte jeden Trost von aussen von sich weg, er sah mit mißtrauischem Auge auf seine Umgebungen, und fürchtete Gift und Dolch, wohin er blickte. Nicht ungegründet mag seine Vermuthung gewesen sein, daß die Gegner auch seine Bedienten bestochen: er fleht in kläglichen Briefen seine Freunde, ihm einen treuen Diener zu verschaffen. So geht ein Theil des Jahres 1577 unter den betrübtesten Verhältnissen dahin, und was wir schmerzlich bei denselben vermissen, ist eine ernsthafte Bemühung des Herzogs, durch eine sorgfältige und unpartheiische Untersuchung entweder die wirklichen Umtriebe gegen des unglücklichen Dichters Ruhe an's Licht zu ziehen und nachdrücklich zu ahnden, oder den Ungrund seiner Anklagen deutlich zu machen, auf jeden Fall aber ihn gegen hämische Neckereien und Nachstellungen in einer Weise zu sichern, zu welcher es die Hoheit der Fürstenmacht ihm an Mitteln nicht konnte fehlen lassen. Hier war es, wo wahre Seelengröße von seiner Seite sich hätte zeigen können: es durfte ihm nicht zu gering sein, die Heiterkeit und Beruhigung eines Lebens zu sichern, das seine beste Kraft aufgeboten, und seine schönsten Stunden daran gesetzt hatte, um ihm zu huldigen. Statt dessen sehen wir ihn blos besorgt, den Lärm der Zwietracht, der das Ohr der Majestät beleidigt, geräuschlos zu entfernen; die Aergernisse der Cabalen zu vertuschen, um keinen Günstling Preis geben zu müssen; sich selbst Ruhe zu schaffen, nicht seinem Schutzbefohlenen.

Als daher dieser, in seinen Aengsten auf das Aeußerste gekommen, eines Abends im Zimmer der Herzogin von Urbino einen Diener erblickte, den er im schwersten Verdachte der Treulosigkeit gegen sich hatte,*) übernahm ihn dermaßen die Erbitterung, daß er ein Jagdmesser gegen denselben zückte. Da gab der Herzog Befehl, den aufgeregten Dichter im Hofe des Schlosses in einen Kerker zu bringen. Dieß geschah am 17 Juni 1577. Diese Verhaftung, unter den Umständen ganz gerecht, wenn schon die Umstände selbst bei der nöthigen Aufmerksamkeit gegen des Dichters Beschwerden ohne Zweifel wären vermieden worden, vollendeten Tasso's unseligen Zustand und brachten ihn ganz um seine Besinnung. Er hielt des Herzogs Gnade verloren, sich seinen Feinden überlassen, von der Inquisition verurtheilt: man brachte ihn auf des Herzogs Geheiß vor den Inquisitor: er fand in dessen Vorstellungen nur eine Bestätigung, daß man ihn heimlich angeklagt habe. Der Herzog ließ ihn nach Belriguardo kommen: die schönen Gärten, die herrlichen Brunnen, die Wogen des Po, die Lieder der Nachtigallen wirkten nicht mehr wie einst auf sein liebeglühendes, dichterisch begeistertes Herz. Da gebot Alphonso, daß man ihn nach Ferrara zurückführe, in das Kloster zu San Francesco, daß zwei Capuciner beständig um ihn seien. Man behandelte ihn zugleich als einen Kranken und als einen Wahnsinnigen. Von ihm selbst hören wir aus dieser Zeit nur, daß er sich für keins von beiden hält; daß er sich über den Herzog beschwert, weil derselbe von den Verfolgungen seiner Feinde nichts hören wolle; daß ihm dieser selbst verbietet, ihm oder seinen Schwestern zu schreiben; daß er die Freunde in Rom bestürmt, ihm Gelegenheit zu verschaffen, daß er in Rom sich vor den Cardinälen stellen und sich über seine Verketzerung reinigen könne.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es scheint ein Hoflakai gewesen zu sein, der ihm zur Aufwartung bestimmt war und vermuthlich nach irgend einem ausgeführten Streiche gemacht hatte, daß er wieder anderswo gebraucht wurde.

Druckfehler. In Nr. 71, S. 282, Z. 1 lies: Er würdig sehr, mich Niedrigen und Armen. Z. 6 Die, wie im Kreis der Himmlischen Aurora u. s. w. In No. 72, S. 288, Z. 24 lies: an den Festtagen. In No. 76, S. 301, Z. 3 lies: Er ist das Haupt u. s. w.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 78. Freitag, 20. April 1827

Dichterausspruch über Napoleon.

Ein Sohn der Freiheit, aber uneingedenk
Des hohen Ursprungs, einem Geschlechte sich
Aufopfernd, das ihn wankelmüthig
Heute vergötterte, morgen preis gab.

O hätte dein weitschallendes Kaiserwort
Dem Volk Europa's, was es erfleht, geschenkt,
Wohl wärst du seines Lieds Harmodius,
Seines Gesanges Aristogiton.

Nun ist verpönt dein Name, Musik erhöht
Ihn nicht auf Wohllautsfittigen; nur so bald,
Dein Grab ein Schiff umsegelt, singen
Müde Matrosen von dir ein Chorlied.

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

Unter solchen Umständen glaubte Tasso sich selbst helfen zu dürfen. Er benutzte einen unbewachten Moment und entfloh am 20. Juli 1577 aus Ferrara. Um nicht entdeckt zu werden, folgte er den abgelegenen Gebirgpfaden und vermied die Städte. Ohne Geld, unter Entbehrungen und Gefahren, abgerissen und elend gelangte er zu den Abbruzzen, der Gränze seines heimathlichen Landes, wohin ihn die Sehnsucht nach dem einzigen Wesen auf Erden, das ihn gewiß noch lieben mußte, getrieben. In einer armseligen Herberge tauschte er seine Lumpen mit denen eines gutmüthigen Hirten: denn der Todesspruch, der seinem Vater und ihm, dem unmündigen Knaben, bei dem Wiedereintritt in Neapels Königreich gedroht hatte, war noch immer nicht zurückgenommen. In solchem Aufzug trat er zu Sorrent in das Haus seiner Schwester, Cornelia Sersale, ein, die nun Wittwe war. Er fand sie allein unter ihren Töchtern; die Söhne (sie hatte ihrer zwei) waren ausgegangen. Anfangs gab er sich für einen Boten aus, und überreichte ihr einen Brief von seiner Hand, in welchem gesagt wurde, ihr Torquato stehe in großer Lebensgefahr und bitte sie um Hülfe. Hierauf malte er mündlich in einer ganz glaubwürdigen Erzählung sein Mißgeschick aus, und bewegte die Arme so sehr, daß sie einer Ohnmacht nahe kam. Da sah er, daß sie ihn noch gränzenlos liebte, lenkte ein, beschwichtigte, gab sich endlich zu erkennen. Jammer über seine Noth, und das tiefste Mitleid machten bald ihrem Erstaunen Platz. Man kam überein, ihn für einen Verwandten aus Bergamo auszugeben; er ward gekleidet, gepflegt, und genoß nun im Schooße liebender Seinen, die er so lange entbehrt hatte, am Busen der Natur, wo kein Höfling ihm seine Ruhe trübte, den Rest des Sommers in jenen anmuthigen Gegenden, die zu jeder Jahreszeit den lieblichsten Aufenthalt darbieten, besonders aber, wenn anderswo die Hitze sich unerträglich macht, über allen Glauben erquicklich und behaglich sind. Denn das Grün der Zweige, der Schatten der Bäume, das anhaltende Gesäusel der Lüfte, die Frische der klaren Wasser, welche nicht minder quellen in den niederhangenden Thälern als in den ansteigenden Hügeln, die Fruchtbarkeit der geräumigen Ebenen, die Heitre des Horizontes, die Ruhe des Meeres, Fische, Vögel, geschmackreiche Früchte wett-

eifern hier mit einander, die ganze Natur zu einem wundervollen Garten zu machen.

Hier erging sich Tasso mit seinen Neffen Antonino und Alexander, und unterstützte die Kunst der Aerzte, welche Cornelia über seinen von dem langen Leiden erschöpften Körperzustand zu Rathe zog. Aber kaum fing er an, sich wieder kräftig und heiter zu fühlen, als ihn auch seine Entfernung von Ferrara gereute; eine seltsame Pietät, an der indeß wohl die Sorge um sein zurückgebliebenes Gedicht, so wie die Gewöhnung an den Umgang mit Prinzessin und Gräfin Leonora auch ihren Antheil hatten, drängte ihn, an den Herzog und seine beiden Schwestern zu schreiben und um Wiederaufnahme in ihre Gunst zu bitten. Von dem Herzog und der Donna Lucrezia bekam er keine Antwort; aus dem Briefe der Prinzessin Leonora ersah er, daß sie nichts für ihn thun könne. Sein Schicksal zog ihn: er sah es als eine Nothwendigkeit, als Hochsinn an, auch so zurückzureisen und sein Leben auf Gnade und Ungnade dem Herzog in die Hände zu geben. Nachdem er noch eine förmliche Krankheit bestanden, machte er sich, trotz aller Gegenvorstellungen seiner treuen Schwester, im November des oft gedachten Jahres nach Rom auf. Der Geschäftsträger des Hauses Este, Monsignor Masetto, nahm ihn liebreich auf: Tasso bat ihn, sich seinerseits bei Alphonso für ihn zu verwenden, und Masetto vereinte sich mit dem eigentlichen Gesandten, Ritter Gualengo, zu einem gemeinschaftlichen Schritte. Aber weder Cardinal Albano noch Scipio Gonzaga fanden seinen Entschluß räthlich, selbst wenn er zur Rückkehr eingeladen würde, und hielten dafür, er solle sich Verzeihung und Aushändigung seiner Sachen und Papiere vom Herzog auszuwirken begnügen. Zu diesem Ende schrieben beide an den Herzog, und der Sinn, in welchem sie es thaten, ist ein ehrwürdiges Denkmahl ächter Gönnergesinnung, wie sie Männer von wahrem Geist und wahrer Bildung gegen einen hülfsbedürftigen Genius hegen müssen, wenn sie mit unzweideutigem Mäcenatenruhme auf die Nachwelt kommen wollen. Wir setzen den Brief des Cardinals her:

An den Herrn Herzog von Ferrara. Durchlauchtiger, Höchstzuverehrender Herr! Ew. Hoheit weiß, welches Mitleids das Mißgeschick des Herrn Torquato Tasso würdig sei, da er doch ein Mann ist von jenem seltenen und glücklichen Genie, wie es die Welt kennt. Da ihm nun scheint, als könne er seines Lebens nicht sicher sein, wenn nicht E. H. ihn versichert, daß Sie den gegen ihn gefaßten Unwillen abgelegt hat, und ihn wieder zu Gnaden annimmt, so bitte ich Dieselbe jetzo ganz inständig, Sie wolle ihm bei dieser Gelegenheit Ihren wirksamen Beistand in der Weise angedeihen lassen, wie es Herr Scipio Gonzaga schreibt; nämlich, daß E. H. geruhe, ihm einen offenen Brief ausfertigen zu lassen, in welchem gesagt werde, daß Sie eben so sehr um seiner Rechtfertigung willen gegen die wider ihn erhobenen Verleumdungen, als aus Huld und Wohlwollen ihm verzeiht, und ihn zu Gnaden annimmt, um ihm gegen seine Feinde günstig zu sein. Eben so bitte ich E. H. ihm seine Sachen zurückgeben lassen zu wollen, und insonderheit die Scripturen, die er verlangt, da er die letzte Hand an sein Werk zu legen gedenkt, wie er selbst die Frau Herzogin von Urbino*) davon in Kenntniß setzt. Für diese Gunst, die ich angelegentlich zum Wohle eines so verdienstvollen und mir sowohl wegen des Vaterlandes als wegen vieler anderen Rücksichten höchst theuren Mannes fordere, werde ich E. H. unendlich verbunden sein. Rom den 30. November 1577.

Des Herzogs Antwort an den Cardinal ist folgende: Hochgeborner, Hochwürdiger, Höchstzuverehrender Herr! Ich habe nicht eher auf den Brief geantwortet, welchen Ew. Hochgeborne Herrlichkeit mir vor vielen Tagen in Betreff Tasso's geschrieben, weil ich ihm zu gleicher Zeit seine Scripturen schicken wollte. Aber die ernsthafte Unpäßlichkeit der Frau Herzogin von Urbino, meiner Schwester, hat bis jetzt nicht gestattet, sie alle zusammenzubringen, da Tasso selbst einige derselben in der Hand Ihrer Excellenz gelassen hatte, welche auf jeden Fall gesammelt und bald alle beisammen sein werden. Dieß habe ich Ew. Hochgeborne Herrlichkeit wollen wissen lassen, und überdieß, daß, da die Schwester besagtes Tasso's an die Frau Herzogin und mich geschrieben und ein besonderes Anliegen gegen Ihro Excellenz in Betreff dieser Scripturen geäußert hat, sobald sie nur in Verfassung sein werden, sie abgehen sollen, indem ich dieselben in Ewr. Hochgebornen Herrlichkeit oder in Tasso's eigne Hand werde übergehen lassen, so wie man auch nicht verfehlen wird, daß man ihm ausdrücklich über das, was in der Vergangenheit geschehen ist, sammt seinen Folgen, behülflich zu sein suchen wird, um so mehr, da er mir von Ewr. Hochgebornen Herrlichkeit mit so vieler Theilnahme empfohlen worden ist. Ferrara den 14. Januar 1578. Der Herzog von Ferrara.

Der frostige, unbestimmte, zweideutige Ton dieses Antwortschreibens verräth genugsam die geringe Theilnahme des Herzogs an Tasso, die mangelnde Neigung, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auch blieb man weit entfernt, das Versprechen der Auslieferung seiner Papiere zu halten; der Herzog schämte sich des Scheines nicht, an dem Eigenthume des unglücklichen Dichters, dem Besitze, der allein ihm anderswo zu Versorgung und Ehre verhelfen konnte, einen Raub begehen zu wollen. Noch mehr aber spricht sich die Härte eines verstimmten Uebermächtigen in der Weisung aus, die Alphonso seinen römischen Ministern unter'm 22. März 1578 ertheilte: Was den Tasso betrifft, von dem ihr schreibet, so wollen Wir, daß ihr ihm beide zusammen frei erkläret, daß, wenn es seine Meinung ist zu Uns zurückzukehren,

*) In ihren Händen scheint seine Handschrift der Gerusalemme damals gewesen zu sein.



Wir es zufrieden sein wollen, ihn wieder zu nehmen. Er muß aber zuvor zu der Erkenntniß kommen, daß er voll melancholischer Einbildungen ist, und seine Argwöhnungen von Haß und Verfolgung, welche, wie er behauptet hat, diesseits gegen ihn ausgegangen, aus keinem anderen Grunde kommen als aus besagter Einbildung; was er unter allen anderen Beweisen daraus entnehmen sollte, daß ihm eingefallen ist, Wir wollten ihn umkommen lassen, da Wir ihn doch immer gern gesehen und liebreich behandelt haben, und er glauben kann, daß, wenn Wir ein solches Belieben getragen hätten, die Ausführung sehr leicht gewesen wäre. Deßwegen muß er sich vorher wohl entschließen, wenn er kommen will, daß er durchaus einwilligen und sich gefallen lassen muß, sich von den Aerzten von wegen seiner Einbildungen behandeln zu lassen. Sollte er sich beigehen lassen, das Vergangene aufzuregen, und darüber Aeußerungen zu thun, so denken Wir nicht nur gar keine Rücksicht darauf zu nehmen, sondern wenn er hier wäre, und wollte sich nicht curiren lassen, ihn sofort aus Unsrem Staate hinauszuschaffen, mit der Weisung, daß er nie mehr wiederkehren darf. Schlüßlich ist davon die Rede, ihm einige Effecten wiederzugeben, wenn ihm des Herzogs Bedingungen nicht gefallen sollten: ihm sein Gedicht zurückzusenden, kommt Sr. Durchlaucht nicht ein.

So entschloß sich denn Tasso, wir müssen glauben, am allermeisten, um sein großes Lebenswerk nicht in Feindeshänden zu lassen, sein Asyl in Rom ebenfalls aufzugeben, und reiste mit dem Ritter Gualengo, der nach Ferrara zurückkehrte, im Frühlinge 1578 zu Pferde von Rom ab. Die Aufnahme zu Ferrara war für den Augenblick über Erwartung mild, und Tasso selbst nahm sich nicht nur gegen die fürstlichen Personen gefaßt und würdig, sondern er suchte auch seinen Gegner, den stolzen Montecatino, durch alle Beweise harmloser Dienstwilligkeit zu versöhnen. Aber keine mitfühlende Saite gab in diesem abstoßenden Gemüthe einen Wiederklang der freundschaftlichen Annäherung, und Tasso sah mit Schmerz, daß seine Bemühung, in diesem Stücke dem Herzog einen aufrichtigen Beweis seines geheilten Sinnes zu geben, verschwendet war. Der Fürst selbst schlug einen sonderbaren Weg ein, Tasso's innere Genesung, wie er sie nöthig glaubte, zu vollenden: er enthielt ihm seine Bücher und Arbeiten vor, damit er, wie er ihm andeutete, sich ganz der Zerstreuung und dem Vergnügen widmen könne, durch welche Lebensart allein seiner angegriffenen Gesundheit zu helfen sei. Er wollte ihn nach Tasso's eigenem Ausdrucke wie einen Flüchtling vom Parnassus, dem Lyceum und der Academie in die Gärten des Epicurus führen, und wenn es wahr ist, wie Manso diese zarteren Ausdrücke des Dichters deutet, daß man ihn zu verlocken strebte, an einem wilden Jagd- und Schwelgerleben, an Sinnengenüssen, vor denen die Grazien sich verhüllen, Theil zu nehmen, wie sich solchen der Herzog mit seinem Gefolge nicht selten überließ, so muß man es beklagen, in welchem Grade dieser Fürst die Bedürfnisse eines edlen und reinen Geistes mißverstehen konnte. Rührend aber ist die stete Beeiferung Tasso's, diese unwürdigen Anmuthungen von Seiten Alphonso's, der ihm früher sich ganz anders gezeigt hatte, der Einflüsterung niedriggesinnter und auf sein Verderben zielender Rathgeber zuzuschreiben, um sich das Bild dessen, den er als das Ideal eines Fürsten gepriesen, der ihn einst geliebt und ausgezeichnet, nicht durch Flecken gemeines Schmutzes entstellen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Zweisilbige Streckcharade.*)

Die erste Silbe ist die Urgroßmutter alles moralischen Uebels auf Erden [1]); aber sie hat keines ihrer Kinder so sorgfältig ernährt und großgezogen, als den Adelstolz, der seinerseits auch sie wiederum erhält, pflegt und großzieht, wie es einem dankbaren Kinde geziemt [2]). Die alten Scandinavier hielten sie für die Urahnfrau des ganzen Menschengeschlechtes [3]), obwohl sie ein lebloses Wesen ist; und in der That hat noch im letztverflossenen Jahrhundert ein Norwegischer Reisebeschreiber versichert, daß er auf einer gefährlichen Fahrt in unbekannte Gegenden der Erde vernünftige Geschöpfe angetroffen habe, welche vollkommen wie diese fabelhafte Urahnfrau gestaltet waren [4]). Es ist ein guter Schlag von Leuten, die jetzt ganz besonders zu türkischen Janitscharen taugen würden, weil es ihnen wohl bekommt, wenn ihnen die Köpfe abgehauen werden. Mag inzwischen der altscandinavische Glaube Fabel oder Wahrheit sein, so viel ist wenigstens gewiß, daß von ihr — von der ersten Silbe mein' ich — der erste Strahl unserer Aufklärung ausgegangen ist [5]); aber die Obscuranten haben keine Ursache, deßhalb auf sie zu zürnen, und würden Thoren sein, wenn sie dieselbe vertilgen wollten: denn in je größerer Anzahl sie in einem Lande sich beisammen findet, um so mehr hindert sie das Eindringen des Lichtes [6]). Auch ist sie es nicht, welche den Schwindel der französischen Revolution hervorgebracht hat, sondern umgekehrt: dieser Schwindel gab ihr Dasein und Vermehrung [7]), was diejenigen Naturkundigen nicht be-

*) Das Mitternachtblatt vom 9. April verspricht die Lösung dieser artigen Streckcharade nach Monatsfrist. Das hieße wohl die Geduld der Leser zu sehr auf die Probe stellen, wäre das Wort nicht so leicht zu finden, daß wohl kein Leser den langen Termin abwarte, sondern sich beim ersten Blick die Auslegung selbst geben wird. Da inzwischen einige Verschlingungen des Doppelsinns verschiedene Deutung zulassen, werden wir unsern Versuch der Auflösung morgen geben. A. d. R.

freinden kann, welche wissen, daß sie ein Gewächs ist, welches den Affen Futter giebt [8]).

Wem eine Geliebte mit freundlichem Gesicht die zweite Silbe giebt, der mag sie, wenn er allein mit ihr ist, getrost um einen Kuß bitten; sie wird ihm denselben schwerlich verweigern. Nur nehm' er sich in Acht, daß er nicht davon gerührt werde [9]), denn das kann ihr leicht alle Lust benehmen, mit ihm in den heiligen Ehestand zu treten, wo die Frauen eine kräftige Natur verlangen, die solcher Rührung widersteht. Sie hat, zumal wenn man sie in's Französische übersetzt [10]), so viele Bedeutungen, daß man sagen kann, es sei in dieser einzigen Silbe eine ganze Sprache enthalten, und was für eine Sprache! Keine andere wird so allgemein verstanden und so allgemein gesprochen, als diese [11]). Selbst die Thiere verstehen sie; das stumme Pferd bedient sich derselben zum Ausdruck seiner Empfindungen, und antwortet darin oft dem Menschen, der es damit anredet [12]). Sie ist die Sprache der Zeit [13]), und der Zeitgeist mag gegen ihren Gebrauch einwenden was er will; so wird er doch nie aufhören können, davon Gebrauch zu machen [14]). Es ist eine gefährliche Silbe, eine Verbrecherin in vielen Fällen; aber in der Regel wird sie nur nach dem Tod am Leben gestraft [15]). Sie ist die Waare, welche jeder Kaufmann selbst machen kann, wenn er den rechten Zeitpunkt wählt [16]); die Münze, welche der größte Geizhals lieber austheilt als empfängt [17]); und die Musik, welche man empfindet, wenn man auch stocktaub ist [18]).

Das Ganze kommt nur in Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen und anderen Werken der flach bildenden Kunst vor. Es kann nie erhaben gearbeitet werden, weder im eigentlichen noch im figürlichen Sinne, wohl aber schön, und ganz nach der Natur. Schön aber wird es schwerlich jemand nennen, wenn er die Ordnung der beiden Silben umkehrt, am wenigsten ein Fuhrmann, der Contrebande geladen hat. Es ist eine Uhr, die nicht geht, sie sei aufgezogen oder nicht; doch ist sie so eingerichtet, daß es ihr keinen Schaden thut, wenn man sie fallen läßt [19]). Es sind kluge Leute gewesen, welche dieses Werk der Kunst — der Staatskunst mein' ich — erfunden haben, aber ein Thor [20]) macht es entbehrlich. Gewöhnlich in zweierlei Farben gekleidet [21]), wie die Soldaten, thut es auch wirklich Militärdienst, und zwar in Einer Hinsicht besser, als die lebendigen Soldaten, denn es steht Schildwache, oft viele Jahre lang, ohne daß man nöthig hat, es abzulösen. Freilich giebt es auch überall Umtriebler, welche behaupten, daß diese Soldateska die Bürger und Bauern plündere oder brandschatze. Sie nennen das Ding eine Last; aber man darf es nur mit gesunden Augen ansehen, so überzeugt man sich leicht, daß es ein großer Hebel oder Pumpenschwengel ist, welcher dazu dient, das Wasser, von den Alchimisten alma mater oder nährende Mutter genannt, aus den Tiefen zu erheben, und auf den Gipfel des Berges zu schaffen, wo diese Tausendkünstler [22]) ihr Laboratorium zum Goldmachen angelegt haben. Doch das ist wohl ein wenig zu dunkel; ich will es deutlicher geben. Wenn eine Wassermühle gut gehen soll, so muß sie Gefälle haben. Dazu gehört ein Wehrdamm, und das Ganze — in umgekehrter Silbenordnung nemlich — ist solch ein Wehrdamm. Er gehört unumgänglich zu der vortrefflichen Mühle, in welcher das Wohlsein der einzelnen Menschen zu Staubmehl gemahlen wird, um daraus den Christstollen des allgemeinen Besten zu backen.

Curiosa.

Einige Kirchenväter erklären das Gespräch Bileams mit seiner Eselin als eine Allegorie. Aber der heilige Augustin nimmt es im buchstäblichen Sinne, er zieht den Schluß: „Gott habe durch dieses Wunder zeigen wollen, daß er in der Folge sich der Thiere ohne Verstand und Vernunft bedienen wolle, die Weisen der Welt, die Philosophen, zu Schanden werden zu lassen."

Noch ein andrer Trost für die Dummen. (Nach Novalis.) Je verworrener ein Mensch ist — man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe — desto mehr kann durch fleißiges Selbststudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müssen, wahre Gelehrte, gründliche Encyclopädisten zu werden. Die Verworrenen haben im Anfang mit mächtigen Hindernissen zu kämpfen, sie dringen nur langsam ein, sie lernen mit Mühe arbeiten: dann aber sind sie auch Herrn und Meister auf immer. Der Geordnete kommt geschwind hinein, aber auch geschwind heraus. Er erreicht bald die zweite Stufe, aber da bleibt er auch gewöhnlich stehen. Verworrenheit deutet auf Ueberfluß an Kraft und Vermögen, bei mangelhaften Verhältnissen; Bestimmtheit auf richtige Verhältnisse, aber sparsame Kraft. Daher ist das Verworrene so progressiv, so perfectibel; dahingegen der Ordentliche so früh als Philister aufhört. Je unwissender man von Natur ist, desto mehr Capacität hat man für das Wissen.

Museum

am 20 April 1827.

Kunstbeschauung.

Bericht über Joseph v. Hammers Geschichte des osmanischen Reichs von Hrn. Berly.

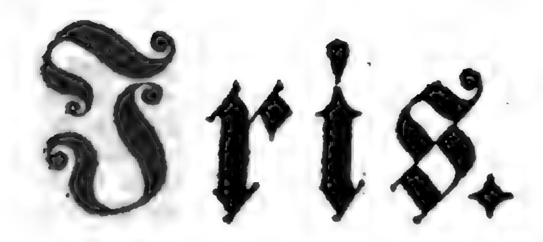
Variations brillantes für zwei Guitarren von Horetzky.

Ueber die Fenster von Sempach von Hrn. Senator Vogt (Beschluß).

Quatuor für die Clarinette.

Variationen für das Clavier von Schmidt, vorgetragen von Hrn. Rehr, Schüler des Hrn. Baldenecker.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 79. Samstag, 21. April 1827.

Confirmations-Devisen.

1.

Von einer Freundin, bei Ueberreichung eines Ringes.

Wo ist des Ringes Anfang? wo sein Ende?
Sind beide nicht einander angereiht?
Mit einem Ring leg' ich in Deine Hände
Das treue Sinnbild der Unendlichkeit.
Unendlich sind die Folgen jenes Bundes,
Den wir erneuernd Dich beschwören sehn.
Nimm ja das Herz zum Zeugen Deines Mundes!
Das Bündniß gilt Dein ewig Wohlergehn.
Vom Zirkel der andächtigen Gemeine
Empfängt ein Kreis gerührter Freunde Dich.
Doch unter allen Freundinnen ist keine,
Die Heil und Glück Dir wärmer wünscht, als ich.

2.

In ein Gesangbuch.

Erbauung, Salbung, Trost und Lehre —
Das ist's, was Dir dieß Buch verschafft.
Der reiche Liederschatz bewähre
An Deinem Herzen seine Kraft.
Am Tage, da ich ihn Dir weihe,
Glüht Deine Andacht im Gesang:
„Herr! Dir gelob' ich neue Treue."
O, halte sie Dein Leben lang!

3.

In eine Bibel.

Sei nicht bloß mit dem Munde,
Von ganzer Seele sei ein Christ.
Vergiß nie, was Du Deinem Bunde,
Mit Gott geschlossen, schuldig bist.
Er hat Dich angenommen
Zu seinem Kind durch seinen Sohn.
Zum wahren Heil kannst Du nur kommen
Durch dieses Sohn's Religion.

Frankfurter Nachrichten.

Generalversammlung und Jahresfeier der Bibelgesellschaft und des Missionsvereins.

Am Ostersonntag, 15. April 1827.

Beide Gesellschaften vereinigten sich um 4 Uhr Nachmittags in der deutsch-reformirten Kirche. Die Feier wurde eröffnet durch Gesang und demnächst durch nachstehendes von Hrn. Pfarrer Kirschten gehaltenes

Gebet.

Heute, wo alle Christentempel wiederhallen von jenem Freudenrufe: „Der Herr ist auferstanden!" erheben auch wir unsere Herzen zu Deinem Himmel, Welterlöser! Wir kommen voll Ehrfurcht, denn wir glauben und erkennen, daß Du, Auferstandener,

Christus bist, des lebendigen Gottes Sohn. Wir kommen voll Dank, denn Dein leeres Grab ist Bürgschaft uns, daß wir erlöset sind durch Dein Leiden und Sterben. Wir kommen voll Freude, denn wir wissen nun, daß wir leben sollen, obgleich wir sterben werden.

O möchten alle Völker der Erde ihre Herzen im Gefühle dieser Ehrfurcht, dieses Dankes, dieser Freude zu Dir erheben! Möchte der Ruf Deiner glorreichen Auferstehung in allen Ländern erschallen und in alle Herzen dringen!

Viele zwar sind durch Deine Liebe zu der beseligenden Ueberzeugung gekommen: „es sei in keinem Andern Heil, und sei kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden," als Dein Name, auferstandener Gottes Sohn! Millionen aber haben noch nicht vernommen, was uns so glücklich macht, die Freudenkunde: Der Herr ist auferstanden.

Du kennest sie alle, Vater; sie sind ja Deine Kinder. Wir flehen für sie alle; Du hast uns ja mit ihnen zu Brüdern verbunden, nimm ihrer erbarmend Dich an, wie du Dich durch Jesum Christum erbarmet hast über uns. Sende zu ihnen Deine Boten, wie Du sie gesendet hast zu unseren Vätern. Laß sie wandeln in dem Lichte des Evangeliums, durch welches Du die Nacht verscheuchtest, die einst unser Vaterland bedeckte. Ja, laß alle Welt erkennen, „daß in Jesu Namen sich beugen sollen alle Knie, deren die im Himmel, und auf Erden, und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Er der Herr, zur Ehre Gottes des Vaters."

Segne hierzu, Gott der Liebe, auch die gegenwärtige Feier. Befestige in uns allen den Entschluß in der Verbreitung Deines Wortes und in der liebevollen Unterstützung frommer Sendboten zur Erweiterung Deines Reiches auf Erden nie zu ermüden. Ja erwecke in unserer Mitte, erwecke allenthalben immer mehr Freunde und Förderer des Werkes Jesu, die ihre Freude darin finden, die Zahl der Glücklichen zu mehren, welche im rechten Glauben stehen, und in diesem Glauben ihre Seligkeit finden. Erhöre unser Flehen, und sei uns gnädig um Jesu Christi willen. Amen.

Rede des Präsidenten der Bibelgesellschaft, Hrn. Schöffen und Syndicus Dr. v. Meyer.

Ich habe dieser geehrten Versammlung kürzlich die Gründe anzuzeigen, weßwegen die Directionen beider Gesellschaften, der Bibel- und der Missionsgesellschaft, für nützlich erachtet haben, die Feier ihrer Jahresfeste zu vereinigen. Beide Gesellschaften haben gleiche Absicht: Menschen zu Gott zu führen durch das Wort Gottes. Die Bibelgesellschaft wirkt allgemein, die Missionsgesellschaft wirkt unter die Heiden. Ihre Arbeiten greifen in einander und unterstützen einander. Es dünkte uns schön, wenn sie, durch ihre Natur verschwistert, sich auch sichtbar enger verbänden, gemeinschaftliche Rechenschaft von ihrem Thun gäben und ihre Mitglieder, welche mehrentheils dieselben sind, den Herrn für den Segen beider Anstalten zugleich lobten. Verschiedene Hindernisse, welche eine doppelte Generalversammlung jährlich fand, werden dadurch gehoben, und die Feier scheint durch diese Verbindung an Wichtigkeit und Würde zu gewinnen. Die Unternehmungen beider Gesellschaften und der Bereich, in welchem sie zunächst wirken, sind nicht von so großem Umfang, daß die Berichte darüber sich nicht füglich in Einer Zusammenkunft abstatten ließen. Besonders ist dieses seit kurzem der Fall, da die Brittische Bibelgesellschaft, in Rücksicht auf die Englische und Schottische Kirchenordnung, den Beschluß gefaßt hat, keine ausländische Bibelgesellschaft ferner zu unterstützen, welche Bibeln mit Apokryphen verbreitete. Wir unsers Orts fanden keinen Grund und glaubten keine Erlaubniß zu haben, diese schönen und nützlichen Bücher aus der teutschen Bibel zu entfernen, wovon sie seit deren Dasein einen beliebten Theil ausmachen. Fast alle Bibelgesellschaften Teutschlands und der teutschen Schweiz stimmten hierin mit uns überein, und wir verweigerten es, Gaben an Bibeln für andre teutsche Länder anzunehmen unter Bedingungen, denen wir uns nicht für ermächtigt hielten unsere Gesellschaft zu unterwerfen. So war nun aber diese auf ihre eigenen Mittel und dadurch ihre Wirksamkeit hauptsächlich auf hiesige Stadt und deren Gebiet beschränkt. Um durch die möglichste Sparsamkeit doch noch Gelder zur Vertheilung von Bibeln und Neuen Testamenten unter fremde und entferntere Mitchristen zu erübrigen, suchten wir unter andern die Kosten des Jahresfestes der Bibelgesellschaft zu vermindern, und hiezu schien uns diese vereinigte Feier, nebst einer andern Form der Nachrichten darüber, mit behülflich zu sein. — Danken wir denn in Einem Sinn und Geiste dem Herrn, der noch immer uns würdiget seine geistlichen Güter in der Nähe und in der Ferne auszuspenden. Ist unsere zwiefache Arbeit scheinbar unbeträchtlich, so sind doch ihre Folgen nicht zu berechnen. Sie sind in der Hand des Allmächtigen, der aus geringer Aussaat Millionen Früchte wachsen läßt, und der auch unsere eingeschränkte Bemühung um das Heil der Menschheit mit erstaunenswürdigem Segen krönen kann, wenn wir treu sind, seinen guten Willen zu erfüllen. Amen.

Bericht über den Fortgang des Frankfurter Missionsvereins

vorgetragen von

Herrn J. J. Finger.

Verehrteste Freunde! Die durch die vereinte Feier der Generalversammlung unsers Missionsvereins mit jener der ehrwürdigen Bibelgesellschaft beschränkte Zeit legt uns die Pflicht auf, unsern heutigen Bericht über den weitern Fortgang unsers Vereins nur auf die nöthigsten Mittheilungen zu beschränken.

Was unser, unter Gottes Schutz fortgesetzt bestehender, hiesiger Missionsverein bezweckt, und wozu die ihm anvertrauten Gaben verwendet wurden, haben frühere Berichte bereits geschildert. Aus diesen ist auch ersichtlich, daß mehrere von hieraus empfohlene Jünglinge sich in der Baseler Missionsschule zu ihrem künftigen Berufe vorbereiten. Ueber zwei derselben, nemlich Philipp Henke und Georg Heinrich Breitenbach, behalten wir uns noch weitere Mittheilungen bis dahin vor, wo wir ihre Aussendung auf den Schauplatz ihrer künftigen Wirksamkeit werden berichten können. Ein dritter durch uns empfohlener frommer und hoffnungsvoller Jüngling — C. Krückeberg, aus dem Hannöverischen gebürtig — ist im verwichenen Jahre ebenfalls in die Baseler Missionsschule als Zögling wirklich aufgenommen worden, und auch über diesen hoffen wir zu seiner Zeit recht erfreuliche Berichte erstatten zu können.

Im Laufe der letztverwichenen Jahre sind unserm Vereine mehrere schätzbare Mitglieder durch den Tod entrissen worden. Indem wir diesen Verlust mit Recht beklagen, müssen wir auch zu unserm Bedauern hinzufügen, daß sich in den Cassaeinnahmen der beiden Jahre 1825 und 1826, gegen frühere Jahre verglichen, ein merklicher Abgang zeigte.

Am Ende des Jahres 1824 blieb ein Cassenrest übrig von		fl. 203. 43 kr.
Hierzu kamen im Laufe des Jahres 1825:		
a) an ausserordentlichen Geschenken und Beiträgen	fl. 192. 19 kr.	
b) an ordentlichen jährlichen Subscriptionsbeiträgen	= 781. 58 =	
Ferner im Laufe des Jahres 1826:		
a) an ausserordentlichen Geschenken und Beiträgen	= 213. 30 =	
b) an ordentlichen jährlichen Subscriptionsbeiträgen	= 736. 15 =	
	zusammen	= 1924. 2 =
	Gesammtsumme	fl. 2127. 45 kr.

Von dieser Gesammtsumme von		fl. 2127. 45 kr.
wurden ausgegeben im Jahre 1825:		
a) als Unterstützungsbeitrag an die Missionsschule in Basel	fl. 825. — kr.	
b) als Beitrag für das Missionsseminar des Herrn Predigers Jänicke in Berlin Rthlr. 103 preuß. Cour. à 102¾	= 176. 23 =	
c) für verschiedene kleinere Ausgaben, laut Verzeichniß	= 95. 55 =	
	fl. 1097. kr. 18.	
Ferner im Jahre 1826:		
a) als Unterstützungsbeitrag an die Missionsschule in Basel	= 825. — =	
b) als Beitrag für das Missionsseminar des Herrn Predigers Jänicke in Berlin Rthlr. 50 preuß. Cour. à 103	= 85. 50 =	
c) für verschiedene kleinere Ausgaben, laut Verzeichniß	= 43. 23 =	
	zusammen	fl. 2051. 31 kr.
nach deren Abzug bei dem Schlusse des Jahres 1826 noch baar in Cassa verblieben.		fl. 76. 14 kr.

Unsere verminderten Einnahmen nöthigten uns zu unserm Bedauern, den sonst gewohnten jährlichen Unterstützungsbeitrag von Rthlr. 100 für das Missionsseminar in Berlin im letzten Jahre auf Rthlr. 50 zu beschränken, und während an den meisten andern Plätzen, wo Missionsvereine errichtet sind, die Einnahmen derselben und die von ihnen ausgehenden Unterstützungsbeiträge im Steigen begriffen sind, würde es eine schmerzliche Wahrnehmung für uns sein, wenn der hiesige Verein fortwährend genöthigt sein sollte, seine Unterstützungsbeiträge für die heiligen Endzwecke der protestantischen Missionsangelegenheit verringern zu müssen.

Wir wollen dieser Befürchtung keinen Raum geben, vielmehr hoffen, daß unser Verein durch das Verbleiben seiner früheren Mitglieder in demselben, so wie durch das Hinzutreten recht vieler neuen christlichgesinnten Freunde und Freundinnen an Dauer und Kraft immer mehr gewinnen werde; eine Hoffnung, worin uns der seit der letzten Generalversammlung erfolgte Beitritt mehrerer neuen Mitglieder zu unserer Freude bestärkt.

Noch bleibt uns übrig, Ihnen im Namen und aus Auftrag der verehrlichen Direction der hiesigen Bibelge-

sellschaft folgenden Bericht in gedrängter Kürze zu erstatten.

Die gedachte Direction hat in dem verflossenen Jahre wieder jede Gelegenheit benutzt, um ihren wichtigen Beruf mit gewissenhafter Treue zu erfüllen.

An hiesige milde Stiftungen und an Einzelne von hier, an 27 Ortschaften und an Durchreisende, besonders Handwerksjünglinge, wurden seit dem 1. Februar des vorigen bis zum 1. Februar dieses Jahrs

940 Bibeln
1785 lutherische } neue Testamente und
2694 katholische }
66 Psalter

abgegeben.

Noch immer währt auch das Bedürfniß fort und erneuert sich mit jedem Jahre. Es findet daher der Menschenfreund fortwährend Gelegenheit durch Theilnahme auch an dieser Anstalt das wahre Wohl seines Nebenmenschen dauerhaft begründen zu helfen.

Bedenkt man den innigen Zusammenhang, der zwischen den Bestrebungen der Bibelgesellschaften und jenen der evangelischen Missionsanstalten besteht, so wird es klar, daß ihr Ziel ein gemeinschaftliches sei. Während die ersteren sich bemühen, das köstliche Wort des Lebens in allen Sprachen gedruckt zu verbreiten, beeifern sich die letzteren, das richtige Verständniß desselben zu öffnen. Wer daher ein Freund und Beförderer der Bibelgesellschaften ist, muß auch ein thätiger Freund der Missionsanstalten sein, und umgekehrt. Darum richten die Vorsteher der beiden in ihrem Streben, das Reich Gottes auf Erden immer weiter ausbreiten zu helfen, innig verbundenen, in ihren ökonomischen Verhältnissen aber und in den besondern Kreisen ihrer Wirksamkeit von einander geschiedenen Institute der hiesigen Bibelgesellschaft und des hiesigen Missionsvereins an alle christliche Mitbewohner unserer Vaterstadt, welche die angedeuteten Bestrebungen zu würdigen wissen, die vertrauensvolle Bitte: die Gaben ihrer Liebe beiden Anstalten zugleich, und ohne sie der einen oder der anderen zu verkürzen oder zu entziehen, zufließen zu lassen. Möchten beide sich der Gewährung dieser Bitte erfreuen dürfen!

Auflösung der Streckcharade in Nr. 78.

Das Ganze ist Baumschlag. Daß der Apfel, durch dessen Anbiß Eva alle ihre Nachkommen zu Sündern prädestinirte, von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gebrochen war, lehrt uns Moses.[1]) Der Adel nährt seinen Stolz durch Stammbäume, so lückenhaft sie auch einem schärferen Auge erscheinen mögen nach Beaumarchais Spruch: chacun sait la tendre mère und wie er weiter seinen Figaro philosophiren läßt.[2]) Nach der Edda der Scandinaven sind alle Wesen — auch die wunderlichsten darunter, die Menschen — dem Baum Igdrasil entsprossen.[3]) Holberg läßt seinen Klim, der die große Tour durch die Unterwelt macht, auch in den Planeten Nazar kommen, wo die Bäume (wie bei Gulliver die Pferde) die Vernunftrolle spielen, die sich auf dem Planeten Erde die zweibeinigen Geschöpfe ohne Federn angemaaßt haben.[4]) Daß die Bäume besser gedeihen, wenn ihnen zur rechten Zeit der Ueberfluß an Aesten und Zweigen genommen wird, weiß jeder.[5]) Wälder hindern das Eindringen des Lichtes.[6]) Die Freiheitsbäume gehörten zu dem Spielwerk der französischen Revolution in ihrer Jugendperiode: als man anfing, sie mit Blut zu düngen, blieben die Früchte aus und der Stamm verdorrte.[7]) Welchen besondern Baum der Streckcharadler etwa als den Affen futtergebend im Auge hat, wissen wir nicht. Es ist bekannt daß die possirlichen Vierhänder sehr bequem auf Bäume aller Art klettern und Freunde schmackhaften Obstes sind.[8]) — Sanfte Schläge von geliebter und noch dazu schöner Hand invitiren allerdings zu Küssen. Vom Schlag gerührt zu werden ist für abgehende Ehemänner eben so fatal wie für angehende.[9]) Das französische Wort Coup hat in der armen Sprache sehr viele Bedeutungen (Schlag, Stoß, Hieb, Streich, Ruck, Stich, Wurf, Fall z. B. coup de malheur, Unglücksfall, Stich coup de soleil, Zufall coup de hazard, Schuß coup de canon, Zweck coup manqué, Fügung, Schickung coup du ciel, und noch viele andere).[10]) — Daß Schläge ein gutes Cultivirungsmittel sind, wußten sonst die Schulmeister, wissen noch an vielen Orten die Corporale und Profoße.[11]) Das Pferd schlägt mit dem Hufe aus, wenn es der Tyrann-Kutscher oder Reuter über Gebühr peitscht oder spornt.[12]) Der Schlag der Uhr erinnert das Ohr wie das Fortrücken des Zeigers das Auge an die unaufhaltsame Flucht der Zeit, an das Verschwinden des Stoffes, woraus das Leben gemacht ist.[13]) Was der Zeitgeist gegen die Uhren einwenden kann, verstehen wir nicht recht: will er etwa seine Rückschritte nicht controllirt sehen?[14]) Ein Schlag, der dem Geschlagenen das Leben nicht kostet, wird von der Criminaljustiz nicht mit Todesstrafe bedroht.[15]) Daß ein Kaufmann, um einen rechten Schlag zu machen, den günstigen Zeitpunct wählen muß, ist eine wohlfeile Lehre.[16]) Geizhälse haben mit Verschwendern gemein, daß sie lieber Schläge austheilen als annehmen[17]) und der Stocktaube hört die Prügel, wenn er sie fühlt.[18]) Was Baumschlag bei Zeichnungen, Gemälden und Kupferstichen ist, bedarf keiner Erläuterung.[19]) Auch was in der letzten Abtheilung der Streckcharade — wo sie in's politisch staatswirthschaftliche Feld streift — von den Schlagbäumen, als den Attributen des Douanenwesens, berührt wird, lassen wir, als zureichend deutlich, ohne Commentar.[20]) Daß sich aber die Charade selbst noch mehr hätte strecken lassen, darüber kann kein Zweifel sein, indem sogar mehrere ganz nahe liegende Bedeutungen der Worte Baum und Schlag unbeachtet geblieben sind, z. B. Hebebaum, Weberbaum, Hafenbaum, electrischer, galvanischer Schlag, Schlag der Nachtigall, Herzschlag, Pulsschlag, Hammerschlag, Waldschlag u. s. w.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 80. Sonntag, 22. April 1827.

Kriegsliteratur.

General Foy hat eine Geschichte des Kriegs auf der Halbinsel — es war ein zweiter *siebenjähriger* von 1807 bis 1814 — in der Handschrift hinterlassen. Das Werk erscheint nächstens in vier Bänden. Die deutschen Uebersetzer haben schon ihre Federn gespitzt, es auf unsern Boden zu verpflanzen, obschon sie noch gar nicht wissen können, ob es auch den Wechsel des Climas verträgt. Der berühmte *Namen* thuts nicht immer und die zwei Bände *Reden*, welche bald nach Foy's Tod erschienen, haben nur gezeigt, daß der Vortrag und die Action manchen oratorischen Producten Werth geben, die den *Druck* nicht gut vertragen. Indessen kann man nun dem Uebersetzerheer die tröstliche Nachricht geben, daß die Foy'sche Geschichte des Kriegs auf der Halbinsel, nach Proben zu urtheilen, die in diesen Tagen zu Paris bekannt wurden — Proben, die sich um ein gutes Theil besser ausnehmen, als die von Walter Scotts Leben Napoleons — die Verdeutschung allerdings verdienen dürfte. Man urtheile aus folgender Skizze aus der Zeit, wo das *Consulat* auf dem Uebergang in das *Kaiserreich* war:

Vor Marengo hätte Frankreich den Frieden angenommen. Nach Hohenlinden dictirte es ihn. England erkannte, die Völker seien müde. Es gab zu, daß sie Athem schöpfen durften. Der Frieden von Amiens gab der Revolution Bürgerrecht in Europa. Inzwischen ruhte die Versöhnung der Franzosen unter sich und mit dem Ausland auf zerbrechlichen Stützen. Frankreich war gerettet, aber durch eine Dictatur. Dauerte diese länger, als des Vaterlands Gefahren, so ward das Mittel schlimmer, als das Uebel, dem es abgeholfen. Die Freiheit der Presse, Schutzwache jeder andern, blieb suspendirt, die richterliche Gewalt unterm Einfluß der ausübenden. Das Tribunat, wo noch das Wort der Nation sich vernehmen lassen durfte, war zum Verstummen gebracht. Wohldenkende Gemüther, klare Geister forderten von Bonaparte Einrichtungen, der Menschheit Würde entsprechend: Sicherheitsanker für das Staatsschiff, wenn es in neue Stürme gerathen sollte. Bonaparte glaubte den Wunsch der Nation zu erhören, indem er sich zum Consul auf Lebenszeit ernennen ließ, den Cultus wieder herstellte, die Emigranten zurückrief. Die erste dieser drei Handlungen war nur der Entwurf zu einem weit größeren Plan, der sich bald entfaltete; die zweite stimmte mit den Gesinnungen einer gewissen Zahl Franzosen überein und verknüpfte die Religion mit der Bürgschaft der in der Gesellschaft eingetretenen Aenderungen; die dritte gefährdete die Geschicke der Revolution. Angenommen — nicht zugegeben — die Auswanderung sei für Manche eine Pflicht gewesen und für Alle eine edle Aufopferung, immer bleibt wahr, daß die Emigranten sich zu der unermeßlichen Mehrheit der Nation in Opposition gesetzt und die Waffen der Fremden um Hülfe angerufen hatten. Die Nation hatte gesiegt: sie konnten ihre Vorrechte nicht wiedergewinnen und ihre Güter waren eingezogen. Das freiwillige Exil war für sie zur ewigen Verbannungsstrafe geworden. Der erste Consul gab ihnen das Vaterland zurück und was noch von ihrem Grundbesitz unverkauft war. Es war wohlgethan, wenn er wirklich vorhatte die Revolution zu schließen, Frieden zu halten, im allgemeinen Interesse zu regieren. Es war widersinnig gehandelt, wenn er im Sinn führte, seine Kriegslust an die Stelle der Volkswuth und Frankreich auf's blutige Spiel der Schlachten zu setzen. Als der Boden der Republik von ihren Feinden bedeckt war, mußte man sie hindern, zu schaden. Die gewöhnlichen Mittel waren unzureichend; so kam die hohe Polizei auf: die Besitzer von Nationalgütern wurden unruhig, als die Emigranten zurück kamen. Sie wußten nicht, wo die Reaction aufhören werde. Da beschloß Bonaparte einen politischen Fehler durch eine abscheuliche

Handlung gut zu machen. Er brachte den Kopf des Herzogs von Enghien seinen eignen Besorgnissen und den aufgescheuchten Interessen der Revolution zum Opfer.

(Schluß folgt.)

Concertanzeige.

Künftigen Donnerstag den 26. dieses, Abends um 8 Uhr, werden uns im Saale des rothen Hauses Hr. und Mad. Haitzinger mit

einem großen Vocal- und Instrumentalconcert

erfreuen.

Alles was uns dieses treffliche Künstlerpaar aus seinem reichen Kunstkabinet darreichen wird, sind Perlen von seltener Größe und Blumen voll des süßesten Duftes, die uns, wenn wir sie auch nicht als unser Eigenthum betrachten können, doch schon in der Beschauung, — und dann in der Erinnerung noch lange die süßesten Freuden gewähren sollen. Die Namen und das Vaterland jener Kleinode und Blüthen sollen näher angegeben werden auf dem — Anschlagzettel.

Guhr.

Räthsel.

O welche Lust, in wald'gen Gründen
Zu hören meiner Töne Schall!
Das scheue Wild, ich helf' dir's finden
Und schnell mir folgt der Büchse Knall.

Das Gemsthier dort willst du belauschen?
Du zielst, du triffst, es stürzt in's Thal,
Schau' hin, dort, wo die Bäche rauschen,
Vermehrt erblickst du meine Zahl.

Der Heerden Glöcklein schön sie tönen
Auf lieblicher Alp am grünen Rand;
Mit bunten Blümlein und mit schönen
Umwinzet mich der Hirtin Hand.

Die Zeus als Kind so liebend pflegten,
Empfingen mich, o schöner Lohn!
Und welche Wünsche auch sie hegten,
Erfüllte ich durch Rhea's Sohn.

Der Kraft uns giebt zur Lebensreise,
Den Bösen nur oft unbekannt,
Der dich umschwebt, bald stark, bald leise,
Hält stets mich auch in seiner Hand.

Doch mög' er jetzt dich nicht umschweben,
Den manche Schrift herbeigebracht,
Sonst — räthst du nicht was aufgegeben
Und deshalb nicht hab' ich's erdacht.

Mlfrd.

Auflösung der Charade in Nr. 75.

Taucherglocke.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Freitag den 13. April. Zum Vortheil des Hrn. Capellmeisters Guhr, eine große musikalische Academie. Hr. Guhr hatte durch seine scherzhafte (unbegreiflicherweise nicht überall als Scherz aufgenommene) Concertanzeige unsere Neugierde nicht wenig gereizt; wir müssen jedoch bekennen, daß unsre Erwartungen im reichlichsten Maaße befriedigt wurden. Die erste, oder geistliche Abtheilung begann mit einigen Nummern aus dem Stabat mater von Pergolese: Stabat mater dolorosa — O quam tristis — Sancta mater, vorgetragen von Mad. Sessi und Hrn. Hauser. Eine unvergleichlich schöne rein kirchliche Musik, die in ihrer lieblichen Harmoniefülle, ohne alle die Sinne bestechende Melodie, ganz geeignet ist, die andächtige Seele in frommer Erhebung emporzutragen. Allein das Theater ist hierzu der Ort nicht, in einer Kirche muß die Wirkung unendlich ergreifend sein. Der Vortrag dieser Gesangstücke verdient ausgezeichnete Erwähnung, um so mehr, als dieselben in Rücksicht der Intonation, namentlich bei den Secundeneintritten, heute wohl das Schwerste gewesen sein mögen. Mad. Haitzinger declamirte sodann das Vaterunser von Mahlmann unter Harfenbegleitung der heute nicht gesehenen, wohl aber gern gehörten Dem. Löw. Auf- und Abtreten der Künstlerin, welche uns als Mad. Neumann früher so oft erfreute, war von lautem Beifalle begleitet. Es folgte Miserere von Händel, ohne Orchesterbegleitung vorgetragen von Mad. Sessi, Mad. Brauer und Hrn. Hauser. Wie Händel in allen seinen Werken Kraft und Harmonie zu paaren verstand, so auch hier. Die vortragenden Personen hatten den Geist dieser Musik erfaßt und ihre Fähigkeiten machten es ihnen möglich, das wieder zu geben, was sie empfunden hatten. Daß hierbei auch der Kenner zufrieden sein konnte, bedarf keiner Erwähnung. — Die zweite, oder halbgeistliche Abtheilung des Concerts bestand aus dem Oratorium: Christus am Oelberge von Beethoven. Als voriges Jahr der hier bestehende Musikverein des Hrn. Düring sein hundertstes Concert feierte, war hierzu das vorgenannte Oratorium bestimmt worden. Der Referent unseres Blattes äußerte sich damals in nachstehendem: „Der Text zu diesem Musikstücke, an und für sich betrachtet, ist ein recht schönes zusammenhängendes Ganze, voller Lebendigkeit und abwechselnder Situationen, welche einem Componisten reichen Stoff zu einer schönen musikalischen Ausarbeitung darbieten; allein als Oratorium betrachtet, glauben wir, daß die Bearbeitung zu dramatisch ist. Obgleich in einem Oratorium, als geistlich-lyrischem Gedichte, einzelne Personen auftreten dürfen, so muß eine eigentliche theatralische Haltung, wie in diesem Werke, welches mit geringer Bearbeitung sich zu einer Darstellung auf der Bühne vollkommen eignen würde, doch von einem solchen Zwecke entfernt bleiben. Die Musik ist dagegen unübertrefflich, vielleicht Beethovens bestes Werk, welches derselbe für den Gesang geschrieben hat." Wir theilen diese Ansicht vollkommen. Die Auf-

führung war recht brav. Von den Soloparthien sangen Hr. Rieser und Hr. Tourny (welcher auf dem Zettel vergessen worden) die Parthie des Jesus, Dem. Hauß die des Seraph und Hr. Dobler den Petrus. Ausgezeichnete Erwähnung verdient die Leistung der Dem. Hauß, nächst dieser können wir unsere Anerkennung den übrigen Solosängern nicht versagen. Die dritte, oder weltliche Abtheilung wurde eröffnet mit einer Arie von Mercadante: E Ricardo non vien, vorgetragen von dem als Gast anwesenden großherz. badischen Sänger Hrn. Haitzinger. Die Erinnerung manches genußreichen Abends, den uns dieser ausgezeichnete Sänger schon verschaffte, lebte noch zu frisch in eines jeden Herzen, als daß nicht der freudigste Applaus dem werthen Gaste hätte entgegen schallen sollen. Hr. Haitzinger ist in der Ausbildung seiner Stimme sehr vorgeschritten; sein Ansatz ist rein, sein Portamento edel und gediegen, seine Läufe klar, und von wunderlieblicher Fülle und Reinheit sind seine höhern Töne, welche sich manchmal, wenn wir nicht irren, bis zum dreigestrichenen Es erstreckten. Hierauf folgte Violin-Concert von Mayseder vorgetragen von Hrn. Wehle. Wir haben schon viele und ausgezeichnete Violinspieler gehört, wir glauben jedoch, daß Hr. Wehle, wenigstens was das gespielte Concert betrifft, sich mit sehr Vielen messen kann. Ein voller klangreicher Ton, ein klares reines Spiel und noble Manieren sind die Eigenschaften, wodurch sich der junge Mann empfiehlt. Hr. Haitzinger sang hierauf noch eine Arie von Pacini: A voi, si a voi und ärndtete in dieser, so wie in der vorhergehenden, den ungetheiltesten Beifall. Sodann folgte Duett Concertante für zwei Horn, vorgetragen von den Hrn. Gebrüder Grim, (warum ist auf dem Zettel bei ihnen das Prädicat: Herr weggelassen?) herzoglich nassauischen Hofmusicis. Die beiden Herren besitzen ohne Zweifel sehr viel Fertigkeit auf ihrem nicht leichten Instrumente; in Rücksicht des Tones glauben wir jedoch dem Secund-Horn den Vorzug einräumen zu müssen. Zum Schlusse sangen die Hrn. Haitzinger, Hauser und Dobler das Gebet der drei Gefangenen aus Cortez, ohne Orchesterbegleitung. Von solchem Triumvirate ist freilich nur Gediegenes zu erwarten: uns bleibt kein Tadel, nur der Wunsch ward in uns rege, daß wir dieses Terzett immer so hören möchten. — Hr. Kapellmeister Guhr hat sein Versprechen endlich erfüllt: dafür war aber auch das Theater zum Erdrücken angefüllt und wir glauben, daß die Summe von 1200 fl., welche sich derselbe selbst garantirte, beinahe eingegangen ist. (Es sollen nicht ganz 100 fl. daran gefehlt haben!)

Montag den 16. Othello, Oper in 3 Abthl., Musik von Rossini. Unstreitig gehört Othello zu den besten Compositionen Rossini's. Wenn auch die beiden ersten Akte den Stempel seiner übrigen Opern tragen, dieselben Vorzüge wie diese haben und ebenso an vielen Mängeln leiden, so ist doch der dritte Akt ein Meisterwerk zu nennen. Hier wurde der Componist von der Gewalt wahrer Tonkunst ergriffen; in frommen Klängen läßt er Desdemona's schuldloses Flehn zu dem Himmel dringen, einfach und klar wie der Genius es gebietet. Wie schön malt dann die Musik Othello's zerrissene Seele, wie würdig begleiten hier die Instrumente die Handlung und wie wird der kräftige Schluß durch die Anlage des ganzen dritten Aktes bedingt. Hätte Rossini sich öfter zu dieser Höhe aufschwingen wollen — denn daß er es konnte, beweißt er hier — oder hätte er statt der Menge zu huldigen und vorübergehenden Ruhm dem bleibenden vorzuziehen, das hohe Ziel zu erstreben gesucht, welches in dem Reich der Töne so wunderherrlich dem Dichter entgegen leuchtet, er hätte sich den großen Meistern anreihen können. Reichthum an Melodien, üppige Phantasie werden in keiner Oper Rossini's vermißt und selbst seine entschiedensten Gegner müssen ihm in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Daß er damit aber auch Harmonie und richtige Anwendung der Instrumente zu verbinden im Stande sei, beweißt Othello's dritter Akt, und um so tadelnswerther erscheint daher die Oberflächlichkeit seiner übrigen Opern. Die sehr interessante Darstellung hatte, obgleich heute der zweite Osterfeiertag war, an welchem gewöhnlich die meisten Familien und Fremden Ausflüge in unsere Umgegend machen und trotz des schönen Wetters ein sehr zahlreiches Publikum gefunden, was wohl hauptsächlich dadurch veranlaßt wurde, daß Hr. Haitzinger die Rolle des Rodrigo übernommen hatte. Dem in jeder Hinsicht vortrefflichen Gesang unseres geschätzten Gastes mußte der größte Beifall zu Theil werden. Seine kräftige und gewandte Stimme und sein besonders für italienische Musik glücklich geeigneter Vortrag ließen nichts zu wünschen übrig, wenn nur Hr. H. nicht öfters die Stärke seiner Stimme allzu sehr vortreten ließe. Hierdurch wurde denn ein Terzett zwischen Hrn. Haitzinger, Hrn. Rieser und Dem. Hauß, da unsere beiden Künstler dem Gaste nicht nachstehen wollten, ein wahrer Wettkampf im — Singen! Würdig stand unser Hr. Rieser (Othello) dem Gastspieler zur Seite. Er bestärkte uns in der längst gewonnenen Ueberzeugung, daß unsere Bühne an ihm einen vorzüglichen Künstler besitzt; sein Spiel und Vortrag waren so gelungen, daß die Zuschauer wiederholt in lauten Beifall ausbrachen. Hr. Dobler (Brabantio) und Dem. Hauß (Desdemona) behaupteten ihren Ruhm. Die Leistungen der übrigen Sänger waren nach Kräften. Hr. Tourny (Jago) wollte uns gar nicht zusagen. Seinem Gesange fehlt Sicherheit, und sein Vortrag ist ohne alle Ausbildung. Heute bei dem Zusammenwirken so vieler bedeutenden Talente waren diese Mängel doppelt fühlbar. *)

*) Es war am 10. Febr. 1825 als Hr. Haitzinger zum erstenmale den Rodrigo auf unserer Bühne gab. Auch damals berichtete die Iris: „Hr. Haitzinger erndtete für seine schöne Leistung vollen Beifall und Hr. Rieser erhielt für seine in jeder Hinsicht treffliche Darstellung des Othello gerechte Anerkennung." Aber über den Werth der Rossinischen Musik wurde dabei das harte Urtheil ausgesprochen: „Man muß blind für diesen Componisten eingenommen sein, um auch nur in einem seiner Werke Maas und Ziel, Ord-

Dienstag den 17. Die Reise zur Hochzeit, Lustsp. in 3 Abthl., nach dem Franz. von Lembert. Hierauf: der Verschwiegene wider Willen, Lustsp. in 1 Aufz., von Kotzebue. In dem ersten Stück erschien Hr. Ludewig wieder als Schnips zur Freude Aller, die an einer kunstgerechten Leistung Wohlgefallen finden; er ist in dieser kleinen Rolle nicht er selbst, sondern nur der Gastwirth, nicht allein der Sächsische, mit allen Eigenthümlichkeiten dieser, in unserer genußgierigen Zeit, kurzgebundenen, glücklichen Menschenclasse. Seine Darstellung ist ein eingerahmtes vollendetes Bild. Hr. Rottmayer (Storch) verdient ebenfalls rühmlichste Erwähnung. Dem. Eßer wußte sich nicht in die Rolle der Maria Stork zu finden. Es ist wirklich zu beklagen, daß hier einige natürliche Anlagen wegen Mangels an Kunstsinn ihre völlige Ausbildung kaum erreichen werden. Alle Rollen, welche wir von Dem. Eßer sehen, haben dasselbe Gepräge: etwas unschuldige Naivität und eine singende Sprache. Das ernstliche Bestreben, fremde Eigenthümlichkeiten sich anzueignen, das ist es hauptsächlich, was diese junge Schauspielerin aus der unkünstlerischen Monotonie, in Charakterzeichnung und Sprache, herausheben kann. Möge sie unsere gutgemeinte Aufforderung dazu beherzigen! —

Mittwoch den 18. (Zum Erstenmale) Die Burg Gölding, romantisches Schauspiel in 5 Abthl. von Johanna von Weißenthurn (Manuscript). Wir werden durch dieses Drama auf's Neue in die alten Ritterburgen zwischen die Harsthörner und Humpen versetzt. Der Himmel bewahre uns vor einer Wiederkehr der thränenreichen Periode, in welcher Klara von Hoheneichen, Johanna von Montfaucon u. s. w. die Herzen rührten! Die Verfasserin nennt das Stück ein romantisches Schauspiel; aber das Romantische ist in der Feder zurückgeblieben. Das Romantische ist nämlich nach Jean Paul das Schöne ohne Begränzung. Er vergleicht es dem wogenden Aussummen einer Saite oder Glocke, in welchem die Tonwelle wie in immer ferneren Weiten verschwimmt, in uns selbst aber, obwohl außen schon still, noch leise forttönt. Nach einer andern Autorität ist Romantisch eine ästhetische Form, die sich leichter durch Bilder — wie es Jean Paul thut — als durch Definition begreiflich machen läßt. Sie ist eine Mischung des Zarten, Lieblichen und Milden mit dem Starken, Großen und Erhabenen und zwar in einer sanften Vereinigung, keineswegs aber in schneidenden Kontrasten. Von allem dem ist uns in dem Stück nichts vorgekommen; es hat nichts nachgetönt in uns, und die zärtlichen, liebereichen Gefühle der Wittwe Gölding und ihrer Umgebungen im modernen Sprachgewande dargelegt, gegenüber dem Verbrecher Kurt und der rohen Verworfenheit des Ritters Torsten, können wir nicht als romantische Mischung anerkennen. Wir dürfen wohl mit Grund annehmen, Frau von Weißenthurn habe in den beiden Vogelschen Stücken Adelma und Das Majorat, welche beide in Wien mit Beifall gegeben worden, eine Anregung gefunden, sie zu überbieten. Gerade so wie Adelma, fängt auch die Burg Gölding an; das Liebesverhältniß Angelens zu Hilbert ist dem der Imma zu Lothar in Adelma völlig gleich; anderer Aehnlichkeiten nicht zu gedenken, und der Leibeigene Kurt ist ein potenzirter Daniel aus dem Majorat. — Im Dialog, in der Sprache überhaupt, ist Frau von Weißenthurn dem Verfasser der Adelma bei Weitem überlegen; auch versteht sie es wohl effectvolle Situationen herbeizuführen. Was die Vorstellung anlangt, so müssen wir die Statistenscenen tadeln; sie waren durchgehends matt, träge und ohne alle Theilnahme an der Handlung. Mehrere der Hauptrollen wurden dagegen mit Fleiß und Liebe gegeben. Dahin zählen wir die Wittwe Gölding (Mad. Schultze), Angele (Dem. Urspruch), Margaretha Kurt (Mad. Ellmenreich), Hilbert (Hr. Rottmayer), und Veit von Bärenstein (Hr. Fehringer). Hr. Otto (Robert) schien an Zerstreuungen zu leiden. Besser, gehaltener gab Hr. Hill die kleine Rolle des Bruno. In dem Spiele des Hrn. Ludewig (Emmerich von Torsten) beobachteten wir mehrere Momente, die es bezeugten, daß er über seine Aufgabe nachgedacht habe. Er traf sehr glücklich den Ton des trotzigen Selbstvertrauens, des herzlosen Hohns gegen die Wittwe Gölding. Doch lag eine gewisse Befangenheit oder Unsicherheit in seinem Benehmen, wodurch der Effect seiner Leistung beschränkt wurde. Der Leibeigene Kurt wurde durch Hrn. Weidner meisterhaft gegeben. Bis zum Entsetzen ergriff uns mehr denn eine Nuance seines Spiels: so das, die innere Zerrissenheit andeutende, Fingerspiel im zweiten Act, bei der Unterredung mit Bruno. Ein so tiefer Blick in den Gemüthszustand des verstockten Sünders ist nicht das Werk des Augenblicks, es ist Resultat eines ernsten Studiums, durch welches allein der Schauspieler zum Künstler sich erheben kann! —

nung, nothwendige Folge und Zusammenhang zu finden." Da sich indessen die Liebhaberei an Rossinischer Musik bis jetzt noch ziemlich unvermindert erhalten hat, so fragt es sich, ob jener Ausspruch ganz gerecht war, oder auch, ob nicht vielleicht selbst bei Abwesenheit der berührten Eigenschaften eine Opercomposition Anziehungskraft haben könne?.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 24. April. Sargines, Oper. (Sargines, Sohn: Dem. Hollenstein.)

Mittwoch den 25. Othello, Oper. (Rodrigo: Hr. Haitzinger, letzte Gastrolle.)

Donnerstag den 26. Die Bekehrten, Lustspiel und Die Proberollen, Lustsp.

Freitag den 27. Verlegenheit und List, Lustspiel und Die Wilddiebe, Vaudeville.

Samstag den 28. Der grade Weg der Beste, Lstsp. und Kunst und Natur, Lustsp.

Sonntag den 29. (Zum Erstenmale) Maria, Oper in 3 Abthl.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 81. Dienstag, 24. April 1827.

Bericht über Joseph von Hammers Geschichte des osmanischen Reichs.

Vorgelesen im Museum am 20. April 1827.

Abermals ist ein großes Werk deutschen Fleißes ans Licht getreten. Johannes Müller's würdiger Schüler, sein Nacheiferer im Felde der Geschichte, Joseph von Hammer, als Kenner des Orients in allverbreitetem Ruhme, durch eine Reihe ausgezeichneter Werke in seinem Berufe zum Historiker längst bewährt, eröffnet in seiner Geschichte der Osmanen, nach morgenländischen Quellen bearbeitet, deren erster Band in diesen Tagen ausgegeben worden, den Zugang zu einer bis daher so gut wie hermetisch verschlossenen Quelle reicher Belehrung.

Entstehung, Gedeihen, Sinken und Verfall eines großen seit 400 Jahren in die Geschicke der Menschheit und die Staatsverhältnisse Europa's tief eingreifenden Reiches waren bis jetzt nur höchst unvollständig unter uns bekannt. Die Wirkungen des wilden Völkerstroms, — sein Daherbrausen, Toben zwischen den Ufern, Austreten, Zerstören — lagen vor Augen: die Ursachen deckte oft dichter Schleier, kaum gehellt durch die Mühen einzelner Gelehrten, deren Forschungstrieb stets durch unüberwindliche Schwierigkeiten gehemmt blieb.

Glauben wir dem Manne, der diese Lücke der Geschichtschreibung auszufüllen muthig unternommen — und er hat ein volles Recht auf unser Vertrauen! — so sind von keinem europäischen Schriftsteller über osmanische Geschichten die einzigen, meistens verläßlichen türkischen Werke benutzt worden, woraus eine Orientirung in Zeit und Ort geschöpft werden mag. Was ist aber die Geschichte ohne ihre zwei Augen: Chronologie und Geographie? Entschuldigt auch hier in etwas Unbekanntschaft mit der Sprache und Mangel an brauchbaren Uebersetzungen, so bleibt doch jedes Vorwurfs werth, daß auch kein einziger jener Historiker die doch im Druck vorliegenden Byzantiner — diese Gegenschreiber der ganzen Epoche der gleichzeitigen sieben letzten griechischen Kaiser und sieben ersten osmanischen Sultane — kritisch benutzt hat. — Cantemir, Fürst der Moldau, fast der einzige, der seine Geschichte der Türken aus Originalquellen geschöpft haben soll, war doch schon unserm Spittler so verdächtig, daß er sagte: „Seine historischen Quellen müssen oft herzlich schlecht gewesen sein; oder war der Moldauische Ex-Fürst nicht fleißig genug, mehrere zu vergleichen oder zu benutzen?" — So weit hatte der scharfsichtige Mann richtig conjecturirt; wenn er aber daraus Anlaß nimmt, zweifelnd zu fragen: „Oder erwartet man überhaupt zu viel von türkischen Quellen und Annalen?" — so beweißt dies nur, welche Riesenfortschritte das Quellenstudium seit Spittler gemacht haben muß, da nun bei Hammers Werk nicht weniger als zweihundert türkische, arabische und persische Werke (meist zum erstenmal) benutzt sind, welche osmanische Geschichte im Ganzen, oder einzelne Theile derselben beschrieben, oder Beiträge dazu geliefert haben.

Mit welcher beharrlichen Mühe und mit wie großem Kostenaufwand Hr. v. Hammer dieses zu seinem Werke unentbehrliche Material sammelte, davon nur ein Beweis aus vielen. Die acht Paradiese des Idris, des Ersten, der, ermuntert von Sultan Bajesid dem Zweiten, die osmanische Geschichte mit rednerischem Schmucke in persischer Sprache niederschrieb, gelang es erst in zwanzigjähriger Aufsuchung und um den Preis von hundert Ducaten zusammen zu bringen. Die Mühe aber der Forschung nach diesem seltnen Werke ward hervorgerufen durch ein Urtheil des Reichshistoriographen

Seadeddin, der in seiner „Krone der Geschichten" dem Vorgänger folgendes Lobdenkmal setzt: „Mewlana Idris, dessen Zauberkiel und hochfliegender Genius das herzgefällige Buch der Acht Paradiese zu Tag gefördert, ist auf alle Weise der vortrefflichste der osmanischen Geschichtschreiber. Sein Werk, unter der glücklichen Regierung Sultan Selims — dessen Ruhm in den Gärten des Paradieses ewig fortdauern möge! — und unter dem Schutze seines Großwessirs erschienen, ist eine vor allen übrigen Bücherbräuten ausgezeichnete Schönheit, deren moschusdurchdüfteles Haar, nemlich die kettenverschlungenen Zeilen, dieselbe, wie Locken die Huris, kleiden. Dieses Werkes Ausführlichkeit ermüdet nicht durch Weitschweifigkeit, seine Kürze verwirrt nicht durch Dunkelheit, und der köstliche Werth seiner Bedeutungen ist vor den Augen der sachkundigen Wechsler der Bedeutungen rein aufgedeckt."

Außer den gedachten noch meist unentsiegelten Originalquellen osmanischer Geschichte, öffneten sich Hrn. von Hammer auch bisher ganz unbenützte Staatsarchive mit Documenten von der frühesten Zeit an, wo das türkische Reich in Krieg und Frieden auf andere Staaten mächtig einwirkte, bis auf die späteste, wo die Ohnmacht desselben durch der Nachbarn langmüthige Duldung halb aufrecht erhalten ward; wovon sich das sprechendste Bild schon auf der vor 100 Jahren erschienenen Homannschen Charte findet: Der Sultan auf einem Polster getragen von dem römischen und russischen Kaiser, den Königen Englands und Frankreichs, mit der Unterschrift: si cedunt, ruit! (Wenn sie nachlassen, stürzt er zusammen!)

Wird nun gefragt, was der in so günstigen Verhältnissen lebende, mit Vorkenntnissen jeder Art glücklich begabte Verfasser der neusten Geschichte des Osmanenreichs aus den reichen Schachten, die ihm zugänglich waren, zu Tag gefördert hat, so kann ich davon den verehrten Anwesenden, da das Werk erst seit wenigen Tagen in meine Hände gekommen ist und bei seiner großartigen Anlage und außerordentlichen Sachfülle jedes schnelle Urtheil zu einem oberflächlichen stempeln würde, nur kurzen vorläufigen Bericht geben, heraushebend jedoch einige Parthien, auf die der Blick grade in diesem Augenblick so zu sagen von selbst fällt: ich meine, die Errichtung der Janitscharen, deren Sturz, nachdem sie ein halbes Jahrtausend bestanden, wir vor Kurzem erlebten, und die Eroberung Constantinopels im Jahr 1453, als dem Ausgangspunct jener Verslavung, deren Ketten zu sprengen die Enkel der Hellenen unter unsern Augen im begeisterten Kampfe versuchen.

Der erste Band des v. Hammerschen Werks giebt auf 686 Seiten in 12 Büchern Nachricht vom Ursprung und Vaterland der Türken, dem Beginn der osmanischen Dynastie, der Regierung der sieben ersten Sultane. Neben den politischen Ereignissen — Kriegen und Verträgen — werden auch die innern Staatseinrichtungen, die kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse, mit belehrender Ausführlichkeit in Entstehung und Ausbildung dargestellt, und mit nicht weniger Kunst finden wir auch die geistige Cultur — die Literatur der Osmanen — nach ihren verschiedenen Perioden in dem Leben der Dichter und Gesetzgelehrten, so wie in der Charakteristik ihrer Werke geschildert. Hervorstrahlende Theile des Werks sind, wie sich erwarten ließ, die Geschichte Osmans, des Gründers der Macht seines Volks; die Siegszüge Murads des Ersten und die Schlacht bei Kassova (1389), in der er unter des Serviers Milosch Dolche fiel; Bajesid, des Wetterstrahls, Sieg bei Nikopolis (1396), Kampf mit dem eisernen Timur, und Unterliegen in der Völkerschlacht von Angora (1402, 16. Juni); der Ungarn bittrer Tag bei Varna; Scanderbegs Thaten; endlich Mohammeds des Zweiten Eroberung der Kaiserstadt am Bosphorus. Es folgen nun die angedeuteten, als Proben der glänzenden Darstellungsgabe des Geschichtschreibers für sich selbst sprechenden, Auszüge, dem Zweck dieses Vortrags gemäß entkleidet von den zahlreichen Beweisstellen, welche mit höchster Sorgfalt beigefügt sind und ein sehr anziehendes Studium gewähren.

Im dreißigsten Jahr nach der Gründung unabhängiger Herrschaft der Osmanen, im dritten der Regierung Sultan Urchans, in demselben, wo zu Rom Ludwig der Baier als Kaiser gekrönt wurde — es sind jetzt genau 500 Jahre her — wurde das Reich der Türken durch die ersten, von Alaeddin, dem Bruder und Wessir Urchans, im Stillen ausgedachten politischen Gesetze und Staatseinrichtungen befestigt. Die wichtigste der letztern betraf das Heer. Osman hatte seine Züge mit turkmanischen Reitern ausgeführt, welche, Streifer oder Renner genannt, bei jedesmaligen Erfordernissen als die Reisigen ihrer Herren aufgeboten in's Feld zogen. Urchan zuerst errichtete eine stehende besoldete Truppe zu Fuß, die aber bald, durch den Sold übermüthig, durch Ausschweifungen die Unordnung, welcher ihre Bildung abhelfen sollte, vergrößerte. Da berieth sich der Sultan mit dem Wessir Alaeddin und dem Heeresrichter Cara Chalil. Dieser letztere, mit dem störrischen Sinne der Turkmanen und ihren übermüthigen Ausschweifungen nur zu bekannt, schlug den tief durchdachten, von der größten Menschenkenntniß und herzlosesten Politik berechneten Plan vor einer neuen, bloß aus Christenkindern, die mit Gewalt zum Islam bekehrt werden sollen, zu errichtenden Truppe. Die Besiegten, sagte er, seien die Sclaven des Siegers, dem ihre Güter, ihre Weiber, ihre Kinder als rechtmäßiger Besitz verfallen; durch gewaltsame Bekehrung der letzten zum Islam und ihre Einrollirung als Krieger für den Dienst desselben würde zeitliches und ewiges Heil gefördert. Nach den Worten des Propheten bringe jedes neugeborne Kind schon die Anlage des Islams mit auf die Welt; durch die beförderte Entwicklung desselben in einem aus Christenkindern zusammengesetzten Heere würde selbst in denen der Ungläubigen Wetteifer des Ueberganges zum Islam entzündet, und die neue Truppe nicht nur aus den Kindern der Besiegten, sondern auch aus den durch die Bande

gleicher Landsmannschaft und Glaubensverläugnung mächtig angezogenen Ueberläufern des Feindes reichlich recrutirt werden. Ein höllischer Plan, dem an christenverderblichem moslimenerwerblichem Erfolge kein anderer gleich kommt, welcher in der Geschichte des militärischen Despotismus unerreicht dasteht in der alten und neuen Zeit. Zwar hatten schon die Chalifen ihren Thron mit Leibwachen und turkmanischen Sclaven umgeben, deren Gehorsam und Treue durch reichlich zugemessenen Sold und gänzlich abgeschnittene Verbindung von Vaterland und Blutsverwandtschaft verbürgt ward, und Eroberer haben durch Verpflanzung ihrer Truppen aus dem Lande, wo sie eingeboren, in andere, die Bande militärischer Zucht straffer angezogen, und die der Nationalität erschlafft oder gesprengt, — aber nirgends wurden, wie hier, mit den Banden des Volksthums und der Verwandtschaft zugleich die der Religion der Väter zerrissen, und nirgends, als bei den Türken, wurzelte der Kern ihrer Heeresmacht auf dem blutgedüngten Grunde des dreifachen Abfalls von Vaterland, Aeltern und Glauben.

Die Truppe (Tscheri) wurde die neue (Jeni tscheri) genannt und der Name der Janitscharen bald auf den Flügeln des Sieges von Asien nach Europa getragen. Als Vorbedeutung reichlicher Verpflegung wurden die Namen der Officiere von den Bedürfnissen der Küche hergenommen. Der Oberste der Kammer (Orta) d. h. des Regiments hieß der Suppenmacher, nach ihm die angesehensten Officiere der oberste Koch, und der Wasserträger; in der blutrothen Fahne strahlte der silberne Halbmond und das zweigespitzte Schwert Omars; das Heiligthum des Regiments war der Fleischkessel, um den sie sich nicht nur zum Essen, sondern auch zum Berathen versammelten und diese Formen bestanden noch an dem Tage, der vor Kurzem den Umsturz der halbtausendjährigen Einrichtung beleuchtete. Unter Mohammed dem zweiten wurden auch diese Pfeiler des osmanischen Staatsgebäudes, wie alle andern Theile desselben, vergrößert und verstärket, die Zahl und der Sold der Janitscharen vermehrt. Dieser war gleich anfangs auf einen Asper, doch so festgesetzt, daß dies nur der mindeste, und je nach Länge der Zeit und Größe des geleisteten Dienstes demselben zugesetzt wurde, so daß der höchste in der Folge der siebenfache des mindesten. Ein Asper war der mindeste ursprüngliche Sold; ein tausend die ursprüngliche mindeste Zahl der Janitscharen. Mit jedem folgenden Jahre wurde tausend andern Christenknaben aus der Zahl der Kriegsgefangenen der Islam und der Kriegsdienst aufgezwungen, und wenn die Zahl der Gefangenen nicht hinreichte, wurde der Ersatz der mangelhaften Zahl, oder im Frieden die ganze, aus den Kindern der christlichen Unterthanen ausgehoben, bis herunter in die Regierung Mohammeds des Vierten, wo mit der Selbstrekrutirung der Truppe aus ihren eigenen Kindern der Verfall derselben begann. Die osmanischen Geschichtschreiber lobpreisen einstimmig die Weisheit und Frömmigkeit dieser Einrichtung, wodurch der Erde so viele Eroberer, dem Himmel so viele Sieger im heiligen Kriege gewonnen wurden, daß, wenn binnen dreihundert Jahren auch nur die vorgeschriebenen Tausend ausgehoben worden sein sollten, dreimal hunderttausend Christenseelen vom Höllenpfuhle gerettet worden wären. Da aber die Zahl der Truppe von dem ursprünglichen Tausend unter Mohammed dem Zweiten auf zwölf, unter Suleiman auf zwanzig, und unter Mohammed dem Vierten auf vierzig Tausend stieg, so ist eine halbe Million wohl die kleinste Summe der durch das Schwert eingenommenen und verausgabten Christenkinder, die kleinste, welche religiöser Fanatismus militärischem Despotismus geopfert zu haben sich brüsten darf.

Die beschränkte Zeit erlaubt nicht, aus der auf's Kunstreichste dargestellten Belagerung und Eroberung Constantinopels mehr als eine kurze Episode anzuführen.

Nachdem die Stadt am 29. Mai 1453 erstürmt worden, strömte die Volksmenge der Griechen der großen Kirche Aja Sofia zu. Männer, Weiber, Greise, Kinder, Mönche, Nonnen eilten herbei und in Kurzem war der weite Tempel, sammt allen Vorhallen, Gängen und Gallerien, mit Menschen dicht angefüllt. Es drängte sie auf diesen Punkt eine seit Jahren gäng und gebe Prophezeiung, daß, wenn die Türken bis zur Säule Constantins des Großen gekommen seyn würden, ein Engel vom Himmel steigen und dem nächsten an der Säule sitzenden armen und niedrigen Manne ein gezogenes Schwert mit den Worten übergeben werde: Nimm dies Schwert und räche das Volk Gottes. Darauf würden die Feinde sogleich den Rücken wenden, und, von den Griechen verfolgt, nicht nur aus der Stadt und aus ganz Kleinasien, sondern bis an die Grenze Persiens getrieben werden. — Die Türken brachen die verschlossenen Thore mit Beilen auf und schleppten das geflüchtete Volk wie zahme Schlachtthiere in die Sclaverei fort. Die Männer wurden mit Stricken, die Weiber mit ihren Gürteln zwei und zwei zusammengebunden, ohne Rücksicht des Alters und Standes. Die ganze Kirche ein großer Gräuel. Die Heiligenbilder wurden ihres Schmuckes beraubt und zerbrochen, die goldenen und silbernen Geschirre geraubt, die Meßgewänder zu Schabracken verwendet, die Kreuzigung erneut, und das Crucifix mit einer Janitscharenhaube im Spott herumgetragen. Die Altäre dienten ihnen zu Tafeln, Krippen und Lotterbetten, indem sie selbst darauf aßen, oder ihre Pferde darauf fressen ließen. „So wurde," sagt Ducas, „das Wort des Propheten Amos erfüllt: Von den Altären Betel's will ich Rache nehmen, spricht der Herr, die Hörner des Opfertisches werden untergraben zur Erde fallen, ich werde den Pallast mit Zinnen niederstürzen auf das Sommerhaus, die elfenbeinernen Häuser werden vernichtet werden, spricht der Herr. Eure Feste werde ich ver-

abscheuen, und an euren Brandopfern keinen Gefallen haben. Entferne von mir den Schall deiner Lieder; die Psalmen deiner Orgeln will ich nicht hören. Das Ende meines Volkes ist gekommen, spricht der Herr, ich werde deine Züchtigung nicht länger verschieben, und an jenem Tage werden die Gewölbe des Tempels heulen, spricht der Herr." Wirklich heulten die Gewölbe des damaligen größten Tempels der Christenheit von den Bacchanalien der Räuber und den Threnodien der ihrer Güter, ihrer Freiheit, ihrer Ehre Beraubten. „Der Tempel Aja Sofia's," sind Phranza's Worte, „der irdische Himmel göttlicher Weisheit, der himmlische Thron göttlicher Glorie, der zweite Cherubinwagen des Herrn der Welten, das gottgebaute Schauwunder der Erde, ward ein Gräuel des Abscheu's. —

Auf diese Weise — so schließt Hammer seine Erzählung — ist die siebennamige Stadt der sieben Hügel und der sieben Thürme, das alte Byzanz, Antonina, das neue Rom, die Stadt Constantin's, die Erdtheilscheidende, die Fülle des Islam, die Weltmutter, 1125 Jahre nach ihrer Erweiterung unter dem ersten Constantin, unter dem elften und letzten am 29sten Mai des 1453sten Jahres, in der 29sten seit ihrer Gründung erlittenen 53 tägigen Belagerung in die Hände der Türken gefallen.

Mahommed war nicht mit den Stürmern in die Stadt eingezogen, sondern hatte außer derselben geweilt, bis daß er die Nachricht erhalten, daß dieselbe gänzlich in der Gewalt der Sieger, was bis gegen Mittag der Fall war. Da zog er, von aller Furcht frei und sicher, von seinen Wessiren und Leibwachen umgeben, in die Stadt ein, gerade zur großen Kirche hin. Er sprang vom Pferde, und ging in dieselbe zu Fuß ein. Bewundernd schaute er die hundert und sieben Säulen aus Porphyr, Granit, Serpentin und vielfarbigem Marmor; darunter die acht Porphyrsäulen aus dem Sonnentempel des Aurelianus zu Baalbeck, die acht grünen aus dem Dianentempel zu Ephesus, die anderen aus dem größten und schönsten Tempel des Zevs zu Cyzikus, aus denen von Alexandria, Troas, Athen und den Cykladen. Mit Erstaunen hing sein Blick an den luftigen Gallerien und Gewölben, an den kolossalen Bildern der Evangelisten und der Apostel, der Jungfrau und des Kreuzes mit den Worten: In diesem siege! Alles Mosaik von farbigem und vergoldetem Glas. Je höher sein Blick stieg, desto höher sein Erstaunen, bis er im kühnen Fluge des Baumeisters mit der so niedrig gewölbten Kuppel hoch in Lüften schwebte; die prophetische Inschrift ihrer auf Rhodos gebrannten Ziegel: „Gott hat sie gegründet und sie wird nicht erschüttert werden; Gott wird ihr beistehen im Morgenroth" ging nun, in so weit es die Erhaltung des Gebäudes durch den östlichen Eroberer betraf, in Erfüllung. Von dem luftigen Dom auf den Boden gekehrt, fiel Mohammeds Blick auf einen seiner Soldaten, der das kostbare Marmorpflaster der Kirche aufbrach, dessen Wellenlinien wogende Fluthen nachahmten, so daß von den vier Thoren der Kirche die spiegelnde Marmorfluth, wie die der vier Paradiesesflüsse, hinaus zu wallen schien. Mohammed gab ihm einen Schwerthieb mit den Worten: Die Schätze der Stadt hab' ich euch preißgegeben, aber die Gebäude sind mein. Der Entpflasterer der Kirche ward halbtodt vor dieselbe hinausgeworfen. Mohammed ließ nun einen seiner Gebetausrufer von der Estrade vor dem Heiligsten durch das Bekenntniß des Islams zum Gebet aufrufen und er selbst verrichtete dasselbe nicht an sondern auf dem Hochaltar. So ward die Kirche der göttlichen Weisheit für die Christen entweiht, für die Moslimen eingeweiht.

Der Kopf des letzten byzantinischen Thronbesitzers — er war im Sturm unter den Streichen zweier Türken gefallen — rollte zu Mohammeds Füßen. Der Leichnam war unter der Menge der Erschlagenen an der purpurnen Fußbekleidung, in welche goldne Adler gestickt waren, erkannt worden. Der Kopf wurde auf dem Burgplatze an der Porphyrsäule angeheftet, wo Constantin der Große seiner Mutter Helena ein Ehrendenkmal gesetzt hatte, die aber später unter Justinian dieses Kaisers Statue aufnahm, in der linken Hand die Erdkugel mit dem Kreuze tragend, die rechte drohend gegen Osten ausgestreckt, die Herrschaft über das Morgenland anzudeuten. Schrecklich höhnte der Eroberer Constantinopels die drohende Geberde der alten Statue, indem er an die Säule derselben das Haupt des Paläologen anheften ließ: das Haupt des letzten griechischen Kaisers an der Stelle, wo der erste seiner Mutter ein Monument gestiftet hatte, gleichsam den Hufen des Pferdes des triumphirenden Justinian unterwerfend: ein Hohn, dessen Tiefe nur von dem ganz gefühlt wird, wer da weiß, daß östlichen Triumphatoren der Segenswunsch zugerufen wird: „daß die Köpfe ihrer Feinde unter die Hufen ihrer Pferde rollen sollen!" —

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 82. Mittwoch, 25. April 1827.

An Haug

als er sein 66stes Lebensjahr erreichte. *)

Die Würfel Deines Lebens weisen
Zwei Sechser. — Heil zum Stufenjahr!
Sollt' ich den Wurf nicht glücklich preisen?
Noch schmückt des Frohsinns Kranz Dein Haar.

Ein Phönix im Autorenvolke,
Gehst Du noch rüstig Deinen Schritt.
Kaum, daß Dir eine Hustenwolke
Vor der Gesundheit Sonne tritt.

Du siehst nur freundliche Gesichter,
Weil nie Dein Witz es böse meint.
O seltner Epigrammendichter,
Mit scharfem Pfeil, doch ohne Feind!

Man sage noch, die Mädchen lieben
Bloß das, was jung und blühend ist:
Ich kenne neun, die treu Dir blieben,
Und denen Du Alcides bist.

So wirst Du stets Dich Jüngling fühlen;
Ja, selbst den Siebzigen zum Hohn,
Noch kräftig Deine Lyra spielen. —
Hoch lebe — Haug-Anacreon!

Schlotterbeck.

*) 9. März.

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

Tasso's Abscheu gegen die verächtliche Weise, in der man ihn, gleich einem gemeinen Höflinge, zu unterhalten suchte, reizte des Herzogs Unmuth von neuem: sein Andringen um die Zurückgabe seiner Papiere ward mit spöttischen Bemerkungen zurückgewiesen; er hatte nur zu viel Ursache zu glauben, daß eine fremde Hand die edlen Erzeugnisse seines Genius zum Lichte befördern solle. Der Zutritt zu den Prinzessinnen, von denen er Auskunft, Rath, Trost erwarten zu können hoffte, ward ihm auf des Herzogs Anordnung verwehrt: er sah, daß er von seinem Fürsten geplündert werden sollte, daß seine Person jetzt, da man sein Gedicht hatte, ganz gleichgültig geachtet ward, daß man ihm fühlen lassen wollte, ihn zu dulden, sei schon eine große Gunst, ihm die Ergötzlichkeiten roher Seelen zu bereiten, verdiene seine ganze Dankbarkeit.

Da floh er zum zweitenmale: er ging nach Mantua; hier fand er wenig Freunde: man hatte längst von Ferrara aus ihn als einen Verrückten zu verschreien gesucht. Nur der junge Prinz Vinzenzio Gonzaga nahm sich seiner liebreich an: in ihm war eine große Seele, die einen solchen Geist auch in der Tracht des Wahnsinns nicht verkannt haben würde. Aber er konnte am Hofe eines strengen Vaters nichts für ihn thun. Tasso mußte einen schönen Rubinring, den er in glücklicheren Tagen einst von der Herzogin von Urbino bekommen, und seine Halskette verkaufen, und ward durch den Makler um mehr als zwei Drittel des Werthes betrogen. Mit dem Erlös kam er nach Padua und Venedig; überall fand er die Herzen verhärtet; nur Maffeo Vaniero, Venetianischer Nobile, schrieb unter'm 12. Juli 1578 an den Großherzog von Toscana; auch dieser Brief geht von der Annahme aus, Tasso sei geisteskrank, setzt aber hinzu, man merke es ihm nicht an. So hatten die Verleumdungen der Ferraresen auch die würdigsten Menschen gegen den armen Dichter befangen. Er wartete den Erfolg dieser Verwendung nicht ab, sondern eilt, in die Staaten des Herzogs von Urbino, seines Jugendgespielen, zu kommen, in der Ueberzeugung, daß er nirgend eine bessere Kenntniß seiner Person, noch edlere Theilnahme, noch einen mitleidigeren Beschützer seiner Unschuld finden könne. In der That sah er seine

Hoffnungen noch übertroffen: der Herzog versicherte ihn seines vollkommensten Wohlwollens, seines Schutzes. Tasso hat die Freude, die Sicherheit, das Ruhegefühl, das ihm durch eine so tröstliche Zusprache eingeflößt wurde, in einer der herrlichsten Canzonen, die wir von ihm besitzen, verewigt. Von Urbino aus tröstet er seine Cornelia, die über seine zweite Flucht in der lebhaftesten Bekümmerniß ist; er sendet ihr eine zu Ehren des Herzogs gehaltene Rede; er meldet, daß sich ein Edelmann des Herzogs von Ferrara eingefunden, welcher ihn zurückzukehren bereden wollte: doch werde er ohne eine bestimmte Einladung dieses nicht thun. Man sieht, wie ihn immer eine geheime Gewalt an den Ort hintreibt, wo er doch so viel Unheil erlebt hat.

Die Trennung von seinem Werke scheint wie ein böser Stern über ihm gewaltet zu haben: sein Körper war krank; wir erfahren, daß er fortwährend ärztlicher Hülfe bedarf; er hat die zarte Frauensorgfalt, mit welcher ihm Gräfin Lavinia della Rovere, aus dem Hause der Herzoge von Urbino, nachmals vermählte Markgräfin von Pescara, eigenhändig den Verband eines Fontanells, das ihm am Arme gelegt worden, bereitet, in einem zierlichen Madrigale verherrlicht. Sein Gemüth ward durch die Betrachtung, wie sehr seine Gegner durch die Ausstreuung, als sei er wahnsinnig, überall Mißtrauen und Scheu vor ihm verbreitet hatten, neuerdings zerrüttet; er schreibt an seine Freunde in der traurigsten Stimmung; er will nichts mehr, als daß sie nur nicht auch an ihm verzweifeln; daß man ablasse ihn zu verfolgen, ihn zu peinigen. Er glaubt, daß des Herzogs von Urbino Bemühung, ihm sein Werk wiederzuschaffen, nicht lebhaft genug ist; er fürchtet, auch er sei wieder gegen ihn eingenommen. Er denkt an eine Zuflucht bei dem Herzoge von Savoien, faßt sich kurz, eilt ohne Jemandem ein Wort zu sagen, von Urbino fort und macht im Herbst 1578 die Reise nach Piemont. Er erzählt uns in der Einleitung zu seinem Dialoge: der Hausvater, ein artiges Abenteuer, wie er, auf der Heerstraße zwischen Novara und Vercelli reitend, durch Zufall in die Familie eines wackeren Landedelmannes eingeführt wird, und dort einer ächt patriarchalischen Gastfreundschaft genießt, die ihm die Freuden eines ländlichen Lebens höchst anmuthig an die Seele rückte. Aber wie einst aus dem Eden Sorrento's eilt er fort aus dieser Stätte des Friedens, und von Vercelli aus nicht mehr im Stande, sich ein Pferd zu miethen, watet er zu Fuß durch Gewässer und Sümpfe bis zu den Thoren Turins, wo ihn die Wache seines schlechten Aufzugs halber nicht einlassen will. Glücklicherweise geht ein gelehrter Venetianer, Angelo Ingegneri, vorüber, erkennt ihn, bedeutet den Wachtposten, daß er kein Landstreicher, sondern der größte Dichter Italiens ist, und führt ihn in den Pallast des Marchese Filippo von Este, Generals der Cavallerie, und Schwiegersohns des Herzogs Emanuel Philibert. Marchese Filippo war ein Seitenverwandter des Herzogs Alphonso; er nahm den unglücklichen Wandrer gütig auf, führte ihn zu Herzog Carl Emanuel, und dieser bot ihm seine Dienste an. Der Cardinal Albano, dem er seine neuen Aussichten eröffnet, redet ihm freundlich zu, verweist ihm das Mißtrauen gegen seine Freunde und selbst gegen ihn, ermahnt ihn, sich einer ruhigen Pflege hinzugeben. Tasso sammelt sich, nährt die Hoffnung, durch den Herzog seine Jerusalem zurückzuerhalten, schreibt einen Dialog über den Adel.

Unterdeß giebt ihm die bevorstehende Vermählung Herzogs Alphonso (es war die dritte; Barbara von Oesterreich war schon 1572 gestorben) mit Margaretha Gonzaga, Prinzessin von Mantua, von neuem den Unglücksgedanken ein, sich an Ferrara's Hof zu begeben, und persönlich um abermalige Gnade des Herzogs und Auslieferung seiner Compositionen zu bitten. Trotz den Warnungen des Marchese reist er ab, trifft am 21. Februar 1579 in Ferrara ein, einen Tag früher, als die Braut nach Belvedere kam. Der ganze Hof war in den Anordnungen der Empfangsfeierlichkeiten vertieft: wie hätte er einen armen, in Ungnade gefallenen Dichter beachten sollen? An die Erlangung eines Gehörs bei dem Herzog oder den Fürstinnen war gar nicht zu denken; er mußte sich die bittersten Demüthigungen, das Hohngelächter der niedrigsten Lakaien gefallen lassen. Ohne Obdach und sichren Aufenthalt trieb er sich umher, aus einer Herberge in die andre; kaum daß die Beamten des Cardinals Ludwig einige Kenntniß von ihm nahmen; von denen des Herzogs nicht einer. Der Groll des Geschicks erschöpfte sich an ihm. Da ging seine Geduld zu Ende: man zürne ihm nicht; sie hatten ihm sein bestes Eigenthum geraubt: das wenigstens waren sie ihm schuldig zu erstatten. Die schmachvolle Behandlung preßte ihm böse Worte gegen den Herzog aus: da ließ dieser ihn in das Narrenspital zur heiligen Anna bringen. Dieß geschah gegen Ende März 1579.

Und da wir nun an eine Epoche gekommen sind, welche die dunkelste Stelle in den Lebensschicksalen eines der glänzendsten Geister bezeichnet, so sei es uns vergönnt, abschweifungsweise einen Blick auf die zarte Dichtung zu werfen, welche diese Schicksale, in ihren Brennpunkten genialisch zusammengefaßt, unseren Herzen inniger, als es die Geschichtserzählung vermag, eingeprägt und uns zwei große Sänger in der lieblichsten Wechselverbindung werth und vertraut gemacht hat. Es ist kein Zweifel, daß Goethe's Drama, wenn schon der Mittelpunkt seiner Verwickelung auf einer unbeglaubigten Anekdote ruht, das innere Leben Tasso's, seinen Charakter, seine Stimmungen, und zugleich seine Beziehungen zu den Personen des Ferrarischen Hofes mit einer Wahrheit und Tiefe offenbart, wie es nur das aufmerksamste Studium von des Dichters Werken, so wie von den Einzelheiten der Zeitgeschichte, vor allem aber nur das seherhafte Eindringen eines vollwürdigen Brudergeistes in die Seele des anderen zu leisten vermochte. Es ist nämlich erwiesen, daß bloß nach einem unbestimmten Hörensagen die Veranlassung zu Tasso's Einkerkerung im Spital zu St. Anna auf eine leidenschaftliche Verirrung desselben bezogen wird, da er eines Tags, in Gegenwart des Hofes, der Prinzessin Leonora, hin=

gerissen durch ihr bezauberndes Wesen, statt der Antwort auf eine Frage, einen Kuß gegeben haben soll. Ergötzlich Erfundenes wird gern für wahr gehalten, und so hat sich, wie im Alterthume nicht selten die Komödiendichter zu Quellen scherzhafter oder ärgerlicher Ausschmückung der Personengeschichte geworden sind, auch diese schon durch allen chronologischen Zusammenhang lügengestrafte Erzählung durch den Witz eines Lustspieldichters stationär gemacht. In einer 1625 gedruckten Comödie Scipione Errico's, die Revolutionen des Parnassus, wird Tasso durch den Dichter Cesare Caporali der Muse Calliope vorgestellt, und diese sagt: Herr Torquato, tretet heran. Tasso erwiedert: Ihr seht mich bei der Hand, dem Befehle einer so hohen Gebieterin zu gehorchen. Worauf Caporali ihn warnt: Nicht gar zu nah, Herr Bruder, ihr habt einen zu geläufigen Appetit, die Leute zu küssen!

Abgesehen von dieser phantastischen Sage, hat Goethe die zerstreuten oft halbverlornen Samenkörner der geschichtlichen Ueberlieferung gewissenhaft gesammelt, sie mit der Sonnenwärme des Genius befruchtet, belebt, aus ihnen die zartesten, lieblichsten Blumen aufgezogen und diese mit kunstgeübter Hand zu einem Kranze verbunden, in welchem jede ihre bedeutsame Stelle einnimmt, und der Eindruck eines klaren, lichten, farb- und düftevollen Ganzen mit unendlicher Leichtigkeit und Grazie bewirkt ist. Die einzelnen Aufbewahrungen aus dem Jugendleben des Dichters, aus den Verhältnissen seiner Aeltern und seiner Schwester, die ersten, übermächtigen Eindrücke seines Aufenthalts in Ferrara, seine Einführung bei der Prinzessin, die Reise nach Frankreich mit dem Cardinal, seine Dürftigkeit und die Sorglosigkeit um sein Eigenthum und seine Bedürfnisse, seine kleinen Verwöhnungen und Grillen, die freundschaftlichen wie die feindseligen Berührungen mit seinen Zeitgenossen, das poetische Gericht in Rom, die rührende Flucht zu Cornelia in der Tracht eines Hirten, Alles, was uns des Dichters Thun und Fühlen in eigenthümlichen Lagen versinnlichen kann, ist mit bedachtsamem Uebergreifen und Umfassen in die Dichtung aufgenommen, an schicklicher Stelle eingewebt, muß als Mannigfaltiges der sicher und fest erhaltenen Einheit dienen. Selbst die über dem Augenblick der Katastrophe hinausliegenden Momente sind in kluger Benutzung herangezogen: die finsteren Stunden, die bleiche Melancholie, der stille Wahnsinn, der sich des Dichters im St. Annenspitale bemächtigt, sind, wiewohl in schonender, mitleidiger Andeutung in der letzten Scene mit der Prinzessin nicht übergangen; der unerquickliche Streit über die Vorzüge der Gerusalemme und des Orlando furioso ist in Montecatino's leidenschaftlicher Partheilichkeit für Ariosto prophetisch und verhängnißvoll gezeichnet, an die Ehre der Capitolinischen Krönung, die des Dichters letzte Tage wenigstens durch die Erwartung verschönte, wird vordeutend erinnert. Selbst des Herzogs unlöbliche Anmuthungen an Tasso, sich einer üppigen und genußlustigen Lebensweise hinzugeben, sind in der Audienz, die, durch Antonio vorbereitet, Alphons dem Dichter giebt; Alphonso's eigner Hang zu solchen Ergötzungen in der zweiten Scene des ersten Actes in so weit nicht verdeckt, als es die nothwendige Würde des Characters zuließ.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsliteratur.

Schluß der Probe aus Foy's hinterlassenem Werke.

Es genügte Napoleon nicht über eine große Nation zu herrschen: er ging offenbar auf eine Universalmonarchie aus. Bei diesem kühnen Unternehmen lächelte ihm wohl weniger das Ziel selbst, als die Bahn, die er, dahin zu gelangen, durchschreiten mußte. Bewegung war sein Element: er befand sich am besten im Schooß des Sturms. Krieg zu führen war ihm die wahre Wollust. Er liebte ihn, wie man im Frühling des Lebens eine Freundin liebt. Um sich und andern das Ordnungswidrige seiner Plane zu verstecken, zeigte er die französische Revolution als unverträglich mit den Vorurtheilen, die seit dem Fall des Römerreichs die Welt regieren. Seine Sendung war — so gab er zu verstehen — nicht nur Frankreich zu regieren, sondern ihm alle andere Staaten zu unterwerfen, deren unabhängiges Dasein mit dem Wesen des neuen Frankreichs nicht bestehen könne. Von dieser Voraussetzung ausgehend, organisirte er sein Reich für ewigen Krieg. Nicht um unbeschränkter Autocrat zu werden, hat er seine Waffen nach allen Regionen getragen: das konnte er wohlfeiler haben. Im Gegentheil: er gründete den Despotismus, um sich Elemente zum Kampf zu schaffen, zu beleben, stets zu erneuen. Wer nicht unter den Fahnen gedient hat, begreift die rastlose Unruhe nicht, welche Alexander'n an den Ganges, den Schweden Carl nach Pultawa geführt hat. Der Krieg ist eine Leidenschaft, selbst in den untern Reihen: er ist die gebieterischste, die berauschendste aller Leidenschaften bei denen, welche einen Oberbefehl haben. Wo ist ein weiteres Feld zur Entfaltung eines kräftigen Characters? wo kann sich ein berechnender Geist glänzender zeigen? wo vermag das Genie zündendere Blitze zu schleudern? Wen der Ruhm entflammt, dem erregen Hunger, Durst, Wunden, drohender Tod, nur steigenden Rausch; die plötzliche Auffassung und Einfügung unbestimmter Ursachen in vorgesehene Wechselfälle wirft in dies aufregende Spiel das Interesse jedes Augenblicks und giebt ihm die erschütternde Wirkung, welche man sonst nur in langen Zwischenräumen bei den furchtbarsten Lebenscrisen fühlt. Welche Macht über die Gegenwart entwickelt nicht ein Kriegsoberster, nach seinem Willen die Kampfwuth so vieler Tausenden kettend oder loslassend! Welche Gewalt über die Zukunft liegt nicht in dem Talent, dessen Inspirationen die Geschicke ganzer Generationen regeln. Wenn der Gott Israels seine Anbeter unter dem Gewicht seiner Allmacht erdrücken will, ruft er ihnen zu: ich bin der Gott der Heerschaaren.

Napoleons Kriegslust fand eine mächtige Hülfe in dem Cabinet von St. James. England brach den Tractat von Amiens. Napoleon zog seine Heere an

der Küste zusammen. Das Ufer bei Boulogne bedeckte sich mit Geschützstücken. Alle Seearsenale waren in voller Thätigkeit. Frankreichs Flagge war auf allen Meeren zu sehen. Fünfzehn Monate lang standen Rom und Carthago in Vernichtung drohender Stellung einander gegenüber. — Man hat gefragt (das Problem ist noch ungelößt) ob Napoleon wirklich vorhatte, England zu überfallen, oder ob es nur auf Einschrecken abgesehen war. Wir zweifeln nicht, daß er in der That den Plan hatte, eine Landung zu versuchen. Es hat nur wenig gefehlt, so wäre unsere Flotte, nachdem sie die Häfen von Ferrol, Rochefort, Brest und dem Texel deblokirt, auf einige Tage wenigstens Herrin im Canal geblieben. Dann würde die Ueberfahrt von Boulogne aus keine Schwierigkeit gehabt haben. In 48 Stunden konnte man 100,000 Mann nach England überschiffen. Fünf Märsche vom Ufer nach London hätten den Welteroberungsplan mehr gefördert, als dreißig gewonnene Hauptschlachten auf dem Continent. Um unermeßliche Resultate zu gewinnen, war es grade nicht nöthig, daß die Invasion vollständig glückte. Es ist wahr, der Rückzug war bedenklich: aber die Hoffnungen, welche eine gelungene Landung in der Aussicht zeigte, waren so glänzend, daß sie den Blick von den Gefahren der Heimkehr abziehen konnten.

Inzwischen hatten die Proscriptionen die meisten der Anführer gemäht oder entfernt, die in den ersten Jahren der Revolution an der Spitze der Heere gestanden. Andere waren auf den Schlachtfeldern gefallen. Er war nicht mehr, jener Hoche, mit der Feuerseele, mit dem unbezähmbaren Character, der sich nie unter einen Gebieter gebeugt haben würde. Kleber, dessen Haupt sich erhob, wie eine Fahne über der Schaar, dessen Talent man nicht würdigen konnte, da er schlecht gehorchte und zu befehlen verschmähte — er war unterm Mordstahl gesunken. Der mürrische verschlossene Pichegru war todt für Frankreich, seit ihn England für seine Plane gewonnen. Moreau lebte: damals noch rein und in unbeflecktem Ruhm. Sein Character stand indessen nicht auf gleicher Höhe mit seinem Feldherrntalent. Er hatte aus vertrauender Schwäche zum 18. Brumäre mitgewirkt. Bald nachher diente sein Name den Gegnern dieses Tags zum Losungswort. Die vornehmsten Chefs der italienischen Armee verbargen ihre Unzufriedenheit nicht: die einen waren unwillig über den stolzen Dictator, der seine Cameraden so weit von sich entfernt hielt und damit umging, sie zu Unterthanen zu machen; die andern seufzten, daß so viel bestandene Gefahren und Beschwerden nur den Sturz des Freistaats herbeigeführt hatten.

Da traf Napoleon Moreau. Die Gegner seiner wachsenden Macht zitterten. Einige zogen sich zurück. Die Meisten gingen wohl oder übel wollend in's neue System über: es gab da Platz für Jedermann. Soult, Davoust, Ney, und andere brave Männer, aus den zweiten Reihen hervorgehoben, gaben sich ohne Rückhalt hin: das unbeschränkte Feld der Hoffnungen öffnete sich vor ihnen. Die Soldaten verlernten unter diesen Führern die Erinnerungen an die Republik; die Schattirungen der in den verschiedenen Armeen vorherrschenden Meinungen verschmolzen in einen Enthusiasmus für Kriegsruhm, der an Fanatismus grenzte. Von da an gab es nur eine Armee unter einem Chef: die Söhne des Vaterlands, getrennt von den Bürgern, waren die Soldaten, nicht mehr der Republik, sondern des Mannes, der sich als einziger Repräsentant des Nationalruhms aufgeworfen hatte: ihre kräftigen Arme hoben den neuen Pharamund auf den Schild und bald setzten Senat, Volk und Pabst das Kaiserdiadem auf seine Stirne.

B.

Concertanzeige.

Großes Vocal- und Instrumental-Concert

gegeben von

Herrn und Madame Haizinger

Donnerstags, den 26. April

im Saale des Rothen Hauses.

Erster Theil.

1) Ouverture aus Oberon, von C. M. v. Weber.
2) Scene von Rossini aus Richard und Zoraide, vorgetragen von Hrn. Haizinger.
3) Nichts und Etwas, von Castelli, vorgetragen von Mad. Haizinger.
4) Clavier-Concert von Hummel: A minor, vorgetragen von Hrn. Capellmeister Guhr.
5) Duettino von Blangini, gesungen von Hrn. und Mad. Haizinger.
6) Vocal-Quartett von Eisenhover, vorgetragen von den Herren Haizinger, Tourny, Hauser und Dobler.

Zweiter Theil.

1) Arie aus der Entführung aus dem Serail: „Ach Constanze", vorgetragen von Hrn. Haizinger.
2) Alemannisches Gedicht „Hans und Verene" von Hebel, vorgetragen von Mad. Haizinger.
3) Duo aus „Armida" von Rossini, vorgetragen von Dem. Hauß und Hrn. Haizinger.
4) Der Flausrock von Voß, vorgetragen von Mad. Haizinger und Hrn. Weidner.
5) Duettino von Blangini: Cara pupille, vorgetragen von Hrn. und Mad. Haizinger.

Billets zu 2 fl. sind bei dem Logenmeister Hrn. Retz, und Abends an der Casse zu haben. Anfang 8 Uhr. Ende nach halb 10 Uhr.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

№ 83. Freitag, 27. April 1827.

An das Künstlerpaar

Anton und Amalia Haizinger.

Wenn in den Schluchten der Schnee hinschmilzt, und lindere Lüfte
Fächeln die Höhn; im Gehölz quillt das belebende Grün;
Erst Ein Sänger sich leise versucht, bald, schmetternd im Chore,
Tausendstimmig der Hain jauchzet: der Frühling ist da!
Dann hebt seligbewegt sich die Brust, sie empfindet der Gottheit
Odem, und strickt von dem Bann kleinlicher Sorge sich los:
So tragt Ihr uns empor auf Geniusflügeln des Wohllauts,
Welchen beglückend ein Gott Euch in den Busen gesenkt;
Daß wir entzückt uns dünken, Elysiums Lüfte zu athmen,
Wo bei der Lethe Sturz friedlich am Hügel gelehnt
Selige Schatten vernehmen die Wechselgesänge der Musen,
Und mit gewaltiger Hand rühret die Saiten Apoll.
Ja, Euch haben für ewig die Grazien selber verbunden,
Daß Ihr vereint ihr Reich schützt in erhöhetem Sieg.
Freude mit Euch! und kehret, wo Euch voll Dankes die Herzen
Schlagen, zurück oftmals, bringend die Lenze der Liebe.

Torquato Tasso.

Beifolg der Abschweifung über Goethe's Tasso.

Auf diesem deutlichen und durch eine Reihe individueller Züge als ein Gebiet erlebter Wahrheit sattsam bezeichneten Grunde erhebt sich nun eine Gruppe weniger, aber mit vollendeter Virtuosität ausgearbeiteten Charactere, die uns den Kampf des idealen und des wirksamen Daseins in großartiger plastischer Fülle vor Augen bringen, und, wenn schon der tragische Effect, wie der aus erhabenen Träumen schrecklich erwachende Tasso sich dem schroffen, kalten Antonio in die Arme werfen, die unsterbliche Begeisterung bei der nüchternen irdischen Besonnenheit um Trost und Hülfe flehen muß, auf jedes zarte Gemüth erschütternd wirkt, dennoch die lehrreiche Nothwendigkeit, daß jene beiden Kräfte nur vereint das Höchste leisten, dem Sterblichen Freudigkeit, würdige Wirksamkeit, dauernden Erfolg zu gewähren vermögen, auf das bedeutsamste fühlbar machen. In dieser Beziehung sagt Leonore Sanvitale treffend über die beiden schwer zu versöhnenden Gegner:

Zwei Männer sind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen Beiden formte.
Und wären sie zu ihrem Vortheil klug,
So würden sie als Freunde sich verbinden;
Dann ständen sie für Einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Lust durch's Leben hin.

Wenn wir Goethe's dramatisches Talent in vieler Hinsicht zu bewundern haben; so zeigt es sich bei diesem Stücke auf eine ganz eminente Weise in der Art, wie

es ihm gelungen, der historischen Grundlage seiner Charactere jenes Gepräge idealischer Würde aufzudrücken, durch welches sie für uns zu sittlichen Gattungswesen werden, ohne daß sie, was die Klippe so mancher tragischen Characteristik geworden ist, ihre Individualität verlieren und in das Flache, Nebulistische zerfließen. Man kann auf sie anwenden, was der Dichter seinem Tasso selbst in den Mund legt:

Es schwebt kein geistig unbestimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es gesehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben. —
Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.

Tasso's Character ist, obwohl der geistigste des ganzen Werkes, dennoch der Geschichte, man kann sagen, vollkommen treu wiedergegeben. Denn in so fern über seiner eigentlichen Liebe und über der sinnigen Zweideutigkeit, welcher der beiden Leonoren die volle Gluth seiner Empfindung gegolten, ein historisches Dunkel schwebt, hat sich Goethe mit Recht an das Wahrscheinliche gehalten, was offenbar das ist, daß eine auf zartem Wechselverständniß und Gleichheit der Lebensansichten ruhende, dauernde Anhänglichkeit an die Prinzessin ihn fort und fort in Ferrara festgehalten, die durch seine Huldigungen gegen andre Schönheiten nicht sowohl unterbrochen als der mißgünstigen Aufmerksamkeit seiner Verfolger entzogen worden. Auch wird das Mißverhältniß der Jahre den Menschenkenner nicht befremden: Goethe hat in seinem Leben (Wahrheit und Dichtung) über die schwärmerische Liebe jüngerer männlichen Personen zu älteren weiblichen, wenn diese nur an sich nicht reizlos und uninteressant sind, so manche zarte Bemerkung mitgetheilt, daß wir auf ihn zu verweisen für genügend achten dürfen. Der Zeitpunct, in welchem Goethe's Tasso spielt, ist nicht, wie man aus der Katastrophe vermuthen könnte, das Jahr 1579, wo er nach St. Anna gebracht wurde, sondern 1575, ehe er nach Rom ging. Als Folge des dramatischen Schlusses hat man sich diese seine Entfernung von Ferrara zu denken. Damals nun war Leonora ein und vierzig, Tasso ein und dreißig Jahre alt. Der deutsche Dichter hat sich dieses Verhältniß in den Jahren beider Personen fruchtbar zu Nutze gemacht: wir sehen offenbar das Uebergewicht der Prinzessin nicht bloß auf ihren Stand, sondern auch auf ihre reiferen Jahre begründet; nur daß sie beide nicht gerade so alt, als sie wirklich waren, gedacht werden müssen.

Beweglich, zartfühlend, von allem Hohen, was die Menschheit hat, in seliger Berauschung erfüllt, wandelt Tasso unter den Lebenden, wie unter den Geistern einer abgeschiedenen Welt; seine Seele ist versenkt in den heiligen Traum von jenem Jugendalter der Menschheit:

Da auf der freien Erde Menschen sich
Wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wiese
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüsch die zarten Zweige
Um sehnsuchtsvolle Liebe traulich schlang;
Wo klar und still auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe sanft umfing;
Wo in dem Grase die gescheuchte Schlange
Unschädlich sich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald bestraft entfloh;
Wo jeder Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg' und Thäler schweifend,
Zum Menschen sprach: Erlaubt ist was gefällt.

In dieser Stimmung wird ihm die Liebe selbst zu einem hehren Traume: er will nicht schwelgen in dem rohen Genusse, sondern in der frohen Empfindung, daß ein verwandtes, gleich entzücktes Wesen seine Gefühle theilt, seine Sprache versteht, mit ihm sich muthig in jene Welt der Ideale versteigt, die seinen Geist umschweben. So erkennt es die Gräfin Sanvitale:

Uns liebt er nicht — verzeih', daß ich es sage! —
Aus allen Sphären trägt er was er liebt
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und sein Gefühl theilt er uns mit; wir scheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchste, was wir lieben können.

In dieser Unschuld seines Gefühles, in dem erhabenen Bewußtsein, das die angeborene Würde des Genius giebt, sieht er hinweg über den Unterschied und die kleinlichen Beschränkungen der Standesverhältnisse; er kennt nur Einen Adel, den der Gesinnung, nur Ein Gesetz, das der freien Ueberzeugung: und auf das schmerzlichste wird er berührt, ja im innersten Leben verwundet, wenn die harten Formen der Wirklichkeit sich gegen seine Anschauungsweise geltend machen.

Ist im Palast der freie Geist gekerkert?
Hat hier ein edler Mensch nur Druck zu dulden?
Mich dünkt, hier ist die Hoheit erst an ihrem Platz,
Der Seele Hoheit! Darf sie sich der Nähe
Der Großen dieser Erde nicht erfreun?
Sie darf's und soll's. Wir nahen uns dem Fürsten
Durch Adel nur, der uns von Vätern kam;
Warum nicht durch's Gemüth, das die Natur
Nicht Jedem groß verlieh, wie sie nicht Jedem
Die Reihe großer Ahnherrn geben konnte.
Nur Kleinheit sollte hier sich ängstlich fühlen,
Der Neid, der sich zu seiner Schande zeigt:
Wie keiner Spinne schmutziges Gewebe
An diesen Marmorwänden haften soll.

Nachdem ihn die auf verletzten Burgfrieden verordnete Einschränkung auf sein Zimmer aus dem Wahne gerissen, daß der Götter Saal auf gleicher Erde stehe, kann ihn nur Eins wieder in das Verständniß seiner Selbst, in die schönen Himmel seiner Begeisterungen zurückführen: der rein und keusch Geliebten freundliche, tröstliche, treuherzige Zusprache. Da vergißt er, womit sie früher ihn warnte:

> Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's,
> Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen:
> Doch andre können nur durch Mäßigung
> Und durch Entbehren unser eigen werden.
> So, sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,
> Die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!

Er stürzt ihr, in dem Uebermaaße seiner Wonne, durch diesen Engel wieder aufgerichtet, wieder hergestellt zu sein in die verlornen Ehren, die er mit dem Degen und dem Lorbeerkranze von sich legen müssen, an das Herz, und nun erst hat er sich wirklich vergangen, hat die zarte Schonung, mit welcher Verhältnisse solcher Art getragen sein wollen, durch sein stürmisches Feuer verletzt und wessen er sich früher nur in dem Ungestüm seines gereizten Gefühles berauben wollen, wo eine baldige Reue vorauszusehen war, das geht ihm nun wirklich und unwiederbringlich verloren, und die Entfernung von Ferrara, vorher nur eigensinnige von den Freunden eifrig bestrittene Wahl des Augenblicks, wird jetzt gebieterische, tragische Nothwendigkeit.

In dem Zusammenhange, wie der Dichter diese Katastrophe herbeiführt, stellt sich die Befolgung einer unhistorischen Sage durchaus nicht als eine Willkühr und launenhafte Vernachlässigung des streng Ueberlieferten dar. Zwischen mehreren in sich durchaus natürlichen tragischen Momenten im Leben Tasso's war ein solcher auszuwählen, der den schmerzlichen Contrast seines dichterischen Anspruchs mit dem conventionell Erreich- und Gestattbaren am interessantesten zur Erscheinung brachte; und da in einem Dichterleben der dramatischen Behandlung nicht leicht eine günstigere Verwickelung begegnen konnte, als die Liebe; die Liebe Tasso's zu Prinzessin Leonora als historische Thatsache gelten durfte; jener verwegene Ausbruch dieser Leidenschaft von vielen Seiten als Thatsache genommen war: so mußte in jedem Falle die Idee, die Katastrophe auf die e Liebe zu bauen, weit vorzüglicher erscheinen, als alles, was etwa in Tasso's sonstigen Beziehungen zum Ferrarischen Hofe, in den Verhältnissen zu seinen Neidern und Verfolgern, zum Herzog selbst, an fruchtbaren Motiven sich zeigen mochte.

(Fortsetzung folgt.)

Schneller Tod auf den Biß einer Klapperschlange.

Nach französischen Blättern mitgetheilt von

Dr. A. Clemens.

Der Tod des Engländers Drake, der im Februar dieses Jahrs zu Rouen mit drei Klapperschlangen und mehreren jungen Krokodilen ankam und durch eine der Erstern sein Leben einbüßte, ist zwar schon durch die Zeitungen bekannt geworden, hat aber in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris am 9. April Gelegenheit zu Diskussionen gegeben, die auch dem deutschen Publikum nicht uninteressant sein dürften, insbesondere aber dazu geeignet sind, das Auge der medicinischen Polizei auf Gegenstände dieser Art zu richten. Zur Einleitung hier in Kürze das Factum.

Trotz der Vorsicht, welche Drake auf der Reise angewendet hatte, die drei Schlangen vor dem Einflusse der Kälte zu sichern, fand er doch bei seiner Ankunft zu Rouen die schönste von den Dreien zu seinem größten Leidwesen todt. Er holte sie mittelst einer Zange aus ihrem Behälter; die beiden andern aber, die nur schwach zu sein schienen, brachte er mit ihrem Kasten in den Speisesaal, in die Nähe des Ofens. Hier reizte er sie mit einer Ruthe zu größern Lebensäusserungen, glaubte aber zu bemerken, daß auch von diesen eine keine Zeichen mehr von sich gäbe. Um sich völlig davon zu überzeugen, beging er die Unvorsichtigkeit ihr Behältniß zu öffnen, ergriff das Thier am Kopf und Schwanz und ging nach dem Fenster zu, es genauer zu untersuchen. Aber plötzlich beschreibt die Schlange eine zirkelförmige Bewegung mit ihrem Kopfe und bohrt ihm einen ihrer Giftzähne in den obern und hintern Theil der linken Hand. Drake schreit laut auf, murmelt einige Worte auf englisch, läßt aber, um jedem Zufalle vorzubeugen, das Thier nicht los und setzt es in seinen Behälter. In demselben Augenblicke aber erhält er einen neuen Biß in die Fläche derselben Hand. Der Unglückliche stürzt in den Hof, fordert mit Heftigkeit einen Arzt und Wasser und wascht einstweilen die Wunden mit Schnee und Eis aus. Einige Minuten später ergreift er einen Strick und macht sich mit demselben eine Ligatur um die Wurzel der verwundeten Hand. Seine innere Angst und Unruhe nehmen mehr und mehr zu, bis endlich der Dr. Pihorel erscheint. Die Gegenwart des ersehnten Arztes erhöht seinen Muth wieder. Mit Freuden sieht er ein Kohlbecken bringen und alle Anstalten treffen, um die Wunden auszubrennen. Nach der unmittelbar darauf unternommenen Operation leert der Kranke ein halbes Glas Olivenöl aus und wird ruhiger. Aber leider traten nach wenigen Minuten die traurigsten Zufälle ein. Alle Hoffnung verschwindet den Unglücklichen zu retten. Acht und dreiviertel Stunden nach der traurigen Begebenheit tritt der Tod ein.

Die Berichte, welche der Akademie der Wissenschaften über diesen Gegenstand zur Untersuchung vorgelegt

wurden, bestanden: 1) In einer Abhandlung, welche das Faktum und die angewendeten Heilmittel ausführlich beschreibt. 2) In dem Protokolle über die Leichenöffnung. 3) In einem Memoire der zur Berathung gezogenen Aerzte von Rouen, enthaltend Vorschläge zu Maaßregeln, um dergleichen Unglücksfälle in Zukunft zu verhüten. Am merkwürdigsten ist der Bericht über die Section: Das Aeussere des Körpers bot nichts der Beachtung werthes dar. Im Innern waren alle Organe gesund. Zum größten Erstaunen aller Anwesenden fand man weder Gehirn noch Rückenmark krankhaft afficirt. Nur die sie umgebende Membran zeigte eine leichte Röthe. Die Venen trugen keine Spur von Entzündung. Alles Krankhafte bestand einzig und allein darin, daß die Venen an der gebissenen Seite eine Menge geronnenen Bluts enthielten. *).

Der Vorschlag der Aerzte von Rouen geht dahin, daß Jeder, der in Zukunft so gefährliche Thiere der öffentlichen Neugierde zeigen will, gehalten seyn müsse, erstens, denselben die Giftzähne auszubrechen, zweitens Schröpfköpfe und Brenneisen stets in Bereitschaft zu halten.

Die Commission der Akademie der Wissenschaften kann diesen Vorschlägen zwar ihre Zustimmung nicht versagen, bemerkt aber, daß das Herausziehen der Giftzähne alle zwei oder drei Monate wiederholt werden müsse, weil sie in dieser Zeit von neuem wachsen können. Auch zählt sie unter die wirksamen Mittel das schnelle Aussaugen der Wunde. Ein Verfahren, das bekanntlich bei den meisten thierischen Giften ohne Gefahr angewendet werden kann, wenn nur Mundhöhle und Anfang des Schlundes keine excoriirte Stelle enthalten.

Die meisten Mitglieder stimmen aber für das gänzliche Verbot so gefährliche Thiere einzuführen und sehen zu lassen. Geoffroy läßt sich noch umständlicher über das furchterliche Gift der Klapperschlange aus und erzählt dabei noch folgende merkwürdige Thatsache. Ein Gehülfe des naturhistorischen Museums in Paris, der den Körper der Klapperschlange, die Drake gebissen, und getödtet dem Museum als Geschenk überschickt worden war, präpariren half, verletzte sich acht Tage nachher mit dem Scalpell, dessen er sich hierzu bedient hatte. Sogleich entstand eine schmerzhafte Geschwulst der Hand und der Achseldrüsen derselben Seite, die nur langsam den dagegen angewendeten Mitteln wich.

Als einen anderen Beweggrund die Einbringung solcher Thiere zu verbieten, giebt Coquebert-Hantbret den Umstand an, daß sie in unserm Clima zu leben und sich fortzupflanzen im Stande sind und sich also, ihren Behältern entschlüpft, vermehren könnten.

*) Das waren also alle materielle Veränderungen, welche ein Gift im Körper bewirkte, das durch zwei leichte Stichwunden eingeflößt binnen acht Stunden tödete! Ein Beweis, wie dynamisch dessen Wirkungsart ist und wie wenig man von dem Resultate der Section auf das lebenzerstörende Prinzip dieses Giftes schließen kann.

Dumeril, der Berichterstatter, bemerkt, daß die Zufälle, die in Rouen dem Bisse der Klapperschlange folgten, ganz von denen in America verschieden wären und dort weder so plötzlich noch so gefährlich wirkten. Eine Meinung, die Bosce unterstützt. Von allen giftigen Thieren ist nach ihm die Klapperschlange die friedfertigste. Sie greift nie an. Sie flieht sogar, ist anders die Flucht noch möglich und beißt nur in der höchsten Noth. Er hat mehr als dreißig von Klapperschlangen gebissene Menschen gesehen, von denen Keiner starb. Doch war er Zeuge, wie ein an der Zunge gebissenes Pferd bald nach der Verwundung fiel.

Magendie macht noch besonders auf den Nutzen der Ligatur in solchen Fällen aufmerksam, um die Einsaugung des Giftes zu verhüten. Er glaubt, daß diese hier vernachläßigt worden sey. Denn die Ligatur, die sich der unglückliche Drake in der ersten Verwirrung selbst angelegt habe, sei sicher unwirksam gewesen.

Mancherlei.

Am 23. Febr. d. J. hatte der kranke Herr Canning eine Unterredung mit dem Könige. Er mußte sich in einer Portechaise hin und zurücktragen lassen und wenig fehlte, so wäre er durch das Ungeschick eines besoffenen Trägers umgeworfen worden. Ein Gentleman, der zufällig dicht daneben ging, hinderte den Umfall der Chaise, und sagte zu dem Träger: „Besoffner Schlingel, du wirfst ja die ganze portugiesische Verfassung um."

Halt auf! — Ein Mann von der Feder, der sehr viel Geschäfte hatte, saß an seinem Schreibtische und arbeitete emsig. Er sah nach der Uhr und rief laut und ängstlich aus: Ach Gott, halt auf! halt auf! Was ist denn? fragte seine erschrockene Frau. — Die Zeit rennt so entsetzlich, mein Kind.

Sie haben nicht gewollt! — Etwas Dümmeres und Tolleres ist vielleicht lange nicht vorgekommen, als dasjenige, was am 5. Febr. d. J. Herr von Salaberry (wohl aus der Familie Saalbader?) in der französischen Deputirten-Kammer zur Vertheidigung des famösen Peyronnet'schen Preßgesetzes gesagt hat: „Die Alten hätten die Buchdruckerei wohl auch erfinden können, wenn sie gewollt hätten; aber die Gesetzgeber des Alterthums haben weislich dem Mißbrauche der grenzenlosen Freiheit geistigen Verkehrs vorgebeugt." — Vermuthlich hat Herr Salaberry alterthumkundige Nachrichten gefunden, daß die Griechen und Römer das Erfinden der Buchdruckerkunst förmlich verboten haben.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 84. | Samstag, 28. April | 1827.

Torquato Tasso.

Verfolg der Abschweifung über Goethe's Tasso.
Die beiden Leonoren und Herzog Alphonso.

Tasso zur Seite, als ruhig, göttlich waltender, treuverehrter Schutzgeist, steht Prinzessin Leonora, in der Milde und interessanten Liebenswürdigkeit, wie sie nach dem Wenigen, was die Geschichtserzählung von ihr überliefert, ohne Uebertreibung geschildert werden durfte. Ihre Liebe zu Tasso ist von einer höchst idealischen Art: es ist die zarte Freundschaft eines Gemüthes, das, durch innere Neigung und einen kränklichen Körperzustand von der Aussenwelt abgewandt, den reinen Einklang einer mitfühlenden Seele als süßes Bedürfniß empfindet und seine Sehnsucht nach einem Genius hinlenkt, dessen Reichthum und Fülle den erhabenen Bildern, die es selbst im Innern trägt, Ausdruck und Leben zu verleihen weiß. Hier ist nicht die Rede von einem leidenschaftlichen Zustande: in ruhiger edler Gelassenheit, wie ihr Stand sie über die gemeine Bedürftigkeit des Lebens erhebt, giebt sie sich ihrer schönen Theilnahme hin, sicher ihrer selbst, und dadurch auch gegen die Gefahren einer Ueberwallung von der anderen Seite gesichert. Ihr ganzer Sinn spricht sich in den Worten aus, mit welchen sie auf Tasso's begeisterte Schilderung von dem goldenen Zeitalter antwortet:

Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei:
Allein die Guten bringen sie zurück;
Und soll ich dir gestehen, wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig als sie ist;
Und war sie je, so war sie nur gewiß,
Wie sie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen sich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der schönen Welt:
Nur in dem Wahlspruch ändert sich, mein Freund,
Ein einzig Wort: Erlaubt ist, was sich ziemt.

Und gleich nachher:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt;
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht.
Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.

Den Uebergang von diesen idealisch fühlenden Personen zu den practischdenkenden und urtheilenden bildet Leonora, die Gräfin von Scandiano: sie hat der Dichter nach seinem poetischen Bedürfnisse behandelt, indem das Geschichtliche, was von ihr bekannt ist, nicht hinreichen konnte, ihr Wesen auf eine traditionelle Grundlage zu stützen. Und so sehen wir in ihr die muntere, geistreiche Weltdame, welche von dem Umgange mit dem Dichter am liebsten die Parthie ziehet, die ihrer nur nicht gemeinen und sinnlichen Eitelkeit am meisten Vortheil bringt. Sie läßt sich gern mit der Huldigung schmeicheln, die auch für sie in der Feier des Doppelnamens Leonora liegt; wenn schon ihr Scharfblick es ihr nicht entgehen lassen, daß der Antheil ihrer Person an dieser Feier gegen den der Prinzessin gar sehr in Nachtheil kommt. Sie hat nicht ungern mit einer kleinen Intrigue zu thun; und indem sie den Faden derselben mit allem Wohlwollen gegen die Betheiligten, wie es eine edle Erziehung und dankbare Freundschaft ihr auflegen, leitet, weiß sie für den Eigennutz eines rühmlichen Ehrgeizes gleichwohl zu sorgen, wenn sie Tasso in ihr eignes Haus nach Florenz zu entlocken bemüht ist.

Auf der entgegengesetzten Seite nun stehen der Herzog und Antonio Montecatino. Der Fürst ist als eine kräftige, tapfere, tüchtiggesinnte Männernatur hingestellt, in deren mächtigem Schutze sich mit Vertrauen niederzulassen die Musen sich wohl entschließen dürfen; und wir werden nicht fehlrathen, wenn wir den an sich wenig günstigen Character des historischen Alphonso nach der Beobachtung wohldenkendes Fürstensinnes aus dem eigenen Lebenskreise des Dichters ausgeschmückt und veredelt halten. Er hat vor allem sein Wohlgefallen an der klaren und erfolgsamen That: darum ist ihm der kluge, thätige, verständige Antonio unentbehrlich; den Ruhm, das Talent zu ermuntern, zu begünstigen, zu belohnen, sucht er zunächst zwar aus einem für das Schöne empfindbaren Gemüthe; mehr aber, weil es in seinem Hause so hergebracht ist, weil ihn die sinnigen Schwestern in der löblichen Uebung zu erhalten beflissen sind, weil er so endlich am würdigsten die Nebenbuhlerschaft mit Italiens kunstliebenden Herrscherhäusern bestehen kann. Er trägt Tasso nicht ohne einigen Verdruß sowohl über die verzögerte Vollendung der Gerusalemme — denn er mag lieber genießen, als langsam pflegen — als über seine Verstimmung und den Argwohn, verfolgt und befeindet zu sein, welchen er für das Hirngespinnst einer krankenden Einbildung hält. Dieser Umstand, daß er und die Seinen Tasso's Beschwerden über seine Neider und Gegner als müßige Ausgeburten und nichtige Phantasien ansehen, und in der Tüchtigkeit und Wahrhaftigkeit, mit welcher diese Personen nach dem Willen des Dichters sich geben, als dergleichen auch uns glaubhaft machen, lindert in der Tragödie die Schroffheit, mit welcher uns die Kränkungen und schmerzlichen Erfahrungen, die Tasso erleidet, berühren würden. Wir erkennen, daß er, sich selbst verwöhnend, in diesem Stücke wohl Manchem und selbst seinen Freunden Unrecht thut, während in der Geschichte jene Ablehnung einer gründlichen Aufklärung seiner Klagen keineswegs einer Entschuldigung fähig ist.

Den Herzog sehen wir in allen Lagen die sichre sich ihrer selbst bewußte Hoheit des Herrschers mit den leichten und gefälligen Manieren des Weltmannes vereinigen; er nimmt am Menschen Tasso um des Dichters willen Theil, geht mit ihm um, wie ein kluger Arzt mit einem wunderlichen Kranken, überläßt aber die Sorge, ihn aus seinen Eigenthümlichkeiten herauszukennen und diese als von seinem Wesen unzertrennlich auch zu lieben und zu hegen, den Frauen. Selbst daß er nicht über das nächste Bedürfniß gegen ihn freigebig ist, giebt uns die Prinzessin zu verstehen. Er stellt uns den unbedingten Character der Majestät, die nur dem Gesetz und der Sitte huldigen darf, vor die Augen, wenn er Tasso, weil er im Palaste den Degen gezogen, sofort als den Schuldigen straft, und auf die gerechten Gründe, die den Gekränkten zu diesem Schritte getrieben, zuvörderst keine Rücksicht nimmt. Dieselbe repräsentative Würde zeigt sich am Schlusse des Stücks, wo der Herzog nur erscheint, um durch seine Worte: er kommt von Sinnen, halt ihn fest! die Größe der von Tasso gewagten Verletzung des sich Ziemenden zu bezeichnen, und sofort verschwindet, weil die Fürstlichkeit nicht da verweilen darf, wo sie nicht Gnade, Trost und Segen verbreiten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Auffenberg's Ludwig XI. zu Peronne.

Wir haben ohnlängst (in Nr. 54.) eine Anzeige des Löwen von Kurdistan gegeben, mit welchem des Frhrn. v. Auffenberg's dramatische Muse die Bühne beschenkte. Heute können wir eine weitere Arbeit desselben verkündigen, die dem Löwen nicht nachsteht, ihn vielleicht noch übertrifft. Es ist Ludwig der XI. in Peronne, ein historisch-romantisches Schauspiel in 5 Akten von demselben Verfasser frei nach Walter Scott's Quentin Durward bearbeitet.

Wenn es anerkannt eine viel schwerere Aufgabe ist, eine Novelle zu dramatisiren, als das Sujet zu einem Drama selbst zu erfinden, da bei der ersten Arbeit der Dichter in den Umfang der Novelle eingeengt ist, während die zweite seiner Phantasie und Erfindungsgabe freiern Spielraum läßt, so muß auch ein gelungenes Drama der erstern Art mehr Verdienst haben, als eine freie Erfindung. Frhr. v. Auffenberg hat in diesem Schauspiele gezeigt, daß er beiden Unternehmungen gewachsen ist, denn er hat Walter Scott's Erzählung nur bis zur Hälfte des vierten Actes benutzt, von da an aber seinen eigenen Geist walten lassen, um den Satz zu beweisen: die Vernunft bleibt Erdenkönigin. Wenn der Schottländer den König in Peronne nur durch Bestechung und fremde Hülfe sich aus dem Labyrinthe ziehen und den schönen Moment, in welchem er sich von einer bessern Seite zeigen könnte, ungenutzt vorbeigehen läßt, sich darauf beschränkend, den König auch hier als einen feinrechnenden Politiker zu zeigen; — wenn er den Herzog Carl als einen höchst rohen Character malt und ihn mit der Gräfin Croye sprechen läßt, wie mit einer leibeigenen Bauerdirne; — wenn Quentin bei der Entwicklung Trudchen retten muß (wer weiß nicht wozu?) wodurch ihm die Erlegung des Ebers der Ardennen entging, er also das Ziel alles seines Strebens der Barmherzigkeit seines Oheims, des Balafre, verdanken muß, so hat der deutsche Dichter sein Werk und seine Charactere höher gehalten; er hat aus dem Könige im Augenblicke der Gefahr eine Größe und ein Feuer blitzen lassen, das wahrhaft königlich ist; er hat den Herzog Carl zwar als heftigen Mann geschildert, der aber nach den damals gegen die Damen noch immer herrschenden Sitten des Ritterthumes den Character eines loyalen Ritters gegen die Gräfin nicht verläugnet; er hat Quentin gerade zum Ziele geführt und die Wirkung seines Helden nicht durch den Dazwischentritt eines Dritten geschwächt. Ludwig erscheint hier von jenem des Walter Scott abweichend, ganz wie ihn Comines und einige ältere Chroniker zeichnen. Schlau, verschmitzt, abergläubisch, frömmelnd, jedes Mittel für erlaubt haltend, das zum Zwecke führt, argwöhnisch, gleißnerisch, jedoch nicht ohne die Grund-

lage eines Muthes und einer Entschlossenheit, die aber nur dann in's Leben gerufen wird, wenn seine Politik nicht mehr ausreicht. Er hatte sich, auf die Erfahrung gestützt, die größte Einfalt verdecke oft die feinste Politik, mit dem Scheine des höchsten Vertrauens und der reinsten Unschuld in die Gewalt seines Feindes Carls von Burgund begeben, aber gerade im unglücklichen Momente, in welchem dieser die Einnahme von Schönwald und die Ermordung Ludwigs von Bourbon erfährt. Hier ohne bedeutenden ja beinahe ohne allen Schutz war es um sein Leben gethan; nur das Herauswenden eines Characters, den man bei ihm nicht vermuthete, das Aufblitzen einer kühnen kräftigen Entschlossenheit, und eines von ihm nie geglaubten Muthes rettet ihn vor der nahen Todesgefahr, indem er seine Feinde zum Erstaunen und zu einer geheimen Achtung zwingt, die Carl dem Helden und dem Könige von Frankreich nicht versagen kann. Carl wird dadurch zurückgehalten, Hand an seinen Lehnsherrn zu legen, er will ihn durch ein anzuordnendes Gericht richten lassen, er begnügt sich daher, ihn in den Herbertsthurm zu schließen, kömmt jedoch des Nachts wieder von der Idee zurück und begiebt sich in den Thurm, um den König zur Unterschrift einer Urkunde zu zwingen, welche mehrere Vortheile für den Herzog bedingt. Auch jetzt läßt der Dichter den König mit Muth und Entschlossenheit auftreten. Er zerreißt die Schrift mit den Worten:

Minister dieses Herzogs, bringe ihm
Zerrissen diese Schandschrift an sein Bett!

und nun rettet die Gräfin von Croye in der Gestalt der Frau vom schwarzen Schleier, eines Gespenstes jenes Thurmes, den König vor der Wuth Carls, den ihre Erscheinung vertreibt. So ließ Auffenberg den König sein besseres Selbst, seine höhere Kraft im Augenblicke der Gefahr wieder gewinnen und bildete aus ihm einen neuen Character, dem der Effect nicht fehlen kann. Man bestrebte sich bisher, alle Charactere nur aus einem Stoffe gebildet vorzuführen und hütete sich heterogene Theile zu mischen, um nicht der Einheit zu schaden. Auffenberg bricht eine neue Bahn; er zeigt, daß auch fremdartige Züge sich in ein Ganzes verbinden lassen, ohne der Consequenz zu nahe zu treten. Schwer war die Aufgabe, gewagt die Idee. Auffallend mußte es sein, einen Mann wie Ludwig, der sein ganzes Leben nur im Finstern handelte und nie als Ritter mit dem Schwerdte, sondern immer als Bandit mit dem Dolche seine Plane durchsetzte, plötzlich als Held und mit offenem Muthe handeln zu sehen, und nur die Klugheit des Königs und das in seinen Adern rinnende Blut der alten Helden von Frankreich kann es erklären, daß er, seiner frühern Handlungsweise entsagend, plötzlich als großer Character auftritt, und den Burgundern und ihrem Fürsten die Worte entgegen donnert:

Ich soll unwürdig meiner Ahnen handeln?
Soll sprechen: Herzog Carl, ich liebe dich!
Ich soll in dem Bereiche deiner Kugeln
Geberden mich wie ein ohnmächt'ger Greis?
Da habt ihr alle furchtbar euch verrechnet!
Und weil ich jetzt in Todesnöthen schwebe,
Sag ich dir offen: Carl, ich hasse dich!
——————— Und du hast's verdient,
Daß ich dich hasse. Jeden deiner Plane
Hab' ich durchschaut in seinem ersten Keime.
Du bist nach Frankreichs Krone lüstern. Sieh,
Das hat zu deinem Feinde mich gemacht.
Denn dieser Krone hab' ich aufgeopfert
Was nur auf Erden hinzugeben ist —
Das Glück des Lebens und die Seelenruh!
Eins hast du noch voraus vor deinem Herrn!
Daß ich geheimer Mittel mich bedient,
Zu hemmen deinen unbeschränkten Flug!
Auch den Triumph will ich dir nun entziehn;
Denn hab' ich jemals gegen dich gekämpft
Mit Waffen, die die Fürstenehre schänden,
So werf' ich sie vernichtend jetzt von mir,
Und trete auf wie es dem Herrscher ziemt,
Frei von der schnöden, der verhaßten Bürde
In meiner vollen königlichen Würde.
Und soll mich Tod an dieser Stätte treffen,
Dann werd' ich fallen, Euch ein großes Räthsel
Und unbegriffen von der kranken Welt,
Der ich zum Arzt bestellt ward von dem Himmel.

Diese Stelle, die einen Beweis giebt von der schönen kräftigen Sprache des Drama's, erläutert den ganzen Character Ludwigs und verbindet alles, was darin fremdartig schien, zu einem schönen Ganzen. Vortrefflich hat der Dichter den Kampf des ersterbenden Mittelalters mit der neuern gewitzigtern Weltgeschichte gezeigt und bewiesen, wie weit Klugheit und ein heller Geist die rohen Massen überflügelt, von welchen der König umgeben ist. Wir hoffen, der Verfasser werde auch dieses Schauspiel, das zuerst auf der Mannheimer Bühne gegeben wurde, seinen andern bekannten Werken bald durch den Druck anreihen.

Einige Punktirnadelstiche im pädagogischen Felde.

II.

Die Ausführung und Verwirklichung der höchsten pädagogischen Idee wäre die Beseligung des ganzen Menschengeschlechts vom höchsten Geistlichen-Rath bis zur menschenfeindlichen Brunnenmagd, die an keiner Nachbarin eine Tugend anerkennt, nicht einmal die noch nicht versuchte. Diese Idee ist sehr nahe verwandt mit der eines immerwährenden allgemeinen Staatenfriedens, also unausführbar (für uns, vor der Hand) aber nicht in unwandelbaren Gesetzen der Natur (oder Vorsehung) bestimmt, wie Mancher sagt: der Krieg ist ein noth-

wendiges Uebel. So viel ist gewiß, daß diese Idee alle andern, keine ausgenommen, in sich begreift. Keck also spreche ich den Wunsch aus, daß ein paar Massengeister sich in die Erde theilten, und das Menschengeschlecht durch weise Gesetze dahin brächten, daß es keiner mehr bedürfte. (Von oben herab muß auch dieses Gute kommen; denn schwerlich würden die Früchte Eines Großdenkenden aus der lehrenden Klasse, der durch die Wolken von Schulstaub seine Strahlen mit verdoppelter Kraft und halber Wirkung hindurchtreibt, nach einem Jahrtausende sichtbar sein, weil die Masse massiver Hebel bedarf; da hingegen ein Thronbesitzer in wenig Jahrzehnten viel ändern kann.) Wie also der Mensch Thier ist und Seele, so müßte solch ein Massengeist geistiges und körperliches Regiment gleich führen, das Menschengeschlecht auf den Gipfel der Vollkommenheit leiten und seinen eigenen Culminationspunkt ersteigen, indem er von seinem Thron herabstiege, da er nun ohnehin unnütz wäre. Ist aber der einzelne Mensch für solche Vervollkommnung empfänglich?

Freilich, wenn man ihn sich denkt, versunken in Grübeln um Herbeischaffung der heutigen Leibesnahrung und Nothdurft, den Bruder beneidend um Dinge, die ihm die Gelbsucht als kostbaren Goldstein oder Chrysoberyll zeigt, trachtend nach Beneidbarkeit, in seinem Isolirungssysteme verharrend, Leidenschaften und Laster mit Tugendglanz plattirend — — dann giebt man wohl solche Ideen auf. Wenn hingegen ein Gerichtstag Gottes mit Feuer, Wasserfluth u. s. w. einherschreitet, dann ergreift die Nächstenliebe den Menschen; und es geschehen Thaten, die eine Chronik in zwanglosen Heften aufbewahren könnte, wenn die Umstände dem Sammler und Correspondenten nicht zu ungünstig, ja gefährlich wären.

Wohl giebt es noch ächte und kerntreue Seelen mit Herzen voll Menschenliebe, allein wenige, und so sehr man auf die Menschen alle den Satz: „hat ein gutes Herz" anwenden könnte, so hat meist die Eigenliebe besagtes gute Herz im Besitz, und wenn ein Aussending dieser Eigenliebe schmeichelnd wohlthut, so ist das gute Herz dankbar, bis es wieder von bemeldetem Aussending gekränkt wird.

Jene ächten Seelen aber sind bei dem Zusammentreffen mit den Andern nicht wohl dran; sie werden gestoßen; es kommen gescheidte Leute, Obere, Vorhergehende u. s. w. die da sprechen: Du mußt dich um das Deinige wehren! Heißt das aber nicht das feindliche Princip ehren, statt es zu bekämpfen?

Klug, staatsklug ist es gehandelt, wenn man der Absurdität, die im Leben des dermaligen Menschengeschlechts gilt und herrschet, huldigt, wenigstens ihr aus dem Wege geht, oder doch einmal hin und wieder einen Hymnus singt und Ständchen bringt, wie einer Schönheit, die man nie besitzen wird. Diese Absurdität ist mannichfaltig; dazu gehört conventionelles Wesen, das man unter andern in einsamen kleinen Städtchen findet, wo sich nicht viel Geist beisammen zeigen kann, weil der Menschen zu wenige sind; wie überhaupt immer in dem Maaße als Geist abgeht, Form zunimmt.

Das genannte Beispiel von Staatsklugheit sollten aber nie solche Männer geben, die durch uralte Einrichtung für die höchste Wahrheit, die der Engelwurm zu fühlen im Stande ist, zu kämpfen berufen sind, und sogar eine gewisse Uniform tragen, die sie allgemein kenntlich macht.

Wie manches herrliche, edle Gemüth sieht ernsten Blickes auf die Verschwendung der Reichen herab, und denkt: Gottlob! daß ich nicht reich bin, wo wäre sonst mein menschenliebendes Herz? Ein feiner Gedanke, der aber bei den Reichen keinen Glauben findet, denn er ist ein Unding wie eine Rappische Gesellschaft in Nord-America mit vielen tollen Nachrichten darüber, gleichend Regenwolken über der ersten Farbe, dem himmlischen Blau.

Wo gedeiht aber, frage ich, die Menschlichkeit besser und wo blüht sie herrlicher, als im Armen? Die magnetische Kraft der edeln Metalle äußert sich so streng am Menschen, daß jedes dritte Ding von seinem Herzen ausgeschlossen bleibt, Gattin, Bruder, Kinder! Ach, die guten Kinder! — Der Rechenmeister ist der Einzige, der sie im Respect zu halten weiß. Das Einmaleins ist ihre Bibel, und auf den Spaziergängen wird der Sohn ein kleiner geschworner Taxator, weil er bald das Eigenthum Andrer zu schätzen geheißen wird, und von selbst sich Vor- und Nach-Spaziergänger nach Kleidern und Glanz abschätzt. Es ist nun nicht unbedingt empfehlenswerth, und also mit Vorsicht zu gebrauchen, daß man das jugendliche Gemüth mit solchen menschenliebenden Sätzen bekannt mache, wie ich hier zwei zur Probe geben will, aus meines Freundes Fritz Wirbel Tagebuch: „Sollten wir ohne Noth ein Menschenauge betrüben, das einen Landesstrich, der nach geographischen Meilen in Länge und Breite gemessen werden kann, voller Hügelsaat mit Nachtigallenbüschen, zahllosen Ebenbilder-Gottes-Wohnungen und andern Herrlichkeiten, als: blühenden Bäumen, silberschillernden Flußstreifen, u. s. w. in sich aufnimmt, und entzückt wiederzustrahlen vermag? und kann dies nicht jedes?" „Sollten wir ein Menschenherz ohne Noth betrüben, das die Welten, die es umarmt, nicht zählen kann vor Wonne? und kann dies nicht jedes?"

Wem nun solche Sätze, d. h. Gefühle zu weich dünken, der werfe mehr Worte hinein wie hier die Worte: „ohne Noth," um dem Verstand eine Klammer zu reichen, zum Halten, wenn ihn etwa das Herz davonschleppen will! Wem die Sätze aber gefallen, denke sich des Kontrastes halber seinen eigenen Sohn als Croupier an der Bank, als eines großen Herrn Kammerdiener, als Neuigkeitsträger einer kleinen Stadt, endlich als Profoß oder sonst Was männerehrendes und menschenliebendes.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 85. Sonntag, 29. April 1827.

Der Bergsturz.

Einer der schönsten Apriltage, der je vom Himmel sich auf die Erde herabgesenkt, hatte sich über Neapels Gefilde gelagert; — dem Italiäner ist der April was uns Deutschen der May; — als eine fröhliche Schaar junger Gesellen, in denen der Verstand das Herz, das Herz den Verstand noch nicht verdorben, sich nach Portici aufmachte, um von da aus zuerst in des Herkulanums nächtliche Tiefen, dann auf des Vesuvs aschbesäte Hügel zu steigen. Leicht gegürtet verließen die Jünglinge vor Tagesanbruch ihre Wohnung. Sie waren bei ihrer Ankunft zu Neapel im Haus Magatti abgestiegen. Ein trefflicher Gasthof bei der Villa Reale, der See so nahe gelegen, daß man des Nachts vom Anschlagen der Wellen in süßen Schlummer gewiegt wird, um früh Morgens zu dem herrlichsten Anblick zu erwachen, der einem sterblichen Auge je bereitet ward. Rechts begränzt die See den Pausilip; links zieht sich die Straße über die Magdalenenbrücke nach Portici, Pompei und Pöstum; indessen in blaulicher Ferne, dem Gasthofe gegenüber, die Insel Capri dem Meer so ätherisch, als wäre sie ein Geistergebilde, entsteigt. Ein gutes Frühstück hatte die vorhabende Reise eingeleitet, und ein Paar Flaschen Lagrime Christi, die als Vorschmack einer größern Anzahl dienten, die man bei dem Eremiten auf dem Vesuv zu leeren gedachte, die Gesellschaft in so fröhliche Laune versetzt, daß ein Scherz den andern jagte.

In der Mitte der muntern Schaar ging ein ältlicher Mann in grauem Ueberrock, dessen stiller Ernst und schwermüthiges Aeußere, mächtig gegen das Getöse der jungen Leute abstach. Den Blick zur Erde gesenkt, schien er von allem, was um ihn vorging, nichts zu vernehmen. Seine Art zu sein, störte indessen Niemand, und er war allen Jünglingen gleich werth. Man nannte ihn den Herrn Müller, doch hieß es, dieß sei nur ein angenommener Name. Die Jünglinge hatten ihn bei ihrer Ankunft zu Neapel vorgefunden, und da er ein Deutscher war, seine Bekanntschaft gesucht. Niemand kannte Herrn Müller. Ein tiefer Gram belastete sein Gemüth, und schien auf ewig von seinem Inneren Besitz genommen zu haben. Ihm war alles recht. Er frug nie wohin. Jeder Ort, so wie jede Tagesstunde waren ihm gleich; er hatte zu hoffen aufgehört. Auch trug er nie eine Uhr bei sich. Wozu hätte sie ihm nüzzen sollen. Wer nichts mehr von der Zeit erwartet, dem ist es gleich, ob die Glocke zwölf oder sechs schlägt. Die einzigen lebenden Wesen, mit denen Herr Müller in Verkehr stand, waren ein alter Diener und ein Pudel, dem aber ein Bein fehlte. Beide wichen ihrem Herrn nicht von der Seite, obgleich der Diener nie einen Auftrag, der Pudel außer einem stillen Blick nach der Stelle, wo er des Beins ermangelte, nie eine Liebkosung erhielt. Unglückliche waren die alleinigen Gegenstände, die Herrn Müllers Aufmerksamkeit auf sich zogen. Konnte er ihrer Noth abhelfen, so that er's, ohne weiter etwas zu sagen, wo nicht, so ging er vorüber. Den Vesuv hatte er schon bestiegen, aber nicht sein Wille, ein Zufall hatte ihn dazu gebracht. Vom Herkulanum hingegen wollte er nichts hören, und er hatte sich nur unter der Bedingung von seinen Landsleuten bereden lassen, ihr Wegweiser zu sein, daß sie nicht in ihn dringen würden, sie auch nach Herkulanum zu begleiten. „Jacob, (so hieß der Diener) mein Pudel und ich wissen schon wie es unter der Erde aussieht." Seine Worte waren den Jünglingen ein Räthsel, keiner wagte es jedoch sich eine Erklärung zu erbitten.

Als man zu Portici anlangte, wurde der Kastellan ersucht, das Museum zu öffnen. Man besah die ausgegrabenen Schätze, zuerst mit Neugierde, dann mit Wehmuth. Der Jüngste aus der Gesellschaft ließ auf eine Lampe, die unter den übrigen Seltenheiten aus Pompei aufgestellt war, eine Zähre fallen. Herr Müller, der es bemerkte, drückte dem Jüngling die Hand und sagte, die Menschen, die unter dem Schutt liegen, sind vergessen, die haben nicht wieder auf die Erde zurückgebracht werden können. Hier sah er sich nach seinem Pudel um, der sich zu ihm aufhob und ihm die Hand leckte. Der alte Diener trat näher, Herr Müller lehnte sich auf seine Schulter und verließ das Zimmer.

Der Schmerz, den dieß Herz in sich verschließt, (sprach der Jüngling, mit dem Herr Müller geredet hatte) muß gränzenlos sein.

Man mochte etwa noch eine halbe Stunde in dem Zimmer verweilt haben, als zwei Fackelträger eintraten, die Gesellschaft abzuholen. Herr Müller folgte nach, und erbot sich, zu Aller Erstaunen, mitzugehen. Ich habe nach sechs Jahren (redete er die Jünglinge an) heute zum erstenmal wieder meinem Herzen Gehör gegeben und der Vergangenheit gedacht; mir ist leichter, wenn ihr wollt, so steige ich mit Euch in das Todtenreich, dem ihr Euch anvertrauen wollt; seht zu wie's Euch ergeht. Die Gesellschaft folgte den beiden Führern, die in eine Nebenstraße einbogen, vor einer hölzernen Thüre still hielten, ihre Fackeln anzündeten, und einen Dritten, der sich zu ihnen gesellt hatte, absandten die Schlüssel zu holen. Die Jünglinge standen unterdessen erwartungsvoll um die verschlossene Thür her; Herr Müller sah starr vor sich hin, sein Diener ihm zur Seite, sein Pudel ihm so nahe wie möglich.

Die Gasse, wo die Gesellschaft ausruhete, stand mit zwei Hauptstraßen in Verbindung, so daß ein unaufhörliches Getöse, das Auf- und Niederwogen einer Menge von Menschen kund that, die ihren Geschäften nachgingen, ohne der Leichen zu gedenken, über die ihr Weg sie führte. Gleich eifrig bemüht Schätze zu sammeln, waren einst die Bewohner von Herkulanum, ohne zu argwöhnen, daß in wenig Minuten ein jeder das Seine auf ewig werde dahinten lassen müssen, daß Aller Habe, Leben und Vermögen, Kinder, Gattin, Vater, Mutter und Geschwister, kurz Alles, was ein Jeder sein nannte, so wie er selber, im nächsten Augenblick eine Beute des Grabes sein, daß ewige Nacht seine und der Seinen Gebeine decken, ewige Finsterniß alle seine Güter verschlingen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Henriette Sonntag.

Wo preist man nicht sie als der Oper Zierde?
Wie manches Blatt ward ihr Panegyrist!
O, daß der Sonntag so gefeiert würde,
Wie es die Sonntag ist!

Logogryphen.

Kannst du sehen? — O fürwahr!
Und auch lesen? — Auf ein Haar!
Sag das süße Wort dann mir;
Sieh, es steht so ganz vor dir.

Wird es gespielt, wird es gegeben —
Empfindlich ist es allemal;
Doch nimm ihm Kopf und Hals einmal,
So willst du's sein, um froh zu leben.

Charade.

Fünf Zeichen.
Ein Kind der Sonne und der Mutter Erde
Und doch der Grund zu mancherlei Beschwerde.
Oft nennt man mich am heißen Sommertage
Der Erdenkinder allerschlimmste Plage,
Ich bin, wie auch die Winde mich verwehn,
Das letzte Ziel, wonach wir alle gehn.

Vier Zeichen.
Bist du, was jetzt mein kleines Wort dir sagt,
So hat dich nie ein schlechtes Lied geplagt.

Auflösung des Räthsels in No. 80.
Horn.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Donnerstag den 19. April. Die diebische Elster, Oper in zwei Abtheilungen, Musik von Rossini. Hr. Haizinger sang den Gianetto ausgezeichnet brav und fand lauten Beifall. Die italienische Musik ist es, worin Hr. Haizinger ganz vorzüglich Meister genannt werden kann; in dem Vortrage Mozart'scher, Weber'scher Compositionen ziehen wir ihm aber Hrn. Nieser vor, der mehr, wie wir irgend von einem Tenoristen hör-

ten, durch seinen gefühlvollen Gesang unsere Herzen anspricht. Wir müssen hier nochmals die Unsitte rügen, Wiederholungen schon vorgetragener Gesangstücke zu fordern. Solche Dacapos, die gerade von den sogenannten Bravourarien verlangt werden, erschöpfen den Sänger und benehmen ihm oft die Kraft, seine Rolle bis zu Ende in gleicher Vollkommenheit durchzuführen. Wenn auch dieses bei Hrn. Haizinger nicht der Fall war, so mußte doch immer der zweimalige Vortrag so großer Gesangstücke ihn anstrengen, und seiner Gefälligkeit, dem tobenden Verlangen nachzugeben, gebührt daher besondere Anerkennung. Dem. Roisten d. Aeltere (Ninette) sang und spielte recht gut. Bemerkbar sind ihre Fortschritte, seit sie zum erstenmal hier auftrat. Bleibt ihr Eifer beharrlich, so wird sie bald unter unseren Künstlern mitzählen. Hr. Hauser (Fernando Villabella) und Hr. Dobler (Podesta) trugen ihre Parthieen mit dem schönsten Erfolge vor. Dem. Micolini d. Jüngere (Pippo) war wie bei der letzten Darstellung lobenswerth, ihre frühere Befangenheit hatte merklich abgenommen. Ihre schöne Altstimme war besonders in dem Duette des zweiten Aktes „So nimm, gedenke meiner,“ bemerkbar. Hr. Hassel (Fabrizio Vingradito) und Mad. Dobler (Luzia) waren bemüht, ihre Rollen naturgetreu wiederzugeben. Das versammelte Gericht reizte uns mehrmals zum Lachen. Mit welcher Würde saßen sie nicht da, die ehrwürdigen Priester der Themis und warteten ihres Opfers. Durch sie wurde die große Trauer, in welche Ninettens schuldloses Leiden uns versetzte, in Fröhlichkeit umgewandelt und der Zorn, den ein so partheiisches, formloses Verfahren in uns erregt haben würde, niedergeschlagen, denn die ganze Anordnung der Scene entriß uns der Täuschung und zeigte, daß Komödie gespielt werde. Darum auch Lob der schlechten Darstellung. Hr. Leißring (Gefangenwärter) suchte, wie er sagte, Begeisterung vor der Thüre; er muß wohl kein besonderer Freund der Musik sein, sonst hätte er die schöne Gelegenheit, sich ein Duett vorsingen zu lassen, nicht einem Glase Aepfelwein geopfert. Daß das Haus ganz gefüllt war, und daß Hr. Haizinger gerufen wurde, bedarf kaum der Erwähnung.

Freitag den 20. Graf Benjowsky, Schsp. in 5 Abthl. von Kotzebue. Was ließe sich nicht alles über diese Vorstellung sagen? Lob und Tadel in fast gleichem Verhältniß; aber was kann das Eine wie das Andre frommen? Die Kunst ist gering, die in den ersten Rollen solcher Stücke genüget und der Tadel im Grunde nicht verletzend: denn wer mag es dem wahren Künstler zur Sünde anrechnen, wenn er bei Aufgaben dieser Art sich nicht erwärmt fühlt? — Uns ist es erfreulich gewesen, daß man das Stück ohne Theilnahme vorübergehen ließ!

Samstag den 21. Die Mäntel, oder: Der Schneider von Lissabon, Lustspiel in 2 Abthl. Hierauf: Der Kaliph von Bagdad, Oper in 1 Aufz.

Sonntag den 22. Das weiße Fräulein, komische Oper in 3 Abthl. Musik von Bojeldieu. Hr. Haizinger hatte die Rolle des Georg übernommen und uns dadurch auf's deutlichste überführt, wie sehr Hr. Rieser in allen Rollen dieser Art in Spiel und Gesang ihm vorzuziehen ist. Wir sind weit entfernt, Hrn. Haizingers Talent zu verkennen, müssen aber immer darauf zurückkommen, daß der Vortrag eigentlicher italienischer Gesangparthieen seine Sphäre ist und für Opern, die wie die heutige neben dem Sänger auch den Schauspieler in Anspruch nehmen, sein Spiel keineswegs zu loben ist. Ueber die Darstellung der Oper im Allgemeinen wissen wir unserm frühern Urtheil nichts beizufügen.

Montag den 23. (Zum Erstenmal wiederholt) Die Burg Gölding, romant. Schausp. in 5 Abthl. von Johanna von Weißenthurn. Diese zweite Vorstellung des sogenannten romantischen Schauspiels wurde mit lebhafterem Beifall aufgenommen als die erste, auch wurde sie im Ganzen präciser, kräftiger gegeben. Wir haben jüngst vergessen, von dem guten Spiel des Hrn. Leißring (Pilger) Erwähnung zu thun. Er hat nur eine Scene, aber er giebt sie mit der Salbung eines Heiligen und so eindringlich, daß die Zerknirschung Kurts (Hr. Weidner) glaubhaft wird. Bei vielen Mängeln, die das Stück hat, ist doch zu loben, daß die Verfasserin es versuchte, Charactere zu zeichnen und somit den Darstellern Gelegenheit zur Entwickelung ihrer Talente gab.

Dienstag den 24. Sargines oder: Der Zögling der Liebe, Oper in 2 Abthl. von Paer. „Wenn die häufigen Gastrollen einiger großen Künstler den Mangel an bedeutenden Talenten überhaupt anzeigen und man schon daraus auf das Sinken der Kunst schließen könnte, ohne selbst zu sehen und zu hören, was soll man erst sagen über die häufigen Gastrollen vieler kleinen — Künstler? — Nein, das Wort darf man nicht entweihen — nicht einmal passabler Passanten? — Man sollte doch lieber die Polizei bitten, auch Kunstpässe auszustellen; die Directionen hätten's dann bequemer. — O schnöde Nichtachtung des Publicums ohne Gleichen! Ist denn der Komödienzettel mit den * * * nur das lockende Schild, die Gutmüthigen zu äffen?“ — So lautete in der Iris vom 12. Jan. 1823 der Eingang zu der Beurtheilung des Gastspiels der Dem. Hollenstein, die am 7. Jan. als Constanze in Mozarts Entführung aus dem Serail aufgetreten war. Ueber ihre Leistung ward gesagt: „Dem. H. hat — eine schwache Stimme abgerechnet, die vor geraumer Zeit vielleicht etwas versprochen hatte — von allem, was zu einer Sängerin gehört, gar nichts: weder Geist noch Gefühl im Vortrag, weder Tact noch Gehör, von Spiel und Declamation gar nicht zu reden. Einige verbrauchte von irgend einer Prima Donna längst abgelegte Manierlappen, schlecht zusammengeflickt, sollen die klägliche Blöße decken. — Das öffentliche Urtheil hat Dem. H. als Constanze unter aller Critik gefunden. — Aber

die Direction, die solche Gäste in Mozart'sche Opern ein- und uns vorführt! — Wir sind froh, daß uns hier das Publicum die Critik abnimmt." — War dieß harte Urtheil ganz gerecht! Wir wissen es nicht; aber das wissen wir, nach einem solchen Vorgang mußte man Dem. H., bevor sie wieder als Gast unsre Bühne betreten durfte, prüfen, um zu hören, ob sie etwa in den verflossenen vier Jahren nur im Alter nicht aber in der Kunst fortgeschritten. Es ist kaum zu bezweifeln, ein solches Examen würde uns die Mühe erspart haben, die Acten nachzuschlagen. Dem. H. würde nicht den Sargines und die Rosine auf der Frankfurter Bühne verdorben haben. Nach dieser Herzenserleichterung geben wir das sehr gemäßigt gehaltene Urtheil unseres Referenten:

Dem. Hollenstein sang als Gast den Sargines Sohn. Ihr Spiel verräth Bühnengewandtheit, das einförmig Tönende der Sprache, so wie das unrichtige Betonen mancher Worte jedoch Mangel an Studium. Ihre nicht starke Stimme gehört dem Klange nach zu dem Sopran, ohne jedoch in der Höhe den Umfang zu besitzen, welcher in Solopartieen hierzu erfordert wird. Die tieferen Töne sind metallos, besser klingend sind die Töne von dem mittleren D bis zu dem gestrichenen G (Disc. Schlüssel), in welchen Dem. Hollenstein manchmal etwas Weiches und Angenehmes hat. Außerdem hat ihre Stimme viel Biegsamkeit, jedoch gar keine Schule. Selten ist der Ansatz rein und vom zweckgemäßen Stoßen und Schleifen der Noten, sowie vom Springen ohne heulende Zwischentöne scheint sie keinen Begriff zu haben. Was den Vortrag anbetrifft, so merkt man wohl, daß Dem. H. hier und da etwas gehört hat und das Bessere mit gutem Willen wiederzugeben versucht. Allein ein unvernehmbares Gezwitscher ist kein seelenvolles Piano und nicht jede Coloratur eine bezaubernde Cadenz. Schule und gebildeter Geschmack sind es, was die Sängerin — versteht sich, wenn sie Stimme hat — ausmacht. Für Dem. Hollenstein wäre es der größte Gewinn, wenn sie an irgend einem größeren Theater ein untergeordnetes Engagement finden könnte. Die Gelegenheit, vieles Gute zu hören, würde auf ihre Ausbildung gewiß vortheilhaft wirken und sie am Ende in den Stand setzen, an kleineren Theatern mit Erfolge auftreten zu können. — Hiernach läßt sich nun wohl von selbst denken, wie Dem. H. die Rolle des Sargines Sohn sang und darstellte. Daß mitunter manchmal unreine Töne einliefen, wollen wir der Befangenheit zuschreiben, welche bei ihrem Auftreten sehr merkbar war.

Mittwoch den 25. Der Barbier von Sevilla, Oper in 2 Abthl. Musik von Rossini. Hr. Haizinger (Almaviva) trug seine heutige Parthie ausgezeichnet gut vor und entflammte das zahlreiche Auditorium zu dem rauschendsten Beifalle. Die erste Arie sang er um einen ganzen Ton höher, als sie vom Componisten gesetzt ist (aus D statt aus C). Hr. Hauser (Figaro) war eben so vorzüglich im Gesange und sein Spiel des Gesanges würdig. Auch ihm ward lebhafter Beifall. Er mußte seine erste Arie wiederholen und trug sie nun italienisch vor. Dem. Hollenstein (Rosine) sang und spielte etwas besser, als in der Rolle des Sargines; doch hätte sie die höchst geschmacklosen Verzierungen unterlassen sollen. Im Spiele in dieser Rolle, welche von Dem. Bamberger so höchst liebenswürdig dargestellt wurde, hier Beifall zu finden, ist eine Aufgabe, der Dem. Hollenstein noch lange nicht gewachsen sein dürfte. Hr. Hassel (Bartholo), Hr. Leißring (Basilio) — in diesen Rollen unübertrefflich. Ein herrliches Paar, das nicht getrennt werden darf. Die Aufführung war von Seiten des Orchesters und der Darstellenden befriedigend; doch gebührt gewiß Hrn. Hausers vollendeter Leistung ohne Zweifel der größte Theil an dem schönen Gelingen. Hr. Haizinger und Hr. Hauser wurden gerufen.

Donnerstag den 26. Die Bekehrten, Lustsp. in 5 Abthl. von Raupach. Hierauf: Die Proberollen, Lustsp. in 1 Aufz. Es ist betrübend, daß ein so vorzüglich tüchtiges Lustspiel wie die Bekehrten nur von einem kleinen Publikum beachtet wird. Seit langer Zeit ist uns ein gleich gutes Lustspiel nicht dargeboten worden und es wird auf unserer Bühne, in richtiger Schätzung seines Werths, mit großer Liebe gegeben. So ist unter andern die Scene im 5ten Act zwischen Hrn. Fehringer (Gr. Torquato) und Dem. Urspruch (Clotilde), wo jener diese an das erste Geständniß ihrer beiderseitigen Liebe mahnt, ein Meisterstück der darstellenden Kunst. Die wahre Liebe kann in ihrer höchsten Gluth nicht inniger und zarter in die Arme süßer Erinnerung versinken! Auch Dem. Eßer (Fiametta) erfreute uns heute durch das sichtbare, öfter gelungene Bestreben, aus ihrer Individualität herauszugehen. Sie wolle nur! Gern wird die Kunst ihr die Hand bieten! — Von den Proberollen sagen wir Nichts. Wer hätte unsre vielgestaltige Dem. Lindner in diesem kleinen Stück noch nicht gesehen? und wer sie sah, dem möchte wohl keine Beschreibung genügen.

Theater-Anzeige.

Montag den 30. April. Die Schwestern von Prag, Oper.
Dienstag den 1. Mai. Preciosa, Schsp.
Mittwoch den 2. Faust, Oper.
Donnerstag den 3. (Zum Erstenmal) Das Manuscript, Lustsp. in 5 Aufz.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 86. Dienstag, 1. Mai 1827.

Auch ein Loblied auf den Nickelchenstag.

Du lieber holder Tag der Nickel,
Dir sei mein hohes Lied gebracht.
Du hast vom Scheitel bis zum Zwickel
Mich unaussprechlich froh gemacht.

Du schenkest diesen ernsten Messen
Doch einen einz'gen heitern Tag,
Wo man die strenge Pflicht vergessen,
Und sich von Herzen freuen mag.

Schon mit des Ostens erstem Glühen
Bricht alles dort geschäftig auf,
Und frohe Haufen wallend ziehen
Zum lange ausgedachten Kauf.

Die Straße decket bunte Menge;
Aus Diligencen vollgedrückt
Erschallen Lieder und Gesänge,
Und festlich ist man heut geschmückt.

Und schwer und schwankend kommt gezogen
Des Marktschiffs feyerlicher Bau
Auf unsern vaterländ'schen Wogen;
Der nahen Stadt willkommner Schau!

Mit Nickelchens ist's schwer beladen,
Des Delphins Rücken faßt sie kaum;
Und ausgepeitschte Rossiniaden
Ertönen aus dem innern Raum.

Und weiße Tücher flatternd wehen
Dem harrenden entbehrten Freund;
Der Anker fällt, und Wiedersehen
Getrennte Liebe oft vereint.

Nun ist die Freude losgelassen.
Der Puls schlägt laut, das Herz ist warm,
Und durch die volkbelebten Gassen
Wälzt summend sich der Bienenschwarm.

Auch mich beglückt in stiller Klause
Manch liebe holde Nickelsbrut.
Das nenn' ich mir die rechte Pause,
Voll Frohsinn und voll Lebensmuth.

Drum holder lieber Tag der Nickel
Sei dir mein bestes Lied gebracht.
Du hast vom Scheitel bis zum Zwickel
Mich unaussprechlich froh gemacht.

G . . . . . . r.

Der Bergsturz.

(Fortsetzung)

Der Mann, der abgesandt war, die Schlüssel zu holen, war zurückgekehrt. Die Jünglinge drängten sich näher an die Fackelträger. Die Thür ward geöffnet. Ein schmaler Eingang führte zu dem Schlund, der vor ihnen lag. Der eine Fackelträger trat voraus, ihm folgte der zweite, hinter diesem gingen die Jünglinge, Herr Müller, auf seinen Diener gestützt, schloß den Reihen. Der Stufengang, der zu den ehemaligen Wohnungen der Herkulaner führte, ward immer enger. Man glaubte weniger in eine vor Zeiten

blühende Stadt hinabzusteigen, als in einem Bergwerk umher zu wandern, so schmal und niedrig waren die Gänge, durch die unsere Reisende geführt wurden, denn die Lava, die Herkulanum verschüttete, widersteht dem Meisel, als wäre sie Urgestein, ob sie gleich Anfangs so flüssig wie geschmolzenes Erz daherzieht. Endlich ward der Pfad, nachdem er an einem Brunnen vorbeigeführt, der aber nicht wie die gewöhnlichen Brunnen eine Einsicht in die Tiefe, sondern einen Aufblick in die Höhe nachwieß und die erste Veranlassung zur Entdeckung der verschütteten Stadt des Herkuls gegeben hatte, etwas gemächlicher; man befand sich vor einem, jetzt zwar in ewige Nacht verhüllten, ehemals aber von der Sonne beschienenen Theater — indessen auf's neue wieder dergestalt beengt und von schwarzem Gestein eingeschlossen, daß man eher in ein Grab versenkt, als vor einem dem Vergnügen geweihten Orte zu stehen glaubte, wo einst die Freude ihr Spiel getrieben, die Zuschauer umgaukelt und in Wonne versetzt hatte. Die Gänge vor- und rückwärts um das Theater her waren so düster, daß, wenn man den Fackelträgern nicht auf dem Fuße nachfolgte, bange Schauer, Angst und Beklommenheit den Athem in der Brust zum Stocken brachten und man sich von ganzem Herzen nach der Oberwelt zurücksehnte. Auch schickte sich die Gesellschaft an, einen so grauenvollen Aufenthalt zu verlassen, als plötzlich Herr Müller von einer Bank, auf die er sich, in schwarze Betrachtungen vertieft, gesetzt hatte, zur Erde sank, ohne weiter ein Lebensmerkmal von sich zu geben. Der Raum, in den er zu liegen kam, war so enge, daß außer seinem Diener ihm Niemand Beistand leisten konnte. Der ehrliche Mensch lud seinen Herrn auf die Schulter und trug ihn so lange allein, bis der Weg breiter zu werden anfing und mehr Hände sich um den in Ohnmacht Gesunkenen geschäftig beweisen konnten. Herr Müller war kaum an die freie Luft gebracht, so schlug er die Augen auf. Die Jünglinge, hocherfreut wieder Zeichen des Lebens an ihm zu gewahren, standen um ihn her und erwarteten den Augenblick, wo ihr Reisegefährte sich gänzlich erholt haben würde. Es währte nicht lange, so hob sich Herr Müller in die Höhe und dankte den Umstehenden für ihre Theilnahme. Ich hätte das vorher wissen sollen — redete er den ihm zunächststehenden an — ich war zu wenig vorbereitet auf ein zweites Begräbniß bei lebendigem Leibe. Die Gesellschaft bat ihn, sich zu schonen, er aber versicherte, daß er sich gänzlich wieder hergestellt fühle und jeden Augenblick bereit sei die Reise weiter mit ihnen fortzusetzen.

Die Maulthiere, welche die Reisenden auf den Vesuv tragen sollten, standen gesattelt an dem Eck der Straße, wo der Weg von Portici abgeht und nach dem Berg einlenket; es gebrauchte daher keiner langen Zeit, um reisefertig zu sein. Die Herren schwangen sich auf den Rücken ihrer Thiere, und zogen so, die Führer voraus, immer Einer hinter dem Andern her. Bald hatten sie den Fuß des Berges erreicht, und da Herr Müller sich gänzlich erholt zu haben, ja sogar heiterer wie gewöhnlich zu sein schien; so ritt einer von den Jünglingen zu ihm hin und frug bescheiden: ob es ihnen denn durch nichts gelingen könne sein Vertrauen zu gewinnen und ihn zu bewegen, ihnen so viel von seiner Lebensgeschichte mitzutheilen als ihm gefällig wäre. Herr Müller versprach es; es soll geschehen — versetzte er — oben auf dem Berge, bei dem ersten Krater, der vielleicht die Quelle ist, die mir das Elend bereitet hat, das mir Alles geraubt und mich, der ich einst so glücklich war, zum unglücklichsten Menschen gemacht hat, den die Erde trägt! Dort will ich nach sechs Jahren meinem Herzen Luft machen und in Freundes Brust meinen . . . Hier brach Herr Müller plötzlich ab, seine Augen standen voll Thränen, seine Brust hob sich gewaltsam, sein Athem fing an zu stocken, und man sah es ihm an, daß er einer zweiten Ohnmacht nahe war.

Die Jünglinge hielten ihre Thiere an, erboten sich die Reise für heute einzustellen, und anstatt, wie verabredet war, die Nacht auf dem Vesuv zuzubringen, nach Portici oder, wenn es ihm lieber sei, selbst nach Neapel mit ihm zurückzukehren. Herr Müller verbat beides und versicherte, ihm sei wieder ganz wohl. Der Zug setzte sich hierauf in Bewegung, und die herrliche Naturumgebungen, die immer weiter sich ausbreitende Gegend, in die man aufstieg, goßen neues Leben und neuen Jubel in die Herzen der Jünglinge, die sich von den Naturschönheiten, die sich in immer reicherm Maaß um sie her entfalteten, so ergriffen fühlten, daß Einer nach dem Andern ausrief: Gott, welch' eine Pracht!

In kurzer Zeit war man bei dem Einsiedler angelangt, wo die Gesellschaft abstieg, sich niedersetzte und, um sich zu stärken, einige Erfrischungen zu sich nahm, denn von hieraus kann die Reise nicht anders als zu Fuß fortgesetzt werden, und volle fünf Viertelstunden sind erforderlich, um den Aschenhügel bis zum ersten Krater zu ersteigen, obgleich der Rückweg in 12 Minuten zurückgelegt wird. Die Jünglinge weideten, während der Einsiedler die Gläser füllte, ihre Augen an der Gegend, denn die offne See gewährt hier eine Aussicht, die ihres Gleichen in der Welt nicht hat, die bei Constantinopel und vom Libanon herab ausgenommen. Zur rechten Seite übersieht man Neapel und die Kamaldulesen, hinter denen das Kap Misene, die Inseln Ischia und Procida sich erheben, dabei die Vorspitze vom Pausilip und das Grab Virgils, sammt der Inseln Nisida. In grader Richtung hat der Reisende Capri vor sich, während links die Straße, die nach Sicilien führt, hervortritt, wie sie an Sorent und Castel a Mare vorbeizieht. Ein ewiger Farbenwechsel macht beim Sonnenlicht aus dem Meer einen Blüthengarten, so daß die Wasserfläche die unübersehbar dem Auge vorliegt, nicht weniger ein Paradies zu sein scheint wie das feste Land, sammt den verschiedenen Inselgruppen wie sie in ihrer himmlischen Beleuchtung sich hervorheben.

Nach Verlauf einer Stunde brach die Gesellschaft von ihren Sitzen auf, und in wenig Minuten stand man vor dem Aschenhügel, der erstiegen werden sollte. Muh-

sam, aber belohnend, ist der Weg; denn immer reizender wird die Aussicht, je höher man sich über das Meer erhebt. Der erste Krater, bei dem man jetzt anlangte, ist der merkwürdigste, und eben so auch der bunten Farbenmischungen in seinem Innern wegen, wo ein ewiges Gelb und Grün miteinander wechselt, der sehenswürdigste. Herr Müller hatte seinen Freunden hier seine Geschichte versprochen. Allein die Führer schlugen vor, erst an den beiden höher liegenden Kratern vorbeizuziehen, wo das Auge zwar weniger Ruhepunkte findet, da der ewige Rauch, der aus dem Kessel aufsteigt, alles um den Wanderer her, so wie ihn selbst, in dichte Wolken verhüllt, des Erstaunenswürdigen aber demohnerachtet genug. übrig bleibt, die Mühe und Gefahr bei der Umgehung auf einer oft keine zwei Zoll dicken Erdkruste reichlich zu vergelten. Die Gesellschaft mochte zu diesem Umgang etwa einige Stunden gebraucht haben, als sie wieder bei dem Krater anlangte, wo ausgeruht werden sollte. Es wurden zu dem Ende solche Stellen ausgesucht, wo man nicht nur ohne Gefahr sich die Kleider zu verbrennen, sondern auch bequem niedersitzen und dem hie und da aufsteigenden Rauch mit Gemächlichkeit zusehen konnte. Die Führer hatten sich an einer andern Seite gelagert, um zu zechen, wie gemeines Volk der Aussicht den Rücken zukehrend. Die Jünglinge saßen dicht um ihren Freund her.

Wo ich geboren bin, hub dieser an, und wie die Eltern hießen, die mich in's Dasein riefen, gehört nicht zur Sache. Genug, wenn ich Euch sage, daß ich nicht aus niedrigem Stande erzeugt bin! nicht als wenn der vornehm Geborne darum auch immer der besser Geborne wäre, sondern damit Ihr gleich vom Anfange an wissen möget, daß ich wie aller vornehmen Leute Kinder in früher Jugend einer Freiheit genoß, die mir zu nichts nütze war, um später der beraubt zu leben, die allein die innern Anlagen zur Reife bringt: ich hatte zu befehlen, wo ich hätte gehorchen sollen, und sah mich zum Gehorsam verpflichtet, wo es mir hätte vergönnt sein sollen, mich nach eigner Weise zu entfalten. So wuchs ich heran, und nahm bereits im sechszehnten Jahre Gefühle bei mir wahr, denen es erst dem Manne ziemt Gehör zu geben. Allein eben dieser Gefühle wegen glaubte ich ein Mann zu sein, und ließ mir nichts von der Verbindlichkeit träumen, ihnen Widerstand zu leisten. Ich liebte eine junge Americanerin, die gegen uns über wohnte, mit all der Leidenschaft, welche die erste Liebe zur Begleiterin hat. Meine Eltern achteten nicht darauf, denn es fiel ihnen nicht ein, daß ihr Sohn, dessen Erziehung sie sich so viel hatten kosten lassen, dem ihr Einfluß bei Hof so glänzende Aussichten öffnete, sich so sehr würde vergessen können, daß er seine Neigung einer Bürgerlichen zukehre. Sie hielten meinen Umgang mit Fanny für einen erlaubten Zeitvertreib, und waren daher nicht wenig erstaunt, als ich eines Morgens unvermuthet in ihr Zimmer trat, und um ihre Einwilligung zu unserer Verbindung nachsuchte, die mir darum auch so rund und bestimmt abgeschlagen wurde, daß mir keine Hoffnung blieb, je in der Denkungsart meiner Eltern eine Veränderung zu bewirken.

Ich entführte Fanny und flüchtete mit ihr zu einem alten Oheim, der immer großes Wohlgefallen an mir gehabt hatte. Er mißbilligte den Schritt, den ich gethan; da aber Fanny mir einmal angetraut war und ein Pfand unserer Liebe unter ihrem Herzen trug, auch ihr Liebreiz, ihr sanftes, weibliches Wesen, meinen Oheim täglich mehr für sie einnahmen, so unterzog er sich den Versuch zu machen, mich mit meinem Vater auszusöhnen. Die Unterhandlung lief fruchtlos ab. Mein Vater warf mir einen Jahrgehalt aus, starb aber bald darauf vor Gram. Meiner Mutter hatte meine heimliche Entweichung mit Fanny schon ein Jahr zuvor das Herz gebrochen.

Ich sah mich jetzt zwar im Besitze meiner Wünsche, ja im Besitze des höchsten Guts, denn meine Fanny war die Liebe selbst und hatte keinen andern Gedanken wie mein Glück; allein ihrem Scharfblick entging der geheime Gram nicht, der mich verzehrte, und die Vorwürfe, die sie sich darüber machte, die Ursache meines Kummers, ja wenn gleich ohne ihr Verschulden, Ursache an dem Tode zweier Menschen zu sein, die ohne ihre Dazwischenkunft an dem Glücke ihres Sohnes nach ihrer Weise sich hätten weiden können, brachten sie dem Grabe, mich der Verzweiflung nahe: so wenig trägt dem Menschen ein Glück Früchte, das auf die Verletzung höherer Pflichten gebaut ist. Sie genaß, und wir verlebten nun acht selige Jahre miteinander, in denen sie mir drei Kinder gebar, einen Sohn, eine Tochter, und dann wieder einen Sohn. Während sie mit dem letzten schwanger ging, besuchte uns ein alter Bekannter, der in den letzten Zeiten viel um meinen Vater gewesen war. Von diesem erfuhr ich zuerst recht, wie unglücklich meine Flucht meinen Vater gemacht hatte. In der frühern Zeit ergriff ihn der Jammer über mich und den Einsturz der Hoffnungen, die sein Stolz auf mich gebaut hatte, oft dergestalt, daß er alle Besinnung verlor, mir und meiner Nachkommenschaft fluchte und Gott um Vertilgung eines Geschlechtes bat, das ich, seiner Meinung nach, so gewaltig entehrt hatte. Meine Mutter, sanftern Gemüthes, versuchte vergeblich die Verwünschungen, die mein Vater in seinem Zorn über mich ausstieß, durch ihr Gebet zu entkräften; sie erreichten das Ohr des Allmächtigen früher wie ihre Fürbitten, der, ehe diese anlangten, schon den Richtern, deren Amt es ist, zürnender Väter Flüche in Erfüllung zu setzen, den Auftrag ertheilt hatte, mir nach Verdienst zu vergelten. Durch die Erzählung von dem Gemüthszustande, in den meine Verbindung mit Fanny meinen Vater versetzt hatte, wurde meine Niedergeschlagenheit in bange Schwermuth verwandelt, die um so höher stieg, als meine Frau von Zeit zu Zeit von einem Traum gequält wurde, der ihre, so wie meine Einbildungskraft, mit den schrecklichsten Bildern anfüllte, die um so peinigender und unvertilgbarer wurden, als eine vorüberziehende Wahrsagerin uns eines Abends eben das Schicksal prophezeihte, worauf der Traum meiner Frau an-

spielte. Um uns zu zerstreuen, beschlossen wir eine Reise; allein das Geschick ließ uns gerade das Land auswählen, das ausersehen war meinem Vater Genugthuung zu verschaffen, und meiner Frau Traum, so wie die Deutung der Wahrsagerin in Erfüllung zu bringen. Wir gingen in die Schweiz, wo wir einige Jahre zubringen und von Zeit zu Zeit Fußreisen in die kleinere Kantons vornehmen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Torquato Tasso.

Schluß der Abschweifung über Goethe's Tasso.

Staatssecretair Montecatino.

Darf man an einer Geistesschöpfung, wo Alles in der Art, wie es gefaßt und vorgestellt ist, von einer überlegenen Meisterschaft zeugt, einem Einzelnen noch das besondere Verdienst ausgezeichneter Kunstleistung zusprechen, so ist der Character Antonio Montecatino's als eine in ihrer Weise nirgend so glänzend gelungene Durchführung zu betrachten. Zuvörderst ist die Gegnerschaft, welche Tasso in Vielen an Ferrara's Hofe gefunden, mit löblicher Beschränkung in diesem Einem Manne als einem Gesammtcharacter zusammengefaßt; Speroni's Kälte bei dem Beifalle, den man den ersten Proben der Gerusalemme im Kreise der herzoglichen Familie zollte, Pigna's Eifersucht und steife Bewerbung um die Gunst der Musen, Guarino's Zorn und sein berüchtigter Vorwurf von den zweien Flammen, deren sich Tasso gerühmt, Maddalo's Händel mit dem Dichter, sind auf diesen Antonio übergetragen: an der superciliösen Trockenheit und Anmaßung des Philosophen Montecatino, an dessen Ueberschätzung eignes Verdienstes, an dem Neid gegen Tasso's Sänger- und Minneglück fehlt es nicht. Aber alle diese Züge sind so geistvoll in einander gearbeitet und von einem so tüchtigen Grunde gewandter und zuversichtlicher Welterfahrung, ruhiger Abgeschlossenheit und eigenthümlicher Betrachtungsweise getragen, daß wir uns bei aller ihrer Schroffheit der Achtung gegen eine solche Individualität nicht erwehren können. Es ist nicht der einförmige, kalte, nur in dem Staatsrecht und in den Acten wohnende Minister; nicht der gemeine Routinier und Intriguant; nicht der lebenslustige leichtgesinnte Höfling. Er hat sich eine gründliche zusammenhangende Verstandeswelt zusammengebaut; nicht ohne Schweiß und Mühsal ist er zu seinen Ansichten, zu des Fürsten Vertrauen, zu seinem Amte und Einflusse, zu seiner Unentbehrlichkeit gekommen. Dieß macht egoistisch und argwöhnisch gegen fremdes Verdienst. Das Bewußtsein eigenes Mangels an Liebenswürdigkeit erweckt Geringschätzung gegen Fremde. Wer durch sorgfältig erwogene planmäßige, allmählige Schritte zu wirken gewohnt ist, haßt die Begeisterung. Gleichwohl mag der emsige Arbeiter eines erfreulichen Lohnes nicht entbehren; auch ihn locken die Lorbeerkränze, nach welchen mit leichter Hand das Genie greift und sie sich mühelos auf das Haupt drückt. Seine Verstimmung gegen Tasso erscheint auf diese Weise so ganz der Schwachheit menschlicher Natur angemessen, daß wir, indem wir ihn zu verurtheilen denken, uns besinnen, in den eigenen Busen greifen und erwägen, wie selten auch die edelste Seele sich alles Neides zu entschlagen weiß. In seiner Unterhaltung mit Tasso, als dieser auf der Prinzessin Wunsch Annäherung sucht, spricht sich der spröde Dialectiker kunstfertig aus, an dessen überlegener Besonnenheit alle Versuche zutraulicher Herzlichkeit und Begeisterung, wie Pfeile von einem eisernen Panzer, abgleiten, und die gesteigerte Ablehnung eines so innig dringend gebotenen Gutes muß freilich die Empfindlichkeit einer edlen Brust bis zu dem Aeußersten bringen. Sehen wir aber vor der Ausforderungsscene in Antonio den unmuthigen Aerger eines stolzen jedoch nicht niedrigen Gemüthes bis zu einem Ausbruche sich in verletzenden Worten Luft machen, so bewundern wir nach derselben die Fassung, mit welcher er sich darein findet, sein Unrecht gut zu machen, damit ein angenehmes Verhältniß wechselseitiger Duldung und Anerkennung in dem fürstlichen Kreise nicht gestört werde; wir zollen den gewandten und eifrigen Bemühungen des Unterhändlers, so wenig er sich von seinem Wesen trennen und zu unbedingter Würdigung des Gegners sich erheben kann, unsern Beifall, und mit Rührung ergreift es uns, wenn wir am Schlusse des Stückes bei Tasso's jähem Falle ein verborgenes inneres Feuer schöner Menschlichkeit durch dringen und ihn bei dem fremden Unglücke zu edler Theilnahme und kräftigem Beistande sich rasch entscheiden sehen; so daß wir vollkommen einstimmen müssen, wenn die Prinzessin auf Tasso's Urtheil über ihn:

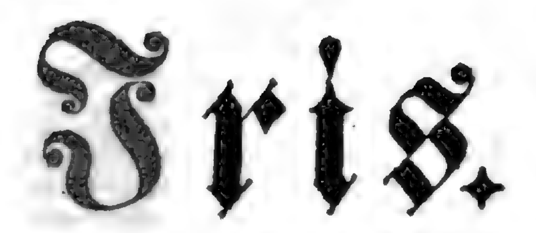
Doch haben alle Götter sich versammelt
Geschenke seiner Wiege darzubringen:
Die Grazien sind leider ausgeblieben!
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn —

die gewichtigen Worte sagt:

Doch läßt sich ihm vertraun, und das ist viel!

Daß nun in diesem Character von dem wirklichen Montecatino nur wenige Spuren sind, indem wir von diesem durchaus nicht finden, daß er dem Dichter in seinem Unglücke sich als eine so hülfreiche Stütze dargeboten, bedarf keiner Erinnerung. Es war aber nothwendig für den Dramatiker, dem reizvollen Bilde des dichterischen Ideenlebens, wie es in Tasso erscheint, einen eben so würdigen Begriff des realen Strebens entgegenzusetzen, wenn die beruhigende Auflösung, die in der Nothwendigkeit ihrer Vereinung liegt, im Gemüthe des Lesers hervorgebracht werden sollte.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 87. Mittwoch, 2. Mai 1827.

Im Hafen.

Aus dem eben erschienenen zweiten Band von Heine's Reisebildern.

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig sitzt
Im guten Rathskeller zu Bremen.

Wie doch die Welt so traulich und lieblich
Im Römerglas sich wiederspiegelt
Und wie der wogende Mikrokosmus
Sonnig hinabfließt in's durstige Herz!
Alles erblick' ich im Glas:
Alte und neue Völkergeschichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Zitronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg,
Vor allem aber das Bild der Geliebten,
Das Engelköpfchen auf Reinweingoldgrund.

O, wie schön! wie schön bist du, Geliebte!
Du bist wie eine Rose!
Nicht wie die Rose von Schiras,
Die hafisbesungene Nachtigallbraut;
Nicht wie die Rose von Saron,
Die heiligrothe, prophetengefeierte;

Du bist wie die Ros' im Rathskeller zu Bremen!
Das ist die Rose der Rosen,
Je älter sie wird, je lieblicher blüht sie,
Und ihr himmlischer Duft er hat mich beseligt,
Er hat mich begeistert, er hat mich berauscht,
Und hielt mich nicht fest, am Schopfe fest,
Der Rathskellermeister von Bremen,
Ich wäre gepurzelt!

Der brave Mann! wir saßen beisammen
Und tranken wie Brüder,
Wir sprachen von hohen, heimlichen Dingen,
Wir seufzten und sanken uns in die Arme,
Und er hat mich bekehrt zum Glauben der Liebe;
Ich trank auf das Wohl meiner bittersten Feinde,
Und allen schlechten Poeten vergab ich,
Wie einst mir selber vergeben soll werden;
Ich weinte vor Andacht, und endlich
Erschlossen sich mir die Pforten des Heils,
Wo die zwölf Apostel, die heilgen Stückfässer,
Schweigend pred'gen, und doch so verständlich
Für alle Völker.

Das sind Männer!
Unscheinbar von außen, in hölzernen Röcklein,
Sind sie von innen schöner und leuchtender,
Denn all die stolzen Leviten des Tempels,
Und des Herodes Trabanten und Höflinge,
Die goldgeschmückten, die purpurgekleideten —

Hallelujah! Wie lieblich umwehn mich
Die Palmen von Beth El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude! —
Auch meine unsterbliche Seele taumelt,
Und ich taumle mit ihr und taumlend
Bringt mich die Treppe hinauf, an's Tageslicht,
Der brave Rathskellermeister von Bremen.

Du braver Rathskellermeister von Bremen!
Siehst du, auf den Dächern der Häuser sitzen
Die Engel und sind betrunken und singen;
Die glühende Sonne dort oben
Ist nur eine rothe betrunkene Nase,
Und um die rothe Weltgeist-Nase
Dreht sich die ganze betrunkene Welt.

Der Bergsturz.

(Fortsetzung)

Das erste Jahr verstrich, ohne daß irgend ein Zufall den Frieden, in dem wir lebten, unterbrochen hätte. Wir hatten es dazu genützt, die merkwürdigsten Gegenden des Hochlandes näher kennen zu lernen: hatten den Gotthardt bestiegen, das Pfeffersbad besucht, einen Abstecher nach Chamouni gemacht und himmlische Tage an den Ufern des Genfer Sees verlebt. Des Traums meiner Frau und seiner Deutung, die uns vor zwei Jahren so geängstigt hatten und Ursache waren, daß wir die Reise nach der Schweiz vornahmen, wurde jetzt selten mehr gedacht, als der Bergsturz bei Goldau alle Schrecknisse, in die der unselige Traum uns versetzt hatte, auf's neue über uns brachte. Schon standen wir im Begriff die Schweiz zu verlassen und meiner Fanny schien kein Friede vergönnt, bis es geschehen sein würde, als ein Freund, der die Besorgnisse, den Fluch unsers Vaters, wie es der Traum angedeutet, früher oder später an uns in Erfüllung gehen zu sehen, kannte, uns dadurch zu beruhigen suchte und zu längerm Bleiben beredete, daß er uns aus der Aehnlichkeit des Unglücks bei Goldau mit dem Traum meiner Frau bewieß, ihr Traum sele aus und es stünde daher für uns weiter nichts zu besorgen. Er unterstützte seine Behauptung mit mehreren Stellen in unserm Tagebuch, die nachwiesen, daß wir um eben die Zeit, als das Unglück bei Goldau sich ergab, eine Reise dahin vorhatten, um von dort aus den Rigi zu besteigen, die durch einen Zufall unterblieb, der uns nach seiner Meinung für immer beruhigen und keine weitere Besorgnisse in unserer Seele aufkommen lassen sollte. Wir hätten fortan nichts mehr zu fürchten, unser Vater sei versöhnt und habe uns verziehen. Wir ließen uns bereden und maßen den Vorstellungen unseres Freundes Glauben bei. Aber kein sterbliches Wesen entgeht seinem Schicksal. Die Schweiz war einmal zum Racheschwert über mich auserseben.

Anstatt uns den Zufall, der uns gerettet, zur Warnung dienen zu lassen, sollte eben er es sein, der meine Fanny dem Grabe zuführte. Wir beschlossen die Reise nach dem Rigi nicht länger zu verschieben, bestellten Pferde und einen Wegweiser, verließen Zürich und brachten die nächste Nacht auf dem Albis zu, stiegen am andern Morgen von da nach Zug herab, schifften über den See und schlugen die zweite Nacht unser Lager auf dem Rigi in einem der vier Wirthshäuser zunächst dem Kloster auf. Wir bestiegen am nächsten Morgen den Kulm und kehrten von der unbeschreiblichen Aussicht, deren wir dort genossen, so befriedigt zurück, daß wir den Vorsatz faßten, eine ganze Woche auf dem Rigi zuzubringen. Nach ihrem Verlauf verlängerten wir den Termin, und zwar vorzüglich einer Grotte wegen, die wir auf der Seite nach Wägis zu ausfindig gemacht hatten und die eben deßwegen, daß **wir** sie ausfindig gemacht hatten, Fanny und mir ein Paradies zu sein schien.

Schon hatte meine Frau drei Tage hintereinander unser Abendbrod dahinbringen lassen, als ein Abend, wie wir noch keinen in der Schweiz verlebt, uns ein viertesmal dort zu speisen einlud. Wir sandten den Diener mit unserm jüngsten Sohne voraus, die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Der Kleine war dem Alten mit Leib und Seele zugethan und wollte überall, wo Jakob hinging, mitgehen. Meine Frau, ich, Carl und Jette folgten nach. Auf dem Wege nach der Grotte befiel Fanny eine Schwermuth, die ich in dem Grade nie an ihr wahrgenommen hatte. Die Kinder sprangen vor uns her. Meine Frau stand mehreremale still. Thränen, groß wie Perlen, flossen über ihre Wangen und benetzten die meinigen; sie hielt mich umschlungen, als ob ein naher Abschied oder sonst ein Unglück uns bevorstünde. Als wir bei der Grotte anlangten, war zwar alles zu unserm Empfang in Bereitschaft, aber Fritz und Jakob fehlten. Jette versicherte, sie würden gewiß wieder auf die Schmetterlingsjagd ausgegangen sein. Wir setzten uns, des herrlichen Abends zu genießen. Nie sah ich die Fluren so grün. Des Himmels Blau, der Berge Rosenlicht spiegelte sich so lieblich in dem See, es prangte der Wiesen Schmelz so bunt und feurig, die Heerden zogen so still und wonniglich durch den Gau, daß Fanny und ich nichts als Entzücken athmeten; jedes saß still vor sich hinsehend in namenlose Seligkeit verloren und dankte Gott, daß er die Welt so schön gemacht. Meine Frau brach zuerst das Schweigen. Wo nur Fritz bleiben mag; sprach sie ängstlich besorgt. Sei unbekümmert, entgegnete ich ihr, Jakob läßt

den Kleinen keinen Schaden nehmen. Ich bins, erwiederte sie, und dennoch befällt mich eine Angst, von der ich mir keine Rechenschaft zu geben weiß! Wann werden wir in der Heimath erst wieder so beisammen sitzen? Bald, gute Fanny, sobald du willst, du weißt ja, daß wir mit Anfang des nächsten Monats zurückkehren wollen. — Wollen, aber werden wir auch ausführen, was beschlossen ist? — Warum nicht, was kann uns hindern. Scheide doch einmal von der ewigen Sorge, die dein Gemüth belastet, tauche nicht jeden deiner Gedanken in bange Schwermuth. Der ehrt die Götter, wie er soll, der ihnen traut. Kehre den Blick von deinem Innern auf die Außenwelt. Sahest du je so viel Pracht um dich her verbreitet, je noch eine Gegend mit so viel Reiz geschmückt? Welch' eine Beleuchtung. Der Sonne Gluth, wie röthet sie der Berge Gipfel; wie rein die Nähe wie die Ferne, jeder Umriß wie klar, wie scharf! Auch nicht ein Lüftchen kräuselt die Spiegelfläche, in der die Gegend ein zweitesmal vor uns liegt; nichts verwirrt die Gegenstände, wie sie in buntem Lichtgemisch zu unsern Füßen ruhen, so getreu und ähnlich dem Urbilde, als sollte der Tiefe ein zweites Gebirg entsteigen. Der Klang der Abendglocke aus fernen Dörfern unterbricht allein die Stille, die uns umgibt, ein Bild des Friedens und der Ewigkeit. Wo der Blick verweilt, ergreift und hebt ihn neue Schönheit. Nichts lähmt, nichts hemmt des Geistes Aufschwung! Gleich einem reichbeladenen Schiff, das von frischem Wind getrieben, der sichern Fahrt gewiß, dem Hafen zusteuert, so führt der heutige Abend uns mit sich fort; — und hat (fiel Fanny mit beklommener Stimme mir in's Wort) uns vielleicht dem Hafen näher schon gebracht, als wir's vermeinen. Ich erschrack, doch vermochte ihre weissagende Stimme der Freude Gluth in mir nicht zum Erlöschen zu bringen; ich fühlte mich nun einmal so froh, so selig; darum (fuhr ich fort, indem ich sie an meine Brust drückte) Weib meines Herzens, Mutter meiner Kinder, scheide doch von dem Trübsinne, der dich verzehrt, und theile die Wonne mit mir, die mich durchströmt! ich bin versenkt in einem Meer von Seligkeit, es schlagen seine Wellen über mir zusammen, an deiner Brust genieße ich der Erde höchste Lust, mein ist die Welt, mein du, mein die Kinder, die du mir geboren; o selig, wem der Himmel ein Geschick beschieden hat wie das meine. Sie schlang ihren Arm um meinen Hals. Karl und Jette bewegt, wie wir, ohne zu wissen was sie fühlten, theilten unser Entzücken und mischten ihre unschuldigen Küsse unter die unsrigen. — Diese Felsenhöhle, so still und abgeschieden von der Welt, gleich einem himmlischen Gemüth, das alles aus und durch sich selber ist; o laß uns ewig Hütten bauen auf dem Gebirge, das sie trägt. — Wenn es nur fester stünde! versetzte sie. Hast du das Geschick der armen Goldauer schon vergessen! Dort unten liegen sie begraben, des Tages Licht erlosch ihnen, als sie's am wenigsten erwarteten. In dem Augenblick gewahrten wir Fritz und Jakob, die sich der Grotte naheten. Das Kind weinte bitterlich. Meine Frau erschrack, ich suchte sie zu beruhigen. Der garstige Vogel, (sagte Fritz schluchzend bei seinem Eintritt) wie er mit dem armen Thier davonfloh! weiter konnte der Kleine vor Thränen nichts hervorbringen. Wir verstanden das Kind nicht, bis uns Jakob das Räthsel aufklärte. Es hatte ein Steinadler, deren es in der Schweiz auf dem Kuhfirsten, einem Hochgebirg am Wallenstädter See, gar viele giebt, sich den Augenblick ersehen, wo ein junges Lamm, von seiner Mutter entfernt, im Gras weidete, war auf dasselbe herabgestürzt, hatte seine Krallen in das Thier geschlagen und es mit fortgenommen. Du hättest nur hören sollen, fuhr Fritz fort, Mutter, wie das arme Lamm schrie. Sie sollen auch schon Kinder entführt haben, die garstigen Adler. Gott, wie mag einer Mutter zu Muthe sein, (fiel meine Frau dem Kinde in die Rede) die solch ein Unglück trifft. Jette unterdrückte ein Paar Thränen. Karl dagegen beklagte, seine Flinte nicht bei sich gehabt zu haben und zugegen gewesen zu sein. Er wollte das Lamm schon aus den Klauen des Adlers befreiet haben, versicherte er.

(Fortsetzung folgt.)

A. W. v. Schlegel an die Schauspielerin Fräulein Peche zu Bonn.

Ich kann Sie nicht abreisen lassen, mein Fräulein, ohne Ihnen mein lebhaftes Bedauern auszudrücken, daß ich erst so spät und beinahe nur zum Abschiede das Glück hatte Ihre Bekanntschaft auf der Bühne und persönlich zu machen. Ueberhäufte Arbeiten ganz anderer Art, dann auch ein ungünstiges Vorurtheil gegen die heutigen Modeschauspiele und die Weise, wie man sie aufführt, hatten mich seit langer Zeit vom Theater entfernt gehalten. In die Aufführung von Romeo und Julie zog mich mehr die Neugierde als die Erwartung, befriedigt zu werden. Aber wiewohl ich schon viel von Ihnen hatte rühmen hören, so war ich dennoch überrascht, erstaunt und bezaubert. Ich weiß, wie schwierig die weibliche Hauptrolle ist: es gehören dazu, außer dem Talent, auch alle die Begünstigungen der Natur, die Sie in so reichem Maße besitzen. Als ich Goethen zuerst meine Uebersetzung noch in der Handschrift mittheilte, hatte er große Lust, das Stück auf die Bühne zu bringen; doch unternahm er es nicht, weil kurz zuvor eine junge und liebenswürdige Schauspielerin gestorben war, der er damals einzig einen vollkommenen Erfolg zutraute. Es ist Ihnen gelungen, in dieser gewagten Rolle die ganze Gewalt der Leidenschaften auszudrücken und doch alle mit der sittsamsten Zartheit und Anmuth zu überkleiden. Ich wünsche nur, Sie mögen nicht zu oft in dem Falle sein, das Alltägliche zu spielen, oder jene

überspannten und verschrobenen Rollen einzulernen, die man froh sein würde, so bald wie möglich wieder zu vergessen. Sie sind berufen, die Werke wahrhaft großer Dichter durch Ihre Darstellungen zur Erscheinung zu bringen. Nächst der Julie, worin Sie immer die Gunst des gebildeten Publikums gewinnen werden, sind Schillers Thekla und Maria Stuart, Goethe's Clärchen und Iphigenie, Lessings Emilia Galotti und Recha im Nathan, Shakspeare's Ophelia und Desdemona, Porcia im Kaufmann von Venedig, Miranda im Sturm, für Sie geeignete Rollen. Ich hätte gewünscht, sie alle mit Ihnen lesen zu können. Sie hätten dabei wahrscheinlich nichts gewonnen, als einige kleine Vortheile, die mich eine lange Beobachtung und die Bekanntschaft mit den vornehmsten Theatern Europa's gelehrt hat: mir aber wäre es unendlich schmeichelhaft gewesen, wenn man Sie auch irriger Weise für meine Schülerin ausgegeben hätte. Sie bedürfen keiner gelehrten Anleitung, Sie besitzen alles Wesentliche und Ihr natürliches Gefühl wird Sie am richtigsten leiten. Ueberwinden Sie nur Ihre liebenswürdige Schüchternheit und treten Sie mit voller Sicherheit auf.

Wenn Sie bald auf größern Schauplätzen allgemeinen Beifall gewinnen und als eine Schauspielerin genannt werden, die den Ruhm einer Unzelmann erneuert, so bitte ich Sie, mein Fräulein, erinnern Sie sich mit Wohlwollen eines Mannes, dessen Urtheil über dramatische und theatralische Kunst in Deutschland und im Auslande nicht ohne Gewicht war, den man oft der Ungerechtigkeit gegen verdienstliche Leistungen beschuldigt hat, der aber in Wahrheit dem Geistreichen und Schönen immer bereitwillig huldigte und der sich jetzt eine Freude daraus macht, in Bezug auf Sie der öffentlichen Stimme voranzueilen und Ihnen eine glänzende Laufbahn anzukündigen. A. W. v. Schlegel.

Neue Xenien.

Der poetische Literator.

Laß dein Lächeln, laß dein Flennen, sag uns ohne Hinterlist,
Wann Hans Sachs das Licht erblickte, Weckherlin gestorben ist.

Dramatiker.

1.

„Nimmer schreib ich mehr Tragödien, mich am Publikum zu rächen!"
Schimpf uns wie du willst, mein Guter, aber halte dein Versprechen.

2.

Diesen Reuterlieutnant müßet, Stachelverse, ihr verschonen;
Denn er commandirt Sentenzen und Gefühl' in Escadronen.

3.

Wär' Melpomene ein Mädchen, gut, gefühlvoll und natürlich,
Rieth' ich ihr: Heirathe diesen, der so milde und so zierlich.

Oestliche Poeten.

Alter Dichter, du gemahnst mich, als wie Hamelns Rattenfänger;
Pfeifst nach Morgen, und es folgen all die lieben kleinen Sänger.

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zuviel die Armen und vomiren dann Ghaselen.

Neuste Literatur.

Glaubt, das Schriftenthum wird gleichen bald den ärgsten Rockenstuben.
Die Gevatterinnen schnacken und es hören zu die Buben.

Wär' ich Dschingischahn, o China, wärst du längst von mir vernichtet;
Dein verdammtes Theegeplätscher hat uns langsam hingerichtet.

Alles setzet sich zur Ruhe und der Größte wird geduldig,
Streicht gemächlich ein, was frühre Zeiten blieben waren schuldig.

„Diese Reime klingen schändlich, ohne Metrum und Cäsuren;"
Wollt in Uniform ihr stecken literarische Panduren?

„Sag wie kommst du nur zu Worten, die so grob und ungezogen?"
Freund, im wüsten Marktgedränge braucht man seine Ellenbogen.

„Aber du hast auch bereimet, was unläugbar gut und groß."
Mischt der Beste sich zum Plebse, duldet er des Plebses Loos.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nr. 88. Freitag, 4. Mai 1827.

Der Bergsturz.

(Fortsetzung)

Es ist dem Menschen eigen, sich gerade dann am liebsten mit schauerlichen Geschichten zu unterhalten, wenn er am meisten zur Fröhlichkeit gestimmt ist, zumal bei Sonnenuntergang. Ich nahm daher von dem Vorfall mit dem Adler Anlaß, den Kindern, während wir aßen, eine ähnliche Geschichte zu erzählen, die ein Freund von mir in England aus dem Munde glaubwürdiger Männer gehört hatte.

Auf den Schottischen Gebirgen, deren Fuß das Meer umspühlt, giebt es eben solche Adler wie auf dem Kuhfirsten. Auch so, wie diese, leben sie vom Raub und nähren sich und ihre Jungen von anderer Thiere Blut, entführen junge Lämmer, Rehböcke, Ziegen, groß und klein Geflügel und was ihr Scharfblick sonst erspäht. Halten sie mit ihren Krallen das Opfer ihrer Gierde erst umschlungen, so ist an keine Rettung mehr zu denken. Hoch in den Lüften verzehren sie ihren Raub, oder senken sich damit auf Gebirgsspitzen herab zwischen Felsenklüfte, die keines Menschen Fuß erklimmt. Nun hört, was einst geschah: Ein armer Fischer, der kärglich sich vom Fischfang nährte, doch reich sich wähnte, seit Gott ihm einen Sohn geschenkt, stach jeden Morgen in die See, warf das Netz und versuchte, was die Tiefe ihm beschieden. Damit sein Weib indessen des Haushalts um so ungestörter pflegen möge, auch weil er ungern sich von seinem Knaben trennte, war's ihm zur Gewohnheit geworden, den Kleinen in dem Kahn, der ihn und seine Hoffnung trug, mit sich zu nehmen. An einer sichern Stelle, der Gattin wohlbekannt, legte er den Knaben auf den Sand und schiffte dann in's blaue Weite. Er wußte, daß die Mutter zur bestimmten Stunde nie fehlte nachzukommen, den Säugling zu stillen, der ihr Entzücken theilte; denn schon fing das Kind an seine Eltern zu kennen und ihre Liebkosungen durch Lächeln zu erwiedern. So wogt der Vater sorglos jeden Tag auf hohem Meer, von der Stelle, wo der Knabe lag, zwar entfernt, doch nie so weit, daß sein Auge das Kind nicht zu erreichen vermocht hätte, so oft er sein gedachte, das unterdessen ruhig und bequem lag und sich nicht verlaufen konnte, denn noch war der Gebrauch seiner Glieder ihm versagt und nie versäumte die Mutter zur gesetzten Zeit sich einzufinden. Wie ward ihr, als sie eines Tages die Stelle leer sah, von wo aus der Knabe die, die ihn geboren, oft früher noch erspähte wie sie ihn. Ihr starrt das Blut, sie ahnet Unglück. Ein Schrei, der über der Angstvollen sich hören läßt, bringt sie zur Besinnung. Es war ihr Kind; ein mächtiger Adler hatte es entführt. Der Vater gewahrt der Mutter Jammer und bald erreicht sein Schiff das Ufer, doch eh' er am Strande anzulangen vermochte, schlug der Adler schon die Schwingen auf steiler Höhe. Vater und Mutter bieten alle Kräfte auf, die Felsenwand zu erklimmen, wo das Thier mit seiner Beute sich niedergelassen hatte. Allein umsonst ist ihr Bemühen, vergeblich folgen sie der Spur, die sie entdeckt zu haben glaubten. Schon entsank Beiden Muth und Hoffnung, als fernes Stöhnen und Gewimmer der Mutter Schritte auf's neue beflügelt. Sie winkt dem Gatten, der von der Gegenseite, mehr einer Leiche wie einem Menschen gleich, die Felsenspitze zu ersteigen suchte, wo der Adler zuerst sich niederließ, als ein zweiter Schrei, der jedoch nicht mehr aus hoher Luft herab, sondern wie aus einem Keller zu kommen schien, Beiden zu gleicher Zeit den rechten Weg zeigt. Das Nest ist entdeckt. Sie sehen ihr Kind, aber auch zugleich den Adler, wie er es unter sich hat, es mit der einen Klaue festhält, während die andere so wie sein Schna-

bei ihm Brust und Leib aufschlitzen. Vergeblich sucht des Vaters Riesenarm die Felsenspalte, in der der Adler seinen Raub verzehrt, zu erweitern. Er sprengt sie nicht, sie bleibt ihm unzugänglich. Er und die Mutter müssen von oben zusehen, wie ihr Kind des Adlers Hunger mit seinem Fleisch, seiner Jungen Durst mit seinem Blute stillt, bis es genug zerfleischt den letzten Athem aushaucht und seine Augen schließt.

Während die Kinder und Fanny um mich her saßen und mir zuhörten, war Jakob mehreremal mit einer Unruhe vor die Grotte getreten, die ich mir nicht zu erklären wußte. Eben stand er draußen, als es mir schien eine Bewegung unter mir zu verspüren, die mich aufmerksam machte. Meine Frau, die dasselbe wahrgenommen hatte, sah mich an, als eine zweite Bewegung uns von unsern Sitzen trieb. In demselben Augenblicke stieg ohnfern der Grotte eine Staubwolke auf, die den Tag in Nacht verkehrte. Was ist das, rief ich; großer Gott, wir versinken, schrie meine Frau. Laß uns fliehen. Zu spät! — schrie Jakob, indem er leichenblaß zur Grotte hereinstürzte, Fritz beim Arm ergriff und ihn sich auf die Schulter setzte. Meine Frau faßte Jette, ich Carl bei der Hand. Der Traum, der Traum, rief sie und wollte davon eilen. Es war zu spät, die Erde öffnete sich unter unsern Füßen. Die Staubwolke vor uns ward immer größer. Die Bäume vor der Grotte fingen an zu rutschen. Ein Getöß wie ferne Donner vermehrte die Grausensscene. Wohin? rief Fanny. Mutter, bleibe bei mir, rief Jette. Vater, verlaß uns nicht, rief Carl. Nimmer, versetzte ich, wir sterben zusammen. Müssen wir denn sterben? frug Jette, — ach ich lebte noch so gerne. Soll ich auf einen Baum klettern und sehen was vorgeht, frug Carl. Siehst du nicht, daß die Bäume übereinander stürzen. Barmherziger Gott, rief meine Frau, (indem sie die Hände über den Kopf zusammenschlug und dann Jette mit dem einen, Carl mit dem andern Arm umschlang) welch Getöße! Es ist die Stimme der Ewigkeit, antwortete ich ihr. In dem Augenblicke stürzte die Grotte über uns zusammen. So soll ich die Heimath denn nicht wieder sehen, rief meine Frau und versank. Ich streckte die Arme nach ihr und den Kindern aus und verlor die Besinnung.

Herr Müller hörte hier zu reden auf. Die Jünglinge rückten näher an ihn, sein und der Seinen Schicksal hatte ihr Herz zerrissen. Der Eine ergriff seine Hand; ein Anderer saß mit gesenktem Haupt und ineinander verschlungenen Armen da; ein Dritter wühlte in dem Boden vor sich, bis Rauch und Flamme aufstiegen. Keiner sprach ein Wort.

(Schluß folgt.)

Torquato Tasso.

Long years of outrage, calumny and wrong;
Imputed madness, prison'd solitude,
And the mind's canker in its savage mood,
When the impatient thirst of light and air
Parches the heart, and the abhorred grate,
Marring the sunbeams with its hideous shade,
Works through the throbbing eyeball to the brain
With a hot sense of heaviness and pain,
And bare at once Captivity display'd
Stands scoffing through the never-open'd gate,
Which nothing through its bars admits, save day
And tasteless food, which I have eat alone,
Till its unsocial bitterness is gone,
And I can banquet like a beast of prey,
Sullen and lonely, couching in the cave
Which is my lair and — it may be — my grave:
All this hath somewhat worn me and may wear,
But must be borne. — I stoop not to despair.

Byron, Lament of Tasso.

Wir kehren von unserer Abschweifung zu dem unglücklichen Tasso in das Hospital zu St. Anna zurück. Mehrere Tage lang blieb er wie betäubt: das Schicksal, welches ihn betroffen, schien durchaus nur ein Traum, ein grausames Blendwerk zauberischer Mächte. Endlich erwachte er, an Leib und Seele gleich angegriffen, zu der bitteren schmerzlichen Wirklichkeit. Er schrieb an Gonzaga: „O ich Unglücklicher! Ich hatte mir vorgenommen, außer zwei Heldengedichten von dem edelsten und würdigsten Inhalte, vier Tragödien zu schreiben, von denen ich bereits den Plan gebildet hatte, und viele Werke in Prosa über die anziehendsten für das Menschenleben lehrreichsten Gegenstände; und mit der Philosophie wollte ich suchen die Beredtsamkeit in einer Weise zu verbinden, daß von mir ein ewiges Andenken in der Welt zurückbliebe; ich hatte mir ein erhabenes Ende in Ruhm und Ehre vorgestellt. Aber jetzt, erdrückt von der Last so vieler Mißgeschicke, habe ich jeden Gedanken von Ruhm und Ehre fahren lassen und würde mich glücklich genug dünken, wenn ich ohne Furcht nur den Durst stillen könnte, von welchem ich ununterbrochen gequält werde; und wenn ich wie einer der ganz gewöhnlichen Menschen in irgend einer armen Herberge mein Leben in Freiheit hinbringen dürfte, wo nicht gesund, denn das kann ich nicht mehr werden, doch wenigstens nicht so ängstlich krank; wenn nicht geehrt, doch nicht verabscheut; wenn nicht mit den Vorrechten des Menschen, doch mindestens mit denen der Thiere, welche in den Flüssen und den Quellen ungehindert ihren Durst löschen, von dem ich, ich muß es wiederholen, ganz entbrannt bin. Und schon fürchte ich nicht so sehr die Größe des Uebels, als dessen Verlängerung, die sich auf eine furchtbare Weise vor meine Seele stellt; besonders da ich fühle, daß ich in diesem Zustande nicht zu schreiben, noch zu arbeiten vermag. Ueberdieß vermehrt die Besorgniß einer anhaltenden Gefangenschaft meine Niedergeschlagenheit auf-

serordentlich; es mehrt sie die unwürdige Behandlung, der ich mich fügen soll; der Wust meines Bartes, meiner Haare, meines Anzugs machen mir Ekel; und über alles betrübt mich die Einsamkeit, meine grausame angeborne Feindin, von der ich selbst in meinem Glücke mich manchmal so beschwert fühlte, daß ich in ganz unzeitigen Momenten Gesellschaft auf- oder wiedersuchte."

Daß die harte und schmachvolle Behandlung, die nach diesem Briefe Tasso erfuhr, nicht etwa blos für die erste Zeit seines Aufenthalts im Spitale gegolten, ersieht man aus einem Briefe an Jacob Boncompagno, General des Kirchenstaats, vom 17. Mai 1580: „Ich will Euch nur soviel sagen, daß ich mich über vierzehn Monate krank in diesem Spitale befinde, ohne irgend eine der Bequemlichkeiten zu haben, die man selbst den gemeinen Leuten zu reichen pflegt, geschweige einem Edelmanne. Man hat mir eben so gut die Arzneien der Seele wie die des Körpers versagt; denn obgleich ein Capellan hier ist, der mir kein Dummkopf zu sein scheint, ist er doch in meiner Krankheit nie gekommen, mich zu besuchen, oder mir irgend ein Mitleid angedeihen zu lassen, und obschon ich ihn darum gebeten, hat er mich doch nie wollen Beichte hören, oder mich zum Abendmahle lassen."

So viel ist klar, daß der Herzog mit einer tyrannischen Unbarmherzigkeit ihn als einen Wahnsinnigen angesehen wissen wollte, und diese Barbarei muß um so mehr auf seinen Namen einen ewigen Schandfleck heften, da es eben so gewiß ist, daß Tasso, wenn auch zu Zeiten in einem Zustande trübsinniger Schwermuth und düsterer Versunkenheit in sich selbst, doch auch im Spitale noch bei vollkommen gesunder Einsicht war, was durch seine zahlreichen erschütternden Briefe und durch eine Reihe fort und fort geistvoller und sinnreicher Schriften, die er in jenem Aufenthalte des Schauders verfertigte, unwidersprechlich dargethan wird. Zu jenen melancholischen Stimmungen hatten ihn eine ungleiche Behandlung von Seiten des Herzogs und Neckereien, die man nicht von ihm abwehrte, und über die er sich hinwegzusetzen nicht kaltblütig genug war, gebracht. Sie mußten durch die Strenge, mit welcher die Aufseher des Spitals ihres Gebieters unmenschliche Befehle pünktlich in's Werk zu setzen beflissen waren, zu einer unmäßigen Höhe getrieben werden und es ist nur ein zu sprechendes Zeugniß für Tasso's kräftige geistige Natur, daß sie so vielen Bedrängnissen und Qualen nicht wirklich unterlag. Wenn ihm die Unbilden seiner Lage, die Mißhandlungen der Aufseher und Wärter, der Kummer über das, was mit seinen ihm entrissenen Werken vorging von Zeit zu Zeit die Besinnung benahmen, was unter solchen Umständen selbst einem ganz anders organisirten Geiste wohl hätte begegnen müssen, so war seine Verwirrung sanfter Art: er klagte in herzzerreißenden Tönen, seufzte, weinte. Daß man ihm den Tod bereite, war seine einzige Besorgniß, und er weigerte sich deßhalb, Nahrung, Arzney zu sich zu nehmen, dem Arzt zu gehorchen. Wie roh die Schergenseelen seiner Wächter den Dichter verhöhnten, ergiebt sich daraus, daß sie ihm selbst das Licht in seinem Kerker versagten. Wir haben zwei unendlich rührende, zu der tiefsten Wehmuth über das Hinfällige unserer Seelenfreiheit anregende Sonette von ihm übrig, worin er eine Katze bittet, ihm mit ihren Augen zu leuchten, damit er seine Klagen zu Papiere bringen könne. Noch klingt die Melodie und der Wohllaut seiner in dieser Hinsicht unübertroffnen Sprache daraus hervor; aber es sind die Töne eines verstimmten, halbzerstörten Instrumentes; die Gedanken sind peinlich bizarr und der Zusammenhang wildverworren. Eben so übte irgend wer eine teuflische Schadenfreude damit, ihn mit gespenstischem Spuke zu plagen, indem ihm seine Bücher und sonstigen Effekten untereinandergeworfen und zerstört, die Speisen vor dem Munde weggenommen, das Geld, das ihm mitleidige Personen geschenkt oder zugesendet hatten, geraubt wurde, daß man ihn im Schlafe störte, gaukelnde Figuren vor ihm erscheinen ließ, und die unwürdigsten Scherze mit ihm trieb, was er alles in dem erhitzten Zustande seiner Phantasie und der Befangenheit seines Gemüthes dem Einflusse magischer Kräfte und eines ihn verfolgenden Poltergeistes zuschrieb.

Von Zeit zu Zeit hatte er den Trost, daß geliebte und verehrte Personen sich die Erlaubniß ihn zu besuchen auswirkten, bei welchen Gelegenheiten er sich immer verständig, liebenswürdig und gesprächig zeigte, die bedeutendsten und allen Aufwand von Besonnenheit und Urtheil heischenden Materien abhandelte und keineswegs die Vorsichtsmaßregeln rechtfertigte, mit welchen man ihn verwahrte, oder Personen zu ihm ließ. Man unterhielt sich mit ihm über seine eigenen, wie über fremde Werke, erbat sich seine Meinung über vorhabende Arbeiten, munterte ihn selbst zu Compositionen auf und ging jederzeit mit Zufriedenheit und Wohlgefallen über ihn, mit Bedauern und Unwillen über das Schicksal, welchem ihn die gepriesene Großmuth Herzog Alphonso's Preiß gegeben, von ihm hinweg. So besuchte ihn der jüngere Aldus aus Venedig, theilte ihm seinen Plan mit, das Leben Cosimo's von Medici zu schreiben, bat und erhielt von ihm zu Ausschmückung dieses Werks zwei sinnreiche Sonette; der Mahler Terzi von Bergamo zog ihn über eine Kunstunternehmung zu Rathe; der Dichter Manfredi besprach sich mit ihm über seine Tragödie Semiramis. Gustavini, ein junger Aesthetiker, der sich in dem nachmaligen Streite über den Vorzug Ariosts und Tasso's lebhaft zu Gunsten des Letzteren aussprach, und Bernardo Castello, ein Mahler, welcher zu vier Kupferausgaben der Gerusalemme die Zeichnungen geliefert hat, kamen von Genua ausdrücklich in der Absicht, den von ihnen geliebten Sänger persönlich zu verehren, und schieden mit der tiefsten Rührung von ihm. Und diese, wie manche andre Personen, waren nicht etwa bloß auf Stunden bei Tasso, als hätten sie lichte Zwischenräume des Wahnsinns benutzen müssen; sie blieben ganze Tage bei ihm, kehrten wieder, fanden ihn regelmäßig in der behandlungsfähigsten Verfassung.

Notizen über Griechenland.

Aus dem Schreiben eines bayerischen Offiziers aus Aegina vom 18. Jan.

Ich erzähle Ihnen von der göttlichen Gegend, von der göttlichen See im Archipelagus und der wunderbaren Herrlichkeit, die jeder Schritt dem Maler darbietet, der die Natur sucht. Beute überall, reiche Beute für den Architekten, Archäologen, Zoologen, Mineralogen, Botaniker! Es komme wer Lust hat. Er ist sicher wie in Italien — allein er muß mit Schaf- und Ziegenbraten, mit Linsen, Erbsen, einigem Gemüse vorlieb nehmen. Das Brod ist gut, der Wein vortrefflich. Auch muß er bereit sein, die Küche nöthigenfalls selber zu beschicken. Wirthshäuser sind hier selten, schlecht und theuer. Auch kein Bett darf er suchen. Eine Wollmatratze, die er ohnedies zu Schiffe braucht, oder ein Paar tüchtige Wolldecken müssen ihm genügen. Es hat sich hierin seit dreitausend Jahren nichts geändert. Die ältesten und die alten Griechen reisten und schliefen wie man jetzt thut. Auch vor Ungeziefer aller Art darf er sich nicht fürchten. Fränkische Kleidung ist eine Art Reisepaß, weil die Konsuln von der türkischen Zeit her sehr geachtet sind. Auch vor den Häusern darf der Reisende in Hellas nicht erschrecken. Von Fenstern ist keine Rede. Wer Tisch oder Bank, Küchengeräth, Teller, Glas, Löffel, Gabel braucht, muß sie bei sich haben, oder sich machen lassen. Der Winter ist hier eigentlich nicht zu Hause. Nur wenn es regnet, oder der Nordwind durch die schlechtverwahrten Läden pfeift, wickelt man sich in seinen Mantel mit der Kapuz und sucht Schutz vor der in solchen Augenblicken wirklich empfindlichen Kälte. Solche Mäntel haben wir uns fast alle gekauft. Das Stück kostet zwei Kronenthaler. Sie sind grob, grau, langhaarig, aber warm und wasserdicht und malerisch dazu. Alle Wochen rasirt man sich einmal. Freund H** hat einen Bart wie der rasende Ajax. Ueberhaupt genirt die Toilette nicht, sogar neben den Goldtressen der Kapitanis blickt unverholen das schmutzige Hemd aus den oft arg zerrissenen Kamisölern. Die Beschreibung der meist sehr malerischen Trachten zu machen, ist nicht möglich. Zeichnungen, die wir mitbringen, werden sie besser kennen lehren, als alle Schilderungen. Nur die Schürze der Männer sieht beim ersten Anblick befremdend aus. Sie reicht vom Gürtel bis zum Knie. Die Träger europäischer Hosen nennt der Grieche Gabelmenschen und Gabelbeine. Die sechs griechischen Knaben, die nach München abgehen, kommen in ihrem Nationalkostüme. Sie sind aus Ipsara, Korinth, Suli, Morea, Rumelien, Athen. Aus Napoli fuhren unsere Leute auf dem Pegasus nach Aegina, wohin wir mußten, weil hier die Regierung ihren Sitz hatte. Die Offiziere ritten unter Escorte einiger Capitanis von Karaiskaki's Heer im drolligsten Zuge über Ligurio, wo wir übernachteten, nach Epidaurus, um die Seefahrt um Argolis nach Aegina zu vermeiden. Bei Ligurio ist ein schönes Amphitheater, welches wir aber, da es eine Stunde seitwärts liegt und wir spät ankamen, nicht sahen. Die Wege in Griechenland sind überall den Viehwegen im Gebirge ähnlich, dazu ungangbar bei Regenwetter, weil sie ohne Brücke und Steg über Bergwasser, Bäche und Flüsse führen, die alsdann oft plötzlich anschwellen. Sie sind ein vorzügliches Bollwerk in Griechenland gegen ein Heer, das mit Cavallerie, Artillerie und Wagenburg vordringen wollte, und machen, daß der Krieg so schwierig und so wenig europäisch ist. Von Wagen und Rädern ist keine Spur. Eine Calesche in Hellas wäre, was ein Kriegsschiff auf dem Maximiliansplatze in München, ein Gegenstand der Neugier, nicht des Gebrauches. — Von Epidaurus fuhren wir in einer Holzbarke nach Aegina über. Der Wind war schwach und wir blieben die ganze Nacht zur See. Wir bezogen hier zwei Häuser, weil keines in der Stadt uns alle aufnehmen konnte. Die Regierung hat uns sehr wohl aufgenommen, und an Geschäften fehlt es nicht, wenigstens für einige unter uns. Die übrigen unterhalten sich in Erwartung anderer Thätigkeit mit Zeichnen, mit Excursionen und der Jagd. Es giebt viele rothe Rebhüner hier, aber keine Hühnerhunde. Wir sehen von der Höhe hinter der Stadt, Athen, Akropolis, den Hafen vom Piräus, Salamis, hören bei gutem Winde jeden Schuß. Weiter zur Linken im Busen die alte Megara. Es ist eine Herrlichkeit, das Alles so vor sich zu haben! Auf der Höhe des Jupitertempels ist man am Meisten in dieses Meer unbeschreiblicher Schönheit wie versenkt. Wohlthätiges, lauteres Gefühl des Schönen, erregt durch Reinheit der Verhältnisse und architectonischen Wohlklang dieser erhabenen Tempelbauten und den lieblichen Anblick des grünen Strauchwerkes, das auf dieser Höhe unter den schönen Säulen und den Trümmern der Gesimse sich hinzieht. Erhebst du den Blick, so liegt vor dir diese Unendlichkeit der Küsten, der Vorgebirge, der Inseln, mit ihren welthistorischen Namen und Erinnerungen, dort zur Rechten Sunium, sich verlierend in der unendlichen See, links der Isthmus von Corinth, wie ein Wolkenstreif hinter Salamis hingezogen, während näher die Insel Anchisiri und die Halbinsel Methone mit dem Vorgebirge von Argolis die erhabenen Scenen abschließen, und über dieser Scenerie der tiefblaue Himmel, dieser trotz des Winters warme erquickende Sonnenstrahl und unten die dunkelblaue, oft in das Purpurroth spielende göttliche See — sehen muß man das um die Schönheit, die Anmuth dieser Natur, dieser Schöpfung, und die Süßigkeit und Klarheit des Lebens, in ihm aber den Flügelschlag des griechischen Genius zu fühlen, der sich über diesen Himmel, diese Erde, diese See ausbreitete, bildend und gestaltend, was den Spätern zur Bewunderung, obwohl in Trümmern überliefert wurde. Ich habe an Klenze und Thiersch geschrieben, als ich vom ersten Besuch dieses Tempels zurück kam, und sie eingeladen zu kommen. So lange wir hier sind, sollen sie nicht versäumen, sich auf den Weg zu machen.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 89. Samstag, 5. Mai 1827.

Der Bergsturz.

(Schluß)

Nach einiger Zeit fuhr Herr Müller fort: Wie lange ich besinnungslos dagelegen haben mag, weiß ich nicht zu bestimmen. Als ich wieder zu mir kam, war alles todtenstill um mich her und in undurchdringliches Dunkel gehüllt; ich wollte mich aufrichten, denn ein gewaltiger Stein, der mir auf der Brust lag, erschwerte mir das Athemholen dergestalt, daß ich ersticken zu müssen glaubte; allein vergeblich, außer dem Kopf konnte ich keins meiner Glieder bewegen. Mein rechter Arm schien gebrochen, der linke war so fest eingeklemmt, daß ich ihn nicht zu rühren vermochte. Was ich in dieser Lage körperlich litt war jedoch nichts, wenn ich der Meinigen gedachte. Lagen sie erschlagen, todt, ohne Besinnung, oder hatte sie ein so schreckliches Loos wie mich betroffen? Diese Ungewißheit überstieg zehnmal die körperlichen Qualen, die mich auf meiner Folterbank gefesselt hielten. Ich war der Verzweiflung nahe. Den Tod konnte ich mir nicht wünschen, bevor ich nicht wußte, was aus den Meinigen geworden, und dennoch stieg die Anstrengung, womit ich Athem holte, mit jedem Augenblicke. Was hab' ich verbrochen, was meine unschuldigen Kinder, rief ich in meinem Schmerz aus, solch' ein Geschick zu verdienen, vom Leben ausgeschlossen, in ewige Nacht versenkt und nicht todt — der höchsten Qual preis gegeben und nicht empfindungslos! — O Allmächtiger, nur einen Strahl von dem Lichte, das den Lebendigen leuchtet, sende in dies Grab, daß ich erkenne wo ich bin, was ich zu hoffen habe und wo die Meinen hingekommen; ich bitte ja nicht für mich um Erleichterung, ich flehe ja nicht, daß du meine Leiden enden mögest, ich flehe nur um Erbarmung für die Meinen! Laß mich nur wissen, ob sie gerettet, oder ob sie auch so, wie ich hier, schmachten und ihr Leben unter unerhörten Qualen aushauchen. Trägt ein Vater die Seinen zu Grabe, so weiß er, wo er sie hingethan, daß sie zu leiden aufgehört, weiß, daß der Menschen Tücke, des Geschickes Härte ihnen nichts mehr anhaben können. Er stirbt vor Schmerz, aber er stirbt nur einmal. Mir dagegen ist zehnfacher Tod bereitet. Mit einem Schlag trifft mich die Qual von Tausend. Haben der Meinen Augen sich geschlossen, oder liegen sie verwundet da wie ich, zwischen Felsen eingeklemmt, in ihrem Blut, hoffnungslos, ohne Erbarmen, zwischen Sein und Nichtsein ringend, ohne Hülfe, ohne Beistand von einer Seite sich zur andern kehrend, in finstere Nacht versenkt, mich und ihr Geschick verfluchend, wie mein Vater in seiner Todesstunde einst mir fluchte?

Was einem Andern das ärgste wäre, die Nachricht, daß seine Söhne vom Feinde erschlagen da lägen, daß seiner Gattin, daß seiner Kinder Augen sich auf ewig geschlossen hätten, wäre mir willkommene Botschaft. Gott, wenn ihre Herzen noch schlügen, ihre Brust sich noch höbe, wenn in diesem Aufenthalte des Entsetzens Jammer und Verzweiflung sich in ihr Leben theilten, wenn ihre Leiden noch eines Zuwachses fähig wären, Besinnungslosigkeit ihrem Elende noch kein Ziel gesteckt hätte. O Allvergelter, der meines Vaters Fluch an mir in Erfüllung gehen läßt! ewige Gottheit, häufe meine Leiden ins Unendliche, ersinne der Qualen noch mehr für mich wenn es möglich ist, nur schone der Meinen.

Doch ich darf hoffen, ich leide allein; ich darf hoffen, daß ich das einzige Schlachtopfer bin, das das Racheschwert des Himmels sich ausersehen hat. Alles ist still und öde um mich her, wie's dem Grabe ziemt. Ich darf hoffen, daß außer meiner Brust sich keine andere mehr hebt; Dank, Dank! Kaum hatte ich diese Worte

gedacht, oder gesprochen, als ich einen Laut vernahm: es war meiner Tochter Stimme — Vater, wo bist du? (rief sie mit dem Tode ringend) o komm und steh' mir bei! Lebst du, Jette? versetzte ich, außer mir. Ja, Vater, aber ich halt's nicht aus. Alle Glieder sind mir zerschlagen; wenn du mir nicht zu Hülfe eilst, muß ich ersticken. Auch deinem Sohne steh' bei! jammerte meines Carls Stimme in der Ferne. Ich verging, strengte alle meine Kräfte an, den Stein von mir zu wälzen, der mir auf der Brust lag, aber vergeblich. Wenige Minuten darauf vernahm ich auch meines Weibes Stimme. Kinder, wo seid ihr, stammelte sie, lebt ihr? Ja, sie leben, rief ich in wilder Verzweiflung, sie leben, aber — ich stand im Begriff eine Verwünschung auszustoßen, als Jette mit noch schwächerer Stimme mich und ihre Mutter aufs neue um Beistand anflehte. Carl that dieselbe Bitte. Ich leide also nicht allein, ließ sich Fanny aus ihrem Grabe vernehmen: Gatte und Kinder leiden wie ich. Bist du auch verschüttet, Mutter? frug Jette; verlierst du auch so viel Blut, wie ich? frug Carl. O entsetzlich, rief ich aus, ich vernehme meiner Kinder Jammer, die Leidenstöne ihrer Mutter und ich kann ihnen nicht zu Hülfe eilen. Eins wenigstens ist gerettet. Jakob ist es vielleicht geglückt, Fritz in Sicherheit zu bringen. Ich hatte das letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als ich Jakobs und bald darauf auch meines Kleinen Stimme erkannte. Armer Herr! seufzte jener, während das Kind den Alten frug, wo sie denn nur wären. Der Diener suchte das Kind zu bereden, es solle doch still sein; es wollte sich aber nicht dazu verstehen, sondern versetzte, der Vater sei gewiß wach, er habe ihn schon reden hören. Aber die Mutter schläft noch, versetzte Jakob. O nein, versetzte das Kind, die hab' ich auch reden hören. Zünd doch Licht an, Jakob, mir ist so bange, die Nacht ist mir so lang geworden. Wann wird es Tag werden? Nie mehr, antwortete Jakob. Dieses Nie mehr raubte mir alle Besonnenheit, es gab mir aber auch zugleich Riesenstärke. Ich stemmte die Füße gegen ein mir nahe liegendes Gestein und verschaffte mir dadurch einen größern Spielraum. Ihr liegt lebendig begraben, rief ich aus, und ich kann die Erde nicht von eurem Grabe scharren; ihr ringt mit dem Tode, und ich kann euch keinen Beistand leisten. Hörst du, daß der Vater wach ist, sprach Fritz zu Jakob und in dem Augenblicke kehrte sich seine Stimme nach mir zu: Vater, guter Vater, komm doch her zu mir, ich habe so lange nichts gegessen, mich hungert. Wo seid ihr? rief ich zum Diener. Ach Herr, versetzte dieser, ich hörte euern Jammer schon die ganze Nacht mit an. Und vergaßest des deinigen darüber, ehrliche Seele. Ist denn an keine Rettung zu denken, können wir uns nicht durchgraben? Wird uns Niemand zur Hülfe eilen? Komm doch und suche mich auf, vielleicht, daß uns zu Zwei gelingt, was mir allein nicht gelingen wollte. Ach Herr, ich kann nicht, ich versuchte Fritz zu retten, da zerschlug mir ein Fels beide Beine! Das Kind ist unversehrt. Gott sei gelobt, erscholl hier Fanny's Stimme aus ihrer Gruft, also von drei doch eins. Ja, versetzte Jakob, aber in der Unterwelt. Seid ihr stark beschädigt worden, gnädige Frau? Ich leide unaussprechlich, antwortete sie dem Alten. Ein schweres Felsenstück liegt mir auf der Schulter; Arm und Füße sind mir wie gelähmt. Schmerz und Verzweiflung raubten mir die Stimme. Alles war fortan still. Vielleicht haben sie ausgelitten, dachte ich. Ein tiefer Athemzug meiner Tochter belehrte mich vom Gegentheil. Wenn ich nicht Luft bekomme, muß ich ersticken, Vater, stammelte die Unglückliche. Und ich muß mich verbluten, sagte Carl. O stille doch das viele Blut, Vater, das mir aus Nase und Ohren fließt. Laßt uns versuchen einmal zu rufen, sprach ich zu den Meinigen und kehrte den Kopf nach der Seite, wo ich mir einbildete, daß sie liegen könnten, denn ich wußte nicht wie nah oder fern mir jedes lag. Vielleicht, daß Hülfe nahe ist, und man uns hört. Alle riefen so laut als eines Jeden Kräfte gestatteten. Ich rufe dem Großvater, sagte Fritz, der hilft gewiß, wenn er uns hört. Diese Worte brachten mich zur Verzweiflung; ich bot meine letzte Kraft auf mich loszuarbeiten; es gelang. Ich bekam einen Arm frei und schaffte damit den Stein beiseite, der mir auf der Brust lag. Ich bin frei, rief ich meiner Frau zu; aber wo finde ich dich, wo die Kinder? Indem ich so im Finstern herumtappte, bekam ich eine Hand zu fassen. Wessen Hand ist das, rief ich, es ist die Hand des Todes. Kaum hörbar antwortete Carl: Fasse dich, Vater, bald habe ich überstanden. Mein Ende ist nahe. Nur einen Tropfen Wasser wünschte ich mir, den entsetzlichen Durst zu löschen, der mich verzehrt. Traure nicht um deinen Carl, du warst ja immer mit mir zufrieden, ich sterbe gerne, weine nicht; versuche nicht mich loszuarbeiten, du versuchst es vergebens. Rette dich, rette die Mutter. Hier fühlte ich an seinem Händedruck, daß es sein letzter war. Gott! rief ich und stürzte über seine Leiche, und ich konnte das Auge nicht mehr sehen, das mir so oft Liebe zulächelte, aus dem des besten Kindes fromme Seele mir so oft entgegenstrahlte, nicht sehen wie es brach, konnte meinem Sohne in der Todesstunde nicht einen Tropfen Wasser reichen. Dem Ersten, dessen Hand ich berühre, bringe ich den Tod. Carl! Carl! er höret mich nicht mehr . . . Wohl ihm! .. Hat Carl ausgelitten? frug meine Frau. Er hat. Laß mich deine Stimme hören, Fanny, daß sie mich leite und ich dich finde. Indem ich umher suchte, stieß ich auf etwas, das sich zurückzog. Das war mein Fuß, Vater, sagte Jette. Gehe nicht an mir vorüber, ohne mir die Hand zu reichen. Ich kann mich nicht aufrichten, aber ich will sie dennoch an meine Lippen bringen und segnen. Mein Jammer hatte das höchste Ziel erreicht. O, flucht mir nicht, Kinder! flucht mir nicht, daß ich Euch auf die Welt gesetzt, daß ihr zu solchen Leiden geboren werden mußtet. Flucht mir nicht, wie einst mein Vater mir fluchte.

Du gehst zu allen, unterbrach mich hier Fritz; nur den armen Fritz vergißt du. Wenn der garstige Jakob

mich nur loslassen wollte; ich darf nicht, antwortete dieser dem Kinde, du könntest dich verlaufen.

Ruhig, aber gefaßt, sprach jetzt Fanny die bedeutenden Worte: Hier ist an keine Hülfe zu denken, nütze deine Freiheit und sei ein Mann. Ende deine Leiden und die unsern; du kannst keine drei Schritte von mir sein. Carl ist vorangegangen, laß uns ihm folgen. Jette ringt mit dem Tode, mir ist die Brust zerschlagen, ich finde keinen Athem mehr. Aber mir fehlt nichts, sagte Fritz, als daß mich hungert und daß es nicht Tag werden will. Herr, sprach Jakob, hier ist keine Hoffnung weiter, wir müssen Alle umkommen, thut, wie ihr gehört, aus dem Grabe ist keine Erlösung. Mich überfiel ein Grausen; die Worte, die meine Frau gesprochen hatte, gingen wie Gespenster aus einer andern Welt an mir vorüber. Ich fuhr zu suchen fort, es glückte mir die Stelle ausfindig zu machen, wo Fanny lag, sie litt Höllenqualen. Bist du es, frug sie und faßte meine Hand; ich drückte einen Kuß auf ihre Lippen, sie waren kalt wie Eis, der Tod war mir zuvorgekommen. Vollende, sprach sie mit zitternder Stimme, ich ertrage die Schmerzen nicht länger, die ich dulde, drücke deinen Mund noch einmal auf den meinigen, du warst mir immer ein guter Gatte, dort sehen wir uns wieder; dein Vater ist versöhnt, vollende, ich bin der Heimath nahe. O, fluche mir nicht, versetzte ich, daß ich dich abhielt, die deinige zu erreichen. Sie vermochte nichts weiter als mir die Hand zu drücken, doch glaubte ich noch einmal das Todeswort zu hören: vollende. Ich zögerte. Sie fing wieder an sich zu erholen. Lebe ich noch? frug sie, als erwachte sie aus einem Traum, o so führe die Kinder zu mir, daß ich sie segne. Ich schwieg — wenig Minuten darauf sprach sie: ich leide über Vermögen, vollende. Ich riß meinen Dolch aus der Scheide und durchstieß sie — sie verschied. Hierauf eilte ich zu Jette, ich hatte ein Mensch zu sein aufgehört — ohne ein Wort zu reden, stieß ich auch ihr den Dolch in die Brust. Vater, was thust du? sagte sie, doch ich verstehe, habe Dank. Jetzt suchte ich Fritzens und des alten Jakobs Lager auf. Als ich es ausfindig gemacht hatte, freute sich der Kleine, daß doch endlich auch ihn die Reihe treffe, vom Vater besucht zu werden. Ich komme deinen Hunger zu stillen, Fritz, sagte ich und suchte nach seinem Herzen; als ich es gefunden, durchbohrte ich es. Ach! das that weh, Vater, sagte das Kind röchelnd, zum erstenmal, daß du deinem Fritz weh thust. Doch nein, es that gut, mir ist wohl, ich verspüre keinen Hunger mehr; endlich ist es Tag geworden, ich sehe dich, Vater, ich sehe die Mutter, Carl, Jette, Jakob, wie ihr glänzt, viele Tausend Engel stehen um mich her. Hier schloß sein Mund sich auf ewig. Starr, ohne Besinnung, stand ich eben im Begriff auch mein Herz zu durchstoßen, als Jakob mit zitternder flehender Stimme mich anredete: Herr, soll ich allein hier verschmachten, ich diente Euch und den Euern so treu? Ich verstand was er wollte; ohne ihm zu antworten, kehrte ich den Dolch von meinem Herzen ab dem seinigen zu . . . Entsetzlich . . plötzlich drang Licht in die Höhle, mehrere Steine fielen herab. Man hatte nachgegraben. Ich sank in Ohnmacht, die Hülfe kam zu spät. Man lud Jakob und mich auf zwei Bahren. Als uns die Träger auf ihre Schultern geladen hatten und im Begriff standen fortzutragen, entstand in der Höhle ein Gewimmer, es war mein Pudel, der mir auf drei Beinen nachgehinkt war, aber vor Schmerz nicht weiter konnte und zu heulen anfing.

Am andern Morgen kehrte die Gesellschaft nach Neapel zurück.

Geschrieben zu Rom im Jahr 1811.

Neuer Angriff auf Shakspeare und Calderon.

Zwischen den Müllnerianern und Tieckianern droht ein Krieg zu entbrennen. Ein Bericht über die Dresdner Bühne, aufgenommen im Mitternachtblatt vom 24. Apr. sieht wie eine Herausforderung aus; der Müllnerianer weiß, daß Tieck ein entschiedener Anbeter Shakspeare's und Calderons ist: er glaubt daher den Gegner am sichersten in Harnisch zu jagen, wenn er seine Idole in den Augen der Leute herunterzusetzen versucht. Tieck wird in dem neuen für die Dresdner Schauspieler publicirten Gesetzbuch (88 Artikel stark) Organ der Direction genannt. Da wird nun gefragt, was das heiße. Ob, Werkzeug der Direction, bestimmt auszuführen, was sie denke? Oder umgekehrt, ob Tieck für die Direction zu denken und diese dann auszuführen habe? Sodann fährt der Mitternachttirailleur fort: „Doch angenommen, Ludwig Tieck, dieser strenge dramaturgische Kritiker, dieser dramatisch infallible, zwar von keinem allgemeinen Concilio, nur von einigen Hegelianern erwählte Pabst, leihe der Direction seinen Geist — wohl bekomme es ihr und der Casse! — so wollen wir beschauen, welche Lichtstrahlen dieser Geist über die Bühne verbreitet, welches glänzende Repertoir er beleuchtet, und was er für die Bühne (das erste practische Handeln seines Lebens) gewirkt hat.

„Erstlich sehen wir die Shakspeare'schen Colosse in ihrer Urgröße, wie sie der wahrhaft große Geist für sein Jahrhundert bildete und bilden mußte, über unsre Breter gehen. Selbst das, was der damaligen Zeit, ihren Sitten, ihrer Rohheit *) angehört, sehen wir unver-

*) Es gehört zur polemischen Tactik — aber die rechten Athleten verwerfen die kleinliche Reticenz! — zu thun, als ob gewisse Einwürfe noch nie widerlegt worden seien. So stellt sich der Müllnerianer an, als ob er A. W. Schlegels dramaturgische Vorlesungen — die selbst in England zahllose Proselyten gemacht haben — gar nicht kenne. Schlegel hielt sie 1808 zu Wien. Damals beschuldigte er doch nur die Ausländer, daß sie von Shakspeare's Schauspielen als aben-



schleiert wieder; denn es wäre Schade, meint das Organ, wenn auch nur ein zweideutiger Witz verloren ginge, denn alles ist sublim, alles erhaben, in jedem eine tief verborgene Schönheit, selbst in Dorchen Lackenreißer. Deßhalb sollen wir uns dieser Zeit anpassen, wir sollen unser sittliches Gefühl abstumpfen, sollen diesen Opfern, welche jeder große Geist seinem Zeitalter bringen muß, Weihrauch streuen, als wären sie Opfer, der Gottheit in Tempeln, nicht dem rohen Zeitgeiste auf offnem Markte gebracht. Wie wenig Shakspeare selbst die Sitten längst vergangener Jahrhunderte gewürdiget hat, zeigt er fast in jedem seiner Dramen. In König Johann läßt er Kanonen donnern, seinen Hamlet in Wittenberg studieren; und dieß that er wahrscheinlich nicht aus Unkunde oder Unwissenheit, wohl nur um seine Werke den Zeitgenossen anschaulicher, dem Geiste der Zeit anpassender zu machen. Welches Personale gehört überdies dazu, um Shakspeare's Dramen ohne Abänderung zu geben, welch ein Publikum, um sie so in sich aufzufassen. Keine Bühne kann alle Rollen, deren keine unbedeutend ist, gehörig besetzen, und wo fände sich ein Publikum, das sein Vergnügen unberücksichtiget, die Zeit, welche es der Zerstreuung widmen will, allein dem Studium Shakspeare's und seiner Ausleger weihte, welche dem großen Dichter so viele ihrer kleinen Gedanken unterlegen, daß, wenn er das alles wirklich gedacht haben sollte, er über alles Denken nicht hätte schreiben können.

„Neben dem kolossalen Shakspeare läßt der ritterliche Galan der Dame Kobold den Spanier Calderon an uns vorüber ziehn. Wie wenig verstehen wir guten kalten Norddeutschen uns an diesen Blumen und zierlichen Bildern, an diesen Karfunkeln und Demanten zu ergötzen, wie wenig verstehen wir in den Augen unsrer Geliebten Saphire, auf ihren Lippen Rubinen funkeln zu sehen und auf ihrem Busen Elfenbein zu erblicken. Uns einfachen Menschen lacht in dem Auge unsrer Mädchen das heimathliche sanfte Veilchen entgegen, uns blüht auf ihren Lippen die Rose mit ihrer Frische, ihrer Glut und ihrem balsamischen Hauche, und die Lilie, diese jungfräuliche Blume, heiligt uns ihren keuschen Busen. Wir pflücken unsre Blumen auf heimathlicher Flur, und in die Bilder unsrer Phantasie haucht die Glut tiefer, inniger Empfindung, nicht der Schwall klingender Worte und musiver Bilder, das heilige Leben. Und würde die Dame Kobold auch noch mit mehr Arroganz über die Bühne geführt und dem Publikum als eine südliche Schöne aufgedrungen, kein Herz käm' in Bewegung, wohl aber die Füße.

„Fern sei es jedoch von mir, den mächtigen Genius des Engländers von unsrer Bühne verbannen zu wollen. Lasse man ihn zur Erhebung unsers Geistes zuweilen wie einen kolossalen Geist über die Breter schreiten; und wär' es auch nur um manchem anmaßenden dramatischen Dichterling einen Maasstab seiner Erbärmlichkeit zu geben; lasse man uns zuweilen, doch ja recht selten, die uns so fremdartige Leidenschaft der Spanier in Sonnetten ableiern. Doch wähne man nicht, das Publikum wie ein Kind am Gängelbande führen zu können, oder glaube, die Berliner Mittwochs-Gesellschaft, oder Herr Adolph Wagner zu Leipzig, repräsentire ganz Deutschland. Will man ein Publikum nach dem Tempel des wahrhaft Schönen leiten, muß es zart und leise geschehen, so daß das Freiheitliebende es nicht ahnet. Arroganz nur trägt es nie, sie bildet im Publikum eine Opposition, wobei auch der vielleicht gute Zweck verloren geht."

Was hat denn Tieck gethan, daß ihm so wehe geschehen muß? — Er hat in seinem dramaturgischen Blatt über Müllner, Raupach und Houwald den kunstrichterlichen Stab gebrochen. Nach seiner Meinung stehen diese dramatischen Dichter neben den alten Ritterschauspielen, diesen Erzeugnissen einer verirrten Kraft, wie ganz verwirrte Gespenstbildungen neben dem Adel der Natur. Die Räuber, deren Unmoral, deren Unmenschliches und Gräßliches selbst die Verehrer des Dichters eingestehen müssen, sind nach Tiecks öffentlich ausgesprochenem Urtheile mit all ihrem Wilden, völlig Ueberspannten, dennoch Milde, Humanität, Wahrheit und Natur, gegen eine Schuld, Ahnfrau, Albaneserin und Isidor und Olga. Selbst während der Revolution hat man, auf dem Theater wenigstens, nichts so barbarisches, rohes gesehen als diese Tragödien, wo man, um den Freund oder die Geliebte näher kennen zu lernen, sie anatomirt oder scalpirt. Man sollte glauben, diese Spektakel seien für ein National-Theater der Karaiben gedichtet worden, und die unerläßliche poetische Schaam und Scheu sei aus diesen Gedichten gewichen.

Wer wird sich nun noch wundern, wenn die Müllnerianer dem Dresdner Dramaturgen einen Krieg auf Leben und Tod erklären?

---

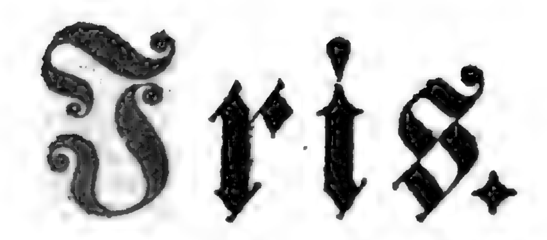
theuerlichen Ungeheuern, in einer wüsten barbarischen Zeit an's Licht gefördert, sprächen. Er nennt dagegen — und jeder Gebildete weiß mit wie viel Grund — die Epoche der Königin Elisabeth eine glorreiche, als von welcher Englands gegenwärtige Größe ausgegangen. Schlegel hat im gerechten Unwillen über die Anmaßung der heutigen sich so nennenden Aufklärung, die auf frühere Zeiten verächtlich herabsieht, ihre Kleinlichkeit, Flachheit und Haltlosigkeit genugsam nachgewiesen, und doch hört man immer wieder die verbrauchte Phrase: Shakspeare habe in einer Zeit roher Sitten gelebt und gedichtet.

A. d. R.

Die Generalversammlung im physikalischen Vereine wird wegen Verlegung des Locals aus dem zweiten Stocke in den Ersten, des Löwenbergs, Samstag den 12. Mai statt finden.

Der Vorstand.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 90. Sonntag, 6. Mai 1827.

Bruchstück

aus einer noch ungedruckten Cantate

die Erdennacht

von Distling.

Choral.

Von Wundern rings umgeben,
Im Staube blicken wir,
Durch den wir sind und leben,
Allmächtiger, zu Dir.
Du winkst, und Welten kreisen,
Du schufst der Sonnen Pracht;
Und Erd' und Himmel preisen,
Die Größe Deiner Macht.

Chor.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündigt seiner Hände Werk. Ein Tag sagt es dem andern, und eine Nacht verkündigt's der andern.

Arie.

Der Du des Weltalls Lichtgefilde
In's Unermeßliche gebaut;
Den Menschen schufst nach Deinem Bilde,
Der Deiner Werke Wunder schaut:
Die Sphären, die am Himmel rollen,
Die Erde, Deiner Hand entquollen,
Und was die Schöpfung trägt und hält,
Dich, Schöpfer! preiset Deine Welt.

Recitativ.

Aus dunkler Erdennacht erhebt sich unser Blick
Empor zu Ihm, zu seinen Himmelshöhen,
Wo Welten zahllos sich um ihre Sonnen drehen;
Und staunend sinken wir — in Dämmerung zurück.
Unendlichkeit! Welch' Sterblicher vermag
Dich zu ergründen? sollt' im Denken nicht erliegen?
Doch wie Cometen durch des Weltalls Räume fliegen,
Durchzuckt ein heller Blitz auch unsern Erdentag.
Und kleiner wird die Erd' und ihre Sorgen,
Der Gottheit Strahl erglüht in der bewegten Brust;
Es schlägt das weiche Herz in reiner Himmelslust
Und immer heller strahlt — ein Auferstehungsmorgen.

Chor.

Großer Schöpfer! Deiner Ehre
Glänzen Sonnen, jauchzen Chöre;
Alles bringt Dir Preis und Dank;
Laß Dir unser schwaches Lallen
Hier auf Erden wohlgefallen;
Du bist unser Lobgesang.

Räthsel.

Der ersten Silbe reges Leben
Entquillt auf hohem Bergesplan,
Erst dann, wenn Zehne Hülfe geben,
Beginnt sie kräftig ihre Bahn.

Sie flieht der Kindheit süße Freuden
Und fürchtet nicht den Abgrund dort,
Hüpft fröhlich durch der Thäler Waiden,
Giebt Nahmen auch dem nächsten Ort.

Stehst du auf Deutschlands schönster Brücke,
Wo man entzückt so gern verweilt,
Ist immer sie vor deinem Blicke,
Wie pfeilschnell auch davon sie eilt.

Oft bringt die Zweite großen Segen,
Belehrung stets der Menschheit all,
Wer richtig schreibt, muß sie erwägen;
Dieß Räthsel selbst zeigt's überall.

Am Sprechen schon wird Jeder wissen,
Ob du sie achtest oder nicht;
Zu häufig wird ihr Recht zerrissen,
Der Klarheit du verdankst und Licht.

Mein Ganzes wohnt auf den Sudeten;
Willst du bewundern seine Pracht?
Du mußt in's tiefe Felsthal treten,
Wohin es schäumt und donnernd kracht.

Milfrd.

Auflösung der Logogriphen in Nr. 85.
Kuß — Streich.

Auflösung der Charade in Nr. 85.
Staub.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Freitag den 27. April. Verlegenheit und List, Lustsp. in 3 Abthl. von Kotzebue. Hierauf: Adrian van Ostade, Oper in 1 Aufz., Musik von Weigel. Wenn irgend etwas von Kotzebue noch einigen Werth für die deutsche Bühne hat, so sind es seine Lustspiele. Die Besseren sind freilich nicht von seiner Erfindung. Holberg, Moliere, Hafner in Wien u. s. w. haben den Cannevaß dazu hergeben müssen; indeß hat der gewandte Dialogist die Arbeiten Anderer in ein zeitgemäßes Gewand eingekleidet, was allerdings ein Verdienst ist und es ist ihm nur vorzuwerfen, daß er niemals die Quelle angegeben, aus welcher er schöpfte. Das Lustspiel, welches wir heute sahen, ist eine heitere Bagatelle und ein fleißiges rasches Spiel leitet uns über die Unwahrscheinlichkeit der Handlung leicht hinweg. Hr. Rottmayer spielte den Bedienten Wind sehr brav. Wie geschickt wußte er sich hinter die Maske der Unschuld zu verstecken! Wer mag es dem ehrlichen Pommer Landrath von Wiesel (Hr. Otto) zur Sünde rechnen, wenn er sich täuschen ließ? Krips (Hr. Weidner) und der Schneider (Hr. Leißring) sind ein Paar ergötzliche Karikaturen, die mit vieler Laune gegeben wurden.

Samstag den 28. Der grade Weg der beste, Lustsp. in 1 Aufz. Hierauf: Kunst und Natur, Lustsp. in 4 Abthl. von Albini. Es ist bemerkenswerth, daß ein Stück wie Kunst und Natur, welches auf andern Bühnen keine bleibende Stätte fand, auf der unsrigen in einem Monat dreimal gegeben werden konnte, ein Vorzug, dessen sich gehaltreichere Werke in dieser veränderungssüchtigen Zeit nur höchst selten zu erfreuen haben. Ohne Zweifel hat das Stück diese Auszeichnung lediglich dem guten zusammengreifenden Spiel in den beiden ersten Vorstellungen zu danken. Die heutige zeigte hie und da schon Ermattung, weshalb dann auch die frühere lebhafte Theilnahme des Publikums um Vieles gemäßigter war.

Sonntag den 29. (Zum Erstenmale) Marie, Oper in 3 Abthl., nach dem Franz. von Friederike Ellmenreich. Musik von Herold. Wir würden diese Oper ein Schauspiel mit Gesang nennen, denn das ist sie. Sie fordert eben so viel Darstellungstalent, als Gesangesfähigkeit. Die Musik ist, der Handlung gemäß, prunklos, leicht und gefällig. Damit reicht man freilich in unserer Zeit nicht mehr aus, doch schien das anwesende nicht sehr zahlreiche Publikum Wohlgefallen daran zu finden. Die meiste Wirkung machten die Parthien der Emilie (Mad. Brauer) und des Heinrich (Hr. Nieser). Beide wurden auch in Spiel und Gesang recht brav ausgeführt. Nicht minder gut erschöpften Dem. Hauß (Marie) und Herr Hauser (Adolph) ihre Aufgaben. Dem. Hauß trifft eben so sicher den Ausdruck geheimen Kummers, als Mad. Brauer jenen eines heitern leidenfreien Gemüths. Ueberhaupt wurde die Vorstellung in allen Theilen mit Achtsamkeit gegeben. Eine baldige Wiederholung wird uns Gelegenheit bieten, über einzelne Leistungen mehr zu sagen, indem wir heute hauptsächlich nur den Totaleindruck beachteten.

Montag den 30. Die Schwestern von Prag, komische Oper in zwei Abthl. Musik von Wenzel Müller. Die Wahl der Oper an dem heutigen Nickelchestage war unbezweifelt für die Casse ersprießlicher als früher die Darstellung der Jessonda oder ähnlicher großer Opern. Der Olymp war angefüllt mit Göttern und Göttinnen, die den fröhlichen Tag laut aufjauchzend hier beschlossen. Hr. Hassel (Caspar), Hr. Ludewig (Crispin) und Hr. Leißring (Pappendeckel), ein köstliches Trio, waren die Heroen des Abends und verdienten durch ihre wahrhaft komische Darstellung den rauschenden Beifall, der ihnen im vollem Maaße zu Theil wurde. Auch die übrigen Sänger und Sängerinnen leisteten Ergötzliches; unsere hohen Gäste kehrten zufrieden mit dem, was sie gehört und gesehen, nach Hause, und noch manche Reminiscenz mag in Oberrad nachgeklungen haben, bis sie von der alles überwältigenden Tanzmusik verdrängt wurde.

Dienstag den 1 Mai. Preciosa, Schsp. in 4 Abthl. von Wolf. Musik von Carl Maria von Weber. Hauptsächlich ist es die liebliche characteristische Musik, was in diesem Drama das Publikum noch anzieht. Hätte der geniale Weber nur diese gemüthliche Tondichtung hinterlassen, man würde den Meister daran erkennen und

ihn lieb gewinnen. — Wenn Tieck bemerkt, er wisse nicht, ob Deutschland eine Preciosa besitze, die Alles erfüllt, was Dichter und Publikum von ihr fordern dürfen, so getrauen wir uns nicht zu behaupten, eine solche sei in Frankfurt zu finden. Bei aller Achtung, die wir dem seltenen reichen Talent der Dem. Lindner widmen, wünschen wir doch, sie möchte sich lossagen von der Rolle der Preciosa; es ist so Manches dazu erforderlich, was keine Kunst ersetzen kann; will sie es dennoch, so muß sie sich selbst überbieten und zerfällt mit Natur und Wahrheit. Es gab für uns in der heutigen Vorstellung mehr als ein peinlicher Moment; so der Tanz, der für die Tänzerin eine gänzlich erschöpfende Arbeit war. —

Mittwoch den 2. Faust, romant. Oper in 2 Akten, Musik von Spohr. Die Leistungen der Herren Hauser (Faust), Dobler (Mephistopheles), Rieser (Hugo) und der Dem. Hauß (Kunigunde) sind schon zu oft in diesen Blättern gewürdigt worden, als daß wir ohne Wiederholung noch etwas darüber berichten könnten. Wir müssen bekennen, daß es uns dünkte, Spohr sei selbst unsichtbar zugegen und begeistere unsere wackern Künstler, so herrlich gaben sie des großen Tondichters Schöpfung wieder. Hr. Marrder hatte die Rolle des Wohlhaldt, welche früher Hr. Leißring gab, übernommen, und wir erkennen gerne die zweckmäßige Abänderung. Hr. Marrder verdient Lob und wird bei fortgesetztem Studium Beifall erwerben. Dem. Noisten d. Aeltere (Röschen) sang und spielte recht gut; ihre Leistung fand Anerkennung. Die Darstellung war im Ganzen eine gelungene; Orchester und Sänger wirkten kräftig zusammen. Hr. Hill (Gulf) strauchelte auf dem Wege zur Hölle, obgleich solcher breit ist und Hr. Hill ihn schon oft gemacht hat. Wir freuen uns, daß er unversehrt dem Flammenschlunde entkommen ist. Die Scenerie, besonders die Hexen — — doch wir wollen uns ja nicht wiederholen! Die Consequenz der Regie ermüdet auch die unermüdlichsten Referenten. Armer Mephistopheles, auf diese Weise fängst du höchstens ein Seelchen vom Dreibatzenplatze! —

Donnerstag den 3. (Zum Erstenmale) Das Manuscript, Lustsp. in 5 Abtheilungen von Johanna von Weissenthurn. Abermals ein Stück von der fleißigen Frau von Weissenthurn, das, wie alle ihre dramatischen Dichtungen, seine Mängel und seine Vorzüge hat. Es ist act- und scenenweise Lustspiel und wieder rührendes Schauspiel; doch wird uns darin mehr Lust als Leid geboten. Ein wohlhabender Buchhändler, Herr Gehrmann, will seinen Neffen August mit seiner fl. 300,000 reichen Mündel verheirathen. Das Mädchen, Jungfer Emerike Würzig, ein an Geist beschränktes, sonst gutherziges, naives Kind der Natur, kömmt in der Stadt an; sie sieht ihren Bräutigam, der aber keinen Eindruck auf sie macht. Lebhafter fühlt sie sich zu Herrn Flint, dem Buchhalter Gehrmanns, hingezogen. August verweigert sich auch dem Heirathsproject des Oheims. Ein Manuscript von Frauenhand, welches dem Buchhändler zum Verlag angeboten worden, reizt den jungen Mann, die Verfasserin kennen zu lernen; er findet eine edelgesinnte, geistreiche, aber blinde Jungfrau, verliebt sich in diese und erreicht das Ziel seiner Wünsche, mit der Hoffnung, seine Geliebte werde das Licht der Augen wieder erlangen, während Emerike dem glücklichen Flint Herz und Hand darbietet. Dieß die Haupthandlung, welche durch des alten Gehrmanns Eifer, seinen Heirathsplan durchzusetzen, durch Emerikens naive Bestrebungen, Herrn Flint zu fesseln, durch Augusts romanhafte Liebe und durch mehrere episodische Scenen belebt wird. Von der Vorstellung bemerken wir, daß die Rollen sämmtlich fleißig memorirt waren. Die handelnden Personen sind zum größtentheil flache Zeichnungen, welche keinen besondern Aufwand von Kunst erfordern. Dahin gehören August (Hr. Fehringer), Flint (Hr. Rottmayer), Mad. Möübing (Mad. Ellmenreich) u. s. w. Herr Gehrmann und Emerike haben ihre Eigenthümlichkeiten, die dann auch von Hrn. Otto und Dem. Lindner kunstsinnig aufgefaßt und mit Laune wiedergegeben wurden. Albertine, die blinde Dichterin, wurde von Dem. Urspruch ohne Auszeichnung dargestellt; gleichwohl könnte aus dieser Rolle bei einer tieferen Einsicht in eine so zarte innigfühlende Weiblichkeit etwas bedeutendes geschaffen werden. Unter den Episoden zeichnete sich Hr. Ludewig vortheilhaft aus. Er spielte den von Giebel, an dem sich das Glück gröblich versündigte, indem es ihn eine halbe Million gewinnen ließ. Hr. Ludewig stattete ihn mit der ganzen Impertinenz aus, die solchen reichen Hohlköpfen eigen ist; dabei vergaß er nicht, durch ein völlig anstandloses Benehmen anzudeuten, daß dem rohen Glückskinde auch der geringste Grad von Erziehung mangele.

Noch wenige Tage und Thaliens Tempel wird geschlossen! Wir sollen sechs Wochen lang des Glücks entbehren, vor den Brettern, die die Welt bedeuten, die Tagessorgen abzuschütteln, ergreifende oder herzerfreuende Eindrücke in uns aufzunehmen, die Talente unserer Künstler zu bewundern, dem critischen Gefühl, das so oft den Genuß schmälert, weil es einmal so Herkommen geworden, uns zugänglich zu beweisen. Die Bühnendirection setzt ihr Publikum auf eine gefährliche Probe: Werden die sechswöchentlichen Ferien die Entbehrlichkeit theatralischen Zeitvertreibs — denn wie selten hat die Mehrzahl ein höheres Ziel im Auge! — zur anschaulichen Klarheit bringen? Oder, wird die ästhetische Hungerkur das Verlangen nach erneuter Befriedigung eines nie gestillten Bedürfnisses schärfen? Wir hoffen, der Kunst und ihren Priestern zu Lieb, das Letztere und berichten inzwischen in der Kürze, was die Schließung unserer Bühne nothwendig gemacht, was in der Ferienzeit geschehen soll, um dem Schauspielhause eine würdigere Gestaltung zu geben.

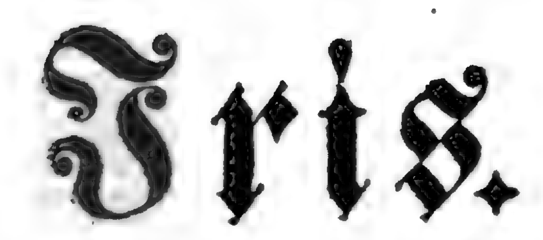
Nachdem man unübersteiglicher Hindernisse wegen von dem Plan, ein neues Schauspielhaus zu erbauen, abstrahirt hatte, überreichte die Theaterdirection Hohem Senat unterm 16. März eine Vorstellung, worin es heißt:

„Das städtische Schauspielhaus ist durch einen beinahe 50jährigen Gebrauch in seinen inneren Theilen so baufällig geworden, daß es zur ferneren Benutzung einer totalen Reparatur bedarf. Namentlich ist das Podium (der Theil des Theaters zunächst des Orchesters) in einem ganz besonders baufälligen Zustande und muß auch wegen seiner den freien Gang der Maschinerieen hindernden Construktion durchaus neu hergestellt werden. Hiemit steht sodann eine Reparatur der Coulissenwagen und der Coulissenleitern in nothwendiger Verbindung. Endlich bedürfen noch die zum Dienste des auf der Bühne beschäftigten Personals bestimmten Treppen bedeutender Ausbesserungen, da sie sich in einem äusserst schlechten Zustande befinden. Demnächst müssen in den übrigen Theilen des Hauses, in den Zimmern sowohl, wie in dem ganzen Auditorium, Parterre, Logen und Gallerie neue Fußböden gelegt und alle Haupttreppen, welche einer starken Reparatur bedürfen, ausgebessert werden. An diese schließen sich bedeutende Reparaturen an den Dachfenstern, wie an den Fenstern auf der Wetterseite des Gebäudes, und endlich wäre das ganze Auditorium neu auszumalen, die Logenbrüstungen, das Proscenium und der Haupt-Plafond neu zu dekoriren, insbesondere noch die Plafonds der drei Logenränge neu zu tünchen, sämmtliche Zimmer im vorderen Theile des Gebäudes aber zu weißen und resp. zu tapezieren. Auch müßten wohl die Gänge zum Theil getüncht und geweißt, auch in Platten ausgebessert werden. An diese nur durch die lange Benutzung herbeigeführte, nicht länger zu verschiebende, Reparaturen reihet sich noch eine durch vielfältige Erfahrung als nöthig und dem Bedürfniß der gegenwärtigen Zeit angemessen befundene neue Vorrichtung, nämlich die Einrichtung einer Luftheitzung, wodurch sowohl das Auditorium als die Bühne hinreichend erwärmt werden könnten. Der bisherige Mangel einer solchen Vorrichtung hat zwei für die Theatercasse äußerst empfindliche Nachtheile mit sich geführt: den direkten, daß bei großer Kälte das Schauspielhaus ganz geschlossen werden mußte, und den indirekten, daß das Schauspieler-Personale durch die Beschäftigung auf der kalten Bühne nach und nach erkrankte und andere Aufführungen bei gelinderem Wetter, welche jenen Schaden einigermaßen wieder hätten gut machen können, hierdurch verhindert wurden. Dieser Benachtheiligung kann nur durch jene Vorrichtung gründlich abgeholfen werden. Diese führt alsdann aber noch eine andere Einrichtung mit sich; es müßte nämlich zugleich das Dach in seiner ganzen inneren Oberfläche verschalt werden, um sowohl das Eindringen der Kälte, als auch das Entweichen der im Innern des Hauses durch jene herzustellende Heitzanstalt erzeugten Wärme zu verhindern. Ausser diesem müßte auch der über dem Auditorium gelegene Theil des Dachraumes gerohrt und getüncht und mittelst zweckmäßiger Abtheilungen zu Kleidermagazinen eingerichtet werden.

„Zu einer vollkommen zweckmäßigen Herstellung des Schauspielhauses würde dann noch Folgendes gehören und sich an die vorstehenden Vorschläge anreihen: Soll die Bühne nach den obigen Andeutungen zweckdienlich jetzt eingerichtet werden, so wäre es sehr ersprieslich, wenn zu den verschiedenen während der Tageszeit vorzunehmenden Manipulationen und Beschäftigungen die auf der Bühne nach dem Komödienplatz hin belegene Piecen abgebrochen würden, wodurch man zugleich einen sehr nothwendigen und längst gewünschten bedeutenden Raum auf diesem Theil der Bühne erhalten würde. Die verlornen Piecen müßten alsdann aber wieder durch einen Anbau in dem Marstallhof ersetzt werden, für dessen Ausdehnung das Bedürfniß den Maaßstab geben würde. Es wären nämlich in diesem Anbau mehrere Ankleidezimmer für das Theater- und Chorpersonale, ein durchaus nöthiges geräumiges Ankleidezimmer für Statisten und ein Probesaal herzurichten. Die gegenwärtig wegen Mangel an Raum auf dem obern Boden befindliche Maschinisten- und Schreiner-Werkstätte könnte ebenfalls daselbst einen passenderen Platz finden. Dieser Anbau würde für das Theatergebäude von großem Nutzen sein, da nicht nur der bei der Aufführung großer Stücke so sehr nöthige Platz auf der Bühne gewonnen würde, sondern auch in dem Anbau diejenigen Garderoben und anderen Zimmer sich anbringen ließen, die gegenwärtig ganz fehlen."

Diese Reparaturen und Neubauten, einen Aufwand von mindestens 36000 fl. fodernd, hat die Theater-Oberdirection aus den eigenen Mitteln der Theateractionärgesellschaft zu Stande zu bringen sich verbindlich gemacht, wogegen die städtische Behörde die unentgeldliche Benutzung des restaurirten Hauses auf 15 Jahre bewilligt. Die Bühne wird am 7. Mai geschlossen und bleibt es wahrscheinlich bis in die zweite Hälfte des Juni. Der Anbau im Marstallhofe, am 1. Apr. angefangen, war schon am 2. Mai — also nach Abrechnung der Sonn- und Feiertage in 25 Tagen — bis an das Dach durch vier Stockwerke und ein Souterrain in Stein aufgemauert. Eine so rasche Bauarbeit war bis jetzt in Frankfurt ohne Beispiel, was dann hoffen läßt, das Innere des Hauses werde mit gleicher Schnelle verjüngt werden. — Der neue Hauptvorhang wird, dem Vernehmen nach, von dem Hoftheatermaler Hrn. Sandhaas in Darmstadt gemalt, die Decorationen der Bogenbrüstungen und des Plafonds von dem Maler Hrn. Schulz. Zwei eigends engagirte Maler sind eifrig beschäftigt mit Anfertigung neuer Decorationen. Die Arbeiten zu Veränderungen in der Maschinerie sind in vollem Gang. Eine Vergrößerung der Gallerie ist projectirt und die Beleuchtung soll verbessert werden. Möge nun alles nach Wunsch ausfallen und der Dank, den das Publicum der Theater-Oberdirection und besonders den Herren, welche den Bau leiten, gewiß zollen wird, durch keine neue Erfahrung, daß man es nicht Allen recht machen kann, verkümmert werden! —

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 91. Dienstag, 8. Mai 1827.

Sappho und Phaon.

Von Leopold Schefer.

Darf noch Sappho dir sich nahen?
Zürnst du? — ich bin wieder da!
Phöbus, deine Augen sahen,
Was ich that, was mir geschah!
Abgefallen, abgefallen,
Himmlischer, von dir, von dir,
Lebte er nur, er von allen,
Nur der Götterschatten mir!

Die ich wie die Schwalbe fröhlich
Unter jedem Dache sang!
Wie die Frühlingslerche selig
Mich durch deinen Himmel schwang,
Wenig Speis' in grünen Saaten
Lieblich da verborgen las,
Wie die Nachtigall, verrathen
Durch ihr Lied, in Büschen saß.

Leicht, in unverdeckter Schlinge
Fing er lockend mich, wie sie!
Daß ich in der Hand ihm singe,
Mit dem Flüchtling flüchtig zieh'!
Ihn bestach der Ruhm des Weibes,
Ihn der Preis der Dichterin;
Hielt der Reiz des jungen Leibes
Nicht Apollons Priesterin!

Und auch süß, doch kurz, bestrickte
Mich des Weibes Eitelkeit,
Die sich dem, den sie entzückte,
Sinnlos sich vergeudend, weiht!
Weiblich hat das Weib gefehlet,
Schönheit-stolz wie Helena;
Schwer es büßend, schamgequälet
Knie' ich dir, auf immer da!

Einem, Einem zu gehören,
Sei's der Schönst', ein halber Gott!
Einen lieben, Einem schwören,
Thorheit! Wahnsinn! trunkner Spott!
Eros Binde um die Stirne,
Zeus urschöne Welt nicht sehn!
Einen Traum nur im Gehirne,
Blind und rasend untergehn!

Nicht des reichen Geistes Blitze
Sah er, nur den schönen Leib!
Und ermüdet vom Besitze
Floh er — nur das Erdenweib!
Da, da zeigte dein Erbarmen
Mir die kleine Leidenschaft!
Denn sein stürmisches Umarmen
Band auch meiner Flügel Kraft!

Ausgedürstet, ausgewüthet
Nach der Liebe süßer Lust,
Was der Jugend Jugend bietet,
Hat die schönheittrunkne Brust;
Wie den Flammendurst der Becher
Stillt, der Blitz sich selbst verzehrt,
Nüchtern wieder sich der Zecher
Zecht! der Most sich helle gährt!

War ich denn dem Schönen näher,
Nahe, als wir fest umarmt,
Lipp' an Lippe weh und weher,
Brust an Brust wie Schwän' erwarmt?
Und genoß ich da noch, trunken,
Seinen himmlischen Gesang?
Da, in Nebelgluth versunken,
Seinen Wuchs und Göttergang?

Schönem nah'st du mit dem Fuße
Nicht! dein Arm es nicht erwirbt!
Nie besessen im Genusse,
Schmähst du's frech, es flieht, es stirbt!

Mit dem Danaidensiebe
Schöpfest du der Sonne Bild!
Doch ein Andres ist die Liebe,
Und ein Andres, was sie stillt!

Heil'ge Schönheit! bleibe immer
Reizend fern mir! Du, Natur,
Oeffne prangend mir im Schimmer
Deine Thäler, deine Flur,
Und dahinter ziehe luftig
Deiner blauen Berge Macht!
Und zu meinen Füßen duftig
Sprosse deiner Blumen Pracht!

Nun in würdigem und reinem
Anschaun, steh' ich in dem Glanz
Alles Schönen! dein' und meinem!
Meiner Lieb' ist's gleich und ganz!
Hier, o hier in meinem Busen
Ruht sein Spiegel, strömt sein Quell!
Selig durch die Gunst der Musen
Schöpf' ich ihn mir frisch und hell.

Heil mir, daß ich Etwas habe,
Mit dem Liebe dauernd lebt!
Dem auch Liebe nicht zum Grabe
Wird! es nicht mit mir begräbt.
Goldne Flügel kann ich schwingen!
Göttern darf ich nahe sein!
Und wenn alle Musen singen,
Schweiget Sappho nicht allein.

Meiner Liebe Göttersiegel
Drückt' ich ihm auf seine Brust,
Nur ein todter erzner Spiegel
War er meiner Seel' und Lust;
Ich war seiner Schönheit Sonne,
Ich war seines Herzens Herz;
Mein war seines Lächelns Wonne
Und sein Blick mein Schönheitschmerz.

Meine Strahlen saug' ich wieder,
Meine Gluten in mich ein!
Wie der Altmond geht er nieder
In der Wüste ohne Schein.
Ich — ich bleibe zu beglücken
Glücklich selbst noch überreich
Und Begeistrung und Entzücken
Flammen in mir ewig gleich.

Nieder rausch' ich in die Wasser
Wie ein sprühend glüh'nder Stahl
Und ich kehre wieder — blasser,
Aber rein von meiner Qual;
Denn das Gift aus Eros Pfeilen
Wegspült Amphitrite's Schooß;
Wer von Liebe sich will heilen,
Ist schon halb der Liebe los!

Neugeweiht durch diese Stunde
Wählst du mich, im Herzen dein,
Wieder keusch zu deinem Munde,
Und zur Schwester mich die Neun!
Allen edlen Seelen theuer
Kennt das Volk mich, was ich bin,
Stolz an meiner Lieder Feuer
Wieder deine Priesterin.

Tausend Sonnen voller Glanze
Schaun mich aus der Zukunft an,
Lockend mit dem Lorberkranze
Eines neuen Lebens Bahn!
Kundig werden meine Schwächen —
Und mein Sieg! der Phaon reut!
Denn gerechte Götter rächen
Schuld auch, die der Mensch verzeiht! —

Ruhig tritt sie aus den Hallen,
Lächelnd auf den Felsenhang
Blumen streut sie, und sie fallen
Schwebend, aug'ermüdend lang;
Denn in schwindelnd schroffer Tiefe
Ruhet Amphitrite's Schooß,
Und ihr deucht, als ob sie riefe,
Und sie schlingt die Haare los.

Phöbus sinkt; aus Rosengluten
Wölbt er leuchtend sich ein Grab,
Wölbt's hinunter in die Fluten,
Ründend, tief wie hoch hinab;
Selbst die Schwalbe stürzt getrogen
In den Himmel drunten sich,
Doch aus den krystallnen Wogen
Triefend, schwirrt sie wunderlich.

Lieblich schmückt er ihr, zum Muthe,
Selbst das Sprechen, stillbewußt. —
Freudig zähle stets der Gute
Auf den Einklang jeder Brust;
Jeder Gott kommt ihm entgegen,
Beut ihm freundlich Hand und Macht;
Gutes ist auf allen Wegen
Vorbereitet, vorbedacht.

Also spricht sie; und mit Thränen
Sieht sie Phöbus untergehn;
Seinen Hauch nun, wie ein Sehnen,
Fühlt sie leis ihr Haar umwehn;
Und da hört sie „Sappho!“ tönen —
Phaon ist es, der sie ruft —
Und enteilend dem Versöhnen
Springt sie in die weite Gruft.

Und er naht von Schreck gebunden —
Reue trieb ihn zu ihr her —
Er erbleicht, sie ist verschwunden
Und er eilt hinab zum Meer.
Da, vom Schiffer aufgefangen,
Ruht sie auf smaragdnem Gras,
Anadyomene! — Wangen,
Stirn und Lippe blüthenblaß.

Schöner hat er nichts gesehen
Als ihr Antlitz, ernst und klar!
Schöner nichts, muß er gestehen,
Als den Arm, ihr feuchtes Haar!
Seinetwegen ist's geschehen!
Ihn begrub sie in Gefahr —
Und vor Schmerz will er vergehen
Daß sie einst die Seine war.

Ihre Mädchen, rasch geschäftig,
Stößt er, — selbst Melitte — fort!
Diese zeiht er, laut und kräftig,
Schuldig an dem Liebe-Mord!

Reuig sinkt er ihr zu Füßen;
Er umfaßt den schlanken Leib,
Ihre Lippen will er küssen —
Da erwacht das Götterweib.

Leuchtend kehrt ihr Geist zurücke —
Das ist seine Sappho nicht!
Und er liest in ihrem Blicke,
Die erröthet, sein Gericht.
Himmlisch über ihn erhoben
Liegt sie vor ihm, sichtbar, nah,
Milden Glanz um sich gewoben —
Doch ihm unerreichlich da!

Nun erst hat er sie verloren!
Nun erst schaut er, wer sie ist!
Und verwünscht sich laut, den Thoren,
Der sie um ein Kind gemißt!
Von Anteros Pfeil verwundet,
Stürzt er sich in's Meer hinab,
Und wo Sappho leicht gesundet,
Findet er ein schweres Grab. —

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

Alle Bemühungen der Freunde des Dichters, seine Freiheit von Herzog Alphonso zu erlangen, blieben fort und fort vergebens. Der übermüthige und um seinen schon allzu zweideutigen Mäcenatenruf selgbesorgte Tyrann hatte zu sehr Ursache, zu versuchen, daß man die Maasregel einer so unwürdigen und grausamen Einkerkerung nicht als eine That stolzes Auffahrens gegen einen Ohnmächtigen, der als demüthig Flehender gekommen war, ansehen, sondern als eine nothwendige Vorkehrung wider die Unstatten wildes Wahnsinnes gerechtfertigt halten möchte. Er mußte sich vorsehen, daß nicht ein lebendiges Beispiel seiner rohen Despotenlaune Italien durchirre und die Schmach, die das Haus Este den Musen angethan, an alle Höfe, zu allen Städten trage. Er wollte die Unbilde verjähren lassen; nach einem sattsamen Zeitraume, wo man sich an des Dichters Gefangenschaft, an das Geschrei von seinem Irrsinn gewöhnt, konnte die Befreiung als ein Act der Gnade, der Liberalität erscheinen. So mußte Tasso sieben lange bittere Jahre unter boshaften Kerkerknechten und unter Narren, krank, hülflos, verzweifelnd schmachten.

Der Herzog hatte gleich Anfangs alle Briefe, die der Verstoßene an ihn geschrieben, zurückgewiesen und seinen Schwestern anbefohlen, ein Gleiches zu thun. Nichts desto weniger behielt Tasso für die Prinzessinnen seine hergebrachte Anhänglichkeit und Bewunderung und sandte ihnen im November 1580 einen Band Gedichte zu, welche von der Herzogin von Urbino huldvoll angenommen wurden. Donna Leonora konnte sie nicht mehr lesen; sie war abermals auf ein schweres Krankenlager niedergeworfen und starb am 10 Februar 1581 in ihrem 46sten Jahre. Ihr Character war sich gleich geblieben: ruhige Milde und religiöse Ergebung hatten sie in die Gefilde des Friedens hinübergeleitet. Der religiösen Erbauung und Wohlthätigkeit hatte sie sich ihr ganzes Leben hindurch gewidmet; daher das Volk von Ferrara ihre Frömmigkeit wie die einer Heiligen verehrte und einst das Aufhören eines Erdbebens und den Zurücktritt einer Ueberschwemmung des Po ihren Gebeten zuschrieb. Wie Tasso sie von dieser Seite hochschätzte, hat er in seiner Sophronia gezeigt: denn es ist der allgemeine Glaube, daß er in dieser lieblichen Dulderin ein Bild seiner angebeteten Leonora aufstellen wollen. Der Tod dieser Prinzessin war unstreitig für Tasso ein neues Mißgeschick: sie war doch die einzige Person an Ferrara's Hofe gewesen, welche etwas mehr als den wandelbaren Gönnerantheil für ihn gefühlt hatte. Indeß finden wir nicht, daß der Dichter ihrem Hintritte ein Wort der Erinnerung gewidmet habe: wie das kommt, ist unbekannt. Sein Herz war ungleich in seinen Empfindungen; undankbar, wo man ihm nicht zu wehe that, gewiß nicht.

Am unerträglichsten war für Tasso in seinem Kerker das gräßliche Geschrei und Toben der rings um ihn eingesperrten Rasenden; er ließ daher bei dem Herzog anhalten, daß er ihn in die Gefängnisse des Castells abführen lassen möchte. Als dies abgeschlagen ward, bat er wenigstens um Versetzung in ein anständigeres Gemach. Dieß ward ihm allmählig, mit karger Erleichterung seiner Nöthen, zugestanden, immer nur auf die Bitten angesehener Fremden. Im Juni 1581 ließ ihn Donna Marfisa von Este, vermählte Marquise von Massa und Carrara, Cousine des Herzogs, durch ihren Secretair besuchen und ihm die frohe Botschaft bringen, sie hoffe ihn auf einige Zeit mit sich auf's Land nehmen zu dürfen; diese schöne Aussicht wollte sich aber nicht verwirklichen. Alles, was Donna Marfisa, die aus Bewunderung der befreiten Jerusalem einen so edlen Antheil an dem Dichter nahm, bei dem harten Vetter durchsetzen konnte, war, daß sie ihren Schützling auf einen Tag durfte zu sich in ihre Wohnung nehmen; sie mußte ihn aber am Abend in ihrem Wagen nach St. Anna zurückbringen lassen. Tasso hat nicht verfehlt, der edlen jungen Dame manches zarte ruhmvolle Lied zu widmen.

Im Anfange des Jahres 1584 bewirkte die Herzogin von Mantua auf Bitten des Paters Grillo durch ein Schreiben an den Herzog und ihre Tochter, die Herzogin Margaretha, abermals eine Erleichterung. Der Herzog hatte einige französische und italienische Edelleute bei sich und ließ, diese zu unterhalten, Tasso aus seinem Gefängnisse vor sich führen, sprach ihm freundlich zu und verhieß ihm baldige Befreiung. Dieß hielt er nun zwar nicht; aber er ließ ihm doch noch ein Paar Zimmer in dem Spital einräumen und gestattete, daß er unter Begleitung eines zuverlässigen Mannes zuweilen ausgehen, die Kirche besuchen und sich in den Zirkeln einiger vornehmen Herren und Damen einfinden durfte. Diese Gunst erheiterte den Armen; er fuhr in fleißiger

Ausarbeitung prosaischer und poetischer Schriften fort und fühlte das Leben wieder mit größerer Zufriedenheit. Besonderen Gefallen empfand er an den Unterhaltungen des Carnevals, an Maskenzügen und Fastnachtsscherzen, denen zuzuschauen ihm die Wohlwollenden öftere Gelegenheit zu verschaffen bemüht waren.

Der widerwärtigste Verdruß, welcher unserm Tasso in jener Zeit seiner Gefangenschaft begegnete, waren die Schicksale seiner Gerusalemme. Zuvörderst erschien im Jahr 1580 ein Abdruck dieses Werkes bei Cavalcalupo in Venedig nach einer höchst unvollständigen und fehlerhaften Handschrift, die sich Celio Malaspina in Florenz verschafft hatte. Diese jetzt sehr seltene Ausgabe, die eine ganz widerrechtliche, gewissenlose Speculation war, enthält blos die zehn ersten Gesänge ohne Verstümmelung; von den übrigen bis zum sechzehnten, mit welchem sie schließt, theils bloße Inhaltsanzeigen in Prosa, theils Bruchstücke und unvollständige Stanzen. Die Klagen, welche Tasso wegen dieses Raubes an die durchlauchtigste Republik Venedig so wie an den Großherzog von Florenz ergehen ließ, blieben ohne wirksamen Erfolg. Entrüstet über eine so übereilte und ungenügende Unternehmung gab nun Angelo Ingegneri, der Freund Tasso's, eine andre Ausgabe nach einer Abschrift heraus, die er sich selbst in Zeit von sechs Tagen und Nächten nach einem von Tasso durchgesehenen Manuscripte genommen: er ließ sie in zwei Abdrücken erscheinen, einen zu Casalmaggiore, den 1. Februar 1581 in 4., die andre unter demselben Datum zu Parma in 12. Beide eignete Ingegneri dem Herzog Carl Emanuel von Savoyen zu, der sie sehr gnädig annahm. Indeß war auch diese Ausgabe noch voller Fehler und noch dazu ohne Mitwirkung des Dichters veranstaltet. Sie begründete jedoch den Enthusiasmus, den die befreite Jerusalem unter dem Volk Italiens bis diese Stunde sich bewahrt hat, und unter allen, die Sinn für das Hohe, Zarte und Schöne besitzen, ewig finden wird. In wenigen Tagen war die Auflage vergriffen und nun folgten sich in Italien die erneuten Abdrücke wie Schneeflocken, und selbst die Franzosen veranstalteten noch in demselben Jahre eine Ausgabe, Lyon bei Roussin, 1581, 16. Wir verweisen indeß über diese Folgen von Editionen der Gerusalemme an die Literargeschichten und bemerken nur, daß man als die erste authentische, d. h. nach der Originalhandschrift des Dichters fehlerfrei abgedruckte, die zweite Ausgabe, welche Febo Bonna, ein junger Ferrarese, bei Francesco Rossi's Erben, Ferrara 1581 in 4., mit der Zueignung an Herzog Alphons unter'm 20 Juli gedachtes Jahres, veranstaltet hat; und als die beste und vollendetste unter diesen älteren Ausgaben die von Parma bei Viotto, 1581 in 4. im Herbste des Jahres erschienen, zu betrachten hat. Auch diese aber sind ohne Zuziehung des Verfassers an's Licht getreten, der in Banden schmachten mußte, während Italien sein Werk verschlang und seinen Namen bis zum Himmel erhob. Was aber ewige Schmach auf manche Männer wirft, die bei diesen Unternehmungen thätig waren, ist, daß sie dem Dichter auch nicht einmal von dem Gewinn etwas zu Gute kommen ließen, den sie aus den Früchten seines Fleißes fortwährend zogen. Ueber drei tausend Ducaten, rechnete man, waren schon im ersten Jahre bei diesen Speculationen als reiner Ertrag herausgekommen; und Bonna, welcher doch in Tasso's eignem Namen die Zueignung an den Herzog aufgesetzt, dem armen Gefangenen auch die Hälfte des Gewinnes zugesagt hatte, verzehrte diesen in Paris in fröhlichen Gesellschaften, ohne den Betrognen mit einem Heller zu bedenken.

(Fortsetzung folgt.)

Provinzialtheater in Frankreich.

Nismes im April 1827. Das hiesige Theater war gut besetzt, als der jetzt seit mehreren Jahren in Lyon befindliche Direktor Singier, der für einen der besten Frankreichs gilt, noch hier war. Seitdem hat es ein wenig abgenommen, und es steht zu fürchten, es werde immer mehr sinken. Das ganze Jahr wird gespielt (ausgenommen in den Monaten Juli und August) fünf Mal wöchentlich. Tragödien und Komödien werden nicht gegeben, es müßte denn einem fremden Schauspieler zu Lieb geschehen. Das Parterre thut sein Mögliches, um verdienstvolle Schauspieler abzuschrecken. Im Anfange des Theaterjahres 1826 fiel ihm auf einmal ein, nachdem die Debuts schon vorbei waren, die ganze Truppe auszuzischen und laut zu schreien, man wolle gar kein Schauspiel mehr. Dieser Wunsch ward erfüllt, allein im Herbste mußte, auf Befehl des Ministers des Innern, wieder eine Truppe angeworben werden, die sich denn auch bald fand, und, was sehr zu verwundern, da es mitten im Theaterjahre war, mehrere gute Subjekte gerade für die Hauptrollen lieferte. Aber mit Ausnahme der jungen Rose Dugaton, die das Glück gehabt hat, dem Parterre zu behagen, verlieren wir schon die ganze Gesellschaft wieder. Im Parterre, welches, wie beinahe überall in Frankreich, ohne Sitze ist, dürfen die Hüte nicht aufbehalten werden, wohl aber die Mützen. Streng ist man gegen die Frauenzimmer in den zweiten Logen, die etwa aus Unachtsamkeit ihren Shawl oder Hut heraushängen; da erschallt alsbald im ganzen Parterre der Ruf: à bas le chiffon (weg mit dem Wisch)!

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 92. Mittwoch, 9. Mai 1827.

Der geheime Agent.

Launige Erzählung von C. Spindler.

1.

Ich hatte schon von Jugend auf kein Glück in dem, was ich mir vornahm. Mein Großvater, der des Fürsten geheimer Kabinetssecretär gewesen war und mit seinem vornehmen Gesichte, in Pastell gemalt, noch die Zierde unsers Hauses vorstellte, hatte schon im frühsten Knabenalter den Wunsch in mir rege gemacht, ebenfalls in's Kabinet unsers Durchlauchtigsten zu kommen, das mein Vater — ein ganz gewöhnlicher Kaufmann — schnöde aufgegeben. Wie denn nun eine solche Idee vorzugsweise unsern Kopf einnimmt, so war es bei mir der Fall. Das Brodstudium auf der Akademie ekelte mich mit seiner abgeschmackten Trockenheit an, und meines Vaters goldne Füchse mußten ziemlichen Kraftaufwand machen, um mich über die Wolfsgruben des Examens mit heiler Haut hinwegzuziehen, da ich denn doch einmal diese Wolfsgruben passiren mußte, um dem ersehnten Ziele näher zu kommen. Mein Hauptgeschäft aber bestand in diplomatischen Forschungen und im Erwerb jener Menschenkenntniß, die einem Staatsmanne, der auf das Geheime losgeht, unendlich nothwendiger ist, als die trockne Jurisprudenz und die noch langweiligeren Kameralwissenschaften. Die Friedensschlüsse, Allianzen, Successionsverträge und Pakten jeder Art der europäischen Mächte wußte ich an den Fingern herzuzählen und die Biographien gefallener oder nicht gefallener Minister konnte ich auswendig. Ich hatte mich vorbereitet, gleich von der Akademie weg, wenigstens in ein Ministerium zu treten, oder einer ausserordentlichen Gesandtschaft attachirt zu werden; allein wann wäre das Glück von Anbeginn dem wahren Genius hold? Ich wartete nicht allein vergebens, sondern ich klopfte auch vergebens an. Die Staatsverwaltung, blind für die Verdienste eines ruhmbegierigen Aspiranten, taub gegen seine dringende Gesuche, schob mich in die Kammer meiner Vaterstadt in die Legion der Supernumerären, die wie ein fliegendes Corps bald gebraucht, bald in Ruhe gelassen werden, je nachdem die Laune der neidischen Vorgesetzten die Hoffnungsvollen etwa beschäftigen oder müßig lassen will. Ich bin eigentlich nie recht klug daraus geworden, daß ich unter den Letztern blieb. War der Direktor mein Feind und fürchtete das Aufblitzen meiner kühnen Thatkraft? oder war er mein Freund und hielt die subordinirten Arbeiten meines Geistes unwürdig? Fast will ich das Letztere glauben, denn nach meiner ersten Ausarbeitung sagte er gütig lächelnd zu mir: Lieber Heimler! Dieses Fach ist wohl nicht für Sie, und ich würde an Ihrer Stelle mich anders zu poussiren suchen. — Kurz, ich war völlig Herr meiner Zeit und frei vom ersten Januar bis zum ein und dreißigsten Dezember, wenn nicht einmal irgend eine Feierlichkeit das ganze Kammerpersonale in Schuhen und Strümpfen und in Massa aufforderte. Daß ich keinen Heller Gehalt bezog, dürfte wohl keiner Erwähnung bedürfen, und ich sah nun ein, welch ein großes Glück es ist, einen sparsamen Vater gehabt zu haben, der dem einzigen Erben ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterließ. Die Sorgenfreiheit meiner Lage verstattete mir, meine Lieblingsbeschäftigungen wieder vorzunehmen, und ich entwarf in meinen besten Stunden, um einst, wie ein kühner Soldat die Batterie, das Kabinet des Fürsten zu stürmen, einen umfassenden Plan, die Barbaresken zu cultiviren und ihnen Geschmack an europäischer Politik und Convenienz beizubringen; einen Plan, der um so weniger in meinem Vaterland ein Hinderniß finden

konnte, als mein Landesherr keinen Kahn auf dem Meere auszurüsten hat und demnach sehr unpartheiisch die Sache unterstützen würde. — Niemand ahnte etwas von dem Dasein dieses gediegenen Werks, denn ich betrieb es sehr geheim. Nebenbei fand ich aber dennoch Zeit, mich ebenfalls so heimlich als möglich zu verlieben, — eine Sache, die sich mit der ernstesten Diplomatik allerdings sehr wohl verträgt.

2.

Des Quartiermeisters Tochter und einziges Kind, Pinchen, war mir schon lange wohlgefällig bemerkbar geworden. Ein volles, brünettes, rasches Mägdlein, in dem Flor der Jugend und an Gelde nicht arm, wie es hieß. Der Quartiermeister machte ein großes Haus, und kein Museumball unsrer Stadt ging vorüber, auf welchem nicht Demoiselle Pinchen in einem neuen Kleide nach der letzten Mode erschienen wäre. Auf einem solchen Balle keimte mein Liebesglück. Ich genoß den beneidenswerthen Vorzug, gleich jenem trojanischen Hirtenprinzen, meiner Göttin den goldnen Apfel reichen zu dürfen: eine Pomeranze nämlich, welche der vom Tanz Ermüdeten außerordentlich wohl bekam und meine Wenigkeit mit ihr bekannt machte. Die Liebliche fragte mich, ob ich nicht tanze. Ich verneinte schüchtern, da in der That die Tanzkunst mir nie hold gewesen, und Pinchen munterte mich auf, ein Walzerchen zu wagen. Hätte ich ihr widerstehen können? Der Walzer wurde riskirt; in der ersten Hälfte ging es leidlich, in der zweiten wollten die Füße nicht fort, im Trio ging der Kopf mit dem Schwindel davon, und ich mußte Gott danken, eine stämmige Tänzerin wie Pinchen zur Seite zu haben, die mich wohlbehalten aus dem Gewühle brachte, mit Engelsgeduld meinen Unfall beklagte und sich Vorwürfe machte, mich zu dem halsbrechenden Kunststücke veranlaßt zu haben. Wer war glücklicher denn ich, trotz Schwindel und Beschämung? Mochten doch jetzt alle Supernumerarkollegen lachen wie tückische Gnomen, — mochten doch alle Offiziere sich in die Ohren zischeln und die Damen sich verdrießlich an Strumpf und Kleid die Stellen zeigen, wo mein ungeschickter Fuß Flecken auf- und Spitzen abgetreten hatte; jedes Ungemach schwand unter der Theilnahme Pinchens dahin. Beharrlich hielt sie bei mir aus, und da der Vater, der röthlichbehaarte, unvortheilhaft schielende Mann die Tochter zum Weggehen aufforderte, gewährte sie mir die Erlaubniß, ihr Haus zu besuchen, auf eine so graciöse Weise, daß ich ein Thor hätte sein müssen, wenn ich diese Erlaubniß nicht benutzt hätte. In Pinchens Nähe fand ich Erholung nach der sauern Barbareskenreformation, der ich täglich meine Zeit widmete. Bald sangen wir am Flügel die ergötzlichen Lieder aus den neusten Vaudevillen, die endlich dem musikalischen Geschmacke eine entschiedne und vortheilhafte Richtung gegeben haben, — bald trieben wir Lectüre, bald spielten wir mit dem Vater eine Parthie Piquet mit dem König. — Und endlich kos'ten wir oft Stunden lang, und diese Stunden waren es gerade, welche den lebhaften Wunsch in mir erzeugten: Pinchens und meine Stunden möchten stets vereint hinfließen in den Ocean der Zeit. Das holde Mädchen schien diese Saite, die ich dann und wann zart berührte, nicht ungern anschlagen zu hören, — wenigstens schien ihr mildes Auge zu sagen: Warum erklärst du dich nicht deutlicher, mein guter Freund? — Entweder zweifelte ich jedoch selbst an der Wahrheit dieser Vermuthung, oder ich hatte doch keinen Muth, deutlicher zu werden. Auf jeden Fall wollte ich zuvor mein großes Project vollenden, denn Pinchens Ultimatum hätte den wichtigsten Einfluß darauf geübt. Im günstigen Falle wären die Barbaresken zu wohlfeilen Kaufs durchgekommen. Im ungünstigen dagegen hätte meine Philanthropie einen gewaltigen Stoß erlitten, und es stand zu befürchten, daß ich meine Hand von der ganzen Africanischen Küste abziehen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Literatur.

Verzeichniß der Steine und Thiere, welche in dem Gebiete der freien Stadt Frankfurt und deren nächsten Umgebung gefunden werden, von Dr. B. J. Römer-Büchner. Frankfurt a. M. 1827, bei Johann David Sauerländer. 88 Seiten. 8.

Der Verfasser der vorstehenden Schrift, ein thätiger Arbeiter unserer senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft, theilt dem Publikum die Resultate seiner Forschungen in der nächsten Umgegend seiner Vaterstadt mit. Er will auf die mannigfaltigen Produkte des Stein- und Thierreichs, welche in dem Gebiete der freien Stadt Frankfurt und deren Umgebung gefunden werden, aufmerksam machen und sucht das Studium derselben zu befördern. Gewiß verdient diese Absicht den Dank aller Naturfreunde. Referent hegt die Ueberzeugung, der Verfasser habe den Zweck seiner Arbeit vollständig erreicht. Solche Verzeichnisse aus vielen Gegenden unseres Vaterlandes würden willkommne Beiträge zu einer künftigen allgemeinen geographischen Naturgeschichte abgeben, da durch sie über die Verbreitung der Naturalien, diesen so höchst wichtigen und noch so mangelhaften Theil der Erdbeschreibung, ein helleres Licht zu gewinnen wäre. Die in der vorliegenden Uebersicht eingehaltene Ordnung ist zweckmäßig und erleichtert ihren Gebrauch. Von Interesse war uns die beigefügte Tafel über die Größe und Volkszahl der Stadt Frankfurt und ihrer Ortschaften. Die Angaben über letztere sind in Betracht der Amtsverhältnisse des Verf. für genau ausgemittelt anzusehen. Von neuen Arten der Naturalien fanden wir

unter den Petrefakten Buccinum caeruleum und Perna oblonga, unter den Fischen Cyprinus simus. Von Mineralien findet der Verf. in unserer Umgegend unter andern Silber, Blei, Kupfer, Steinkohlen; nach diesen wurde von der Stadt in der Sachsenhauser Gemarkung um das Jahr 1760 ein Bergbau angelegt; da jedoch über die Resultate alle weitere Notizen mangeln, so dürfte solcher den Erwartungen nicht entsprochen haben. Daß in dem Thone Fischskelette gefunden worden, hat der Verf. bereits in No. 130 der Iris von 1826 berichtet. Bei den Vögeln finden wir viele seltene, welche in hiesiger Gegend geschossen wurden und zwar mit Angabe der Jahre, z. B. Podiceps cornutus, Anas rufina, Larus minutus, Platalea leucorodia u. s. w. Der Verfasser hat sich durch die Herausgabe dieser Schrift ein Verdienst um die Kenntniß der Naturalien seiner Vaterstadt erworben, und der Fleiß, mit welchem er die bereits vorhandenen Materialien benutzte und mit dem von ihm Gefundenen verband, verdient alles Lob. Wir können desfalls Allen, welche eine Uebersicht der in unserer Gegend sich vorfindenden Mineralien und Thiere wünschen, das Werkchen empfehlen und wünschen nur, daß es recht bald durch die Resultate weiterer Forschungen vervollständigt werden möge.

Hamburger Theater.

Aus der freien Hansestadt an der Elbe wird unter'm 3. Mai geschrieben: Vorgestern, am 1. Mai, ward die bisherige erste Bühne dieser Stadt mit einem hier noch nicht gegebenen Schauspiel Schröders und einem scenischen Epilog geschlossen, und heute, am 3. Mai, das neue Schauspielhaus mit einem scenischen Prolog und Goethe's Egmont eröffnet. Die Geschichte des Deutschen Theaters bezeugt, daß es von seinem Ursprunge an Aufnahme, Schutz und Ermunterung in Hamburg gesucht und gefunden habe. Das Verdienst ist überall älter als dessen Anerkennung; aber gerechte Würdigung des Verdienstes darf doch einer Stadt nicht abgesprochen werden, in der sich die Spuren desselben in nie unterbrochener Folge zeigen. Mit den Fortschritten der Kunst wuchs die Theilnahme an ihren Leistungen, mit der Theilnahme der Wunsch, auch dem Auge angenehm zu machen, was Ohr, Herz und Verstand mehr befriedigt, als jede andere Art der Unterhaltung. Das Schauspiel ist auf Täuschung berechnet, und diese Täuschung den Zuschauern möglichst zu erleichtern, war von jeher das Bestreben einsichtsvoller Schauspielvorsteher. Sie thaten redlich, was sie vermochten; aber ihre Kräfte konnten doch ihre Mittel nicht überschreiten, und selbst der beengte Raum, vormals groß genug und wie oft! nicht ausgefüllt, verbot ihnen nicht selten, von der günstigeren Stimmung veränderter Umgebung Gebrauch zu machen. Eine Verbindung wohlhabender Kunstfreunde hat diesem Bedürfnisse abgeholfen. Ein ungleich geräumigeres, dem Auge gefälligeres Gebäude erregt schon in der Ferne Aufmerksamkeit. Die inneren Verhältnisse entsprechen den Erwartungen derer, die Vergleichungen mit der Fremde anstellen können. Man hat keine Erfahrung aus der Acht gelassen, die sich als wohlthätig bewährte. Nichts ist kleinlich, nichts überladen, nichts kann für überflüssig gelten, und manche wohl überlegte Einrichtung, die Unzuträglichkeiten vorbeugt, denen bisher nicht gesteuert werden konnte, wird sich nach und nach sogar die Billigung derer erwerben, die eigne Behaglichkeit nicht sogleich mit der Ordnung des Ganzen in Einklang zu bringen wissen. Das Haus ist wohl beleuchtet; Decorationen und Mobilien dürfen diese Beleuchtung nicht scheuen; die Sitze sind bequem, die Gänge gebahnt; auf alles scheint Rücksicht genommen, was sich im Voraus bestimmen ließ. Uebrigens vermag nur die Zeit zu reifen und zu fördern, was mit der Zeit entstand und ihr weder zuvoreilen, noch hinter ihr zurückbleiben muß. Es ist kein nothwendiger Grund vorhanden, warum die Gegenwart und Zukunft irgend ein Gutes vermissen sollte, dessen sich die Vorzeit zu rühmen hat. Wie das Publicum, so sein Schauspiel; wie die Gäste, so das Mahl. Was ihre Mehrheit nicht will und nicht mag, kann ihr unmöglich aufgedrungen werden. Was sie beharrlich verlangt und verdient, wird ihr nicht entstehn. Nur ist die Willkühr des Einzelnen nicht berechtigt, sich für den allgemeinen Willen zu halten. Die Kunst, sich und andre unzufrieden zu machen, ist von allen Künsten am leichtesten geübt und am wenigsten nachzuahmen.

Mancherlei.

Zu den Merkwürdigkeiten, die in London mit der sehr interessanten, an Seltenheiten reichen Bibliothek des verstorbenen Hrn. Dent verkauft werden, gehören unter andern auch die nachgemachten Papiere und Documente, die W. H. Ireland für Shakspeare'sche Actenstücke ausgab, und die allen andern Betrügereien der Art hinsichtlich ihrer Künstlichkeit die Spitze bieten. Hier sind Contracte unter Shakspeare's Hand und Siegel, nebst angeblich eigenhändigen Abschriften des Trauerspiels Lear ganz und Hamlet zum Theil zu finden; auch eine Haarlocke, die Anna Hathaway dem Dichter geschenkt haben soll. Diese Betrügereien haben vor einigen Jahren große Streitigkeiten in der literarischen Welt veranlaßt, und ein Englischer Schriftsteller, Hr. Gifford, bemerkte bei jener Gelegenheit: „Ungern bedenkt man, daß, wenn Ireland nur ein Härchen Klugheit besessen und zu rechter Zeit aufzuhören gewußt hätte, die von ihm geschmiedeten Denkmale noch in diesem Augenblick alljährlich andächtigen Pilgern in einem glänzenden Schranke gezeigt würden, den er zu diesem Behufe in seinem väterlichen Hause bestimmt hatte." Ireland hat indessen seinen Betrug in seinen Bekenntnissen umständlich eingestanden.

*

Madame Wattier Ziezenis, eine der vorzüglichsten Niederländischen Schauspielerinnen, ist im Haag mit Tode abgegangen.

*

Alfieri hat vier Worte geschrieben, die mehr sagen als ganze Bücher. Sie stehen in seinem Don Carlos. Der König und sein Minister belauschen eine Zusammenkunft des Infanten mit der Königin, worauf folgender Dialog die Scene endigt:

Vedesti? — Vedi.
Udisti? — Udi.

*

Amand Berghofer, ein philosophischer Sonderling, welchen Wieland den österreichischen Rousseau nannte, legte seine Stelle als Schuldirektor zu Steyr in Oberösterreich freiwillig nieder. Sein Entlassungsgesuch lautete:

Excellenz und Gnaden!
Ich bitte, daß ich aufhören dürfe zu sein
Ihr
gehorsamer Diener
A. Berghofer.

*

Eine Stelle aus Jean Pauls Serena. Es ist als hätten die Menschen gar nicht den Muth, sich recht lebhaft als unsterblich zu denken; sonst genössen sie einen andern Himmel auf Erden als sie haben, nämlich den ächten, die Umarmung von lauter Geliebten, die ewig an ihrem Herzen bleiben und wachsen, die leichtere Entsagung der Erdenwunden, die sich wie an Göttern ohne zu tödten schließen, das frohere Anschauen des Alters und des Todes, als des Abendrothes und des Mondscheins des nächsten Morgenlichts. Die Gottheit bleibt durch die Ewigkeiten hindurch vor dir stehen, denn dein Auge verweset nicht, das blitzende Sternengezelt ist nicht mehr ein gesticktes Bahrtuch über deinem Geiste, denn er wird nicht begraben, sondern er durchzieht ewig das unermeßliche Sternenlager, die Wissenschaften vermehren sich ihm wie die Sonnen, je weiter er in ihren Himmel dringt. Und alle Mühseligkeiten des Lebens sind die unter dem Ersteigen eines Aetna, um dessen Krater Meere und Italien liegen. Und der alte, von den wiederkäuten Neuigkeiten der Erde übersättigte Mensch geht und stirbt neuen Wundern entgegen. Alles Gute und Kostbare, was ich in fremde Seelen pflanze, findet seinen späten reifenden Himmelsstrich, und auch meine findet den ihrigen.

*

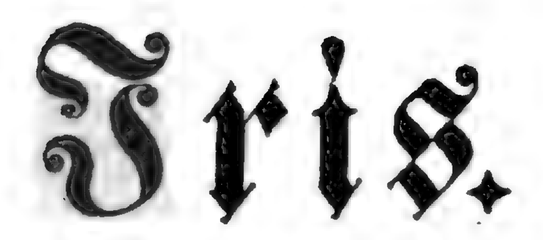
Stöfler, Professor der Mathematik zu Tübingen, gegen Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts, setzte durch seine Sündfluths-Prophezeiungen ganz Europa in ein solches Schrecken, daß man in Frankreich anfing, Archen zu bauen, an anderen Orten alle Güter in der Ebene verkaufte und auf die höchsten Berge zog, oder, wie Dr. Martin Luther von einem Bürgermeister in Wittenberg versichert, eine hinlängliche Quantität Bier auf den obersten Boden des Hauses bringen ließ.

Einige Bemerkungen über die letzte Aufführung der Oper Faust.

(Eingesandt)

Die Vorstellung am 2. Mai hat sehr dadurch gewonnen, daß die Rolle des Wohlhaldt aus den Händen des Hrn. Leißring in die des Hrn. Marrder übergegangen ist. Außerdem läßt sich darüber nichts Neues sagen, als daß Hr. Tourny eine der schönsten Stellen in der Scene, wo das Volk den Zauberer überfällt, durch Unachtsamkeit verdorben und daß Dem. Noisten und Hr. Marrder sich die Freiheit genommen hatten, einige ihnen unbequeme Stellen im zweiten Finale zu umschreiben. Daß doch alle Rollen in dieser Oper so vortheilhaft besetzt werden könnten, als die des Faust, des Mephisto, des Hugo und der Kunigunde! Wir würden dann vollständig genießen, was uns jetzt zum Theil verkümmert wird. Doch das gehört wohl vorerst unter die frommen Wünsche. Eine andere Bitte wird leichter zu erfüllen sein: sie betrifft die Besetzung der Sycorax durch irgend eine klangvollere Stimme, als die bisherige. Denn diese Parthie ist keineswegs gleichgültig und ihr Eingreifen in der Introduktion des zweiten Aktes sehr interessant. Dieses charaktervolle Tongemälde, für sich allein schon eine ganze Oper durch die Mannigfaltigkeit der darin ausgedrückten Empfindungen, würde ungemein viel an Frische gewinnen, wenn jeder Parthie ihr Recht widerführe. In dem Gesang der Dem. Hauß wird ein richtiger Geschmack, welcher der edeln Einfachheit huldigt, immer sichtbarer. Wir bitten sie, sich noch strenger an das Vorgeschriebene zu halten und alle eigenen Zuthaten um so mehr zu verschmähen, als Spohr die Kunigunde ohnehin so reich bedacht hat. — Der langweilige Monolog des Faust im zweiten Akt war abgekürzt worden. Da man einmal zu streichen angefangen, so sollte man auch die Stelle weglassen, wo Faust von Röschen sagt: „Mein Herz regt sich bei dem Ton ihrer Stimme," — eine Stelle, die unter den gegebenen Verhältnissen beinahe wie Satyre klingt.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 93. Freitag, 11. Mai 1827.

Der geheime Agent.

Launige Erzählung von C. Spindler.

3.

Mittlerweile, da ich liebte und geheimnißvoll liebte, wie ich auch geheimnißvoll schrieb, war mir ein Mensch, den ich gern gehabt, fatal und ein Andrer, der mir fatal gewesen, lieb geworden. Der Erstere, mein sogenannter Freund Albert. Der zweite der Adjutant Metzler. Albert, — ein Supernumerar gleich mir, — nur einer der Geschornen und mehr denn die Angestellten Geplagten, — zugleich der Einzige, mit dem ich Cameradschaft gepflogen, hatte seit einiger Zeit einen gewissen Ton gegen mich angenommen, der mir bald versteckt malitiös, bald allzu aufrichtig vorkam. Das Erstere hätte ich ihm verziehen: die Politik schließt eine Art von gewissenhafter Malice nicht aus. Aber die an Grobheit streifende Aufrichtigkeit, die immer mit der kleinen Bosheit Hand in Hand ging, mißfiel mir höchlich. Der Mensch war, zum Beispiele, im Stande, — wenn ich von meinen schweren Privatbeschäftigungen sprach, eine lange Weile vor sich hinzulächeln und endlich kam wie der Donner auf den Blitz die Injurie hinterdrein, etwa in dem abgedroschnen Sprüchlein: „Wer mit allen Löffeln will essen, wird am Ende die ganze Suppe vergessen!“ oder in dem noch abgeschmacktern Sprichwort: „Bei deinem Leisten geblieben, Freund!“ oder in dem Rath: die Staatsdienste gänzlich an den Nagel zu hängen und von meinem Gelde zu leben bis an's Ende, so wie bisher. Machte ich hierauf große Augen, so versicherte er mir ruhig: ich würde niemals weiter kommen, als etwa auf Schleichwegen, und würde alsdann mich versündigen, indem ich einem Tüchtigern und Bedürftigern das Brod vor der Nase wegnähme. — Mir lief natürlich die Galle über, dieses Packroß des Cammerdirectors an meiner Tüchtigkeit zweifeln zu sehen, an welcher ich selbst noch niemals gezweifelt hatte; aber mit dem neidischen Menschen war nichts anzufangen, sondern er mischte sich noch obendrein, von meinem öffentlichen Leben abweichend, in meine Privatverhältnisse. Da war ihm dieses nicht recht und jenes nicht passend, da mäkelte er hier und dort und überall, und seiner verdrießlichen Laune mürrisches Zanken nahm sich besonders meine Liebe für Pinchen zum Ziele, — ein Geheimniß, hinter welches der arge Mensch gekommen war, mir unbegreiflich, wie? In seinen Augen war Pinchen eine Kokette und ich ein — ich sollte es nicht sagen — ein Gimpel. Den Quartiermeister nannte er einen falschen Mann, dem nicht zu trauen sei, und meinte, Vater und Tochter führten etwas andres im Schilde gegen mich, als eine Heirathsangel. — Ich lachte über solche Verkehrtheiten mitleidig, denn mein physiognomischer Blick wog ohne Zweifel den des lebendigen Rechenknechts Albert auf, welcher nicht wie ich in's Leben, sondern ausschließlich in seine abstracten Zahlen geschaut hatte. Ich sah es jedoch ohne Bedauern, als der zudringliche Zelot immer seltner kam, immer weniger mit mir sprach und endlich ganz ausblieb. Endlich erschien ein Billet von ihm, worin er mir ankündigte, er finde sich, da ich nicht hören noch sehen wolle, veranlaßt, für's Erste unsern Umgang einzustellen, indem er ohne Aerger nicht sehen könne, wie sein Freund ihn verkenne und seine Aufrichtigkeit mißdeute. — Hol der Teufel diese Aufrichtigkeit! — Da war der Adjutant ein ganz andrer Mann, den ich genau kennen lernte, weil er des Quar-

tiermeisters Haus häufig in Geschäften und ausser Geschäften besuchte. In diesem jungen Helden hatte ich mich früher entsetzlich geirrt. Wann ich über den Paradeplatz ging und sah den knappgekleideten Offizier im Kreise seiner Cameraden, so kam er mir unbeschreiblich arrogant und fade vor. Entweder lachte er die Vorübergehenden aus, oder er schielte nach allen Mädchen und Frauen, oder er strich mit wichtigem Gesichte sein Schnurrbärtlein, oder er schlug mit dem Säbel an seinen Sporen den Tact zu den Märschen und Tänzen der Staabsmusik, deren Intendant zu sein er die Ehre hatte, oder er fuchtelte irgend einen armen Teufel, daß mir die Haare zu Berge standen. — Seitdem ich aber den Würdigen in Quartiermeisters Hause besser kennen gelernt, hatte ich gemerkt, daß obige Verrichtungen nur Gewohnheiten waren, leidige Commentare zu dem Sprichwort: „Mit den Wölfen muß man heulen;" indem das ganze Offiziercorps unsrer Garnison gerade nicht im Rufe der unerschütterlichsten Solidität stand. — Im Gesellschaftszimmer war der Adjutant ein ganz andrer feiner Mann. In wie ferne Metzler etwa auf dem Schlachtfelde seinen Namen gerechtfertigt hatte, war mir nicht bekannt; allein bei Pinchen war er ein Lamm, und ein sehr attachables Lamm, wie seine wachsende Freundschaft für mich zur Genüge bewies. Anfänglich — ich läugne es nicht — schien er mir gefährlich; — aber seit Pinchen mir einmal erklärt hatte, sie könne — wollte sie nur — alle Staabs- und Subalternoffiziere des Regiments zu ihren Füßen sehen: sie ziehe aber einen bescheidnen Civilisten allen Epauletsträgern der ganzen Welt vor; — seit ich den Blick wahrnahm, der wie eine zündende Kugel bei obiger Aeußerung in mein Auge fuhr; — seitdem war ich ganz ruhig und überzeugte mich vollkommen, daß Metzlers höchster Wunsch nur war, in Freundesrang bei Pinchen zu stehen. Ich machte also weiter keine Umstände und schloß auch den Freundesbund mit ihm. Seine Laune wurde nun von Tag zu Tage besser: er erzählte angenehm und gerne; er sprach mit dem Quartiermeister von Rechnungen, mit mir von Politik und Krieg und Frieden, — mit Pinchen, die ich freilich zuerst hätte nennen sollen, von Ball und Theater; und wurde selbst von mir vermißt, wenn ihn einmal der Dienst abhielt, pünctlich um die Theestunde zu erscheinen. Was mich noch einmal so fest an die drei liebenswürdigen Menschen zog, war die innige Liebe, die ich in Pinchens Augen las; die Achtung, die mir ihr Vater zollte und die richtige Würdigung, die der unterrichtete Adjutant meinen Fähigkeiten und meinem Streben angedeihen ließ. „Jammerschade wär' es," sprach er oft zu mir, „wenn Ihre herrlichen Gaben in dieser Provinzstadt versauern sollten! In der Residenz wäre Ihr Platz und, ich meine, Ihren ernstlichen Bemühungen könnte ein glücklicher Erfolg nicht entgehen. Nur müßte freilich — setzte er einmal lächelnd und mit einem Seitenblick auf Pinchen hinzu, — eine gewisse Person sich entschließen können, dereinst Ihnen nach der Hauptstadt zu folgen." — Pinchen erglühte und zupfte den Veilchenstrauß in ihrer Hand in Stücken; der Vater nahm lächelnd eine Prise Taback, und ich saß auf Nadeln, denn vor einer definitiven Erklärung hatte mir immer geschaudert und noch war die Wiedergeburt von Algier, Tunis, Tripoli, Fez und Marocco nicht vollendet.

(Fortsetzung folgt.)

Torquato Tasso.*)

(Fortsetzung)

Im Jahr 1585 gab ein gewisser Camilli zu Ragusa die Gerusalemme, die er unvollendet oder übel geschlossen glaubte, mit einer abgeschmackten Fortsetzung in fünf Gesängen heraus und ließ auch sein pedantisches Machwerk besonders drucken. Tasso trug die Thorheit mit Gleichmuth. Tiefer schmerzte ihn der herbe Widerstand, welcher von der Florentiner Academie der Crusca, d. i. der Kleie — einem kritischen Institut, das schon durch seinen Namen zu erkennen gab, wie es das feine Mehl der ächten Kunst, Aesthetik und Sprachreinigkeit von den groben Hülsen wilder Genialität zu sondern gedenke — gegen Ruhm und Verdienst der befreiten Gerusalemme erhoben wurde. Ein wohlmeinender Verehrer Tasso's, der Capuaner Pellegrini, hatte der Academie den Fehdehandschuh hingeworfen, indem er in einem Dialoge über epische Dichtkunst zu beweisen sich bemühte, daß Tasso in weit genügenderem Sinne die aristotelischen Regeln befolgt habe, als Ariosto, und darum dem Homer von Ferrara, wie dieser göttliche Sänger bis dahin genannt wurde, bei weitem überlegen sei. An der Spitze der Florentiner traten nun nach einander der Ritter Lionardo Salviati und Bastiano de' Rossi mit Heftigkeit gegen diese Behauptung auf und suchten nicht nur den von ihrer Gesellschaft als eine

---

*) Das Leben des Dichters der befreiten Jerusalem ist dem verehrten Verfasser unter der Feder zu einem Umfang angewachsen, der bei der unvermeidlichen Zerstückelung der Mittheilungen in der Iris den Totaleindruck der gewiß denkwürdigen Biographie nothwendig schwächen muß. Die noch rückständigen Parthien sollen in dieser Rücksicht möglichst abgekürzt werden. Wenn es indessen unmöglich bleibt, ein in mannigfaltigem Wechsel unter besonderen Schicksalen verbrachtes Leben eines individuel bedeutenden Menschen und Dichters in allzu beengtem Raume auch nur zu skizziren, so darf wohl auf der Leser Nachsicht, und auf ihre Gefälligkeit, die zerstreuten Glieder einer wenn nur sonst der Beachtung werthen Arbeit zu sammeln und zuletzt als ein Ganzes dem prüfenden Urtheil zu unterwerfen, mit einiger Zuversicht gehofft werden, um so mehr als der verjährte Gebrauch aller deutscher Unterhaltungsblätter an das unerfreuliche aber nicht zu umgehende „Fortsetzung folgt" längst gewöhnt haben sollte.

A. d. R.

Art von Schutzpatron verehrten Ariosto gegen jeden Unglimpf zu verwahren, sondern Tasso selbst unter die weit schwächern Talente des Bojardo und Pulci herabzudrücken.

Für Tasso wurde diese in den Sommer 1584 fallende Geistesfehde um so schmerzlicher, als ihm damals der Herzog ohne bekannte Veranlassung die gestattete Erweiterung seiner Fesseln wieder entzog, so daß er nicht einmal mehr ausgehen durfte, um die Messe zu hören oder zu beichten. Mit Besonnenheit, Klarheit, Muth und Ruhe vertheidigte er indeß selbst in dieser bedrängten Lage sein geliebtes Kind wider die Anfechtungen und Unbilden der Gegner in verschiedenen Schriften und hatte auch die Genugthuung, daß mehrere wohlbegabte Geister seine Parthei nahmen und den Kampf zu einer beiden verfochtenen Dichtern ehrenvollen Vermittelung zu führen suchten. Diese Bemühung jedoch, wie es in Zeiten leidenschaftlicher Aufregung zu geschehen pflegt, hatte nur langsamen Fortgang, und Tasso selbst ward endlich, zugleich gebeugt durch den Verlust seiner Freiheit und durch die Streiche erbitterter und dabei spitzfindiger Widersacher, zu jener Umgestaltung seiner Ansichten gebracht, deren Erfolg in der unter anhaltenden Körper- und Seelenleiden späterhin ausgearbeiteten eroberten Jerusalem der Beurtheilung vorliegt. Zu der Vervollständigung eines Urtheils über Herzog Alphons von Este ist noch zu bemerken, daß derselbe sich Salviati's Gegenschriften nicht nur zusenden und zueignen ließ, sondern denselben im Jahre 1587 sogar in seine Dienste nahm.

Unterdeß hatten die Verwendungen für Tasso's Befreiung sich von allen Seiten gehäuft. Die Freunde in Rom, an ihrer Spitze der edle Albani, der Pabst selbst, der Hof von Toscana, von Urbino, die Herzogin und Prinz Vinzenzio von Mantua, die Stadt Bergamo, selbst Kaiser Rudolf II., so wie sein Bruder, der Cardinal Albrecht, eine Unzahl geringerer Fürsten und Herren nicht zu rechnen, hatten nach und nach zu Gunsten des Unglücklichen ihr Fürwort eintreten lassen. Aber nur zu tief erkannte der Tyrann, wie schwer er den einst so hoch gehobenen Dichter verletzt, gemißhandelt, gereizt hatte, und die Bangigkeit vor seiner Rache durch die unblutige aber scharftreffende Waffe des Worts und des Griffels war jetzt die Hauptursache, warum er widerstrebte, sein langes Unrecht gut zu machen. Tasso hatte erwartet, die andringenden Wünsche seiner Gönner erfüllt zu sehen bei Gelegenheit der Hochzeit Don Cesars von Este, natürlichen Sohnes von Alphons I. und nachherigen Erbfolgers des kinderlos verstorbenen Alphons II., mit Donna Virginia de' Medici, Schwester der Donna Lucrezia, die Alphons in erster Ehe gehabt. Diese Vermählung ward in der Carnevalszeit des Jahrs 1586 zu Florenz mit allem Pompe gefeiert; und gleich darauf zeigte Don Cesar seine Gemahlin in Ferrara. Es blieb aber auch dießmal wieder bei einiger Vertröstung und der erneuten Erlaubniß, manchmal aus dem Spital in die Kirche zu gehn. Verstärkter Trübsinn und ein hitziges Fieber waren die Folgen dieser abermals getäuschten Zuversicht. Wie aber in dem Leben ausgezeichneter Sterblichen auch geringfügige Umstände nicht ohne die Weihe irgend einer besondern Fügung sich zu gestalten scheinen und ihnen selbst das Vertrauen auf ein unsichtbar Leitendes gewähren, so glaubte auch Tasso die Genesung von jener Krankheit, als ihn schon die Aerzte verloren gegeben, einem Wunder zuschreiben zu dürfen; er hat in einem Sonette und einem Madrigale den Traum gefeiert, in welchem ihm Maria mit dem heil. Benedict und der heil. Scholastica erschienen und ihm Gesundheit zugesichert, worauf er sich sofort erleichtert und schmerzenfrei gefunden.

Endlich gelang es dem rastlosen Bestreben des toscanischen Gesandten, Ritters Albizi, noch mehr aber seines Secretairs, Antonio Costantini, durch klug angeknüpfte Verhandlungen den Herzog Alphonso zu einer Freigebung Tasso's auf Bedingungen zu bestimmen. Prinz Vinzenzio von Mantua war seit kurzem mit einer Medicis, Donna Leonora, Nichte des Großherzogs, vermählt: diese bewirkte in Mantua, daß der alte Herzog Wilhelm sich anheischig machte, Tasso an seinen Hof zu nehmen und zu sorgen, daß er daselbst keine Veranlassung zur Unzufriedenheit für den Hof von Ferrara gebe; Alphonso willigte ein, sich unter dieser Verheißung den Gefangenen abfordern zu lassen. In den letzten Tagen des Juni 1586 kündigte Costantini seinem Freunde die nahe Befreiung an, und in den ersten des Juli ging dieser aus seinem Kerker hervor. Vinzenzio war selbst nach Ferrara gekommen und nahm den Befreiten kurz darauf mit sich nach Mantua. Er hatte seinen Peiniger, Alphons von Este, nicht wieder gesehen.

Die Aufnahme in des Herzog Wilhelms Schlosse, wo einst auch sein Vater Schutz gefunden, war erwünscht; wir sehen den Dichter in der nächsten Zeit sehr heiter, ja aufgeräumt. Ich bin in Mantua — schreibt er an einen Freund — wohne bei dem Herzoge, bedient von seinen Dienern, wie ich sie mir nur selbst hätte auslesen können. Wir haben hier gutes Fleisch, gute Früchte, treffliches Brod, prickelnde und feurige Weine, wie sie mein Vater gern hatte, überdieß gute Fische und Wildpret; vor allem aber gute Luft, die nur vielleicht in Bergamo besser ist. — In einem andern Briefe rühmt er, daß ihn der Fürst ganz neu und standesmäßig kleiden lassen und ihn unter anderm mit einem prächtigen Wamse beschenkt habe.

Seine litterarische Thätigkeit lebte indeß rüstiger auf als je; er arbeitete manche im Gefängniß niedergeschriebene Sachen, in's Besondere mehrere Dialogen, nochmals durch, um die Mängel, die ihnen wegen der dortigen Bücherentbehrung angehaftet, hinwegzutilgen; fertigte einen langen politischen Brief aus an Giulio Giordani, Secretair des Fürsten von Urbino, über die ihm auf Befehl des Herzogs vorgelegte Frage: Was vorzu-

ziehen sei, die republicanische Staatsverfassung, als die vollkommnere, aber weniger dauerhafte, oder die monarchische, als die unvollkommnere, aber eines besseren Bestandes fähige? so wie über eine Antwort Speroni's, daß das Maas unserer Glückseligkeit von der Wirksamkeit und nicht von der Zeit abhange und er lieber würde Einen Tag als Mensch leben wollen, denn hundert Jahre als Thier, Baum oder Stein. Ferner legte er, dem Herzog von Mantua gefällig zu sein, die letzte Hand an seines Vaters Floridante, vollendete seine schon vor der Einkerkerung in Ferrara begonnene Tragödie Thorismund, welche indeß als eine Abirrung von seinem eigentlichen Dichterberufe zu betrachten ist und einen bloß verhältnißmäßigen Werth hat; componirte neue Dialogen und Gedichte.

Der Umstand jedoch, daß ihm verboten war, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Herzogs einen Fuß aus Mantua zu setzen, so wie einige Eifersucht auf äußere Anerkennung, die ihm das Hofgesinde nicht immer widerfahren ließ, erregten ihm von Zeit zu Zeit den alten Spleen und in einer solchen Stimmung äußert er einmal, er wolle ein Eremit werden. Darauf zerstreut ihn das Carneval von 1587, welches in Mantua dießmal besonders prächtig ausfiel, und die vielen schönen Damen bringen ihn beinahe in Gefahr, sich wieder zu verlieben; er meint nur, man möge ihm nicht besonders trauen, da er für allzu leicht entzündbar und unbeständig gelte; sonst habe er schon wohl gefunden, wem er seine Gedanken widmen solle. Es zeigt sich aber nicht weiter, daß er ernsthafte Flammen gefaßt, und in der nächsten Passionszeit sehen wir ihn mit dem Studium der Theologie und der Kirchenväter beschäftigt, theils um sich über Gewissensfragen aufzuklären, theils um den Schatz seiner Gelehrsamkeit zum Behuf seiner schriftstellerischen Bemühungen zu erweitern; was denn ohnehin ein kräftiger Talisman gegen die Anfechtungen der Sinnenschwärmerei werden mußte.

Um diese Zeit erhielt Tasso von Genua aus dringende Aufforderung, an der dortigen Academie die Professur der Ethik und Poetik mit einem Gehalte von 400 Scudi zu übernehmen. Sein eigner Sinn stand aber auf Rom und er arbeitete sehr an seinen Freunden, ihm eine Vergünstigung dahin zu verschaffen, als der am 24. August unerwartet erfolgte Tod Herzog Wilhelms ihn nach Mantua zurückrief, um dem Nachfolger, seinem treuen Gönner Vinzenzio, dankbare Anhänglichkeit zu bezeigen. Diesem indeß vergönnten jetzt die Regierungsgeschäfte nicht mehr die Zeit, sich dem Dichter in der sonstigen Weise zu widmen, und Tasso fand sich darüber gekränkt. Er beschloß nunmehr um so eifriger, sich zu entfernen und wollte sich durch einen Aufenthalt in Neapel so viel als möglich herstellen, um dem Ruf nach Genua folgen zu können. Dem Herzog war seine Abreise höchst empfindlich; er gab ihm das entschiedenste Zeichen seines Mißfallens damit, daß er ihn ohne alle Unterstützung von sich ließ, und so ging Tasso am 19. October 1587 mit wenigen Habseligkeiten von Mantua weg. In Bologna fand er nicht nur einen glänzenden Empfang, sondern es wollte auch der Ritter Rossi, einer seiner entzücktesten Bewunderer, der selbst einen Mahler nach Mantua geschickt hatte, um sich sein Bildniß zu verschaffen, in Betracht seiner Lage, ihn reichlich beschenken. Allein er schlug diese Großmuth aus, was er bald zu bereuen hatte. Denn in Loretto angekommen, wo er der heil. Jungfrau ein Gelübde lösen wollte, hatte er keinen Pfennig mehr, um die Reise fortzusetzen, und hätte nicht ein guter Stern gerade den Fürsten von Guastalla, Don Ferrante Gonzaga, an die nämliche Stätte geführt, so hätte er hülflos verzweifeln müssen. Don Ferrante sorgte für sein Unterkommen, so wie für die fernere Gelegenheit nach Rom. Tasso nahm in Loretto das Abendmahl und hat seine fromme Stimmung an diesem für die Andacht katholischer Gläubiger bedeutsamen Orte in einer schönen Canzone an die Jungfrau Maria niedergelegt. Zu Anfange Novembers war er in St. Peters Stadt und stieg im Pallaste des nunmehrigen Patriarchen Gonzaga ab.

(Fortsetzung folgt.)

Physikalisches Museum.

Vorträge

in der Generalversammlung am 12. Mai Abends 7 Uhr.

Darstellung der neuesten Untersuchungen über die Bewegung einer Magnetnadel durch den Einfluß schnellbewegter Metallplatten.

Erweiterung des Versuches über die Fortpflanzung des Schalles durch einen Metalldraht, an dessen Ende mehrere resonirende Körper angebracht sind.

Ueber den Widerstand, welchen die Electricität durch den Druck der Luft erleidet.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 94. Samstag, 12. Mai 1827.

Der geheime Agent.

Launige Erzählung von C. Spindler.

4.

Meinem diplomatischen Scharfblick entging indessen nicht, daß des Quartiermeisters Betragen in dem Laufe der folgenden Tage ungleicher wurde und sich gegen mich weit steifer und ernster gestaltete, denn vorher. Auch Pinchen's Frohsinn schien zu entweichen, und ein Trübsinn, dessen Wurzel ich nicht finden konnte, lagerte sich auf der Stirn der Holden, auf welcher bisher nichts Dunkles zu schauen gewesen, als die mächtigen Cylinderlocken. Der Adjutant sogar ging mit einem gewissen ceremoniösen Wesen im Hause umher, und an ihn wendete sich meine Neugier bei der ersten günstigen Gelegenheit. — Ach! sagte er, unmuthig sich die Stirne reibend: Unser gemeinschaftlicher Freund, der Quartiermeister, befindet sich jetzo in einer mißlichen Lage; indessen, so Gott will, wird's vorübergehn. — Weiter war nichts aus ihm zu bringen. Pinchen sagte wenig Wichtigeres auf mein Befragen. Guter Heimler, sprach sie, mir die runde Hand mit der Hingebung reichend, die der Franzose épanchement nennt: — ich weiß kein richtig bezeichnendes Wort in unsrer Sprache; — Guter Heimler! Es gibt Wunden, die um so schmerzlicher sind, als man sie nicht enthüllen darf. Nicht Ihnen, mein Freund, gilt meine trübe Laune, sondern einzig meinem Vater, der gegenwärtig von Wichtigem bedrängt wird. Ich habe ihn freilich zum Vertrauen gegen seine Freunde ermahnt; aber noch mangelt ihm der Muth dazu. Mehr darf ich Ihnen nicht sagen. — Ach, seufzte ich: haben Sie mir nicht bereits zu viel gesagt, da Sie mir vertrauten, daß Sie nicht glücklich sind? Und verdienen Sie nicht das Glück am meisten in der ganzen Schöpfung? — Ich finde mein Glück nur in dem meines guten Vaters! versetzte die Liebliche mit einer solchen Anmuth, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihre Hand mit Inbrunst zu küssen. Weil das zierliche Händchen mir ohne Sträuben überlassen wurde, so blieb es nicht bei dem einen Kusse stehen, und ich wollte so eben das halbe Dutzend voll machen, als Pinchen mir schnell die Hand entzog und des Quartiermeisters derbe Rechte mir auf die Schulter klopfte. Ich machte ein verlegenes Compliment. Pinchen verschwand wie ein schüchterner Vogel, und im Nu saß der Vater an ihrer Stelle, und wieß mir den Stuhl gegenüber an. — Mir war, als eröffnete sich jetzt ein peinliches Verhör, denn Papa's Mienen waren finster und man sah es ihm an, wie er auf einen passenden und effectvollen Eingang studirte. Allein der kluge Mann fiel mich nicht gleich an, wie Cicero einst einen gewissen Catilina, sondern holte weiter aus. Ihre Gegenwart, sprach er, mein werthester Herr Heimler, hat allezeit meinem Hause Ehre und mir und meiner Tochter Vergnügen gemacht. Sie wissen, daß ich selbst Ihnen auf die herzlichste Weise entgegenkam, ob man gleich in andern Häusern mit jungen Leuten Ihres Standes weniger Umstände macht, und obschon ich in der uneigennützigsten Absicht handelte. Da ich nie daran gedacht hatte, daß jemals vielleicht aus Ihnen und Pinchen ein Paar werden könnte, so mußte es mir auffallen, als ich endlich wahrnahm, wie sich Ihr und Pinchens Herz sich näherten, und als meiner Tochter Vertrauen mir ohne Hehl gestand, daß Sie ihr nicht gleichgültig seien. — Hier konnte ich eine Bewegung der Freude nicht unterdrücken. Während jedoch über mein Gesicht die Sonne froher Ueberraschung zog, blieb Nacht auf des Quartiermeisters Antlitz und er fuhr fort: Sie mögen mir indessen verzeihen, daß es mir um so mehr auffiel, wie meine Tochter nur die Einzige von beiden Partheien war, die mir vertrauensvoll entge-

genkam. Ich hätte von Ihnen, dem Manne, diesen Schritt zuerst erwartet und muß glauben, daß, weil Sie bis jetzt geschwiegen, Sie für mein Pinchen nicht ähnliche Triebe fühlen, und daß es besser sein würde, dieses Verhältniß im Keime aufzuheben. — Ich erstarrte bei den kalten Donnerworten dieses gleichmüthigen Vorschlags. Der Quartiermeister schien mein gramvolles Staunen zu fühlen und sprach weiter: Nehmen Sie mir diesen herbscheinenden Vorschlag nicht übel. Allein, Sie kennen unser Krähwinkel selbst am besten: ein Mädchen kömmt hier leicht in's Gerede. Dann vergeben Sie die Besorgniß für die Tochter einem Manne, der jetzt in einer sehr kritischen Lage sich befindet, welche dergestalt und dahin ausfallen dürfte, daß ich nicht wohl eine Verbindung mit Pinchen gutheißen könnte, — wäre auch schon die Verlobung geschehen. Ich darf Ihnen es vertrauen, denn Sie sind ein verschwiegener Mann. Sehr ansehnliche Vorschüsse, die ich an bedeutende Personen der Armee leistete und deren Rückzahlung ich, Verhältnissen zufolge, noch lange zu erwarten haben dürfte, bringen mich mit meiner Cassa, deren Betrag, Verwendung und Fonds ich an die höchste Stelle binnen 8 Tage einzuliefern habe, in Rückstand. Es bleibt kein ander Mittel, als das Deficit zu ersetzen; aber die Kräfte dazu fehlen. Verlust der Caution, die nicht hinreichen würde zum Saldo, wäre noch das Geringste. Verlust der Ehre das Höchste. Mitten inne liegen Armuth und Mangel, denn ich bin nicht reich, und meine Gage geht für das Hauswesen Null für Null auf. Da haben Sie meine ganze verdammte Situation, die mir mein Lebensglück, — meiner Tochter die Versorgung an der Seite eines Ehrenmannes, wie Sie zum Beispiel sind, raubt, und welche demungeachtet mit 12000 Thalern — einem wahren Bettel — von Grund aus gehoben werden könnte. Allein, wo in dieser Geldklemme dieses Geld herbekommen? Krisen der verderblichsten Art haben den Credit zernichtet, und, ob ich gleich an Prozenten und möglichst prompter Ruckzahlung es nicht fehlen lassen werde, so verzweifle ich doch an der Möglichkeit, hier einen rettenden Freund zu finden. — Der Quartiermeister schwieg und stützte den Kopf kummervoll in die Hand und seufzte so schwer, daß ich, der ich an Pinchen's Worte dachte, mich nicht enthalten konnte zu sagen: Lieber Herr Holderlein! Wie können Sie so trostlos werden, da Ihnen doch hier ein Freund gegenübersitzt, welcher helfen kann und helfen will, weil er Ihrer Redlichkeit völlig vertraut. — Pinchen's Vater lauschte hoch auf, und da ich mich näher erklärte, so traten Freudenthränen in seine grauen Augen, und dieser Tag entschied gar Vieles. Zwölftausend Thaler in gültigen Staatsscheinen wanderten zu Holderlein, — eine Verschreibung derselben, meinem Sträuben zum Trotz, zu mir; Nachmittags um drei Uhr war der Quartiermeister wieder der Alte geworden; um vier Uhr schenkte mir Pinchen zum Lohn für meine That den ersten Kuß; um fünf Uhr gelobte mir der gerührte Adjutant mich werkthätig in der Residenz zu empfehlen: um Sechs brachte ich endlich meine Werbung an, und um acht Uhr, da ich von der vergnügtesten aller Theeparthieen heimkehrte, war ich schon des reizenden Pinchens verlobter Bräutigam.

(Fortsetzung folgt.)

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

Die Art und Weise, wie Tasso auch in Rom eigentlich nur von Almosen seiner Freunde leben mußte, war ihm lästig: die römischen Gönner scheinen nicht in der Verfassung gewesen zu sein, ihn in eine unabhängige Lage zu versetzen; und diese hätte sich auch wohl nur dadurch erwerben lassen, wenn ihm gleich Anfangs die volle Freiheit, über sein Epos zu verfügen, geblieben wäre und er mit sachverständigen und uneigennützigen Leuten die Herausgabe desselben nach einem wohlberechneten Plane hätte selbst veranstalten können. Von Seiten des päbstlichen Hofes ward nichts für ihn gethan; einige der früher Wohlmeinenden waren überdieß ungehalten, daß er seine Stellung zu Mantua aufgegeben; Albani ließ ihm dieß nicht undeutlich merken. Selbst Gonzaga, durch Sixtus V. zum Cardinal erhoben, zeigte nicht ganz die alte Wärme. Sie hatten nicht Unrecht, wenn sie ihres Freundes Ruhelosigkeit und unstätes Treiben tadelten; sie übersahen aber, daß ein verzärteltes Gemüth, wie Tasso, durch Widerspruch nur hartnäckiger wird, und so mußte, bei seinem argwöhnischen Character, ihre Zurechtweisung auf sein Freundschaftsgefühl erkältend wirken, während wiederum sie in den Aufwallungen des Unmuths, die seine Stimmung hervorrief, nur Undankbarkeit sehen konnten. Um eine ganz ungleichartige Seele gerecht zu beurtheilen und ihrer Eigenthümlichkeit gemäß zu behandeln, dazu gehört viel Liebe, viel Selbstentäußerung, viel Ruhe des Gemüths, welche Tugenden alle das Leben eben so oft trübt, als hervorruft, und welche man am seltensten geneigt ist, gegen die anzuwenden, die unsrer Hülfe bedürfen. Wir wollen unseren Beistand nur unter Bedingung unseres guten Rathes gewähren, und wo dieser verschmäht worden, vergessen wir leicht, daß wir selbst an der Stelle unsrer Freunde wahrscheinlich eben so dem eignen Willen folgen würden, und halten uns jeder weitern Verpflichtung entbunden.

Eine neue Bedrängniß erfuhr Tasso, da man ihm hinterbrachte, der Herzog von Ferrara habe sich gegen seinen Schwager von Mantua sehr entrüstet gezeigt, daß ihn dieser aus seiner Hut entlassen, und verlange, daß man ihn nach Mantua zurückliefern solle. Indeß hatten diese Demonstrationen doch keine ernsthafte Folge, und Tasso begab sich, als ihm in Rom kein Glück blühen wollte, Ende März 1588 nach Neapel, um daselbst die Wiedereinsetzung in sein väterliches Vermögen, wie in das Heirathsgut seiner Mutter zu betreiben. Daß sein

Bemühen fruchtlos blieb und ihm nach langem Ansuchen und Processiren kurz vor seinem Tode nur eine sehr geringe Summe zugesprochen ward, ist schon früher bemerkt worden.

Tasso war krank zu Neapel angekommen. Er nahm seine Wohnung bei den Mönchen von Monte Oliveto, denen er empfohlen war. Viele Freunde des Schönen beeiferten sich, ihn zu verehren, keiner mit mehr Antheil und thätiger Liebe, als Giambattista Manso, ein geistreicher und poetischer Kopf, von welchem wir eine romantische Lebensbeschreibung des Dichters haben. Das herrliche Clima, die ruhige durch keine Hofluft ihm verleidete Lebensweise, der Umgang froher und geneigter Menschen wirkten sehr gut auf ihn. Pellegrini, den er dort ebenfalls traf, schreibt unter dem 1. Juli 1588 an Lombardelli: „Tasso ist in Neapel gern gesehen, geschätzt und geliebt von Jedermann; er will sich aber an keinen Herrn mehr lehnen.“ Nach Sorrent kam er übrigens nicht mehr: seine gute Cornelia war kurz nach einer zweiten Verheirathung mit einem Edelmanne, Ferrante SpezIano, gestorben. Seine vorzüglichste Bemühung war die eroberte Jerusalem, die ihm Manso in jedem Sinne, aber vergeblich, auszureden suchte. Er hatte nunmehr einer kränklichen, gewissensbedenklichen Ansicht über die Dichtkunst sich hingegeben und war darauf versessen, sein Gedicht zu entweltlichen. Ein Glück war es, daß es in der profanen Urgestalt längst in den Händen der bewundernden Mitwelt war, und dieser Dienst, den der Raub gewissenloser Freunde dem Ruhme des Sängers unabsichtlich erwiesen hat, gleicht einigermaßen die Unbilde, die sie damit seinem Eigenthumsrechte zufügten, versöhnend aus. Wie in den gastfreien Klöstern jener Zeiten die Mahler oft ihre Bewirther übermäßig lohnten, indem sie ihnen ihr Heiligthum mit Bildern schmückten, so erzeigte auch Tasso den Olivetanern seine Dankbarkeit, indem er, auf ihr Bitten, der Stiftung ihres Vereines ein Gedicht weihte. Dieses: il Monte Oliveto ist nicht ganz vollendet und leidet an dem Interessemangel eines reingeistlichen Stoffes; indeß hat es auch so eigenthümliche Schönheiten und zeugt von einem reichen und begeisterten Sinne. Es besteht aus 100 Octaven und ist dem Cardinal Caraffa, Beschützer des Klosters, zugeeignet.

Da sich von Zeit zu Zeit immer noch finstere Phantasieen bei dem Dichter einstellten, führten ihn seine Freunde auf das Land; und so schreibt Marchese Manso, der ihn mit auf seine Herrschaft Bisaccio genommen hatte, im Spätherbst 1588 an den Grafen Paleno: „Tasso ist ein gewaltiger Jäger geworden und überwindet selbst die Rauhigkeit der Jahrszeit und des Bodens. Die schlechten Tage und die Abende bringen wir damit zu, daß wir uns ganze Stunden vorspielen und singen lassen; ihn ergötzt es besonders, unsre Improvisatoren zu vernehmen, denen er jene Geläufigkeit im Versmachen beneidet, worin, wie er sagt, die Natur gegen ihn selbst sehr karg verfahren ist. Zuweilen tanzen wir, was ihm auch sehr viel Vergnügen macht, mit unsren Damen; aber am meisten unterhalten wir uns am Camine mit Gesprächen und da sind wir denn oft auf den Geist zu reden gekommen, von dem er behauptet, daß er ihm erscheine, und von dem er mir in einer Weise gesprochen hat, daß ich nicht weiß, was ich dazu sagen oder davon glauben soll.“

Ueber diesen Geist, dessen vermeintliches Erscheinen den ekstatischen Zustand beweist, in welchen sich Tasso nach so widerwärtigen Verfolgungen und langer Kerkerpein versetzt fühlte, giebt Muratori in seiner Abhandlung von der Gewalt der Einbildungskraft folgendes Nähere: Tasso behauptete, deutlich einen guten Geist zu sehn, der ihm erschien und sich mit ihm über die wichtigsten Lehren unterhielt; und wenn ihm der Marchese entgegnete, das sei eine Uebertriebenheit seiner Phantasie, antwortete er, wenn das, was er hörte und sähe, phantastische Erzeugnisse seiner eigenen Einbildungskraft wären, so würde es nicht von der Art sein können, daß es über sein eignes Wissen ginge; er aber habe in den vielen langen und anhaltenden Gesprächen, die er mit dem Geiste gehabt, von ihm Dinge erfahren, die er zuvor nie gehört, noch gelesen, noch gewußt, ob sie je irgend ein Mensch gewußt habe. Auf Manso's abermalige Gegenreden habe Torquato eines Tags gesagt: Weil ich Euch denn durch Gründe nicht zu überzeugen vermag, will ich Euch durch den Augenschein enttäuschen und machen, daß Ihr jenen Geist leibhaftig erblicken sollt, von dessen Dasein Ihr meinen Worten keinen Glauben schenkt. Den andern Tag, als sie beide allein am Feuer gesessen, habe Tasso, nachdem er den Blick lange auf ein Fenster gerichtet und unbeweglich gehalten, so daß er dem Marchese auf sein Anrufen keine Antwort gegeben, endlich gesagt: Sieh da, mein lieber Geist, der freundlich gekommen ist, mit mir zu sprechen, seht ihn an und Ihr werdet die Wahrheit meiner Worte erkennen. Der Marchese wandte seine Augen festes Blickes nach dem bezeichneten Orte; aber, wie sehr er sie auch anstrengen mochte, konnte er nichts gewahren, als die Strahlen der Sonne, die durch die Fenster in's Gemach drangen, und während Manso mit den Augen rings umherstreifte und nichts gewahr wurde, hörte er, wie Tasso in der tiefsten Unterhaltung mit dem Jemand war. Denn obgleich er außer ihm nichts sah noch hörte, waren doch seine Reden bald behauptend, bald antwortend so, als wenn eine andre Person über einen wichtigen Gegenstand mit ihm in engem Gespräche wäre. Außerdem waren die Reden selbst so bedeutend und wundersam wegen der erhabenen Dinge, die in ihnen vorkamen und einer gewissen Ungewöhnlichkeit im Ausdrucke, daß Manso in ein tiefes Staunen sank und nicht wagte, seinen Freund zu unterbrechen. Endlich schien der Geist wegzugehen, wie er wenigstens aus Tasso's Worten entnahm, und dieser wandte sich an ihn zurück mit der Bemerkung: Heute werden alle Zweifel aus Eurer Seele gescheucht sein? Vielmehr sind mir neue aufgestiegen, erwiederte Manso: denn ich habe sehr viele wunderbare Dinge vernommen und doch nichts von dem gesehen, was Ihr mir zu Zerstreuung meiner Zweifel versprochen hat-

tet. Tasso versetzte lächelnd: Ihr habt vielleicht mehr gesehen und gehört als — Hier schwieg er, und da ihn Manso weiter nicht behelligen wollte, machten sie ihrer Unterredung ein Ende.

So weit Muratori. Zu einiger psychologischen Ergänzung dieser seltsamen Einbildung bei unserem Dichter dient es, zu wissen, daß er in einem seiner frühern Dialogen, der Gesandtschafter betitelt, einen Geist mit ihm sich unterhaltend eingeführt hatte, wie er sich denn auch hinsichtlich der Spukgeschichten, die man ihm in St. Anna vorgaukelte, beklagt, daß seine Freunde zum Theil wahr gemacht, was er selbst früherhin gedichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliopolitische Insurrection

gegen den Norab von Tatoc.

Unter dieser Rubrik richtet Müllner im Mitternachtblatt eine schwere Batterie gegen den Baron von Cotta und nebenbei gegen Goethe. Die Casseler und Marburger Buchhändler haben öffentlich gebeten, sie mit Bestellungen auf die neue Ausgabe von Goethe's Werken zu verschonen, weil ihnen von der Verlagshandlung neue und unerfüllbare Bedingungen gestellt worden seien, d. h. weil Cotta nicht dei gewöhnlichen 33⅓ pro Cent Buchhändlerrabatt geben will. Bei dieser insurrectionellen Bewegung soll nun, wie das Mitternachtblatt meint, das Unrecht offenbar auf Seiten der Insurgenten sein. Der Norab von Tatoc bezahlt bekanntlich für die privilegirte Ausgabe des Goethe mehr Honorar, als die meisten Buchhändler jemals für alle ihre Verlagsartikel zusammengenommen bezahlt haben. Man sagt 100,000 Thaler für 40 Bände, ohne dasjenige, was dem Autor noch von dem Suscriptionsbetrage zu Gute kommen soll. Da mag der Teufel großen Rabatt gestatten! Zumal da es sich bereits bemerklich gemacht hat, daß das deutsche Volk ungleich weniger Pränumerationseifer auf den Goethe zeigt, als es auf den Schiller bewiesen hat. Wir haben selbst die Ehre gehabt, eine Goethe'sche Pränumerationseinladung in einer Stadt von 1000 Feuerstätten circuliren zu lassen, in welcher der wohlfeile Schiller wenigstens 50 Mal gekauft worden war. Aber auf den wohlfeilen Goethe wurde nur 1 — schreibe Ein — Mal pränumerirt, und zwar nicht auf einmal, sondern nur auf die erste Lieferung, wegen des Zweifels an pünctlicher Ablieferung. Das geht sehr natürlich zu, bei allem Werthe der Goethe'schen Schriften. Es giebt unendlich mehr Leute in der Welt, die 4 Thlr. 16 gr. — für ein Vergnügungsbuch geben mögen, als solche, die 10, 12 und mehr Thaler daran zu wenden haben. Noch weit größer aber ist der Unterschied des Verhältnisses zwischen denen, die den Schiller, und denen, die den Goethe gern lesen, und wir fürchten, daß die von Oben herab gekommene, gleichsam diplomatische, Empfehlung der Goethe'schen Werke (wir möchten sagen: die öffentliche Reichs-Laureatur des Dichters) den Exponenten jenes Verhältnisses noch größer gemacht habe, als er früher war. Die Masse hält den Schiller für einen liberaleren, freisinnigeren, volksthümlicheren Dichter, als den Hofmann und Fürstenliebling Goethe, und man weiß ja, wie die liebe Masse ist. Das wird sich innerhalb der nächsten 50 Jahre, auf welche dieses Unternehmen des Norab berechnet sein mag, zuverläßig ändern; die zweite, dritte Generation werden auf Tiecks Donnerspruch, daß Goethe ein größerer Dichter ist, als Schiller, wie auf das Evangelium schwören. Aber jetzt ist vom Jetzt die Rede, nemlich bei'm Rabatt, und so erscheint die Forderung der Insurgenten an den Norab sehr unbillig. Gar keinen Rabatt sollten sie verlangen und sich's zur Ehre schätzen, Goethe's Werke zu versenden, gleichwie der Norab, laut seiner Ankündigung, mit deren Verlag beehrt worden ist. Und dennoch — wir sagen es mit Leidwesen — scheint die Insurrection sich nicht blos auf Kassel beschränken zu wollen: der Funke glimmt an verschiedenen Orten unter der Asche, und selbst in unserem guten loyalen Braunschweig ist es nicht ganz richtig. Die Langsamkeit der Dampfpresse bei'm Abdruck des Schiller hat so vielen Bibliopolen Schaden gebracht und Mühe gemacht, daß sie ihr dieses Stückchen gar nicht vergessen wollen. Wir haben es einmal versucht, einen derselben darüber zu beschwichtigen; aber — „Herr!" fuhr er uns an, „wenn die Tinte alle beisammen wäre, die sämmtlichen Buchhändler während der Jahre des Harrens haben verschreiben müssen, um ihre ungeduldigen Kunden zu beschwichtigen, und ich würfe Sie hinein, Sie würden darin ersaufen." Das hat uns auf den Einfall gebracht, ob der Norab diese speciöse Beschwerde der Buchhändler nicht dadurch erledigen könnte, daß er jeder Ablieferung an jede debitirende Buchhandlung eine verhältnißmäßige Anzahl gedruckter Beruhigungsbriefe beifügte, ungefähr des Inhalts:

„Ew. Hochwohlgeb. empfangen anbei die nte Lieferung von der neuen Cotta'schen Ausgabe des Goethe, worauf dieselben pränumerirt haben, und wollen gütigst entschuldigen, wenn die n + 1te Lieferung etwas über den Termin ausbleiben sollte, indem die Verlagshandlung durch die unerwartete Vermehrung der Pränumeranten genöthigt worden ist, die Auflage so groß zu machen, daß sie nicht Papier genug vorräthig hat, um alle Pränumeranten auf einmal zu befriedigen, welchen Verzug dieselbe aber durch die Correctheit des Druckes zuverläßig ausgleichen wird."

Zur Abwechselung könnte bei einigen Lieferungen statt Papier gesetzt werden Druckerschwärze.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 95. Sonntag, 13. Mai 1827.

Der geheime Agent.

Launige Erzählung von C. Spindler.

5.

Ich mochte nun auch rechnen und grübeln so viel ich wollte, ich konnte immer nur das Facit herausbringen, daß ein Ausbund aller Frauen mit zwölftausend Thalern spott- spottwohlfeil erkauft sei; besonders in vorliegendem Falle, wo nur ein auf drei Jahre geleisteter verzinslicher Vorschuß benannter Summe die Liebenswürdigste ihres Geschlechts zu der Meinigen gemacht hatte. Ich war der Glücklichste der Menschen und der Dey von Algier, auf dessen Diwan ich's vorzüglich gemünzt, hatte alle Ursache mit meiner seligen Zufriedenheit selbst höchlich zufrieden zu sein. Weniger schien es mein sogenannter Freund Albert Lust haben zu wollen, denn ein Paar Zeilen von seiner Hand meldeten mir: ich hätte einen unvernünftigen Streich gemacht, über welchen man sich allenthalben halb todt lache; denn der Quartiermeister sei ein Fuchs, Pinchen eine Schöne von sehr zweideutigem Character und der sanfte Metzler der eigentliche Corydon derselben. — Nachdem dieses Billet mir eine verdrüßliche halbe Stunde gemacht hatte, schwamm jedoch mein Geist wieder oben und ich lächelte über Alberts Grimm. Ich verwarf den Gedanken, dem guten Pinchen diese Zeilen zu zeigen, weil sie nothwendig darüber erschrecken mußte und ich doch von ihrer Unschuld überzeugt war, — und sandte die Verläumdung an den Urheber zurück, mit der Bitte, mich ferner weder mit einem Worte, noch mit einem Buchstaben zu behelligen. Mein Bursche, den ich mit dem Wische abfertigte, begegnete auf der Treppe schon dem Bedienten des Directors, welcher mich ersuchte, schleunigst zu dem Letztern mich zu verfügen. Ziemlich unwirsch, mich in meinem Häuslichen gestört zu finden, kam ich bei dem Vorgesetzten an, den ich schon seit geraumer Frist nicht gesehen hatte. Er empfing mich mit Güte und einer gewissen auf Etwas vorbereitenden Würde, ließ mich Platz nehmen, sprach von Wind und Wetter, von Hauptstadt und Provinz, von den bösen Zeiten und dem Glücke, eine eigne gesicherte Habe zu besitzen und plötzlich war er auf mein Vermählungsproject gekommen, von welchem er schon manches gehört zu haben versicherte. Sie sind im Begriff, ein gefährliches Wagestück zu unternehmen, — sprach er lächelnd, aber vertraulicher: Ich kenne außer Ihnen höchstens noch Einen, der eine Ehe mit Demoiselle Holderlein einzugehen sich unterstehen würde; denn ihre Putz- und Gefallsucht ist im Munde von Jedermann, und man spricht nicht von den strengsten Ansichten der Moral, redet man von den Tugenden besagter Demoiselle. Sehen Sie sich daher vor, Herr Heimler. Ihre Gutmüthigkeit verdiente wenigstens keine so schmerzliche Täuschung. — Der alte Herr mochte sich indessen drehen, wie er wollte, ich sah Alberts mißgünstiges Gesicht in jedem seiner Züge und wußte, woher der Sturm rührte. Ich erwiederte fest, die böse Welt lasse an Niemand ein gutes Haar und das eigne Gefühl sei der beste Führer. — Da ich von meiner Ansicht nicht wich, so mußte der Director ablassen und sagte ernsthaft: Allerdings sind Sie Ihr eigner Herr und Ihre Wahl ist frei; um so mehr muß Ihnen demnach der Vorschlag zusagen, den ich Ihnen zu machen habe. Der Fürst ist aufmerksam geworden auf die täglich anwachsende Menge von angehenden Staatsbeamten. Um ihre weit überflüssige Zahl, die einem jeden Einzelnen das Fortkommen erschwert und das alte Gleichniß vom Teiche Bethesda rechtfertigt, zu vermindern, haben Se. Durchlaucht beschlossen, alle diejenigen, die nicht einen besondern Beruf zu dem Fache zeigen, das sie ergriffen haben, von der unnützen und fruchtlosen Expectanz zu entfernen, durch die gnädigste Erlaubniß, sich andern Wirkungskreisen widmen zu dürfen, bei welchen aller Vorschub von den höchsten Stellen getrost zu erwarten ist. Was meinen Sie nun, bester Hr. Heimler? Sie könnten, da Sie Vermögen besitzen und noch obendrein eine junge rasche Frau zu nehmen gedenken, aufhören Supernumerär zu

sein. Das Camerale sagt Ihnen, denke ich, eben so wenig zu, als wenn Sie in Ihrem Hause Supernumerär sein sollten. Wie wär' es, wenn Sie um Ihre Entlassung nachsuchten? Ueberlegen Sie sich die Sache. Bis zu der Zeit, wo alle diejenigen, welche durchaus im Staatsdienst zu bleiben wünschen, das neue vorgeschriebne rigorose Examen passiren sollen, ist noch ein Monat hin, und dann .... — Da ich von einem neuen Examen hörte, ließ ich den Director nicht ausreden, sondern gab alsobald meinen Consens zu seinem Vorschlage. Ich konnte mir es nicht versagen, ihm merken zu lassen, daß ich gar nicht verzweifelte, in andern Verhältnissen die Wichtigkeit zu erlangen, die zu erringen man mir auf der Kammer versagt hatte, und daß es viele Geheime-Räthe und Kabinetssekretäre gegeben habe und noch gebe, die nicht auf der langweiligen Leiter der Hierarchie zu ihrem Posten gestiegen sind. — Der Director schien mir höflich Recht zu geben und entließ mich mit den Wünschen, meine Hoffnung möchte in Erfüllung gehen. — So war ich denn nun frei von jeder beengenden Fessel, Herr meiner Zeit und meines Thuns und vacant für jede Gelegenheit, die sich darbieten würde, etwas Ausgezeichnetes, wo möglich etwas Geheimes zu werden. Unter diesen Hoffnungen ward es mir leicht, dem groben Albert das baldige Avancement zum Kammersecretär nicht zu mißgönnen und lächelnd überreichte ich meinem zukünftigen Schwiegervater das Decret, in welchem mir die Entlassung in den gnädigsten Ausdrücken bewilligt wurde. Mein Schwiegervater lächelte aber nicht, sondern meinte, ich müsse mich, um etwas vorzustellen, jetzt um einen andern Titel bemühen, und auch Pinchen schien Werth darauf zu legen, nicht Madame Heimler schlechtweg zu heißen. Meine eigne Eitelkeit bedurfte nicht erst der Sporen und ich hätte wohl die bezeichneten Wege eingeschlagen, wäre nur schon meine Barbaresken-Palingenesie in Ordnung und vollendet gewesen; hätte mir nicht überdies der freundliche Metzler betheuert, er habe sich, in Betreff meiner, an alte und vielvermögende Freunde in der Hauptstadt gewendet und er verzage keinen Augenblick, daß nicht ein erwünschtes Resultat das Werk krönen werde. Bald sollte ich auch erfahren, was wahre Freundschaft vermag. Denn es gingen nur wenige Tage hin und mir kam bereits ein Brief zu, mit lithographirtem Kopfe und des Inhalts: „Ministerium des Innern. Reg. — No. — Ich habe die Ehre, Ew. Wohlgeboren zu melden, daß auf eifrige Verwendung eines sehr angesehenen und einflußreichen Freundes hin, Se. Excellenz der Hr. Graf von Texel, Minister des Innern, in Gnaden gesonnen sind, Dieselben in eine passende Dienstclasse besagten Ministeriums zu rangiren, wohin Sie durch Ihre Fähigkeiten und Studien berufen sein dürften. Indem ich Sie demnach ersuche, sowohl eine Probe Ihrer diplomatischen Kenntnisse in irgend einer gründlich durchgeführten Deduction, als auch das allerhöchste Dekret, das Ihnen erlaubt, aus Ihrem bisherigen Wirkungskreise auszutreten, beizubringen, erwarte ich Sie mit genannten Belegen persönlich und auf's baldigste bei mir zu sehen, indem Se. Excellenz mich ganz allein und geheimst mit den Unterhandlungen über berührten Gegenstand zu beauftragen geruht haben. Haar-haar am 12. April 1826. N. Myrthenfeld; Ministerialsecretär, Sollitüdevorstadt No. 99, im zweiten Stock."

Ob ich diesen beneidenswerthen Brief, der mir vorkam wie die Pforte des Orients, welche Aurora — hier der werthe Secretär Myrthenfeld — mit rosenfarben Fingern aufthut, lange bei mir behielt? ob ich zögerte, ihn denjenigen mitzutheilen, die so herzlich Theil an meinem Geschicke nahmen? ob ich es anstehen ließ, den edeln Metzler an die Brust zu drücken, der der Schmied meines nahenden Glücks gewesen? — In einer Viertelstunde wußten Schwiegervater, Braut und Freund um Alles und vielleicht hätte die ganze Stadt davon gewußt, wäre nicht ausdrücklich in dem Schreiben bemerkt gewesen, daß die Unterhandlungen geheimst betrieben werden sollten. Das war Wasser auf meine Mühle. Geheimnißvoll, — ein Räthsel meinen Bekannten, — machte ich Anstalten zur Reise nach der Hauptstadt. Als Pfand meiner Treue schenkte ich Pinchen einen Ring von meinen Haaren; Pinchen verehrte mir dagegen eine Schlange, niedlich aus ihren Haaren verfertigt und als Busennadel zu gebrauchen; der lammfromme Metzler hatte die Güte, ein Paar brillanter Pistolen von mir anzunehmen und ich acceptirte einen kleinen Abschiedsschmaus, welchen der gerührte Schwiegervater sinnig und freigebig ausstattete für uns vier zufriedene Menschen. Liebe, Freundschaft und Champagner! Wer kennt nicht die Gewalt dieser Tripleallianz? Ich war aufgelöst in Entzücken, in Wehmuth und Hoffnung. Zu allem Ueberflusse fing die Regimentsmusik an — eine Galanterie des Adjutanten — unter den Fenstern ihre Accorde ertönen zu lassen, da es Mitternacht wurde und mein Bedienter mir berichtete, in der benachbarten Post würden schon die Pferde an die Eilkutsche gelegt. Schnell sprang ich auf, drückte einen zärtlichen Kuß auf Pinchens Stirne, drückte den Männern die Hand, zündete mit des Quartiermeisters Verschreibung meine Pfeife an und fuhr endlich davon, als das militärische Orchester aus vollen Kehlen das Priesterduett aus Mozarts Zauberflöte intonirte.

(Fortsetzung folgt.)

Torquato Tasso.

(Fortsetzung)

Von Neapel wandte sich Tasso abermals nach Rom zurück, und zwar aus einer seinem Herzen höchst ehrenvollen Ursache. Der Graf Paleno, der ihn leidenschaftlich verehrte, ja zum Theil Ursache gewesen war, ihn nach Neapel zu ziehen, hatte sich mit seinem Vater, dem Fürsten Conca, über den Dichter entzweit. Der junge Gönner wollte Tasso in seinem Pallaste beherbergen; Fürst Conca aber, unter Argwohn und Vorurtheil, wie es die Verhältnisse bei einer eingedrungenen Fremdherrschaft mit sich brachten, ergraut, fürchtete von der Aufnahme eines Rebellensohnes in seinem Hause Feindseligkeiten von Seiten der spanischen Regentschaft, die solches Vorwandes gegen einflußreiche Großen sich gern bediente.

Den Familienstreit zu schlichten, ging Tasso freiwillig aus Neapel hinweg. Er kam den 9. December 1588 zu Rom an und begab sich hier sogleich in das Kloster des Abtes Oddi. Zwar lud ihn späterhin der Cardinal Gonzaga wieder in seine Wohnung ein; als dieser aber in die Bäder gereist war, wieß ihm dessen Hausmeister, Georg Alario, ein widerwärtiger Mensch, der den armen Dichter als einen lästigen Eindringling betrachtete, die Thüre. Eben dieser mißhandelte ihn in Hinsicht der geringen Unterstützungen, die ihm das Gesammthaus Gonzaga zukommen ließ, auf das unwürdigste und verkürzte die Summen um mehr als zwei Drittel.

Der Gesundheitszustand des Dichters zeigte seine Zerrüttung in den geistigen wie in den physischen Kräften. Nur zu schwachen Tönen vermochte sich der edle Schwan zu heben, der auf den Schwingen seines Liedes die größten Heroen der Christenheit getragen hatte. Er selber klagt, daß er die Hochzeit Großherzogs Ferdinand von Medicis mit Christina von Lothringen nicht mehr in der alten Weise besingen könne, die einst seiner Begeisterung Flügel gegeben. Seine Körperkräfte nehmen mehr und mehr ab, werden durch die Sorgen um seine Existenz nur immer schlimmer erschöpft. Dazu faßt er nun den Plan einer Gesammtausgabe all seiner Werke. Das kalte Fieber verläßt ihn nicht. Den Mönchen auf Maria Nuova wird er zur Last; er kommt in das Spital der Bergomasker, für arme Pilgrime einst von einem seiner Ahnherren gestiftet. Aufforderungen von Mantua, wo man ihm wegen einer schönen Canzone auf die dritte Niederkunft der jungen Herzogin und der Fürsprache wohlgesinnter Freunde wieder günstig geworden, und ein Geschenk von 150 Scudi abseiten des Großherzogs von Toscana richten ihn wieder auf: er will noch einmal das betrügliche Element des Hoflebens beschiffen; aber seine Kräfte sind zu erschlafft für eine weite Reise. Von den Bergomaskern ist er nach Maria Nuova zurückgekehrt; von da begiebt er sich, auf vorheriges Ansuchen, abermals in das Haus des Cardinals Gonzaga, im Februar 1590; wird aber von diesem auf unbegreifliche Weise vernachlässigt, ja insultirt. Mit dieser Freundschaft war es zu Ende; wie, wissen wir nicht.

Da lud ihn der Großherzog von Florenz feierlichst und freundlichst an seinen Hof ein. Hier ist seine Antwort: „Mir konnte vom Schicksal keine größere Gunst zukommen, als Ewr. Hoheit Einladung, mochte es zu Ihrem Dienste, oder zu einem freien Studium sein; denn in dem einen wie in dem andern Falle, durfte ich darauf rechnen, zu Ihrer Gnade und zu meiner Rettung gerufen zu sein. Allein dasselbe Schicksal welches alle meine Hoffnungen zu nichte macht, hinderte mich durch schwere Krankheit, Ihre Gnade zu ergreifen. Und jetzt, da ich kaum wieder aufgestanden bin, kann ich an nichts denken, als zu gehen, um Ewr. Hoheit meine Ehrfurcht zu bezeigen und mich Ihnen zu Füßen zu werfen. Aber ich muß fürchten, daß Ihnen der Anblick eines armen, verkommenen, bei dem Leiden so vieler Jahre sich selbst zur Last lebenden Menschen ein Abscheu werde. Darum flehe ich, wollen Sie mit Ihrer Gnade die Bosheit des Geschickes beschämen und statt meines Dienstes meine innige Verehrung annehmen, die mich trotz so großer körperlicher Schwachheit nach Florenz führen kann, wie Sie zu befehlen geruhen, womit ich Ewr. Hoheit ehrerbietigst die Hand küsse. Torquato Tasso."

Nach Empfang dieses Briefes gab der Großherzog sogleich seinem Gesandten Befehl, Tasso mit allem Nöthigen beizuspringen und ihn zu versichern, daß er ihm trotz seines kläglichen Zustandes jederzeit willkommen sein werde und die Mittel, nach Florenz zu gelangen, ihm zur Verfügung stünden. So reiste er den 5. April 1590 über Siena nach Florenz ab, wo er nicht nur von dem großherzoglichen Hofe, sondern auch von vielen Litteraturfreunden, die nicht zur Parthei der übrigens jetzt gemäßigteren Crusca gehörten, die unzweideutigsten Beweise der Anerkennung und Theilnahme gewann. Er fühlte sich aber in der dortigen sonst so heiteren und gleichmäßigen Luft unbehaglicher als je und sehnte sich nach Rom und Neapel zurück: sein Zustand machte ihn nicht mehr empfänglich für Ehre und Aufmunterung durch die Großen; ruhig zu sterben und, wie er sich einmal ausdrückt, für seine Eroberung des irdischen Jerusalem im himmlischen zu triumphiren, war jetzt sein einziger Wunsch, der in seinen Briefen in den wehmüthigsten Anklängen wiederkehrt. So widerstand er selbst dem freundlichsten Ersuchen, sich auch wieder an Mantua's Hof zu zeigen und kehrte den 5. September nach Rom zurück, wo er sich sogleich zu Bett legen mußte. Ueberall, wo er nicht unter Obhut treuer Freunde und sorgsamer Frauen war, ging es ihm besonders mit seiner Bedienung schlimm, die ihn, der gar nicht geschaffen war, das Seine in Ordnung und beisammen zu halten, betrog, bestahl, verrieth und auf das schmählichste darben ließ. So geschah es ihm auch jetzt und er beklagt sich, daß er von armseligen Lattich- und Kürbissuppen leben muß und all sein Geld in Arzneien aufgeht. Da kam gegen Ende des Jahrs sein Freund Costantini als Secretair mit Don Carlo Gonzaga, außerordentlichem Gesandten des Herzogs von Mantua an den neuerwählten Pabst Gregor XIV., nach Rom und nahm ihn in's Haus. Derselbe beredete ihn auch endlich, noch einmal mit nach Mantua zu gehen: sie kamen daselbst am 17. März 1591 an. Dort wandten beide ihre Sorge auf die Herausgabe der Werke, Tasso's letzten Lebensgedanken und Osanna zu Mantua bekam den ersten Theil der Rime, d. i. der kleineren Gedichte, in Verlag, eines reichen Blumenkranzes der düftevollsten, zartesten, wärmsten Begeisterungsblüthen, die in der lyrischen Dichtkunst Tasso's Namen den höchsten an die Seite stellen. Der zweite Theil sollte von Ventura in Bergamo gleichzeitig mit dem ersten gedruckt werden; dieser aber täuschte und verzögerte die Erwartungen des Dichters und so kam ihm bald darauf, als Tasso schon wieder von Mantua weg war, Marchetti in Brescia zuvor, dem ein Freund des Dichters die Sache übertrug und der nun das Ganze nochmals in 2 Bänden abdrucken ließ. Die Rime waren freilich auch vorher schon in mehreren Ausgaben erschienen: dießmal aber wirkte Tasso zum erstenmal selbst mit, gab sie vermehrt, verbessert und mit Nachweisungen.

Hatte ihm Firenze's wolkenloser stillheitrer Himmel nicht zugesagt, wie hätte Tasso jetzt das sumpfige und

neblige Mantuanerland wohl bekommen mögen? Der Herzog suchte ihn vergebens damit zu fesseln, daß er ihn zu seinem Kammerherrn ernannte; er zeigte ihm und seiner Gemahlin alle Verehrung und Liebe (der Letztern wurden auch die Rime zugeeignet), aber ließ sich nicht halten, seinen Rückweg nach Rom anzutreten (November 1591). Er war so schwach, daß er unterwegs mehrmals liegen blieb, namentlich in Florenz. Um den 10. December kam er in Rom an und stieg bei Cataneo ab; Albani war längere Zeit schon todt. Bald lud ihn Graf Paleno, durch seines Vaters erfolgten Tod jetzt Herr seiner Wünsche, nach Neapel. Er erschien im Jänner 1592. Unterdeß gelangte unter dem Namen Clemens VIII. Ippolito Aldobrandini zur päbstlichen Würde, aus einer Familie, die ihm gewogen war. Er wünschte ihm Glück in einer Canzone, deren Anfang:

Noch diese letzte Müh dem müden Geiste
Gestatte, Schicksal,

das Vorgefühl einer nicht allzu fernen Vollendung seiner Lebensmühen ausspricht. Nur seines Gönners Paleno, nunmehr Fürsten Conca, angelegentliche Freundlichkeit hielt ihn ab, sogleich nach Rom zu gehen, um sich des Neuerhöhten Schutze zu empfehlen. Ohne allen Eigennutz war nun auch Paleno's Liebe nicht: er war ein so eigensinniger Bewunderer Tasso's, daß er einen besonderen Werth darauf legte, die Gerusalemme conquistata, welcher der Dichter gerade die letzte Hand weihte, in seinem Hause vollendet zu wissen, und zu dem Ende, weil er seines Freundes Unstetigkeit kannte, sorgsam darauf Acht geben ließ, ob er ihm die Handschrift nicht etwa aus dem Hause trage. Diese Beaufsichtigung verdroß Tasso und er klagte es seinem Manso. Dieser, ein jovialer Mann, kam darauf einst am hellen Tage zu ihm in Conca's Pallast, faßte das Buch mit der einen, den Verfasser mit der anderen Hand und führte sie offen vor allen in seine eigne Wohnung. Paleno machte zu bösem Spiel gute Miene und behielt das freundschaftliche Verhältniß mit beiden fort. Den Frühling brachte der Dichter mit Manso in einer von dessen reizenden Villen am Meere zu. Dort faßte er noch einmal einen poetischen Entschluß, den, die sieben Schöpfungstage zu besingen. Ueberhaupt bewahrte er bei allen Strapatzen des Leibes und der Seele eine unerschöpfliche Arbeitslust und hat in den letzten Jahren seines Lebens, selbst auf dem Krankenbette, noch Unzähliches in Prosa und in Versen componirt. Auch diese religiös-poetische Verherrlichung der mosaischen Schöpfungstradition ist als das letzte Aufflackern eines hinscheidenden Genius der Beachtung werth und entstellt nicht seinen dichterischen Ruhm, wenn schon es gewiß ist, daß jeder Versuch, einer in ihrer nackten Einfachheit schon an sich so höchst poetischen Sage Schmuck und erhöhtes Interesse durch die Kunst der Rhythmen leihen zu wollen, die Gewalt auch des reichsten Gemuthes auf ein gewagtes Spiel setzt.

(Schluß folgt.)

Charaden.

Vers bin ich zur Hälfte, zur Hälfte nur Tand.
Erräthst du mein Ganzes, so hast du — Verstand.

Vier Silben binden mich. Die erste Hälft'? — Ein Gut!
Wohl dem, der es besitzt an Leib und Seel' und Muth!
Die zweite Hälft' erquickt so Mensch, als Thier und Feld —
Mein Ganzes schaffet oft die Erste, wo sie fehlt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 90.
Eisfall.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Freitag den 4. Mai. Das weiße Fräulein, Oper in 2 Abthl. Musik von Boieldieu.

Samstag den 5. Der Anschlagzettel verkündigte uns heute: Herrmann und Dorothea, idyllisches Familiengemälde in 4 Abthl. nach Goethe und: Der Schauspieler wider Willen, Lustsp. in 1 Aufz. Aber diese Vorstellung wurde durch plötzliche Unpäßlichkeit des Hrn. Rottmayer verhindert und es wurde gegeben: Die Waise und der Mörder, Melodrama in 3 Abthl. Musik von Seyfried.

Sonntag den 6. Die Sängerinnen auf dem Lande, Oper in 2 Abthl. Musik von Fioravanti.

Montag den 7. Herrmann und Dorothea, idyllisches Familiengemälde in 4 Abthl. nach Goethe von Carl Töpfer. Hierauf: Der Schauspieler wider Willen, Lustsp. in 1 Aufz. Nach dieser Vorstellung wurde — so verkündete es der Anschlagzettel — das Schauspielhaus, des vorzunehmenden Baues wegen, für einige Zeit geschlossen. — Wenn wir als begründet annehmen, daß die meisten Mängel in dem Gange der Vorstellungen, worüber man bisher hauptsächlich Klage zu führen berechtigt war, lediglich in der beschränkten, schlecht construirten Scene ihren Ursprung nahmen und nun weiß, daß solchem Uebel durch die neuen Einrichtungen abgeholfen werden soll: so darf man mit schönen Hoffnungen dem Wiederbeginn der Vorstellungen entgegen sehen. An tuchtigen Subjecten, welche nicht ohne Beruf die Kunst üben, fehlt es ja unserer Bühne nicht. Mögen sie dann, nach den Tagen der Ruhe, in dem erweiterten, geschmückten Raume mit der ganzen Kraft des Geistes und mit erhöhtem Eifer der Schönheit und Wahrheit huldigen und möge ein stets gerechtes Publikum, das nicht allein sinnliche Ergötzung sucht, sondern auch Geist und Gemüth an den Bildern des Lebens zu erheitern trachtet, jedes gelungene Bestreben mit ehrender Anerkennung lohnen! —

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 96. Dienstag, 15. Mai 1827.

Torquato Tasso.

(Schluß)

Am 26. April 1592 ging Tasso neuerdings nach Rom und erfuhr unterwegs, wie sehr sein Ruhm die Gemüther ergriffen hatte, als zu Molo di Gaeta die Post, mit der er fuhr, aus Furcht vor einer Räuberbande liegen blieb, die unter kühner Führung Marco's di Sciarra alles weit umher plündernd und mordend in Schrecken setzte. Sciarra, als er erfahren, daß unter den Reisenden der Dichter der Gerusalemme sei, ließ ihm freies Geleit anbieten; als aber dieser für sich allein davon keinen Gebrauch machen wollte, zog er sich mit seiner ganzen Bande zurück, damit eine Gesellschaft ungefährdet reise, in der ein solcher Genius sich befand. Herzog Alphonso hätte von dem Räuber lernen können, was man dem Talente schuldig ist. In Rom selbst ging ihm endlich jetzt — spät, ja zu spät — eine Sonne des Friedens und sorgenloser Lebensruhe auf. Des Pabstes Clemens VIII. Secretär Statilio Paolini von Osimo hatte seinen Einfluß zu des ihm befreundeten Dichters Gunsten im Hause Aldobrandini so glücklich geltend gemacht, daß einer der jungen Nipoten, Cinzio Passeri, Schwestersohn des Pabstes, von ihm in die Familie Aldobrandini adoptirt und bald darauf zum Cardinal erhoben, ihm Wohnung und Tafel gab, nicht für höfischen Dienst, sondern zu freier ehrenvoller Muße. Er wohnte nun mit dem Nipoten abwechselnd in den päbstlichen Pallästen, bald im Vatican, bald auf Monte Carallo. Ihm widmete er die Ende Mai's 1593 erschienene Gerusalemme conquistata. Er vollendete seine Schöpfungstage und dichtete andre geistliche Gesänge, unter andern seine Thränen der Jungfrau Maria, zu denen ihn ein herrliches Bild von Albrecht Dürer begeistert. Die Herzogin von Mantua schickte ihm einen schönen Ring für seine Rime; in Rom verschaffte ihm schon sein Verhältniß zum päbstlichen Hause die vielseitigste Aufmerksamkeit. Im März 1594 ward er aber wieder so elend, daß ihm die Aerzte keine Hoffnung mehr gaben: doch brachte er den Sommer noch in Neapel zu, schrieb, seinem Manso zu Ehren, den Dialog von der Freundschaft, so wie einen über den Unternehmungsgeist, und eine lateinische Elegie an die edle Jugend Neapels, was alles seinen unermüdlichen Fleiß darthut.

Er weilte sehr gern in Neapels himmlischen Auen, in den Armen so lieber, wahrhaft edler Freunde: aber Cinzio Aldobrandini war eifersüchtig auf seinen Besitz; er wollte ihm die höchste Ehre der Dichter Italiens zuwenden, die feierliche Krönung auf dem Capitol, die seit Petrarca Niemandem mehr zu Theile worden. Der Pabst, der Senat von Rom hatten freudig ihre Einwilligung zu einem so würdigen Feste gegeben, das den neuen Quiriten die Triumphtage ihrer klassischen Ahnherrn, aber für höhere, geistige Siege zu vergegenwärtigen schien. Im Anfange Novembers kam Tasso zurück: gleich des anderen Tags stellten ihn die Nipoten dem Pabst vor, der ihn mit den schmeichelhaften Worten beehrte: Wir haben Euch den Lorbeerkranz bestimmt, damit er von Euch so viele Ehre empfange, als er früher andern gegeben hat! Aber Tasso fühlte schon, daß er die zugedachte Verherrlichung nicht mehr genießen werde. Man mußte, der Zubereitungen, wie des Wetters wegen, den Frühling erwarten; denn die Feier eines so seltenen Schauspiels forderte einen heitern Tag. Tasso war nicht niedergeschlagen, aber sicher seiner baldigen Auflösung; darum sah er die Zurüstungen zu dem Feste nur mit halber Theilnahme, mit schmerzlichem Lächeln. Als man ihm ein Sonett mittheilte, das zu dieser Gelegenheit auf

ihn gedichtet war, sprach er mit den Worten des Tragikers Seneca:

Magnifica verba mors prope admota excutit.

Den hohen Worten setzt der nahe Tod ein Ziel.

Der Pabst setzte ihm einen Jahrgehalt von hundert Ducaten aus; von Neapel traf die Nachricht des Vergleichs über seine Forderungen ein, und der Fürst Avellino verband sich noch zu einem ausserordentlichen freiwilligen Geschenke: wäre dieß Alles ihm nur früher geworden! Seine Schwachheit, deren eigentlicher Sitz der nichts mehr verdauende Magen war, nahm zu Anfange des neuen Jahres sichtlich zu, und als der April kam, in welchem Monate ihm die Capitolinische Krönung zugedacht war, bat er Monsignor Cinzio, daß er ihn auf das Kloster St. Onofrio bringen lassen möchte, welches auf dem Janiculum gesund und schön gelegen war. Es war gerade ein heftiger Sturm und Regen eingefallen, als er in der Carosse des Cardinals, begleitet von einem Edelmanne desselben und zween Dienern, nach jenem Kloster fuhr, und bei so üblem Wetter erregte die Erscheinung einer solchen Gesellschaft an ihrem stillen Sitze des Priors und der Mönche Aufmerksamkeit. Sie kamen ihm mit theilnehmender Neugier entgegen, und als er in ihre Mitte getreten, sagte er: ich bin zu Euch gekommen, ehrwürdige Väter, um unter Euch zu sterben.

Man wieß ihm ein wohleingerichtetes Zimmer an und widmete ihm alle Sorgfalt und Pflege, die ein so theures Leben nur irgend fristen konnten. Cardinal Cinzio war untröstlich. Tasso aber schrieb ruhig an seinen Freund Costantini, um ihm selber die Gewißheit seines Todes zu verkündigen. Am zehnten April trat ein Fieber ein: nach sieben Tagen zeigte sich keine Krisis zur Genesung. Doctor Cesalpino, der Arzt des Pabstes, dem Dichter vertraut, verbarg ihm nicht länger, daß er sich auf seine letzte Stunde gefaßt machen müsse. Er beichtete, ließ sich in die Klosterkapelle bringen und empfing das Abendmahl mit inniger Andacht und in der Freudigkeit Gottes. Als man ihn in sein Gemach zurückgebracht, sagte er auf die Frage: wo er begraben sein wolle: in Eurer Kirche. Gebeten, sein Testament und einige Worte zu einer Grabschrift aufzusetzen, lächelte er und sprach: ich habe ja wenig! und für mein Grab genügt ein einfacher Stein. Doch wandte er sich an seinen Beichtiger, Pater Gabriel, und bat ihn zu bemerken, daß er seine Papiere dem Cardinal Cinzio, sein Bildniß auf einem Täfelchen dem Marchese della Villa, ein schön gearbeitetes Crucifix, das ihm der Pabst geschenkt, dem Kloster zurücklasse. Sieben weitere Tage noch lebte er, wie es schien, schmerzlos; in heilige Betrachtungen versenkt, oder fromme Gespräche mit den Vätern führend. Die Anfragen von Cardinälen, Prälaten, Fürsten, Herren und edlen Geistern waren ununterbrochen. Am 24. April ließ er sich mit den Sterbesacramenten versehen; er konnte sich nicht mehr selbst erheben: als der Prior, ihn zu dem letzten Wege zu weihen, in's Zimmer trat, rief er: exspectans exspectavi dominum! *) Cardinal Cinzio eilte herbei, und brachte ihm den päbstlichen Segen, den der heilige Vater mit seufzender Trauer über den frühen Tod eines so großen Mannes gewährt hatte. Tasso empfing diesen Beweis so hoher Theilnahme mit Rührung; dieß ist der Triumphwagen, rief er aus, auf welchem ich gekrönt dahin zuziehen hoffte, nicht mit Lorbeer als Dichter zum Capitole, sondern mit Ruhm als Seliger in den Himmel! Als der Cardinal ihn fragte, ob er sonst noch etwas zu verordnen wünsche, äußerte er das Verlangen, alle Exemplare seiner Werke möchten den Flammen übergeben werden; er wisse wohl, da sie so weit um zerstreut seien, sei dieß schwer, doch nicht unmöglich. Um ihn zu beruhigen, that der Cardinal, als wolle er seinen Willen zu erfüllen suchen. Hierauf begehrte er, man möge ihn mit seinem Crucifix und einem Klosterbruder allein lassen. Der Cardinal nahm unter vielen Thränen Abschied. Der Beichtvater blieb zurück, sammt einigen Vätern, die durch Gelehrsamkeit und ein heiliges Leben besonders ehrwürdig waren. Diese lösten sich von Zeit zu Zeit mit Psalmsingen ab, und mit ihnen unterhielt sich Tasso und betete, das Crucifix inbrünstig küssend. So ging die Nacht hin. Gegen Morgen ward er zusehends schwächer: es ging auf eilf, das ist nach deutschem Zeitmaas auf sieben Uhr Morgens, als er das Crucifix an sein Herz drückte und ausrief: in manus tuas, domine; er konnte die Rede nicht vollenden. Es war der 25. April 1595. Tasso war 51 Jahr, 1 Monat, 14 Tage alt geworden; so alt wie Virgil. Den Lorbeer, den er ihm auf dem Capitol bestimmt hatte, ließ ihm Aldobrandini im Sarge auf das Haupt setzen. Der Körper ward in eine Toga gehüllt und nach italienischer Sitte offen zu seiner Ruhe getragen. Der Leichenzug ging vom Kloster aus herunter über Sankt Peters Platz und zurück in die Kirche zu St. Onofrio: die frommen Brüderschaften, der ganze Hof des Pallastes, das Gefolge der Nipoten, die Professoren der Studii und eine ungeheure Zahl von Edlen, Gelehrten, Studirenden und Theilnehmenden aus dem Volke gaben ihm das Geleite. Die Mahler drängten sich haufenweise zur Bahre, um die Züge des Verblichenen aufzufassen und ihn im Bilde wiederzugeben. Marchese Manso ließ ihm Anfangs eine einfache Inschrift in Marmor setzen: das heutzutage in St. Onofrio links am Eingange der Kirche befindliche Grabmahl mit dem Bildnisse des Dichters und einer weitläuftigen Aufschrift rührt vom Cardinal Bevilacqua aus Ferrara her.

Das Aeußere Tasso's beschreibt uns Marchese Manso: Torquato Tasso war von so hoher Gestalt, daß er selbst noch unter Leuten von großem Körperbau zu den größten, zugleich aber zu den wohlgebautesten gerechnet werden konnte; seine Haut war sehr weiß; doch hatten ihn seine Studien und Nachtwachen, hernach die Leiden und die Krankheit bleich gemacht. Haupt- und

*) Ich wartete auf den Herrn und es war nicht vergebens.

Barthaare waren zwischen braun und blond, jene dunkler diese heller; sie waren fein, weich und nicht gelockt. Der Kopf war lang, Stirn und Hinterkopf erhoben, die Schläfe eingedrückt; die Stirn geräumig, edel; nach der Scheitel zu war sie mit der Zeit kahl geworden. Die Augenbrauen schwarz, schöngebogen, aber dünn und getrennt. Die Augen groß, nach Verhältniß des Kopfes, himmelblau und lebhaft; ihr Blick ernst; er hob sie oft himmelwärts, wohin er so gern dachte. Die Nase groß, gegen den Mund gebogen; die Lippen fein, bleich; die Zähne weiß, breit und lückenlos. Seine Stimme klar und hell, gegen das Ende seiner Rede nachdrücklich. Er sprach sehr geschwind, aber doch unbehülflich und etwas stammelnd. Er lachte selten und nicht laut; es kleidete ihn auch nicht. Sein Kinn war voll, der Bart dicht, kastanienbraun. Sein ganzer Körper beweglich, die Glieder gewandt und trefflich ausgeübt; doch benahm er sich bei den ritterlichen Uebungen mehr mit Sicherheit und Geschick, als mit Anmuth. Er war oft zu sehr in sich verloren, zu sehr dem Geiste zugekehrt, als daß er auf das Aeußere einen solchen Werth hätte legen sollen, um mit dessen Eigenschaften zu glänzen.

Indem wir nun diese Erzählung beschließen, haben wir wohl Ursache, den verehrten Lesern der Iris entweder für die lange Geduld zu danken, mit welcher sie einem kurzen, aber reichen, vielbewegten, leidenschweren Leben in unsrer schmucklosen Darstellung zu folgen die Nachsicht hatten; oder uns ihre Vergebung zu erbitten, wenn sie, der unverhältnißmäßigen Ausdehnung zürnend, sich nach einer anderen Lectüre sehnten. Wir konnten freilich dem Stoffe nicht gebieten: denn gibt man einmal zu, daß auch des Einzelnen Leben historischer Erörterung werth sei, so läßt sich schwerlich irgend ein Umstand aus der Mitte weisen, welcher erkennbarermaßen auf Entwicklung und Gestaltung eines solchen Lebens eingewirkt hat, zumal wenn von äußerlichen Schicksalen zu reden ist, deren Tasso so unzählige bestehen mußte. Nun haben diese fast sämmtlich das Außerordentliche, Unheilschwangere, Auffallende, Spannende, Erschütternde, was man in Romanen und Tragödien gern sieht; es geht aber, wie unser aller Lebensloos, an dem Faden des ungeordneten, unkunstmäßigen, unerquicklichen Zufalles dahin, spinnt sich ab ohne die Wollust zu gewähren, durch welche das Errathen der schriftstellerischen Hebel, Motive, Maschinengötter, dem aufmerksam folgenden Leser die Werke freier Erfindung so anziehend macht. Dagegen hat indeß solche Erzählungswahrheit, wie wir sie zu geben bemüht waren, ihr ethisches Gute in einem reicheren Maaße: sie kann viele schwankende Anforderungen an das höhere Waltende beschwichtigen, viele weise Lehren bestätigen, viel innere Ermannung fördern, über manche ähnliche Erfahrung trösten helfen: sie hat, wenn sie eine fortlaufende Kette von Mühsal darstellen muß, wie bei Tasso der Fall war, eine herrliche Kraft der Anmahnung daran, daß der Mensch lernen muß, nichts von der Erde zu fordern: sie kann, wenn sie die Einbildung nicht so angenehm beschäftigt, wie eine Dichtung, tiefer das Herz ergreifen, weil wir wissen, das sind nicht schöne Spiele, durch die ein glückliches Talent unsre Gefühle wechselnd auf eine Probe der Trauer und der Lust hat stellen wollen, sondern durch diese heißen Tage, durch diese schauerlichen Nächte ist ein Mensch von Fleisch und Bein, ist unsres Gleichen gegangen, einsam, freundlos, rathlos, bis sich seiner Einer erbarmte, der nie vergebens auf sich warten läßt. Giebt nun gelegentlich auch ein Unterhaltungsblatt eine solche Erzählung, so versetzt es nur seine Leser in jene Stimmung, die sich so manchmal nach einem frohen Gastmahle einer muntern Gesellschaft bemächtigt, wenn die Becher lauter angeklungen, der fernen Lieben inniger gedacht ist, und vollere Lieder aus dem Busen ertönen. Es gemahnt auf einmal Alle, wie an die Ewigkeit, wo keine Schranken, keine Zerwürfnisse, keine Zweifel mehr sein werden. Sie fühlen sich zugleich so wohl und glücklich, und doch so wehmüthig, so bedürftig, so ungenügend. Sie schweigen Alle, und man sagt in nicht ironischem Tone: es geht ein Engel vorüber. Hat sich nun unsre Iris in ihren besten Stunden manchmal des Glückes zu erfreuen, ihren Lesern ein Gastmahl schönes Geistesgenusses aufgetischt zu haben, so hoffen wir, es werden ihre Freunde so gefällig sein, ihren Ernst in unsrer Erzählung als eine solche Dreingabe des Nachtisches wohlwollend zu dulden.

W.

Große musikalische Abendunterhaltung

der Herren

J. B. Baldenecker jun. und P. A. Suppus.

Dienstag den 8. Mai.

Sowohl die innere als äußere Ausstattung des Ganzen gewährte einen allgemein befriedigenden Genuß. Obgleich der Andrang des gewählten Publikums — vielleicht an 600 Personen — uns auf mehrere Stunden in südliche Hitze versetzte, so behauptete dennoch die Macht der Tonkunst, durch ihre Jünger verkündet, ihre süße Gewalt und ließ die physische Unbehaglichkeit kaum empfinden. Musen und Grazien wetteiferten im holden Bunde, und Flora schmückte ihren Tempel mit jungen Kränzen. Beethoven — sein unsterblich Haupt zierte ein Diadem von Immergrün — sah ruhig herab auf eine Versammlung, worunter wohl jedes Ohr schon mit Entzücken dem Zauber seines Genius gelauscht. Eine des vollkommen zu diesem Zweck geeigneten Locals würdige und sinnreich geordnete Einweihung. Den Anfang machte die Ouverture zu Anacreon von Cherubini, vorgetragen auf 8 Flügeln von 16 Schülern. Exact und im Geist der Composition. Unter den Zöglingen der Anstalt zeichneten sich besonders aus Dem. H. Gerson und Dem.

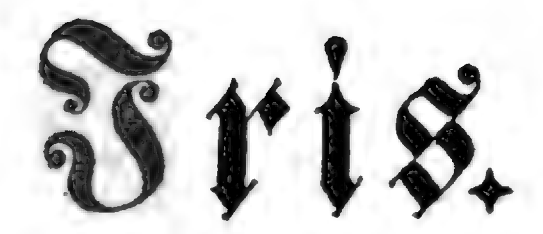
S. Seibt — beide schon mehreremal mit vielem Vergnügen gehört und rühmlichst erwähnt. Die erstere trug ein Quartett von Beethoven vor (das ursprüngliche Quintett aus Es) mit lobenswürdiger Ruhe und Zartheit. Die Solidität ihres Spieles äußert sich vorzüglich im Adagio, wie überhaupt, dem innern Wesen ihres Vortrages nach zu urtheilen, sie sich mehr dem eleganten als dem brillanten Style zu nähern scheint. Daß sie daher das Adagio nicht ausließ, wie das leider so oft der Fall ist, da man nur die Sinne verblüffen, aber das Gemüth nicht anregen will, gereicht ihr zur besondern Ehre. Dem. Seibt in Variations concertantes für Pianoforte und Violine erfreute sich auch heute eines gerechten, ungetheilten Beifalls; ihre Fortschritte sind unverkennbar. Der junge Virtuose Heinrich Wolff spielte die neuste Polonoise von Schlösser. Stände der Mann nicht auf dem Zettel, wir würden auf Mayseder geschworen haben. Ist dieses so unbedingt das Lieblingsgenre des kleinen Producenten? Ist es jetzt schon Zeit, der Mode zu huldigen? — Aber trotz dem, brav, wahrlich recht sehr brav, wie immer. Der Matador des heutigen Abends — er verdient diesen Namen mit Recht, denn er besiegt riesenmäßig die gewaltigsten Feinde — war Hr. P. A. Rehm, Schüler und Neffe Hrn. Baldeneckers und Lehrer in der Anstalt. Wer kennt die Schwierigkeiten nicht, welche Moscheles Variationen über das Thema des Alexander-Marsches darbieten? Das heißt, in der Originalausgabe. Hr. Rehm besiegte sie alle mit bewundrungswürdiger Leichtigkeit und Präcision. Der junge Mann soll ein Muster des Fleißes sein. Das Glück wird seinen Spuren folgen. Er ärndtete einen rauschenden Applaus. Der Gesangverein des Hrn. Düring, bestehend aus etwa 50 Individuen, längst schon vortheilhaft bekannt, unterstützte unter der Leitung des wackern Vorstehers den heutigen Cyclus. Er begann mit einer Dichtung von Salis: Das Grab, von Xaver Schnyder von Wartensee, (ein glänzendes Gestirn an unserm heimathlichen Künstlerhimmel!) vierstimmig componirt. — Darauf eine Cantate von Mozart, und als Pointe der Steigerung, den letzten Satz des ersten Finals aus Don Juan, mit Begleitung von 9 Flügeln, von J. B. Baldenecker jun. arrangirt. Dies neue Arrangement verfehlte seine schöne Wirkung nicht und machte nur den Wunsch um desto lebhafter rege in uns, dasjenige recht bald und oft in unsern Mauern genießen zu können, was uns die achtbaren Gäste blos als Leckerbissen zu kosten geben.

Wer hat Recht?

Die Blätter für literarische Unterhaltung (No. 106 und 107 vom 7. und 8. Mai) enthalten eine lobende Recension von Menzels neuerer Geschichte der Deutschen. Der Recensent hat selbst eine Handschrift grade über die Periode, welche Menzel beschreibt (von 1517 bis 1532) zum Druck fertig, gesteht aber demüthig zu, Menzel habe ihn überflügelt, so daß er ausrufen möge: mir sind Mühe und Arbeit verloren! Er tröstet sich jedoch in dem Gedanken, daß, so wie in Livius und Tacitus Gefolge noch ein Ehrenplatz für Lampridius und Spartianus sich gefunden, er am Ende wohl auch noch sich werde sehen lassen dürfen. Dieser noblen Selbstverläugnung bleibt die ganze Beurtheilung getreu, und der Laie, der seine Belehrung in der literarischen Sprachstube sucht, nimmt nun im Vertrauen auf eine so uneigennützige Anerkennung fremden Verdienstes das neue Werk begierig zur Hand. Doch wir fürchten, es fällt ihm aus der Hand, wenn er in den Berliner Jahrbüchern No. 79 und 80 vom Monat April die vom Professor Marheineke unterzeichnete Recension liest. Nach dieser ist Menzel ein Ignorant, der in Behandlung heiliger Dinge dem Ton folgt, von welchem Gibbon der Welt ein rhetorisches Muster gegeben, den nachher Spittler, Henke, Plank und Woltmann angestimmt haben. Der Breslauer Consistorial- und Schulrath ist, wenn man dem Berliner Professor glaubt, in der untheologischen Denkweise befangen, welche eine der bittersten Früchte der letztvergangenen Zeit der Aufklärung sein und, wenn aus ihrem Standpunct die Religionsgeschichte behandelt werde, zur völligen Verfälschung derselben führen soll. Menzel — so wird behauptet — gehe darauf aus, die Reformation zu verunehren. In diesem Bemühen zeige er sich aber als Einer, der nur die trivialste Vorstellung von Philosophie und Theologie habe, dem diese triviale Vorstellung selber schon Philosophie dünke. Ein solcher Historiker sei gar nicht im Stande, Luthers Persönlichkeit zu begreifen. Wo Menzel mit dem Scheine tiefer theologischer Erkenntniß urtheile, da sei in Wahrheit nichts dahinter, als vollkommene Unwissenheit über den dogmatischen Gehalt der evangelischen Lehren. Der Weisheit dieser Welt — zu deren Fahne der Breslauer geschworen — sei es gar leicht, auch die speculativsten Dogmen des Christenthums als zweifelhaft, leer und nichtig darzustellen, wenn sie ihnen zuvor den Geist genommen und das in ihnen selbst enthaltene Licht ausgeblasen habe. Dieses Licht werde nur vom Lichte gesehen; dem Flachen hingegen präsentire sich alles flach. Menzel befinde sich noch so sehr im Dunkeln über die ersten Anfänge der Theologie, daß ihm diese Region (der speculativen Dogmen) viel zu hoch liege verlange daher, die wahre Religion solle sich zu der Schwäche des menschlichen Verstandes gehörig herablassen, und gebe in dieser Beziehung der römischen Kirche ausdrücklich einen Vorzug, den er (Marheineke) ihr nicht beneide.

Wer hat nun Recht?

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 97. Mittwoch, 16. Mai 1827.

Das Schicksal.

Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo sich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber schwand;
Als nun des Schicksals ehrne Rechte,
Die große Meisterin, die Noth,
Dem übermüthigen Geschlechte
Den langen bittern Kampf gebot:

Da sprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er sie, die schöne Spur
Zu seiner Tugend schwerem Siege,
Der Sohn der heiligen Natur;
Der hohen Geister höchste Gabe,
Der Tugend Löwenkraft begann,
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.

Es kann die Lust der goldnen Ernte
Im Sonnenbrande nur gedeihn;
Und nur in seinem Blute lernte
Der Kämpfer, frei und stolz zu sein:
Triumph! die Paradiese schwanden;
Wie Flammen aus der Wolke Schoos,
Wie Samen aus dem Chaos, wanden
Aus Stürmen sich Heroen los.

Es reife von des Mittags Flamme,
Es reife nur von Kampf und Schmerz
Die Blüth' am grenzenlosen Stamme,
Wie Sprosse Gottes, dieses Herz!
Beflügelt von dem Sturm, erschwinge
Mein Geist des Lebens höchste Lust;
Der Tugend Siegeslust verjünge
Bei kargem Glücke nur die Brust!

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen letzte ringe,
Genährt vom Siege, dieses Herz!

Der geheime Agent.

Launige Erzählung von C. Spindler.

6.

Nichts von der Gesellschaft, die im Wagen zusammenschneite, theils schnarchte, theils ein Alltagsgewäsch verführte, theils sich unnütz machte. Da heutzutage die ganze Welt mobil geworden ist, so kennt auch die ganze Welt diese rastlosen Archen, die indessen auch schon von ihrem Sturm und Drang bedeutend abgelassen haben, und aus Eilwagen Weilwagen geworden sind, — zum mindesten der Unsrige, welcher binnen zwei Stunden

beinahe in einem miserabeln Städtchen rastete, woselbst mich im miserabeln Posthause nichts anzog, als die neue Reisegefährtin, die hier den Wagen besteigen sollte und durch die Schickung des Zufalls meine nächste Nachbarin wurde. Ihr Gewand zeugte von Eleganz, ihre Sprache von Bildung, aber ihr schmachtender und halb erloschner Blick gab ihrem hübschen Gesichtchen einen besondern Reiz den der kummervollen Schönheit. Ich konnte mich nicht satt sehen an der anziehenden Erscheinung, und ein Glück war's, daß ich die kleine Mosesschlange von Pinchen im Halstuche trug, denn ein Blick darauf belehrte, oder besser, erinnerte mich, daß mein Herz schon hingegeben sei. Meine Nachbarin — wir saßen bereits im Wagen, — denn die Schnellpost war aus ihrer Lethargie erwacht, und die Nachbarsleute hatten schon die Banalfragen und Reden gewechselt, — meine Nachbarin also bemerkte diesen Blick und ihr Auge folgte dem Meinen, und ihr Mund belobte die zierliche Nadel und deren sinnige Idee. Gewiß ein Geschenk von lieber Hand? fragte sie: von Frauenhand, denn dieses seidne Haar ist unstreitig weibliches. — Ich nickte mit dem geheimnißvoll angenehmen Lächeln, das besser als der Mund bejaht und dennoch kein unbequemes: Ja ausspricht. — Ach, seufzte die Nachbarin halblaut; schon das altdeutsche Sprichwort sagt: Frauenhaar ist stärkere Kette, denn eine von Eisen, und dieser Schlange fehlt nur die Gestalt eines wohl appretirten Hechts, um die ewige Beständigkeit dieser Kette zu versinnbilden, allein —. Da die Liebreizende schwieg, so kam die Reihe, neugierig nach der Ursache dieses Stockens zu fragen, an mich. — Peinigen Sie mich nicht, erwiederte sie, Ihnen in Ihrem Geschlechte etwas Unangenehmes zu sagen. Ihre zuvorkommende Artigkeit, die mich um so wohlthuender berührt, als die übrigen Herren, wie Sie sehen, entweder schlafen, oder in Gesprächen verkehren, an denen ein sittiges Frauenzimmer nicht Theil nehmen dürfte, verdient keinen so schnöden Lohn, denn ich hätte nur von der Flatterhaftigkeit der Männer zu reden. — Ein altes Capitel! bemerkte ich, obschon unangenehm afficirt: Ich darf Ihnen indessen versichern, Mademoiselle, daß auf mir kein Treubruch je gelastet, jemals lasten wird. — Könnten doch alle Männer so sprechen! lispelte mein holdes Seitenstück und fuhr, da die übrige Postbevölkerung auf uns nicht achtete, vertraulicher zu mir gewendet, fort: Manches Unglück wäre dann der Welt erspart, manches Herz würde nicht gebrochen und ich z. B., mein Herr, nicht gemüßigt sein, die Landstraße zu messen und den übeln Schnellwagen zu verwünschen, ob ich gleich darinnen Ihre schätzbare Bekanntschaft gemacht habe. — Ich zog die Mütze vor dem Compliment und sprach mit dem Tacte eines schlauen Politikers sodann: Ich wünschte, meine Bekanntschaft Ihnen nützlich machen zu können, Verehrteste. Es käme bloß darauf an, zu wissen, welche Gattung von Geschäften Sie nach der Residenz führt. — Die unangenehmsten, werther Herr; versicherte sie: ich habe gewisse Ansprüche geltend zu machen, welche nur der äußerste Drang der Umstände in den Mund eines gebildeten Mädchens zwingen kann. Ich wage es nicht, setzte sie, meine steigende Neubegier ahnend, hinzu, Ihnen ein Mehreres mitzutheilen, da dieß der Ort nicht ist und sage Ihnen blos, daß ich Euryanthe heiße, eine Tochter der berühmten Universitätsstadt Unkenau bin, und auf dem Ministerium des Innern bedeutende Geschäfte abzuthun habe. — Des Innern? versetzte ich, geschmeichelt, hier alsobald meinen zu hoffenden Einfluß anbieten zu können: Wie glücklich bin ich, meine Beste, da ich Ihnen zusagen darf, wie es vielleicht mir möglich sein könnte, auf genanntem Ministerio Ihre Wünsche zu fördern, falls Sie mir dieselben kund thun möchten. — Euryanthe erröthete sehr und sprach hierauf: Wie freue ich mich. Möchte mir doch der Himmel einen Retter in Ihnen gesendet haben! Ja, mein Guter: Sie sollen alles erfahren, sobald wir angekommen sein werden. — Ich erkundigte mich nun nach dem Gasthof, in welchem meine Nachbarin absteigen würde, und da ich erfuhr, daß sie den wohlfeilen Tiger dem kostspieligern Löwen vorzuziehen gedenke, so bestimmte ich mich ebenfalls ohne Weiters für den Erstern, obgleich ich früher, des Ansehens willen, beschlossen hatte, im Letztern mein Quartier zu nehmen.

7.

Von dem Rest der Reise kein Wort. Haarhaar hat Chausseen, wie sie nicht sein sollten, Gegenden, wie sie gerade sein können und nebenbei eine nicht übertriebne Ausdehnung. Denn obgleich die Hauptstadt das Centrum des wohlarrondirten Landes bildet und der Eilwagen nicht sehr pressirte, hatten wir von der Grenzstadt die ganze Zwischenstrecke in 12 Stunden zurückgelegt. Die Trommeln der Garde hoben so eben die Wachparade auf, als wir in der Residenz einfuhren, und noch hatte es nicht auf allen Kirchthürmen Mittag geläutet und geschlagen, und schon saßen wir zwischen den Zähnen des Tigers, meine Nachbarin und ich. Während die Erstere im verschloßnen Stübchen die übliche Toilette machte, erquickte ein bescheidnes Mahl meinen Gaumen, und in einem benachbarten Caffeehause erwartete ich die Stunde, in welcher die Schicklichkeit mir erlaubte, Herrn Myrthenfeld mit meinem Besuche zu überraschen. Nicht ohne Mühe fand ich mich zu dem bezeichneten Hause und der einfältige Eigenthümer desselben, der von der Rangordnung wenig wissen mochte und den Secretär schlechtweg Canzelist nannte, wies mich in den zweiten Stock zu dem Erfragten. Ich trat in eine kleine Haushaltung, in welcher Oekonomie mit Sauberkeit vereint, von allen Wänden sprach. Ein junger Mann ging trällernd und mit seinen Kanarienvögel schwatzend im Zimmer auf und nieder, und am Fenster saß, arbeitend und blühend wie die rosenrothe Hyacinthe neben ihm, ein Frauenzimmer von seltner Lieblichkeit, selbst für den, der das Glück hatte, einem Pinchen verlobt zu sein. Während der junge Mann — Herr Myrthenfeld —

starr mir in's Gesicht sah und vornehm mit dem Haupte nickte, erwiederte die holde Dame meine ehrfurchtsvolle Verbeugung mit einem freundlichen Gruße, und wurde — ich übersehe nichts — als ich meinen Namen nannte, so feuerroth, wie ihr Bruder, welcher Myrthenfeld war, wie ich bald vernahm. — Ich hatte imponirt durch meine prompte Ankunft: leicht begreiflich; aber ein gewandter Geschäftsmann in einem Ministerio kömmt bald wieder in's Geleise, und Herr Myrthenfeld reichte mir mit dem lustigsten Gesichte von der Welt die Hand, mich willkommen heißend. Ich war bald zu Hause bei den Leutchen, und Myrthenfeld zögerte nicht von Geschäften mit mir zu reden, worauf alsobald seine Schwester Jenny, die ihre Befangenheit immer noch nicht verlieren konnte, hinwegging, um Erfrischungen zu besorgen. In den Beschlüssen der höchsten Verwaltungszweige, begann Myrthenfeld, welcher sowohl mein Entlassungsdecret, als auch die corrigirten Raubstaaten verbindlich in Empfang genommen hatte, — herrsche eine Kürze, die sich nach und nach auf alle Verhandlungen der Beamten, — schriftliche wie mündliche, — erstreckt, und die mich daher in den Stand setzt, Ihnen in drei Worten zu sagen, was Se. Excellenz auf Ihres Freundes Empfehlung beschlossen hat, für Sie zu thun. Es ist nöthig erachtet worden, einige Beamte aufzustellen, die im Verborgenen über Sittlichkeit und Ordnung des Staats zu wachen, und zweckmäßige Verbesserungen in allen Fächern dieses Belangs vorzuschlagen haben: eine heimliche Vehme, möchte man sagen, die im Stillen alles Schielende entdeckt und der obersten Behörde anzeigt. Denken Sie sich darunter um Himmelswillen keine Mouchards, sondern Reformatoren, Präparatoren des Volks, und Sie begreifen, daß man zu diesem Endzwecke nur Männer brauchen kann, die neben ausgezeichneter Kenntniß den practischen Falkenblick besitzen, der nur durch Uebung geschärft wird, und deutlich das Bild wiedergiebt, welches er auffaßt; mit einem Worte: Männer, wie Sie nach den Schilderungen unpartheiischer Freunde Einer sind. Sie werden geheimer Agent sein unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, und wöchentlich Ihre Berichte von dem, was Sie im Leben und Thun der Hauptstadt wahrgenommen, in **meine** Hände geben, da Se Excellenz ein Vierteljahr lang Ihre Anlagen prüfen wollen, ehe Hochdieselben mit Ihnen persönlich in Unterhandlung treten. Während dieser Zeit ist Ihnen auch noch kein Gehalt ausgeworfen, allein frei steht es Ihnen, nachdem Sie über die Grundlage Ihrer künftigen Existenz mit dem Minister übereingekommen sein werden, die Wartezeit in Anschlag und Rechnung zu bringen. Noch heute Abend überreiche ich dem Grafen Ihre ohne Zweifel musterhafte Arbeit über die Piratenreiche. — Ich war entzückt von Allem, was ich hörte, denn ein allgemeines und so häufig wechselndes, obendrein völlig geheimes Geschäft, wie das vorgeschlagene, schien mir reizend und begehrenswerth. Wissen möchte ich aber doch — setzte ich bei — ob meine Person, oder noch mehr, meine Arbeit den Beifall Sr. Excellenz wirklich haben wird. — Davon können Sie, ja, Sie müssen sogar sich davon überzeugen, erwiederte Myrthenfeld schnell: Se. Excellenz wünschen selbst, Ihnen ein Zeichen und Garantie von Hochdero Approbation zu geben, — ohne jedoch aus dem Incognito zu gehen. Sie haben daher nichts weiter zu thun, als übermorgen, an welchem Tage der Minister zur Geburtstagfeier Sr. Durchlaucht ein Fest giebt, zu welchem jeder anständig Gekleidete den Zutritt hat, dabei zu erscheinen. Sie mögen sich dem Grafen, der unter seinen Gästen wandelt, in den Weg stellen, und zum Zeichen Ihrer Identität den Zipfel eines rothseidnen Taschentuchs durch das Knopfloch ziehen. Des Ministers äußerst scharfes Auge wird Sie erkennen, und grüßt er Sie freundlich, so ist alles gewonnen. Ginge er ohne Gruß an Ihnen vorüber, woran ich jedoch völlig zweifle, da ich Ihr Aeußeres zu schätzen weiß, und im Voraus Ihrem luminösen Aufsatz den Preis zugestehe, so ist es auf jeden Fall besser, als wenn der Minister seine Negation mündlich oder schriftlich ausspräche. Hüten Sie sich jedoch in einem oder dem andern Falle eine Anrede zu wagen. Der Graf will Ihre Discretion prüfen, und dann begreifen Sie, als geschickter Diplomat, gar wohl, daß es für einen solchen Mann tausend Verhältnisse giebt, die ihn zwingen, manche Menschen vor der Welt nicht zu kennen, welche oft seine Vertrauten im einsamen Kabinet sind. —

Nach dieser freundschaftlichen Lektion und nachdem ich eine kleine Collation genossen, welche Jennys zarte Hände bereitet und aufgetragen hatten, ging ich wie ein fröhliches Kind zurück zu dem grimmigen Tiger, und besann mich nicht lange, der Einladung Euryanthens zu folgen, die durch das Organ des Kellners mich bitten ließ, vor der Abendtafel auf einen Augenblick bei ihr einzusprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Handzeichnungen.

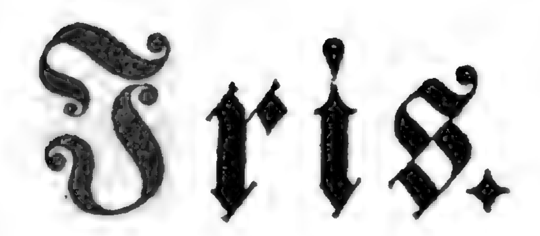
1.
Phantasie und Phantasterei.

Man hört im täglichen Leben oft die Phantasie als ein unnöthiges, närrisches, selbst gefährliches Ding darstellen. Geschieht dieses nun von solchen Menschen, welche selbst derselben gänzlich entbehren, so dürfen wir ihr Urtheil ungefähr dem jener Blindgeborenen gleich stellen, welche, wie man sagt, die armen Fünfsinnigen bedauern; wenn aber auch besser Organisirte hierüber nicht viel anders denken, so möchten wir die Schuld hiervon zum Theil wenigstens darin finden, weil der Unterschied zwischen Phantasie und ihrer entarteten Halbschwester Phantasterei ihnen nicht klar genug geworden ist. Was wir jetzt über diesen Unterschied zu sagen versuchen, macht zwar keinen Anspruch darauf aus den Tiefen der Psycho-

logie geschöpft zu sein, doch möchte es sich auf augenfällige Erfahrungen berufen dürfen.

Der Phantasiereiche trägt eine schöpferische Kraft in sich, durch die er über die starre und dem menschlichen Wollen und Handeln entzogene Wirklichkeit sich erhebt und in sich selbst eine schönere Welt in's Dasein ruft. Es ist nun zwar diese seine Schöpfung nur geistiger Natur; allein da wir unsere edelsten Freuden doch zuletzt nur mit dem Geiste genießen, so ist der Lust, welche sie ihm gewährt, doch zugleich auch die gediegenste Realität eigen. Jene schöpferische Kraft stützt sich allerdings auf den Boden des wirklichen Daseins, so wie der Mensch selbst zuerst und zunächst körperliches Wesen ist; doch von dieser Wirklichkeit sich erhebend weiß sie dieselbe in's Unendliche zu erweitern, sie umzuwandeln und zu verschönen. Es ist demnach dem Menschen zwar unmöglich, sich einen Gegenstand vor sein inneres Auge zu bringen, von welchem er nichts Aehnliches kennt, wie wenn er etwa die Bewohner anderer Weltkörper sich vorstellen sollte, in edler und schöner und doch nicht in menschlicher Gestalt; aber aus dem, was ihm als Stoff gegeben ist, bildet er eine Unermeßlichkeit des Neuen. Er setzt menschliche Geister und Gemüther in mannigfaltige Wechselwirkung, er lebt unter allen Zonen, die Vergangenheit ist ihm Gegenwart, er sieht ihre Helden vor sich, er fühlt die Empfindungen, das Streben, das Hassen und Lieben entschwundener Zeiten, er hört leise Stimmen der Zukunft, er taucht sich in das Leben der Natur, er versteht ihre Sprache und ihre mächtigen Anregungen erheben ihn über sie und über sich selbst. Indessen, er beherrscht dieses Vermögen, so unbezähmbar es auch zu sein scheint, mit klarem Geiste und festem Willen. Er gestattet ihm keine Eingriffe in ein Gebiet, wo es nur verderblich wirken könnte. Er betritt den Zaubergarten seiner Göttin nur um von da Erheiterung und Stärkung mitzubringen in die Werkstätte des täglichen Lebens; in dieser aber bewegt er sich mit rüstiger irdischer Kraft und mit dem nüchternen Verstande, ohne welchen man nicht viel darin leisten und bewirken kann. Eben deshalb aber, weil er diese beiden Kräften gesondert und jede bei ihrer Ehre zu erhalten weiß, eben deshalb bleiben sie ihm auch beide bis an's Ende getreu, und indeß die eine sein äußeres Leben ordnet, reicht ihm die andere fortwährend den erheiternden Trunk aus ihrer Quelle ewiger Jugend, der geistigen nämlich, der einzigen, welche uns werden kann. — Anders ist es mit dem Phantasten. Bei ihm führt der Verstand den ihm gebührenden Scepter nicht und die Phantasie wird aus einer wohlthätigen Fee zur launenhaften Zauberin. Folgendes sind hiervon die leicht bemerklichen Kennzeichen. Wem die ächte Phantasie hold ist, der bewährt seine innere Klarheit besonders auch dadurch, daß er, im Gebiete des geistig Schönen nach allen Seiten sich hinwendend, überall mit gleicher Liebe, oder doch mit warmem Antheile verweilt; der Phantast dagegen bleibt fast immer in einer besonderen und beschränkten Region hängen und vermag es nicht mehr sie zu verlassen: man denke des Beispiels halber an die, welche an ihrer Art von Mittelalter und Ritterthum kleben geblieben sind. Kaum begreiflich aber ist es, bis zu welchem Grade der starren Einseitigkeit sie alsdann es zu bringen wissen. So erinnern wir uns, um bei dem erwähnten Beispiele zu bleiben, so erinnern wir uns mehr als einmal die ernstgemeinte Behauptung gehört zu haben, das Meisterwerk des Cervantes enthalte nicht satirische Herabsetzung, sondern vielmehr Verherrlichung damals geltenden poetischen Geschmackes, und wenn sein Held Schafe für Ritter und Windmühlen für Riesen halte, so sei dieses nur momentane Ueberspannung, wie sie bei edleren Naturen sich nicht selten zeige. Der wahrhaft Phantasiereiche giebt seinen Schöpfungen die Form der Schönheit, denn es ist Maas in ihm und heilsame Beschränkung, und darum ist auch in seinen höchsten Aufflügen noch Geschmack; der Phantast dagegen bewegt sich unter grotesken und ungeheuern Gestalten, wie auch dieses unter andern so mancher biderbe Rittersmann und Nordlandsrecke deutlich machen kann. Endlich: er gestattet seinen verwilderten Träumen in sein wirkliches Leben einzudringen. Dabei macht er denn billigermaßen sich selbst zum Mittelpunkt und Haupthelden seiner luftigen Welt, nach deren Gesetzen er glaubt leben zu können. Hieraus entspringt nun entweder äußeres und wirkliches Ungemach, zum Theil von so kläglicher Art, daß dessen Schilderung für diese Zeilen zu ernst wäre, oder doch ein im Inneren wenig glückliches Dasein, besonders im späteren Alter. Die wahre Phantasie, wir wiederholen es, beglückt bis zum äußersten Ziel wie denn das Alterthum seine Sänger als begeisterte Greise bildet; der Phantast dagegen ergötzt sich freilich auch an seinen Truggebilden lange, oft sehr lange, aber kläglich ist es, wenn der Ernst des reifen oder gar des sich abwärts neigenden Lebens sie nun endlich doch zerstört. Wir haben einen Mann gekannt, welcher Jahre lang für sich selbst Großes erlebte und Herrliches vollbrachte und sich dabei im Besitze einer Persönlichkeit glaubte, zu welcher das Edle und Schöne aller Zeiten die Bestandtheile hergegeben hatte; allein die Zeit schritt vorwärts, die Aussenwelt drängte immer rauher heran, jene Anerkennung wurde immer mehr vermißt, und so gerieth er, weil er luftige Dinge und Wirklichkeit phantastisch vermengt hatte, zuletzt auf den seltsamen Abweg, eine Naturnothwendigkeit, die Wirkung des Alters und der Jahre, gänzlich in Abrede zu stellen, eine Ansicht, welcher wohl kaum noch der Name Phantasterei zukommen möchte.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 98. Freitag, 18. Mai 1827.

Lebensregeln.

Thorsten an Frithiof.

(Aus dem Schwedischen von Tegner.)

Zuerst verehr' die Götter; Müh' und Gedeihn,
Vom Himmel kommt's, gleich Stürmen und Sonnenschein;
Sie schau'n in Herzens Tiefen, und büßend duldet
Das Leben, was die Stunde, die flücht'ge, schuldet.

Gehorch dem König! Einem gehört die Macht;
Der Tag hat ein Licht, tausend die düstere Nacht.
Läßt doch der Beß're willig den Besten walten;
Denn an dem Schwerdt auch braucht man den Griff zum Halten.

Kraft ist der Götter Gabe, doch nicht Gewinn
Bringt sie dem Eigner, mangelt ihm kluger Sinn.
Der Bär hat zwölf Mann's Kräfte, den einer fället;
Schild ist vor's Schwerdt, vor Willkür Gesetz gestellet.

Den Stolzen fürchten wen'ge, ihn hassen all',
Und Uebermuth, o Frithiof, erzeugt den Fall.
Hoch sah ich manchen fliegen, jetzt an der Krücke;
Denn was den Saaten Wetter, ist Wind dem Glücke.

Den Tag sollst du nicht loben, bevor es Nacht;
Nicht Meth, eh' er getrunken, Rath eh' er vollbracht.
Auf mancherlei verläßt sich leichtgläub'ge Jugend,
Doch prüft der Streit das Schwerdt nur, und Noth die Tugend.

Nicht trau' einnächt'gem Eise, dem Lenzschnee nicht;
Noch dem, was kniegewieget, das Mägdlein spricht;
Denn ihres Sinnes Schweifen kann Treu nicht zügeln,
Und Wankelmuth wohnt unter den Lilienhügeln.

Du selber stirbst, es schwindet, was Muth erwirbt. —
Doch eines weiß ich, Frithiof, das nimmer stirbt:
Das ist des Todten Nachruhm durch die Geschlechte —
Drum wolle nur, was edel, thu' nur das Rechte.

Der Kirchhof im Frühling.

Stiller Garten, eile nur,
Dich mit jungem Grün zu decken,
Und des Bodens letzte Spur
Birg mit dichten Rosenhecken!

Schließe fest den schwarzen Grund!
Denn sein Anblick macht mir bange,
Ob er Keines aus dem Bund
Meiner Liebsten abverlange.

Will mich selbst die dumpfe Gruft,
Nun wohlan, sie mag mich raffen!
Dünkt mir gleich, in frischer Luft
Hätt' ich Manches noch zu schaffen.

Nachrichten von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

Rede, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung zur Jahresfeier am 6. Mai 1827 von dem ersten Director, Hrn. Dr. Neuburg.

Es gehört zu den geistigen Bedürfnissen des Menschen, um das Höhere im gewöhnlichen Treiben des Lebens nicht untergehen zu lassen, bei der Wiederkehr derjenigen Epochen, in denen er etwas zu seiner Vervollkommnung begonnen, einen Blick auf das Vergangene zu werfen, sich dessen zu erfreuen, den Sinn dafür fest zu halten, zum Fortschreiten sich aufzumuntern. Zu solchen der Erinnerung werthen Zeitabschnitten dürfen wir wohl den der Gründung der Anstalt zählen, deren Jahresfeier wir heute begehen, die in so mancher Hinsicht für höhere Ausbildung von wichtiger Bedeutung ist.

Wem das Zufällige menschlicher Unternehmungen nur einigermaßen bekannt ist, das Schwankende in allem was sich erst gestalten soll, der kann sich nur das Gelingen derselben durch den Werth des Unternommenen, durch seinen anerkannten folgenreichen Einfluß, hinreichend erklären. Es bedarf kaum der Erinnerung, unter welchen Umständen unser Institut seit einigen Jahren entstand und zu erfreulichem Gedeihen sich erhob; wie, außer der Bereitwilligkeit der hochverehrten Mitglieder zu seiner Unterstützung, jede andre Hülfsquelle erst eröffnet werden mußte. Zwar begünstigte ein glückliches Zusammentreffen vortheilhafter Verhältnisse gewissermaßen das Aufblühen desselben, aber ohne kräftiges Eingreifen hochherziger Beförderer, ohne den bessern Sinn, der manches vorbereitete, wäre gewiß der Erfolg nicht der gewünschte gewesen. Wir haben uns dem vorgesetzten Ziele, Liebe zum Naturstudium zu erwecken, mehr genähert; es bleibt aber noch ein weit bedeutenderer Weg zurückzulegen, wenn wir nicht auf dessen Hälfte stehen bleiben wollen. Möge die Zukunft der Vergangenheit entsprechen, der Eifer nie erkalten, dem wir so vieles verdanken.

Wie in frühern Jahren wird der Jahresbericht durch meine Herrn Collegen Herrn Doctor Crezschmar und Herrn Doctor Mappes Ihnen mitgetheilt werden. Dieser und einige zu haltende wissenschaftliche Vorträge werden die Zeit unsrer heutigen Sitzung ausfüllen. Wenige auf dem Wege der Beobachtung gesammelte physische und ärztliche Bemerkungen, die medizinische Topographie Frankfurts betreffend, dürften sich zu einem kurzen Vortrag am besten eignen.

Schon in den frühern Epochen der Heilkunde, als sie aus roher Empirie sich zur wissenschaftlichen Würde zu erheben anfing, strebten Aerzte und Naturforscher, die auf das Leben des Menschen von Aussen einwirkenden ursachlichen Momente sorgfältig zu erforschen, Luft, Wasser und Lage der Gegenden, wo sie lebten, genau zu untersuchen, um ihre Vortheile und Schädlichkeit kennen zu lernen, nachtheiligen Folgen für die Gesundheit vorzubeugen.

Unter den ächten Schriften des Hippocrates, des Gründers der bessern Heilwissenschaft, findet sich schon eine Abhandlung, die über die Natur dieser wichtigen Einflüsse, in Beziehung auf das alte Griechenland, nach dem damaligen Standpunkt der Wissenschaften, wichtige Aufschlüsse enthält. Spätere ärztliche Schriftsteller, von ältern Zeiten bis auf die unsrige, sind dem Beispiele dieses ausgezeichneten Mannes gefolgt, suchten dem Lande, dem sie angehörten, durch medizinische Topographien nützlich zu werden, worunter sich einige durch Gediegenheit ihres Inhaltes auszeichnen. Zu solchen darf wohl diejenige von unserer Stadt gerechnet werden, die einen unserer verdienstvollsten früheren Aerzte zum Verfasser hatte, dem auch die Wissenschaft schätzbare Beiträge verdankt. In der kleinen aber gehaltreichen Schrift: de aëre, aquis et locis urbis Francofurtanae des gelehrten Burggrave's, drängen sich eine Menge wichtiger Bemerkungen zusammen, die selbst jetzt noch mit Nutzen gelesen werden und wodurch sich der Verfasser um seine Vaterstadt verdient gemacht hat. Der verstorbene ältere Doctor Behrens lieferte ebenfalls, weniger in physischer Beziehung unserer Stadt als in der ihrer Bewohner, einige topographische Beiträge, die nicht ohne Werth sind. Während meiner hiesigen vieljährigen medizinisch-praktischen Laufbahn bot sich mir sowohl zu ärztlichen als naturwissenschaftlichen Beobachtungen manche Gelegenheit dar; mehrere mir nicht ohne Interesse scheinende zeichnete ich gelegentlich auf; aus diesen Notizen werde ich die Ehre haben einige der passendsten mitzutheilen.

Die Lage unserer Stadt, den weit kleineren Theil jenseit des Flusses nicht eingerechnet, längst dem rechten nördlichen Mainufer, in sich erhebender Ausbreitung von Süden nach Norden, gewährt ihr in etwas den Vortheil der südlichen Exposition, so wie die sich fortsetzende Erhöhung hinter ihr einigen Schutz gegen Norden. Der Riederberg gegen Nordost, die Bornheimer und Vilbeler Anhöhen gegen Norden sich ziehend, mildern zum Theil den heftigen Andrang der von diesen Weltgegenden herströmenden scharfen Winde und benehmen ihnen dadurch etwas von ihrem schädlichen Einfluß auf die Gesundheit der hiesigen Einwohner; die uns zugekehrte südliche Seite des Taunusgebirgs, den Sommer über von der Sonne durchglüht, mäßigt als Wärmebehälter auch noch im Anfang des Winters die Temperatur der von dorther kommenden rauhen Winde, wovon man sich durch den Unterschied der Wärme jenseit dieses Gebirgs am sichersten überzeugen kann. Indessen ist der von diesen Höhen

uns anwehende Nordwind, besonders im Nachwinter und Frühjahr, noch immer heftig und durchkältet genug, um schwachen Constitutionen Schaden zuzufügen; doch haben die Bewohner der nördlichen Seite des Taunusgebirgs das ganze Jahr durch mehr als wir von Kälte zu ertragen. Im Frühjahr und bisweilen im Anfange des Sommers sogar, empfinden wir in manchen Jahren einen hohen Grad von Kälte als Folge des auf dem Feldberge angehäuften Schnees, die den Lungenkranken und dem schwachen Leben überhaupt sehr zusetzt. Ebenso behaupten die Bewohner der Thäler in der Schweiz, so lang im Frühjahr die Anhöhen mit Schnee bedeckt bleiben, könne das mildere Wetter nicht eintreten. Diese auf einfache, nüchterne Erfahrung sich stützende Annahme sucht de Luc im Schweizer Anzeiger zu widerlegen und zwar nicht etwa durch direct entgegengesetzte Erfahrungen, sondern mehr auf theoretischem Wege. Die gelinde Temperatur, die man am Saume der Gletscher noch empfindet, und das Fortkommen der Pflanzen eben daselbst, gelten ihm als Beweise gegen jene Erfahrung. Er bedenkt aber nicht, daß die verticale Richtung der Sonnenstrahlen im hohen Sommer, um welche Zeit allein die Luft in der Nähe der Gletscher hinlänglich erwärmt wird, um solche Wirkungen hervorzubringen, diese Erscheinungen erklärt, ohne jene Volkserfahrung umzustoßen. Wir wissen auch von manchen Pflanzen, wie Leucojum vernum, Galanthus nivalis, daß sie unter dem Schnee fortkommen, ohne daß wir deßhalb dem Schnee seine Kälte abläugnen könnten. Auch glaubt er von der geringen specifischen Schwere der obern Luftschichte den Beweis gegen das Heruntersenken derselben führen zu können, ohne zu berücksichtigen, daß sowohl die Richtung der Winde, als die Entziehung des Wärmestoffs der untern Luft durch die obere, kälteerzeugend wirken können. Erfahrungen sollten überhaupt durch andere ihnen entgegengesetzte, nicht durch unsichere theoretische Ansichten, bestritten werden.

Der Zugang der Winde nach unserer Stadt ist am stärksten mehr direct von Osten und von Westen; die Ausdehnung des Mainspiegels von diesen Seiten legt dem Windzug am wenigsten Hindernisse in den Weg; am meisten wird er von Westen her durch die breitere Rheinfläche vermehrt. Vergleichen wir aber unsere Lage überhaupt mit der vieler anderen Städte, so können wir sie durchaus nicht zu den unvortheilhaften zählen.

Die in der Nähe der Flüsse vorkommenden sumpfigen Stellen, als Folge öfterer Ueberschwemmungen, finden wir fast auf keinem Punct auf beiden Mainufern. Nur selten tritt der Main über seine Ufer; gewöhnlich nur im Frühjahr und auf wenige Zeit. Seine gegen den Fluß mehr abgeflächten sandigen Ufer saugen das nicht völlig abfließende Wasser leicht ein; nur bei anhaltender mit Trockenheit verbundenen Hitze veranlaßt die Anhäufung des Uferschlammes übelriechende Ausdünstung, die durch den Ablauf in Fäulung übergehender animalischer Reste aus dem Schlachthause, so wie durch die zu hoch gegen den Mainspiegel angebrachten Abzugskanäle, bedeutend vermehrt wird.

Diese für die öffentliche Gesundheit äußerst wichtigen Momente werden nicht selten von Unkundigen für unbedeutend ausgegeben, oder gar übersehen, indem der dadurch entstehende Nachtheil nicht im Kleinen nachzuweisen ist, wohl aber durch ärztliche Beobachtung im Großen ausgemittelt werden kann.

Nichts spricht deutlicher für die Gesundheit eines Ortes als die geringe Zahl endemischer Krankheiten und die Milde des Characters herrschender Epidemien: von dieser Seite dürfen wir keine Vergleichung mit andern Gegenden fürchten. Sehr viel hat unsere Stadt seit ungefähr zwanzig Jahren durch das Austrocknen der Stadtgräben gewonnen, so wie durch die gänzliche Schleifung der Festungswerke und ihre Umwandlung in reizende Promenaden. Nur an das weit seltenere Vorkommen des kalten Fiebers zu erinnern, dessen Abnahme zwar auch an anderen Orten seit jener Zeit bemerkt wurde, und allgemeineren, vielleicht sogar cosmischen Ursachen beizumessen sein dürfte, so kann doch die Mitwirkung der angegebenen Verbesserungen nicht in Zweifel gezogen werden.

Wie auf das thierische Leben verweigern auch bessere physische Verhältnisse ihren Einfluß auf das der Gewächse nicht. Unsere reiche Flora hat dem Süden abgewonnene Pflanzen aufzuweisen; die Fülle angebauter Pflanzen aus den mildesten Himmelsstrichen hält selbst bei mäßigem Schutze unsern strengen Winter aus und verläugnet im Sommer ihre Heimath. Die Ueppigkeit der Baumblüthe, wovon die Anhöhen beider Mainufer im Frühling überdeckt sind, gewährt einen eben so überraschenden als erfreulichen Anblick. Der auf denselben verbreitete Weinbau erinnert an die Nähe des segenreichen Rheines, an die dem Süden angehörigen Bodens. Auch in der Tiefe des Erdreichs zeigen sich Spuren einer früheren kräftigen Vegetation. Das nur wenig entfernte Riedthal, wahrscheinlich auch noch nähere Gegenden, haben mächtige, ausgedehnte Braunkohlenlager aufzuweisen, die verschütteten Waldungen ihre Entstehung verdanken. Diese Ueberreste einer untergegangenen üppigen Vegetation enthalten noch viele unaufgeschlossene organische Materie, die zur Pflanzennahrung tauglich ist, den Wachsthum ihrer über ihnen lebenden Nachfolger kräftig unterhaltend. Forster schrieb den Geist des Hochheimer Weines der Unterlage von Braunkohlen zu, über der er wächst.

Der Anbau des hiesigen Bodens hat selbst in der Nähe der Stadt seit ungefähr 30 Jahren sehr viel gewonnen. Große Strecken wurden, wo nicht urbar gemacht, doch wenigstens an Fruchtbarkeit auffallend verbessert. Der leichte, nachgiebige Boden, der das Einwurzeln der Bäume und Staudengewächse wenig erschwert, die Güte der alten, fruchtbaren Dammerde, an manchen Orten Mergel- und Kalkboden, bedingen einen kräftigen Wachsthum. Nur selten stoßen tiefwurzelnde ältere Bäume auf Felsgrund, der das Eindringen erschwert,

oder auf verhärteten Lehm, der bei großer Trockenheit steinartig wird, den Wurzeln Widerstand leistet. Solche gekränkte Bäume sterben zuerst an ihren obersten Zweigen ab, ihnen folgen die nächsten unter ihnen, und so abwärts bis zum Stamme. Es ist merkwürdig, daß diese abgehenden Bäume ihr Hinwelken durch eine vermehrte Production gleichsam feiern. Man sieht sie blätterlos, mit einer Menge kleiner, unansehnlicher Früchte bedeckt, als wollte die Natur das was sie zerstört gewissermaßen wieder ersetzen.

Den mächtigsten Einfluß auf das Leben organischer Körper üben unstreitig Jahreszeiten und Witterung aus. Ueber den Gang der Witterung läßt sich, so lang keine gleichzeitigen Beobachtungen in ganzen Welttheilen aufgestellt werden können, nichts mit Zuverlässigkeit annehmen. Aber noch immer bleibt es bei dem bloßen Vorschlag einer meteorologischen Gesellschaft des gesammten Deutschlands und die Witterungslehre kann nach ihrem jetzigen Standpunct keine Gesetze vom Gang des Wetters auffinden, die nur einigermaßen befriedigend wären; jeder gewagte Versuch einer Vorhersagung mußte sich durch sein Mißlingen den öffentlichen Tadel zuziehen.

Es läßt sich indessen eine bestimmte Normalität in den sich folgenden Veränderungen des Wetters nach den verschiedenen Jahreszeiten nicht verkennen, nur kann sie weder nach kleinen Zeitabschnitten noch mit Strenge nachgewiesen werden.

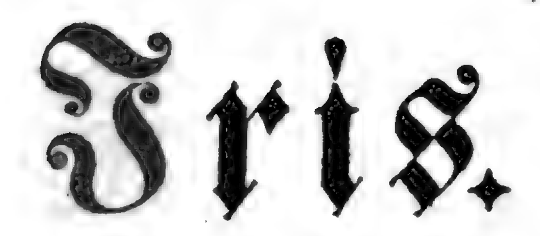
Wenn man den Wechsel der Witterung in einer Reihe von Jahren übersieht, so ergiebt sich eine Ausgleichung darin, die dem Nachtheil des Uebermaßes in den meteorischen Erscheinungen, sowohl der Dauer als der Intensität nach, vorbeugt. Wärme und Kälte, Nässe und Trockenheit beobachten unter sich ein bestimmtes Wechselverhältniß, das schon aus der verschiedenen Fruchtbarkeit der Jahre hervorgeht. Auch findet man ein solches in den verschiedenen Jahreszeiten unter sich, wodurch mittelst Vergleichung derselben nach mehreren Jahren ein Normaltypus für jeden Himmelsstrich sich auffinden läßt. Für unsere Gegend könnte folgender, so sehr er auch allgemein ist, aufgestellt werden.

Der Winter tritt, mit seltnen Ausnahmen, im anfangenden Jahre ein, dauert bis zur Rückkehr der ersten Zugvögel, ungefähr bis Ende Februars. Dann ist strengere Kälte ungewöhnlich, sie macht den Stürmen, der Abwechslung des regnigen Schnees mit schneidendem Nordostwind Platz. Nur äußerst selten hat der Monat April Frost aufzuweisen, desto empfindlicher fallen seine abstechenden, häufigen Uebergänge des Temperaturwechsels auf, die schwachen Constitutionen, besonders Brustkranken, am wenigsten zusagen. Der wirkliche Frühling, das rege Aufleben der Gewächse trifft, mit wenigen Ausnahmen, in der Hälfte dieses Monats ein. Am wenigsten bleibt sich der Monat Mai gleich. Ist er heiß, so kühlen ihn abwechselnde Gewitter und mit ihm den folgenden Monat ab, der anfangende Sommer wird veränderlich. Unser eigentlicher Sommer, die wärmere Jahreszeit, nimmt in der Regel erst spät ihren Anfang, selten vor der Hälfte des Monats Juli, oft erst im August. Am vortheilhaftesten zeichnet sich der September aus, der auch in Deutschland überhaupt an Heiterkeit und behaglicher Wärme jede andere Zeit des Jahres übertrifft. Der schöne Himmel, den er bringt, dauert nicht selten bis in den October hinaus und zwar desto länger, je später die Sommerperiode angefangen hat. Die zwei letzten Monate des Jahrs sind gewöhnlich, unter allmähliger Abnahme der Temperaturgrade, stürmisch, trübe, vorherrschend feucht, meist nur mäßig kalt. In einigen Jahren nach einander bemerkte ich die schöne Sommerperiode jedesmal um etwas später eintreten. So fing sie im Jahre 1796 schon am 13. Juli an, in den folgenden Jahren bis zum Jahre 1802 kam sie jährlich um einige Tage später, so daß sie im letztern erst am 9. August anfing. Diese schöne Periode gehört zu den gesündesten des Jahres, wenn nur die Hitze nicht zu übermäßig und mit vieler Feuchtigkeit verbunden ist. Die von manchen Aerzten und Nichtärzten viel zu allgemein angenommene Meinung, daß feuchte Witterung der Gesundheit ganz besonders zusage, fände also hiedurch ihre Beschränkung. Der Nutzen derselben dürfte sich hauptsächlich auf den geringen Wechsel der Temperatur reduziren, der gewöhnlich mit ihr verbunden ist. Die Wirkung des Sonnenlichts, als des mächtigsten Lebensreizes, läßt für dessen Vortheil für die Gesundheit keinen Zweifel übrig. Das ganze Heer chronischer Krankheiten, wogegen der Arzt im Winter zu kämpfen hat, weicht mit dem Eintritt des Sommers vor dem Anblick der Sonne. Die in vergangener Zeit hochgepriesenen Frühlingscuren, die erschöpfenden prophylactischen Aderlässe, die erschlaffenden Molkencuren, manches gehaltlose Mineralwasser verdanken wohl mehr dem mit ihrer Anwendung zusammentreffenden Einfluß der Jahrszeit, als ihrer Kraft, den unverdienten Ruf, in dem sie standen. Die Insolation stand schon bei den Alten als Heilmittel in großem Ansehen, die Römer benutzten zu dieser Absicht ihre Solaria, in welchen sie sich der Sonne blosstellten, das schwache Leben zur Besiegung der daran nagenden Krankheiten aufregten; dieses einfache natürliche Mittel dürfte manchem medizinischen Modeartikel vorzuziehen sein, der wie viele seines Gleichen längere Beobachtung nicht aushält, seinen ephemerischen Ruf bald verliert.

Die noch zu haltenden Vorträge und die Beschränktheit der Zeit erlauben mir nicht, den gewählten Gegenstand weiter zu verfolgen.

☞ Die Vorträge des zweiten Directors Hrn. Doctor Cretzschmar und des Secretärs Hrn. Doctor Mappes sollen ebenfalls in der Iris mitgetheilt werden. A. d. R.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 99. Samstag, 19. Mai 1827.

Unsre Sprache.

Sechzig Jahre sind in den Strom der Vergangenheit geflossen, seit Klopstock der deutschen Sprache ein Loblied sang. Der begeisterte Sänger des Messias, vorahnend, welch reicher Erguß aus den germanischen Dichterhainen die nächste Generation zum stolzen Gefühl des Wetteifers mit Griechen, Römern, Südländern und Britten aufregen werde und wie selbst aus langjähriger Herrschaft eines fremden Stammes des Vaterlandes bester Schatz, die Sprache, in ungetrübtem Glanze hervorgehen müsse, legte in eine seiner Oden aus dem Jahr 1767 Bild und Beweis der Höhe, wozu unsere Dichter mit dem Werkzeug, das ihnen ein günstiges Geschick in die Hände gegeben, gelangen können:

Den Gedanken, die Empfindung, treffend, und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit, zu sagen! das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel!

O Begeistrung! Sie erhebt sich! Feurigeres Blicks
Ergießet sich ihr Auge, die Seel' in der Glut!
Ströme! denn du schonest deß umsonst
Der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht!

Wie sie herschwebt an des Quells Fall! Mächtiges Getön,
Wie Rauschen im Beginne des Walds ist ihr Schwung!
Draussen um die Felsen braust der Sturm!
Gern höret der Wandrer das Rauschen in dem Wald!

Wie sie schwebet an der Quelle! Sanfteres Getön,
Wie Wehen in dem tieferen Wald' ist ihr Schwung!
Draussen um die Felsen braust der Sturm!
Gern höret im Walde der Wanderer das Wehn.

Die der Fremdling nicht entweiht. (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert!) o Freiere, dich
Wagte der Geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln! Die Adler entflogen, und du bliebst.

Die du warest! An dem Rhodan klirret sie noch laut
Die Kette des Eroberers! laut am Iber!
Also, o Britanne, schallt dir noch
Der Angel und Sachse mit herrschendem Geklirr!

So bezwang nicht an des Rheins Strom Romulus Geschlecht!
Entscheidungen, Vergeltungen sprachen wir aus,
Rache, mit des Deutschen Schwerdt und Wort!
Die Kette verstummte mit Varus in dem Blut!

Die dich damals mit erhielten, Sprache, da im Forst
Der Weser die Erobererkette versank,
Schweigend in der Legionen Blut
Versank, sie umhüllte die Vergessenheit mit Nacht!

Erinnern an diese Ode Klopstocks sollte nachstehendes Gedicht Uhlands aus dem Jahr 1817, womit er die vor Kurzem erschienene neue Ausgabe seiner Poesien bereichert hat.

Die deutsche Sprachgesellschaft.

Gelehrte deutsche Männer,
Der deutschen Rede Kenner,
Sie reichen sich die Hand,
Die Sprache zu ergründen,
Zu regeln und zu ründen,
In emsigem Verband.

Indeß nun diese walten,
Bestimmen und gestalten
Der Sprache Form und Zier:
So schaffe du inwendig,
Thatkräftig und lebendig,
Gesammtes Volk, an ihr!

Ja! gieb ihr du die Reinheit,
Die Klarheit und die Feinheit,
Die aus dem Herzen stammt!
Gieb ihr den Schwung, die Stärke,
Die Glut, an der man merke,
Daß sie vom Geiste flammt!

An deiner Sprache rüge
Du schärfer nichts, denn Lüge,
Die Wahrheit sei ihr Hort!
Verpflanz' auf deine Jugend
Die deutsche Treu' und Tugend
Zugleich mit deutschem Wort!

Zu buhlerischem Girren
Laß du ihn niemals kirren,
Der ernsten Sprache Klang!
Sie sei dir Wort der Treue,
Sei Stimme zarter Scheue,
Sei ächter Minne Sang!

Sie diene nie am Hofe
Als Gauklerin, als Zofe,
Das Lispeln taugt ihr nicht;
Sie töne stolz, sie weihe
Sich dahin, wo der Freie
Für Recht, für Freiheit spricht!

Wenn so der Sprache Mehrung,
Verbesserung und Klärung
Bei dir von statten geht;
So wird man sagen müssen,
Daß, wo sich Deutsche grüßen,
Der Athem Gottes weht.

Der geheime Agent.

Launige Erzählung von C. Spindler.

8.

Zuvörderst, bester Herr Helmler, begann die liebenswürdige Euryanthe, nachdem ich mich in dem traulich dämmernden Stübchen bei ihr eingefunden und an ihrer Seite im Sopha Platz genommen, — Zuvörderst lassen Sie mich Ihnen ein Anliegen entdecken, das Sie nicht mißdeuten werden, noch können. Ein Zufall, wie er sogar in Romanen vorkömmt, hat auch mich betroffen. Ich vermißte zu meinem Schrecken meinen Geldbeutel, der, wahrscheinlich im Postwagen vergessen, ein Raub der Condukteurs geworden ist, und mich der Furcht aussetzt, ein Raub des Tigers zu werden, da mein Aufenthalt sich leider hier verzögern wird, und die Rimesse meines Vaters, dem ich morgen schreiben werde, länger ausbleiben dürfte, als dienlich wäre. Sie sind, wie Sie es verriethen, ein großer Menschenkenner, mein Herr. Wäre vielleicht meine Physiognomie so glücklich gewesen, ein bis zu funfzehn Thalern reichendes Vertrauen in Ihnen zu gründen, so erspart mir Ihre Delicatesse sicherlich die Pein, dieses fatale Geständniß zu vollenden. — Eine solche natürliche Ungezwungenheit war mir noch in keines Mädchens Munde vorgekommen, und sie errang daher schnell den Sieg. Ich bemühte mich, so schnell es sich thun ließ, mit gewandtem Zeigefinger und Daumen drei Goldstücke aus meiner Tasche zu fischen, und schob sie lächelnd auf das Tischchen vor dem Sopha. Euryanthe warf nachlässig ein Schnupftuch darüber, neigte sich verbindlichst gegen mich und sprach weiter: Ich würde es für eine Sünde halten, Verehrtester, wenn ich noch einen Augenblick mit dem Grunde meines Hierseins hinter dem Berge hielte, zumal da Sie mir die Aussicht eröffneten, mich Ihres Schutzes und Einflusses erfreuen zu dürfen. Sie sehen ein Mädchen vor sich, das, dem gebildetsten Zirkel Unkenau's angehörend, nur unter den Gebildetsten Ihres Geschlechts denjenigen finden konnte, dem es vorbehalten war, ihr Herz zu bezwingen. — Ein liebenswerther Studiosus aus vornehmem Hause, welcher vor einem halben Jahre die Akademie verließ, war der Gefährliche, der wenigstens einmal jeder — auch der sprödesten Jungfrau — erscheint. Unsre Herzen flogen sich entgegen, und — einem richtigen Ausdruck unsrer besten Dichter zufolge — uns sehen und lieben, war das Werk eines Augenblicks. O, welche selige Augenblicke folgten auf diesen schönen, ersten, unvergeßlichen! Uns immer anzugehören, war unser Wunsch, unser Schwur! Ach — ich allein — fürchte ich — hege nur noch diesen Wunsch, — ich allein halte nur noch diesen Eid! Eugen vollendete seine Studien und nahm — nach Hause reisend — Doktorhut und meine Seele mit sich! Er wollte mir schreiben; der nächste Frühling — der gegenwärtige, mein Herr — sollte uns, allen Standesvorurtheilen zum Trotz, vor dem Altare sehen — und seit jenem gräßlichen Abschiede keine Zeile von Eugens geliebter Hand. Vierzig Briefe, die meine Ungeduld abschickte, blieben unbeantwortet, und dennoch — werther Freund — dennoch kann ich nicht mehr zurücktreten, so sehr auch mein Zartgefühl diesen Schritt begehrte; — ich kann nicht, und Ihre Milde erläßt mir wohl jede Erläuterung. — Dieses Letztere verstand sich von selbst, und ich schenkte der Armen mein inniges Bedauern, wie sie es verdiente. Mein Beileid that ihr wohl, denn sie gewann bald wie-

der die vorige Natürlichkeit. — Den Treulosen aufzusuchen, kam ich hierher, fuhr sie fort: und im Ministerium des Innern haust Eugen. — Ich erschrack beinahe vor Respekt; ich zwang mich indessen zu einem Lächeln und erwiederte: Gewiß ist es irgend ein lockrer Kanzelist oder Secretär, der so unverzeihlich an Ihnen sündigte, liebe Demoiselle? In diesem Falle — — Was glauben Sie? versetzte Euryanthe mit Vorwurf: Halten Sie mich fähig, einem unbedeutenden Beamten meine Liebe geschenkt zu haben? Ein größres Ziel setzte sich mein Ehrgeiz. — Etwa einen Divisionschef? — Höher hinauf, mein Freund. — Doch nicht etwa Se. Excellenz selbst? — Ei warum nicht gar; versetzte sie mit Unwillen: bedenken Sie doch, bester Heimler, daß der Minister ein starker Fünfziger ist, und vor dreißig Jahren schon seine Studien vollendet hat. Sein Sohn, lieber Freund, sein Sohn ist der geliebte Verräther, der, wie ich vernahm, seit einigen Monaten bereits die Hauptstadt verlassen hat, um Attachee bei der Gesandtschaft in M. zu werden. — Der Abscheuliche! stimmte ich ein: Ein so angenehmes Attachement mit einem Andern zu vertauschen! Da sieht man aber, setzte ich, neidisch parallelirend, hinzu: was Glück und Familie thut. Er weiß vielleicht nicht, in welchem Jahre der Ryswicker Friede geschlossen worden ist, und dennoch — — Ich bezwang meinen comparirenden Unmuth, indem ich an die Bresche dachte, welche mein Traktat über die Barbaresken für mich in Bälde machen würde. — Was rathen Sie mir nun? fragte Euryanthe ferner, ihre Hand vertraulich auf meine Schulter legend: An wen soll ich mich wenden — ein schwaches Mädchen? — Unbedenklich an den Minister selbst, entgegnete ich: er soll der edelste Mann unter der Sonne sein. — Aber der Unzugänglichste, erwiederte Euryanthe. Ohne Vorwort und Fürsprache öffnet sich einer Bittstellerin, wie ich bin, die Thüre seines Kabinets nicht, — und dann — der Zorn des Vaters — Ei, sprach ich: dieser muß der Rechtlichkeit weichen. Sie haben ein Eheversprechen, wie ich vermuthen darf? — Euryanthe bejahte und zog das in schlechter Schrift und kurios abgefaßtem Style geschriebene Dokument aus dem Busen. — Wenn Sie mir das Papier anvertrauen wollten, fuhr ich, auf meinen zukünftigen Einfluß pochend, fort: so könnte ich vielleicht — doch in drei Tagen erst wird mir's möglich sein; — — Früh genug, sprach die liebenswürdige Verlassene: früh genug, um die Entscheidung meines Schicksals zu hören. — Ich versprach der Erfreuten meine Verwendung und ging, hungrig wie ein Wolf, trotz der unbefangenen Bitte der Anspruchslosen, noch ein Stündchen in der lauschigen Dunkelheit zu verweilen, an die Wirthstafel, von dannen in mein Zimmer, woselbst ich eine lange Epistel an Pinchen schrieb, und mich dann in's Bett legte, um mich im Traume schon als geheimer Agent des Ministers das Land durchreisen zu sehen, hier lobend, dort tadelnd, hier verbessernd, dort befestigend, und endlich aus den Händen des Fürsten den Orden pour le mérite empfangend, welcher sich gar wohl neben den Ehreninsignien ausnahm, die Se. Hoheiten von Algier und Tunis mir für meine Bemühungen zu ihrem Wohl übersendet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Elephanten.

(Im Auszug nach A. W. v. Schlegel.)

Wenn ich es unternehme, einen Beitrag zur Geschichte des Elephanten zu liefern, so fasse ich den Begriff der Geschichte in dem allgemeinsten Sinne. Denn es giebt nicht blos eine natürliche Geschichte des Elephanten, wovon wiederum die antediluvianische einen bedeutenden Theil ausmacht; sondern das merkwürdige Thier hat auch seine politische und militärische, ja vermöge des Eindrucks, den es auf den menschlichen Geist gemacht, seine mythologische, artistische und literarische Geschichte.

Der Besitz des Elephanten, als des mächtigsten aller Lastthiere, hat die Gewerbthätigkeit erhöhet, die Streitkräfte der Staaten vermehrt; die Elephanten sind in unzähligen Kriegen die Bundesgenossen des Menschen gewesen, im südlichen Asien zu allen Zeiten, in den Ländern, welche das mittelländische Meer umgeben, einige Jahrhunderte hindurch. Die Kunst, den Elephanten zu zähmen und insbesondere ihn zum Kriege abzurichten, das Meisterstück sinnreicher Kühnheit in der behaupteten oder wiedererworbenen Herrschaft des Menschen über die Thierwelt, wurde in Indien seit einer unbestimmbar entfernten Vorzeit ausgeübt: dort war sie ursprünglich und ausschließend einheimisch. Wenn dasselbe später in verschiedenen Gegenden Africa's unternommen ward, so geschah es auf Veranlassung dessen, was man in Indien gelernt hatte; es geschah nicht durch die Eingebornen des Landes, denen es an Mitteln und Antrieben dazu fehlte, sondern durch gebildetere Völker, die in diesem Welttheile angesiedelt waren.

In der Naturgeschichte hat man meistens den indischen Elephanten mit dem africanischen vermengt: erst kürzlich hat ein berühmter Naturforscher (Cuvier) den wesentlichen Unterschied zwischen den beiden Arten derselben Gattung wissenschaftlich erörtert. Das wußten jedoch schon die Alten, daß der indische Elephant dem afrikanischen, wenigstens aus den ihnen zugänglichen Gegenden, an Größe, an Stärke und an Muth überlegen sei. Ueberhaupt ist der indische Elephant zu höherem Ruhme gelangt, weil er seit Jahrtausenden der Landesgenosse von Menschen war, die seine Fähigkeiten zu schätzen wußten und den regsten Sinn nicht nur für die schönen, sondern auch für die furchtbaren Erzeugnisse der Natur besaßen. Die indische Mythologie ist die einzige uns bekannte, worin der Elephant eine bedeu-

tende Stelle einnimmt und wo ihm eine Art von Apotheose zu Theil geworden ist. An den Denkmalen der Baukunst in Indien finden wir ihn nicht blos häufig in halb und ganz erhobener Arbeit vorgestellt, sondern er ist in das Ganze der Verzierungen verflochten und trägt die künstlich geformten Felsmassen als colossale Caryatide. Die alten heroischen Lieder feiern ihn als den beständigen Begleiter der Könige und Helden. Ueberhaupt sieht man, daß der Einbildungskraft der Dichter die Riesengestalt immer gegenwärtig war: viele Lieblingsbilder werden davon hergenommen, sprichwörtliche Redensarten verrathen eine vertraute Bekanntschaft mit der vernunftähnlichen Eigenthümlichkeit des Thieres; ja selbst in den mannigfaltigen Benennungen drückt sich eine gewisse Verehrung aus, vielleicht eine Ahndung von dem Range, den der Elephant ehemals bei einer andern Verfassung unsers Planeten unter dessen lebenden Geschöpfen eingenommen haben möchte. Der afrikanische Elephant hingegen wohnt zum Theil in unerforschten Wildnissen; er hat an dem Löwen der Wüste fast einen würdigeren Gegner als an dem blöden Wilden, dessen armselige Hütte er niedertritt, ohne es nur zu merken. Der indische Elephant ist ein Achilles, der seine Homere gefunden; auf den africanischen hingegen läßt sich die Klage Alexanders des Großen anwenden, daß die Thaten des Helden ohne den Preis des Sängers verloren seien. —

In unsrer Westwelt ist der Elephant überhaupt spät bekannt geworden, aber auf eine um so glänzendere Weise. Der besonnenste und scharfsichtigste Beobachter hat ihn in die Wissenschaft, der edelste unter allen Eroberern in die Kriegskunst eingeführt; und die Kenntniß des ausgezeichneten und in seiner Art einzigen Thieres knüpft sich für immer an die großen Namen Aristoteles und Alexander. Auch in den folgenden Jahrhunderten, wo die Elephanten in großer Anzahl auf der Bühne der Weltgeschichte erschienen, ist ihre Erwähnung, ich weiß nicht durch welche Fügung, häufig mit dem Andenken der bedeutendsten Männer, der entscheidendsten Ereignisse verbunden.

Zuvörderst, um mit den ältesten unter unsern Alten anzufangen, ist es ungemein bemerkenswerth, wie mich dünkt, daß an den egyptischen Denkmalen nicht die mindeste Spur von Bekanntschaft mit dem Elephanten vorkommt, welcher doch in einem benachbarten Lande, dem oberen Aethiopien, von jeher einheimisch war und noch ist. Von den Elephantenjagden der Ptolemäer wird nachher die Rede sein; die Prätorianer, welche Nero ausgesendet hatte, um Aethiopien zu erforschen, berichteten, gleich oberhalb Meroe hätten sie Spuren von Elephanten gefunden. Die egyptischen Priester waren sehr aufmerksam auf alle Erzeugnisse der Natur, welche dem Menschen nützlich oder schädlich werden konnten: und man sollte denken, bei den ungeheuern Bauen, welche die Aegyptier immerfort unternahmen, hätten sie ein solches Lastthier, wo die Fortschaffung großer Steinmassen zu Lande geschehen mußte, sehr gut brauchen und es bei dem Ueberfluß an cerealen Pflanzen leicht ernähren können. Aber, die Möglichkeit der Zähmung des Elephanten bei Seite gesetzt: wie kam es, daß sie die auffallende Riesengestalt, wofern sie ihnen bekannt war, nicht in Stein nachbildeten und als würdigen Zierrath an ihren Tempeln und Pallästen anbrachten? sie nicht als Sinnbild unter die Hieroglyphen aufnahmen? Egypten hatte eine glückliche Armuth an wilden Thieren; die wenigen, die sie hatten, haben sie vielfältig in halb erhobener Arbeit dargestellt: nicht nur das Krokodil und den Hippopotamus, sondern auch den seltner vorkommenden Wolf oder Jackal. Unter den egyptischen Sculpturen findet sich sogar das unverkennbar treue Bild der Giraffe. Diese konnte doch nur zur Schau nach Egypten gebracht worden sein; aber freilich ließ sie sich, wehrlos und ungeschickt zu schneller Flucht, leichter von den rohen Bewohnern des innern Africa einfangen als der furchtbare Elephant. Löwen gab es in Egypten selbst nicht: die Löwenjagden, die wir so herrlich dargestellt sehen, müssen wohl an der Libyschen Gränze gedacht werden; und dennoch war der Löwe, in vermischter Gestalt oder mit andern gepaart, ein Lieblingsgegenstand der altegyptischen Bildnerei. Diese Löwen, unter andern die an den Diocletianischen Thermen in Rom, sind von so vortrefflicher Arbeit, das Eigenthümliche ist so meisterhaft aufgefaßt, daß sie eine ruhige und anhaltende Beobachtung des Lebens bei dem Künstler voraussetzen. Ohne Zweifel ernährten also die egyptischen Könige Löwen in ihren Thiergärten. Warum nicht auch Elephanten, als eine fremde und erhabene Seltenheit, wenn ihnen diese zugänglich gewesen wäre?

Darüber ist man einverstanden, daß der Anbau Egyptens dem Laufe des Nilstromes gefolgt sei; und vielleicht müssen wir diesen Anbau für so alt anerkennen, daß er mit der geogenischen Entwickelung des Landes gleichen Schritt gehalten. So wie durch die fortgesetzten Anschwemmungen des Flusses das untere Nilthal aus dem Sumpfe hervortrat, scheint die menschliche Bevölkerung sogleich nachgerückt zu sein. Aber über den geographischen Anfangspunct der eigenthümlich egyptischen Bildung sind die Meinungen getheilt. Manche Forscher möchten gern alles nach Aethiopien hinausschieben: ich gestehe, ich kann dieser Ansicht nicht beitreten. Es geht aus vielen Umständen hervor, daß der Gesichtskreis der Egyptier nach der Seite von Aethiopien äußerst beschränkt war. Man müßte dann behaupten, sie hätten den benachbarten und durch keine unübersteigliche Kluft von ihnen getrennten Ursitz ihrer Cultur ganz vergessen, was bei einem Volke, welches seine alten Ueberlieferungen so sorgfältig aufbewahrte, keineswegs glaublich ist.

(Fortsetzung folgt.)

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 100. Sonntag, 20. Mai 1827.

Der geheime Agent.

Launige Erzählung von C. Spindler.

9.

Serenissimi Geburtstag war vorüber; Se. Excellenz der Minister hatten mich, den Rabenschwarzen, mit dem rothen Tuchzipfel im Knopfloche, bemerkt und huldreichst meine tiefe Verbeugung erwiedert. Gerührt war ich abgetreten, hatte von Myrthenfeld den aufrichtigsten Glückwunsch empfangen, und demzufolge am nächsten Morgen schon mein neues Amt angetreten, so geheim, daß nur ein Hexenmeister aus mir einen geräuschlosen Sittenverbesserer hätte herausfinden können. Wie ein Luchs schlich ich umher auf Straßen und Promenaden, in Caffeehäusern und Kirchen, und fand bald des Stoffs für meine Berichte die Hülle und Fülle. Ich sah in Kurzem ein, wie sehr das Recht auf der Seite derjenigen ist, die über die Verderbniß der Zeit und der Sitte klagen, und wie nöthig eine geheime Controlle der menschlichen Handlungen erscheint. In der Residenz eröffnete sich ein weiter Tummelplatz für meinen Wirkungskreis. Ich begnügte mich auch nicht, blos zu beobachten, sondern mir wurde die Freude, hie und da als schützender Engel aufzutreten und meinem Sinn für Friede und Eintracht Genüge zu thun. Bald rettete ich hier eine arme Frau aus den Klauen des sie mißhandelnden Gatten, des rohen Schreiners; bald befreite ich dort einen Dürftigen aus den Händen der pfändenden Justitz. Einem Vierteldutzend leichtfertiger Mädchen, die in den Schattengängen des Parks gerade nicht auf den besten Wegen zu gehen schienen, predigte ich Moral; unwürdigen Buben, die schon alle Unarten erwachsener Leute nachzumachen brannten, nahm ich im Amtseifer die dampfenden Pfeifen aus dem Munde und schickte sie mit derb gewaschenem Kopfe nach Hause zu der Fibel. Freilich mußte ich diese Verrichtungen mit Selbstverläugnung und Aufopferungen mancher Art zu Stande bringen. Dem prügelnden Ehemanne mußte ich die besten Worte geben; für den Exequirten mußte ich zahlen; von den Phrynen mich auslachen lassen, bis eine milde Gabe meinem Sermon den gehörigen Nachdruck gab und den Buben, welchen ich die Rauchbegierde abzustellen begehrte, mit der Polizei drohen, um ihre ausgelassenen Mäuler zu stopfen. Gerne hätte ich mit dem Namen und der Vollmacht des Ministers jede Widersetzlichkeit zu Boden geschlagen, allein meine Diskretion bewährte sich. Indem ich jedoch beharrlich meinen Zweck verfolgte und demselben nur den Sittlichkeitseifer eines Privatmannes als Hebel unterlegte, konnte meine Handlungsweise nicht ermangeln, ein gewisses Aufsehen zu erregen und mich als einen Sonderling darzustellen. Gern nahm ich indessen dieses Resultat meines Betragens hin, stillschweigend und geringschätzend; waren mir doch jetzt die Pforten zu der herrlichsten Bahn geöffnet, und ich sah mich schon im Geiste als Censor des ganzen Landes aufgestellt, oder im diplomatischen Geheimfach arbeitend, oder als Ambassadeur an irgend einem Hofe, wo es wichtigere Dinge zu beobachten giebt, als die hier vorkommenden. Es war kein Wunder, daß ich, in dem Strudel meines seltnen Dienstes treibend, meine holde Nachbarin im Tiger einige Tage lang vergaß, und selbst an mein bräutliches Pinchen nicht so oft dachte als sonst, weil die reizende Jenny mir täglich den Digestivcaffee kredenzte, und ihre Augen mit den meinigen in eine Mittheilung traten, welche wohlthätiger auf mein Gefühl wirkte, als die Tropfen des morgenländischen Bohnenöls auf meinen

Gaumen. Ich wäre ein schlechter Kenner menschlicher Physiognomie und weibliches Herzens gewesen, wenn ich nicht den schleunigen Wechsel der Empfindungen in Jenny's Brust errathen hätte. Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß schon bei der ersten Zusammenkunft die Schönheit des Mädchens mir nicht entgangen war; eben so wenig die verschämte Scheu, die ihre Wangen mit dem Purpur der Rose färbte; — eben so wenig jedoch ein gewisser spottender, moquanter Zug um den Mund, der — wunderbarerweise — immer zum Vorschein kam, wenn ich die Rede an sie richtete und sie mich ansehen mußte. Ich darf gestehen, daß dieser Zug mir nicht gefiel, obschon ich mir bewußt war, nicht die Zielscheibe dieses anscheinenden Spottes sein zu können; denn ich hatte meine Garderobe großstädtisch montirt, mit Kleinodien, wie das weibliche Auge sie verlangt, hatte ich verschwenderisch Finger und Cravatte geschmückt, mein Haupthaar mit duftendem Oele getränkt, und nicht minder liebliche Redensarten einstudirt, die von den Lippen gingen, wie der Blüthenstaub aus einem Blumenkelche. Ich verstand es wohl, galant zu sein und den Damen nicht die finstre Stirne des Geschäftmannes zu zeigen. Diesem Benehmen im Allgemeinen durfte ich es allerdings zuschreiben, daß Jenny von Tag zu Tag freundlicher gegen mich wurde, ob sie gleich wußte, daß ich Bräutigam war. Wer vermag es aber, seinem Herzen zu gebieten? Ein Mädchen am allerwenigsten. Die vernünftige Jenny verrieth mir von Stunde zu Stunde mehr die herzliche Zuneigung, die sie zu mir hegte, und ich konnte der Guten, — wenn ich, im Gespräch mit ihrem raschen und muntern Bruder begriffen, plötzlich zur Seite sah und den sanften — wie will ich sagen? — wehmüthigen Taubenblick überraschte, mit welchem sie mich fixirte, — dann die Schamröthe, die über die Stirne und die niedergeschlagenen Augen herab das zarte Gesicht übergoß — ich konnte der Guten nicht zürnen, wenn ich gleich mit meinem Pinchen durch die Fesseln der Liebe und das Zwölftausendthalerband vereinigt war. Ihre zärtliche Freundschaft that mir wohl, wie jedem Manne das sittige Entgegenkommen eines verehrungswerthen Weibes; aber kalt wie Eis sollte — ich nahm es mir vor — meine diplomatische Brust bleiben, und kredenzte mir Jenny noch tausendmal den Kaffee und wohnte ich noch Jahre lang mit der verführerischen Euryanthe unter einer Tigerklaue.

(Fortsetzung folgt.)

Auswärtige Theater.

Generaldirector Klingemann zu Braunschweig hat einen im unterwürfigsten Styl abgefaßten Bericht über das dasige Theaterwesen bekannt gemacht. Wenn man die mit allem Aufwand staatsrechtlichen Prunks angestellte Untersuchung, die sich in diesem Bühnenrapport sonderbar genug ausnimmt, ganz ausscheidet, so bleibt manches zerstreute Technische übrig, was als Beitrag zur Geschichte von Theaterunternehmungen, die mit oder ohne öffentliche Unterstützung auf Actien beruhen, nicht übersehen werden sollte.

Vor dem Jahr 1818 hatte in Braunschweig kein stehendes Theater existirt, da die Herzoge Carl (1735 bis 1780) und Carl Wilhelm Ferdinand (1780 bis 1806) wohl abwechselnd italienische und französische Hoftheatergesellschaften gehalten, die Entreprise deutscher Bühnen aber immer Privatunternehmern überlassen hatten, welche vorzüglich in den beiden Messen, hin und wieder aber auch auf längere Zeit, nach ihnen ertheilter Erlaubniß, ihre Vorstellungen im Local des herzoglichen Schauspielhauses gaben. Der letzte dieser Unternehmer war der Schauspieldirector Walther aus Hannover, in dessen Platz, nach seinem Tode, die hinterlassene Wittwe eintrat und in artistischer Verbindung mit Hrn. Klingemann der Privatunternehmung eine Solidität zu verschaffen wußte, um derentwillen der Herzog Friedrich Wilhelm († 1815) ihr auch mehrere bis dahin noch nicht genossene Vortheile angedeihen ließ. Als man, dadurch aufmerksam gemacht, zu der Ueberzeugung kam, daß unter zusammentretenden günstigen Umständen sehr wohl ein stehendes deutsches Theater in Braunschweig fundirt werden könne, vereinigten sich die reichsten Einwohner dieser Stadt zu einem Actienverbande, und es wurde, während der Minderjährigkeit des jetzt regierenden Herzogs, durch ein Rescript der vormundschaftlichen Landesregierung vom 6. Juli 1817 die Bühne vom 1. April 1818 an auf eine gewisse Reihe von Jahren diesem Actienverbande unter vortheilhaften Bedingungen zugestanden. Zu diesen gehörten, außer dem ganz freien Gebrauche des Schauspielhauses, ein jährlicher baarer Zuschuß von mehreren Tausend (zuletzt 8000) Reichsthalern; freie Kapelle; freie Benutzung der Decorationen, welche von einem aus der herzoglichen Casse besoldeten Maler angefertigt wurden; billige Unterstützung, wenn unverschuldete Umstände (Landestrauer, große Kälte) einen Stillstand der Vorstellungen veranlassen sollten; und endlich eine demnächstige Vergütung des angeschafften Inventariums (Garderobe, Bibliothek, Requisiten) bis zu dem Maximum einer garantirten Summe von 16,000 Rthlr. Nach diesem Rescripte brachte der Verein einen Actienfond von 24,950 Rthlr. zusammen, womit die Organisation des neuen Theaters beschafft wurde, indeß die Unternehmer erklärten, dasselbe, außerdem daß es zur Ehre der Stadt und zu ihrem eigenen Vergnügen gereichen solle, vorzüglich zu einem künftigen Hoftheater vorzubereiten, um dasselbe demnächst in möglichst würdigem Stande bei erfolgtem Regierungsantritte dem künftigen Regenten zu überliefern, welcher übrigens

gar keines Genusses von der aus seiner Casse reich unterstützten Unternehmung sich erfreuen konnte, da er in Braunschweig nicht zugegen war, sondern sich zu jener Zeit anfangs in der Schweiz, weiterhin aber in Wien aufhielt, und das für ihn fundirte Theater erst dann eigentlich kennen lernte, als es schon zum zweitenmale wieder vergeben worden war, indem der Actienverband kurz vor dem Regierungsantritt des Herzogs Carl (geb. 1804) von der vormundschaftlichen Regierung die contractliche Versicherung erhielt, daß demselben noch bis zum 1. Apr. 1826 das herzogl. Theater überlassen wurde. Die früheren Bedingungen wurden auf's neue bewilligt, nur ward zu Gunsten der Actionärs die über künftige auf ein Maximum beschränkte Vergütung des Inventariums dahin abgeändert, daß dessen sofortige Uebernahme für Rechnung der Regierung (bei der Garderobe mit 40 pro Cent Nachlaß, bei Büchern, Musikalien und Requisiten zum vollen Anschaffungspreis) beliebt und dabei noch der unentgeldlich freie Gebrauch zugestanden wurde. Die Erfüllung dieser Stipulation nahm eine Summe von fast 34,000 Thlr. in Anspruch.

Hr. Klingemann untersucht nun weitläufig, ob der regierende Herzog diesen kurz vor seinem Regierungsantritt und auf 3 Jahre über denselben hinaus von der vormundschaftlichen Behörde abgeschlossenen Contract nicht habe cassiren können; — eine um so müßigere Zweifelfrage, als der Herzog sie bereits gerechtest gelöst hatte, indem er die Vertragszeit stillschweigend ablaufen und für seine eigne Loge nahmhaften Miethzins erlegen ließ.

Im Resultat zeigt sich, daß die Actientheaterentreprise zu Braunschweig in den 9 Jahren ihrer Existenz einen weit über 100,000 Thlr. betragenden Zuschuß aus der Staatscasse erhielt, wofür das nunmehr bestehende Hoftheater nichts acquirirt hat, als ein abgenutztes ganz unzureichendes Inventarium.

Wer sollte nun nicht denken, die so großmüthig begünstigten Actionärs würden mit einem hübschen Gewinn oder im schlimmsten Fall doch mit einem blauen Auge aus der Unternehmung geschieden sein? Fehlgeschossen! Der aus der Entreprise hervorgegangene Verlust betrug volle $66\frac{2}{3}$ pro Cent des Actiencapitals! —

Auf die Geschichte von Entstehung, Bestand und Auflösung der auf Actien begründeten Bühnenentreprise folgt im Mitternachtblatt der Anfang einer Dramaturgie des braunschweigischen Hoftheaters. Klingemann, dem man Sachkenntniß und Talent nicht absprechen kann, verspricht fortlaufende dramaturgische Bemerkungen über die seiner Leitung anvertraute Anstalt. Er unterscheidet zwischen Dramaturgie und Kritik einer Bühne: der Kritiker setze sich sofort in Opposition gegen die Bühne und sein Hauptaugenmerk sei darauf gerichtet, die sich zeigenden Fehler und Mängel anzudeuten; der Dramaturg, der den Organismus des Werks und seine Triebfedern kennen müsse, verfahre mehr ausgleichend. Von dieser Methode besitzen wir bekanntlich in Lessings Hamburger Dramaturgie ein bis jetzt noch unübertroffenes Muster, obschon nicht zu läugnen ist, daß ein Lessing unserer Tage — wenn er gelesen werden wollte — sich wohl hüten müßte, in die Erörterung der aristotelischen Kunstregeln so gründlich einzugehen, als es der Schöpfer der Emilia Galotti und des Nathan zu seiner Zeit für ein empfängliches Publikum gethan hat. —

Ueber den gegenwärtigen Stand der deutschen Bühnenkritik läßt sich Klingemann in wohldurchdachten meist sehr treffenden Bemerkungen aus. Aus kritischem Naturalismus sind die zahllosen theatralischen Notizenschreiber hervorgegangen, die sich an das Individuelle der Darsteller halten, ohne ihre Leistungen auf ächte dramatische Characteristik und tiefere künstlerische Principe zu reduciren. Da übrigens dieser Naturalismus für den Hausverstand dem Nagel in dem, was das Aeußerliche und Individuelle anging, meistens auf den Kopf traf, so wurde er auch um so allgemeiner verstanden, als jeder blos passiv auffassende Zuschauer seine eigene Meinung darin wiederfand; welche freilich keiner weitern Beförderung zum Drucke werth war. — Nächst ihm drängten sich aber wichtiger die witzelnden und humoristischen Beurtheilungen hervor, worin die Kritiker selbstgefällig sich an ihren eigenen Einfällen ergötzten, einen flüchtigen Reiz auf das Publikum ausübten, und dabei die Künstler selbst kränkten, ohne sie irgend zu belehren und zu bessern. Kritiken dieser Art sind die nothwendigen Anhängsel unserer vielen belletristischen Zeitschriften, ohne welche sie bei der eingerissenen faden Vielschreiberei nicht bestehen und sich erhalten können, weshalb sie denn auch von den Redactoren derselben überall requirirt werden. Da es in ihnen minder auf die Sache, als blos auf die Form angesehen ist, so müssen die Verfasser natürlich, wenn sie überhaupt interessiren wollen, so pikant als möglich sich äußern. In dem Innern der Theater lehnen sich dabei sofort die von ihnen beleidigten Künstler gegen die etwa gelobten auf, und es bricht unter ihnen eine auf lange Zeit sich hinausdehnende Zwietracht aus. — Ein edlerer Zweck und ein in der That guter Wille war dagegen in einzelnen andern Beurtheilungen nicht zu verkennen, deren Verfasser leider in ihrer ganzen Ansicht nur noch zu sehr in den Fesseln der neu-poetischen Schule befangen waren, um ein kräftig freies Urtheil über die Kunst, die eben ein veredeltes Abbild der Natur selbst sein soll, abgeben zu können. Theatralische Leistungen einzelner Künstler, welche noch nichts als unsichere Versuche waren, in denen der zweifelnd prüfende Darsteller hinüber- und herüberschwankte, ohne den eigentlichen Charakter fest aufgefaßt und sicher sich angeeignet zu haben, wurden von solchen Kritikern zu Meisterwerken erhoben. Wacker strebende junge Bühnentalente mußten durch solche ge-

fährliche Lobhudelei, welche sich mit lockenden Kunstfloskeln umhängte, fast gegen ihren Willen, zu eitler Zersetzung der Naturwahrheit und hohler Künstelei, deren buntfarbige Seifenblasen nur zu schnell zerplatzen, hingedrängt, dagegen aber von consequenter Characteristik und durchgreifender höherer Wahrheit, welche allein etwas Gediegenes für die Bühnenkunst hervorzuführen im Stande sind, zurückgeführt werden.

Dreisilbige Charade.

Die beiden Ersten.

Ich greif' mit spitzer Zunge
Gefräßig um mich her,
Und wenn recht viel ich raffe,
Bekomm' ich Hunger mehr.
Ja, selbst der Jungfraun Herzen
Erseh' ich mir zum Schmaus,
Doch werden sie erst Weiber,
Geht oft die Nahrung aus.

Letzte Silbe.

Gleich der Unschuld fleckenlos und rein
Hat mein Daseyn angefangen;
Doch wer mag auf dieses Lebens Bahn
Rein an's Ende auch gelangen?
Drum, zur Sühne stürzet man
In die Fluthen mich hinab
Und verkläret steig' ich dann
Aus dem heißen Wellengrab.

Das Ganze.

Wir sind zwei und küssen uns:
Geboren wird ein Söhnelein,
Das leget sich mit raschem Sprung
Von selber in die Wieg' hinein;
Da liegt es denn gar nackt und blos,
Doch wird es baldigst stark und groß
Und ist gar vieler Orten
Ein wahres Lumen worden.

Darmstadt im Mai 1827. X.

Auflösung der Charaden in Nr. 95.

Verstand. Gesundbrunnen.

Empfehlung von neuen Sommerartikeln.

Eine so eben empfangene Partie meiner theils führenden, theils selbst fabricirenden Sommerbelustigungs- und Erholungsartikel veranlaßt mich, einem verehrungswürdigen Publiko mich mit denselben zu empfehlen.

Unter Solchen zeichnet besonders sich aus: Ein bedeutendes Quantum der beliebten, allergesündesten und warmen Mailuft mit erquickendem Blumenduft durchwirkt, welche sich über Nacht hält. Da ich dieselbe durch eine besondere Gelegenheit mir zu verschaffen wußte, so wird sie weit unter dem Fabrikpreis abgegeben.

Ferner eine Parzelle der brillantesten Lichtpyramiden und Guirlanden, in den neuesten Dessins, welche, so wie der Maiduft die Nase, das Auge auf das Angenehmste erfreuen; auch habe ich ein Assortiment Orangen, Citronen, Granaten und anderen Blüthenstoff ausgesetzt, den ich zu jedem Preis losschlage, da es kein haltbarer Artikel ist.

Sodann findet man bei mir stets einen großen Vorrath von Bosquetten und Laubengängen in dem elegantesten Schnitt, mit Mondschein und Lampenbeleuchtung, in welchen das Ohr sich ergötzt an den lieblichen Tönen eines Oberon, Weißen Fräuleins, einer Euryanthe, eines Freischütz und vieler andern Sänger, entflohen aus Euterpens verschüttetem Tempel, in dem jetzt nur der Maurer und der Schlosser ihr Wesen treiben.

Für den vierten und unentbehrlichsten Sinn meiner werthesten Gönner und Kunden habe ich nicht minder Sorge getragen, und man verkauft bei mir im Ausschnitt eine bedeutende Auswahl meiner selbstfabricirenden Speisen und nicht selbstfabricirenden aber animirenden aus- und inländischen Weine von bester Güte und zu den allerniedrigsten Preisen, indem ich damit aufzuräumen wünsche.

Schließlich werden noch die beliebten Carousselsitze mit tanzender Sternendecke zu den bekannten Preisen abgegeben, und in einem besondern egyptischen Gebäude bietet des Nachts bei Sonnenschein, oder im Glanz des Frankfurter Adlers, einerseits sich eines der größten afrikanischen Producte dem Beschauer dar, und andererseits zeigen sich dem Auge auf eine bewegliche und unbewegliche Weise bei Licht die in Nacht versunkenen Schönheiten der Welt.

Zu allen diesen meinen führenden Artikeln bitte höflichst um geneigten Zuspruch und verspreche reelle und prompte Bedienung, indem ich mich überzeugt halte, daß die vier nothwendigsten Sinne meiner verehrtesten Herrn Abnehmer in meinem Etablissement ihre Auswahl treffen können, und auch diejenigen meiner Herrn Gönner, welche den fünften im moralischen Begriff besitzen, nicht leer ausgehen werden.

Der Frankfurter Vauxhall.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 101. Dienstag, 22. Mai 1827.

An Homer.

Blinder Mann mit goldner Leier,
Wer sah mehr als Blinder du?
Sahst den Mensch den Göttern theuer,
Sahst dem Kampf der Helden zu,

Sahest starke biedre Herzen,
Freunde, Weib und Vaterland,
Lohn der Treue, Ruh nach Schmerzen —
Hast 'ne schöne Welt gekannt.

Seel'ge Blindheit, die dich deckte,
Heil'ge, große, ew'ge Nacht,
Wo dich Nichts vom Traume schreckte,
Wo der Himmel dir gelacht.

Möcht' doch mich, wo zu erbleichen
Dieses Tages Bilder drohn,
Deiner Blindheit Nacht erreichen,
Vielgeliebter Göttersohn.

Der geheime Agent.

Launige Erzählung von C. Spindler.

10.

Es mochten etwa fünf Tage nach meiner geheimnißvollen Reception unter die Familiaren des Ministeriums verstrichen sein, als mir Myrthenfeld mit einer halb verlegnen, halb lächelnden Miene vertraute: er dürfe mir nicht verhehlen, daß der Minister, trotz seiner Zufriedenheit über meinen ersten — schon überreichten — Bericht, nicht ganz mit der Art und Weise meines Verfahrens einverstanden sei, — indem dieses letztere das Geheimniß, — diese unerläßliche Bedingung meines Amts — zu compromittiren im Begriff stehe. Es hätten sich nemlich von allen Seiten Stimmen im Publikum erhoben, die sich über mein Betragen laut formalisirten. Man begriff nicht, welchen Zweck ein simpler Privatmann haben könne, z. B. die neue Gasbeleuchtung zu kritisiren, die bestehende Feuerordnung zu tadeln, dem Waisenhauspfleger eine Menge Verbesserungen in seiner Amtsverrichtung zu empfehlen, und dergleichen Sachen mehr. Man hatte es sich gefallen lassen, daß ich dem prügellustigen Schreiner in seine Mißhandlungen fuhr, auf das Risiko hin, selbst nicht ungeprügelt davon zu kommen; man hatte nichts dagegen gehabt, daß ich einen Gepfändeten — war er gleich von Hause aus ein Taugenichts — auf Kosten meines Beutels aus der Tinte zog, und man nannte diese Freigebigkeit närrisch, aber gut. Man gönnte mir die Lust, den Missionär bei den Hetären des Parks vorzustellen, wie den Novizenmeister des unbändigen Bubenpacks; — aber mißfällig sah man auf meine weitern Operationen hernieder, und der Versuch, den ich gemacht hatte, am heutigen Tage selbst, einem niedern Polizeibeamten auf eindringliche Weise Höflichkeit gegen eine Dame einzuprägen, welcher er das zeichen- und bandlose Schooshündchen unerbittlich auf offner Promenade wegnahm, hatte am übelsten gewirkt; denn Myrthenfeld versicherte mir, ich würde im Tiger eine Vorladung an die Polizeischranken vorfinden, um mich über meine — scheinbar unberufene — Einmischung in Polizeiangelegenheiten zu verantworten. — Ich lächelte natürlich im Gefühle meiner Pflicht; Myrthenfeld fuhr aber dringend fort: Ich begreife recht wohl Ihre Unbefangen-

heit. Sie wandeln auf dem Pfade des Rechts, und des Ministers Name ist im Nothfalle immer die Aegide, welche die Polizei vom Chef zum Diener herab versteinern wird, und das von Rechtswegen. Allein — nicht minder begreifen Sie, als ein ausgezeichneter Staatsmann, daß Se. Excellenz unmöglich mit der fraglichen Behörde in Collision kommen möchte. Was Ihr warmer Eifer für das Gute — erlauben Sie mir das Wort — verdorben hat, will die Umsicht des verehrten Grafen wieder gut machen, ohne sich selbst an's Licht zu stellen, da es noch nicht an der Zeit ist, Ihre Beamtung mittelst Patent und Siegel zu dokumentiren. Sie werden daher der ohne Zweifel schon eingegangenen Citation keine Folge leisten und morgen mit dem Frühsten nach Petersweil abreisen, um allda so lange zu verweilen, bis Se. Excellenz Ihre Zurückberufung dienlich erachtet, oder Ihre Anerkennung. Der Graf versieht sich zu Ihrer Pünktlichkeit des schnellsten Gehorsams, und empfiehlt Ihnen, Ihre Beobachtungsoperationen daselbst fortzusetzen, aber sich an's Allgemeine zu halten und nicht praktisch in das verdrießliche Detail einzugreifen, zu Vermeidung ähnlicher Unannehmlichkeiten. — Myrthenfeld war in seinen Eröffnungen bis zu diesem Punkte gekommen, als ein Geschäft plötzlich seine Anwesenheit in den Bureaux erforderte. Da das Ministerialgebäude nur wenige Schritte von da lag, und er schnell zurückzukehren hoffte, so bat er mich, seine Rückkunft bei seiner Schwester zu erwarten. Wohl nahm ich gerne diesen Vorschlag an, allein, da die Holde hereingekommen war und sich mit ihrer Arbeit so still und zierlich an das Fenster setzte, dann und wann einen äußerst theilnehmenden Blick mir schenkte, und ich vor Rührung, ernsthaften Gedanken und einer gewissen Beschämung nicht zu Worte kommen konnte, — da fühlte ich, wie schwer es manchmal ist, der Schöpfer einer Conversation zu sein, und überließ vor der Hand diese Sorge meiner netten Wirthin.

11.

Nachdem die liebenswürdige Jenny eine gute Weile hindurch abwechselnd auf ihre Arbeit, auf mich und durch's Fenster gesehen hatte, machte sie plötzlich ein sehr entschlossenes Gesicht, strich die Locken aus der Stirn und sagte — wiewohl nur halblaut: Bester Herr Heimler! Ich hätte Ihnen wohl etwas zu vertrauen, wenn Sie mir Gehör schenken wollten. — Obschon mir das Herz klopfte, — denn ich dachte nichts geringeres zu vernehmen, als ein Geständniß unglücklicher Leidenschaft — erwiederte ich: Unbedingt, wertheste Demoiselle. — Ich wünschte nicht, versetzte sie zögernd und stockend, in einem falschen Lichte von Ihnen gesehen noch beurtheilt zu werden; denn Ihr braver Character — Keine Lobrede, unterbrach ich sie schnell: Sie werden mir immer als ein Engel erscheinen, — wenn gleich — hier war die Reihe zu verstummen an mir; denn Jenny fiel in meine Rede mit den Worten: Ach, liebster Herr Heimler; es wird wohl nicht lange dauern, so werden Sie Alles erfahren. Allein, — Sie sollen nicht glauben, daß ich, die es redlich mit allen Menschen meint, — daß ich — Sie schwieg schon wieder mit einem Seufzer. Reden Sie, sprach ich: Zögern Sie nicht, Ihrem Herzen Luft zu machen und benützen Sie den Augenblick, denn morgen ziehe ich nach der Grenzstadt Petersweil, und wer weiß, wann ich Sie wiedersehen werde! — Ach, eben diese Reise! erwiederte Jenny: Reisen Sie lieber nach Ihrer Vaterstadt zurück! Dort ist Ihre Anwesenheit nöthiger. — Das glaube ich, lächelte ich: Dort wartet mein eine Braut, offne Freundesarme und ein einzurichtendes Hauswesen, — aber, beste Demoiselle, die Pflicht geht vor, und sie ist es, die mich nach Petersweil ruft. — O mein Gott! seufzte Jenny mit einer seltsamen Angst; vergebens nach Worten suchend, wie mir schien: Sie verstehen mich nicht; gerade diese Braut! gerade diese Freundesarme! Mein Gott! warum darf ich denn nicht deutlicher sprechen, warum wollen Sie mich nicht verstehen? —

Diese Aeußerung ließ mir keinen Zweifel über den wahren Zustand ihres Herzens und ihres Gemüthes. Mit dem innigen Bedauern, das mir ihre Erschütterung sowohl einflößte, als auch der Gedanke, wie nur der Zufall über die Neigungen des Menschen gebiete, faßte ich Jenny's Hand und redete zu ihr tröstend und beruhigend: Ersparen Sie sich ein unangenehmes Bekenntniß; ich durchschaue Sie mit einer dankbaren Wehmuth, und beklage, daß das Geschick mich nicht früher in Ihnen die Vollkommenste Ihres Geschlechts finden ließ. Indessen — dem Manne ist sein Wort einem unbescholtenen Weibe gegenüber heilig, und Sie fühlen, daß ich nicht zurücktreten darf. Daher beruhigen Sie sich, — fassen Sie sich — und vergessen Sie! — Jenny sah mich starr und regungslos mit großen Augen an und schüttelte alsdann langsam das Haupt. Den Sinn Ihrer Rede fasse ich nicht, entgegnete sie verwundert: allein klar ist es, daß wir uns mißverstehen. Ich muß daher deutlicher sprechen. Was Sie von dem Worte eines Mannes sagen, ist edel, ist wahr. Allein — hier sind Sie nicht der wortbrüchige Theil. Ihre Braut selbst, Herr Heimler, — Ihre Freunde selbst — sie sind es, welche Ihnen Wort und Treue brechen. — Dieser unverhohlene Ausfall ärgerte mich. Ei, Mamsell! sprach ich mißbilligend: Ich gebe zu, daß Ihre unglückliche Passion Ihnen das gute Pinchen Holderlein in minder günstigem Lichte erscheinen läßt; allein ich finde es mit dem weiblichen Character, dem sittlich guten, unvereinbar, daß Sie die Nebenbuhlerin schmähen. — Nebenbuhlerin? blitzte Jenny schnippisch auf: Sie werden doch nicht etwa denken, daß der ränkesüchtige Adjutant —? Verehrteste, fiel ich ein: Wie kömmt unser gemeinschaftlicher Freund, der sanfte Metzler, hier auf's Tapet? Sie führen mich indeß einer guten Idee in die Arme. Wie, wenn ich in der Folge das Glück hätte, Sie mit dem Adjutanten zu vereinigen? Es wäre nicht das Erstemal,

daß ein Mädchen den als Gatten umarmt, den es vorher recht unleidlich gefunden. — Der Adjutant? rief Jenny, und hätte beinahe ein Kreuz geschlagen: Gott bewahre uns in Gnaden! Seine Freundschaft mit meinem Bruder, die Ränke, zu welchen er denselben verleitet, der Verdruß, der sicher daraus entspringen wird — sie sind es, die mir den falschen Menschen unerträglich machen! — Während ich nun einen Augenblick nachsann, was darauf zu antworten sei, machte Jenny plötzlich eine tiefe Verbeugung gegen einen jungen Mann im eleganten Modekleide, der leichtfüßig und zuversichtlich über die Straße schritt, mit Gewandtheit seinen Hut zog und vor dem gegenüberliegenden Eckhause stehen blieb, um den Comödienzettel zu lesen. Da die Augen Jenny's den Fashionable verfolgten, kribbelte, — ein solch veränderliches Ding ist der Mensch — sogar der Vernünftigste — kribbelte also eine kleine Eifersucht von meinem Wirbel bis zur Ferse herunter, und ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, ob der Begrüßte vielleicht der Zukünftige und in der Gegenwart schon Glückliche sei? — Jenny verneinte lächelnd und meinte, das Mädchen, das der Monsieur einmal heimführen möchte, sei ein beneidenswerthes und müsse vom Schicksal mit besserm Rang und Vermögen ausgestattet sein, als sie von sich rühmen könne. — So? fragte ich entgegen: Und wer ist denn der junge Apollo, dessen Braut man jetzt schon glücklich preist, ob sie gleich noch nicht gewählt ist? — Der junge Graf Texel! antwortete Jenny unbefangen. — Ich erstarrte. Eugen von Texel, des Ministers Sohn? fragte ich weiter. — Derselbe, antwortete Jenny abermals. — Der Attache bei der Ambassade von W.? — Derselbe. Dieses gleichgültige: Derselbe wälzte eine Felsenlast auf mein Herz. Denn centnerschwer fielen darauf die so schnöde vergessenen Bitten der schönen, verführten Euryanthe, und der Gedanke, auch die unschuldige Jenny möchte ein Opfer dieses schlingenstellenden Mädchenfängers werden. Der Gruß durch's Fenster war mir schon schrecklich; denn führen diese sehr weitläufigen Beziehungen nicht endlich zu den engsten? Hatte ich mich nicht als schlechter Tänzer in Pinchens Herz gewalzt, und sie dagegen das Meinige durch einen mitleidigen Seufzer erobert? Diesem Wüthrich von Attache mußte Einhalt gethan, — mein Wort gegen Euryanthe gelöst werden und das auf der Stelle, denn schon drehte sich der junge Graf von dem gelesenen Zettel weg und schlich auf dem Trottoir hin. Ohne einen halbvernünftigen Abschied von Jenny zu nehmen, — ich durfte ja den Lovelace nicht aus den Augen verlieren, — hatte ich den Stock in der Faust, den Hut auf dem Kopfe und war mit zwei Sprüngen auf der Gasse, ohne auf das Rufen der erschreckenden Jenny zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Darmstadt den 18. Mai 1827.

Wir haben schon früher in diesen Blättern der beabsichtigten Gründung einer Töchter-Versorgungsanstalt Erwähnung gethan. Diese Assecuranz auf Casco für die stürmische See des Lebens und bis die verwaisten Töchter in den schützenden Armen eines Gatten, oder im Hafen des ewigen Friedens eingelaufen sind — ist jetzt wirklich zu Stande gekommen. Die Gesellschaft, deren Bestehen man vorzüglich den Bemühungen unsers verdienstvollen Oberbaudirektors Krönke verdankt, hat sich vorläufig mit hundert Mitgliedern förmlich constituirt. Neben ihr hatte man versucht, noch eine andere Töchter-Versorgungsanstalt nach etwas abweichenden Grundsätzen zu entrichten. Man hatte derselben vorsorglich vor ihrer Geburt einen Namen gegeben, aber es muß durch wahre Nothtaufe geschehen sein, denn das Kindlein wird schwerlich zum selbstständigen Leben erwachen. Zum großen Vortheile aller Interessenten sieht man jetzt einer Vereinigung mit der bereits bestehenden Gesellschaft entgegen. —

Die große Fluth der Theatercorrespondenzen wollen wir durch Nachrichten über unser Theater nicht noch breiter machen. Nur eine besondere theatralische Merkwürdigkeit, die unlängst statt gehabte Aufführung von Shakspeare's Heinrich IV. mögen wir nicht ganz übergehn. Die beiden Theile des Drama waren von einem hiesigen Schauspieler in Einen zusammengezogen und für die Bühne bearbeitet worden. Wenn wir nun auch Goethe's Ansicht beipflichten, daß man nicht immer den ganzen Shakspeare geben könne, so vermöchten wir doch eine solche Zusammenschmelzung vor dem Richterstuhle der Aesthetik keineswegs zu rechtfertigen. Mußte auch manche Scene wegbleiben, die allzukühn in die engen Schranken unserer conventionellen Sitte einbrach, so gab doch immer jeder Theil für einen Abend Stoff genug. So aber ging dieses Meisterstück in Stücke und nur in einzelnen Bildern, die oft nur zu sehr des innern Zusammenhangs ermangelten, ging jenes große Gemälde des geistig und sinnlich so vielfach bewegten Lebens und jener vernichtende Humor an uns vorüber, der selbst auf Percy's Leiche noch seinen Fuß zu setzen wagt und nichts bestehen läßt, als was einzig Werth hat — die Ehre und das Recht — vor deren Berührung er endlich selbst vom Schauplatze verschwindet. Da erschien keine Lady Percy und wir sahen nur den halben Percy, weil wir ihn nicht ihr und nicht Glendower gegenüber erblickten. Wir sahen den Prinzen Heinrich nicht als Lebensretter seines Vaters, was doch so manche spätere Scene einleitet und erklärt — und sogar aus dem seltenen humoristischen Kleeblatte eines Fallstaffs, Bardolphs und Pistols, wurde Pistol herausgerissen und an dem ignis fatuus des Bardolph zu einer sonderbaren Composition mit diesem verschmolzen. Bei der Kühnheit, womit unsere Schauspieler mit Shakspeare's Riesengeist umspringen, scheinen die-

selben zu Heldenrollen geboren. Dennoch hätten wir dem Prinzen Heinrich etwas mehr Heldenkraft gewünscht und Heißsporn — der vielleicht zum abschreckendem Beispiele etwaiger künftigen Rebellen spielen wollte, — hätte nicht so gar sichtbarlich zu seinen Großthaten sich anspornen mögen. Das meisterhafte Spiel aber unsers Fischers als Fallstaff, und das gleich vollendete unsers Zahrts, als König Heinrich, ließ manches übersehen, so daß ein großer Theil unsers Publicums, mehr als an modernen Kartenhäuschen, noch an den Trümmern des großen dramatischen Gebäudes sich ergötzt hat.

Auswärtige Theater.

Nürnberg, den 19. Mai.

Die hiesige Theaterdirection hat bekannt gemacht, daß Dem. Lindner vom Frankfurter Theater einen zweiten Cursus von Gastrollen geben werde. Die Künstlerin tritt vom 21. bis 31. Mai, also in 10 Tagen, neunmal auf, und zwar in folgenden Rollen: Elise im Räthsel; Mad. Schnell in den Proberollen; Rosine im Jurist und Bauer; Lydie in Unser Verkehr; Preciosa; Klärchen im Egmont; Schauspielerin in Komm her!; Minna in der Talentprobe; und Editha im Löwen von Kurdistan. Wenn Dem. Lindner die große Aufgabe löst, diese bedeutenden Rollen in so kurzer Zeit alle in gleicher Vollendung auszuführen, und wenn sie dann unerschöpft nach München kommt, wo neue Lorbern aber auch neue Anstrengungan auf sie warten, so darf man wohl sagen, daß sie das Höchste leiste, was sich je, auch bei den überspanntesten Ansprüchen, von dem Kunstvermögen einer Schauspielerin, die jede ihrer Darstellungen mit eigenthümlichem Geist belebt und durchführt, erwarten ließ.

Dresden, den 28. April.

Schiller und Shakspeare waren in der letzten Zeit die beiden Sterne, die an unserm Theaterhimmel strahlten. Sollten wir nicht zufrieden sein? Und wir waren es auch mit dem erstern. Sein Fiesko riß uns, trotz aller Luftblasen, die das jugendliche Gemüth des ersten (?) deutschen dramatischen Dichters noch darin zuweilen aufsteigen läßt, durch Wärme und Gefühl, Frische und Lebensregen, Kraft und Gewandtheit mit sich fort. Wir konnten innigen Theil nehmen an diesem Helden, selbst in seinen Verirrungen, diese Intrigne zog uns an in ihren wechselnden Verbindungen, und die Darsteller leisteten großentheils sehr Erfreuliches. Namentlich Devrient als Fiesko, der den Character wacker aufgefaßt hatte, und schon durch die äußere Erscheinung und sein treffliches Organ ganz zu diesem Lieblinge der Frauen und dieser Hoffnung der freiheitskühnen Genueser geeignet war. Warum war dieß nicht der Fall bei dem Mohren von Venedig? Warum rührte sich keine Hand bei der ganzen Vorstellung, ausgenommen um Mad. Schirmer Dank für die Zartheit und Kindlichkeit zu sagen, womit sie den Character der Desdemona schmückte? Unstreitig, weil uns der Darsteller des Othello nicht zufrieden stellte, weil wir den Jago mehreres nicht verstehen konnten, weil die Emille nicht passend besetzt war, weil die Buhlerin Blanca uns beleidigte, weil eine Masse unnützer Figuren uns verwirrte, weil endlich das Ganze einen zerschneidenden, aber nicht einen erhebenden Eindruck hinterließ, wie es ja wohl eigentlich der Zweck jeder Tragödie sein sollte. Warum ließ man uns nicht lieber Macbeth sehen, dessen Bearbeitung durch Schiller so trefflich ist (?), während in der Voßischen ungelenken Uebersetzung wir nur die Darsteller bewundern mußten, wie sie im Stande waren diese Perioden, welche nach allem andern, nur nicht nach dem deutschen Sprachgebrauch geformt waren, bis zum athemraubenden Ende zu bringen? Ein Fräulein Fournier aus Mainz hat als mexicanisches Suschen debütirt. Sie ist sehr hübsch, hat Talent, gutes Organ, warmes Gefühl. Wird sie die Hoffnungen erfüllen, die man sich von ihr machen kann? Die ältere Bamberger haben wir wieder einmal in der schönen Müllerin gesehen. Warum denn seit vier Monaten in nichts anderem?

Mainz, 14. Mai.

Fräulein Hauß, vom Frankfurter-Theater, wurde gestern auf der hiesigen Bühne verdientermaßen empfangen, sah als Rosa (in den Sängerinnen auf dem Lande) sehr niedlich aus; ihr Gesang und Spiel waren gleich vortrefflich und erhielten ausgezeichneten Beifall. Am Schlusse herausgerufen dankte sie dem Publikum ganz allerliebst und lautes Bravo schallte ihr nach.

Mainz, 15. Mai.

Dem Verdienste seine Kronen! Unsere Hauß hat vorgestern (zufällig an ihrem Geburtstag) unsere Bühne als Rosa in den Cantatrice villani und zwar mit ungetheiltem Beifall für eine musterhafte Leistung in Gesang und Spiel betreten. Sie war nichts weniger als fremd, sondern zeigte vielmehr die Unbefangenheit einer geübten Künstlerin, die den gerechten Tribut anerkennender Würdigung zu fordern weiß. Nächstens mehr über den Freischütz, in welchem Fräulein Hauß die Agathe und Hr. Dobler den Caspar singen werden.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

›

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 102. Mittwoch, 23. Mai 1827.

Nachrichten von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

Vortrag des Directors Hrn. Dr. Cretzschmar in der öffentlichen Sitzung zur Jahresfeier am 6. Mai 1827.

Abermals ist der Maitag erschienen, an dem wir zum sechstenmal in diesem festlich-geschmückten Hause versammlet sind zur feierlichen Erinnerung an die Epoche, welche unsere der Naturforschung gewidmete Anstalt gleichsam in das Leben zauberte, — der Tag ist erschienen, der die Beamten unseres Vereines verpflichtet, öffentliche Rechenschaft abzulegen von ihrem Wirken und Vollbringen während des verflossenen Jahres; — diesen Tag begrüßen wir freudig, an welchem wir, dem Drange des Herzens folgend, öffentlichen, tiefgefühlten Dank darbringen für die wohlwollende, großmüthige Begünstigung, womit Ein Hoher Senat und Löbl. Bürgerschaft dieser freien Stadt die naturwissenschaftlichen Arbeiten der Senkenbergischen Gesellschaft unterstützen und fördern; — an diesem Tage heißen wir Sie, Verehrte, herzlich willkommen, er ist für uns ein Ehrentag geworden, der, wie der Frühling der verjüngten Natur, unserem Streben immer wieder neue Kräfte verleiht.

Ueber die auswärtigen Angelegenheiten unserer Gesellschaft soll ich Bericht erstatten, und vielfache Mittheilungen habe ich zu machen von dem glücklichen Erfolg, der die Arbeiten unserer Reisenden krönt; — von ihren eingetroffenen Sendungen, deren Inhalt an das Unglaubliche grenzt, von so vielen andern wichtigen Verbindungen mit auswärtigen Gelehrten, — von dem materiellen und wissenschaftlichen Austausch mit beinahe sämmtlichen europäischen Museen der Naturgeschichte, und von dem uneigennützigen Bemühen unserer Gönner, ihre Handelsverbindungen für die Herbeischaffung von Naturalien geltend zu machen. Nur Erfolgreiches und Erfreuliches enthalten diese Mittheilungen; allen unsern Unternehmungen hat das Glück freundlich zugelächelt, selbst die gewagtesten Wünsche sind erfüllt worden. Doch so hoch unser Frohgefühl über das Herrliche, das uns in dem verflossenen Jahr zu Theil geworden, sich steigern mag, — so tiefgebeugt sind wir von der Trauer um unsere abgeschiedenen Freunde und Mitglieder; — wir erblicken nicht mehr in diesen Reihen von Pflegern unserer Wissenschaft, von großmüthigen Theilnehmern an unseren Werken, den ersten und treusten Gönner dieser Anstalt; — versenkt ist er in die Muttererde, unsere Thränen sind an seinem Grabe geflossen und täglich erneuert sich unser Schmerz mit der Erinnerung an seinen zu frühen Verlust, den wir so sehr empfinden; denn vieles hat er für uns gethan und war noch weit mehr in Ausführung zu bringen entschlossen.

Einige Worte, dem Andenken unseres verewigten Mitbürgers gewidmet, in dieser feierlichen Stunde zu sprechen, möge mir diese hochverehrte Versammlung gestatten; — sie sollen nur sein Verhältniß zu unserer Gesellschaft andeuten, — sein thatenreiches Leben für die Mit- und Nachwelt aufzuzeichnen, möge ein Würdigerer als ich vollbringen.

Simon Moritz von Bethmann, Bürger und Banquier allhier, kaiserlich russischer Staatsrath, Ritter mehrerer Orden, wirkliches und stiftendes Mitglied der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft

und aller andern zur Förderung des vaterländischen Gemeinwohles hier bestehenden Vereine — war einer der seltenen Menschen, denen schon mit dem ersten Tritt in die Welt eine vielbedeutende, wichtige Stellung in derselben angewiesen ist. Entsprossen aus einem Stamme, der allen seinen Aesten und Zweigen neben den eigenen Vorzügen auch die riesenhaften Fortschritte der allgemeinen Bildung anzueignen strebte, wuchs er schnell zu einem blühenden Gipfel empor. Im jugendlichen Alter begonnene Geschäftsarbeiten reiften frühzeitig ein glänzend hervortretendes Talent für umfassende Handelsoperationen; ein Talent, das, von seinem natürlichen durchdringenden Scharfsinn unterstützt, durch nie ermüdenden Fleiß genährt und durch gewissenhafte Pünktlichkeit auf der rechten Bahn erhalten, ihm eine der ersten Stellen in den oberen Reihen der großen Handelsherren anwies, denen seit Jahrhunderten unsre Vaterstadt blühenden Wohlstand im Inneren, Achtung und soliden Ruf im Auslande verdankt. — Mag immerhin jene Zeit, die dem Wohlausgerüsteten den Wirkungskreis eröffnete, seine Unternehmungen begünstigt haben, — er hatte diese Zeit so wohl begriffen und ihre Bedeutung so verständig erfaßt, daß er des glücklichen Erfolges gewärtig sein konnte. — Moritz von Bethmann war würdig ein großes Vermögen zu erwerben und zu besitzen; er verstand die große Kunst das Glück gefesselt zu halten; er war dabei immer bereit, der erste zu sein, wenn die Ehre Frankfurts, wenn das Gemeinwohl unseres Staates in bedrängter Zeit, wenn die Noth des Einzelnen größre und geringre Opfer von ihm erheischten; — wie viele reichliche Spenden hat er nicht auf den Altar des Vaterlandes geschüttet! — Es sei jedoch fern von meinen Gedanken, in der Zusammenstellung solcher Vorzüglichkeiten eine Auszeichnung für unsern Betrauerten suchen zu wollen. — Die Wohlthätigkeit und der Eifer, das Gemeinbeste zu fördern, sind Tugenden, die wir in allen unseren Mitbürgern verehren; sie sind das allgemeine Erbtheil, das uns die Vorfahren durch ihre hochherzigen Beispiele hinterlassen haben; den Frankfurter hat die vaterländische Sonne nie erwärmt, der dem öffentlichen Wohl sein Herz verschlossen hält. —

Moritz von Bethmann hatte den Geist der Zeit, in der er gelebt, wohl erkannt und in sich aufgenommen. Die schnell vorbeigeeilte Geschichte eines halben Jahrhunderts zeigt dem Zurückblickenden ein Vormals, in dem wir uns kaum wieder erkennen; so groß sind die Veränderungen, welche wir vergleichsweise zwischen Jetzt und Damals in uns und um uns herum staunend wahrnehmen. Mit den Revolutionen der Völker und den durch sie aufgeregten Kräften der Massen und der Einzelnen hat die Entwickelungsgeschichte des Menschen eine mächtige Ausdehnung gewonnen. Ihre glückliche Richtung läßt uns eine allgemein nach Vollendung strebende Ausbildung der Zeitgenossen unverkennbar bemerken. Alles, was die Natur dem Menschen Herrliches und Großes verliehen, seine körperlichen Vorzüge, sein Gemüth und sein Geist, waren und sind allerdings zum Theil noch in einem Kampfe begriffen; doch wird auch dadurch nur Ausgleichung, Harmonie und Gleichgewicht der streitenden Elemente erstrebt. Unter allen großartigen Resultaten, welche in dieser Krisis gereift, muß indessen den wissenschaftlichen ein oberer Platz eingeräumt werden. Nicht nur haben sie sich im eigenen Kreise unendlich erweitert, sie sind auch — was viel mehr ist — ein Gemeingut geworden, und können nicht mehr, wie früher, als das Eigenthum einer besonderen Kaste angesehen werden. Irgend einem wissenschaftlichen Zweig ist ein jeder geistig gebildete Mensch zugethan, aber alle sind angewiesen, des naturkundigen Wissens theilhaftig zu werden. Zwar ist die strenge Wissenschaft der letzte Zweig der Kultur, mit dem sich ein Geschäftsmann abgeben wird, denn sie liegt seinem Berufe zu fern; aber jeder, dessen Wirkungssphäre eine allgemeinere in dem gesellschaftlichen Leben geworden ist, kann derselben nicht entbehren, weil sie in zu enger Verkettung mit allen Gegenständen nützlichen Wirkens steht. Wer handeln will, muß erkannt haben; wer Einfluß für irgend ein Verhältniß ausüben will, der muß dasselbe in seinen geistigen Beziehungen durchdrungen und in sich aufgenommen haben. Eine aus solcher Ansicht hervorgegangene Ueberzeugung von der Nothwendigkeit umfassender Ausbildung war wohl bei der Erziehung unseres verstorbenen Gönners zu Grunde gelegt worden, denn er war ein vielseitig Unterrichteter; — er war den Künsten und Gewerben ein eifriger Beförderer; seinem Herzen war die Religion nicht fremd; wir haben oft seine unbegrenzte kindliche Liebe bewundert, und was er für unsere Erziehungsanstalten gethan, müssen wir höchst dankbar rühmen. Er war ein Beschützer der Wissenschaften und hat nicht wenig dazu beigetragen, daß so vieles geistiges Wirken in unserer Mitte offenbar geworden ist. Alle seine Schritte in diesen vielfältigen Beziehungen wurden von einer inneren Ueberzeugung geleitet. Wer ihn für etwas gewinnen wollte, mußte ihm diese zu verschaffen wissen, denn Ueberredung vermochte selten ihn zu stimmen. Mit ungewöhnlichem Scharfblick wußte er die Fähigkeiten und Eigenthümlichkeiten der Menschen, die sich ihm näherten, zu erforschen und ihnen eine nahe oder ferngehaltene Stellung zu sich anzuweisen. Seine freundliche, zuvorkommende Urbanität gewann ihm eben so leicht die Gunst der Großen der Erde, als die Zuneigung der verschiedensten Stände im bürgerlichen Leben. Er war ein Weltbürger und dennoch der Vaterstadt mit patriotischem Sinne ergeben. — Theilnehmend an allem, was sich in unseren Mauern bewegt, war er von uns allen gekannt als ein gediegener, erfahrner Rathgeber in schwierigen Fällen, als ein versöhnender Vermittler der in Meinungen getrennten Partheien.

So viele ausgezeichnete Vorzüge des Geistes und des Herzens brachten ihn in einen unvermeidlichen und deßwegen natürlichen Zusammenhang mit allem Großartigen und Würdigen, was sich in Frankfurt ereignete und gestaltete. Es war eine Gewohnheit geworden, sich an Moritz von Bethmann zu wenden, wenn man des Erfolges eines Unternehmens sich versichern wollte. Auch unser kleines diesen Verein stiftendes Häuflein hatte gleich bei seinem Entstehen sein Augenmerk auf ihn gerichtet. Mir ward der angenehme Auftrag ertheilt, ihm unsern Plan vorzulegen, ihn zum Beitritt zu unserer Gesellschaft einzuladen und ihn zu bewegen, dieselbe in dem Maas mit pecuniären Mitteln zu unterstützen, wie es die Ausführung des gleich anfangs großangelegten Planes erforderlich machte. Ohne von ihm früher gekannt zu sein, gelang es mir in einer Unterredung, dem Anliegen seinen Beifall zu erwerben. Nicht mir, dem Unbekannten, nicht dem Enthusiasmus, der mich für den Plan begeisterte, darf ich die günstige Aufnahme des Gesuches zuschreiben. — In seinem Inneren lebte lange schon, was ich ihm begreiflich machen wollte. Er war überzeugt, daß in einem Staate, wo die Regungen des Herzens zum Trost der Menschheit mit so allgemeiner Huld gehört werden, auch der Kopf einmal bedacht werden müsse; denn arm und verlassen, ich möchte sagen vergessen, darbte das Senkenbergische medicinische Institut als wissenschaftliche Anstalt, während ihm zur Seite die reichen milden Stiftungen beinahe nichts zu wünschen übrig hatten. — Diesen von ihm wohlgekannten Verhältnissen muß der leichte Eingang beigemessen werden, den der Plan unseres Vereines bei ihm fand. Aber auch unmittelbar auf die Anerkennung des in ihm enthaltenen Wahren beschäftigte er sich mit der Zergliederung desselben, um die Möglichkeit, ihn würdig zu vollführen, auszumitteln. Mehrere Unterredungen, die ich in dieser Hinsicht mit ihm gepflogen, haben mich seine gründliche Kenntniß von den menschlichen Neigungen und seine Gewandtheit, dieselben einer guten Sache zuzuwenden, bewundern lassen. Was mich zunächst zu ihm geführt hatte, der Wunsch, die Gunst eines angesehenen vielvermögenden einflußreichen Mitbürgers für die werdende Gesellschaft zu erringen, trat nun in den Hintergrund; denn Höheres zeigte sich erreichbar; wir fanden einen eifrigen Mitarbeiter, der uns sehr oft den Weg gebahnt hat, auf welchem wir zu dem Ziele gelangt sind. Als er erkannt, daß ich mich mit so festem Sinn der Hoffnung des Gelingens hingegeben, fragte er mich, ob ich über die Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich der Ausführung des neuen Werkes entgegen stellen würden, nachgedacht hätte? — Meiner Erwiederung, daß ich die Aufgabe in dem Betracht als schwer zu lösen ansähe, weil eine große Anzahl Theilnehmer für die Sache gewonnen werden müßte, stimmte er bei, setzte aber weislich hinzu: Der Verein wird viele Theilnehmer, viele Gönner finden, aber es wird ihm schwerer fallen, die Vielen so lange für denselben Zweck zu interessiren, bis die Gesellschaft feste Wurzel gefaßt hat. Er hat es noch erlebt, wie eine schöne Erfahrung diese Besorgniß verdrängte: nicht nur erfreuen wir uns fortwährend der damals erst gehofften Theilnahme, sondern haben dieselbe stets zunehmen und sich befestigen gesehen.

Alles, was Moritz von Bethmann für die Senkenbergische naturforschende Gesellschaft gethan von dem Augenblick an, wo er ihr wirkliches Mitglied wurde, bis zu seinem Tode, hier aufzuzählen, bedarf ich nicht. Sie wissen, daß er zur Erbauung dieses Hauses fl. 3,000 schenkte, daß er die materielle Ausrüstung zu unsers Rüppells nordafricanischer Reise bestritten und dadurch uns mit Schätzen von seltenem und großem Werth bereichert hat. Eine jede sich darbietende Gelegenheit, uns zu unterstützen, war ihm willkommen und die Gesellschaft hat nie eine Fehlbitte bei ihm gethan. Eben so sehr als mit pecuniären Mitteln hat er uns mit seinem Rath in allen ihm vorgebrachten Angelegenheiten genützt. Seine Sorgfalt um unsere Arbeiten und den Geschäftsgang erstreckte sich so weit, daß er sich immer die wichtigeren eintreffenden und abgehenden Briefschaften vorlegen ließ. Wie gastfrei er die zur Versammlung der deutschen Naturforscher hier anwesenden Gelehrten in seinen Gärten bewirthet hat, haben Sie gesehen. Uns auch noch nach seinem Tode nützlich zu werden, hatte er schon beschlossen zu einer Zeit, wo die Keime zu unserer jetzt weit gediehenen Anstalt noch in der Entwickelung begriffen waren; schon im Jahr 1820 hat er uns, mit seinem unvergeßlichen Andenken, ein seinem hochherzigen Willen entsprechendes bedeutendes Vermächtniß zur freien Verfügung zugedacht.

So hat er sich im Leben ein Denkmal gestiftet, das seines Namens und seiner Werke Ruhm der späten Nachwelt überliefern wird. Verloren haben wir den Edlen für das Leben und beklagen das herbe Geschick; aber sein Geist weilet unter uns und sein Beispiel möge ein leuchtender Stern sein für alle, die mit menschlichem Sinne nach dem Höheren trachten. Er hat uns die Erben seiner Tugenden hinterlassen, mögen sie vollbringen, was er nicht mehr vermocht. Seiner uns geschenkten Gunst Gedächtniß ehrend, hat die trauernde Gemahlin ein wohlgelungenes Brustbild des Verklärten uns an diesem Orte aufrichten lassen und mit rührender Erinnerung an die großen Verdienste unseres einzigen Senkenbergs haben wir dem Würdigen eine Stelle an der Seite dieses Schutzheiligen unseres Hauses eingeräumt.

Was der Tod uns geraubt, giebt uns das vielgestaltige Leben wieder. Wir dürfen uns fernerhin der Gewogenheit unserer verehrten Mitbürger erfreuen und finden in dieser mächtigen Stütze sich immer erneuernde Kräfte und die Aufforderung, das zu vollführen, was wir begonnen.

Meinen letzten Bericht von unseres Rüppells Reisen im nördlichen Afrika schloß ich mit seiner Zurückkunft aus dem Kordofan. Er fand es für nöthig, nach den ausgestandenen Anstrengungen seine erschütterte Gesundheit zu pflegen und einige Monate in Cairo auszuruhen, d. h. nur so viel zu thun, als man gewöhnlich thut, wenn man nicht müßig ist. Seine Tagebücher mußten geordnet werden und er bereitete sich zu einer neuen großen Reise vor, während er nicht weniger mit dem Einsammlen an Ort und Stelle beschäftigt war. Hr. Hey hatte seine Gesundheit unterdessen wieder hergestellt und erhielt den Auftrag, die Nilländer und das Fayoum nochmals zu bereisen, um die bei früherer Anwesenheit daselbst der Beobachtung entgangenen Thierarten anzuschaffen und von den schon gekannten Doubletten aufzubringen. Auch von dieser Reise erhielten wir eine bedeutende Sendung von Säugthieren und Vögeln, so wie Skelette, welche am 12. August 1826 hier eingetroffen ist. Sie war begleitet von einer Sammlung der interessantesten Mumien aus den Gräbern der Thebais. Es sind 6 menschliche, von welchen 4 Erwachsene, 2 Kinder, und 10 Thiermumien. Diese wohlerhaltenen Reliquien der egyptischen Größe konnten und durften wir deswegen noch nicht zerlegen und also auch nicht aufstellen, weil Rüppell eine jede wohl in einem bedeutenden Sinn gesendet und daher seine Rückkunft abgewartet werden muß, um diesen kennen zu lernen. Wir lassen sie daher noch ungestört in ihrem Todesschlummer, bis der Reisende darüber verfügt. Diese Sendung enthielt ferner eine große Anzahl Amphibien, die in einem vortrefflichen Zustand eingetroffen sind. Mit dem Anfange des Jahres 1826 war die Ausrüstung für die neue Reise fertig. Sie sollte sich auf den nördlichen Theil des rothen Meeres erstrecken. Um diese Reise recht erfolgreich und zugleich für den Atlas derselben ergiebig zu machen, hatte Rüppell einen geschickten italienischen Maler, Namens Finzi, auf 2 Jahre angenommen, der an Ort und Stelle die Thiere nach dem Leben zeichnen und koloriren sollte. Für dieses Engagement brachte er ein monatliches Opfer von 30 spanischen Thalern. Auch einen europäischen Jäger nahm er noch mit, um einer desto größeren Menge von Thieren habhaft werden zu können. Am 16. Februar verließ die Caravane unsrer Landsleute Cairo und verfügte sich nach Suez. Die Jahreszeit ließ noch wenig Ausbeute auf dem rothen Meere erwarten. Die Reisenden bestiegen noch einmal den Sinai, theils um Beobachtungen jeder Art anzustellen, theils um einzusammlen. Sie erhielten wieder auf demselben viele merkwürdige Gegenstände. Auf seiner Höhe lebt der Stammvater der Hausziege wild, und sie waren so glücklich, ein altes ganz ausgewachsenes Männchen davon zu erlegen. Ich erwähne dieses Umstandes, weil das nördliche Afrika so reichhaltig an solchen Stammthieren ist, von denen wir unsere Hausthiere ableiten, z. B. die Hauskatze ganz unbezweifelt, so wie eine oder mehrere Hundevarietäten. Im Anfange des Monats Mai schifften sich die Reisenden in Suez ein und brachten theils auf dem rothen Meere selbst, theils auf den Inseln desselben, so wie in den Wüsten, die die Umgegend von Tor und Mohila begrenzen, mit ihren Beschäftigungen bis Ende Juli zu. In mehreren von Tor aus geschriebenen Briefen meldete mir Rüppell den glücklichen Fortgang seiner Arbeiten, die aber gegen Ende des Juli von einem Fieber unterbrochen wurden, das beinahe seine sämmtlichen Begleiter befiel. Nur er und Hey, diese in den africanischen Wüsten Abgehärteten, blieben davon befreit, mußten dagegen auf alles Einsammlen verzichten und sich mit der Krankenpflege befassen. Die Erfahrungen, welche sie in Behandlung der dortigen Plagen an sich selbst gemacht, müssen ihnen ein nicht geringes medizinisches Geschick eigen gemacht haben; die Kranken genasen, bis auf den Mahler, welchen Rüppell unter sehr mißlichen Umständen im August 26 nach Cairo zurückbrachte, wohin er sich verfügte, um seine große überaus gehaltvolle Sendung nach Europa zu übermachen.

Diese Sendung ist im Anfange des Aprils hier eingetroffen und hat unsere Bewunderung in hohem Maaße aufgeregt. Die Zeit seit ihrer Ankunft war zu kurz, um jetzt schon einen Bericht darüber mittheilen zu können. Es werden Jahre vorübergehen, ehe ihr umfassender Gehalt ergründet ist. Ich kann Ihnen daher nur die Massen anführen. Sie besteht aus 86 Säugthierbälgen, 154 Vögelhäuten, 62 Exemplaren Amphibien in Weingeist, 120 Arten Fischen theils in Bälgen, theils in Weingeist und von diesen ungefähr 300 Individuen, 58 Arten Krebse, sowohl getrocknet als in Spiritus, unter denen viele neue Geschlechter, einer bis jetzt noch nicht gezählten überaus großen Menge von Mollusken, Conchylien, Ringwürmern, Eingeweidewürmern, sternförmigen Thieren und Polypen, so wie die Skelette aller Wirbelthiere. Diese Sendung von Weichthieren füllt eine große Lücke in unserer Sammlung aus und ist das wichtigste Geschenk, welches Rüppell der Anstalt machen konnte, da der Unterricht der Thierlehre nach den heutigen Systemen sich auf diese gründet. Zwei Kisten mit Korallen und Pflanzenthieren, welche bei jener Expedition eingesammlet wurden, hielt er nach seinen Briefen für so schön, prachtvoll und wichtig, daß er solche in Alexandrien stehen ließ, wo sie seine Rückkehr nach Europa abwarten müssen. Er wollte diese zerbrechlichen Kostbarkeiten dem Auspacken in der Quarantaine zu Livorno nicht aussetzen.

(Schluß folgt.)

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 103. Freitag, 25. Mai 1827.

Der Geist der Zeit.

Es strömet mit mächtigen Wogen
Ein Strom den ewigen Lauf;
Das Weltall hat er zum Bette,
Nicht Klippe, nicht Damm hält ihn auf.

Und über den rollenden Wogen
Und über der Fluthen Drang,
Da schwebet nach himmlischen Weisen
Ein wunderbarer Gesang.

Und nach dem Gesange bewegen
Die tanzenden Wellen sich fort,
Und mit den Wellen auch schwimmen
Die Menschen von Orte zu Ort.

Es schlagen viel rüstige Schwimmer
Mit Macht die brausende Fluth,
Es füllen die zaub'rischen Klänge
Die Herzen mit höherem Muth.

Sie schwimmen durch Klippen und Felsen
Gar weit den Andern voran,
Und brechen mit kräftigem Arme
Dem Strome ebene Bahn.

Wenn Einer vollendet sein Streben,
Wenn Einer geendet den Lauf,
So löset auch ihm sich die Seele
In himmlische Töne dann auf.

Und voller klingen die Weisen,
Und mächtiger wallt dann die Fluth,
Und kräftiger glühet den Schwimmern
Im Herzen ein göttlicher Muth.

Was soll wohl der Strom uns bedeuten,
Und wie man den Sänger wohl heißt?
Den ewigen Strom der Zeiten,
Der Zeiten mächtigen Geist.

X.

Der geheime Agent.

Launige Erzählung von C. Spindler.

12.

Es scheint mir nicht überflüssig zu bemerken, daß ich zu Mittag anderthalb Flaschen Burgunder getrunken; anderthalb sage ich, weil bei der ersten Halben ich dergestalt erstaunt war, solchen kostbaren Wein in den Kellern des Tigers zu entdecken, daß ich mir die vollkommenste Ueberzeugung durch eine völlige Ganze, darauf Folgende, zu erlangen, nicht versagen konnte. Berechne nun die Kraft des Weins und des herrlichen Caffee's, wer da will, und rechne dazu die halbviertelstündliche Unterredung mit dem reizendsten Mädchen der Residenz, — die Erinnerung an Euryanthens Schmerz und meine Wortbrüchigkeit; — und es wird glaublich erscheinen, daß ich nach fünf Minuten bereits den Zephyr im Frack erreichte. Zum Glück für mich hatte den Schmetterling ein unvermeidliches Netz aufgefangen: ein Blumenkorb nämlich, hinter welchem eine frische Sechzehnerin saß, deren Teint das Incarnat ihrer Hyazinthen zu verspotten schien.

Eugen, Haarhaars Don Juan, feilschte um einen niedlichen Strauß und spielte den Geizigen, um mit dem Straußermädchen unterhandeln und ihm alsdann das Doppelte der Forderungen in die Schürze werfen zu können, aber sein böser Engel trat, herannahend wie ein Sturm, ihm in meiner Person auf den Sporen, daß er betroffen und unwillig sich umdrehte. Sind Sie denn blind, Herr? fragte er barsch, und besah mit Bedauern den zerbrochnen Sporen: oder sind Sie toll, oder sind Sie betrunken? — Keins von Dreien, antwortete ich nicht minder patzig: Ihr Sporen verfiel bereits den dunkeln Mächten; aber Ihnen selbst, Herr Graf, droht eine Neuigkeit, die ich Ihnen nicht schenken kann. — Der Graf sah mich mit weitaufgerissenen Augen an und sagte trocken: Haben Sie die Güte, ihre Unart nicht durch eitles Geschwätz zu vermehren. Reden Sie. — Unter vier Augen. — Auch das. —

Wir standen in einer Seitenstraße, die von Ställen auf der einen, von Gartenmauern auf der andern Seite eingefaßt war, und außer uns kein lebendiges Wesen aufweisen konnte. Ich nannte den Namen Euryanthe von Unkenau. Ein leichtes Roth flog über des Jünglings Antlitz, und dieser Spur von Scham und Reue folgte ich kühn mit eindringlichen Worten, schilderte ihm des Mädchens Lage, ihre Reise, ihre vergeblichen Bemühungen, ihre Hoffnung, ihren Schmerz. Ich forderte ihn auf, die Pflichten, deren er sich unterzogen, nicht zu vergessen. Da ich meine kurze Kraftrede ohne Unterbrechung zu Stande gebracht, legte der junge Herr das Gesicht in maliziöse Falten und sagte: Sie erinnern mich an eine Verbindung, deren ich in der That nicht mehr gedenken möchte, weil sie — frei sei's gesagt — unter meiner Würde war. Wie aber diese Studentenconnexion ferner in mein Leben einzuwirken bestimmt wäre, begreife ich nicht. Sie war vor meinem Abzuge von Unkenau beendigt, und hat überhaupt einige Monden nicht überlebt, wie das zwischen leichtfertigen Koketten von übelm Rufe und betrogenen Jünglingen nicht anders zu sein pflegt. — Diese Benennung einem Mädchen, das Sie liebten? fragte ich herrisch. — Einer nichtswürdigen Thörin, die ich verachte, lautete die Antwort. Unzählige Briefe habe ich unerbrochen zurückgesendet; auf einige Zeit habe ich ihretwegen die Stadt verlassen, und dachte mich durch strenge Befehle an meine Dienerschaft vor jeder Zudringlichkeit sicher gestellt. Warum verfolgt mich die Unselige noch immer? Warum setzt sie sich der Schande aus, für ihre thörichte Unverschämtheit zur Rechenschaft gezogen zu werden? Sie, die keine Ansprüche hat, nicht die geringsten? — Keine Ansprüche? fragte ich wieder; und Ihr Kind, junger Mann? dieses Pfand der Zärtlichkeit, das die Bemitleidenswerthe unter ihrem Herzen trägt? — Eugen lachte auf, wie ein Besessener. Mein Guter, rief er: Gestern war es just ein Jahr, seit ich Euryanthen den Scheidebrief schrieb und sie nimmer wiedersah. Lassen Sie doch diese Winkelzüge und antworten Sie mir jetzt, was Sie denn eigentlich vorstellen, daß Sie mich insolenter als nöthig auf offner Straße anpacken? Sind Sie ein dem Tollhause Entsprungener? oder ein Cicisbeo der werthen Dame, oder etwa ihr Bruder, der Kirschnergeselle, der, von seiner Wanderschaft zurückgekehrt, sich in der Karrikatur des Beaumarchais versucht, um an einem geduldigen Clavigo, einem Grafen obendrein, zum Ritter zu werden? Heraus mit der Sprache. — Ich kenne weder den Beaumarchais noch den Andern; versetzte ich widerhaarig: aber ich bin ein Mann, ein Freund der von Ihnen Verführten, und besitze das Eheversprechen, das Sie der Unglücklichen ausgestellt und das ich geltend zu machen wissen werde, so Sie es nicht realisiren wollten. — Der junge Graf maß mich betroffen von oben bis unten, und ich versprach mir viel von dem effektreichen Moment, den ich herbeigeführt hatte. Wo ist das Dokument? fragte der Attaché mit durchdringendem Blicke. — Sie sollen es sehen, heute, diesen Abend noch; erwiederte ich pochend. — Abermalige Stille, abermaliges Messen meiner Wenigkeit. — Hierauf sagte der Graf mit einer Geringschätzung, die sich der Niedere oft von dem Vornehmern gefallen lassen muß, — am häufigsten, wenn er Recht hat: Sie sind ein Lügner, Herr, oder ein großer Einfaltspinsel. Ich werde Sie erwarten, um 9 Uhr, sobald die Oper aus ist, im Hotel meines Vaters. -- Ich nickte. — Ihr Name? fragte er, schon zum Gehen gewendet. — Johann Christoph Heimler. — Ihr Stand —? — Hier mußte ich die Achseln zucken: die Discretion war mir theuer. Eugen zuckte ebenfalls die Achseln, aber recht boshaft, und flog davon, ohne nur den Hut zu rücken. —

13.

Gerechtigkeit, wenn auch die Welt dabei zu Grunde ginge! rief ich froh und heiter, da ich in Euryanthens Zimmer stürmte: Fassen Sie sich, Trostlose! Verschieben konnte wohl die Zeit Ihren Triumph, allein der heutige Abend bringt ihn zur Reife: Geben Sie es her das wichtige Eheversprechen. Es soll und wird mir gute Dienste thun. — Wär' es möglich? fragte Euryanthe mit freudigem Angesicht: Sie hätten mein nicht vergessen, wollten für mich handeln? Ich habe an Ihnen gezweifelt: ich habe heute wieder alle Mittel versucht, zum Minister oder zu seiner Gattin zu gelangen; — vergeblich jedoch, und Morgen wollte ich fort von hier. Wenn aber Sie — Ich will, ich werde, rief ich begeistert: Ich brenne vor Begierde. Her mit dem meineidigen Dokumente! — Euryanthe gab mir's mit zitternden Händen. — Gott segne Ihren Gang, sprach sie: Vermag Ihr Einfluß, mir nur eine Audienz bei Sr. Excellenz zu verschaffen, so bin ich glücklich! — Was Excellenz! erwiederte ich übermüthig: was Audienz! Vor die rechte Schmiede geht's! Dann und wann ist auch in Politicis der gerade Weg der Beste. Ihrem Verführer selbst halte ich dieses Papier vor. — Ich dachte, Euryanthe würde in die Erde sinken, und verü-

belte ihr den Schreck nicht. — Er wäre hier? lispelte sie mit einer Ohnmacht kämpfend und in das Sopha taumelnd. Er selbst? Dann bin ich verloren! — Fürchten Sie nichts, tröstete ich, wieder zum Sprunge bereit: Ich eile; ehe die Glocke halb zehn Uhr brummt, bin ich zurück, — Ihr Retter, Ihr Freund! — Um Gotteswillen! stammelte sie: mein Papier — das Eheversprechen — geben Sie es mir wieder, — ich werde unglücklich! — Es war klar, daß das Mädchen in einem gewissen, von der freudigen Ueberraschung erzeugten Delirio sprach; ich war aber, wenn ich gleich einsah, sie sei der Hülfe bedürftig, von jeher zu Krankenwärtersgeschäften sehr untauglich, und machte mich, nach Beistand zu rufen, aus dem Staube. Mein Geschrei beflügelte die Schritte einiger schwerfälliger Mägde, und den Flug eines jungen Elegants, der so eben in der Dämmrung an meiner Seite vorbeihuschte, und ebenfalls nach Nummer 19 segelte. Wer ist der Mensch? frapte ich den Kellner, der mit Lichtern versehen nach dem Gastzimmer eilte. — Hm! versetzte der Bursche lächelnd: Das ist der Vetter der Mamsell in Nummer 19; er besucht sie regelmäßig alle Abende um diese Stunde. Ein Vetter? dachte ich bei mir, und der Gedanke, daß die Unglückliche doch einen theilnehmenden Verwandten hier gefunden, beruhigte mich sehr. Ein Vetter? Wie gut hat sich das gefügt! Und wie gut ist es doch, daß sie gerade mir, dem Einflußreichen, in ihrem Vertrauen den Vorzug gegeben vor dem Vetter, der sicher nicht zum Ministerium dringt! — Ich sah eben auf der Schwelle des Tigers nach meiner Uhr, als der Wirth durch die Glasthüre des Speisezimmers mein gewahrte, und mit der verbindlichen Höflichkeit solcher Leute auf mich zusprang. Bester Herr! sprach er mit seiner ungemeinen Volubilität: Ich habe Ihnen einiges zu sagen. Für's Erste ist dieser Brief gekommen; für's Zweite kam diese Citation von der Polizei, die jedoch sicherlich hier an die unrechte Addresse gelangt ist, und für's Dritte war der Kanzelist Myrthenfeld schon zweimal hier, um nach Ihnen zu fragen, und läßt Sie ersuchen, ihm doch ja einen Augenblick — heute noch — zu schenken. — Da meine Uhr die herannahende Stunde des Rendezvous zeigte, schob ich den Brief, da er nicht von Pinchens Hand geschrieben, ungelesen in die Tasche, zerriß mit vornehmer Leichtigkeit die Citation, nickte dem Wirthe ein gleichgültiges Adieu und lief fort, schnurstracks dem Hotel des Ministers zu, vor welchem die so eben aus der Oper zurückkehrende Equipage des jungen Grafen hielt. —

(Schluß folgt.)

Auswärtige Theater.

Im Olympischen Circus der Brüder Franconi zu Paris giebt man jetzt ein Stück, betitelt: „Die Eroberung von Stambul, oder das befreite Griechenland.“ Es spielt im Jahr 1840 und der Inhalt ist folgender. — Erster Act. Sultan Selim IV., ein Tyrann erster Gattung, sitzt auf dem türkischen Thron, wohin er gelangt, nachdem er seinen 370 Brüdern hat die Augen ausstechen und seinen 253 Schwestern die Zungen ausschneiden lassen. Die Griechen sind bereits Meister der ganzen Pelloponnes, so daß Selim sich in sein festes Dardanellenschloß zurückgezogen hat, wo die Griechen ihn, so wie das große Stambul, belagern. Das Landheer der Letztern, bei welchem sich auch ein Corps Franzosen, als freiwillige Mitfechter, befindet, führt Macris, ein Sprößling der ehemaligen griechischen Kaiser, und unter ihm leitet der alte Fabvier das Commando. — Selim hat alle Hoffnung auf seine Tochter Zamire gesetzt, die von Macris angebetet wird; und durch sie sucht er ihn zu verleiten, den Griechen abtrünnig zu werden. Zamire ladet ihn deshalb ein, auf Selim's festes Schloß zu kommen. Aber vergebens; Macris kommt nicht. Selim indeß sprengt nun aus: Macris habe sich dennoch verleiten lassen, und sucht so Mißtrauen unter den Griechen zu verbreiten. Letztere neigen sich auch wirklich zu solchem Verdacht hin, da Macris sich öfter vom Heer zurückzieht; man erklärt ihn daher laut für einen Hochverräther. Der Beschuldigte trägt sein Unglück mit stiller Ergebung und ist bereit zu sterben. — Zweiter Act. Im Vordergrunde ist das Lager der Griechen, in der Mitte Fabvier's Zelt. Es wird eben Kriegsrath gehalten, und Macris wirklich zum Tode verurtheilt. Namentlich hält man ihn deshalb für schuldig, weil der letzte Sturm auf Stambul mißglückt ist, was man dem Verrathe des Macris zuschreibt. Da erscheint dieser plötzlich und rechtfertigt sich so überzeugend, daß Alles umgestimmt wird, und im allgemeinen Enthusiasmus beschließt man zu Morgen einen neuen Hauptsturm. Jeder eilt auf seinen Posten; da stürzt ein Sclave auf Fabvier und stößt mit einem Dolch nach ihm; er wird gepackt und gesteht, von Macris gedungen zu sein. Fabvier, obgleich nur von einer Streifwunde verletzt, ist dennoch über die Verrätherei empört, legt seine Waffen nieder und giebt seinem Corps Befehl, die Sache der Griechen augenblicklich zu verlassen. Allgemeines Gewirr entsteht. Mitten unter diesem wird Kriegsgetöse laut; der Feind hat einen Ausfall gemacht und dringt mit Heftigkeit in die griechischen Reihen ein. Da läßt der brave Fabvier, von allen Seiten mit Bitten bestürmt, sich wieder versöhnen, greift mit zu den Waffen und man sieht den Kampf sich entfernen. — Dritter Act. Die Vorstadt Pera ist in den Händen der Griechen. Der Sclave gesteht jetzt, daß er nicht von Macris, sondern von Selim gedungen gewesen, der, im Vorgefühl des Gelingens jener Unthat, das dadurch entstehende Gewirr weise zu seinem Ausfall benutzt hatte, welcher aber durch das Mißlingen des Mordes fehlschlug. Selim versucht jetzt das letzte Mittel; er sendet Zamire ab, um Macris mit sich auf das Schloß ihres Vaters zu führen; er schwankt einen Augenblick, aber dennoch siegt seine

Vaterlandsliebe: er folgt ihr nicht, bittet jedoch Zamire, bei ihm zu bleiben; dieß lehnt aber die keusche Tochter ab, hinzusetzend, ihr Vater wolle sich lieber sammt ihr unter den Trümmern seines Schlosses begraben, als sie den Giaurs überlassen; — damit entfernt sie sich. Macris ist tief betrübt und kann sich nur mit Mühe von ihr trennen. — Die Scene verändert sich; einem Herolde folgt ein Emir, der eine Unterredung mit dem griechischen Ober-Befehlshaber begehrt. Plötzlich erschallt ein Lärm; Selim ist erkannt. Fabvier tritt hinzu, ihm seine schändliche Treulosigkeit vorzuwerfen, läßt ihn aber großmüthig zurück geleiten. Jetzt geschieht der allgemeine Sturm. Macris erfährt, daß Feuer im Schloß der Dardanellen angelegt sei, eilend stürzt er hin, seine Zamire vielleicht noch zu retten, aber in dem Augenblick erfolgt eine schreckensvolle Explosion; das ganze Schloß liegt in Trümmer. Macris sinkt voll Verzweiflung seiner Umgebung in die Arme. Auf den Wällen von Stambul sieht man indeß die Fahne des Kreuzes wehen, die Sache der Griechen feiert den höchsten Triumph!

Vermischte Handzeichnungen.

2.

Manier.

Ueberall übt die Manier ihre Herrschaft, in der Kunst, in der Literatur und im äußeren Benehmen: immer aber ist es eine und dieselbe Verirrung des inneren Wesens, welche in verschiedenen, einander sehr analogen äußeren Richtungen sich ausspricht. Von der ersten dieser falschen Richtungen mögen indessen Kundigere reden: die zweite erörtern zu wollen, würde uns zu weit führen; daher hier nur einiges Wenige über die dritte. Im Benehmen und besonders in der Stimme, sind wohl nur wenige Menschen von Manier gänzlich frei; Viele aber überwältigt sie so sehr, daß ihre natürliche Art sich fast gar nicht mehr äußern kann, und einem Gewächse ähnlich ist, welches kümmerlich unter und neben einer erdrückenden Last hervorstrebt. Hier hören wir eine Stimme lispeln, dort eine andere flüchtig dahin rollen, oder nachlässig sich schleppen, oder barsch herauspoltern, oder feierlich emporsteigen, oder auch wie eine gestrichene Glasplatte unser Ohr schneidend anregen; dort — doch wir wollen das Unzählbare nicht aufzuzählen versuchen! Erinnern wir uns doch Redemanieren gehört zu haben, welche nicht übel mit einem Menschen zu vergleichen wären, der, anstatt nach gewöhnlicher Weise zu gehen, es vorzöge zu hüpfen, oder ein Rad zu schlagen, oder in Purzelbäumen sich vorwärts zu schwingen. Was ist nun aber eigentlich diese Manier? Könnte eine negative Erklärung genügen, so wäre dieselbe gar einfach so zu geben: sie ist nicht Natur — weßhalb sie auch von dem unverkünstelten Menschen so augenblicklich gefühlt wird —; sie ist indessen auch nicht ganz eins mit der Affectation, denn dieser ist, in ihrer Vollendung wenigstens, ihr Zweck sehr klar, während die Manier mehr in der dunkeln Sphäre einer gewissen Bewußtlosigkeit sich bewegt. Sie überrascht nämlich den Menschen wider Wissen und Wollen: er modelt sein Inneres nach einer ihm nicht eigenthümlichen Form und sogleich fliegt sie seinem Aeußeren von selbst an, wie Eisblumen an eine Fensterscheibe. Eben deshalb aber, weil sie gleichsam nur die Zugabe eines ungebildeten Strebens ist, findet sie sich auch nicht leicht in einem hohen Grade bei kräftigen und originellen Naturen, sondern ist vielmehr das fast untrügliche Kennzeichen der dem Geiste und Character mangelnden Kraft und Selbstständigkeit. Interessant aber ist und auch nicht allzu schwer, aus den verschiedenen Arten der Manier rückwärts zu schließen, aus welcherlei Anbildung sie hervorgehe, und welches Ziel ihr, wenigstens dunkel, vorschwebe. Kehren wir des Beispiels halber zu den oben erwähnten Stimmen zurück, so werden wir finden, daß zarte Anmuth, jugendliches Feuer, eine edle Weichheit, männliche Kraft, tiefer Ernst, schneidende Geistesschärfe etwa die Eigenschaften sein möchten, welche jede derselben in ihrer Art darstellen will. Oft werden auch die einmal geübten Manieren von ihrem Inhaber wieder verabschiedet und von Zeit zu Zeit mit anderen vertauscht: eine leicht erklärbare Folge ihres Ursprunges aus innerer Unselbstständigkeit. Frägt man aber: wie erwehren wir uns dieser lästigen Anhängsel? so wüßten wir nur die einfache Erwiederung: wolle nur Du selbst sein, so groß oder klein Du nun einmal sein solltest, und beobachte wachsam und unterdrücke streng die ersten Aeußerungen des Verlangens ein Anderer zu sein.

Kotzebue's Wiederaufleben.

Dem Buchhändler Kummer zu Leipzig ist von vielen Seiten hart zugesetzt worden, er möge doch dem Heros der deutschen dramatischen Vielschreiberei, dem noch unvergessenen, ja wie nicht Wenige behaupten unvergeßlichen, Kotzebue die Ehre anthun, seine herrlichen Werke in das jetzt so beliebte Taschenformat zu gießen. Hr. Kummer hat sich großmüthigst entschlossen! Alle die Meisterstücke, welche bisher nur in den 28 Octavbänden der gesammelten Schauspiele, einem Dutzend Almanachen und zerstreut in andern Kotzebuischen Werken zu haben waren und 80 Thaler kosteten, sollen nun in einer Reihenfolge niedlicher Taschenbändchen für 14 Thlr. lustig in die Welt ausfliegen. Als Motto auf dem Titel jedes Bändchens sind zwei Verse aus Schlegels „Festgesang deutscher Schauspielerinnen" im Vorschlag. Sie lauten:

> Du bist unser Herzenmann
> Der uns recht errathen kann.
> Reden, Thränen kannst du schreiben,
> Wie wir sie zu Hause treiben.

und als Epilog der ganzen Taschenausgabe wird man das Distichon lesen:

> Diese nur waren gedruckt: ungedruckte noch kommen in Zukunft,
> Auch ungelesene dann, auch ungeschrieb'ne hinzu.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 104. Samstag, 26. Mai 1827.

Der geheime Agent.

Launige Erzählung von C. Spindler.

(Schluß)

14.

Auf die Gefahr hin, mir den schönen Eindruck verderben zu lassen, welchen Mercadante's Meisterstück auf mich machte, will ich Sie anhören, sprach Eugen, da ich ihm in sein Boudoir gefolgt war, und er dem Kammerdiener einen Wink, sich zu entfernen, gegeben hatte. Ich bin neugierig zu wissen, wie denn das Ganze zusammenhängt. — Aus diesem traitabeln Benehmen schloß ich auf gute Resultate, und holte mit der Wichtigkeit, die zur Sache gehört, das bewußte Eheversprechen aus meiner Brieftasche, und breitete es, gleich der wichtigsten Note, vor dem jungen Mann aus. Allein die Territion, auf die ich rechnete, blieb weg. Der Graf las die Schrift aufmerksam durch, und ein Lächeln überflog zuerst sein Gesicht. Aha! dachte ich: das mephistophelische Lächeln des bösen Gewissens! — aber urplötzlich war es verschwunden, und ich habe noch auf keines Menschen Angesicht die tiefe Verachtung gesehen, die sich jetzt in Eugens Mienen aussprach, — mit welcher er mich fixirte. — Der Wisch ist falsch! sagte er rauh: falsch, und eine doppelte Beleidigung für mich, daß man wähnen konnte, dieses Machwerk für das meine ausgeben zu können. Herr! Sie sind entweder der unverschämteste Mensch unter der Sonne, oder selbst ein betrogener Pinsel; das Letztere will ich eher glauben, da augenscheinlich diese Schrift nicht bestimmt war, in meine Hände zu gerathen, sondern in die Hand derjenigen, bei welchen in meiner Abwesenheit ein Coup de main zu machen gewesen sein dürfte. — Herr Graf! — stotterte ich, ausser mir vor zorniger Bewegung, — Sie vergessen, daß Sie zu einem honetten Manne reden, der auch das Seinige gelernt hat, und solche Injurien nicht verdient. — Ueberzeugen Sie mich, erwiederte der gereizte junge Mann: Schlagen Sie den Helm auf; geben Sie mir Ihren Stand, Ihre Familie an. Ihr geheimthuendes Wesen hat etwas Suspektes, und ich liebe es, zu wissen, mit wem ich spreche. — Ich artikulirte demnach Namen, Geburtsort, und meine ehemalige Anstellung bei der Kammer. — Da ich nun aber schwieg, so rief der junge Mann: Charmant! Für's Gegenwärtige sind Sie Nichts, treiben Sie nichts, als solch undankbare Geschäfte für übelberufene Dirnen, die Ihnen Ihre Bemühung sicher nicht danken werden. — Herr Graf, — antwortete ich rasch und ohne Ueberlegung: Sie beschimpfen mich immer mehr, und ich rathe Ihnen ernstlichst, diese Schmähungen zu lassen, soll ich mich nicht an Ihren Vater wenden, der von meinen Verhältnissen genauer unterrichtet ist, als irgend jemand in der Residenz. — Mein Vater? fragte Eugen schnell. Recht wohl; wir werden alsobald im Klaren sein, denn — um ihn von meiner Unschuld zu überzeugen, habe ich ihn ersuchen lassen, in das Kabinet hier zu treten, woselbst er ohne Zweifel ein verborgner Zeuge unsrer ganzen Unterredung gewesen ist. —

Die plötzliche Wendung des Auftritts lag mir nun gänzlich ausser dem Scherze, und mit Angstschweiß auf der Stirne, wenn gleich mit dem Bewußtsein meines Rechts im Busen, sah ich's mit an, wie der junge Graf die Thüre des Kabinets öffnete und der Minister mit der imponirenden Würde, die ihm eigen war, heraustrat.

Die Excellenz warf einen durchdringenden Blick auf mich, und ich stand verdutzt, ihrer Frage gewärtig. „Sie berufen sich auf mich! begann der Minister endlich: Ich muß Sie hierüber um Erläuterung bitten, denn so viel ich sehe, scheinen Sie mir völlig fremd zu sein. — Aber, Ihro Excellenz, stammelte ich so bescheiden als möglich, und mein vertraulich bittendes Auge sah in das seine, das aber ernst und finster blieb wie zuvor. — So reden Sie doch — fuhr der alte Graf fort: Bedenken Sie, daß Ihr Schweigen Sie in ein ungünstigeres Licht stellt. Haben Sie vorhin in der Angst des Augenblicks eine Unwahrheit gesagt, so widerrufen Sie. Sagen Sie dreist heraus, daß ich Sie nicht kenne. — Wenn Ew. Excellenz so befehlen — erwiederte ich schüchtern — so will es die Discretion — daß ich schweige — — Was soll das heißen? sprach der Minister heftig: Sie beharren mit vieler Frechheit auf Ihrer Aussage, und da es mir nicht gleichgültig sein kann, meinen Namen von dem Agenten einer Nichtswürdigen gemißbraucht zu sehen, so werde ich Sie sammt der Betrügerin der betreffenden Behörde übergeben lassen. — Dieser schauderhafte Ernst ging denn doch über die Verstellung, und ein wunderbarer Muth, dem Gewaltigen gegenüber, entflammte mich plötzlich: Nein! rief ich: so weit sollte diplomatischer Schein nicht gehen! Ew. Excellenz nennen mich den Agenten einer Nichtswürdigen, während ich doch der Ihrige, in den besten Zwecken, bin. Sie wollen mich in's Verderben stürzen, und ich bin doch Heimler, den Myrthenfeld in Eid und Pflicht nahm, der Verfasser des Traktats über die Raubstaaten, der Schwiegersohn des Quartiermeisters und eine redliche Seele obendrein. Aber — deutlich ist's am Tage — die Sitten will man reformiren, bei den eigenen jedoch nicht beginnen. Euryanthe und ich, wir müssen zu Grunde gehen, weil der Verführer Ihr Sohn ist, Herr Graf! — Verstehst Du den Galimathias? fragte der Minister seinen Sohn. Dieser zuckte die Achseln und deutete auf die Stirne, als ob ich den Verstand verloren hätte. Der Minister nahm indessen keine Notiz davon und antwortete: Nicht doch. Hier steckt etwas anderes dahinter. Dieser junge Mann hat einen Namen genannt, dessen Inhaber uns wahrscheinlich mehr wird sagen können. — Nachdem er mich um die Addresse Euryanthens ersucht, befahl er mir, ruhig hier zu verweilen, und begab sich mit Eugen hinweg.

15.

Was mir mein Verstand und meine Combinationskraft nicht sagte, da ich nun allein über die seltsame Scene nachdachte, die sich begeben; — das sagte mir der Brief, den ich diesen Abend erhalten hatte, den ich, nach meinem Portefeuille suchend, in der Tasche fand und genauer besah. Alberts Handschrift leuchtete mir entgegen, und die Epistel ließ sich also vernehmen: „Unglücklicher, betrogener Freund! — Die da nicht hören wollen, müssen fühlen, sagt das gemeine Sprichwort, aber mich ärgerts doch, daß es an Dir, meinem ewig geliebten Freunde, — der mich zwar verkannte, aber darum nicht aufhörte mein zweites Ich zu sein, — ein wahres geworden ist. Ohne Vorwürfe, nur klaren Bericht: So eben, in der Stunde, da ich dieses schreibe wird des Quartiermeisters Tochter, Deine Braut, dem Adjutanten Metzler angetraut. Ein Freund des Letztern hat mir vertraut, daß man Dich hintergangen und nach der Residenz gesprengt, um hier Deinen Einspruch nicht zu befürchten, — daß Dich noch obendrein die Ränke des ungehobelsten Witzbolds der Hauptstadt in Verhältnisse versetzten, welche nicht ermangeln werden, Dich lächerlich zu machen. — Das Geld, das Du dem alten Fuchs vorgestreckt, ist in der That, wie der Fidibus, den Du aus der Verschreibung machtest, in Rauch aufgegangen, und kein Heller kommt Dir mehr zu Gute, da der Quartiermeister noch obendrein das Recht auf seine Seite bringt, behauptend, die Summe wäre, einer Uebereinkunft zu folge, als Reukauf ihm von Dir zugefallen, da Du in der Residenz Dich an ein berüchtigtes Frauenzimmer gehängt haben sollst, und laut Vernehmen im Begriff stehst, dasselbe zu ehlichen. Das Geld ist nun allerdings nur die Nebensache, allein Dich aus dem verdammten Brouillamini zu retten, meine Pflicht. Ich eile daher auf Sehnsuchtsfittigen diesem Briefe nach in Deine Arme. Albert.“ —

Ich hätte ein gutes Seitenstück zu Loths Weib, oder zu den Memnonsbildern abgegeben, nachdem ich diesen schrecklichsten aller Briefe gelesen. Verdammter Quartiermeister! Nichtswürdiges Pinchen! Abscheulicher Metzler! Treuer Albert! — Diese Worte quollen nach einander aus meinem Munde, und Thränen aus meinen Augen flossen ihnen nach. So schrecklich war nach meinen Begriffen noch kein in Staatskünsten und Menschenkenntniß Erfahrener getäuscht worden, und ich hätte zehnmal lieber vor dem Dey von Algier erscheinen wollen, als vor dem Minister, der mich bald rufen ließ. Ich war — Gott sei Dank — nicht allein mit dem Zürnenden und seinem Sohne, denn Myrthenfeld, blaß und zerstört, stand da, wie ein aus dem Himmel Gestoßner. — Den Brief, den Sie von diesem Menschen erhielten! sprach Se. Excellenz kurz und streng zu mir. Ich überreichte denselben. — Sie haben, fuhr der Graf, zu Myrthenfeld gewendet, fort — Sie haben sich hübsch sicher gestellt. Das ist nicht Ihre Hand; aber Ihr böses Gewissen liegt in ihren Zügen. Sie haben sich unglücklich gemacht. Verzeihung! flehte Myrthenfeld, und warf sich zu des Ministers Füßen. Ich stand dabei wie eine Meilensäule, und begriff endlich nur mit Mühe, daß ich in der That der allergeheimste Agent gewesen, von welchem kein Mensch, — den von Metzler angestifteten Myrthenfeld ausgenommen, — gewußt hatte. Ich erfuhr, daß der Canzelist — nicht Secretär — beschlossen hatte,

mich aus eigner Machtvollkommenheit auf ein Weilchen nach Petersweil zu schicken, damit nicht vor dem Polizeidirector auf eine oder die andre Weise die böse Historie zur Sprache kommen möge. Ich erfuhr, daß Euryanthe, die unschuldige Ursache der so schnellen Enthüllung des saubern Räthsels, für gut gefunden hatte, sich aus dem Tiger mit ihrem Vetter zu skissiren, indem es ganz wider ihren Plan gewesen, mit dem jungen Grafen selbst in Collision zu kommen, sondern ihr ganzes Bestreben dahin ging, bei dem Minister eingeführt zu werden, dessen Theilnahme für hübsche junge Supplikantinnen auf eine bedeutende Abkaufssumme rechnen ließ. Die Spitzbübin hatte übrigens nicht falsch speculirt; ich überzeugte mich davon: denn, obgleich Se. Excellenz beschlossen hatten, ihren ganzen Zorn auf den spaßlustigen Canzelisten fallen zu lassen, ihn aus dem Dienste zu weisen, ihn mit Gefängnißstrafe zu belasten, wegen des Mißbrauchs des Ministernamens, so vermochte dennoch die Fürbitte der zarten Jenny, die, von banger Ahnung bedrängt, nach dem Hotel geflogen war, den Blitz in den Händen des Donnerers aufzuhalten. Sogar Eugen, von dem Liebreiz des Mädchens bestochen, vereinte seine Bitten mit den Ihrigen, und ich guter Narr, bat am Ende selbst für den, der mich lächerlich hatte machen wollen. Der Minister gab nach, drohte aber mit der schärfsten Ahndung, wenn in Zukunft nur das geringste Aehnliche vorfallen sollte, und entließ uns gnädig, mit Anempfehlung des strengsten Schweigens. Dieses Schweigen war in dem Betreffe einer jeden Parthei, und Albert, der Lust hatte, viel Spectakel um meinetwillen zu machen, kam am nächsten Tage schon zu spät. Er fand mich in der Betrachtung jener Busennadel vertieft, die Pinchen mir zum Präsent gemacht hatte. Ihr Bild! sagte er, auf das niedliche Schlängelchen deutend, aber auch Dein Heilmittel, wenn Du willst, — wie die Mosesschlange. Erinnere Dich dabei stets der Treulosigkeit und Falschheit der Weiber, und folge meinem Beispiel: heirathe nie.

Hätte ich seinem Beispiel folgen wollen, wäre ich schon im folgenden Jahre verheirathet gewesen. Denn, nachdem er Myrthenfeld den Hals hatte brechen wollen, und — Dank sei's meinen und Jenny's Bitten, wie der aufrichtigen Reue des Maleficanten — nichts daraus geworden war, so wurde doch etwas aus der Verbindung, welche Jenny's und Alberts Augen anzuknüpfen für gut fanden. Die Hochzeit wurde in meiner Vaterstadt gefeiert, wohin ich seit jener ominösen Zeit nicht zurückgekehrt war, den Spott der Lieblosen fürchtend, wie den Tadel meiner Freunde, wie das Begegnen des verhaßten Paars. Gegenwärtig standen aber die Sachen anders. Fuchs Holderlein war Todes verblichen, das Regiment sammt Metzler und Pinchen versetzt worden; die Lästerzungen waren längst verstummt. Ich wagte es daher, ein Zeuge von Alberts glücklicher Vermählung zu sein, sie in meinem Hause zu feiern. Der Großvater Kabinetssecretär lächelte mild auf den Enkel herab, — durfte dieser gleich nur als Dilettant Diplomatik üben und treiben. Jenny's und Alberts Augen dankten mir eine fröhliche Stunde; — ich war vergnügt, und blieb es sogar, als beim Dessert die Thüre aufging, und Metzler in Majoruniform hereintrat. — Keinen Groll! rief er mir entgegen, die Hand ausstreckend: Der Durchreisende ruft Ihre Hospitalität an. Sie zu sehen, ist der Zweck meines Verweilens. Ich habe mich an Ihnen versündigt, doch nur halb. Ich wollte Pinchen heirathen, — Papa stand an dem Bankrott; mir mangelte die Caution. Ihre zwölftausend Thaler halfen. Von Holderlein hätten Sie dieselben nimmer erhalten, aber eines Officiers Ehre duldet keinen Flecken. Darum erlauben Sie, daß ich — der Erbe eines sehr reichen Bruders — Ihnen die vorgestreckte Summe mit Zinsen hier zurückerstatte. — Dießmal waren Metzlers Worte eben so wenig falsch als seine Obligationen, und ich schüttelte ihm die Hand. Mit der Linken jedoch schob ich die Summe — die längst verloren gegebne — unter Jenny's Teller. Freund, was machst Du? fragte Albert erschrocken: Deine unüberlegte Freigebigkeit wird Dich zum Bettler machen. — Dann komme ich zu Euch, versetzte ich lächelnd: bis dahin aber laßt uns Groll und Sorge vergessen. Der scheidende Major nahm noch meinen Glückwunsch zu seiner Vermählung mit sich und den Toast auf das Wohl seiner mir untreu gewordenen Frau.

Aber Heimler! sprach Albert: Geld und Bräute giebst Du weg wie ein sorgloses Kind, oder lässest Dir sie rauben nach Gefallen. Was bleibt Dir denn am Ende?

Eure Freundschaft! antwortete ich: mein Tractat über die Barbarstaaten, und das Bewußtsein, wenn auch nicht in jeder *Kammer*, aber doch in jedem Cabinet meinen Platz ausfüllen zu können. Der Minister hätte durch meine sechstägige Agentschaft aufmerksam auf mich werden müssen, — allein — die Zeitgenossen verstehen mich nicht, und somit ziehe ich mich zurück, wie das Verdienst zu thun pflegt. Ihr aber, Braut und Bräutigam! warnende Jenny! helfender Freund! lebet hoch!

Musikalische Abendunterhaltungen der Geschwister Heroux.

(Eingesandt)

Es gewährt einen erfreulichen und zugleich erhebenden Anblick, wie die holde Muse der Tonkunst ihr Reich in unserer Stadt immer mehr erweitert und der Verehrer immer mehr zu ihren freundlichen Altären lockt. Musik und Gesang befreunden sich nur mit unverdorbnen Gemüthern und wahr spricht der Dichter, daß man da, wo man singt, sich *sorglos* niederlassen könne.

Die Schwermuth seufzt in abgebrochenen Lauten; der Schmerz ist stumm; der Haß, der Neid, die Zwietracht, das beschwerte Gewissen irren allein, freudeleer und von dem frohen Reigen der Unschuld geschieden umher. Dagegen reicht die Religion so gern der Tonkunst ihre Hand und vor dem Zauber der allgewaltigen Schwestern sinken die Schranken der Endlichkeit.

Solche Betrachtungen drangen sich uns auf, als wir mit froher und zufriedner Brust am 13. Mai die letzte der musikalischen Abendunterhaltungen verließen, welche Herr Franz Heroux, einer der vorzüglichsten Violinspieler unsers trefflichen Orchesters und geschätzter Klavierlehrer, unterstützt von seiner kunst- und gesangreichen Schwester, Demoiselle Catharina Heroux, im Laufe des verflossenen Winters zur Aufmunterung ihrer Schüler und unterstützt von den bedeutendsten unsrer hiesigen Künstler und Dilettanten mit Geschmack und Einfachheit veranstaltet hatte. Schon die Freundlichkeit des Ganzen, der heitere Lebensmuth der aus den Augen der Jünger der holden Tonkunst sprach, das Ungezwungne und Sittliche, das alle Schüler und Schülerinnen gleichsam zu Gliedern einer Familie stempelte, wirkte wohlthätig auf den Beobachter. Zugleich mußte er aber erfreut bekennen, daß Fortschritte, wie er sie hier gesehen, von dem beharrlichen Eifer der Lehrer und Lernenden die schönsten Beweise geben. Wenn man bei den Schülerinnen der Schwester im Gesange die reine Intonation, die deutliche Aussprache, das gute Portament mit Beifall erkennen mußte, so ward man bei den Zöglingen des Bruders auf dem Klaviere durch den guten Anschlag, durch die Deutlichkeit in den Passagen und durch die Taktfestigkeit erfreut, wozu besonders das mit Fleiß geübte vierhändige Spiel und die Begleitung von streichenden Instrumenten verhilft. — Mögen beide Geschwister den mit so vielem Fleiße und sichtlichem Erfolge eingeschlagenen Weg rüstig und mit frischer Kraft fortsetzen; sicher wird ihnen dann ihr eignes Bewußtsein mehr Lohnendes sagen, als dies fremde Stimmen vermögen!

Was sie bringen.

Das Mitternachtblatt vom 17. und 18. Mai enthält unter der Aufschrift „das bäuerliche Trauerspiel" die aus geschichtlichen Acten gezogene Geschichte von dem am 3. Dec. 1826 in der Nähe eines thüringischen Dorfes vorgefallenen Doppel-Selbstmord eines Liebespaars. Müllner bemerkt in einer Note dazu: die Liebe habe hier ihre tragische Macht auf höchst imposante Weise offenbart, indem sie unabhängig von allen Einflüssen der Ueberbildung und Gemüthsverzärtelung gewirkt. Wenn Goethe wieder jung werden könne (wir werden morgen sehen, wie jung er noch ist!) so wäre hier der Werther zu überbieten, und das bürgerliche Trauerspiel, Romeo und Julie, (die Montagues und Capulets waren keine Bürgerfamilien!) ließe sich durch dieses bäuerliche verdunkeln, wenn sich ein Shakspeare dazu fände, diese Naturwesen bis in ihr Innerstes zu durchschauen. Freilich hat Bürger gereimt:

> Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
> Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

und die bäuerliche Tragödie wird mithin schwerlich ihren Shakspeare finden. Inzwischen dürften, wenn man die mitgetheilten Actenstücke genau besieht, einige Zweifel entstehen über die gänzliche Ausscheidung alles Einflusses der Ueberbildung. Der junge Mann, der zuerst seine Geliebte und dann sich selbst mit einer Pistole erschossen hat, wird als ein nach dreijähriger Dienstzeit zur Kriegsreserve entlassener Infanterist, ältester Sohn eines Handarbeiters (Taglöhners), beschrieben. In der linken Hand des Mädchens fand man, als die Leichname entdeckt wurden, mehrere sorgfältig zusammengelegte Papiere. Der Zweck, daß sie gelesen werden sollten, ergab sich daraus unverkennbar. Sie sind nicht nur gelesen, sondern nun auch gedruckt worden. So rührend und herzzerreißend ihr Inhalt ist, kann man sich doch nicht erwehren, aus Ton und Fassung zu schließen, daß der junge Infanterist, wer weiß wie, zu einer Bildung gelangt war, die für einen Taglöhnersohn allerdings unter den gegebenen Umständen gefährlich werden konnte, also in so fern für Ueberbildung gelten kann. Zu dieser Ansicht bewegt vornemlich der nachstehende über 4 Monate vor der Catastrophe geschriebene in einem Schreibbuche unter dem Nachlaß des Entseelten gefundene Erguß seiner innigsten Empfindung:

„Theure Eltern! Das Schicksal hat für mich entschieden und ich unterwerfe mich seinem Ausspruche, da es unbesonnen und thöricht wäre, ihm zu widerstreben. Von Jugend auf liebte ich sie, die ich ewig lieben werde! Schon in der zartesten Kindheit offenbarte sich meine Neigung zu der Geliebten, und ich unterdrückte sie nicht, sondern nährte sie sorgsam in meiner Brust. Und warum sollte ich es nicht? Ein höheres Wesen hat mich ja dazu bestimmt! Die Zeit der Trennung löschte das sanfte Feuer, das in meinem Busen glühte, nicht aus, sondern fachte es vielmehr zu lichten, hellen Flammen an. Im Dunkel des Verhängnisses wärmte ich mich an den Strahlen der Sonne, die in meinem Innern brannte, und ihr liebendes Licht erleuchtete mir die finstern Tage des Kummers. Mit allen meinen Gefühlen und Gedanken war ich bei ihr; ihre liebliche Gestalt stand unaufhörlich vor mir, und ich bildete sie mir getreu nach in meiner Phantasie. Mit Liebe hing ich der Lieben nach und in der seligsten Schwärmerei überließ ich mich ganz der süßen Hoffnung! J. G. Th. den 23. Juli 1826."

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 105. Sonntag, 27. Mai 1827.

Kinderleben
oder
Das Mährchen ohne Ende.

1.

Es war einmal ein Kind, das wohnte in einer engen Hütte, aber in der Hütte war nichts als ein kleines Bettchen, und in einer dunkeln Ecke hing ein Spiegel. Das Kind kümmerte sich aber nicht um den Spiegel, sondern sobald der erste Sonnenstrahl leise durch die runden Scheiben schlüpfte, und des Kindes Augenlieder küßte, und draußen das Finklein und Zeisiglein ihr Morgenlied anstimmten, und das Kind freundlich aufweckten, ging es hinaus auf die Wiese, und forderte von der Schlüsselblume Mehl, und Zucker von dem Veilchen, und von der Butterblume Butter; schöpfte in einem blauen Blumenkelch Thautropfen von den Maßlieben; breitete ein großes Lindenblatt aus, setzte seine kleine Näschereien darauf und labte sich daran. Zuweilen lud es eine summende Biene, öfter doch die bunten Schmetterlinge, am liebsten die blauen Libellen zu Gast. Die Biene murmelte vieles von ihren Reichthümern durch den Bart; das Kind aber meinte, der aufgespeicherten Schätze werde sie doch nicht recht froh, und es müsse ihr doch viel herrlicher zu Muth sein, wenn sie in der freien Frühlingsluft herumschwebe, und zum Gewebe der Sonnenstrahlen fröhlich summen könne, als wenn sie mit schweren Füßen und schwerem Herzen ihr Wachssilber und ihr Honiggold in die enge dunkle Zelle einschleppe. Darin gab ihm der Schmetterling Beifall und erzählte, wie er sonst so begierlich gewesen sei; wie er nur an das Essen gedacht und nicht ein einzigmal nach dem blauen Himmel aufgeschaut habe. Endlich sei er aber in sich gegangen, und — wie er sonst halb träumend auf der schmutzigen Erde schwerfällig herumgekrochen, so sei er nach kurzer Zeit auf einmal wie aus einem schweren Schlafe erwacht, und ganz verändert gewesen. Nun könne er in der Luft gehen, und habe jetzt seine einzige Freude daran, bald mit dem Lichte zu spielen und den Himmel in seinen Flügelaugen zu spiegeln, bald dem stillen Gespräche der Blumen zuzuhören und ihre Geheimnisse zu belauschen. Das gefiel dem Kinde wohl, und sein Mahl mundete ihm noch so gut und der Sonnenglanz auf Blättern und Blumen schien ihm noch so heiter und erquicklich. Wenn aber die Biene wieder auf die Bettel, und der Schmetterling auch bald wieder fort zu seinen Spielgesellen geflattert war, dann saß noch die Libelle auf einem Grashalm, und ihr schlankes, blankes Leibchen liebäugelte mit der Sonne, und war selbst noch glänzender blau als der Himmel, und die zwei Flügelpaare foppten alle Blumen, weil sie nicht auch davon fliegen könnten, sondern dem Sturm und dem Regen still halten müßten. Die Libelle aber nippte nur ein wenig an einem hellen Thautropfen und an dem blauen Veilchenhonig, und lispelte dann geflügelte Worte. Da hörte das Kind auf, sich an den Näschereien zu belustigen, schloß die dunkelblauen Augen und horchte mit geneigtem Köpflein dem süßen Gekose. Denn die Libelle erzählte Vieles vom frohen Leben im grünen Walde; wie sie bald mit ihren Gespielen Versteckens spiele hinter den Blättern der Buche und Eiche, und Nachläufchens über den stillen Wässern, bald ruhig den Sonnenstrahlen zusehe, die von Moos zu Kräutern, von Kräutern zu Gesträuchen emsig eilten und überall Luft und Wärme austheilten. Nachts aber schleiche der Mondschein herum und tröpfle den dürstenden Blumen Thau in den Mund, und wenn frühe das Morgenroth zarte

Himmelsrosen auf die Schlummernden herabwerfe, um sie damit zu wecken und zu necken, dann lachten, halb trunken, die Blumen sich an, die meisten aber könnten das schwere Köpflein noch lange nicht ganz aufheben. So erzählte die Libelle, und weil das Kind noch unbeweglich auf sein Händchen gestützt da saß mit geschlossenen Augen, vermeinte sie, es wäre eingeschlummert; schwang also ihr doppelt Flügelpaar und flog gesättigt dem rauschenden Walde zu.

2.

Das Kind aber war nur in ein wonnig Träumen versunken und wäre gar zu gerne Sonnenstrahl und Mondenschein gewesen und hätte noch immer mehr und mehr zuhorchen mögen. Als nun Alles still war und still blieb, schlug es die Augen auf und sah sich um nach seinem lieben Gaste. Der aber war wieder in die weite Welt geflogen. Da mochte es auch nicht länger allein da sitzen, stand auf und ging hinunter an den rieselnden Bach. Der wellte und quellte so recht lustig dahin, und tummelte sich gar possierlich, um über Hals und Kopf sich in den Strom zu stürzen, gerade als folgte der schwere Berg ihm auf der Ferse nach, dem er vor kurzem erst entronnen und nur mit einem lebensgefährlichen Sprunge entwischt war. Da ließ sich das Kind mit den Wellen in ein Gespräch ein und fragte sie, wo sie her kämen? Sie wollten ihm aber lange nicht Antwort stehen, sondern purzelten eine über die andere weg, bis endlich eine hinter einem Steine sich niederließ, um das freundliche Kind nicht zu betrüben. Von ihr hörte das Kind sehr seltsame Geschichten, die es aber nicht alle verstand; denn sie gab ihm Kunde von ihren früheren Schicksalen und vom Innern des Berges. Vor langen Zeiten, sagte sie, wohnte ich mit unzähligen Geschwistern im großen Weltmeer zusammen in Frieden und Einigkeit. Wir trieben mancherlei Kurzweil, stiegen bald häuserhoch in die Höhe, und guckten nach den Sternen, bald ließen wir uns hinunterplumpsen tief tief hinab, und schauten zu, wie die Korallen sich müd arbeiteten, um endlich einmal an das Tageslicht zu kommen. Ich aber war hoffärtig, und dünkte mich viel besser als meine Geschwister. Als daher die Sonne einmal wieder in's Meer hineinstach, hing ich mich fest an einen heißen Strahl, und dachte nun auch zu den Sternen zu kommen und einer ihres Gleichen zu werden. War aber noch gar nicht weit hinaufgestiegen, als der Strahl mich abschüttelte, und mich, mir nichts, dir nichts, auf eine finstere Wolke niederfallen ließ. Bald zuckte Feuer durch die Wolke, und ich schwebte in großer Lebensgefahr; doch die ganze Wolke ließ sich auf einen Berg nieder, und so kam ich mit der Angst und einem blauen Auge davon. Nun vermeinte ich geborgen zu sein, als ich auf einmal auf einem Kiesel ausglitt, von einem Steine auf den andern fiel, immer tiefer in den Berg hinein, bis es endlich stockfinster wurde, und ich nichts mehr hörte, noch sah. Da fühlte ich wohl, der Hochmuth komme vor dem Fall, ergab mich gelassen meinem Schicksal, und wie ich schon auf der Wolke allen herben Stolz abgelegt hatte, so ward mir dagegen hier das Salz der Demuth zu Theil, und nach vielen Läuterungen durch die geheimnißvollen Kräfte der Metalle und Steine, durfte ich endlich wieder in die freie heitere Luft hinaus. Nun will ich zu meinen Geschwistern in das Weltmeer zurück, und dann geduldig warten, bis ich zu etwas Besserem berufen werde. — Es hatte aber kaum ausgeredet, als die Wurzel eines Vergißmeinnichtchens das Wellchen beim Schopf faßte und es einsog, auf daß es zum Blümlein werde und als blaues Sternlein freundlich glänze an dem grünen Firmament der Erde. —

3.

Das Kind wußte nicht recht, was es zu allem dem denken sollte; sinnend ging es zurück, legte sich in sein Bettchen und träumte die ganze Nacht von dem Meer und den Sternen und dem dunkelen Berge. Der Mond aber betrachtete gar zu gerne das schlummernde Kind, wie es mit dem Köpflein auf das rechte Aermchen sanft hingelehnt dalag. Er blieb lange vor dem kleinen Fenster stehen und ging nur zögernd weiter, um auch einigen Kranken das dunkle Kämmerlein zu erhellen. Wie nun des Mondes sanftes Licht auf des Kindes Augen ruhte, kam es ihm vor, als sitze es in einem goldenen Kahne auf einem großen großen Wasser; unzählige Sterne schwammen schimmernd auf dem tief dunkeln Spiegel. Es streckte sein Händchen nach dem nächsten Sternlein aus, aber wie es dasselbe berührte, war es verschwunden, und das Wasser spritzte ihm entgegen. Da merkte es wohl, daß das nicht die rechten Sterne wären, sah hinauf zum Himmel, und wäre gern hinaufgeflogen. Während dem aber war der Mond seines Weges gewandert, und da wurde das Kind von dem Traume hinauf in die Wolken getragen, und es vermeinte, auf einem weißen Schäflein zu sitzen und viele, viele Lämmlein ringsumher weiden zu sehen. Es griff nach einem Lämmlein, um mit ihm zu spielen, da war es nur Dunst und Nebel, und das Kind ward betrübt und wünschte sich wieder hinunter auf seine Wiese, wo sein Schäfchen lustig herumsprang. Unterdessen war der Mond hinter den Berg schlafen gegangen und ringsum Alles dunkel geworden. Da fiel das Kind in den finstern Berg hinab und erschrack so darüber, daß es plötzlich erwachte, als eben auch auf dem nächsten Hügel der Morgen sein helles Auge aufschlug.

(Fortsetzung folgt.)

Neuester Bericht aus Weimar über Goethe.

Der Pariser Globe vom 22. Mai theilt den Auszug eines Schreibens mit, das ein junger Franzose, Hr. Ampere, der im deutschen Athen seine, glänzende Hoffnungen gebende, poetische Erziehung vollende, unterm 9. Mai an eine Dame gerichtet hat, und worin der Journalist dasjenige Interesse findet, welches jedem Versuche, ein neues Band zwischen zwei wetteifernden Literaturen (littératures rivales) aufzufinden und ungerechte Vorurtheile zu verdrängen, Theilnahme sichere. Unsere Leser werden aus dieser vorsorglichen Bemerkung des Globe, der unter der gebildeten Classe ein großes Publicum hat, den Schluß ziehen, daß die Anerkennung deutscher Wissenschaft und Kunst in Frankreich gegen sonst wahrhafte Riesenschritte voran gemacht hat. Denn wo hätte es noch vor 10 Jahren ein Journalist wagen dürfen die zwei Literaturen als rivalisirend neben einander zu stellen? — Doch lassen wir diesen uns fremden Zweck der Mittheilung auf der Seite liegen, um zu hören, was der junge in die Musenschule geschickte Franzose aus Weimar und über unsern Dichterheros zu melden hat. Der Briefauszug fängt zwar mit einem starken Verstoß gegen die Wahrheit an, das darf uns aber nicht irren, da es nicht Jedermanns Sache ist, in allem genau zu sein.

„Goethe ist, wie Sie wissen, im 80sten Jahr. (Goethe ist am 28. Aug. 1749 geboren und wird sonach zum Glück erst in diesem Jahr 78 alt) Ich hatte das Vergnügen mehreremal in kleinem Zirkel mit ihm zu speisen, und habe ihn einige Stunden hintereinander mit wunderbarer Geistesfrische sprechen hören: bald mit Feinheit und Eigenthümlichkeit, bald mit der beredten Wärme eines Jünglings. Er ist von allem unterrichtet, interessirt sich für alles, bewundert alles, was in seiner Art vorzüglich ist. Mit seinem greisen Haare und in einem blüthenweißen Schlafrock sieht er ganz patriarchalisch aus. Umgeben von seinem Sohne, seiner Schwiegertochter und zwei Enkeln, die mit ihm spielen, plaudert er über die anziehendsten Gegenstände. Er hat uns von Schiller unterhalten, von ihren gemeinschaftlichen Arbeiten, von des Verstorbenen Planen, und das alles mit der heitersten Liebenswürdigkeit.

„Goethe hat ein naives Bewußtsein seines Ruhmes; Niemanden kann dieß Selbstgefühl verletzen, denn der Dichter zeigt zugleich eine allgemeine Theilnahme an allem, was anderwärts und in welchen Fächern es auch sei, Schönes hervorgebracht worden. Er ist auf den Knien vor Moliere und Lafontaine, bewundert die Athalie, findet Geschmack an der Berenice, weiß Berangers Lieder auswendig und kennt die neusten unserer Vaudevillestücke. Ueber Tasso will er große Untersuchungen angestellt haben; er versichert, dieser Dichter erscheine in der Geschichte seines Lebens fast so wie er ihn auftreten lasse. Daß Tasso im Gefängniß gewesen, hält er für erfunden. Er glaubt an des Dichters Liebe zur Prinzessin, aber freilich nur an eine bescheidne in der Ferne gebliebene romaneske Liebe und nicht an so absurde Heirathsvorschläge, wie man sie vor kurzem auf unsere Bühne gebracht hat.

„Ich habe ein ganz besonderes Goethe'sches Werk im Manuscript gelesen; es erscheint nächster Tage; er hat es im 77sten Jahr geschrieben; es ist ein Zwischenspiel, das in den Faust gehört, der noch nicht fertig ist. Er nennt es eine Fantasmagorie. Mir kommt es unübersetzbar vor.*) Aber unter vielem Bizarren und Dunklen**) zeigt sich Tiefe, Poesie und Grazie. Von Troja's Belagerung bis zum Fall von Missolunghi, griechische Mythologie, Mittelalter, Tagsgeschichte, Lord Byron, — alles findet sich darin. Es ist ein Traum von ernster Bedeutung: und alles in dieser Composition ist, gut oder verwerflich, ist selbst erfunden, ist die Schöpfung des 80 jährigen Kopfs!

„Doch Sie glauben wohl, die Bewunderungswuth (manie admirative) der Deutschen habe mich befallen? Und doch bin ich noch nicht so exaltirt für den Dichter als die gute Dame, bei der ich hier wohne. Sie erzählte mir, „Goethe habe eine solche Masse von Ideen, daß er sich einen Secretär habe anschaffen müssen. Einen Secretär haben, ist aber hier zu Lande***) ohne Beispiel."

Vermählungsfeierlichkeiten zu Berlin.

(26 — 31. Mai 1827.)

Prinz Karl von Preußen (geb. 1801), dritter Sohn Sr. Maj. des Königs, ist am 26. Mai zu Berlin mit der Prinzessin Maria von Sachsen-Weimar (geb. 1808, Tochter des Erbgroßherzogs Karl Friedrich und der Großfürstin Maria Paulowna) getraut worden. Die Ordnung der Feierlichkeiten, wie solche auf Befehl des Königs bei Gelegenheit dieser Vermählung statt finden sollen, ist auf acht Seiten in Folio im Druck erschienen. Man ersieht daraus folgende Details:

Am 26. Mai 7 Uhr Abends versammeln sich die hoffähigen Personen in dem Schlosse zu Charlottenburg. Die höchsten Herrschaften kommen um halb 8 Uhr zusammen. Die königliche Krone wird gebracht und der ersten Hof- und Staatsdame, Fräulein v. Viereck, über-

*) Was wird die rivalisirende Literatur zu diesem Geständniß sagen?

**) Doch wohl nur für französische Augen.

***) Hr. Ampere hätte doch im deutschen Athen die verjährten Vorurtheile von dem unwirthlichen Norden, wozu sonst die Pariser Geographen ganz Deutschland mitrechneten, so weit abschütteln sollen, um begreifen zu können, daß ein Secretär nichts so ganz Unerhörtes bei uns ist.

geben. Die Kronprinzessin empfängt sie aus deren Händen und setzt sie in Gegenwart des Königs auf das Haupt der Prinzessin Braut. Alsdann ertheilt Se. Maj. den Befehl zum Anfang der Ceremonie. Die Ordnung des Zuges zur Kapelle ist durch des Königs Befehl, den Hausgesetzen unbeschadet und ohne Rücksicht auf den, unter den Mitgliedern der königlichen Familie und den anwesenden höchsten Herrschaften bestehenden Rang für diesmal besonders bestimmt. Folgt die Beschreibung des Zugs. Der König führt die Kronprinzessin. Der Kronprinz und der Prinz Friedrich der Niederlande führen die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin (Tochter des Königs). Mit im Zug gehen: Der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, der Herzog von Braunschweig-Oels, Prinz Ludwig von Hessen-Homburg, der Fürst von Anhalt-Köthen-Pleß. Es erfolgt nun die Trauung in der Kapelle durch den Bischof Eylert. Beim Ringwechseln werden 24 Kanonen dreimal gelöst. Nach dem Segen geht der Zug zurück. Hofmarschall v. Malzahn annoncirt das Souper. Die verschiedenen Tafeln sind in der großen Gallerie. Sobald sich der König niedergelassen, treten die zum Vorlegen der Speisen ernannten zwei Generallieutenants v. Kessel und v. Rauch an die beiden Enden der Tafel. Sie geben die vorgelegten Speisen den hinter ihnen stehenden Kammerlakaien, diese den Pagen und von diesen erhalten sie die functionirenden großen Hofchargen und Kavaliere. Ausser der königl. Tafel (an deren Mitte das Brautpaar, neben der Prinzessin Maria Se. Maj. der König, neben dem Prinzen Karl die Kronprinzessin) sind noch fünf Tafeln, an welchen die Honneurs machen: 1) Feldmarschall Graf Gneisenau, 2) Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Bernstorff, 3) Obermarschall Graf von der Goltz, 4) Oberkammerherr Fürst v. Sayn-Wittgenstein, 5) General-Adjudant von dem Knesebeck.

Auf das Souper folgt der Fackeltanz. Dem Obermarschall Grafen von der Goltz, mit dem Marschallsstab in der Hand, folgen die 12 in Berlin anwesenden Minister nach dem Datum ihres Patents, die Jüngsten vorangehend — v. Motz, v. Dankelmann, v. Hacke, v. Bernstorff, v. Klewitz, v. Lottum, v. Sayn-Wittgenstein, v. Schuckmann, v. Humboldt, v. Beyme, v. Altenstein, v. Brockhausen — mit weißen Wachsfackeln; unter dem Vortritt dieser Personen macht das hohe Brautpaar einen Umgang im Saale, worauf sodann die Prinzessin Maria mit dem König und allen Prinzen, die im Zuge waren, der Prinz Karl mit allen Prinzessinnen in ähnlicher Art tanzen.

Am 27. Mai: Kirchgang, Dejeuner Dinatoire, Abends Cour und Polonaisenball. 28. Mai. Die königlichen Hoheiten begeben sich nach Berlin. Wenn Sie am Thore ankommen, werden 24 Kanonen dreimal gelöst. Diner im Rittersaale. Abends Oper: Agnes v. Hohenstaufen, der ein Ballet vorangeht. 29. Mai. Diner beim Kronprinzen; Abends Schauspiel; Freiredoute im Opernhaus. 30. Mai. Schauspiel und Ball in Charlotttenburg. 31. Mai. Diner bei Sr. Maj. dem König. Abends Oper: Agnes von Hohenstaufen mit vorangehendem Ballet.

Zweisilbige Charade.

Erste.

Wer immer blicket nur auf mich,
Der dreht gewiß im Leben sich
In alter träger Weise,
Wie ich in engem Kreise.

Zweite und Ganzes.

Doch wenn die Lieb' das Zweite flicht,
So denkt man wohl an's Erste nicht,
Und um so besser ist es dann,
Hat man das Ganze um und an.

Auflösung der Charade in Nr. 100.

Feuerzeug.

Auswärtige Theater.

Ein Schreiben aus Mainz vom 23. Mai spricht sehr bedenklich von der Aufführung des Freischützen und Don Juan auf der dortigen Bühne. Ueber Dem. Hauß als Agathe und Anna, über Hrn. Dobler als Caspar, wird nur Lobendes gesagt. Wozu aber es wiederholen, da wir hier die Verdienste dieser Leistungen schon oft erkannt und ausgesprochen haben? Dagegen heißt es beim Freischützen: Die Mitspielenden entsprachen so wenig den Anforderungen der Kenner, daß man am besten thut, von der Aufführung gar nichts zu sagen. Und beim Don Juan wird geklagt: „er wurde gegeben: aber wie?! — Außer der Gastspielerin Dem. Hauß, auch gar kein Mozarts würdiger Ton! Solch' eine Donna Anna wäre überall zu wünschen, solche Umgebungen nirgends. Die Künstlerin soll unsern Dank haben für schöne Momente. Wohl ihr, daß sie in Frankfurt ihrem Talent im schönen Verein mit Künstlern leben kann."

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 106. Dienstag, 29. Mai 1827.

Nachrichten von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

Vortrag des Directors Hrn. Dr. Cretzschmar in der öffentlichen Sitzung zur Jahresfeier am 6. Mai 1827.

(Schluß.)

Bei Rüppells Ankunft in Cairo fand er Briefe, worin ihm über den raschen Fortgang und das Aufblühen unserer Gesellschaft berichtet und der Dank für Alles, was er für sie gethan, ausgesprochen wurde. Auch war ihm das erste Heft des von uns zur Bekanntmachung seiner Entdeckungen herausgegebenen Atlasses, in der Hoffnung ihm eine Freude damit zu machen, zugesendet worden. Er hat dasselbe mit innigem Vergnügen aufgenommen und will in dieser Handlung den Dank, den ihm die Vaterstadt für seinen patriotischen Eifer zollt, erkennen. Ende Septembers vorigen Jahrs ist er von Cairo abgereist, um sich mit seinen in Tor zurückgebliebenen Gefährten nach Massuah einzuschiffen. Nie, schreibt er, bin ich für eine Reise so vollkommen ausgerüstet gewesen als für die jetzige. Das für dieselbe angeschaffte Material enthält alles, was ich wünschen kann. Ich habe einen zweiten europäischen Jäger in meine Dienste genommen, damit wir uns um so mehr auf dem östlichen Abhange Abyssiniens verbreiten können. Ich erwarte von meiner Reise in dem Habesch unermeßlichen Erfolg, und wenn meine Absicht erfüllt wird, wenn ich erlangen kann was ich so sehnlich wünsche, die Fauna dieses in der Geschichte so berühmten Landes zu untersuchen und zu bearbeiten, schiffen wir uns im Juni 27 wieder in Massuah ein, berühren Jidda, kehren im Herbst nach Cairo zurück, untersuchen das Delta, und dann hoffe ich im Frühling des Jahres 1828 in den Armen meiner Freunde von den schweren Mühseligkeiten auszuruhen. — Möge dich dein guter Engel vor Gefahren bewahren, du hochherziger Sohn Frankfurts! Deine Vaterstadt wird dich jubelnd empfangen; deiner glücklich ersehnten Zurückkunft werden sich deine Verwandte, deine Freunde, alle deine dankbaren Mitbürger erfreuen.

Die wichtigen Verbindungen, welche die Gesellschaft mit auswärtigen Gelehrten unterhält, der Austausch von Naturalien, welchen sie mit den meisten europäischen Museen der Naturgeschichte fortgesetzt betreibt, begründen ihren innern Werth immer mehr und mehr und häufen Schätze auf Schätze. Ich erwähne der fortwährenden Aufmerksamkeit, mit welcher Hr. Temmink für die Vervollständigung der Sammlungen und der Bibliothek besorgt ist, so wie mehrerer großer Sendungen von Vögeln und Säugthieren, die von ihm eingetroffen sind, als Zeugen, daß er unser schnelles Emporkommen stets im Auge hält. Mit den Museen in Wien, Berlin, Dresden, München, Gröningen und vielen andern ist ein lebhafter Verkehr eingeleitet; wir haben gegen unsere eingesendete Doubletten schon vieles Gewünschte erhalten und sehen noch mehrerem entgegen. Von Ilheos, Fernambuk, St. Paula in Brasilien, dann von Buenos Ayres sind uns gehaltvolle Sammlungen angezeigt.

Ein Landsmann, der als Factor der rheinisch ostindischen Handlungsgesellschaft nach der Halbinsel Malacca gesendet worden, Hr. Kaufmann, hat sich vor seiner Abreise nach Sincapore im Zubereiten zur Aufstellung geeigneter Thiere hier unterrichten lassen. Die Gesellschaft

hat ihm das erforderliche Material mitgegeben und wir erwarten von diesem uns wohlergebenen jungen Manne im Anfange des nächsten Jahres die ersten Früchte seines Fleißes. Der Fürst von Musignano, Carl Lucian Buonaparte, ältester Sohn des der politischen und literarischen Welt bekannten Fürsten von Canino, hat bei seiner hier im Januar stattgehabten Durchreise eine enge Verbindung mit unserer Gesellschaft eingegangen. Er ist uns rühmlich bekannt als ein eben so eifriger als gründlicher Gelehrter, der sich ein großes Verdienst um die Naturgeschichte der Vögel Nordamerica's durch ein prachtvolles Werk erworben. Wir erhalten von ihm seine eigenen Werke und andere gelehrte Arbeiten seines neuen Vaterlandes, so wie die sämmtlichen Vögel, welche in den vereinten Staaten gefunden werden, gegen europäische und africanische dieser Classe.

In meinem vorigen Jahresbericht hatte ich die erfreuliche Mittheilung gemacht, daß unser verehrter Mitbürger und Mitglied, Hr. Alexander Du Fay, aus eigenem Antrieb und besonderem Wohlwollen für unsere Anstalt sich erboten, dem Geschäftsführer seines in Mexico errichteten Hauses die Anschaffung und Uebersendung der dortigen Säugthiere und Vögel aufzugeben. Hr. Lavater hat diesen gütigen Anordnungen entsprochen und zeigt in seinen Briefen an, daß er eine Kiste mit Thier= und Vögelbälgen zum Versenden bereitet habe, welche nach dem, was er davon kurzlich anführt, von nicht unbedeutendem Gehalt ist. Er bedauert, daß er dem von Hrn. Du Fay erhaltenen Auftrag, eine beträchtliche Summe für Herbeischaffung und Zubereitung der Naturkörper zu verwenden, deßwegen noch nicht genügend habe nachkommen können, weil er keinen hierzu tauglichen Gehülfen finden könne. Seine erste Sendung, welche im Laufe dieses Sommers hier eintreffen dürfte, soll eine Probe sein von dem großen Reichthum, den das von der Natur so sehr begünstigte Land dem Forscher darbietet; und wenn diese Gegenstände gut erhalten eintreffen, ist der fleißige Arbeiter, der nur die wenigen geschäftsfreien Tage unsern Anforderungen und Wünschen widmen kann, erbötig, das so schön begonnene Werk fortzusetzen. Wir finden uns ganz besonders verpflichtet, Hrn. Du Fay für diese zuvorkommende thätige Mitwirkung für unsere Zwecke im Namen der Gesellschaft öffentlichen herzlichen Dank abzustatten.

Ich habe heute noch ein anderes höchst angenehmes Ereigniß dieser Art zu verkünden. Schon seit mehreren Jahren ist unser geschätzter Mitbürger, der hiesige Handelsmann Hr. Graupner, bemüht, seine Geschäftsverbindungen mit Hrn. Jacob Astor von Neuyork zum Vortheil unserer Anstalt geltend zu machen. Hr. Astor, ein Deutscher von Geburt, der Gebieter über ein großes Vermögen und Besitzer eines ansehnlichen Theiles der Jagden in Canada und den Hudsonsbailändern, hat sich in Folge der wiederholten Aufforderung unseres eifrigen Gönners entschlossen, allen seinen Jägern Befehle und Instructionen zu ertheilen, die in seinen Jagdbezirken vorkommenden Säugthiere für die Ausstellung geeignet zubereiten zu lassen. Vor wenigen Tagen ist bereits eine Sendung bedeutender Gegenstände von ihm hier angelangt und durch Hrn. Graupner übergeben worden. Auch diese vortrefflichen Thierhäute sollen nur als Muster angesehen werden für größere Sendungen, die später erfolgen werden, und wir können uns zuversichtlich der Hoffnung hingeben, in Jahresfrist den Bison, den Moschusochs, den Elennhirsch und so viele andere seltene Thiere Nordamerica's in unseren Sälen aufgestellt zu sehen. Mögen der hiesige und der transmaritime Freund unserer Gesellschaft in unserer unbegrenzten Dankbarkeit für ihr Wohlwollen die gebührende Anerkennung finden!

Gleiche zuvorkommende Anerbieten von anderen uns gütigst ergebenen Mitgliedern sind der Ausführung nahe. Sobald sie zur That gereift sind, werde ich freudige Kunde davon bringen.

So steht es um das rege Leben, das von unserer Gesellschaft nach allen Richtungen ausströmt und ihr die Naturschätze aller Welttheile zuführt. — Sie wachsen und mehren sich täglich diese Schätze; es füllen sich die Räume, — aber das Haus dehnt sich nicht aus; — es kann fast nicht mehr die Masse von Dingen fassen und eine Sendung drängt die andere. Ihrer Gunst und Ihrem Mitwirken sei es wohl empfohlen, wenn wir auf die Erweiterung seiner enggewordenen Grenzen bedacht sein müssen.

Ueber die Creuznacher Salzquellen.

Wer die herrliche Rheingegend bereisend von Mainz aus den schönen Strom hinabgleitet, dem öffnet sich schon nach einigen Stunden am linken Ufer bei Bingen ein freundliches Thal, aus welchem ein Flüßchen, die Nahe, sich in den Rhein ergießt. Selten nur wird es von Reisenden besucht, deren Sinne die großartigen Umgebungen des mächtigeren Flusses so entzücken und ganz ergreifen, daß meist nur derjenige, für welchen diese Eindrücke nicht mehr den gewaltigen Reiz der Neuheit haben, geneigt ist, das Flußbette aus den Augen zu verlieren und die lieblichen Stellen aufzusuchen, welche die seitwärts liegenden Höhen und Gründe, Rebengelände und Wäldchen darbieten. Wer auch eben erst das mit prächtigen Landhäusern, stattlichen Dörfern und unübersehbaren Weinbergen die rechte Rheinseite schmückende Rheingau bewundert, eben erst von den erhebenden Ansichten, welche im mannigfaltigsten Wechsel des Wilden mit dem Lieblichen der Niederwald eröffnet, begeistert worden, der wird dennoch im schönen Nahethal einen reichen Genuß finden. Hat man, gleich hinter Bingen, die Drususbrücke überschritten und die auf dem linken Ufer der Nahe hinziehende gute Kunststraße betreten, so öffnet sich dem Blicke das romantische Thal, anfangs verengt durch

rothe bis oben hinan mit Wein bebaute Sandsteinberge, worunter der Scharlachberg berühmt ist, und nur allmählig breiter; der Fluß schlängelt sich in vielfachen Krümmungen durch üppige Wiesen und fruchtbare Aecker, die Anhöhen treten weiter zurück und es begränzen nur auf unserer Seite die dicht an der Straße hinziehenden Thon- und Schiefergebirge, mit schroff ansteigenden Felsparthien abwechselnd, das Auge und lenken es auf die mit erfreulicher Ordnung und Fleiß in Terassen, welche durch Mauern mühselig vor dem Zusammensturz geschützt sind, bis in den äußersten Winkel bepflanzten Weinberge. Bald wird man von dem freundlichen Anblick des noch eine Stunde weit entfernten Creuznach überrascht, welches den Vordergrund einer reizenden Landschaft bildet, die zur Rechten von der die Stadt beherrschenden Ruine Kauzenburg, links und hinten von dem imposanten Rheingrafenstein und in weiterer Ferne vom Hardtgebirge und dem Donnersberge begränzt ist. Im Hintergrunde schließen die ausgedehnten Salinenbauten das wiederum enge Thal, aus welchem die Nahe sich hervorwindet.

Als ich an einem schönen Sommertage des Jahrs 1826 zum erstenmale diese Gegend besuchte, dachte ich mir, hier sollten Anstalten zu Brunnen und Badecuren sein, in diesem schönen Thale, so still und doch nicht zu weit von dem Geräusche der Welt entfernt, damit der daran Gewöhnte es leicht wieder finden könne, in diesem freundlichen lebendigen Städtchen, unter dessen heitern Bewohnern der Fremde sich bald heimisch und wohl fühlen muß, nur eine kurze Strecke entfernt von mehreren größern Orten, welche grade die meisten Kandidaten zu Brunnencuren liefern und deren Bewohner mehr als andere das stete Gewühl der Geschäfte während einiger Sommerwochen Ruhe und Zurückgezogenheit suchen läßt. (Mainz ist 8, Wiesbaden 10, Mannheim 12, Koblenz 14, Frankfurt a. M. 16 Stunden entfernt.) Angenehm war es mir zu vernehmen, daß dieser Wunsch, auch von andern gehegt, in Erfüllung zu gehen im Begriffe sei, da seit einigen Jahren mehrere Kranke mit großem Nutzen die Soole gebrauchten und zweckmäßige Einrichtungen nunmehr diesen Gebrauch erleichtern sollen. Es ist nun auch von einem eben so tüchtigen als thätigen Arzte, dem Kreisphysikus Dr. Pringer in Creuznach, ein Schriftchen erschienen unter dem Titel: „Creuznach und seine Heilquellen, zur Belehrung und Unterhaltung der Badegäste.“ Mainz 1827. S. VI. und 66 in 8. nebst einem guten Steindruck, die Ansicht von Creuznach und dem hintern Nahethale vorstellend. Der 1ste Abschnitt handelt die geographische Lage, der 2te und 3te die Geschichte und Beschreibung der alten meist engen und winklichten Stadt, der 4te ihre schöne Umgebung ab, welche mannichfaltige Gelegenheit zu angenehmen Spaziergängen in der Ebene, auf niederen und höheren Bergen mit weiter Aussicht darbietet, und der 5te schildert günstig die Bewohner, 7900 an der Zahl. Die Salzquellen (deren Beschreibung die folgenden Abschnitte gewidmet sind) entspringen 20 — 30 Minuten von der Stadt entfernt in großer Menge aus Feldspath und Porphyr. Die Wärme des Wassers in den verschiedenen Brunnen ist sehr abweichend, z. B. auf der Theodorshalle im 1ten Brunnen von + 5 — 11° R., im 8ten von + 11 — 17°, der Karlshaller Brunnen + 9 — 15° R., Saline Münster am Stein + 19 — 24° R.; der geringste Wärmegrad ist im Winter nach langem Stillstand der Brunnen, die höhere Wärme dann, wenn die Brunnen einige Zeit im Betrieb sind.

Ueber die Wirkungen der Soolbäder und die Krankheiten, worin sie nützen, spricht der Verfasser aus vielen Beobachtungen und Erfahrungen, die er seit 10 Jahren zu sammeln bemüht gewesen, und er bedauert nur, daß mangelhafte Einrichtungen bis jetzt noch eine ausgedehntere Anwendung der Quellen erschweren. Die allgemeinen und besonderen Wirkungen der Soolbäder übergehe ich als nicht für dieses Blatt geeignet; Aerzten sind sie bekannt und Nichtärzte mögen jene darum befragen oder das angeführte Schriftchen selbst lesen; nur zwei Hauptvorzüge, grade der Creuznacher Quellen, will ich hervorheben, nemlich die innere Reichhaltigkeit und große natürliche Wärme des Wassers, ganz vorzüglich aber die nach Willkühr möglich zu machende Verstärkung der Bäder durch Hinzufügung der Mutterlauge (des flüßigen Rückstandes, welcher nach dreimaligem Sieden des Salzwassers in sehr concentrirtem Zustande zurückbleibt), welche grade eine große Menge der wichtigsten und wirksamsten Bestandtheile enthält; diesem Umstande schreibt auch der Verfasser die großen, schönen und raschen Erfolge des Creuznacher Bades zu. Auch das Trinken des ein Procent haltigen Salzwassers, dessen Geschmack ich nichts weniger als unangenehm gefunden, hat sich in den geeigneten Fällen sehr wirksam gezeigt, so wie das Einathmen der mit dem ausgedünsteten Salzwasser erfüllten Luft bei einem längern Verweilen an den Gradirhäusern Vielen wohlthätig ist.

Dem anziehenden Creuznach wünsche ich viele zufriedengestellte Kurgäste, aber möge der Besuch seiner Heilquelle nie zur Mode des Tages werden, nie die Ueppigkeit und verderbende Langweiligkeit des Reichthums und der Vornehmthuerei mit allen ihren Lastern in das schöne, friedliche Nahethal einziehen.

Ms.

Zur Geschichte des Elephanten.

(Fortsetzung)

Weit früher als der Elephant selbst ist in den Ländern, auf deren Kreis unsere alte Weltgeschichte sich beschränkt, die von dem erlegten Thiere gewonnene kostbare Beute, das Elfenbein, bekannt geworden. Hiervon findet sich in der Geographie von Egypten eine Spur in

dem Namen der Stadt Elephantine, die auf einer Insel im Nil, Syene gegenüber, lag. Darunter muß wohl nicht die Stadt der Elephanten — was hätten diese mit einer Felseninsel des Nils zu schaffen gehabt? — sondern die Stadt des Elfenbeins verstanden werden. Die Bewohner des obern Aethiopiens mögen bis an die südliche Grenze Egyptens gekommen sein, um hier ihre Elephantenzähne gegen andere Waaren zu vertauschen. Es ist hiebei nicht zu übersehen, daß das Wort, welches von den Griechen zunächst die Römer, von diesen die Völker des neuern Europa geerbt haben — Elephas — im griechischen ursprünglich gar nicht den Elephanten, sondern bloß das Elfenbein bezeichnet. In der letzten Bedeutung kommt es häufig in den Homerischen und einmal in den Hesiodischen Gesängen vor, zum Beweise, daß den Griechen dieses Zeitalters, acht bis neun Jahrhunderte vor unsrer Aera, das Elfenbein bereits wohl bekannt war. Sie verstanden die Kunst es zu zersägen und zu drechseln. Euryalos antwortet dem Alkinoos (Odyssee 8,401.)

'Gern will ich den Fremdling (Ulysses) besänftigen, wie du gebietest,
Und dieß Schwert ihm schenken, das eherne, welchem von Silber
Glänzt das Heft und die Scheid' aus geglättetem Elfenbeine
Neu der Künstler gedreht; nicht wenig wird es ihm werth sein.

Der Penelope Sessel, den „vormals künstlich Ikmalios schuf," war ausgelegt mit Silber und Elfenbeine. (Odyssee 19, 56) Die Karischen Frauen färbten es theilweise mit Purpur, wodurch die glänzende Weiße noch erhöht ward. Wiewohl es für eine Kostbarkeit galt, mußte es doch schon in beträchtlichen Massen verarbeitet werden, da der Dichter sich (Odyssee 19,562.) eine ganz damit bekleidete Pforte, wenn auch nur eine sinnbildliche, vorstellen konnte:

Denn es sind zwo Pforten der nichtigen Traumgebilde:
Diese von Elfenbeine gebaut und jene von Horne.
Die nun gehn aus der Pforte geschnittenes Elfenbeines,
Solche täuschen den Geist durch wahrheitlose Verkündung;
Aber die aus des Hornes geglätteter Pforte herausgehn,
Wirklichkeit deuten sie an, wenn der Sterblichen einer sie schaue!.

Durch welches Volkes Vermittlung das Elfenbein so frühe nach Griechenland kam, kann nicht zweifelhaft sein. Aber es ist eine für die Geschichte des Völkerverkehrs nicht unwichtige Frage, ob die Phönicier das Elfenbein, welches sie in Kleinasien und Griechenland verhandelten aus Africa oder aus Indien hohlten. Alle Wahrscheinlichkeiten sind für die erste Annahme. Auch liegt es in der Natur der Sache, daß Africa von jeher mehr Elfenbein für den auswärtigen Handel liefern konnte, als Indien. In Asien ist der Elephant durchaus nur im Süden der großen Gebirgskette einheimisch: auf den beiden Halbinseln Indiens und den gegenüber liegenden Inseln. Bei der starken Bevölkerung dieser Länder sind seine Wohnsitze beschränkt auf die Gegenden, welche der menschliche Anbau entweder noch nicht erreicht hat, oder wo die Natur diesem Anbau unübersteigliche Hindernisse entgegensetzt, auf die mittleren Bergthäler und die wasserreichen Waldungen am Fuß der Gebirge. In Africa hingegen ist der Elephant häufig von der Südspitze an, wo ihn die europäischen Ansiedelungen nur etwas zurückgedrängt haben, längs der Westküste bis an den Senegal, längs der Ostküste bis Abyssinien, und dann in Nigritien quer durch den ganzen Welttheil. Man werfe nur einen Blick auf die Landkarte, um zu sehen, wie dagegen der angegebene asiatische Landstrich zusammenschwindet. Wie weit in das Innere des unerforschten Welttheils der Elephant sich verbreitet, wissen wir nicht; aber es läßt sich wenigstens nicht verneinen, daß die zum Gedeihen der Gattung erforderlichen Bedingungen sich dort beisammen finden: denn wenn auch an der Küste keine Mündungen großer Flüsse erscheinen, so dürften sie doch vorhanden sein, aber sich in Landseen ergießen oder im Sande versiegen.

Weit entfernt, daß die uralte Zähmung des Elephanten in Indien den Ueberfluß an Elfenbein hätte vermehren sollen, mußte sie die Waare vielmehr seltner machen. Denn der Preis der Zähne des erlegten Thieres steht in gar keinem Verhältniß mit dem Werthe des lebenden, zu einem wichtigen Zweck sorgfältig abgerichteten. Die Elephantenjagd scheint in Indien von jeher ein königliches Vorrecht gewesen und mit einer gewissen Schonung angeordnet worden zu sein, um die Fortpflanzung nicht zu vermindern. Dazu kommt, daß die Indier in dem Zeitalter, zu welchem unsere ältesten Nachrichten vom asiatischen Handel hinaufreichen, ohne Zweifel schon alle Bequemlichkeiten des Lebens kannten; daß also ein starker inländischer Verbrauch die Ausfuhr verhindern mußte. Ein Hauptumstand hiebei ist es aber, daß die africanischen Elephanten viel reichlicher mit Elfenbein versehen sind, als die indischen. In Africa sind die lang hervorstehenden Fangzähne beiden Geschlechtern gemein, während sie bei den weiblichen Elephanten in Indien nur die Länge von wenigen Zollen erreichen. Ja in Ceilon, das doch sonst wegen seiner starken und kriegerischen Elephanten berühmt ist und schon vor Alters war, giebt es sogar eine zahlreiche Spielart, welcher die Fangzähne ohne Unterschied des Geschlechts ganz fehlen.

(Fortsetzung folgt.)

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 107. Mittwoch, 30. Mai 1827.

An die Hoffnung.

O Hoffnung! holde! gütig geschäftige!
Die du das Haus der Trauernden nicht verschmäh'st,
Und gerne dienend, Edle, zwischen
Sterblichen wallest und Himmelsmächten.

Wo bist du? Wenig lebt' ich, doch athmet kalt
Mein Abend schon, und stille, den Schatten gleich,
Bin ich schon hier; und schon gesanglos
Schlummert das schauernde Herz im Busen.

Im grünen Thale, dort, wo der frische Quell
Vom Berge täglich rauscht, und die liebliche
Zeitlose mir am Herbstlicht aufblüht,
Dort, in der Stille, du Holde, will ich

Dich suchen, oder wenn in der Mitternacht
Das unsichtbare Leben im Haine wallt,
Und über mir die immer frohen
Blumen, die sicheren Sterne, glänzen.

O du, des Aethers Tochter! erscheine dann
Aus deines Vaters Gärten, und darfst du nicht
Mir sterblich Glück verheißen, schreck', o
Schrecke mit anderem nur das Herz mir.

Kinderleben
oder
Das Mährchen ohne Ende.

4.

Das Kind raffte sich auf und ging, um sich von seinem Schrecken zu erholen, in das Blumengärtlein hinter dem Hüttchen, wo die Beete noch von vielen Jahren her mit Palm eingefaßt standen, und wo es wußte, daß ihm alle Blumen freundlich entgegen nicken würden, wenn gleich die Tulipane die Nase gar hoch trug, und die Ranunkel einen steifen Hals zur Ausrede nahm, um ihm den Morgengruß nicht nicken zu müssen. Die Rose mit ihren vollen Wangen lächelte und grüßte das Kind am heitersten; darum ging es zu ihr hin und küßte sie auf den duftenden Mund. Da klagte die Rose zärtlich, daß das Kind so selten in das Gärtlein komme; so dufte und glühe sie vergebens den lieben langen Tag, denn die anderen Blumen sähen sie entweder nicht, weil sie zu niedrig ständen, oder wären selbst des Duftes und der Glut zu reich. Sie aber freue sich am mehrsten, wenn sie sich in einem blühenden Kindesköpfchen spiegeln und ihm in den süßen Düften ihre Herzensgeheimnisse anvertrauen könne. Unter andern sagte die Rose dem Kinde in's Ohr „sie sei die Fülle der Gegenwart.“ Und wirklich schien das Kind ganz das Weitergehen vergessen zu haben, als der blaue Rittersporn ihm zurief, ob es denn gar nichts mehr auf seinen treuen Freund halte; er bleibe blau einmal wie das andremal, und wenn er einmal todt wäre, werde er es doch noch mit blauen Augen ansehen. Das Kind dankte für seine Treuherzigkeit und ging dann wei-

ter zur Hyacinthe, neben der viele paußbäckige, buntschillernde Tulpen standen. Schon von weitem schickte die Hyacinthe dem Kinde Kußhändchen entgegen, denn sie wußte sich nicht zu lassen vor Liebe. War sie nun gleich nicht besonders schön, so fühlte das Kind sich doch wundersam zu ihr hingezogen, denn es meinte, so heiß sei es doch von keiner Blume geliebt. Die Hyacinthe aber ergoß ihr volles Herz und weinte auch sehr, weil sie so einsam dastehe; die Tulpen seien zwar ihre Landsleute, aber so kalt und unempfindlich, daß sie sich ihrer schämen müsse. Das Kind sprach ihr zu, und meinte, so arg sei es doch wohl nicht; die Tulpen sprächen ihre Liebe aus in farbigen Blicken, wenn sie, die Hyacinthe, in duftigen Worten rede; diese seien zwar schöner und verständlicher, aber jene müsse man darum doch nicht verachten. Da gab sich die Hyacinthe zufrieden und das Kind ging hin zu den bestäubten Aurikeln, die gar gutmüthig aus ihrer Demuth zu ihm hinaufsahen und so gern ihm noch mehr gegeben hätten, wenn sie selbst nicht so arm gewesen wären. Aber dem Kinde genügte ihr züchtiger Gruß; es fühlte sich ja selbst noch so arm und erkannte auch hinter dem gelblichten Staub die dunkeln sinnigen Farben. Doch die bescheidnen Aurikeln schickten selbst das Kind zu der nahen Lilie, die sie gern als ihre Königin verehrten. Und als das Kind zur Lilie kam, da schwankte die schlanke Blume, und neigte in gebändigtem Stolz und in erhobener Demuth das blasse, länglichte Antlitz, und duftete dem Kind einen sehnsuchtsvollen Gruß entgegen. Das Kind wußte nicht, wie ihm geschah. Es durchströmte sein Inneres, daß seine Aeuglein feucht wurden. Denn es sah, wie die Lilie mit klarem Auge auf zur Sonne, und die Sonne wieder herab in die Tiefe des reinen Kelches schaute, und in diesem Wechselschauen die drei goldenen Fäden sich in einer Mitte vereinigten, und hörte, wie ein rothes Herrgottsthierchen auf dem Boden des Kelches zum andern sprach „weißt du auch, daß wir in der Blume des Himmels wohnen" und das andre erwiederte: „Ja, und jetzt wird das Geheimniß vollbracht;" und wie das Kind alles dieß sah und hörte, flog eine Ahndung von seinen unbekannten Eltern wie in einen Heiligenschimmer gehüllt, an seinen Augen vorüber. Es wollte darnach haschen, aber fort war der Schimmer und das Kind glitt aus, und wäre beinahe gefallen, wenn ein Johannisbeerenstrauch es nicht aufgefangen hätte. Da erheben die rothen Beeren ein lautes Geschrei; denn sie meinten, das Kind sei der kleine Johannes und jede wollte zuerst von ihrem Herrn genossen sein, vielleicht in der Hoffnung, zum Rubine im Himmelsgarten zu werden. Das Kind brach sich einige der kleinen Marktschreier zum Morgenbrod und als die übrigen sich nicht zufrieden geben wollten, ging es zurück in das Hüttchen und verzehrte die kleinen Trauben.

5.

Aber in dem Hüttchen war nicht lange seines Bleibens; es war so trüb und enge und still darin, und draussen schien alles zu lachen und zu jubeln in der Klarheit und unbeschränkten Weite. Darum ging das Kind hinaus in den grünen Wald, von dem schon die Libelle ihm soviel Anmuthiges gesagt hatte. Es fand aber alles noch weit schöner und lieblicher. Denn überall, wo es hinging, küßten die zarten Moose ihm die Füßlein, und die Gräser umfaßten seine Kniee, und die Blumen küßten das Händchen, ja selbst die Sträucher strichen ihm freundlich und kühlend über die Wangen und die hohen Bäume nahmen es auf in ihren duftigen Schatten. Da war der Lust kein Ende. Die kleinen Waldvögelein pfiffen und sangen, und flatterten und sprangen, und die kleinen Waldblümelein blühten und dufteten, und jeder Wohlklang nahm einen Wohlgeruch bei der Hand und spatzierten so zu den offenen Thoren herein in des Kindleins Herz und hielten dort einen fröhlichen Hochzeitstanz. Aber die Nachtigall und die Maiblume tanzten vor; denn die Nachtigall sang nichts als Liebe, und die Maiblume athmete nichts als Unschuld, und jene war Bräutigam und diese war Braut. Und die Nachtigall konnte nicht satt werden, das Nämliche hundertmal zu sagen, weil die Liebe immer neu aus dem Herzen herausquoll; und die Maiblume beugte sich verschämt, damit man ihr glühendes Herzlein nicht sehe. Doch lebte jedes so sehr nur einzig und allein in dem andern, daß man nicht wußte, waren die Töne der Nachtigall fliegende Maiblumen, oder die Maiblumen sichtbare, als Tropfen herabgethaute, Nachtigalltöne. Das Kind war freudenvoll. Es setzte sich nieder, und meinte schier, es müsse auch Wurzeln schlagen, und wohnen bleiben unter dem kleinen Pflanzenvolke, und dann auch aller ihrer zarten Freuden recht theilhaftig werden. Denn es hatte sein innig Wohlgefallen an dem heimlichen, still dämmernden Leben der Moose und Heidekräuter, die nichts vom Sturm und nichts vom Frost, noch vom Sonnenbrand erfuhren, sondern sich mit ihren vielen Nachbarn und Freunden wohl sein ließen, und sich friedlich und gesellig labten an dem Thau und dem Schatten, den die großen Bäume ihnen spendeten, und für die es jedesmal ein großes Fest war, wenn ein Sonnenstrahl sie heimsuchte, während die Wipfel der großen Bäume sich nur am purpurnen Morgen- und Abendstrahl besonders freuten und ergötzten. —

(Fortsetzung folgt.)

Zum Andenken Beethovens.

Einige Worte, verfaßt von Hrn. Schnyder von Wartensee, vorgetragen von Hrn. Weidner, bei der Todtenfeier in der musikalischen Lehranstalt des Hrn. Baldenecker am 28. Maj 1827.

Wenn das arme Menschengeschlecht in stetem Kampfe mit den irdischen, rohen Gewalten, die, wie ein sturm-

bewegtes Meer, vernichtend gegen das schwankende Schifflein eindringen, in Gefahr läuft, sein kostbarstes Eigenthum zu verlieren; — wenn den immer trüber werdenden Blicken ein Stern nach dem andern am Himmel erlischt, und bald kein Strahl mehr unserer Heimath in das beklommene wunde Herz dringt; — wenn wir, dem Ewigen entfremdet, in tiefe Trauer versinken, und Tod, nicht der leichte des Leibes, der ja neues Leben giebt, sondern der schwere geistige, der die göttliche Stimme in uns umdüstert, uns erfassen will: — dann spricht der Allgütige zu einem Genius: umhülle dein Strahlenkleid mit einer menschlichen Gestalt, steige hinab auf meine Erde, werde Tröster ihrer bedrängten Bewohner, liebe sie, daß sie auch wieder lieben können, und leite sie rettend wieder zu mir. Der Genius vernimmt freudig dieses Gebot, und lebt dann lange mitten unter uns, ohne daß wir ahnen, welch ein höheres Wesen bei uns weile. Entfaltet er aber allmählig sein reiches inneres Leben, bringt er seine Himmelsgedanken in Worte, drückt er seine Himmelsgefühle in Tönen aus; so bemächtigt sich unser ein freudiges Erstaunen, wir denken seine Gedanken nach, fühlen seine Gefühle mit, und in neuem Aufschwung aller unserer Kräfte nimmt unser entfesselter Geist seinen Flug zu dem zurück, der den Genius nicht nur sandte, sondern schuf. — Doch nicht von allen wird der Genius verstanden. Der rohe Haufe siehet nicht in ihm seine hohe Herkunft, und giebt ihm oft Martern und Tod für seine Liebe. Aber der Göttliche lächelt das erhabene Lächeln des Himmels, und bittet: Vater vergieb ihnen; denn sie wissen nicht was sie thun. Die Bessern, die ihn verstanden, weinen ihm nach bei seinem Scheiden; es ist aber nicht mehr die düstere des gepreßten, zerrissenen, gottentfernten Herzens, es ist die leise, linde Wehmuth, die unsre Brust sanft hebt, wenn in uns der Gedanke an unsere himmlische Heimath, wohin der Genius ging, recht lebendig wird, und die süße Sehnsucht eines milden Heimwehs erweckt.

Diese Trauer erfaßte uns, als die Kunde des Scheidens eines der herrlichsten Genien erscholl, als der Ruf: Beethoven ist todt! tief in jedem Gemüth widerhallte. Die zarten Saiten unsers Gefühls zitterten noch von den Klagegesängen um den heimgegangenen Jean Paul nach, und nun berührt sie die neue Klage um so schmerzlicher. Lasset sie denn fließen diese Thränen um den Herrlichen, der uns, ach! so früh verließ, lasset sie ihm fließen! Ist denn Jemand unter Euch, dem nicht seine Zaubermelodien bis in's Tiefinnerste drangen? Seid ihr denn nicht am einsamen Klavier von seinen Sonaten bald erhaben, bald weich gestimmt worden? Flossen Euch nicht bei seinen Adagios geheime Thränen der innigsten Rührung, unentweiht von dem Blick eines Profanen? Klangen seine Lieder Euch nicht in der Seele nach? Oder seid Ihr nicht so leicht beweglich? Faßte Euch denn nicht mindestens der Tonsturm seiner Symphonien mit unendlicher Macht, warf Euch mit Riesenfittigen aus der Alltäglichkeit hinaus in das Zauberland wunderbarer Romantik — Ihr wußtet kaum, wie Euch geschah — und erfüllte Eure Brust mit den Seufzern, die entstehen, wenn sich darin das ungewohnte Gefühl der Unendlichkeit entwickelt? Konntet Ihr den Zauberworten seiner Tonsprache widerstehen? Ach, er ist nun geschieden von uns, dieser Genius, vorangegangen in seine und unsere Heimath; um ihn klagen unsere Saiten, unsere Trauergesänge, um ihn fließen unsere Thränen, aber milde, leise; denn uns wird der süße Trost, daß wir ihn verstanden haben, ihn liebten, daß er in unserem Herzen fortleben wird, bis auch wir einst entschwinden in das Land, in welchem wir unsere Theuern alle wieder finden, in dem man den Schmerz des Scheidens nicht kennt.

Skizzen aus Rußland.

Wer es etwa für unmöglich halten möchte, daß 40,000 Personen, die 40 verschiedene Religionen haben, unter einer gleichen Regierung und in der nämlichen Stadt in größter Eintracht und ohne allen Haß zusammenleben können, der darf nur nach Astrachan kommen. Da giebt es Russen, Griechen, Armenier, Perser, Hindus, Chinesen, Tartaren, Kosacken, Bukharier, Turkomanen, Polen, Deutsche, Italiener, Franzosen, kurz Repräsentanten aller Nationen und aller Horden des Festlandes, von den wildesten Steppen Asiens an, bis zu den wohleingerichtetsten Staaten von Europa; auch leben dort drei englische, oder vielmehr schottische Familien, die von der Londoner Bibelgesellschaft dahin gesandt worden sind, um sich mit der Bekehrung der Kalmücken zu beschäftigen. Sie theilen deshalb Bibeln aus, die in der Sprache dieser Stämme abgefaßt sind; da aber die meisten Kalmücken nicht lesen können, so helfen ihnen auch die Bibeln nichts, und die, die lesen können, scheinen keineswegs Lust zu haben, ihre Religion gegen eine andere umzutauschen, die alles äußeren Pompes und Glanzes ermangelt. Wenn die schottischen Missionäre ausgehen, um die Kalmücken zu besuchen, so finden sie diese selten zu Hause, und die, die sie antreffen, haben selten Lust sie anzuhören. Oft empfangen sie sie sogar sehr roh und setzen sie brutaler Weise zur Thüre hinaus. Machen diese eifrigen Bekehrer übrigens auch nur wenig Proselyten, so scheint es ihnen doch in anderer Beziehung recht gut zu ergehen und das von ihnen zu Astrachan bewohnte Haus ist das schönste, das es dort giebt.

In der Nähe von Baku befinden sich die berühmten Naphtabrunnen, die für die Einwohner das Material zu einem unermeßlichen und unerschöpflichen Handel hergeben; denn Rußland und Persien verbrauchen von diesem Naturprodukt jährlich nicht weniger als 8 Millionen Pfund. Man braucht die Naphta in diesen Län-

dern zur Erleuchtung der Häuser, als Wagenschmiere und zum Bestreichen von Holzarbeiten, die man conserviren will. Die Georgier reiben auch ihre Ziegen- und Hammelfelle damit ein, die sie als Weinschläuche gebrauchen. Unfern dieser Stadt befindet sich ein altes Kloster, in welchem noch der alte persische Gottesdienst, der des Zoroasters, besteht, dessen Alterthum wenigstens eben so weit hinaufreicht als das der mosaischen Religion. Eine kleine Anzahl Individuen, zum Theil aus Indien gebürtig, beten täglich das Feuer an, das, ihrer Meinung nach, zur Zeit der Erschaffung der Welt angezündet worden ist und diese überleben wird. An den vier Enden eines großen Altars befinden sich Röhren von einer beträchtlichen Höhe, die das Zündgas in die Luft leiten, wo es an zu brennen beginnt; es verbreitet ungefähr ein gleiches Licht, wie das Kohlengas, das jetzt so häufig in Europa zur Straßenbeleuchtung angewendet wird.

Ueber Potemkins Character (Aus den Memoiren des Herzogs von Richelieu.) In der Person Potemkins fanden sich alle einander widersprechendsten Fehler und Vorzüge vereinigt: er war geizig und prachtliebend, despotisch und populair, hart und wohlthätig, stolz und einschmeichelnd, politisch und zutraulich, libertin und abergläubisch, kühn und furchtsam, ehrgeizig und indiscret; verschwenderisch gegen seine Verwandten, Maitressen und Günstlinge, bezahlte er oft weder seine Dienerschaft noch seine Gläubiger; sein Credit hing immer von einer Frau ab, und immer war er ihr ungetreu. Nichts kam der Thätigkeit seiner Einbildungskraft noch der Trägheit seines Körpers gleich; keine Gefahr schreckte seinen Muth, keine Schwierigkeit machte ihn auf seine Entwürfe verzichten; allein der glückliche Erfolg machte ihm das, was er unternommen hatte, oft zuwider. Er ermüdete und drückte das Reich durch die Anzahl seiner Aemter und die Ausdehnung seiner Macht: er selbst war ermüdet und gedrückt von dem Gewichte seiner Existenz, neidisch und eifersüchtig auf alles, was nicht durch ihn geschah, und gelangweilt von dem, was er that; er verstand weder seine Ruhe zu genießen, noch sich an seinen Beschäftigungen zu ergötzen; Alles an und in ihm war ohne Zusammenhang: Arbeit, Vergnügen, Charakter, äußere Haltung. Er hatte das Ansehen in allen Gesellschaften sich unbehaglich zu fühlen, und seine Gegenwart genirte alle Welt; er behandelte alle die, die ihn fürchteten, mit Laune, und war gegen alle die liebreich, die sich ihm vertraulich näherten. Er versprach immer, hielt wenig und vergaß nie etwas; Niemand hatte weniger gelesen als er, und doch waren wenig Menschen unterrichteter; er hatte sich mit in allen Wissenschaften, in allen Künsten wohlerfahrenen Leuten unterhalten; nie hat jemand besser verstanden, das Wissen Anderer ihnen auszupressen und sich anzueignen; er würde, in der Unterredung, einen Literaten, einen Künstler, einen Handwerker und einen Theologen in Verwunderung gesetzt haben. Sein Wissen war nicht gründlich und tief, aber sehr ausgebreitet; er erschöpfte keinen Gegenstand ganz, aber er sprach über Alles recht gut. Die Ungleichheit seiner Laune verbreitete eine unbegreifliche Bizarrerie über seine Wünsche, sein Benehmen und seine Art zu leben; bald machte er den Entwurf, Herzog von Curland werden zu wollen, bald sann er darauf, sich die Krone von Polen auf's Haupt zu setzen; oft zeigte er den Wunsch, Bischof oder selbst nur ein bloßer Mönch zu werden. Er baute einen prächtigen Pallast, und wollte ihn verkaufen, noch ehe er vollendet war. Den einen Tag dachte er an nichts als an Krieg und war von nichts als von Offizieren, Tartaren und Kosacken umgeben; den nächstfolgenden sann er auf nichts als Politik, wollte das ottomanische Kaiserreich theilen und alle Cabinette Europa's in Bewegung setzen; zu einer andern Zeit beschäftigte er sich mit nichts als mit dem Hofe und, geschmückt mit prächtigen Kleidern, bedeckt mit den Ordensbändern aller Mächte, Diamanten von unendlicher Größe und Schönheit zur Schau tragend, gab er ohne Grund kostbare Feste. Bisweilen sah man ihn einen Monat lang, vor den Augen der ganzen Stadt, ganze Abende bei einem jungen Frauenzimmer zubringen, gleicherweise alle seine Geschäfte und alle Schicklichkeit vergessend; bisweilen auch, während mehrerer Wochen, mit seinen Nichten und einigen seiner genauern Bekannten in seinem Hause zurückgezogen lebend, blieb er auf einem Sopha, ohne zu sprechen, Schach oder Karten spielend, entblößtem Halse, im Hauskleide, die Stirn kummerverrathend, mit zusammengezogenen Augenbraunen, den Augen der Fremden, die ihn zu besuchen kamen, den Anblick eines schmutzigen und groben Kosacken darbietend.

Potemkin war kolossal wie das russische Reich: er vereinigte, wie dieses, in seinem Geiste Cultur und Wüsteneien. Man fand in ihm ein Gemisch von einem Asiaten, einem Europäer, einem Tartaren und Kosacken; die Rohheit des eilften Jahrhunderts, und die Verderbtheit des achtzehnten; oberflächliche Kenntniß von den Künsten und die Unwissenheit der Klöster; das Aeußere eines civilisirten Menschen und vielfache Spuren der Barbarei. Endlich selbst, wenn man es zu sagen wagen darf, erinnerten sein offenes und geschlossenes Auge noch an jenes schwarze, stets offene Meer und an jene so lange von Eis bedeckte See des Nordens. Dieses Bild könnte gigantesk erscheinen; diejenigen aber, die Potemkin gekannt haben, werden die Wahrheit desselben bezeugen; dieser Mann hatte große Fehler, aber ohne diese würde er vielleicht weder seine Kaiserin noch sein Land beherrscht haben. Der Zufall machte ihn gerade so, wie er sein mußte, um so lange Zeit seine Macht über eine außerordentliche Frau sich erhalten zu können.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 108. Freitag, 1. Juni 1827.

Kinderleben
oder
Das Mährchen ohne Ende.

6.

Und wie das Kind da saß, da raschelte aus den dürren Blättern vom vorigen Jahre ein Mäuslein hervor, und aus der Ritze eines Felsen schlüpfte ein Eidechslein halb heraus, und beide schauten vorwitzig mit den glashellen Aeuglein nach dem kleinen Fremdling, und als sie sahen, daß er keine Schelmerei im Schilde führe, faßten sie Muth und kamen näher herbei. „Möchte wohl bei euch wohnen!" sprach, um sie nicht zu erschrecken, mit sanfter zurückgehaltener Stimme das Kind zu den zwei Thierchen. „Eure Kämmerlein sind so heimlich, so warm und auch so kühlig, und die Blumen wachsen euch zu den Fenstern herein, und die Vöglein singen euch das Morgenlied, und pfeifen euch zu Tisch und zu Bett." — „Ja," entgegnete das Mäuslein, „es wäre schon alles gut, wenn nur die Kräuter statt der dummen Blumen lauter Haselnüsse und Buchecker trügen und ich nicht im Frühling unten an ihren bittern Wurzeln nagen müßte, während sie vor der Welt mit ihren Blumen süß thun und sich breiten und brüsten, als wenn sie des Honigs die Hülle und Fülle im Keller hätten." — „Schweige doch," fiel das Eidechslein dem Mäuslein schnippisch in die Rede, „weil du grau bist, meinst du, so sollten andere ehrliche Leute ihre schönen Kleider wegwerfen, oder etwa in der finstern Erdkiste liegen lassen, und auch grau tragen. Ich bin nicht so neidisch. Meinethalben können die Blumen sich putzen, wie sie wollen, es kostet sie ihr Geld, und es nähren sich doch Bienen und Käfer von den Blumen. Aber was die Vögel in der Welt thun, das weiß ich nicht. Das ist ein Geplauder und Geplapper von Morgens früh bis Abends spät, daß Einem Hören und Sehen vergeht, und das einen Tag wie den andern. Und sie thun nichts, und schnappen nur Unsereinem die Fliegen und Spinnchen vor dem Munde weg. Ich für mein Theil könnte leiden, daß alle Vögel mit einemmal Käfer und Fliegen würden." — Dem Kind wurde kalt und wieder warm, wie es die bösen Zungen so dreschen hörte. Es konnte nicht begreifen, wie man den Blumen so Böses nachreden und wie man seine lieben Vöglein dumm schelten könne. Es war wie aus einem schönen Traume aufgeschreckt, und der Wald bedünkte ihm einsam und öd, und es wurde ihm ganz unheimlich zu Muth. Rasch stand es auf, daß die Eidechse und das Mäuslein erschrocken zurückfuhren, und sich nicht umsahen, bis sie sich vor dem großen Fremdling mit den großen unwilligen Augen gesichert meinten.

7.

Das Kind aber ging von dannen, und, weil es nachdenklich das Köpfchen senkte, merkte es nicht, daß es den unrechten Fußpfad einschlug, und sah nicht, wie die Blumen es auf beiden Seiten nickend bewillkommten, und hörte nicht, wie die alten Vöglein von den Zweigen und die Jungen aus den Nestern ihm zuriefen: „Gott grüß dich, du unser lieber kleiner Königssohn." Es ging und ging immer weiter in den Wald hinein, und konnte noch immer nicht klug werden aus dem wirren und wüsten Gerede der zwei aberwitzigen Plaudertaschen. Es hätte alles vergessen mögen, und konnte doch nicht. Vielmehr verwickelte es sich immer mehr in das tückische

Spinnengewebe und wären beinahe die Augen ihm übergegangen. Da kam es plötzlich an ein stilles Wasser, über dem sich junge Buchen freundlich mit Armen umfingen. Es sah hinein und sein Blick war wie von einem Zauber fest gebunden. Es mußte stehen bleiben und schauen in den mild erhellten Spiegel, aus dem das zartgrünende Laub und des Himmels freundliches Blau zwischen ihnen durch so wundersam aus der Tiefe heraufglänzten. Vergessen war die Betrübniß, und verhallt war das Echo des Mißklanges in seinem Herzlein. Das Herzlein war hinauf in die Augen gestiegen und gern hätte es das sanfte Farbenbild eingesogen, oder wäre aus sich selbst in die liebliche Tiefe hinabgestiegen. Da fing die Luft in den Wipfeln zu säuseln an. Das Kind schlug die Augen auf und sah oben das schimmernde Grün und das Blaue, und wußte nicht, ob es wachte oder träumte. War oben, oder war unten in der Tiefe das wahre Laub und der wahre Himmel? War Dieses für Jenes, oder nicht vielmehr die Höhe der Tiefe zu lieb da? — Lange schwankte das Kind, und wonnig träumend wogten zwischen Beiden seine Gedanken, als in liebender Hast die Libelle herbeiflog, und ihren freundlichen Wirth schwirrend begrüßte. Das Kind erwiederte den Gruß, und war ordentlich froh, einen Bekannten zu treffen, mit dem es das volle Mahl seiner Freude theilen konnte. Aber vor allen Dingen fragte es die Libelle, ob es ihm wohl über das Oben und Unten, über Höhe und Tiefe Bescheid geben könne? — Die Libelle flog hinauf und flog hinunter; doch das Wasser sprach: „Das Laub und der Himmel da droben sind nicht die wahren; das Laub welkt und fällt ab, der Himmel umwölkt sich oft und wird zuweilen ganz finster.“ Das Laub und der Himmel aber sprachen: „Das Wasser äfft uns nur nach und muß die Bilder verändern nach unserm Belieben und kann keines festhalten.“ — Da merkte die Libelle, daß das Oben und das Unten nur in den Augen des Kindes für einander daseien, und daß das Laub und die Bilder und der Himmel nur in den Gedanken des Kindes wahr und wirklich seien, weil das Kind sie festhalten und mit sich forttragen könne. Das sagte sie dem Kindlein, aber mahnte es zugleich zur Rückkehr an, da die Blätter in der Abendluft schon den Zapfenstreich trommelten, und in allen Ecken nacheinander die Lichter ausgelöscht würden. Als nun das Kind ihm bestürzt gestand, daß es den Rückweg schwerlich finden werde, und auch fürchte, die dunkle Nacht möchte über es herfallen, wenn es allein heimgehe, da flog die Libelle vor ihm her und zeigte ihm eine Felsenhöhle, worin es übernachten könne; und das Kind war dessen wohl zufrieden, weil es auch gern gewußt hätte, wie es sich außer seinem gewohnten Bettchen schlafen lasse.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Handzeichnungen.

3.

Repräsentation.

Wie die Manier das mehr oder weniger bewußtlose Streben ist, ein Angebildetes darzustellen, so ist die Repräsentation der mit völligem Bewußtsein gewagte Versuch, im Besitze von Eigenschaften und besonders von Kenntnissen und einer Bildung zu erscheinen, welche man nicht hat. Ihr innerstes Wesen ist demnach nicht nur leerer Schein, sondern auch Verachtung der edelsten Dinge; denn indem der Repräsentirende nicht nach dem Besitze jener geistigen Güter trachtet, sondern nur nach der Meinung anderer, daß er in diesem Besitze sei, gesteht er eben dadurch zwar nothgedrungen ihren Werth ein, allein er verschmäht sie demungeachtet und widmet ihnen selbst weder Kraft noch Mühe. Folgende Züge möchten die gewöhnlichste Ausübung dieser Art von darstellender Kunst nicht ganz unglücklich schildern. Einen doppelten Zweck hat sie zu erreichen: sie muß sich Stoff sammeln und muß denselben an den Mann bringen: jenes ist der mühsame, dieses der genußreiche Theil der Kunst. Das Erste wird mehr im mündlichen Verkehre geübt als durch Lesen. Es giebt doch immer noch Leute, welche das Geistige um seiner selbst willen lieben, welche sich etwas von den Schätzen der Wissenschaft erworben haben, und welche, im Weltton wenig erfahren, sobald sie einmal auf dergleichen Gegenstände gebracht werden, mit treuherziger Fülle und Wärme sich darüber aussprechen. Diesen zeigt man Interesse, man merkt sich was sie sagen, so lästig eine solche Aufmerksamkeit auch sein mag, und was eben noch in ihrem Besitze ein roher Kiesel war, das blitzt nun bald am Finger des Meisters als geschliffener Brillant das Kerzenlicht eines glänzenden Cirkels zurück. Das noch verdrießlichere Selbstlesen betreffend, so läßt freilich ein größeres Werk in keinem Falle sich durcharbeiten, wohl aber muß man Format, Lettern, Eintheilung des Inhaltes und selbst einzelne besonders besprochene Stellen solcher Bücher aus eigener Ansicht kennen: kleinere, das Interesse des Tages berührende Schriften sind etwas sorgfältiger zu lesen; im Allgemeinen indeß gilt die Regel, nicht die Werke zu kennen, sondern die über sie cursirenden Urtheile. — Die Anwendung des Stoffes ist der zweite Theil der Kunst. Hier ist die Generalnorm: nie erörtert, immer nur angedeutet. Eine genauere Erörterung ist so bedenklich, als sie den guten Ton verletzt. Gesetzt man hätte einmal sich darauf eingelassen, wechselseitige Definitionen aufzustellen, Folgerungen zu machen, die Thatsachen genau zu erhärten, so wäre es um die Anmuth geschehen, wie um den Effect, und man wäre der Gefahr ausgesetzt, die Beschaffenheit seines ganzen Vorrathes offen dargelegt zu sehen. Nein! man zeige

nur einen kleinen schimmernden Theil, und es wird scheinen, als sei ein großes und gediegenes Ganze dahinter. Der Ton der Mittheilungen ist bei den geübtesten Meistern gewöhnlich leicht und flüchtig dahinschwebend, wie ein Schmetterling über Blumen, und diese Weise hat gewiß den Vorzug vor einer anderen Methode, die wir auch wohl angewendet sehen, vor dem jezuweiligen imponirenden Schweigen. Das Schweigen ist dem Nachdenken, es ist somit der ruhigen Erörterung allzunahe verwandt, und diese ist ja, wie gesagt, um jeden Preis zu meiden: der Schweigende kann gefaßt, er kann zum Redestehen genöthiget werden; der eilig Redende selten oder nie. Versucht es aber dennoch jemand ihn zu halten, dann wirft er sich rasch auf einen andern Gegenstand, wie der Kunstreiter von einem galoppirenden Pferde auf ein anderes, und läßt dem Zudringlichen das Nachsehen. Auf diese Weise und mit Hülfe der ihm unerläßlichen Kühnheit wird er selbst unbedeutende Verstöße, vor welchen die menschliche Schwäche nie ganz sicher ist, wieder gut zu machen wissen. Schreiber dieses hat einst selbst gehört, wie Chesterfield's Briefe als ein Produkt der neuesten politischen Literatur genannt wurden: er nahte sich und wollte den, welcher das Wort geredet hatte, wo möglich mit Athletenarmen umstricken; allein es ging ihm wie dem Horazischen Gläubiger, dem trotz aller seinen Rechtsgelehrten und Clauseln der Schuldner dennoch, ein schlimmer Proteus, sich entwindet. Da konnte er bei'm Nachhausegehen dieses Selbstgespräches sich nicht erwehren: Die Glückskinder! Sie sind es, von denen Schiller sagt:

Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.

Archimedes wollte die Erde bewegen, wenn ihm nur ein Punct außer der Erde gegeben würde, und da keiner der Herren der Erde ihm diesen Wunsch gewähren konnte, so mußte er sein Kunststück unterlassen; diesen aber gelingt das größere Wunder, sie bewegen die Geister der Menschen und stützen sich dabei auf Nichts

---

Theaterbericht aus Berlin

1. Mai 1826 — 30. April 1827.

(Im Auszug nach dem Gesellschafter)

Die Tagsgeschichte beider Bühnen — der Hofbühne und des Königstädtschen Theaters — bietet wenig Erfreuliches. Bei der Königstadt trat Hr. Bethmann aus allen Verhältnissen eines technischen Direktors, und in seine Stelle eine Art Interregnum vieler Köpfe und vieler Sinne. Hr. Angely, in der Gestalt eines Ober-Regisseurs, bemeisterte sich des Steuerruders jenes lecken Schiffleins. Im Januar 1827 ging Hr. Blum, durch seine Force in französisch-deutschen Fabrikaten rühmlichst bekannt, von der Operregie der Hofbühne als technischer Direktor zur Königstadt über, aber auch zugleich auf Reisen, um — Nachtigallen für die Königstadt einzufangen. In seiner Abwesenheit führte Hr. Angely die Oberregie mit Muth *) und Eifer. — Bei der Hofbühne trat während einer fast halbjährigen Abwesenheit des General-Intendanten ein Comittee in Funktion; es fungirte nach collegialischer Art, d. h. wie es bei Comitteen zu gehen pflegt. — Der General-Intendant kam, und das Comittee trat zurück, ohne daß Eins oder das Andere bemerkbaren Einfluß auf das Repertoir gehabt hätte. Hrn. Blum's Platz ward durch Hrn. Baron v. Lichtenstein besetzt, und der verdienstvolle Schauspieler Hr. Weiß erhielt das Amt eines Regisseurs des Lustspiels, unserer Ansicht nach das einzige etwas versprechende Ereigniß bei dieser Bühne, weil des Hrn. Weiß Thätigkeit, Sachkenntniß und Einsicht viel Günstiges versprechen, dafern er nemlich freie Hand erhält, diese lobenswerthen Eigenschaften in seinem neuen Wirkungskreise geltend zu machen. — Der Hr. General-Musikdirektor hat in diesem Theaterjahre keine neue Oper geschrieben.

Das abgewichene Theaterjahr zählte in beiden Theatern 360 Spieltage; die ausgefallenen 5 Spieltage sind in der Ordnung; doch muß bemerkt werden, daß zwei Osterfeiertage (den Charfreitag nicht gerechnet) mit zur neuen Ordnung gezählt werden müssen. Die Hofbühne fand an diesen unfreiwilligen Freitagen für ihre Kasse eine Aushülfe in der „geistlichen Musik“ der Mad. Catalani, die wenigstens einen Tag deckte und Concert spirituel hieß. An den 360 Spieltagen wurden in der Königstadt 559, von der Hofbühne 724 Stücke gegeben. Die Königstadt hat sich also verbessert, denn sie gab im vorigen Jahre 618 Stücke, und je weniger Stücke eine Bühne in einem gewissen Zeitraum giebt, desto mehr Ehre bringt es ihr, weil es beweist, daß sie viel auf solche Stücke hält, die einen ganzen Abend füllen.

Wir gelangen zu den überhaupt gegebenen Stücken, summarisch betrachtet.

	Königstadt.	Hofbühne.
Ueberhaupt wurden Stücke gegeben:	559	724
Davon waren:		
Wiener- und Zauberstücke . . .	74	—
Opern und Singspiele	152	129
Trauerspiele.	—	74
Schauspiele und Dramen . . .	2	93
Melodramen (ohne Vieh) . . .	14	8
Lustspiele	144	265
Possen	63	50
Vaudevilles und Liederspiele. . .	68	48
Kleinigkeiten	7	—
Lebende Bilder	—	2
Ballets und Harlekinaden . . .	—	50
Viehstücke	36	7
Summa	559	724

---

*) Der Gesellschafter sagt mit Wuth: ein hübscher Druckfehler!

Bei der Königstadt prävalirte offenbar die Oper, denn sie beträgt den zweisiebenten, bei der Hofbühne nur etwas mehr als den sechsten Theil aller gegebenen Stücke, trotz dem, daß jene Bühne nur einen Spezial- und diese einen General-Musikdirektor hat. Wo Einer die Schuld auf den Andern schiebt, leidet allemal die Sache, so auch hier. Liege es, woran es wolle, nicht zu verantworten und tief zu bedauern ist der Verfall der kleinen Opern und Singspiele. Nicht, daß es daran fehlte, sondern weil viele der älteren (guten) schlummern, und manches Neue nicht zum Vorschein kommt. Nun, was das Schlummern anlangt, so ist nicht abzusehen, weßhalb die Singspiele vor allem Uebrigen etwas voraus haben sollen.

Die Wiener- und Zauberstücke der Königstadt hielten den Trauerspielen der Hofbühne ganz genau die Waage; sie ließen beide meistens leere Häuser. — In den Schauspielen und Dramen, die sich auf beiden Bühnen wie 2 zu 93 verhalten, spricht sich die Tendenz beider Bühnen aus; die Richtung der Hofbühne muß ernster sein, als die der Königstadt. — Bei den Melodramen steht die Königstadt um beinahe das Doppelte im Vortheil der Zahl; an Werth sind beide gleich, d. h. sie taugen nirgends viel. — An Lustspielen gab die Königstadt etwas mehr als den vierten, die Hofbühne mehr als den dritten Theil aller Stücke. Wir können nicht finden, daß die letztere darauf stolz zu sein braucht, denn unter den 263 Lustspielen ist kaum die Hälfte des Ansehens werth gewesen. — An Possen sind beide Bühnen treue Stiefbrüder, und die Hofbühne bewahrt eifersüchtig ihre Damenhüte, ihr Ständchen vor dem Potsdammer Thor, ihren Bär und Bassa. Die Königstadt hat beinahe ganz die Richtung für die Posse verloren; denn ihre Possen, auf die sie doch hauptsächlich angewiesen ist, betragen nur den neunten Theil aller Stücke. — Mit den Vaudevilles verhält es sich beinahe eben so, und was der fruchtbare Hr. Angely der Königstadt ist, das war Hr. Blum der Hofbühne. Seit seinem Abgange (im Januar) ist nur ein einziges Vaudeville auf der Hofbühne gegeben worden; im ganzen Theaterjahr sind dagegen nicht weniger als 57 Mal seine Stücke auf dem Repertoir gewesen, und Hrn. Angely's Stücke sind nicht weniger als 101 Mal über die Bretter gelaufen. Nun, wer das Kreuz hat, segnet sich, wenn auch nicht immer den guten Geschmack und das Publicum.

Wir gelangen nun zu den groben Verirrungen des Repertoirs, denn der Himmel wolle uns vor Aufzählung aller behüten, was an des Augias Stall gemahnen würde. Wir zählen dazu die — Viehstücke. Die Königstadt hat sich dieser Verirrung 36, die Hofbühne nur 7 Mal schuldig gemacht. Möge es für immer sein Bewenden dabei haben! Man pflegt zu sagen: Irren sei menschlich, hier aber ist es viehisch gewesen, und als ein Flecken in den Annalen der Bühnengeschichte muß es betrachtet werden, daß kleine Provinzialbühnen hierin früher die falsche Richtung erkannten als die gepriesenen des nordischen Athens. Wie ist gegen die sieben Mädchen in Uniform geeifert worden! Ist es aber nicht tausend Mal unwürdiger, einen Histrionen in eine Wolfs- oder Affenhaut, als sieben nette Kinder in Pantalonshosen zu stecken? Darum noch einmal: Nie, nie wieder eine Bestie oder den Harlekin zwischen die goldenen Säulen des ehrwürdigen Opernhauses gebracht! Das ist gewiß der Wunsch jedes redlich gesinnten Kunstfreundes. Und nun hinweg von dieser bestialischen Reminiszenz!

Trauerspiele. Königstadt: keins. Hofbühne: 4. Hier erscheint die Hofbühne im Vortheil, doch wird Rafaele vollständig durch Ein Uhr und den Berggeist aufgewogen! Rafaele ist nur 4 Mal in 7 Monaten, Ein Uhr dagegen 34 Mal in 11 Monaten gegeben worden. — Die Tochter der Luft, Medea und Hans Kohlhas kann die Königstadt freilich nicht aufwiegen; allein etwas wird doch die Hofbühne vor ihr voraus haben müssen, sonst wäre der Titel Théâtre secondaire eine offenbare Blasphemie für die arme Königstadt. Das Nemliche gilt von den Schauspielen und Dramen, deren die Hofbühne 8 über die Bretter gehen ließ. Hier dürften: die Treibhausblumen durch die vier Temperamente, das Majorat durch den Zauberer und das Ungethüm, das Nachtlager zu Granada durch die seltsame Audienz, Stadt und Land durch den Rehbock, der Vormund durch die Bretterwand, die Ehrenrettung durch den Abentheurer, die Vernunftheirath durch Pflicht um Pflicht, und das Manuscript durch die Reise zur Hochzeit vollständig aufgewogen werden, und die Hofbühne hat bloß gleichen Schritt mit der Königstadt gehalten. Hinsichtlich der Melodramen ist die Königstadt der Hofbühne um zwei derselben voraus, nämlich um die kluge Frau im Walde und Carlos Romaldi, was man Beides ihr gönnen kann. — An Lustspielen gab die Königstadt: 35; die Hofbühne: 11. Die Hofbühne blieb daher in diesem Theaterjahre mit 24 neuen Lustspielen gegen die Königstadt im Rückstande.

(Schluß folgt.)

Napoleon und kein Ende.

Noch seufzt der Scottsche Napoleon unter der Presse und bewährt das Sprichwort: „Gut Ding will Weile haben“ und schon kündigt Cotta an, man könne bei ihm subscribiren auf eine in der Weltsprache verfaßte (und doch schwerlich der Uebersetzwuth entgehende) „Allgemeine Geschichte Napoleon Buonapartes“ in nicht weniger als zwölf Bänden in 8. jeder zu fl. 3 — macht fl. 36 — Es wird versprochen, in diesem Werk solle Napoleon den Buonaparte, der Kaiser den ersten Consul expliciren: kurz, es solle das Testament des größten Mannes der Revolution dictirt vom größten Monarchen seines Jahrhunderts (es war ein kleines Jahrhundert von 1804 bis 1814!) sein.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 109. Samstag, 2. Juni 1827.

Kinderleben
oder
Das Mährchen ohne Ende.

8.

Die Libelle aber war wegsam und regsam, und die Dankbarkeit stärkte ihre Flügel, damit sie ihrem Gaste auch die gebührende Ehre beweise. Doch in der Dämmerung war guter Rath theuer. Sie schwirrte hin und her, ohne recht zu wissen, was zu thun sei, als sie bei dem letzten fortfliegenden Sonnenstrahl am Abhang der Höhle einige Erdbeeren hängen sah, die so viel Abendroth getrunken hatten, daß der Kopf ihnen ganz schwer war. Da flog sie zu einer Glockenblume, die nahe dabei stund, und raunte ihr in's Ohr, der Herr und König aller Blumen sei im Walde, und der müsse nach Würde geehrt werden. Die Aglaye ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern fing mit Macht an zu läuten, und als ihre Nachbarin das hörte, läutete sie auch, und bald waren alle Blumenglocken groß und klein in Bewegung und läuteten, als sollte die Mutter Erde selbst mit dem Sonnenkönig Hochzeit halten. Die blauen Glocken tönten tief, und die weißen hoch und hell, und alle klungen lieblich in einander. Aber die Vögel wurden nicht wach in ihren hohen Nestern, und den andern Thieren waren die Ohren nicht fein genug, oder zu sehr mit Haaren verwachsen. Nur die Johannisfünklein vernahmen das Festgeläute, weil sie mit den Blumen durch das Licht Geschwisterkinder waren. Sie fragten bei ihren nächsten Verwandten, den Maiblumen, und erfuhren von ihnen, daß eine große Blume den Fußsteig hinaufgegangen sei, welche noch weit schöner blühe, als eine Rose, und zwei Sterne trüge, die noch weit lieblicher glühten, als die Johannisfunken; und das müsse wohl ihr aller König sein. Da flogen alle Fünklein dem Fußpfad entlang, und suchten und suchten, und kamen endlich, wie die Libelle es gehofft hatte, an die Höhle. Als sie nun das Kind gewahrten, und jedes sich in seinen Augen gedoppelt wiedersah, da frohlockten sie, riefen alle Uebrigen herbei, setzten sich ringsumher auf die Gesträuche, und bald war es so hell an der Höhle, daß Gras und Kräuter zu wachsen anfingen, als wäre es voller Tag. Nun hatte die Libelle gewonnen Spiel. Das Kind war hocherfreut über das schöne Blumengeläute, und die vielen kleinen hellaugigen Gesellen, und konnte obendrein sich Erdbeeren zum Abendbrod pflücken.

9.

Als es sich zur Genüge gelabt hatte, setzte es sich hin auf das weiche Moos, schlug die Beinchen übereinander, und fing an mit den Johannisfünklein zu plaudern, und weil es selbst so oft an seine unbekannten Eltern dachte, fragte es auch sie, wer denn wohl ihre Eltern seien? — Das Zunächstsitzende gab ihm Bescheid und erzählte: Sie seien früher Blumen gewesen; aber keine von denen, die nur ihre Wurzelhände gierig in den Boden senkten und nur aus der dunkeln Erde ihre Nahrung an sich zögen, um nur recht dick und fett zu werden, sondern das Licht sei ihnen lieber gewesen, als alles, und während die andern Blumen Nachts geschlafen, hätten sie unermüdet nach dem Lichte geschaut, und es einge-

sogen mit frommer Sehnsucht — Sonnen- und Mond- und Sternenlicht. Und das Licht habe sie innerlich geläutert, daß sie nicht wie die gelben Erdblumen giftige Milch erzeugt hätten, sondern süße Düfte für kranke, sehnsuchtsvolle Herzen, und kraftreiches ätherisches Oel zum Balsam für arme Kranke und Verwundete. Als daher ihr Herbst gekommen, da seien sie nicht mit Haut und Haar, wie die anderen, erdetrunken auch hinabgesunken in den finstern Erdengrund, sondern hätten vollends ihr erdiges Kleid abgeschüttelt, und wären frank und frei in die Höhe gestiegen. Da sei es aber so außerordentlich hell gewesen, daß ihnen das Gesicht vergangen, und als sie wieder zu sich gekommen, hätten sie als Johannisfünklein auf einem dürren Blumenstiel gesessen. — Nun gefielen die Fünklein dem Kinde noch einmal so wohl, und es plauderte noch eine Weile mit ihnen, und erfuhr auch, warum ihrer gerade im Frühlinge so viele zum Vorschein kämen; das thäten sie nämlich, um ihre Blumengeschwister durch den grüngoldnen Glanz auch zur Lichtliebe zu locken. —

10.

Während dieser Zwiegespräche hatte die Libelle auch für das Schlafgemach ihres Gastes gesorgt. Das Moos, worauf das Kind saß, war hinter seinem Rücken vor lauter Freude ellenhoch gewachsen, die Libelle aber war mit ihren Schwestern so darauf herumgedämmert, daß es sich langes Weges in die Höhle niedergestreckt hatte. Alle Spinnen aber aus der ganzen Nachbarschaft hatte die Libelle aus dem Schlafe aufgestört, und als diese die Helle gesehen, hatten sie so fleißig gewoben, daß ihr Gewebe wie ein Vorhang vor der Höhle herabhing. Wie nun das Sandmännchen dem Kinde kleine Aeuglein machte, und es die Fünklein bat, sich nun nicht weiter in ihren Spielen um seinetwillen aufhalten zu lassen, hob die Libelle mit ihrer Schwester den Vorhang in die Höhe, bis das Kind zur Ruhe gegangen war, und ließen ihn dann wieder fallen, daß die heimtückischen Mücken nicht ungezupft und ungerupft in die Höhle hineinkommen könnten, und das Kind nicht im Schlafe beunruhigten. Das Kind legte sich nun zwar auf sein rechtes Oehrchen, um zu schlafen; denn es war recht müde geworden; allein schlafen konnte es doch nicht, denn das Mooslager war doch ganz was anders, als sein Bettchen, und die Höhle war ihm auch noch gar so fremd. Es legte sich links und wieder rechts, und als es mit dem Schlafen gar nicht gehen wollte, richtete es sich auf, um zu warten, bis es dem Herrn Schlaf gefällig wäre zu kommen. Aber wer nicht kam, das war der Schlaf, und wer im ganzen Walde bald allein noch wachte, das war das Kind. Denn die Blumen hatten sich müde geläutet, und die Fünklein müde geflogen, und selbst die Libelle, die vor der Höhle wachen wollte, war bald vom Nippen in's Schlafen gekommen. Immer stiller wurde es im Walde; hier und dort fiel noch ein dürres Blatt, das von einem frischen aus seiner alten Wohnung vertrieben wurde; dort und hier hörte man ein junges Vöglein pipen, wenn seine Alten es im Schlaf etwas drückten; und nur zuweilen summste eine Mücke einige Augenblicke in dem Vorhang, bis eine Spinne auf den Zehen herbeischlich, und ihr die Kehle so zuschnürte, bis ihr nicht bloß das Summen und Brummen, sondern auch Sehen und Hören verging. Und je stiller es wurde, desto mehr horchte das Kind, und ihm schauerte, wenn es wieder etwas hörte. Endlich war alles mäuschenstill im Walde, als sollte nie mehr etwas erwachen. Das Kind bog sich hervor, um zu sehen, ob es denn auch draussen ganz so dunkel sei, wie in der Höhle, und es sah nichts, als die stockfinstre Nacht, die Alles in ihren dichten Schleier eingewickelt hatte. Doch wie es auch nach Oben hinschaute, begegneten ihm die freundlichen Blicke einiger Sterne, und überraschten es auf das Freudigste. Denn es fühlte sich jetzt doch nicht mehr so ganz allein. Waren gleich die Sterne so weit, weit weg, so wußte es doch von ihnen, und sie wußten von ihm, denn sie sahen in sein Auge. Das Kind vertiefte sich in den Anblick, und es war ihm, als müsse es hinauffliegen aus der dunkelen Höhle — dahin, wo die Sterne so rein und heiter strahlten, und es fühlte sich recht arm gegen ihren Glanz, und wie gebunden und gefangen gegen ihr freies Schweben und Schweifen.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Mannheim, 26. Mai 1827.

Am hiesigen Bühnenhorizonte ging ein Stern erster Größe auf. — Eßlair, Regisseur der Münchner Hofbühne, gab folgende Gastrollen: Wallenstein in Wallensteins Tod, Dominik im Essighändler, Berger im Verräther, den Oberförster in Iffland's Jägern, Lear, Belisar, Meinau in Menschenhaß und Reue, Nathan den Weisen und Otto von Wittelsbach. Welchen bedeutenden Ruf Eßlair in der Theaterwelt hat, ist Niemandem ein Geheimniß, der nur seinen Namen kennt. Hier bedurfte er dieses Rufes nicht, denn er war vor mehreren Jahren lange Mitglied unserer Bühne und daher seine Kunst hier aus der Erfahrung bekannt. Alles strömte dem Theater zu. So erschien Eßlair in mannigfaltigen Fächern. Sah man die herrliche Gestalt des Künstlers an, so entschied man sich unbedenklich für das Fach der Helden. Nur in einem solchen Körper konnte der große Geist eines Wallenstein wohnen, ein Belisar ließ sich in einer andern Figur nicht denken, Otto von Wittelsbach mußte so gebildet sein.

Aber auch die Biederkeit und Geradheit eines Oberförsters, das Einfache, Natürliche eines Dominik bedurfte solcher Züge, sollte man es sich versinnlichen können. Zum Meinau, dem Manne, der in der freien Welt gelebt und durch die Schule der Erfahrung gegangen, der ein armes Herz unter dem Schein der Kälte verbirgt, konnte nur Eßlair dem Dichter gesessen haben. Berücksichtigte man sein Spiel in einer einzigen Rolle, so konnte man kühn alle Fächer durchgehen und in jedem sich Eßlair an seiner Stelle denken. Das scheint paradox. Man wird sagen, jeder Schauspieler habe nur ein Fach, worin er Meister sein könne, denn es gebe in der Schauspielkunst keine Allseitigkeit. Und doch hat Eßlair diesen so lange vertheidigten Satz Lügen gestraft. Wie war ihm aber dieses möglich? Durch eine ganz kleine Kleinigkeit, durch etwas, das, wenn ich es nenne, niemand in seiner Wirkung bezweifeln wird, nemlich durch Natur, und darin liegt die Kunst des Schauspielers, daß er sich bestrebe, die Natur zu erreichen. Der wahre Künstler wird ihr stets treu bleiben, er wird sich aber auch nie durch Umwege seinem Ziele nähern wollen, sondern gerade darauf zuschreiten, und darum alle verzerrte Mimik, allen bis zum Sirius hinaufgeschraubten Pathos vermeiden. Um dieses Ziel erreichen zu können, ist aber vor allem die richtige Auffassung des Characters der Rolle das erste Erforderniß. Hat der Künstler diesen begriffen, und durch alle Theile begriffen, hat er sich die Person, die er darstellen soll, so bekannt gemacht, daß er sie sich in allen Lagen ihres Lebens und nicht blos in der einzigen, in eine Scene eingedrängten, denken kann, so ist das Wiedergeben derselben nicht so schwierig; es muß ihm gelingen, setzt sich nur seine individuelle Natur nicht dagegen. Man denke sich den Mahler. Er verstehe die Mischung der Farben noch so gut, er führe einen sichern Pinsel, er beobachte alle Regeln der Ebenmaaße, was wird er zu Tage fördern? höchstens eine wohlgetroffene Copie, die aber des wahren Geistes entbehrt. Nur das wahre Genie weiß zu mahlen, denn nur dieses weiß durch richtiges Auffassen der Merkmale, durch Einhauchen des Odems der Natur seinem Gemälde sprechende, ergreifende, rührende Wahrheit zu geben. Darin liegt nun die Vortrefflichkeit Eßlairs, daß er den Character seiner Rolle richtig erkennt, und zur Darstellung desselben alle die kleinlichen Hülfsmittel verschmäht, deren sich andere bedienen, wodurch sie nur den großen Haufen blenden, den Kenner aber anekeln. Ich will diese Behauptung vermittelst Durchgehung einer einzigen Rolle beweisen und dazu jene wählen, die der Gesellschaft näher liegt, als die Rolle der Helden und Weisen, ich meine die Rolle Meinau's. Meinau ist der versuchte Mann, der, bei einem warmen Herzen von den Menschen oft getäuscht, sich doch mit aller Gluth an ein weibliches Wesen hängt, von diesem aber hintergangen wird. Er flieht die Menschen, sieht in jedem einen Betrüger, kann aber die Grundzüge seines Characters, Güte und Mitleiden, nicht vertilgen. So sehen wir ihn dem alten Thomas helfen, so den Grafen aus dem Wasser ziehen, so seiner Gattin verzeihen. Es giebt Schauspieler, welche die rauhe Seite des Menschenhasses nie genug herausheben zu können glauben, die also mit finsterem Gesichte, rauher Stimme, abgestoßenen Worten die ersten Scenen geben. Wollten sie einen Menschenfeind mit bösem Herzen darstellen, so hätten sie recht. Meinau aber hat den Menschenhaß seinem guten Herzen aufgedrungen, diese Gewaltthat ist ihm nicht geglückt, und darum ließ Eßlair das gute Herz aus jedem Worte herausblicken; kein scharfer Ton, keine schneidende Härte; nur mit Mühe kann er seinen sanftern Aufwallungen gebieten. Er erzählt seinem Freunde, dem Major, seine Schicksale und bleibt dabei kalt, denn dem geprüften, erfahrnen Manne können die gewöhnlichen Erscheinungen des Lebens nichts anhaben. Er kömmt zur Geschichte seiner Ehe, und jetzt regt sich sein Herz, denn hier stößt er auf die Quelle seines Unglückes. Diese ganze Erzählung wird von vielen Schauspielern als Paradepferd thränenreicher Declamation benutzt, sie fangen mit Gefühl an, und endigen mit einem Bache von Zähren. Viele weiche Seelen weinen mit, und, ist die Scene vorüber, dann fragen sie sich, ob sie über die Erzählung, oder über die Thränen des Erzählers (sie stecken an wie das Gähnen) geweint haben. An den Schluß des vierten Actes hat Kotzebue einen Knalleffect gelegt, indem er Meinau und Eulalia zusammenbringt. Was müssen wohl beide hier fühlen? Sie, Schrecken und Beschämung; er, Ueberraschung und dann Unwillen, daß man ihn zu seiner Frau bringen wolle. Mancher Schauspieler bleibt bei der ersten und setzt höchstens noch ein Zeichen des Zornes gegen Eulalia hinzu, womit er abgeht. Eßlair nahm dieses anders. Der erste Blick auf seine Frau war Ueberraschung; von dieser geht er auf den Unwillen gegen den Major und die andern Personen über, er kennt aber keinen Haß gegen Eulalia, denn er liebt sie noch. In der Schlußscene spricht sich dieses deutlich aus, denn hier zeigt er, daß er ihr alles verziehen habe, daß er sie sogar wieder aufnehmen würde, wenn nicht das mächtigere Gefühl der Ehre ihn daran hinderte. Diesen Kampf zwischen Ehre und Liebe bringt er aber nicht durch verzerrte Gesichtsmuskeln, durch weinerliche Stimme, Händeringen zur Anschauung, sondern er entwickelt ihn durch stetes Hinweisen auf die Ehre, durch bedeutenden Nachdruck in der Stimme, sobald er von dieser spricht, und durch gehaltnere Töne, wenn das Herz ihn überwältigen will. — So nahm Eßlair den Meinau, und wer ihn sah, konnte das tiefe Studium darin nicht verkennen. So gab er auch alle andere Rollen, er wich weder im Wallenstein, noch im Belisar, weder im Lear, noch im Otto von Wittelsbach von der einfachen Natur ab, er ging als Held nicht auf Stelzen, sondern blieb auf dem ebenen Boden, und dadurch wirkte er mehr als alle Schreier, Heuler und dramatische Seiltänzer.

Theaterbericht aus Berlin
1. Mai 1826 — 30. April 1827.

(Schluß)

Die Hofbühne soll, wie man hört, seit Jahren bereits mehr als 100 neue Stücke angenommen und in ihrer Bibliothek aufgestapelt haben, die gewiß einmal dem Publikum und der Kunst zu statten kommen; man muß nur die Zeit abwarten. Sie soll sogar von den 100 Stücken 40 schon honorirt haben und mehr kann man doch nicht von ihr fodern. Die eigentliche Theatersaison liegt in den 6 Monaten: November bis April. Die Königstadt hat in derselben 38 neue Stücke oder 80 Acte, die Hofbühne nur 18 neue Stücke oder 48 Acte in Scene gesetzt; die erstere also die Saison um das Doppelte besser zu benutzen verstanden als die letztere.

Welche von den neuen Stücken beider Bühnen haben besonders Glück gemacht? — Königstadt: Sargines 17 mal in 12 Monaten. Aline 15 mal in 12 M. Ein Uhr 34 mal in 11 M. Jocko 31 mal in 9 M. Die Weiße Dame 18 mal in 6 M. Der verwunschene Schneidergesell 11 mal in 3 M. Die Hasen in der Hasenheide 9 mal in 2 M. Der lustige Schuster 7 mal in 2 M. Der Zauberer und das Ungethüm 5 mal in 1 M. — Hofbühne: Die Tochter der Luft 10 mal i. 5 M. Jocko 7 mal in 5 M. Die Dame auf Avenel 6 mal in 10 M. Der goldne Schlüssel 13 mal in 7 M. Die Mäntel 8 mal in 7 M. Hans Kohlhas 5 mal in 2 M.

Um dem Publikum, wie man zu sagen pflegt, ein Genüge zu thun, hat in den 360 Spieltagen: die Königstadt 142 verschiedenartiger Stücke bedurft; die Hofbühne hat dagegen nicht weniger als 240 Stücke zu jenem Zweck aufbieten müssen. Und hieraus folgt von selbst, daß die Königstadt ihr Publicum ungleich mehr zu beherrschen weiß, als die Hofbühne das ihrige, trotz dem, daß in der Regel der umgekehrte Fall stattfinden müßte, theils wegen der größern Freiheit jenseits der Spree, theils wegen des gelinderen Einwirkens der Gensdarmen oder Polizei. Ferner muß man schließen, daß die erstere Bühne eine weit strengere Consequenz beobachtet hat, als die letztere; endlich, daß, wenn das so fortgeht, das Publikum so widernatürlich an Abwechslung ge- und verwöhnt wird, daß man zuletzt 1000 Stücke im Jahr brauchen oder gar von einigen Stücken nur einzelne Acte im ganzen Jahr wird geben dürfen, wenn das Publicum nicht davonlaufen soll. Wie ein leckes Schiff ohne Steuer und Kompaß treibt das Repertoir auf der dramatischen See umher; man arbeitet aus der Hand in den Mund, und Schlendrian und Inconsequenz heißen die Piloten. Die schlechten Stücke werden dem Publicum aufgedrungen und mit den guten wird Spott und Spiel getrieben. Wie wenig Sinn für Originalstücke bei beiden Bühnen vorwaltet, geht daraus hervor, daß unter den 559 Vorstellungen der Königstadt nur 290 und unter den 724 der Hofbühne nur 286 deutsche Originalstücke waren.

Hinsichtlich der abgeänderten Vorstellungen hat sich die Königstadt sehr zu ihrem Vortheil ausgezeichnet; sie hat im ganzen Jahre nur 38 mal die Vorstellung abgeändert; das gedruckte Repertoir der Hofbühne hat dagegen 667 Vorstellungen angekündigt, und von diesen 162 verändert; die Abänderungen beliefen sich daher bei ihr auf mehr als $1/4$, bei der Königstadt auf etwa nur $1/10$ der Vorstellungen, und die Repertoirconsequenzen verhalten sich bei beiden wie 4 zu 10, d. h. das Repertoir der Königstadt ist $2 1/2$ mal consequenter als das der Hofbühne gewesen.

Als Resultat der ganzen Uebersicht des Berliner Bühnenwesens im letzten Theaterjahr läßt sich angeben: die Königstadt ist, was Thätigkeit in der artistischen Leitung anlangt, beinahe in jeder Beziehung voraus gewesen. Erwägt man nun, daß die Königstadt in allen Beziehungen beschränktere Mittel, ja daß sie mit einem Heer von Schwierigkeiten zu kämpfen hat, welche die Hofbühne nicht einmal dem Namen nach kennt, so sinkt die Waage der Thätigkeit noch mehr zu Gunsten der erstern, und bei der letzteren schnellt sie um so mehr in die Höhe.

Die 724 Stücke, welche mehr oder weniger oft auf der Hofbühne zur Darstellung kamen, sind von 82 Dichtern und Componisten. Nach der Zahl der Vorstellungen rangirt stehen darunter folgende 10 obenan:

1.	Carl Blum, der Regisseur.	57
2.	Kotzebue, der Verschrieene.	41
3.	Raupach, der Berliner Schiller.	27
4.	Schiller, schlechtweg.	24
5.	Spontini, der Berühmte.	23
6.	Lebrün, der Fruchtbare.	23
7.	Shakespeare, der Vielbearbeitete.	22
8.	v. Lichtenstein, der Regisseur.	20
9.	Theodor Hell, der Dresdner.	13
10.	Mozart, der Unerreichbare.	12.

Auf mehrere dieser Personen paßt offenbar der geistliche Spruch: die hier die Ersten sind, werden dort die Letzten sein, so bald nämlich von dem ewigen Wunderlande der wahren Kunst die Rede ist.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 110. Sonntag, 3. Juni 1827.

Festgesang.

Geist aus Gottes Höhe,
Geist des Lebens, wehe,
Durch der Erde Flur.
Laß den Frühling scheinen,
Laß die Reben weinen,
Segne die Natur.
Deine Kraft,
Die Wunder schafft,
Bringe Weisheit, Müden Stärke,
Todten Lebenswerke.

Gieb dem Worte Flügel,
Löse du die Siegel
Vom verschloßnen Buch.
Laß die Welt ihn finden,
Der für ihre Sünden
Blutend ward ein Fluch;
Daß durch ihn
Verklärt im Sinn,
Allem Tand und Irrthum sterbe
Wahrer Freiheit Erbe.

J. F. v. Meyer.

Geistliche Sprüche.

Rein wie das feinste Gold, fest wie ein Felsenstein,
Ganz lauter, wie Kristall, soll dein Gemüthe sein.

Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir, du bleibst noch ewiglich verloren.

Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht.
Wer es nicht selber wird, der sieht ihn ewig nicht.

Halt an! Wo läufst du hin? Der Himmel ist in dir.
Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für.

Du selber machst die Zeit, das Uhrwerk sind die Sinnen;
Hemmst du die Unruh nur, so ist die Zeit von hinnen.

Der Mensch, der seinen Geist nicht über sich erhebt,
Der ist nicht werth, daß er im Menschenstande lebt.

Nichts ist dem Nichts so gleich, als Einsamkeit und Stille:
Deßwegen will sie auch, so er was will, mein Wille.

Was ist Nicht-Sündigen? Du darfst nicht lange fragen,
Geh' hin, es werden's dir die stummen Blumen sagen.

Die Morgenröth' ist schön, noch schöner eine Seele,
Die Gottes Strahl durchleucht in ihres Leibes Höle.

Wer seinen Neider liebt und gut vom Feinde spricht,
Sag', ob derselbe nicht von Dornen Trauben bricht.

Im Himmel ist der Tag, im Abgrund ist die Nacht,
Hier ist die Dämmerung. Wohl dem, der's recht betracht!

Es kann in Ewigkeit kein Ton so lieblich sein,
Als wenn des Menschen Herz mit Gott stimmt überein.

Die Zeit ist edler noch als tausend Ewigkeiten:
Ich kann mich hier dem Herrn, dort aber nicht bereiten.

Die Liebe geht zu Gott unangesagt hinein,
Verstand und hoher Witz muß lang im Vorhof sein.

O Spott! Ein Seidenwurm, der wirkt, bis er kann fliegen,
Und du bleibst, wie du bist, nur auf der Erde liegen.

Neueste Literatur.

Selina, oder über die Unsterblichkeit, von Jean Paul. 2 Theile 8. 186 und 240 S.

Goethe's Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. 1ste Lieferung: 5 Bde. 16.

Die jüngst entsprossenen Blumen aus dem Garten zweier reichen Geister, eines in höhere Regionen entwichenen und eines noch unter den Sterblichen in heiterer Greisengestalt wandelnden, werden als herrliche Pfingstgaben den Deutschen dargebracht. Wehmüthig stimmen uns die letzten Klänge der Aeolsharfe in Jean Pauls Brust, aber was sie uns singen, strömt unendlichen Trost in das Innerste des Gemüths. In Goethe's Gedichten, den längstbekannten wie den neusten, weht dagegen die erquickendste Lebensfrische und der Genius zeugt auf seine Weise für die Unsterblichkeit, indem er den Blüthen der Daseinsminute Unvergänglichkeit verleiht.

Von einem **Urtheil** über jene bedeutende Erscheinungen kann natürlich **hier** die Rede nicht sein. Das heilige Vermächtniß Jean Pauls steht der Kritik — die es indessen nicht zu scheuen hat — unantastbar *) und in wiefern das **Neue** in den Goetheschen Poesien an sich und vergleichungsweise dem großen Namen des Dichters überall entspreche, mögen Kunstsinnigere mit der Reife, die der Gegenstand fodert, prüfen und nachweisen. Wir beschränken uns auf eine Uebersicht des Inhalts und Mittheilung einiger Auszüge.

Die **Selina** ist nicht, wie man wohl zum Theil erwartete, ein Umguß des **Kampaner Thals.** Aber sie schließt sich diesem erhabenen Werke an, erweitert die darin eröffnete Aussicht nach allen Seiten hin und versenkt uns tief in das Ideenmeer, dessen Wellen uns früher nur umspülten. Aber — Selina ist nur ein **Torso.** Der Tod hat dem Meister den Griffel aus der Hand genommen. Die ewige Vorsehung ließ ihm nicht Zeit zur Vollbringung seines großen Tagwerks. Im Dunkeln und Stillen — zuletzt bei verlöschendem Augenlicht — ahnend, er werde bald abgerufen in die Gefilde des Lichts, hat er an der unvollendeten Selina fast bis zum letzten Lebenshauch verbessernd gearbeitet. Aus den **Vorredebruchstücken** ergiebt sich manches Anziehende über Zweck und Plan des Werks, und in jedem spricht sich der edle originelle Geist in seiner eigensten Art aus:

„Es werden noch tausend Bücher über die Unsterblichkeit geschrieben werden und darin werden auch meine Beweise wieder auferstehen; nur anders dargestellt. Warum sollte ich also mein Eigenes nicht auch zweimal, aber anders darstellen — mit weniger Gluth als das erstemal, aber mit mehr Licht?"

„Man bleibt sich — zumal von den männlichen Jahren an — weit ähnlicher als man sich schmeichelt bei der gewonnenen Menge neuer Erfahrungen und Bücher, ja fremder Ansichten. Da das Gemüth des Menschen sich wenig mehr ändert im dritten und vierten Jahrzehend; so sieht man aus den so unbedeutenden Veränderungen, welche das Studium in uns nachläßt, wie unsere Veränderlichkeit auf das Gemüth sich baut."

„Unsere Untersuchungen der Unsterblichkeit werden leider zu sehr in den Zeiten der Trauer und des geistigen Bedürfnisses unternommen und ihnen dadurch nicht Helle genug gelassen. Die Gräber sind Eisberge, welche die Reisenden mit Flören auf den Gesichtern umwandern und besteigen."

„Die Menschen haben gar nicht das Herz, sich recht unsterblich zu denken."

„Blos um den Tod zu geben, verachten sie ihn leicht — im Sturm wurden (obgleich gegen die Gesetze) Seeschlachten geliefert und unter Erdbeben Landschlachten; und hoch über den Wolken und über den Blitzen ließ der Mensch seine Pulverwolken ziehen und seine Blitze schlagen in der Gotthards-Schlacht."

„Die Thräne, welche es auch sei, eine der Freude oder der Trauer, sie macht einen eingewelkten Menschen, wie ein Wassertröpfchen ein verdorrtes Räderthierchen, wieder lebendig und [illegible]sam. Der Thau fällt aber nur in beiden Dämmerungen."

„Es giebt Seelen, für die es nie Sommer im Leben wird. Diese müssen in ihrem Winter den Vortheil haben, als ob sie in Spitzbergen wohnten, wo auch am Tage des Winters die Sterne hell glänzen, nicht bloß in der Nacht; sie müssen durch die fernen kälteren Sonnen die nächste wärmere ersetzen dürfen. Nehmt einer Krankenbettlägrigen, die sich auf der Erde wund liegt, den Aufblick nach Oben, so wird sie zweimal unglücklich und beraubt und verwundet."

„Findet ihr den Trost nicht in der Nähe: so erhebt euch und sucht ihn immer höher; der Paradiesvogel flieht aus dem hohen Sturm, der sein Gefieder packt und überwältiget, blos höher hinauf, wo keiner ist."

„Der Mensch hat nicht blos zum Handeln wenig Zeit und Raum; auch zum Untersuchen und Denken gewisser Gegenstände. So ist die Kunstgeschichte so geräumig, daß sie den Platz für jede andere Sammlung des Geistes verstellt. Wissenschaft schließt Wissenschaft aus. Am wenigsten zu sich kann der Gelehrte vor Sachen kommen. Der Dichter allein bringt ihn ein wenig wieder nach Hause zu sich."

*) Er selbst hoffi, kein Recensent werde Kain gegen ihn sein, der den Abel erschlug, weil er die Unsterblichkeit behauptete.

„Der Dichter gleicht dem Bewohner des heißen Erdgürtels, dem alle Sterne auf- und untergehen müssen; der Philosoph dem Polarländer, der nur die Sterne seines Pols in Parallelkreisen, aber nie auf- und untergehen sieht."

„Das Entstehen ist so dunkel, als das Vergehen; dicke Nebel sind die beste Zeit zum Säen."

„Mein Hauptbestreben (bei der Selina): Vielseitigkeit des Blicks, also Anhöhen zu gewinnen, wo in Gruft und Himmel und Erde die Blicke frei und verschieden zu werfen sind. Zuerst mache man nur den Geist frei von Systemen und frühern Meinungen — und dann lasse man ihn schauen."

„Wie soll man über das Wie der Unsterblichkeit entscheidend schreiben können; da man im Alter einen ordentlichen Ekel und Grimm vor der leeren Belehrung und Antwort der Philosophen, Theologen und Naturphilosophen bekommt, so daß man sich aus einer Welt voll lügenhafter Bibliotheken am Ende hinaussehnt."

Auf 11 Abtheilungen war das Werk angelegt. Benannt hatte sie der Verfasser nach den 11 Hauptplaneten. Mehr oder weniger vollendet sind nur Merkur, Venus, Erde, Mars, Vesta, Juno, Ceres, Pallas, Jupiter. Saturn und Uranus fehlen ganz. Die großen Parthien der Anlage lassen sich so bezeichnen: Vernichtglaube Glanz des Alls; Seelenwanderung; Schlaf, Traum, Alter, Sterben als Zweifel an der Unsterblichkeit; Schlaf, Traum und Alter mit ihr versöhnt; Schluß aus dem Dasein Gottes; Gegen das Radicalböse; Recht auf Glücklichsein: Schluß aus dem Erdenschmerz, der Sehnsucht und höheren Anlagen; Einwendungen des Teufelsadvocaten gegen Auferstehen, Wiedersehen und Ewigkeit. —

Daß nun die ganze Selina ein Schatz lichtvollster Gedanken, ergreifender Geisterworte, rührendster Empfindungen sei und in dieser Beziehung keinem der vollendeten Werken des Autors nachstehe, davon überzeugt man sich schon bei dem flüchtigsten Durchblättern — dem ungeduldigen Vorschmecken unseres ästhetischen Sinnes. Selina wird bewundert werden und was mehr ist, sie wird unzähligen zweifelmüthigen oder trostsuchenden Seelen Beruhigung in's Herz senken. Wir schließen diese kurze Anzeige mit einigen Aphorismen aus dem fragmentarischen Baumaterial, das der Dichter seinem Werk nicht mehr einfügen konnte.

„Der Gedanke der Unsterblichkeit ist ein leuchtendes Meer, wo der, der sich darin badet, von lauter Sternen umgeben ist."

„Das Alter, der Mondschein des Lebens, hat keine Gewitter; aber unter dem frühern Sonnenschein blitzen sie."

„Die Blume der Freude im Herbst des Alters geruchlos; des Frühlings in der Jugend vielleicht giftig; die der Mitte recht."

„Das einzige Gebet, das wir kühn und ohne Bedingung thun dürfen, wäre das um unsere Fortdauer."

„Ich wollte einmal den Unglücklichsten — da doch zu einer gegebenen Zeit irgend ein Mensch der Unglücklichste auf der ganzen Erde sein muß, so wie einer auch der Glücklichste — poetisch darstellen: aber das schmerzvolle Gesicht sah mich mit seiner Verzerrung an, und ich mußte meines abwenden und konnte nicht anfangen."

„Der Frühling geht jedes Jahr unter, so du. Ist die Rosenwange zarter als die Rose, die auch vergeht? Dein Gesang anders als der der Nachtigall, die auch verstummt? Zerlege dich sanft in deinen Staub, du Menschenblume. Er wird wieder ein Blumenstaub. Dein Blüthengeist geht die Erde nichts mehr an."

(Ueber das Neue in Goethe's Gedichten, besonders die Fantasmagorie Helena, soll der Bericht folgen.)

Charade-Sonett.

(Von Goethe.)

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.

Es thut gar wohl in jung- und alten Tagen,
Eins an dem andern kecklich zu verbrennen;
Und kann man sie vereint zusammen nennen,
So drückt man aus ein seliges Behagen.

Nun aber such' ich ihnen zu gefallen
Und bitte mit sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen:

Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In Einem Bild sie beide zu erblicken,
In Einem Wesen beide zu umfangen.

Auflösung der Charade in Nr. 105.

Uhrband.

Musikalische Todtenfeier
für
Louis van Beethoven
in der Lehranstalt des Hrn. J. B. Baldenecker jun.
Montag den 28. Mai.

Wo mit anspruchlosem uneigennützigem Eifer der Sinn für unsere bildende freundliche Muse gepflegt und gehoben wird, wo nicht niederes Interesse oder eitle Ruhmsucht die Impulse solcher Veranstaltungen sind, da erblüht dem sprossenden Geschlechte das wahre Gefühl, die reine Verehrung für die Kunst. Hrn. Baldenecker gebührt der Dank unserer Stadt, daß er ihre Jugend solche Wege führt.

Die Ausstattung war so sinnig als geschmackvoll. Den Eintretenden überraschte das feierliche Dunkel des Prospects. In der magischen Beleuchtung einer Opferflamme, die auf einem Altar brannte, schwebte phantasmagorisch eine Flora in dämmernder Perspective. Im Vordergrunde trauerte der Verewigte, uns allzufrüh entrissen, auf die stille Versammlung herab. Sein Haupt zierte ein blitzender Lorbeerkranz. Ein reicher Feston, von schönen Händen gewunden, bildete eine Pforte, und zu beiden Seiten senkten Trauerweiden ihre Blätter. Ein wehmüthig Gefühl beschlich unwillkührlich jedes Herz, und manches nasse Auge gab der Feier die echte Weihe.

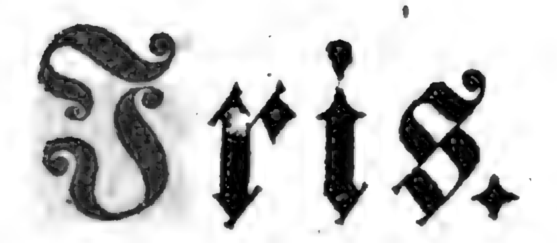
Das Publikum, größtentheils in der Farbe der Trauer gekleidet, gab auch von dieser Seite Beweise edler Aufmerksamkeit und Anerkennung. Die Gesellschaft war die gewählteste, und unter den Honoratioren dieser Stadt befanden sich mehrere Mitglieder des Senates. Eine lobenswerthe Aufmunterung für die Zöglinge des blühenden Vereines.

Die allgemeine Spannung löste sich auf in ein entschiedeneres Gefühl, als das würdige Mitglied unserer Bühne, Hr. Weidner, in einem dem Gegenstande vollkommen angemessenen Vorworte — von Hrn. Xaver Schnyder von Wartensee verfaßt und in Nr. 107 der Iris abgedruckt — die Feier eröffnete. Nichts konnte wirksamer sein, als die analoge Vereinigung dieser Rede mit dem düstern erschütternden Accente, womit der Künstler dieselbe vortrug; nichts ergreifender, als der sogleich darauffolgende Trauermarsch aus Beethovens Sinfonia eroica von 16 Schülern auf 8 Flügeln im originellen Geiste durchgeführt, und im Hintergrunde dazu, unsichtbar, die abgemessenen, feierlich dumpfen Töne der Pauke. Ein bis jetzt noch unbekannter, aber im höchsten Grade gelungener Effect. Hierauf folgte ein vierstimmiger Gesang von Hrn. Schnyder über ein Gedicht von Salis: Das Grab, in der letzten Abendunterhaltung von dem Gesangvereine des Hrn. Düring vorgetragen. Er ist ursprünglich für 4 einzelne Stimmen (Sopran, Alt, Tenor und Baß) gesetzt, und verfehlte seine Wirkung auf das trauernde Gemüth nicht. Hr. Schnyder nimmt sich mit sichtbarem Eifer dieser Anstalt an, und dieses allein schon spricht für den Gehalt derselben.

Wahrhaft rührend war hierauf das Erscheinen von 8 kleinen Paaren, von fast gleichem Alter und gleich costumirt; alle Zöglinge des Institutes. Sie spielten mit kindlicher und netter Präcision den ersten Satz der lieblichen Doppelsonate aus D von Beethoven und verschwanden wie sie gekommen, gleich Genien einer wohlthätigen Fee in mystisches Dunkel. Nun wurden sowohl von den jungen liebenswürdigen Veteranen der Anstalt, Dem. H. Gerson und Dem. S. Seibt, als von Hrn. J. Baldenecker — einem hoffnungsvollen Jüngling — und Hrn. Rehm, rühmlichst bekannt, abwechselnd Trios und Sonaten, mit und ohne Begleitung, vorgetragen. Daß die angekündigten Lieder von Beethoven: „An die entfernte Geliebte" und „Adelaide" von Hrn. Linker und Dem. L. (wahrscheinlich Loew) nicht gesungen wurden, empfanden wir schmerzlich. Wahrscheinlich wollte man der Festlichkeit bei der drückenden Hitze früher ein Ende machen. Aber wie leicht vergißt man den Körper, wenn Geist und Gemüth auf gleiche Weise angesprochen werden. Den Beschluß machte, nach einem Vocal-Quartett von Hrn. Schnyder über ein Goethe'sches Gedicht, Beethovens grandiose Ouverture zu Egmont, arrangirt von einem Eleven des Instituts. Sie wurde von 16 Personen auf 8 Flügeln gespielt; im Hintergrunde abermals, doch nur hörbar, die wirbelnden Pauken. Ein würdiges Siegel zu dem heutigen in jeder Rücksicht genußreichen Abend, an welchem bald wehmüthig, bald süße Empfindungen, gleich den Tonwellen des unsterblichen Mannes in uns auf- und niedertauchten.

Wenn es sich bewährt, daß, wie man überall spricht, Hr. Baldenecker eine allgemeine Gesangschule in mehreren Classen unter der Leitung Hrn. Schnyders v. Wartensee noch im Laufe dieses Monats mit seiner Anstalt verbinden wird, so bleibt wahrlich nichts mehr zu wünschen übrig, und wir besitzen in unsern Mauern, was dem übrigen Deutschland bis jetzt noch mangelt.

Druckfehler. In der gestrigen Iris ist S. 438. Z. 6. durch Weglassung eines w Meinau's warmes Herz zu einem armen geworden.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

№ 111. Dienstag, 5. Juni 1827.

Kinderleben
oder
Das Mährchen ohne Ende.

11.

Aber die Sterne zogen vorüber und ließen dem Kind nur noch eine kleine Weile ihr schimmerndes Bild vor den Augen. Auch dieses zerrann, und das Kind wollte sich eben ermüdet niederlegen, als hinter einem Busche hervor vom stillen Wasser her ein zitternd Irrlicht zum Vorschein kam, daß das Kind zuerst meinte, einer der Sterne hätte einen Umweg genommen, es zu besuchen und mit hinaufzunehmen. Und vor Freude und Erstaunen athmete das Kind tief auf, und da kam auch das Irrlicht ganz nahe heran und ließ sich nieder auf einen feuchten bemoosten Stein vor die Höhle, und ein anderes flackerte rasch hinter ihm drein und setzte sich diesem gegenüber und seufzte, wie aus hohler Brust: „Nun Gott sei Dank, daß ich endlich einmal ausruhen darf!" — „Ja," sprach das andere, „dank' es dem unschuldigen Kinde da drinnen, das uns mit seinem reinen Athem angezogen hat." — „Seid ihr denn," fragte zögernd das Kind, „nicht von jenen Sternen, die da oben so freudig leuchten und wandeln?" — „Ja, wären wir Sterne," erwiederte das erste, „wir zögen ruhig unsre Bahn in dem heitern Elemente, und ließen unbekümmert diesen Wald und die ganze Erde links liegen;" — „und bräuchten nicht," fiel das zweite ihm in's Wort, „an den schalen Wässern zu kleben!" — Das Kind war neugierig zu wissen, wer sie denn eigentlich seien, da sie so schön leuchteten und doch gar so mißmuthig schienen. — Da begann das zweite zu berichten, wie es auch einmal Kind gewesen und dann groß geworden sei; wie es aber frühzeitig seinen einzigen Spaß gehabt hätte, die Leute etwas weiß zu machen, um recht vornehm und gelehrt zu scheinen. Immer habe es einen ganzen Strom glatter Worte über die Leute ausgeschüttet, und so allmählig einen schimmernden Dunst um sich her verbreitet, daß die Leute, wie die Fliegen, darnach hingeflattert seien, bis sie endlich darin untergegangen. Da sei aber einmal ein schlichter Mann in seine Nähe gekommen, der habe nur ein paar einfältige Worte gesprochen, und plötzlich sei der Dunst zerstoben und zerflogen, daß es ganz nackt und blos mit seinem aufgedunsenen Leib aller Welt zum Spotte da gestanden habe. Der schlichte Mann aber habe sich mitleidig von ihm abgewendet, während es in Scham und Aerger vergangen sei, und als es wieder zu sich gekommen sei, da habe es sich wollen hinausschwingen und jenseits ein besseres Schicksal gehofft. Aber seine Flügel seien ganz durchnäßt gewesen und immer dunkler sei es ihm vor den Augen geworden. Da habe es sich nicht mehr finden können, bis es sich endlich an einem Sumpfe als Irrlicht wieder erkannt und nun nicht mehr weiter habe kommen können. —

„Mir ist es ganz anders ergangen," sprach das erste — „ich war zwar auch unter den Leuten, aber statt daß ich jetzt leuchte ohne zu wärmen, brannte ich damals ohne zu leuchten. Schon, wie ich noch Kind war, schenkten die Leute mich immer mir selber ein, so daß ich früh von mir selbst betrunken war. Sah ich dann jemand leuchten, dann hätte ich sein Licht ausblasen mögen, und je mehr ich das wollte, desto mehr kroch das bischen Licht,

das ich um mich hatte, in mich selbst zurück, und innerlich braunte es grimmig, während ich nach aussen immer dunkler wurde. Wollte aber einer, der da leuchtete, mir liebreich von seinem Lichte schenken, dann brach von innen meine Flamme hervor, um das Licht zu vernichten. Aber das Licht ließ die Flamme ungestört durch sich hinschießen, und leuchtete nur noch heller, während ich schier ausgebrannt war. So begegnete mir einmal ein kleines Kind, das vor sich hinlächelnd mit einem Kreuze von Palmstäbchen spielte und einen strahlenden Ring auf den goldenen Locken trug. Es faßte mich freundlich bei der Hand, schaute mit seinen himmelblauen Augen mich an, und sprach: „Sieh, lieber Mann, du bist zwar noch sehr dunkel und trübe; willst du aber wieder ein Kind sein, wie ich bin, dann sollst du auch einen Strahlenring haben wie ich habe." — Als ich das hörte, ärgerte ich mich so über mich selbst und das Kind, daß mich das innre Feuer verzehrte. Nun wollte ich hinauf in die Sonne, um mir dort Strahlen zu hohlen, aber unterwegs stießen mich ihre Strahlen wieder mit den Worten herab: Gehe du nur wieder hin, wo du hergekommen bist, du finsteres Zornfeuer; denn die Sonne leuchtet nur in Liebe, und nur die begierliche Erde verkehrt ihr mildes Licht zuweilen in heißen Brand; darum fliehe zurück, denn nur bei deines Gleichen darfst du wohnen. Ich schütterte zusammen, und als ich mich wieder aufraffte, stand ich wie eine Fackeldistel, mit schimmerndem aber kaltem Kopfe am stillen Gewässer." Das Kind war über den Erzählungen eingeschlafen; denn es wußte Nichts von der Welt und den Menschen, und wußte daher auch nicht, was es aus jenen Erzählungen machen sollte. Die Müdigkeit hatte aber ein deutlicheres Wort zu ihm gesprochen; das hatte es verstanden und war eingeschlafen.

12.

Und es schlief sanft und es schlief fest, bis das Morgenroth sich auf die Berge stellte, und die Ankunft seiner Herrin, der Sonne, verkündigte. Denn als die Verkündigung sich über die Flur und den Wald ergoß, da erwachte ein tausendstimmiges Echo, und es war an kein Schlafen mehr zu denken. Als aber gar die königliche Sonnenjungfrau selbst sich erhob, und zuerst ihr Diadem über den Bergen herausblitzte, bald darauf sie selbst in ihrem vollen Glanze, geschmückt mit allen Reizen der ewigen Jugend, strahlend und herrlich dastand, und ihr liebender Blick segnend alle irdischen Geschöpfe umfaßte, vom stolzen, gewaltigen Eichenbaum an bis zum niedergetretenen Grashalm, — da erscholl ihr aus allen Brüsten, allen Kehlen ein jubelvoller Preißgesang und es war auf der Flur und im Walde, als sei die ganze Natur zu einer Kirche geworden, deren Wölbung der Himmel, deren Altar die Berge, und alle Creaturen die Gemeinde, und die Sonne der Priester, oder das Allerheiligste oder das Auge Gottes waren. — Aber das Kind trat heraus und war froh, weil die Vöglein so allerliebst sangen und ihm alles aus Lebenslust zu hüpfen und zu tanzen schien. Hier flogen zwei Finklein durch das Gebüsch und suchten zwitschernd sich einander zu erhaschen; dort sprangen Knospen von einander und ein Paar Blättlein kamen heraus und legten sich breit in die Sonne, als wenn sie nimmer wieder weg wollten; hier zitterte äugelnd und blinkend ein Thautropfen an einer Grasspitze und wußte nicht, daß schon unter ihm ein Mößlein nach ihm dürstete; dort schwärmten Fliegen in die Höhen, als wollten sie weit über den Wald hinaus, — und so war überall Bewegung und Leben und das Kind hatte seine herzige Freude daran. Es setzte sich hin auf ein kleines Rasenplätzchen, über welches ein Nußstrauch sich wölbte, und dachte nun seine Freude so recht tropfenweis zu schlürfen. Zuerst entfernte es noch einige Brombeerranken, die in der Nähe ihm mit ihren scharfen Stachelhaken drohten; dann bog es einige Aeste, die ihm die Aussicht zu sehr verdeckten. Drauf schob es einige Steine weg, damit es seine Füße gerade aufstellen könnte; und als es auch hiermit fertig war, besann es sich, was noch zu thun wäre, und als es nichts fand, stand es auf, um seine bekannte Libelle zu suchen, und sie zu bitten, es doch wieder aus dem Walde in's Freie zu führen. Auf halbem Wege begegnete sie ihm, und entschuldigte sich, daß sie aus Ermüdung sich heute verschlafen habe. Das Kind dachte nicht an die Vergangenheit, und wäre sie auch der vorletzte Augenblick gewesen, sondern wünschte jetzt nur, wieder hinaus aus dem engen Walde zu kommen, indem seine Brust hoch aufschlug und es vermeinte, draussen freiern Athem schöpfen zu können. Die Libelle zeigte ihm, voranfliegend, den Weg bis an die letzten Hecken des Waldes, von wo aus das Kind sein Hüttchen in der Ferne wahrnehmen konnte, und flog dann zu den Seinigen zurück.

(Schluß folgt.)

Neueste Literatur.

Goethe's Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. 1ste Lieferung: 5 Bde. 16.

Was in der letzten Gesammtausgabe Goethescher Werke (20 Bde. 8. bei Cotta erschienen 1815 — 1819) in dem ersten und zweiten Band an Gedichten enthalten ist, wird in der vollständigen Ausgabe letzter Hand Bd. 1 und 2 getreu wiedergegeben. Bei genauer Vergleichung haben wir als Zugabe nur zwei neue Sonette und ein Memento gefunden; dagegen ist das Gedicht: „Die

Freude" ausgefallen. — Der 5te Band giebt den west-östlichen Divan, vorerst ohne die interessante Zugabe: „Zu besserem Verständniß." Im 3ten und 4ten Band spendet der Dichter gesammelt und geordnet, was er früher in den Heften von „Kunst und Alterthum" so wie anderwärts zerstreut mitgetheilt hatte, aber dabei auch manches anziehende Neue. Doch treten sämmtliche in diese Bezeichnung fallende Stücke ganz in den Hintergrund gegen die klassisch-romantische Phantasmagorie Helena, ein Zwischenspiel zu Faust, wovon man nicht recht einsieht, warum sie nicht auch mit dem Faust und in ihn eingefugt erscheint. Sie würde ihn wahrlich nicht verunzieren!

Diese Helena ist zuverlässig eine der herrlichsten Dichtungen und zugleich, da das Jahr ihrer Entstehung durch innere Kennzeichen über allen Zweifel festgestellt ist, der merkwürdigste Beweis von bis in's Greisenalter anhaltender poetischer Kraft und Begeisterung.

Menelaus kommt von Troja zurück; er hat seine Helena wiedergewonnen. Am Gestade des Eurotas gelandet, schickt er die Gattin sammt ihrem Gefolge gefangener Trojanerinnen nach Sparta voraus. Sie soll Anstalten machen zu einem Opfer. Beim Eintritt in den Pallast trifft ihr Auge auf eine Schreckgestalt. Bewegt eilt sie zurück in die offne Halle zum Chor der Weiber. Die Gestalt zeigt sich auf der Schwelle. Es ist Phorkyas, eine alte häßliche Sclavin aus Creta, von Menelaus bestellte Schaffnerin in der verlassenen Fürstenburg. Helena, an ihren Anblick, an ihr Wesen sich gewöhnend, fordert sie auf, Anstalten zum Opfer zu machen. Auf die Frage der Alten, was geopfert werden solle? antwortet Helena: Menelaus habe nichts bezeichnet. Da löst ihr Phorkyas das furchtbare Räthsel in den Worten: „Königin, du bist gemeint!" Verlangen nach Rettung erwacht in Helenens und der Trojanerinnen Brust. Die Schaffnerin soll rathen. Sie erzählt: In den langen Jahren der Abwesenheit Königs Menelaus habe sich vieles verändert:

Dem der zu Hause verharrend edlen Schatz bewahrt,
Und hoher Wohnung Mauern auszukitten weiß,
Wie auch das Dach zu sichern vor des Regens Drang,
Dem wird es wohlgehn lange Lebenstage durch:
Wer aber seiner Schwelle heilige Rechte leicht
Mit flüchtigen Sohlen überschreitet frevelntlich,
Der findet wiederkehrend wohl den alten Platz,
Doch umgeändert alles, wo nicht gar zerstört.

In dem Thalgebirg, das hinter Sparta nordwärts in die Höhe steige, habe ein kühn Geschlecht, aus cimmerischer Nacht hervorgedrungen, sich angesiedelt und eine unersteiglich feste Burg aufgethürmt. Dorthin stehe der Weg zur Flucht offen, wolle die Königin dem Rachezorn des Gemahls entgehen. Helena erkundigt sich, wer dort herrsche, worauf die Alte mit flüchtiger Zunge viel löbliches und reizendes von dem Anführer der fremden Schaar erzählt:

——————— Mir gefällt er schon:
Es ist ein munter, kecker, wohlgebildeter
Wie unter Griechen wenig ein verständ'ger Mann;
Man schilt das Volk Barbaren, doch ich dachte nicht,
Daß grausam einer wäre, wie vor Ilios
Gar mancher Held sich menschenfresserisch erwieß.

Helena entschließt sich ihr zur Burg zu folgen.

Hier geht die klassische Phantasmagorie in die romantische über. Der Burgherr ist Faust. Die schöne Griechin wird empfangen, wie das Wunder ihres Liebreizes erwarten läßt. Sie macht auf der Stelle die Eroberung des in ihrem Anblick Verlornen. Der Chor der Trojanerinnen findet ganz natürlich, daß die Fürstin, an Männerliebe gewöhnt, nicht als Wählerin, wohl aber als Kennerin sich zeige. Kurz Faust und Helena werden einig:

Helena.

Ich fühle mich so fern und doch so nah
Und sage nur zu gern: da bin ich! da!

Faust.

Ich athme kaum, mir zittert, stockt das Wort,
Es ist ein Traum, verschwunden Tag und Ort.

Helena.

Ich scheine mir verlebt und doch so neu,
In dich verwebt, dem Unbekannten treu.

Faust.

Durchgrüble nicht das einzigste Geschick,
Dasein ist Pflicht und wär's ein Augenblick!

Aus diesem Bunde der Liebe (der Kraft mit der Schönheit!) geht ein Sprosse hervor. Euphoryon (Früchtebringer) heißt er: aber wer ist mit gemeint? Byron, der Sänger Don Juans! — Er lebt sein kurzes reiches Leben, fliegt in die Lüfte, fällt wie Ikarus und stürzt todt zu der Eltern Füßen. Das Körperliche verschwindet sogleich: die Aureole steigt wie ein Comet zum Himmel auf; Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen. Der Chor fällt in einen rührend-erhabenen Trauergesang. Faust und Helena verschwinden. Die Geister des Chors zerstäuben in die Elemente. Die Phantasmagorie ist zu Ende.

An diese kurze Skitze des bedeutungsvollen Inhalts mögen einige Proben der Ausführung sich reihen. Zuerst die Exposition:

Vor dem Pallaste des Menelas zu Sparta.

Helena tritt auf und Chor gefangener Trojanerinnen, Panthalis Chorführerin.

Helena.

Bewundert viel und viel gescholten, Helena,
Vom Strande komm' ich, wo wir erst gelandet sind,
Noch immer trunken von des Gewoges regsamem
Geschaukel, das vom phrygischen Blachgefild uns her
Auf sträubig-hohem Rücken durch Poseidons Gunst
Und Euros Kraft in vaterländische Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr sammt den Tapfersten seiner Krieger sich.
Du aber heiße mich willkommen, hohes Haus,
Das Tyndareos, mein Vater, nach dem Hange sich
Von Pallas Hügel wiederkehrend aufgebaut,
Und, als ich hier mit Klytämnestren schwesterlich,
Mit Castor auch und Pollux fröhlich spielend wuchs,
Vor allen Häusern Spartas, herrlich ausgeschmückt.
Gegrüßet seid mir der eh'rnen Pforte Flügel ihr!
Durch euer gastlich ladendes Weiteröffnen einst
Geschah's, daß mir, erwählt aus vielen, Menelas
In Bräutigamsgestalt entgegen leuchtete.
Eröffnet mir sie wieder, daß ich ein Eilgebot
Des Königs treu erfülle, wie der Gattin ziemt.
Laßt mich hinein! und alles bleibe hinter mir,
Was mich umstürmte bis hieher, verhängnißvoll.
Denn seit ich diese Stelle sorgenlos verließ,
Cytherens Tempel besuchend, heiliger Pflicht gemäß,
Mich aber dort ein Räuber griff, der phrygische,
Ist viel geschehen, was die Menschen weit und breit
So gern erzählen, aber der nicht gerne hört
Von dem die Sage wachsend sich zum Mährchen spann.

Chor.

Verschmähe nicht, o herrliche Frau,
Des höchsten Gutes Ehrenbesitz;
Denn das größte Glück ist dir einzig bescheert,
Der Schönheit Ruhm, der vor allen sich hebt.
Dem Helden tönt sein Name voran,
Drum schreitet er stolz,
Doch beugt sogleich hartnäckigster Mann
Vor der allbezwingenden Schöne den Sinn.

Helena.

Genug! mit meinem Gatten bin ich hergeschifft
Und nun von ihm zu seiner Stadt vorausgesandt;
Doch welchen Sinn er hegen mag, errath' ich nicht.
Komm' ich als Gattin? komm' ich eine Königin?
Komm' ich ein Opfer für des Fürsten bitteren Schmerz
Und für der Griechen lang' erduldetes Mißgeschick?
Erobert bin ich, ob gefangen weiß ich nicht,
Denn Ruf und Schicksal bestimmten fürwahr die Unsterblichen
Zweideutig mir, der Schöngestalt bedenkliche
Begleiter, die an dieser Schwelle mir sogar
Mit düster drohender Gegenwart zur Seite stehn."
Denn schon im hohlen Schiffe blickte mich der Gemahl
Nur selten an, auch sprach er kein erquicklich Wort;
Als wenn er Unheil sänne saß er gegen mir.
Nun aber, als des Eurotas tiefem Buchtgestad
Hinangefahren der vordern Schiffe Schnäbel kaum
Das Land begrüßten, sprach er, wie vom Gott bewegt:
Hier steigen meine Krieger, nach der Ordnung, aus,
Ich mustre sie am Strand des Meeres hingereiht,
Du aber ziehe weiter, ziehe des heiligen
Eurotas fruchtbegabtem Ufer immer auf,
Die Rosse lenkend auf der feuchten Wiese Schmuck,
Bis daß zur schönen Ebene du gelangen magst,
Wo Lakedämon, einst ein fruchtbar weites Feld,
Von ernsten Bergen nah umgeben, angebaut.
Betrete dann das hochgethürmte Fürstenhaus
Und mustere mir die Mägde, die ich dort zurück
Gelassen, sammt der klugen alten Schaffnerin.
Die zeige dir der Schätze reiche Sammlung vor,
Wie sie dein Vater hinterließ und die ich selbst
In Krieg und Frieden, stets vermehrend, aufgehäuft.
Du findest alles nach der Ordnung stehen: denn
Das ist des Fürsten Vorrecht, daß er alles treu
In seinem Hause, wiederkehrend, finde, noch
An seinem Platze jedes wie er's dort verließ.
Denn nichts zu ändern hat für sich der Knecht Gewalt.

Chor.

Erquicke nun am herrlichen Schatz,
Dem stets vermehrten, Augen und Brust;
Denn der Kette Zier, der Krone Geschmuck
Da ruhn sie stolz und sie dünken sich was;
Doch tritt nur ein und fordere sie auf.
Sie rüsten sich schnell.
Mich freuet zu sehn Schönheit in dem Kampf
Gegen Gold und Perlen und Edelgestein.

(Fortsetzung folgt.)

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 112. Mittwoch, 6. Juni 1827.

Kinderleben

oder

Das Mährchen ohne Ende.

(Schluß)

13.

Das Kind trat hinaus auf das frisch bethaute Ackerfeld, von dem tausend kleine Sonnen ihm entgegen blitzten und eine Lerche sich wirbelnd emporhob. Die Lerche aber verkündigte die Freuden des kommenden Jahres, und erregte unendliche Erwartungen, dieweil sie sich kreisend immer höher schwang, bis ihr Gesang endlich dem leisen Gelispel eines Engels zu vergleichen war, der im reinen Himmelblau mit dem Frühlinge Zwiesprache hielt. Das Kind hatte das erdfarbene Vöglein sich emporschwingen gesehen, und es kam ihm nun vor, als habe die Erde es aus ihrem Schooße entlassen, um der Sonne ihren Jubel und ihren Dank darob zu verkünden, daß sie ihr wieder das strahlende Antlitz in Liebe und Freundlichkeit zugewendet. Die Lerche aber wirbelte über den hoffnungsvollen Fluren ein fröhliches und helljauchzendes Lied, und sang von der Lieblichkeit des Morgenrothes, und dem jugendfrischen Spiele der ersten Sonnenstrahlen, von dem lustigen Hervorspringen der Blumen und dem freudigen Aufschießen der Fruchthalme, und das gefiel dem Kinde über die Maßen wohl. Aber sie schwang sich in ihren Kreisen immer höher, und linder und leiser ertönte ihr Lied, und sie sang von der ersten Wonne der Geliebten und ihrem tändelnden Kosen und Necken, vom Lustwandeln an Freundeshand auf sonnigen, freien Bergeshöhen, und von froher Erwartung aus blauer, duftiger Ferne. Das Kind verstand nicht recht, was es hörte, und hätte doch gerne verstanden; denn es meinte nun selbst in Erwartung wunderherrlicher Dinge zu sein. Scharf sah es dem unermüdlichen Vöglein nach in die Höhe; aber das war verschwunden im Dufte des Frühlings. Da wandte das Kind sein Köpflein mit einer Seite nach oben um zu lauschen, ob der kleine Frühlingsbote gar nicht mehr singe. Da vernahm es in verschwimmenden Tönen, wie es sang von der Sehnsucht nach dem heiteren Elemente der Freiheit, nach dem reinen allgegenwärtigen Lichte', — von den seligen Vorgefühlen der ersehnten Befreiung und von dem Ueberfließen in das Meer der göttlichen Wonne. — Noch lange horchte das Kind; denn die Töne des Gesanges trugen es hin, wo seine Gedanken noch nicht hinreichten, und es fühlte sich glücklicher als je in diesem leichten Emporfluge. Aber die Lerche kam schon rasch wieder herab, dieweil ihr Körperchen noch zu schwer für den flüchtigen Aether, und ihre Flügel nicht stark und nicht groß genug gewesen für das reine Element. —

Da lachten die rothen Kornblumen das unscheinbare Vöglein aus, und schrieen einander und den rings umher stehenden Fruchthalmen mit greller Stimme zu: „Nun seht ihr's ja, daß es nichts ist mit dem Hochfliegen, und dem Streben nach der leeren Luft; da verliert man seine Zeit und bringt nichts als müde Glieder und einen leeren Magen mit zurück. Da wollte das gemeine, schlechtgekleidete Thierchen sich über uns erheben und führte einen gewaltigen Lärm. Dafür liegt es nun auch am Boden und kann kaum mehr Athem schöpfen, wir aber haben hübsch Fuß beim Mahl gehalten, und sind verständigerweise bei der Wirklichkeit geblieben, und während der Zeit um ein Schönes dicker und größer geworden." Laut klatschten die anderen kleinen Rothmäntel ihm Beifall, daß dem Kinde die Ohren davon gellten, und es sie wegen ihrer hämischen Schadenfreude eben züchtigen wollte, als eine Cyane mit sanfter Stimme das Wort und also zu ihren jüngeren Gespie=

linnen sprach: „Laßt euch, ihr Lieben, nicht irre führen durch den Schein und die Rede, die nur auf dem Scheine beruht. Wohl ist die Lerche ermüdet, und die Räume sind leer, in welche die Lerche aufgeschwungen; aber nicht das Leere ist es, welches die Lerche gesucht hat, und nicht leer ist die Suchende zurückgekommen. Nach dem Lichte und nach der Freiheit hat sie gestrebt und das Licht und die Freiheit hat sie gepriesen. Die Erde und ihre Genüsse hat sie verlassen, dafür aber hat sie auch reine Lebensluft getrunken, und hat gesehen, daß nicht die Erde, sondern daß die Sonne das Feststehende sei. Und wenn auch die Erde sie wieder herabgefordert hat, dann kann die Erde doch nur das Erdige an ihr festhalten. Das Singende aber und das Auffliegende in ihr gehört schon der Sonne an, und wird dort eingehen in das Licht und die Freiheit, wenn die blöden Prahler schon längst wieder in das dunkle Gefängniß der Erde werden hinabgezogen und begraben sein." Und die Lerche vernahm die wohlwollende Rede, und neugekräftigt schwang sie von Neuem sich hinauf in die heitere Bläue. Das Kind aber klatschte in die Händchen vor Freude, daß das Vöglein wieder aufgeflogen war, und daß die rothen Gesichter vor Scham still schweigen mußten.

14.

Und das Kind war wieder recht fröhlich geworden, und athmete wieder frei, und dachte nicht mehr daran, in sein Hüttchen zurückzukehren. Ging doch nichts von Allem, was es sah, zurück; vielmehr zog und strebte Alles hinaus, nach Aussen, in's Freie; — die rosigen Apfelblüthen aus der engen Knospe, wie die wirbelnden Lerchentöne aus dem engen Brüstlein. Nichts wollte daheim bleiben unter den Flügeln der sorglichen Mutter; nichts wollte sich verschließen lassen vom strengen, hartherzigen Vater. Die Keime sprengten die Flügelthüren des Samens, und durchbrachen die schweren Dämme der Erde, um an's Licht zu kommen; die Gräser zerrissen ihre Bande und eilten als Halme in die Höhe. Selbst die Felsen waren weich geworden, und ließen kleine Bächlein ausgehen, zum Zeichen, daß auch sie nicht ewig verschlossen bleiben wollten. Und die Blumen schickten Farben und Töne aus in alle Welt, weil sie ihr Bestes nicht für sich behalten, sondern das Echo sein wollten der Sonne und der Sterne, die auch ihre Wärme und ihre Strahlen hinaussendeten in den Frühling. Aber auch manches Mücklein und Käferlein zerschellte das drückende Eichen, in dem es eingesperrt war, und kroch langsam und noch halbbetäubt aus der Hülle, entfaltete und schüttelte die zarten Flüglein, versuchte sie zu schlagen, und war schon gestärkt, und that einen Flug in das Weite. Und wie die Schmetterlinge sich prangend aus der Puppe emporschwangen, so machte jede eingewinterte und verhüllte Sehnsucht und Hoffnung sich frei und schiffte mit vollen Segeln hinaus in das laue und blaue und offene und fluthende Meer des Frühlings.

Geschrieben im Herbste 1817.

F. W. Carové.

Neueste Literatur.

Goethe's Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. 1ste Lieferung: 5 Bde. 16.

(Fortsetzung)

Einen Lobgesang auf den Peloponnes und namentlich auf die Umgegend von Sparta legt der Dichter seinem Faust in den Mund. Dieser, nachdem er den unter ihm dienenden Heerführern die Provinzen zugetheilt:

Herzoge soll ich euch begrüßen,
Gebietet Sparta's Königin,
Nun legt ihr Berg und Thal zu Füßen
Und euer sei des Reichs Gewinn.

Germane du! Corinthus Buchten
Vertheidige mit Wall und Schutz;
Achaja dann mit hundert Schluchten,
Empfehl' ich Gothe deinem Trutz.

Nach Elis ziehn der Franken Heere,
Messene sei der Sachsen Loos;
Normanne reinige die Meere
Und Argolis erschaff' er groß.

Dann wird ein Jeder häuslich wohnen,
Nach aussen richten Kraft und Blitz;
Doch Sparta soll euch überthronen,
Der Königin verjährter Sitz.

wendet sich an Helena:

Die Gaben, diesen hier verliehen —
An jeglichen ein reiches Land —
Sind groß und herrlich, laß sie ziehen!
Wir halten in der Mitte Stand.

Und sie beschützen um die Wette
Ringsum von Wellen angehüpft,
Nichtinsel dich, mit leichter Hügelkette
Europens letztem Bergast angeknüpft.

Das Land, vor aller Länder Sonnen
Sei ewig jedem Stamm beglückt,
Nun meiner Königin gewonnen,
Das früh an ihr hinaufgeblickt.

Als, mit Eurotas Schilfgeflüster,
Sie leuchtend aus der Schale brach,
Der hohen Mutter, dem Geschwister
Das Licht der Augen überstach.

Dieß Land, allein zu dir gekehret,
Entbietet seinen höchsten Flor;
Dem Erdkreis, der dir angehöret,
Dein Vaterland o! zieh es vor.

Und duldet auch auf seiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Läßt nun der Fels sich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäschig kargen Theil.

Die Quelle springt, vereinigt stürzen Bäche,
Und schon sind Schluchten, Hänge, Matten grün.
Auf hundert Hügeln unterbrochner Fläche
Siehst Wollenheerden ausgebreitet ziehn.

Vertheilt, vorsichtig abgemessen schreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand,
Doch Obdach ist den sämmtlichen bereitet,
Zu hundert Höhlen wölbt sich Felsenwand.

Pan schützt sie dort und Lebensnymphen wohnen
In buschiger Klüfte feucht erfrischtem Raum,
Und sehnsuchtsvoll nach höhern Regionen,
Erhebt sich zweighaft Baum gedrängt an Baum.

Alt-Wälder sind's! Die Eiche starret mächtig
Und eigensinnig zackt sich Ast an Ast;
Der Ahorn mild, von süßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und spielt mit seiner Last.

Und mütterlich im stillen Schattenkreise
Quillt laue Milch bereit für Kind und Lamm;
Obst ist nicht weit, der Ebnen reife Speise,
Und Honig trieft vom ausgehöhlten Stamm.

Hier ist das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein jeder ist an seinem Platz unsterblich:
Sie sind zufrieden und gesund.

Und so entwickelt sich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir staunen drob; noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menschen sind.

So war Apoll den Hirten zugestaltet,
Daß ihm der schönsten einer glich;
Denn wo Natur in reinem Kreise waltet,
Ergreifen alle Welten sich.

So ist es mir, so ist es dir gelungen,
Vergangenheit sei hinter uns gethan;
O fühle dich vom höchsten Gott entsprungen,
Der ersten Welt gehörst du einzig an.

Nicht feste Burg soll dich umschreiben!
Noch zirkt, in ewiger Jugendkraft
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarschaft.

Gelockt auf sel'gem Grund zu wohnen,
Du flüchtetest in's heiterste Geschick!
Zur Laube wandeln sich die Thronen,
Arkadisch frei sei unser Glück!

Byrons Tod wird eingeleitet durch eine Andeutung seines Zugs nach Griechenland. Der Jüngling ruft seinen Kampfgenossen zu:

Keine Wälle, keine Mauern,
Jeder nur sich selbst bewußt;
Feste Burg, um auszudauern,
Ist des Mannes ehrne Brust.

Wollt ihr unerobert wohnen?
Leicht bewaffnet rasch ins Feld!
Frauen werden Amazonen
Und ein jedes Kind ein Held.

Die Eltern aber, Faust und Helena, trüber Ahnung voll, seufzen:

Kaum ins Leben eingerufen,
Heitrem Tag gegeben kaum,
Sehnest du von Schwindelstufen
Dich zu schmerzenvollem Raum
Sind denn wir
Gar nichts Dir?
Ist der holde Bund ein Traum?

worauf Euphorion antwortet:

Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort wieder donnern Thal um Thal,
In Staub und Wellen Heer dem Heere,
In Drang um Drang zu Schmerz und Qual?
Und der Tod
Ist Gebot,
Das versteht sich nun einmal.

Der Trauergesang des Chors, ein würdiger Hymnus auf den Dichter, der neben Shakspeare und Milton Albions Stolz ist, mag diese Auszüge schließen. Die Anfangsworte beziehen sich auf Euphorions, des in die Tiefe verschwindenden, letzte Töne

Laß mich im düstern Reich,
Mutter mich nicht allein!

worauf nach einer Pause der Chor beginnt:

Nicht allein! — wo du auch weilest,
Denn wir glauben dich zu kennen,
Ach! wenn du dem Tag enteilest,
Wird kein Herz von dir sich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend singen wir dein Loos:
Dir in klar' und trüben Tagen
Lied und Muth war schön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir selbst verloren,
Jugendblüthe weggerafft.
Scharfer Blick die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Doch du ranntest unaufhaltsam
Frei in's willenlose Netz,
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schicksal sich vermummt,
Wenn am unglückseligsten Tage
Blutend alles Volk verstummt.
Doch erfrischet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt;
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie gezeugt.

Correspondenz-Nachrichten.

München, Ende Mai's.

Die Lebhaftigkeit unserer Stadt hat durch die Universität bedeutend zugenommen; sowohl auf den Straßen als auf öffentlichen Spaziergängen sieht man Studenten einherschreiten, die, wenn sie auch noch so furchtbar aussehen, Niemandem etwas zu leide thun. Die abentheuerliche Kleidung, besonders die Bockbärte scheinen in aufsteigenden Progressionen zuzunehmen. Sollte vielleicht der Bock daran schuld sein? Wahrscheinlich weiß man bei ihnen nichts von diesem Göttertranke, weßhalb ich mich wohl zu einer Erklärung verstehen muß. Der Bock ist eine Art besonders starken Bieres, das nur während zweier Monaten (Mai und Juni) in den Staatsbrauereien um höhern Preis verkauft wird. Seinen corrupten Namen hat das Getränk von dem ehrlichen Städtlein Einbeck, wo diese Mischung zuerst erfunden und dann nach München gebracht wurde. Die Zeit des Bocktrinkens ist hier wahrhaft Epoche machend, besonders für die untern Klassen. Es kommen bei der Eröffnung des Bockkellers, eines düsteren, alten Gemäuers, das einen beständig an Auerbachs Keller in Leipzig erinnert, die berühmtesten Trinker aus der ganzen Gegend zusammen, (dies Jahr kam sogar einer aus Nördlingen) und das erste Faß wird mit einer Feierlichkeit und Würde eröffnet, als wenn die erhabensten Feste, die tiefsinnigsten Bacchusmysterien gefeiert werden sollten. Dabei giebt es eine besondere Klasse von Würsten, Bockswürste genannt, auf die seit Menschengedenken zwey alte Weiber privilegirt sind. Der Bockkeller und das sogenannte Lipperltheater, auf das wir später einmal zurückkommen werden, sind zwey Hauptpuncte für den Beobachter des hiesigen niedern Volkslebens. — — Ist es unter diesen Umständen nicht möglich, daß mehrere Studenten, besonders wenn sie erfahren haben, daß ihretwegen einige Sud mehr gebraut wurden, des trefflichen Bocksbiers wegen sich Bocksbärte wachsen lassen? Doch bemerkt man, daß bei all ihrer Vorliebe für das Getränk sie Maaß und Ziel zu halten wissen. Am Abend sieht es besonders etwas hexenmäßig aus in dem alten Nachteulennest, Bockkeller genannt; auch kann man durch das unschuldigste Wort leicht Händel bekommen und mir nichts dir nichts zur Thür hinaus über den kleinen Kanal hinüber fliegen; diesem Allen vorzubeugen, haben die Studenten weislich beschlossen nach sechs Uhr nicht mehr im Bockkeller zu erscheinen. Das Betragen der jungen Leute ist im Ganzen musterhaft, wenn auch hie und da etwas Curioses mit unterläuft. So sah man neulich an einem Sonntag unter der elegantesten Gesellschaft, in unserem vielbesuchten Tivoli, Studenten in Hemdärmeln Karten spielen; eine Scene, die jeden an Goethe's Faust erinnerte. Ich trat näher und glaubte den Herrn Frosch sammt der ganzen hochansehnlichen Gesellschaft, „die den Teufel nicht riechen, wenn er auch mitten unter ihnen ist“ wieder zu erkennen.

Oken liest hier mit großem Beifall und bei gedrängten Hörsälen; Görres wird schon seit einiger Zeit erwartet und Schelling ist, dem Vernehmen nach, Generalconservator geworden. Wahrscheinlich wird ihm die Präsidentenstelle bei der neuorganisirten Academie der Wissenschaften, deren Mitglieder immer noch nicht ernannt sind, auch nicht entgehen. Auch Schubert von Erlangen hat seine Vorlesungen begonnen, die physikalischen Wissenschaften sind demnach vortrefflich besetzt, leider kann man dieß nicht von allen Fächern sagen. Die im Hesperus deßhalb geführten Streitigkeiten zwischen dem allezeit grünen Salat aus Landshut und seinen hiesigen Gegnern werden dem Publicum, das sich für dergleichen Leidenschaftlichkeiten und Animositäten interessirt, nicht entgangen sein. Auch die beste Sache verliert bei dem Besonnenen durch solche zur Sache gar nicht gehörende Persönlichkeiten. Es ist ja der Fall nicht allein denkbar, sondern man sieht es häufig in der Welt, daß eine sonst werthlose Person doch etwas Gutes und Wahres sagt.

Vergangenen Samstag, am 26. Mai, kam unsere geliebte Königin von Ihrem Besuche bei Ihren Aeltern zu Altenburg zurück und ward des Abends im Theater mit großer Freude empfangen; sie erschien wegen des Ablebens des Königs von Sachsen in Trauer. Es ward zum Erstenmale die Laune des Verliebten von Goethe gegeben, ein Stückchen, das sich durch seine vortreffliche Verse vorzüglich auszeichnet; dessen ohngeachtet machte es gar keinen Eindruck; auf dem Theater will man mit Recht Handlung und nicht bloße Worte, und Gefühle, wenn sie auch die schönsten und entzückendsten von der Welt wären. So etwas paßt sich mehr zum Vorlesen. In dem darauffolgenden anakreontischen (!) Ballet, Aglae, oder Amors Pflegekind, vom Balletmeister Taglioni, den wir schon 2 Monat hier besitzen, mußte man die mannigfaltigen, reizenden Stellungen und Schwingungen bewundern; doch sollte so Etwas nie zu lange dauern; der Laie weiß die Varianten nicht gehörig zu unterscheiden und zu würdigen, glaubt, er sähe immer dasselbe und — schläft ein.

Berichtigungen.

Die letzten Verse des Festgesangs in Nr. 110 sind so zu lesen:

Daß durch ihn
Verklärt ihr Sinn
Allem Tand und Irrthum sterbe,
Wahrer Freiheit Erbe

Unsere Version, getreu abgedruckt, steht S. 96 der Zionsharfe des Pastor Krummmacher. — In Nr. 111, S. 443, Z. 11 v. u. lies: Richte, statt: Rechte.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 113. Freitag, 8. Juni 1827.

Nachrichten von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

Vortrag des Secretärs Hrn. Dr. Mappes in der öffentlichen Sitzung zur Jahresfeier am 6. Mai 1827.

Das Erwerben nützlichen Wissens und Könnens, und die Entwickelung, Vervollkommnung, Erhebung unseres Geistes ist der doppelte Zweck alles Unterrichts, aller Erziehung; ich meine nicht bloß jenes Unterrichts, jener Erziehung, welche in die kurze Zeit der Jugend, in die engen Schranken der Schule begränzt sind, ich meine vielmehr die Schule des ganzen Lebens, ich meine die Erziehung, für welche Jeder, der das höhere Wesen der menschlichen Seele lebendig fühlt, in allen Lagen und Verhältnissen bis zum letzten Hauche an sich selbst arbeitet, die erst recht beginnen soll und wahrhaft erfolgreich wird, wenn ihre Leitung, nicht mehr von aussen geboten, uns allein anvertraut ist, deren wachsende Erfolge den hochbejahrten Greis noch entzücken müssen, über Unbekanntes, was seinem Wissen hinzukommt, über neue Ansichten, die seine bisherigen aufhellen, ergänzen und berichtigen, nach der wir noch im Angesicht des nahen Todes mit unermüdeter Wärme streben müssen, weil jede Ausbildung unseres Geistes, noch hier erworben, ihm in weitern Entwicklungsstufen sicher zu gute kommt und selbst am Rande des Grabes nicht überflüssig ist, denn auch jenseits desselben wird noch gelernt werden müssen, schwerlich wird mit dem Schließen dieses körperlichen Auges das geistige sogleich auch klar in die tiefsten der Tiefen blicken und schwerlich wird die Seele augenblicklich in einem Gusse mit der ganzen vollkommnen Weisheit erfüllt werden.

Obschon jener eben bemerkte doppelte Zweck der Bildung nicht immer für gleich wichtig erkannt, sondern häufig nur der eine und zwar der niedere in's Auge gefaßt wird, der den Werth einer Kunst oder Wissenschaft nur nach ihrer unmittelbaren Brauchbarkeit ermißt, so möchte dennoch die Behauptung, daß, abgesehen von dem zum eigentlichen Berufe nöthigen Wissen, vorzugsweise zum Gegenstande unseres Studiums gewählt werden sollte, was beiden Absichten gleichmäßig entspricht, keine ernstlichen Widersacher finden. Aber es fehlt nicht, daß Jeder sein Fach als das höchste anpreisen möchte, theils weil der Mensch so gerne geneigt ist, seine eigene Persönlichkeit auf andere zu übertragen, theils weil er glaubt auf dem ihm heimischen Boden alsdann etwas zu gelten; doch ist nur eine übertreibende eitle Pedanterie so vermessen, alles ihr Fremde zu verachten und das eigene, oft genug beschränkte Fach für das wichtigste, einzig heilsame, allein beseligende geltend machen zu wollen. Wenn ich jetzo die Naturwissenschaften als solche bezeichne, welche durch die aus ihnen geschöpften vielseitig im Leben brauchbaren Kenntnisse und durch die von ihnen genährte geistige Entwicklung auf eine ausgezeichnete Weise alle von einem Lerngegenstande geforderten Bedingungen erfüllen, so will ich mich hierbei doch vor dem gemeinmenschlichen Fehler zu hüten suchen, wodurch man, statt Handlungen und Grundsätze in Einklang zu bringen, heute selbst begeht, was man gestern an Andern tadelte; ich will nicht selbst in jene Pedanterie verfallen und etwa durch das Hervorheben der Naturkunde den Bildungswerth anderer wissenschaftlichen Zweige unbillig herabsetzen.

Es ist dem Wesen der Dinge angemessen, daß dasjenige, was unsern Verhältnissen am passendsten ist, was uns in unserm Wirkungskreise, auf unserm Standpuncte, am häufigsten begegnet, was am mächtigsten unsre Sinne anregt, auch ein Gegenstand gründlicherer Betrachtung,

tieferer Forschung werde; denn unwürdig ist es der menschlichen Seele, gedankenlos darüber hinzuschreiten. Wen die Werke der Kunst zahlreich und gehaltvoll umgeben, der öffne ihr, der göttlichen, seinen Sinn, daß Gestalten und Farben und Töne ihm Leben gewinnen; wem mit jedem Schritte Denkmähler eines großartigen Alterthums begegnen, der verdient keinen Tadel, daß er über die erhebenden Erinnerungen einer herrlichen Vergangenheit die Gegenwart vergißt und aus der Erkenntniß längst verflossener Zeiten ihre auf uns gekommenen Ueberreste zu deuten strebt; mehr als ein Anderer hat der Britte recht, der im Hochgefühl des Besitzes eines der köstlichsten irdischen Güter, der bürgerlichen Freiheit, eifrig in der Geschichte seines Landes forscht, Gesetze studirt, die allein Gewalt über ihn üben dürfen, nach dem Ursprunge, den Grundlagen seiner Rechte fragt, und mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit auf alles achtet, was ihm diese erhalten oder rauben könnte. Der Küstenbewohner befahre das Meer und lerne kennen, was in ihm lebt und webt; von dem, der in den Gebirgen haußt, ist billig zu fordern, daß ihm ihre Formation und ihr Inhalt nicht ganz fremd sei. Wen das Schicksal an einen Ort gebannt hat, den die Natur ärmlich ausgestattet und öde gelassen, wem auch das Anregende eines geselligen Umganges mangelt oder ungenügend ist, der kehre den Blick in's Innere, gebe sich Ideen, Gefühlen und Ahnungen hin. Ihm steht ein weites unbegrenztes Feld seines Forschens offen: das menschliche Herz; — in den Beziehungen des Vergänglichen zum Unvergänglichen, des Sichtbaren zum Unsichtbaren, des Einzelnen zum Ganzen, sind ihm eine unzählige Menge von Fragen zum Lösen und Nichtlösen vorgelegt. — So treibe denn Jeder das was ihm gemäß ist, was seiner Persönlichkeit zusagt, er treibe es nur recht und etwas Rechtes. Ueber den alltäglichen Beschäftigungen stumpfen sich Geist und Sinne so leicht gegen die bessern Eindrücke des Schönen, Guten und Wahren ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, auf alle Weise bei sich erhalten sollte, denn Keiner kann einen solchen Genuß, kann die Wissenschaft ganz entbehren; mehr oder weniger oft, mit größerer oder geringerer Gewalt ergreift die Sehnsucht nach ihr, und meist ist nur Ungewohnheit und ein unausgebildeter Sinn Ursache, daß viele Menschen schon am Gemeinen, Albernen und Abgeschmackten Freude und Genüge finden. Wenn das Glück uns mit keinem heitern Sonnenschein anlächelt, wenn von unserm Herzen eines nach dem andern, was ihm lieb war, losgerissen wird, wenn der Kummer über vergebliche Wünsche, über vereitelte Hoffnungen, über erfolgloses Streben das Gemüth niederbeugt, wenn der Schmerz über den Sieg des Unedlen und Schlechten in der Welt, über das allgemeine Weh der Menschheit, unsere Seele kränkt, wenn wir über uns selbst und über Andere zürnen, wenn Mißmuth und Langweile uns heimsuchen, dann kann die Wissenschaft uns Trost, Beruhigung, Lebensmuth, Genuß und Heiterkeit geben; sie macht uns Gesellschaft entbehrlich und läßt uns nicht einsam fühlen; sie kann jeden Sturm in unserm Innern beschwichtigen, freilich nicht ganz zerstreuen, das ist dem Menschen nicht gegeben, und wahr ist was geistvolle Dichtungen darstellen, daß auch das Eingedrungensein in die Wissenschaft keinen vollkommnen Seelenfrieden gewähre; aber der Besitz macht ja weniger das Glück aus, als das endlose Streben darnach. Ausgezeichnete Menschen aller Zeiten haben es bekannt und ihre Lebensgeschichte beweist es, daß Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst und mit allem Höhern, was dem Geiste Nahrung giebt, in jeder Lage des Lebens ihnen Ruhe, Glück und Segen, und zuletzt allein noch bis zum höchsten Alter Genuß gewährt hat. Wenn eine der edelsten Seelen, einer der sinnvollsten begeistertsten Dichter unsers Vaterlandes in seinem mit schwermuthsvoller Tiefe fühlenden Gemüth über das Zerrinnen aller Ideale klagt, wer harrte einzig bei ihm aus von allem rauschenden Geleite? wer beschwor den Sturm in seiner Seele? es war, neben der Freundschaft, die Wissenschaft, es war, wie er sich ausspricht:

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört;
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Daß dasjenige, was ich über den Werth wissenschaftlicher Bestrebungen im Allgemeinen äußerte, in vorzüglichem Grade auch von der Naturkunde gilt, bedarf kaum einer nähern Auseinandersetzung, da schon eine flüchtige Betrachtung ihres Gegenstands jedem diese Bemerkung von selbst aufdringen wird, die auch schon bei ähnlichen Veranlassungen wie die heutige von dieser Stelle aus erörtert wurde. Täglich anerkannter und ersichtlicher wird es, welchen segenreichen Einfluß sie auf Geistesbildung überhaupt, auf Milderung der Sitten übt, wie vor dem Lichte, womit sie alle Zweige menschlichen Wissens überstrahlt, geistige Befangenheit und finsterer Aberglauben weichen, und nur reinere, edlere Religionsbegriffe bestehen können, wie sie ein regsames Leben, Zufriedenheit, Frohsinn und dauernde Jugendlichkeit ihren Verehrern giebt, schon auch um deßwillen, weil die Beschäftigung mit ihr zu keinem krankmachenden ewigen Einsitzen in dumpfer Luft des Studirzimmers nöthigt, sondern hinausführt in die freie Natur über Berge und Thäler; darum verschont sie auch mehr als andere Studien mit den bekannten leidigen Untugenden der Gelehrsamkeit. Schärfe des Blickes, sicheres genaues Auffassen aller Verhältnisse ist eine gewöhnliche Folge naturwissenschaftlicher Beobachtungen, weil sie die sorgfältigste, bis auf das Kleinste dringende Betrachtung jedes Gegenstandes unerläßlich fordern; kurz, die Naturkunde nimmt unter den Mitteln, des Menschen Geist und Herz zu veredeln, nicht den untersten Platz ein. Darum hat auch

kein Studium so begeisterte und beglückte Verehrer gehabt und keinem wurde mehr geopfert; diesem innern Drange zu genügen, entsagen täglich noch die herrlichsten Menschen allen Annehmlichkeiten des Lebens und durchirren mühselig die Eisfelder des Nordens, wie die brennenden Wüsten Africa's. Sie führt uns zum festen Glauben an einen ewig nach unwandelbaren Gesetzen waltenden Alles durchdringenden göttlichen Geist, und wenn sie uns zeigt, wie nichts Lebendes zernichtet wird, sondern in immer vollkommneren Gestalten wieder erwacht, so lehrt sie uns auch mit folgerechter Gewißheit, daß der Mensch, welcher die höchste Stufe des Lebendigen auf dieser Erde erstiegen hat, damit nicht aufhören könne, sondern in veredeltern Umgebungen höherer Vervollkommnung entgegenreifen müsse; — aber sie lehrt keinen Gott, der Geistesdruck, Meinungsverfolgungen und Scheiterhaufen verlangt. So schön sagt in dieser Beziehung ein geistvoller, großer Naturkundiger (Lichtenberg in seinen physikalischen und mathematischen Schriften Bd. 2, S. 27.): „Die Vergleichungen unseres Selbsts und unseres Wirkungskreises mit den Begebenheiten in der Natur, die sich ohne unser Zuthun ereignen, sind selbst für unsere Ruhe sehr wichtig. Wer noch nicht weiß und fühlt, daß hier hinaus ein nie versiegender Quell selbst von Muth in Leiden und von Trost im Tode liegt, den ihm kein Religionsstifter gegeben hat und also auch kein Stifter von Irreligion rauben kann, muß es noch nicht sehr weit in Philosophie und Kenntniß der Natur gebracht haben, so viele Kenntnisse auch sonst uneingehägt zu häuslichem Gebrauch auf seinem Grund und Boden umher liegen mögen."

Auch Diejenigen, welche aus der Beschäftigung mit einem Dinge handgreiflichen Nutzen fordern, sind vollständig zu befriedigen. Die Mineralogie ist es, welche über die Verbreitungen und Eigenschaften der Erdarten und der Metalle Aufschluß giebt, welche Euch das Salz in die Küche, das Gold in die Kasse liefert. Die Chemie lehrt die Stoffe scheiden und verbinden und zu dem verschiedenartigsten Gebrauch zurichten, sie kann Farben geben und nehmen und neue zubereiten, sie macht die Verfälschung der Weine ausfindig, weiß aber auch selbst welchen zu machen, und Mineralwässer sogar noch stärker als natürliche. Die Pflanzenkunde sagt Euch, was ein Gift oder eine schmackhafte Speise sei und was das Höchste, das Ueberzeugendste ist, die gesammte Naturkunde versteht es, alle Elemente dem Menschen dienstbar zu machen, sie zur Erhaltung und zum Wohlbehagen seines Daseins zu verwenden; denn was wäre die Heilkunde ohne sie? —

Wir bewohnen eine Gegend, welche der Schöpfer aller Dinge reich ausgestattet hat mit den Erzeugnissen der Natur; eine üppige Pflanzenwelt entsprießt dem Boden; Erde, Wasser und Luft sind zahlreich bevölkert mit Thieren vieler Art; aus den frühern Zuständen unsers Planeten sind mannichfache merkwürdige Zeugen unter unserm Boden niedergelegt; gewiß noch viele derselben harren erst ihres Entdeckers und dessen, der ihre Beziehungen zu deuten versteht; unser milder Himmel, die freundliche Gestalt unsrer Umgebungen, laden unwiderstehlich zu Wanderungen im Freien, zur Erholung in der Natur ein, aber damit wir nicht ohne Nutzen, nicht in Gedankenlosigkeit wandern, damit die Natur Sinn und Bedeutung für uns gewinne, müssen wir einigermaßen in ihr die Einheit in der Mannichfaltigkeit, die schöne Ordnung und Gesetzmäßigkeit begreifen, dürfen uns der Zusammenhang und die innere Triebkraft der Erscheinungen nicht fremd sein. Unsre Stadt ist ein Hauptscheidepunct zwischen dem Nord und Süd von Europa; Waaren und Menschen ziehen ununterbrochen von einem zum andern vorbei; sollen wir jene unbeobachtet und diese ungekannt vorübergehen lassen? Der Handel streckt seine weitausreichenden Arme bis in die entlegensten Erdtheile aus, und führt ihre Naturerzeugnisse dem Forscher zu; sollen wir sie spurlos an uns vorüberziehen lassen, ohne sie zu beobachten, von ihnen zu lernen, sie zu genießen, sie wo möglich andern Forschern aufzubewahren und das etwa aufgefundene Neue in den Denkbüchern der Wissenschaft niederzulegen? Der lebendige Verkehr, die Zerstreuungen einer großen Stadt, der Reiz des geselligen Lebens, die nach aussen hinziehenden Berufsbeschäftigungen der Meisten von uns, versetzen nicht gar häufig in die Lage und in die Geneigtheit, uns, abgezogen von der Welt, umfassenden speculativen Studien hinzugeben; aber die Naturkunde, welche nicht blos im einsamen Studirzimmer betrieben werden muß und darf, welche auf Wiesen und Feldern, im einsamen Thale, wie im Gewühle der Menschen den unerschöpflichsten Stoff zu nützlichen Betrachtungen darbietet und anziehende Ideen erweckt, diese zu pflegen, ist für uns angemessen. Gar Manche leben unter uns, welche, mit Glücksgütern reichlich ausgestattet, den neidenswerthen Beruf des Nichtberufs haben, sich nicht um des Lebens Unterhalt abmühen müssen, sondern nach freier Neigung ihre Beschäftigungen wählen dürfen; giebt es für solche wohl eine den Geist mehr ausbildende, mit brauchbarem Wissen, mit erhebenden Ansichten ausstattende, das Gemüth mit Heiterkeit und Ruhe erfüllende, niemals ermüdende Beschäftigung, als eben die mit der Natur?

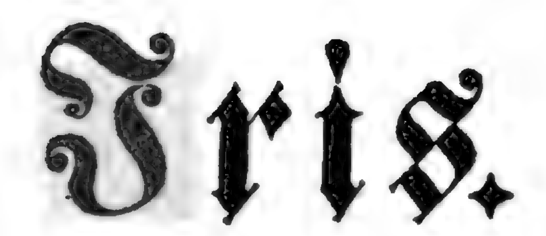
Von jeher ist auch wirklich die Naturgeschichte ein Lieblingsgegenstand für viele Bewohner unsrer Stadt und Umgebung gewesen, und nicht ohne glücklichen Erfolg haben Manche gearbeitet. Hier entdeckte ein Müller den nach ihm benannten Hyalith, zeichnete Burgrave manche schöne Beobachtung auf, gab Reichard eine geschätzte Bearbeitung des Linne'schen Pflanzensystems und eine Flora von Frankfurt heraus; später erschien die allgemein geschätzte Wetterauer Flora, an deren Bearbeitung auch ein Frankfurter, Scherbius, thätigen Antheil nahm; eine tüchtige Naturforscherin lieferte uns das 17te Jahrhundert, Maria Sybilla Merian, welche Naturgegenstände trefflich abbildete, aber nicht damit zufrieden, sich auch eine genauere Kennt-

niß der Geschöpfe, deren äußere Gestalt sie darstellte, zu erwerben suchte und als Folge dieser Bestrebungen ihre in 3 Sprachen erschienene Geschichte der europäischen Insecten herausgab. Kostbare Sammlungen von Naturgegenständen sind von Einzelnen schon angelegt worden; Salzwedels Pflanzengarten war von allen Botanikern der damaligen Zeit geschätzt und aufgesucht, Gernings Schmetterlingssammlung ist weit berühmt und hat die Originale zu prächtigen Kupferwerken geliefert; der Reichthum und der Werth unsrer Versteinerungen rührt von der ursprünglich Ettlingschen Sammlung her, welche früher von der Erbin dem Senkenbergischen medicinischen Institute geschenkt worden war; Völkers schönes wohlgeordnetes Cabinet hat vielen der jetzigen Naturfreunde zur Belehrung und Erweckung der Liebe für Naturgeschichte gedient; die Gogelsche Conchylien-, die Meyersche Vögel-, die Cordiersche Schmetterling- und die von Senkenberg selbst angelegte Mineraliensammlung, lieferten die ersten Stämme zu dem gegenwärtigen öffentlichen naturgeschichtlichen Museum. Es ist das gewöhnliche traurige Loos der Privatsammlungen, daß sie mit ihrem Schöpfer sterben und vermodern; daher war es ein segensreicher, edler Gedanke des verehrungswürdigen Senkenberg, eine nicht mehr von der Laune eines Einzelnen abhängige, allen seinen Mitbürgern geöffnete, fortlebende naturwissenschaftliche Anstalt zu gründen, welche sowohl sammeln als belehren und eigentlich unterrichten sollte. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß in dem benachbarten Hanau sich ein Verein von kenntnißvollen begeisterten Naturkundigen zusammenfand, wie ihn in gleich großer Anzahl und Gehalt kaum eine andere kleine Stadt, in der keine Universität ihren Sitz hat, wird aufweisen können. Nachdem sie mehrere Jahre in Gemeinschaft mit benachbarten und zwar namentlich auch mit hiesigen Fachgenossen in herzlicher Freundschaft im Stillen gearbeitet, unsere Gegend durchforscht und manches gute Werk zu Stande gebracht, vereinigten sie sich im Jahre 1810 zur Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde, welche jetzt noch regsam fortwirkt und mit welcher in näherer Verbindung zu stehen unsere Gesellschaft sowohl als einzelne Mitglieder angelegentlichst und mit Freuden bemüht waren und sein werden. Nicht durch einen ungefähren Einfall, sondern gefordert vom Geiste der Zeit und dem allgemein gefühlten Bedürfnisse ist vor 10 Jahren unsere Gesellschaft gestiftet worden, deren Jahresfest freudig und dankbar zu begehen wir heute versammelt sind. Sie ist ein erfreuliches Zeichen, daß der Sinn für die Naturwissenschaft in der neuern Zeit allgemeiner geworden, in allen Ständen sich regt, daß nicht mehr ausschließlich die eigentlich Gelehrten vom Fach sie pflegen und ehren; wie hätte sonst in so kurzer Zeit dieser würdige Tempel ihr aufgerichtet werden können?

Um diesen so lebendig gewordenen Eifer für Naturkunde wach zu erhalten, zu steigern und weiter auszubreiten, und dem Streben nach Belehrung auf eine zweckmäßige würdige Weise zu entsprechen, um die Sammlungen auch für das größere Publikum etwas mehr als einen bloßen Gegenstand der Neugierde werden zu lassen, war es dringend nothwendig, mit dieser Anstalt eine Schule für die Naturkunde zu verbinden. Denn gestehen wir es nur, daß der naturgeschichtliche Unterricht, welcher früher in den Schulen ertheilt wurde, nur von äußerst geringem und vorübergehendem Nutzen gewesen ist. Wie war es auch besser zu erwarten, da er neben andern wichtigen und ganz verschiedenen Lehrfächern gleichsam noch so obendrein Lehrern aufgetragen wurde, welche meist weder Zeit noch Gelegenheit hatten sich mit der Naturkunde vertraut zu machen, denen zum eigenen und zum Unterrichte ihrer Schüler oft nicht einmal die nothdürftigsten Hülfsmittel zu Gebote standen; das gesammte Gebiet derselben lehrte und lehrt zum Theil jetzt noch morgen jeder, den man heute damit beauftragt, er hat ja nichts weiter zu thun als Raffs, Funke's oder irgend eine andere Naturgeschichte zur Hand zu nehmen, sich einen Auszug zum Vortrage daraus zu machen, einige unterhaltende wunderbare Geschichtchen von der Weisheit des Elephanten, der Großmuth des Löwen, der hinterlistigen Tücke der Katzen zu erzählen; damit geht denn die Lehrstunde herum und der Lehrer auch sogleich wieder zum Studium seines eigentlichen Berufsfaches, der Philologie, Theologie oder sonst dergleichen über. Sehen wir es also nicht als ein Geringschätzen, sondern als ein Höherstellen der Naturkunde an, wenn man den Vortrag derselben in der neuesten Zeit nicht mehr mit der Ausdehnung wie in der frühern in den Schulen ertheilt, denn es mag dieß auf einer erfahrungsmäßigen Einsicht in das Ungenügende der bisherigen Methode beruhen. Demjenigen, der auf solche Weise leistete, ist weit weniger zur Last zu legen, als Demjenigen, welcher forderte. Wenn schon in jedem Fache der Lehrer weit mehr verstehen muß, als er zu lehren hat, wenn er, um einen Theil bestimmt und klar zu erläutern, das Ganze in seinem Geiste umfassen, um mit der Oberfläche vertraut zu sein, die Tiefe kennen muß, so ist dieß in ganz vorzüglichem Grade mit den Naturwissenschaften der Fall. Wie unermeßlich ist ihr Gebiet, kaum ist ein Menschenleben lang und eines Menschen Geist fähig genug, es ganz zu durchwandern, es ganz kennen zu lernen, und wer etwas Bedeutendes in ihr leisten will, ist sogar genöthigt, einen einzelnen Zweig vorzugsweise zum Gegenstand seines genauern Studiums zu machen und die übrigen nur soviel als zum Verständniß des Ganzen erforderlich übersichtlich zu betreiben.

(Schluß folgt.)

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 128.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 114. Samstag, 9. Juni 1827.

Nachrichten von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

Vortrag des Secretärs Hrn. Dr. Mappes in der öffentlichen Sitzung zur Jahresfeier am 6. Mai 1827.

(Schluß)

Mit dem nöthigen Material in ihren Sammlungen ausgerüstet, ist die naturforschende Gesellschaft vorzugsweise berufen, Belehrung in der Naturkunde zu ertheilen und wir müssen es daher als einen wichtigen Schritt vorwärts ihrem Ziele entgegen ansehen, daß sie eine ordentliche Lehrstelle für die Naturgeschichte errichten konnte, wozu sie durch eine ihr von der verehrten obersten Staatsbehörde bewilligte jährliche Unterstützung aus der Stadtkasse in den Stand gesetzt worden ist. Im Juni v. J. hat Hr. Dr. Cretzschmar seine Vorlesungen begonnen; er setzt dieselben 3 Stunden wöchentlich fort. Ein wissenschaftlich geordneter, gründlicher, mit Vorzeigung der betreffenden Naturkörper unsers Museums verbundener naturgeschichtlicher Unterricht ist der Zweck dieser Vorträge, welche den Unkundigen in die Wissenschaft einführen und den Kundigen, der andern Berufsgeschäften nicht Zeit genug abgewinnen kann, die riesenhaft anwachsenden Erweiterungen des Faches mit umfassender Aufmerksamkeit zu verfolgen, mit dem neuesten Standpunkt desselben bekannt machen sollen. Mit Begriffsbestimmungen sollen sie beginnen, zu allgemeinen Betrachtungen über die Eigenschaften der organischen Materie und ihre allmählige Entfaltung und Vervollkommnung übergehen, dann eine systematische Darstellung der einzelnen thierischen Organismen nach ihren natürlichen Gruppen und in ihrer vom unvollkommensten bis zum ausgebildetsten stufenweise aufsteigenden Mannichfaltigkeit geben, wobei eben sowohl die äußere Gestalt als der innere Bau und dessen Bedeutung, die Lebensweise, das Seelenvermögen, die Sitten, Gewohnheiten und Verwendung dieser Geschöpfe berichtet werden. Ernst und bestimmt, von allem Tand entkleidet, soll dieser Vortrag sein: inwiefern der Lehrer dieser schwierigen Aufgabe genüge, ziemt mir nicht, von dieser Stelle aus zu begutachten, sondern bleibt wie billig dem Urtheile der zahlreichen aufmerksamen Zuhörer überlassen.

Als eine sehr zweckmäßige Vorbereitung dieses nur für das reifere Alter bestimmten Unterrichts dient derjenige, welchen schon seit mehreren Jahren das wirkliche Mitglied, Hr. Fritz, jeden Sonntag einer Anzahl lernbegieriger Knaben ertheilt. Hier kann es nicht auf ein die ganze Zoologie und Naturgeschichte vollständig umfassendes, streng systematisches Abhandeln angesehen sein, wenn anders des Knaben Sinn nicht verwirrt, sein Gedächtniß nicht übermäßig mit bloßen Thatsachen überladen werden soll, deren inneren Zusammenhang und Bedeutung er noch nicht angemessen zu fassen vermag; aber er soll seine Sinne schärfen, soll sehen und beobachten lernen; sein lebendiger nach aussen strebender Geist soll mit den Aeußerungen des Lebendigen beschäftigt werden; er soll den Vogel im Fluge, am Gesang erkennen, wissen wo und wie das Thier seinen Wohnort nimmt, wie und wann das Insekt seine Verwandlungen durchschreitet; er soll beim Anschauen und Beschreiben eines Geschöp-

ses lernen, worauf es bei dessen Einordnung im System, bei dessen Familienbestimmung ankomme; er braucht nicht die vielen Sippschaften und Gattungen der Spinnen, Milben und anderer zahlreichen kleineren Thierarten, deren schwierigere Untersuchung Vorrichtungen bedarf, herzunennen, nicht so genau die Vögel Amerika's und Australiens, als vielmehr die seiner nahen Umgegend zu kennen; er soll lernen, sich auf eine nützliche und sinnreiche Weise an der schönen Natur zu erfreuen. Die Liebe, der Fleiß und Erfolg, mit welchen nicht wenige aufgeweckte Knaben diesen Unterricht benutzen, läßt hoffen, daß sie als Männer tüchtige Arbeiter werden am vaterländischen Museum.

In der Verbindung der neuen mit den bereits bestehenden und fortwirkenden Lehranstalten für Botanik und Anatomie, in der Hoffnung, daß auch noch andere Zweige der Naturkunde ihre Lehrer und Schüler finden, ist vielleicht die Zeit nicht mehr gar fern, wo wir einen Ausspruch des mit Wärme und Wohlwollen unsrer Anstalt zugethanen trefflichen Oken nicht mehr für prophetisch, sondern der Wirklichkeit entsprechend annehmen dürfen, daß nämlich diese Vorträge einen Cyclus bilden, welcher beinahe einer Facultät gleich kommt.

Als Leitfaden und als Beitrag zur physischen Beschreibung unserer Gegend ist von dem wirklichen Mitglied Hrn. Dr. Römer vor wenigen Tagen ein Verzeichniß der im Gebiete der Stadt Frankfurt und ihrer nächsten Umgebung vorkommenden Steine und Thiere im Druck erschienen, in welchem außer beigefügten einzelnen Bemerkungen einiges neu aufgefundene beschrieben und zum Theil abgebildet ist, wie namentlich ein bisher unbemerkter Fisch aus dem Maine, versteinerte Conchylien und die vom Verfasser im vorigen Sommer entdeckten versteinerten Fischgerippe. Zu gleichem Zweck haben wir in ganz kurzer Zeit eine bedeutend vermehrte Ausgabe, oder eigentlich neue Bearbeitung der Wetterauer und Frankfurter Flora von den wirklichen Mitgliedern Hrn. Becker, Hofrath Meyer und Stein zu erwarten.

Nicht bloß Belehrung der Wißbegierigen ist die heilsame Folge eines naturwissenschaftlichen Unterrichts, er wirkt auch wohlthuend zurück auf Diejenigen, welche ihn ertheilen und auf die Anstalt, von welcher er ausgeht. Wer lehren will, muß sich selbst mit seinem Gegenstand innig vertraut erhalten; oft erst wenn er sich Andern mittheilen soll, bemerkt er das Unvollständige des eignen Wissens, das Unklare der eignen Ansichten; nur lebendiges Wirken bewahrt vor dem Stehenbleiben, vor dem Erstarren, und nichts weckt mehr auf und erhält in warmem Eifer, als der Verkehr mit einer lebhaften kräftigen Jugend voller Fragen und Wißbegierde. Manche Academie würde nicht frühzeitig ein verdorrender Baum geworden sein, sondern fortwährend geblüht und Früchte getragen haben, wenn sie außer in dem todten Buchstaben auch durch das lebendige Wort sich der Welt mitgetheilt und rückwirkend von daher wieder jugendliche Wärme und Regsamkeit empfangen hätte.

Ueber die weniger sichtlichen Leistungen, die wissenschaftlichen Bestrebungen und Arbeiten unserer Mitglieder zu reden, kommt mir an dieser Stelle nicht zu; nur über den im Namen der Gesellschaft von den wirklichen Mitgliedern Hrn. Dr. Cretzschmar, Oberlieutenant von Heyden und Dr. W. Sömmering herausgegebenen zoologischen Atlas zur Rüppellschen Reise habe ich zu berichten, daß 2 Hefte bereits erschienen und das dritte in wenigen Wochen ausgegeben werden kann (es wird so eben versendet). Freude und Beruhigung gewährt uns, daß das Werk unter unsern Mitbürgern sowohl als im Auslande günstig aufgenommen worden ist und dessen Kosten hierdurch wahrscheinlich noch mehr als gedeckt sind. Ein hoher Senat hat auf 12 Exemplare zu unterzeichnen beliebt, wofür wir uns zum ehrerbietigen Danke verpflichtet fühlen. — Als unsre Gesellschaft nahe angehend darf ich die schätzbaren meteorologischen Beobachtungen des physikalischen Vereines erwähnen, welcher, von Mitgliedern unserer Gesellschaft angeregt und zum großen Theil aus ihnen bestehend, einen Zweig der Naturkunde pflegt, den wir, um zu große Zersplitterung zu vermeiden, vorerst noch außer unserm Wirkungskreis lassen mußten.

Ueber die Bereicherung unserer Sammlungen durch auswärtige Verbindungen ist bereits eine Uebersicht gegeben worden und dem aufmerksamen Besucher unserer Säle wird es nicht entgangen sein, wie fortwährend neue Gegenstände aufgestellt, Lücken ergänzt werden. Wir erfreuten uns im verflossenen Gesellschaftsjahre der Geschenke an Naturalien verschiedener Art von hiesigen und auswärtigen Mitgliedern und andern Gönnern. Auch unsere Büchersammlung wurde von Freunden bedacht und als eine wahre Zierde derselben empfingen wir ein Prachtexemplar von Gall et Spurzheim anatomie et physiologie du cerveau et du système nerveux in 5 Foliobänden von Sr. Excellenz dem königl. niederländischen Bundestagsgesandten Hrn. Generallieutenant Graf von Grünne, wobei wir uns nicht weniger der Ausdrücke des Wohlwollens gegen unsere Gesellschaft erfreuten, mit welchen der verehrte Geber, den wir unter unsere auswärtigen Ehrenmitglieder zu zählen so glücklich sind, das schöne Geschenk begleitete. Der Ankauf von Büchern konnte nur gering sein, und wir beschränkten ihn hauptsächlich auf die Fortsetzung von Zeitschriften; bedauern müssen wir, vorerst noch nicht mehr hierauf verwenden zu können, da der Mangel an hinreichenden literarischen Hülfsmitteln bei zunehmenden wissenschaftlichen Arbeiten erst recht fühlbar wird; doch findet man in der mit der unsrigen nun vereinigten alten Senkenbergischen Stiftsbibliothek, der Stadtbibliothek und einigen Privatbibliotheken wichtige, mitunter seltene Werke und wir können daher in dieser Hinsicht in die theils übertriebenen theils grundlosen Klagen

einiger hiesigen Schriftsteller um so weniger einstimmen, als wir selbst schon mehrmals den Wünschen auswärtiger selbst an Universitäten lebender Gelehrten aus den hiesigen Bücherschätzen zu entsprechen vermochten.

Wichtig für die Bereicherungen unseres Museums, belehrend anregend für die ganze Gesellschaft und jeden Einzelnen sind die sich nach allen Weltgegenden mehr ausbreitenden Verbindungen mit Gelehrten und Naturfreunden; hierzu trägt die günstige Lage unserer Stadt, welche sehr häufig von Fremden besucht wird, wesentlich bei, so wie uns auch die Bekanntschaften und Reisen einiger Mitglieder in dieser Hinsicht von großem Nutzen gewesen sind.

Unsere Gesellschaft hat sich dem von Hrn. Prof. Schweigger in Halle gestifteten Verein für naturwissenschaftliche Reisen, wegen dessen nützlicher Zwecke, als Theilnehmerin mit einem jährlichen Beitrag von 5 Friedrichsd'or angeschlossen und ihr wirkliches Mitglied den Hrn. Dr. Neeff als ihren Stellvertreter in dem Vorstande dieses Vereins erwählt.

Als eines unsere Gesellschaft zunächst interessirenden und allen Mitgliedern erfreulich gewesenen Ereignisses erwähne ich, daß die hochansehnliche medicinische Facultät der Universität Giesen, mit deren verehrten Gliedern wir in den freundlichsten Verbindungen stehen, bei Gelegenheit der Feier des Ehejubiläums des Großherzogs und der Großherzogin von Hessen am 19. Febr. d. J. unsern hochverdienten Landsmann und wirkliches Mitglied Hrn. Eduard Rüppell zur Anerkennung seiner großen Verdienste um die Naturwissenschaft aus freiem Entschlusse unter den ehrendsten und wohlwollendsten Ausdrücken zum Doctor der Medicin in honoris monumentum promovirt hat. Unsere Gesellschaft wurde mit dem angenehmen Auftrage beehrt, dem neuen Doctor das Diplom zuzustellen, wovon ein zweites Exemplar im Archiv niedergelegt wurde.

Noch immer stehen unsere finanziellen Hülfsmittel nicht vollkommen in Einklang mit den Bedürfnissen, wie sie unsere Anstalt nun einmal fordert und welche zu beschränken nur in wenigen Punkten in unserer Macht liegt. Auch im Jahr 1826 wollte die Einnahme nicht ganz bis zum Ende ausreichen und wir sahen uns genöthigt, die Güte einiger Herren Mitglieder in Anspruch zu nehmen, welche auf mehrere Monate unverzinsliche Vorschüsse bereitwillig leisteten; sie sind von der Einnahme des Jahrs 1827 bereits zurückbezahlt.

Günstigere Aussichten sind jedoch seit Kurzem unsren Finanzen eröffnet; die Gesellschaft hat nämlich das erste Grundvermögen im Betrage von fl. 10,000 erworben, welche ihr der großmüthigste der Gönner in seinem letzten Willen hinterlassen hat. Wie Bethmann es war, der zuerst durch einen bedeutenden Beitrag die Erbauung dieses Hauses möglich machte, so war es wieder Bethmann, welchem die Gesellschaft das erste Kapitalvermögen verdankt. Sie hat beschlossen, dasselbe unter dem Namen Bethmännisches Vermächtniß bleibend zu erhalten, die verehrliche Senkenbergische Stiftungsadministration zu ersuchen, die verzinsliche Anlage zu besorgen, und, so lange dieselbe dieses Kapital unter ihrer Verwaltung habe, eine ihm gleiche Summe von dem der Gesellschaft gemachten Darlehn abzurechnen.

Leider kann ich meinen Bericht nicht schließen, ohne von schmerzlichen Verlusten zu reden, welche unsere Gesellschaft im verflossenen Jahre erlitten hat. Aus dem engeren Kreise der wirklichen Mitglieder sind 3 Männer geschieden, welche zu den Mitstiftern und thätigsten Beförderern gehörten: Bethmann, Völker, Wiesenhütten.

Was Bethmann, dessen edler Sinn ihn zur Förderung alles Guten und Schönen in der Vaterstadt gerne die helfende Hand bieten ließ, uns war, haben Sie bereits vernommen.

Georg Adolph Völker war im Jahr 1763 in Meisenheim, einem Dorfe im Großherzogthum Baden, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, widmete sich der Handlung und kam schon in seinem 20sten Jahre nach Frankfurt in das Handlungshaus Alexander Baert. Besonnene Thätigkeit, verdienstvolle Berufstreue erwarben ihm im Jahr 1796 einen Antheil und im Jahr 1811 nach dem Tode seines Associe's den Alleinbesitz dieser Handlung. Die innige Liebe zur Naturgeschichte, welche der Knabe empfunden, hatte den Mann nicht verlassen, der Ruhe und Erholung von anstrengenden Berufsarbeiten in der Beschäftigung mit ihr suchte und fand; denn ihr verdankte er, wie er oft bekannte, die glücklichsten und schönsten Stunden seines Lebens. Für Nichts achtete er Mühseligkeiten und Entbehrungen mancher Annehmlichkeit, manches Genusses um ihrentwillen in einer Zeit, wo ihm nur noch schwache Hülfsmittel zu Gebote standen, sich mit seinem Lieblingsstudium zu beschäftigen. Als der Himmel ihm mehr Glücksgüter schenkte, benutzte er sie, die liebste Neigung seiner Seele zu befriedigen und vom Jahr 1803 an legte er die eben so reichhaltige als wohlgeordnete Sammlung an, welche er zurückgelassen hat. Insektenkunde war sein Hauptfach ohne Vernachlässigung der übrigen Zweige. Häufige Excursionen und Beobachtungen der Natur erwarben ihm viele schätzbare Erfahrungen und Kenntnisse der Beschaffenheit und der Lebensweise der Thiere, besonders der Schmetterlinge. Wenige Mitarbeiter, bei noch Wenigeren Belehrung findend, war er allein an sein eigenes Studium, seinen eigenen Fleiß gewiesen; mit der freundlichsten Bereitwilligkeit hat er sich von jeher Allen mitgetheilt, welche von ihm Auskunft wünschten, und Viele sind durch sein Beispiel, seine Aufmunterung der Naturgeschichte zugeführt worden. Daß er die im Jahr 1817 ihm mitgetheilte Idee, hier einen Verein zur Förderung der Naturkunde zu stiften, lebhaft ergriff und an ihrer Verwirklichung mitarbeitete, braucht kaum erst erwähnt zu werden; wir Alle waren Zeugen seines Eifers für

die neue Anstalt, erfreuten uns seines anspruchlosen, heitern, liebenswürdigen Umganges. Die äußerst schöne und zweckmäßige Ausstellung der von dem verstorbenen Mitgliede, Hofrath Cordier, uns hinterlassenen Schmetterlingssammlung, welcher er Vieles aus seiner eigenen Sammlung beifügte, ist sein mühevolles Werk und zeugt von ordnendem Sinn, von gründlicher Einsicht. Sehr beschwerlich wurde ihm der letzte Theil dieser Arbeit, denn schon hatte er mit den Störungen einer lästigen Brustkrankheit zu kämpfen, welche ihm einige Jahre seines Lebens verbitterte und ihn am 19. Juli 1826 bei noch regsamer Geisteskraft zu früh uns und den Seinigen durch den Tod entriß. Nicht gar lange vor seinem Tode hatte er sich von einem heftigen Anfalle erholt und in dieser leidensfreien Zeit auch wieder einmal das Museum besucht; Freude glänzte in seinen Augen über die großen Fortschritte desselben, und nur körperliche Erschöpfung konnte ihn aufhören machen, alles neu Angekommene aufmerksam zu betrachten. Zur Thräne gerührt ging er mit der wahrgewordenen Bemerkung aus diesem Hause, er werde sich nicht mehr dieses Anblickes erfreuen dürfen.

Ein vielseitig bewegteres Leben führte Carl Heinr. Frhr. von Wiesenhütten, welcher aus einem lange bei uns einheimischen Geschlechte am 24. Juni 1758 hier geboren wurde. In der Mitte der 70r Jahre machte er in Göttingen allgemein wissenschaftliche Studien, ging 1778 in landgräflich hessische und von da in französische Militärdienste, wo er im Dragonerregiment Royale Elsaß in der Suite des Prinzen Max, nachherigen Königs von Baiern, war. Mit Ausbruch der Revolution trat er in kurpfälzische Kriegsdienste, machte einen Feldzug mit, nahm an der Eroberung der Rheinschanze Theil und kehrte im Jahr 1799 mit dem Range eines Obristlieutenants in den Privatstand zurück. In freier Muse lebte er nun den Wissenschaften, beschäftigte sich insbesondere mit Chemie und Mineralogie und suchte sich auf öfteren Reisen auszubilden. Bis 1799 wohnte er hier, bereiste dann Holland, Norddeutschland, Polen, Ungarn und Italien und kehrte 1803, aber nur auf kurze Zeit nach Frankfurt zurück, denn schon im Jahr 1804 trat er wieder eine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Oesterreich an, nahm von 1805 bis 1808 seinen Aufenthalt in Dresden, bis 1815 in Würzburg und ließ sich dann in der Vaterstadt bleibend nieder. Auf seinen Reisen und an seinen verschiedenen Aufenthaltsorten trat er auch im männlichen Alter stets noch in die Verhältnisse eines lernbegierigen Schülers, benutzte Kunst- und Naturaliensammlungen und besuchte Vorlesungen. In unsere Gesellschaft trat er gleich bei ihrer Stiftung und nahm bis an sein Ende thätigen Antheil. Er half die Naturaliensammlung ihrem ursprünglichen Chaos entreißen und in eine allgemeine Ordnung bringen, unterstützte als Mitglied des ständigen Ausschusses unausgesetzt mit seinem Rathe und machte für die Mineraliensammlung und deren Benutzung und Einrichtung manche Geschenke, welche er bescheiden verbarg, fast ängstlich die Bekanntwerdung sich verbittend; es freute ihn, etwas Nützliches selbst und aus eignen Mitteln zu besorgen und ganz im Stillen zu seiner Bestimmung zu bringen. Nur eine kurze Zeit vor seinem am 8. November 1826 erfolgten Tode nöthigte ihn Kränklichkeit sich mehr zurückzuziehen.

Erst im zehnten Jahre ihres Bestehens hat unsere Gesellschaft doch schon den Verlust manches thätigen ausgezeichneten Mitgliedes zu beklagen; ihr Andenken bleibe uns werth und theuer, es wird fortleben in Dem, was sie nützliches gewirkt; denn nichts Gutes und Schönes geht verloren, es dringt von Geist zu Geist, von Herzen zu Herzen, und wenn auch die äußere Gestalt, in der es sich zuerst offenbarte, zerfallen, wenn auch Ort und Name vergessen ist, so geht doch seine Kraft nicht unter, sondern wirkt auf Kinder und Enkel fort.

Das Schuldbuch.

Ein Kaufmann in W. wurde von den Werbern der dasigen Freimaurerloge mit Mühe persuadirt, sich weihen zu lassen. Von der Rede des Bruder Redners verstand er nicht viel; als aber derselbe von der maurerischen Versöhnlichkeit sprach, und dabei die Worte aus Schillers Liede an die Freude anführte: „Unser Schuldbuch sei vernichtet!“ rief der neue Logenbruder aus: „Meine Herren, da decke ich!“ (Decken heißt: nicht mehr zur Loge halten). Der Bruder, der ihn eingeführt hatte, wollte ihn bedeuten. „Ei was!“ — sagte er — „in meinem Buche steht der Ehrwürdige, und der Bruder Redner und fast alle anderen Brüder für Kaffee, Zucker, Pfeffer und diverse Waaren; daß ich ein Narr wäre!“

Zahme Xenien.

Nein, das wird mich nicht kränken,
Ich acht' es für Himmelsgabe!
Soll ich geringer von mir denken,
Weil ich Feinde habe?

Anbete du das Feuer hundert Jahr,
Dann fall' hinein, dich frißt's mit Haut und Haar.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

№ 115. Sonntag, 10. Juni 1827.

Kleine Controverspredigten von Ll.

Vierte Predigt.

Als der heilige Antonius von Padua, so melden uns glaubwürdige Berichte, die Kirche leer fand, ging er zu den Flüssen und hub an zu predigen den Fischen, und alle, die Stockfische ausgenommen, kamen herbeigeschwommen, reckten aufmerksam die Köpfe und hörten mit Wohlgefallen auf der Oberfläche zu. Es wird weiter berichtet, sie seien nach der Predigt geblieben, wie sie vorher gewesen, was sich aber damit entschuldigen läßt, daß das kühle Element ihres geselligen Lebens den durch Antonius feurige Beredsamkeit geweckten Enthusiasmus zum Wahren, Guten und Hülfreichen allzu schnell abkühlte und daß sie so ihren kaltblütigen Untugenden auch ferner verfielen. Dennoch bleibt es mit Lob zu erwähnen, daß keiner dieser zahlreichen Zuhörer sich eine Critik von Antonius Predigten erlaubt hat, womit sie denn so sehr ihre moralische Gesinnung und den Adel ihrer Leber, worauf bei Fischen sehr gesehen wird, beurkundeten; als auch ihren richtigen hausbackenen Verstand, den man am besten daraus erkennt, daß jemand die ihm angewiesene Sphäre richtig bemerke und nicht darüber hinausgehe. Freilich haben die Fische den Vortheil, keine fünf Finger zu besitzen, und also jener traurigen Art von Weisheit von selbst zu entbehren, welche aus ihnen gesogen wird, und die, wenn sie sich mit der eingebohrnen Dummheit vereinigt, einen klug moralischen Kitzel erzeugt, der die Leute zu einem widerwärtigen Jucken in abgeschabten Floskeln treibt. So viel Gunst jedoch, wie jenem heiligen Manne zu Theil ward, erhält ein Controversprediger nicht leicht, wenigstens nicht an allen Orten, z. B. am hiesigen, und zwar mit Recht, weil keiner derselben ein Heiliger oder doch höchstens nur ein wunderlicher ist. Aber nicht aus diesem Grunde mag ich eigentlich keine Controverspredigten und überhaupt nichts schreiben, sondern aus andern, z. B. weil ich nicht gerne mitlaufe auf einer Rennbahn, wo es so gedrang hergeht. Doch leider werde ich hart gepreßt als Matrose für den Schiffsdienst der Iris, und da ich den alten Schaden Gefälligkeit noch nicht ganz los geworden bin, so habe ich mich denn wieder vor ein Blatt Papier gesetzt, obgleich mit einigem Unmuth, um es voll zu schreiben. Eigentlich sehe ich nicht ein, warum der Verleger den Abonnenten seine Beilage zur Zeitung der freien Stadt Frankfurt, denn anders ist ja die Iris doch nichts, nicht unbedruckt giebt, da ja die Leser eigentlich nur die Zeitung und nicht auch diese Beilage bezahlen. Oder warum, wenn doch etwas drauf stehen soll, wird das Einmaleins nicht immer drauf gesetzt, dieses wahrhaft goldne Abc, dieser köstliche Samen der ächten Hesperidenäpfel, dieser treffliche Docht in Hymens Kerze, dieser rothe Faden, der durch das Parzengespinnst unseres Lebens läuft, welches daher den Augen nicht oft genug dargeboten werden kann. Aber ich merk es, er denkt, man möchte ihn für satyrisch halten, und dieß scheut er mit Recht. Denn unsre Zeit hat gerade die Satyre nicht mehr gern, weil sie mit Witz gefüttert wird, und darum selbst witzig geworden ist, da bekanntlich die Zeit im Allgemeinen dem Cocon der Schneidermotte gleicht, der immer nach dem aussieht, was diese verzehrt hat. Ehemals zwar hielt sie wie die Dionaea muscipula alles, was in sie gerieth, mit ihren Stacheln fest und öffnete den Kelch nicht wieder, bis dieß verzehrt oder weggenommen war; doch da sie schon so lange mitgegangen, hat sie diese Spannkraft etwas verlohren, und scheint überhaupt sehr abgenutzt zu werden, wenn man sieht, wie die vielen pädagogischen Waschmägde mit ihrem Zinnsande eifrig dran scheuern. Doch ich will in meiner Predigt fortfahren, obgleich ich noch nicht angefangen habe, eine Verkehrtheit, die öfter vorkommt,

als mancher glauben mag, und zwar nicht leicht zum Schaden dessen, der sie sich zu Schulden kommen läßt, weil gar viele Menschen den zumeist achten, der sie zum Besten hat, versteht sich auf die rechte Art, die aber nicht weit her zu sein braucht, denn der Mensch läßt sich durch einen kleinen Schimmer leicht blenden, und selbst mit einer eisernen Ruthe züchtigen, wenn sie nur einen goldenen Knopf hat, wie die der Herrscher von Candy! Darum, verehrungswürdiges Publicum — doch nein ich will nicht lügen, denn es giebt kein verehrungswürdiges Publicum, sondern überall nur Menschen, theils ehrbare, theils unehrbare, und es ist völlig unstatthaft beide zusammenzufassen und sie verehrungswürdig zu nennen. „Denn entweder setzt man so die Ehrbaren auf gleiche Stufe mit den Unehrbaren aus schlechter Gleichgültigkeit gegen das Ehrbare, oder hält überhaupt niemand für ehrbar, und giebt der Gesammtheit jenes Beiwort nur aus Ironie, und auch das ist nicht zu loben. Darum sagt man richtiger und schicklicher Ihr Leute, oder Ihr Menschen, oder wenn es sonst eine passende Bezeichnung geben sollte; ich wollte ich wüßte sie, um sie herzusetzen und einen kleinen Raum damit auszufüllen ohne etwas zu sagen, was dießmal gerade mein Hauptzweck ist, denn ich weiß recht wohl, was ich theils nicht predigen kann, theils nicht darf und theils auch nicht mag, aber nicht so gut das Gegentheil, und gewiß kann sich am Ende doch nur jeder selbst am besten predigen, weil er am besten weiß, was ihm Noth thut. Eben bemerke ich, daß das Wort ich so häufig in diesen Zeilen vorkommt, aber deßhalb denke ich nicht mit mehr Stolz an mein Ich, als die, welche schreiben, „habe wieder geräucherten Lachs bekommen", und die dabei dem Leser ihr Ich zu ergänzen lassen, wahrscheinlich um es der besondern Aufmerksamkeit der Leute zu empfehlen und damit es um so weniger übersehen werde; oder auch, weil sie Verkauf über alles lieben, um die schöne Waare bei dem Glanz des Ich nicht als das geringere hinzustellen. Doch um auf den vorigen Satz zurückzukommen, so habe ich mir selbst einmal im Traume eine Predigt gehalten, die am meisten in meinem Leben auf mich gewirkt hat, und das kam so. In der kleinen Residenz, in welcher ich meine Jugend zum Theil verbrachte, lebte ein Prediger, dem ich unausstehlich war, weil ich ihn mehrmals über Bibelstellen gefragt hatte, worüber er mir keine Auskunft geben konnte, und weil seine Predigten gypsene Eyer für mich geworden, die mich vom Genuß der wahren nicht Eyer aber Predigten abbrachten. Es träumte mir nun einst, daß ich in der Kirche sei; alles schwieg andächtig, als der Prediger die Kanzel bestiegen hatte und wartete auf seinen Vortrag. Aber als er den Mund öffnete, fiel gerade sein Auge auf mich und er erblaßte und verstummte, doch aus dem offenstehenden Munde zog ein blauer Dunst, stieg in die Höhe und bildete eine kolossale Mütze, die bis an die Decke der Kirche reichte. Plötzlich schwebten an der Spitze Glöckchen und klangen, „Klinge, Glöckchen, klinge", und die Zuhörer fingen in einem Halbschlummer an mit den Köpfen zu wackeln wie Porcellan-Chinesen, die Augen selig zugekniffen, aber unten aus der Kanzel hervor sprach es, und ich vernahm meine eigene Stimme: Lieben Leute, denn weder Freunde noch Christen kann ich euch nennen, wann ihr einmal Christen werden wollt, so könnt ihr dieß ohne große Mühe erlangen. Werdet einfach, wie ihr von Natur sein sollt, und werft all den dummen Schnack eurer sogenannten Gebräuche, Sitten und Ziereien ab und laßt das hochtrabende Truthahnsgekoller eurer Affectationen. Wann ihr euch auf einen Stuhl setzt, so streckt nicht gleich hinten durch die Lehne den sternigen Pfauenschweif eurer Eitelkeit, daß ein nimbusartiger Saum desselben hinter eurem Haupte hervorrage, denn eigentlich seht ihr dadurch nur lächerlich aus. Thut nicht als könntet ihr fliegen, denn es fehlen euch die Schwingen, und glaubt keinem, der vorgiebt, er erhebe sich Abends zum Himmel und reite auf dem großen Bären unter den Sternen spazieren; denn seht, lieben Leute, das sind dumme Flausen, und der scharfsinnige Pascal bemerkt sehr richtig, ce qui passe la géometrie nous surpasse, d. h. zu deutsch: was ihr nicht wißt, das stellt dem lieben Gott anheim, ohne euch dünkelhaft in Afterweisheit zu gebärden, denn „Wir können nicht heraus aus unserm Leibe;" welchen bedeutenden Satz Fr. Schlegel aufgefunden hat. Denkt, wann ihr satt worden seid, daß nichts darauf ankommt, ob eure Gansleberpastete von Straßburg kam, oder hier von Schneider gefertigt wurde, denn auch diese sind gut. Wann ihr gekleidet seid, ist's einerlei, ob ihr einen schottischen Mantel tragt oder einen grauen wie ich. Es kommt auf all dergleichen nichts an. Ihr seid zwar gute Menschen, denn wenn ihr grade keinen Stein in der Nähe habt, so hebt ihr auch keinen gegen euren Nächsten auf, doch ihr müßt euch bestreben, noch viel gleichgültiger in Allem zu werden, mit einer sanften Lebenswärme und milden Liebe. Haß, Neid und Hochmuth sind unangenehme Empfindungen, was thut ihr damit in eurer Brust, über der sich sobald die Erde schließen wird, die so ruhig eure Narrheiten trägt. Mit einem Wort, seid keine Thoren, falls ihr es nicht etwa doch sein wollt, dann seid ihr wahre Christen, und keine Paradepferde und Schlittengäule mit afterchristlichem Schellengeläute umhängt, und seid im Stande Gott zu lieben, sogar ohne alle Rücksicht auf künftige Belohnung, was der edle, sanfte Fenelon für billig und recht hielt, und ich geringer Theologe mit ihm.

Hierbei erwachte ich und war von der Stunde an demüthig im Herzen, und behielt nur so viel Hochmuth als nöthig ist, die Unarten meiner Mitmenschen von mir abzuwehren. —

Taschenbuch von Frankfurt am Main.

Unter diesem Titel ist bei Hrn. Wilmans dahier ein Führer für Fremde und Einheimische erschienen, der vornemlich in Bezug auf erstere einem lange

gefühlten Bedürfnisse zweckmäßig genug abhilft, wobei nur zu bedauern ist, daß dieser Führer grade den Ausländern, die in der Regel am meisten Verlangen zeigen, alles Denkwürdige unserer Vaterstadt mit eignen Augen kennen zu lernen — wir meinen die Stockbritten, welche höchstens ein wenig Französisch, aber nie Deutsch mit auf die Reise nehmen — vorerst noch unbrauchbar bleibt, bis etwa der thätige Verleger das Büchlein auch in die Sprache des John Bull und Jean Potage überpflanzen läßt.

Im Ganzen kommt uns das Taschenbuch als ein Auszug der inhaltreichen und in der Darstellung meisterhaften Ansichten von Frankfurt vor, welche unsere Stadt dem verehrten Consistorialrath Kirchner verdankt. Deshalb dürfte wohl die Frage gestellt werden, warum der Verfasser nicht auch in Bezug auf manche reizbare Punkte die Milde und Toleranz seines Vorbilds sich zum Muster genommen habe? Dann würden gewiß die an mehreren Stellen sich hervordrängenden Zeichen eines starken Judenhasses besonnerer Ansicht den Platz geräumt haben. Wozu dient dem Fremden die odiose Ausschmückung der Notiz S. 63: „Die Kinder Israels, welche die Stadt, da sie noch in den Lenden ihrer Väter waren, um gutes Geld erkauft hat, wurden 1809 durch den Großherzog zu Bürgern gemacht." — Wie will der Verfasser beweisen, was er S. 152 behauptet, die Juden erfahren hier allenthalben eine zurückstoßende Behandlung? In welches nachtheilige Licht stellt er dadurch die Mehrzahl der Einwohner Frankfurts, als wenn diese nicht aufgeklärt und gerecht genug dächte, jeden nach seinem individuellen Werth ohne Rücksicht auf die religiöse Ueberzeugung zu behandeln. Das Register hat eine Rubrik Judenangst; sie verweist auf S. 45. Sieht man da nach, so findet sich dafür keine weitere Gewähr, als daß 1796 bei dem Bombardement der Stadt alle, die kein Herz gehabt, vornemlich die Juden, aus der Stadt gelaufen seien. Wir zweifeln, ob der Verfasser Zeuge jenes für Frankfurt so traurigen Ereignisses gewesen, sonst würde er wissen, daß wohl im Verhältniß eben so viele Christen als Juden die Stadt mit dem Rücken angesehen, die Hauptmasse der Entwichenen aber nur in Greisen, Weibern und Kindern bestanden; auf jeden Fall ist ein so scurriler als wohlfeiler Witz in einem Führer für Fremde und Einheimische ganz an der unrechten Stelle. Der Nutzen des Büchleins würde wohl überhaupt nicht geringer ausgefallen sein, hätte der Verfasser seiner Laune den Zügel etwas straffer gehalten. Neu war uns die Bemerkung S. 70, „es sei Mode geworden, daß die Mehrzahl der Menschen nimmer den Schmutz von den bekleideten Theilen ihres Leibes abfege." Die Kohl'sche Badeanstalt kann Beschwerde führen, denn es wird irrig angegeben, nur in dem Badehaus am Leonhardsthor seien warme Bäder anzutreffen. (Kirchner II. 88. belehrt eines Bessern.) Die Polizei soll nach S. 71 nicht nur auf die privilegirte, sondern auch auf die unprivilegirte Unzucht ein wachsames Auge haben. Die Frankfurter Kanonen hat — nach S. 28 — der Teufel in Gestalt räuberischer Franzosen geholt! — Das Innere der französisch reformirten Kirche ist sehr elegant. Bei Erwähnung der Sondershausischen Stiftung wird gesagt: „weil die Stifterin von Eisenfressern, Procuratoren und Notarien weidlich ist geärgert worden, so ist den Töchtern solcher Leute die Aufnahme versagt" (die Notiz selbst ist aus Kirchner; bei ihm aber sind Kriegsmänner, nicht Eisenfresser, den Procuratoren und Notarien gesellt). Wen der Stich S. 79 „die Stipendien würden zuweilen auch von Söhnen bemittelter Leute gezogen" trifft, der mag sich's merken. Die Sparcasse zahlt nicht $3\frac{1}{2}$, sondern nur $3\frac{1}{3}$ pCt. Zins von den Einlagen. Bei dem Gymnasium wird der schon von Kirchner beigebrachte Rathsbeschluß von 1521 citirt: „Man soll nach einem redlichen, gelehrten und von Mores geschickten Gesellen trachten, der die jungen Kinder in der Lehre anhalte, und demselben des Jahrs so viel Besoldung als einem Söldner geben, doch dafür einen Söldner minder halten. (Dieser Sold betrug damals 50 fl.) — Der „finstre Pfaffeneifer," der heut zu Tage alles gethan haben muß, hat nach S. 126 auch dem Volk seinen geliebten Hanswurst geraubt. Nach S. 133 fordert man von den Weinreisenden hiesiger Häuser Dreistigkeit, Gewandheit und Unterhaltungsgaben. Auf S. 139 wird irrig behauptet, Engländer brächten die besten Tücher zur Messe. Der Gelehrtenverein soll von Anfang an keinen Mann von Geist und Gemüth ausgeschlossen haben. Bei Belobung der Gasthäuser (S. 166) hat der Verfasser etwas Gunst vorwalten lassen. Vom Vauxhall wird fast zu viel gesagt. Daß man in Niederrad, wie auf den meisten Dörfern um Frankfurt, Bier und Aepfelwein antreffe, ist wohl eine zu minutiöse Notiz. Nach S. 172 sollen Tanzlustige auf dem Riedhofe in einem geschmackvoll verzierten Saale Befriedigung finden. Bekanntlich hat aber die Gastwirthschaft auf dem Riedhof schon seit mehreren Jahren aufgehört und Tanzlustige würden daher vergebens nach dem schönen Saale sich umthun. Wenn das Taschenbuch von Frankfurt auf die Nachwelt kommt — und wer weiß! auch die Bücher haben ja ihre Geschicke! — so nimmt es die Frau Vettern in Bornheim mit hinüber. Bei ihr stellt sich nach S. 174 Dienstags und Freitags ein Theil der feinen Welt ein, um sich an Kuchen zu letzen. Adler und Löwe, die edlen Raubthiere, werden erst nach der Vettern genannt und kommen weit kürzer ab. Es versteht sich, daß auch der Braumannschen Bewirthung in dem „lieben" Hausen preißend gedacht wird.

Räthsel.

Ein Städtchen, an des schönsten Sees Brust
Geschmiegt, erglänzt mein Bild im Wasserspiegel;
Mein Haupt umgürten sanft geschwellte Hügel
Und rings tönt freie frische Lebenslust.

Schalmeyn der Hirten, frohe Winzerlieder,
Sie hallen an den grünen Bergen wider;
Der dunkelblaue Himmel glänzet rein
Und Alpenlüfte wehen kühlend nieder.
Büß' ich das erst' und letzte Zeichen ein,
Dann sehet ihr als Mutter mich von Allen,
Die durch der Erde Nacht zum Lichte wallen.

Auflösung der Charade in Nr. 110.

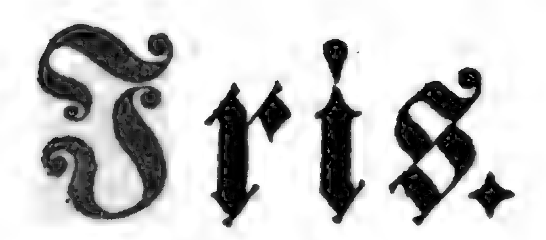
Jungfrau.

Correspondenz-Nachrichten.

Mannheim, 8. Juni 1827.

Halt! rechts die Landstraße! rief ich dem Rossebändiger zu, der die starken Zügel zweier ausgehungerten Lehnrößlein hielt. Ich war an jenen steinernen Wegweiser gekommen, der, als Fuß der dreibeinigten Gerechtigkeit ehemals den armen Sündern den Weg in den Himmel zeigte und nun den reichen Sündern jenen nach Schwetzingen weist. Es war Pfingstmontag; an diesem Tage pflegt Alt und Jung von 8 Stunden in der Runde an diesen Ort zu eilen, um zu sehen, wie die Menschen essen, trinken und im Schloßgarten spazieren gehen. Um den Garten selbst zu sehen, kamen nur wenige und nur Fremde aus größerer Ferne, denn was in einem Umkreise von 10 Stunden um ihn herum wohnt, hat ihn schon sehr oft gesehen, betrachtet und bewundert. Auch ich wollte das Gewühl mit ansehen, denn ob ich gleich kein Freund von lärmenden Gesellschaften bin, und meinen Schiller oder Jean Paul in der Hand lieber beim Pan im dunkeln Haine oder am Tempel der Minerva den Nachtigallen lausche, so habe ich doch auch meine gesellschaftlichen Stunden und sammle mir gerne Erfahrungen im Gewühle froher Menschen. Also rechts! rief ich und rollte die schöne Straße nach jenem Feensitze. Mit mir rollten von Mannheim aus glänzende Equipagen und zweirädrige Karren, Leiterwägen mit 20 und mehreren Personen beladen, und Einspänner, Zeiselwagen mit einem abgetriebenen Pferde und Miethkutschen, so elegant, als wären sie aus einer fürstlichen Remise gezogen. Reiter auf flüchtigen und steifen Rossen galoppirten, und bescheidene Fußgänger mit Regenschirmen, die auch vor der Sonne schützen, bedeckten die Straße. Aus dem vielgestalteten Fuhrwerke guckten blondgelockte und schwarzäugigte Mädchen, ehrenfeste Damen und luftige Stutzer. Alles strömte dem Orte der Freude zu. Wer am Pfingstmontag in Schwetzingen einen Platz für Wagen und Pferde in einem Gasthause sucht, ohne ihn voraus bestellt zu haben, oder sehr früh zu kommen, der giebt sich vergebene Mühe, und eben so schwer ist es, eine Stelle an einer Tafel zu finden. Ich ließ daher, als wir an Ort und Stelle waren, den Kutscher sorgen, wie er unterkomme, und eilte in den Garten. Es ist ein herrlicher Anblick, wenn man durch das Schloßthor tritt, der ferne Blick zwischen Blumenländern und schönen Alleen dichtbelaubter Bäume nach dem überrheinischen Gebirge schweift und unterwegs auf das schöne Farbenspiel stößt, das die große Fontaine und die vielen Blumen um sie herum im Strahle der Sonne bilden. Tausende von Menschen wandeln in den Gängen auf und ab oder bilden einzelne Gruppen, je nachdem sich der Freund zu dem Freunde findet, oder Liebende sich begegnen. Im Haine des Apollo an dem plätschernden Wasserfalle hatte eine Bande Musikanten Posten gefaßt und die tonlustige Welt angezogen, die zum Theile den Ohren, und, um steinerne Tische sitzend, zum Theile dem Gaumen einen Schmauß bereitete. Auch die Minarets wurden bestiegen und die Blicke an der schönen Bergstraße geweidet. Nachdem ich mich müde gelaufen und das Treiben und Drängen in und um die vor dem Schlosse aufgestellten Buden mit Löwen, Affen und dergleichen hinlänglich angesehen hatte, fuhr ich nach Mannheim zurück und traf gerade noch zu rechter Zeit ein, um den Empfang des Sänger **Breiting**, der einige Wochen auf Urlaub war, in der Rolle des **George** in der weißen Frau zu hören. Unstreitig hat Breiting jetzt eine der besten Tenorstimmen in Deutschland, denn einen solchen Klang, solche Kraft, diese Anmuth habe ich noch nirgends von einem Tenoristen gehört. Er kam gerade von München zurück, wo er mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. In der That ist dieser junge 22jährige Sänger eine sehr seltene Erscheinung. Da ich noch einige Tage hier zu verweilen hatte, so besuchte ich am Mittwoch das Sommercasino auf dem Mühlauschlößchen, wo sich Mannheims schöne Jugend aus den gebildeten Ständen im frohen Walzer drehte, und Heiterkeit und muntre Laune gepaart mit strengem Anstand und Sittlichkeit herrschte. Wer nicht tanzen wollte, rauchte sein Pfeifchen unter der Colonnade vor dem Saale, von wo aus man einer herrlichen Ansicht auf den vorüberströmenden Vater Rhein genießt. Die Comödienzettel kündigten für den andern Tag das Schillerische Trauerspiel: **Cabale und Liebe** und Dem. **Urspruch** vom Frankfurter Theater als **Louise** an. In der Hoffnung nach so mancher schlechten, auch einmal eine gute Louise zu sehen, besuchte ich die Vorstellung. Das Stück selbst scheint hier nicht sehr beliebt zu sein, und darum müssen die Rollen sehr gut besetzt werden, wenn es Effect machen soll. Anfänglich wollte Dem. Urspruch, die übrigens richtig sprach und den Character ihrer Rolle sehr gut aufgefaßt hatte, nicht recht anregen; das Geigermädchen schwebte etwas zu hoch und wirklich fand ich auch die ruhigen Scenen mit zu vielem Pathos in Stimme und Haltung vorgetragen; dagegen riß sie in der Scene mit Wurm im 3ten Acte, in jener bei der Lady und in dem letzten Acte die Zuschauer zum lebhaftesten Beifalle hin, der ihr, so wie dem **Ferdinand**, Hrn. **Löwe**, und der **Lady**, Frau v. **Busch** schallend zu Theil wurde. Dem. Urspruch wird noch drei Gastrollen geben: **Lisli**, **Victorin** und **Jungfrau von Orleans**.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 116. Dienstag, 12. Juni 1827.

Der Gang der Zeit.

Träumend an den Brüsten der Natur
Lag der Mensch mit kindlichem Entzücken:
In der Dichtung schönem Schleyer nur
Zeigt die öde Welt sich seinen Blicken,
Und in bunter Fantasieen Schimmer
Malt ein Eden sich sein trunkner Blick;
Und es tritt die ernste Wahrheit nimmer,
Als in heil'rer Maske vor ihn hin.

Doch es wuchs die rohere Begier
Bald dem Menschen mit den schnellen Jahren
Und er konnte nicht der Jugend Zier,
Nicht des Herzens Kindheit sich bewahren.
Da verzerrten sich der Schönheit Züge
Vor der rohen Leidenschaften Wuth,
Und der Wahrheit Maske ward zur Lüge,
Vesta's Feuer ward zur wilden Gluth.

Sieh! da tritt zum heil'gen Kampf heran
Jesus Christus muthig in die Schranken,
Und dem wahren Glauben wich der Wahn
Und der alten Götter Tempel sanken.
Es verschwand das Dunkel vor der Klarheit,
Christus endet siegend seinen Lauf,
Und als starke Säule ew'ger Wahrheit
Pflanzet nun der Mensch das Kreuz sich auf.

Aber ach! der Jugend Poesie
Schwand auch vor dem strengen Ernst des Lebens,
Nur im innern Herzen wohnet sie,
Außen suchest du sie jetzt vergebens.
Denn noch dauert unser Kampf auf Erden,
Ueber's Leben herrscht die kalte Pflicht,
Aber daß wir endlich siegen werden,
Daran zweifelt unser Glaube nicht.

Wenn auch Nebel noch den Blick begränzt,
Und die Götzen, die zum Gott sich lügen,
Oft ein falscher Schimmer noch umglänzt,
Unsre Hoffnung kann uns nicht betrügen,
Und schon sehen wir in voller Klarheit
Sich die Welt verjüngen und erneu'n
Und es wird, im Bunde mit der Wahrheit,
Sich der Mensch der reinern Schönheit freu'n.

Darmstadt. X.

Byroniana.

Sammler von Zügen aus dem Leben großer Männer machen sich um die Nachwelt verdient. Zwar ist Boswell wegen seiner Anecdoten von Johnson von Manchem verlacht worden; was würden wir aber nicht für ein Werk über Shakspeare geben, das uns mit größter Ausführlichkeit sein Privatleben schilderte und was er in der Unterhaltung gesprochen, aufbewahrte? Mit den schon so oft angekündigten Memoiren Thomas Moore's über Lord Byron geht es wie mit Scotts Napoleon: sie lassen über Gebühr lange auf sich warten. Um so angenehmer sind wohl den Lesern nachstehende Mittheilungen von Hrn. Hood.

Als ich Lord Byron zuerst sah, saß er in einem Zimmer hinter der Bühne von Drurylanetheater am Kamin. So Viele mag es wohl geben, die sich des großen Dichters nicht mehr erinnern oder ihn nie kannten, daß ein genauerer Bericht als irgend einer, der bis jetzt erschienen ist, über seine Art sich zu kleiden, und über seine Person überhaupt vielleicht nicht ohne Interesse dürfte gelesen werden. Die Figur des Lord Byron war über mittle Größe; gerade aufgerichtet und wohl proportionirt, mit Ausnahme eines seiner Füße, der etwas abgekürzt war, was machte, daß er in diesem Gliede keine Schnellkraft besaß und ihn nöthigte, des Beines auf eine Weise, als sei es ein hölzernes, sich zu bedienen. In seinem

Gesichte drückte sich mehr Stolz als irgend sonst eine Eigenschaft aus. Er hatte fast gar keine Farbe. Sein Haar war dunkelbraun und gelockt und mit etwas wohlriechendem Oele eingerieben. Er trug wenig Bart, seine Augen waren lichtgrau und rollten in ihrer Augenhöhle auf eine höchst eigenthümliche Weise, als ob sie die Stellung der Personen, mit denen er sprach, überblickten. An seiner Kleidung war sein Halstuch das merkwürdigste Stück. Es bestand aus einem schmalen Streifen von weißem Sarsinet, und der Hemdekragen war über dasselbe heruntergeschlagen. Ich möchte fast vermuthen, daß er ein wenig eitel auf die Schönheit seines Halses war. Im Uebrigen trug er einen langen braunen oder schwarzen Ueberrock und des Morgens und überhaupt gewöhnlich sehr weite weiße Beinkleider mit einem breiten Steigriemen unter dem Fuße. Der Grund hievon mag wohl der gewesen sein, so viel als immer möglich das verstümmelte Glied zu verbergen. Er hatte eine schöne goldene Uhr und eine reiche Kette und Petschafte von demselben Metalle. Diese waren am dritten Knopfe seiner Weste angehäkelt und hingen in einem Halbzirkel herab: wenn ihn irgend etwas reizte, schmeichelte oder beunruhigte (und dies fiel gemeiniglich im Verlaufe eines Abends wohl zwölf und mehrere Male vor), pflegte er mit Heftigkeit den Uhrschlüssel umherzudrehen.

Ich speiste mit Lord Byron bei Hrn. Murray in Albemarle Straße. Hr. John Malcolm und zwei andere Gentlemen, deren Namen mir entfallen sind, machten die Gesellschaft aus. Lord Byron hatte damals die Idee, Persien besuchen zu wollen und frug Hrn. Malcolm, was er thun müßte, um sich zu dieser Reise zu equipiren. Das erste, was sie thun müssen, sagte dieser, ist, ihre Knöpfe abzuschneiden; (er trug an jenem Abende einen blauen Rock mit vergoldeten Knöpfen.) — Meine Knöpfe! ich bitte Sie, weshalb? — Weshalb? um Ihr Leben zu schützen; einen mit Zeug überzogenen Knopf mögen Sie in Persien immerhin gerne tragen, aber vergoldetes Metall würde verursachen, daß man Ihnen auflauerte und Sie ermordete. Die Versuchung ist zu groß. — Vielleicht waren diese wenigen Worte schuld, daß der Dichter seinen Plan aufgab. Ich bemerkte, daß er bei diesem Mittagsessen nichts als Steinbutte aß, wozu er eine ansehnliche Quantität Essig als Sauce goß. Er war lebhaft und scherzhaft in seiner Unterhaltung, jedoch mit einem leisen Anflug von Sarcasmus. Im Verlauf des Gesprächs brachte ich die Rede auf das Drama vom Mädchen und der Elster, das grade damals durch die Talente der Miß Kelly großes Aufsehen erregte und sehr in Aufnahme gekommen war. Er äußerte, daß er nicht viel davon halte. Nein? o gewiß, sagte ich, es ist doch eine sehr interessante Geschichte. — Ich denke nicht so, erwiederte der Lord. Setzen Sie sich einzig nur einmal selbst in die Lage dieses unglücklichen Mädchens, fuhr ich fort. Ich kann es nicht, antwortete er; ich war all mein Lebelang nicht unschuldig an dem Stehlen eines silbernen Löffels.

Nach dem Caffee stand Lord Byron beim Feuer, den Ellenbogen auf den Kaminsimms und seinen Kopf auf die Hand stützend. Ich trat in seine Nähe und bemerkte, daß es mir aufgefallen, welch ein kärgliches Mittagsmahl er eingenommen hätte; da sagte er: Dieß ist auch blos geschehen, um meinen Hunger zu stillen; fett sein, ist eine öligte Wassersucht. Ich fragte ihn nun, was er damit sagen wolle, worauf er mir antwortete: Ich will mager sein; ohne das ist nichts zu machen; kein Mann von Genie war jemals fett. Ich führte dagegen Samuel Johnson, Beattie und Gibbon an. Gelehrte Männer, erwiederte er, und vielleicht Männer von Talent, aber nicht von Genie. Ich sagte dann: Was sagen Sie zu David Hume! und lächelnd gegenredete er:

„The fattest hog in Epicurus' stye.“

Als ich zu Harrow auf der Schule war, fuhr Lord Byron fort, rings um sich blickend und in leiserem Tone sprechend, war ich so fett, wie ein Lord Sligo. Später entschloß ich mich, mich von dieser lästigen Gebrechlichkeit zu befreien. Demzufolge verschaffte ich mir, als ich die Schule verlassen und in der Hauptstadt eingetroffen war, einige Kleidungen von Flanell und hüllte mich von Kopf bis zu den Füßen damit ein. So gekleidet, stellte ich mich an das Pförtchen, während meine Bedienten zwei auch drei Stunden lang täglich Ballon mit mir spielen mußten. Wohl, und gelang Ihnen Ihr Plan? — Zum Theil, nicht ganz. Ich gerieth zwar dadurch in bedeutende Transspiration, wurde aber doch nicht magerer, wie ich es erwartet hatte. Sie haben gesehen, was ich heute zu Mittag gegessen habe. Nun wohl, heute ist Sonnabend, und ich werde nun vor Montag nicht wieder essen. — In der That! aber wie, wo ist denn Ihre Mittagsmahlzeit vom Sonntag? — Hier in meiner Tasche. So sprechend zog er aus seiner Westentasche eine Schnupftabacksdose, und zeigte mir, indem er diese öffnete, mehrere in ihr enthaltene Stücken einer schwarzen Substanz, von welcher ich weder die Qualität noch den Gebrauch errathen konnte. — Dieß ist, fuhr Lord Byron fort, ein Präparat von Taback. Morgen werde ich etwas grünen Thee zum Frühstück trinken und um 5 Uhr kaue ich drei von diesen Stücken als Mittagsessen. Sie werden die gastrischen Säfte des Magens absorbiren und das Gefühl von Hunger abwenden. Ich habe Ihnen erzählt, wie fett ich zu Harrow war; reichen Sie mir einmal Ihre Hand; was denken Sie nun von mir? So sagend führte er meine Hand an seiner linken Seite herab. Ich kann jede Rippe an ihrem Körper zählen. — In der That! es freut mich sehr, dieß von Ihnen zu hören. —

Wer, so wie ich, den Lord Byron und Frau von Stael in derselben Gesellschaft gesehen hat, der hat ein Gestirn zu viel erblickt. Die Lady war eine Freundin des Vorlesens, und der Lord ließ sich nie zu dieser Beschäftigung herab: lieber blieb er schweigend. Frau von

Stael war von Miß Lydia, dem lebendigen Echo ihrer Gefühle, begleitet. Ich habe mich nie in der Mathematik zurecht finden können, sagte Frau von Stael. — Eben so wenig ich, sagte Lydia; ich habe selbst nie das Ein mal Eins lernen können. — Nein, so weit konnte ich nicht kommen, erwiederte Frau von Stael; und Lord Byron murmelte: Schön gegeben!

Jack Johnstone sprach eines Abends von einem von der Schauspielergesellschaft (Thespian fraternity), der, wie er sich ausdrückte, dem Teufel selbst in die Klauen gerathen sei. Was, ist er verheirathet? fragte Lord Byron. Schlimmer, Mylord. — In der That, sagte der Pair, kann es etwas Schlimmeres geben (can there be a pejority)? Das Wort steht nicht im Wörterbuch, aber ich denke es sollte wohl drin sein. —

Die Conciergerie zu Paris

nach Ouvrards Memoiren.

Nachdem ich den Raum, den man den Garten des Pallastes nennt, durchgangen hatte, wo sich die Klingel befindet, durch welche man den Aufsehern sein Kommen kund thut, wurde ich in die Kapelle geführt, die ich ihrer ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben und sehr angemessen restaurirt und verziert fand. In der Tiefe, hinter dem Altar, hatte man eine Verbindung mit den Kerkern der Königin und der Prinzessin Elisabeth eröffnet, die nun in gewisser Art eine zweite untere Kapelle von einem recht schönen Effect bildet, wo eine sogenannte ewige Lampe brennt. Das Büßungs- oder Versöhnungs-Monument ist von sehr gutem Geschmack; aus der darauf befindlichen Inschrift ersieht man, daß es seine Erbauung dem Herzog Decazes verdankt. Inzwischen theile ich in dieser Hinsicht die Meinung aller Fremden, besonders der Engländer, die häufig diese historisch merkwürdigen Orte besuchen, und würde, wie sie, vorziehen, daß die Wände, statt mit Marmor bekleidet und mit Gemälden bedeckt zu sein, wie die des Zimmers Carls I., ganz in dem Zustande der Zeit geblieben wären, die diesem Orte eine so traurige Celebrität gegeben hat. Indem ich die Kapelle verließ, fand ich den abscheulichen Gang nicht mehr, (den der Verfasser 1793 gesehen hatte) ein schreckliches Bild der Mündung des Tartarus der Alten, sondern eine breite luftige Gallerie, in welcher große, lichte Fenster die dunkeln Lampen ersetzt hatten. Man sieht mit Vergnügen besondere Sprachzimmer für beide Geschlechter an der Stelle von verpesteten Kerkern, deren einer Robespierre aufgenommen hatte, als er, auf dem Stadthause in demselben Augenblicke überwältigt, wo er Frankreich ganz unterworfen zu haben glaubte, nun seinerseits, in einer langen Agonie, die Stunde der Hinrichtung erwartete. In der Tiefe dieser Gallerie ist das Zimmer, das seit Louvel den zur Todesstrafe Verdammten zum Aufenthalt dient. Drei Oeffnungen sind darin angebracht, so daß die kleinsten Bewegungen des Gefangenen den Bewachenden, deren Posten ganz nahe dabei ist, nicht entgehen können. Es ist mit einer Gitterthür verschlossen, an welcher innerhalb eine Schildwache steht. Man zeigte mir in der Mitte der Gallerie die zwei Thüren, die ehemals zu den Kerkern der beiden königlichen Opfer führten, und die als ein historisches Monument erhalten worden sind. Am andern Ende der Gallerie erblickt man ein eisernes Gitter, durch welches die Communicationen zwischen dem Gefängniß, der Gerichtskanzlei und der Hauptthür statt finden. Nahe dabei ist ein neuerlich gedieltes und verziertes Gemach, welches den Rechtsbeiständen der Angeklagten zum Conferenzsaal dient. Die Communicationen der Advokaten mit ihren Clienten in diesem Zimmer sind bequem und geheim. Auf der andern Seite am Eingange des Corridors ist ein gewölbtes und feuchtes Gemach, wo, gegen den Gebrauch, Herr de la Valette verwahrt wurde, den die edle Anhänglichkeit seiner Frau zum Gegenstande der Neugierde gemacht hat. Endlich kömmt man in einen großen viereckigen Raum, der zum Vorhaus oder zur Hausflur dient und mit der Wohnung des Directors und der Kanzlei in Verbindung steht, über deren Thür ein Brustbild des Königs aufgestellt ist. Dieser ehemals sehr enge und nur durch den schwachen Schimmer einer Lampe erleuchtete Raum würde, obgleich jetzt sehr vergrößert, und heller mittelst zweckmäßig angebrachter Fenster, immer noch durch die schreckliche Inschrift, welche Dante über die Thür der Hölle setzte, angemessen decorirt sein. Hier ist es, wo die Verurtheilten aller Zeiten erfahren haben, daß sie auf menschliche Hoffnungen verzichten müßten; hier ist der Scheidepunkt für die Ewigkeit. Ein Ofen, der in der Mitte steht, dient dem Scharfrichter dazu, seine Instrumente für die letzte Toilette der Verdammten abzulegen. Diese Vorrichtung, diese Instrumente, ihr Gebrauch — alles macht diesen Ofen zu einer Art Meilenzeiger, von wo aus der Unglückliche die Reise antritt, die ihn vor dem höchsten Richter erscheinen läßt. Man fühlt sich immer von einem unwillkührlichen Schauder ergriffen, wenn man durch diesen Saal geht. Voltaire erzählt, daß er jedes Jahr am Tage der Bluthochzeit (24. Aug.) regelmäßig einen Fieberanfall empfand. Ich bekenne, daß ich nicht einmal von meinem Zimmer nach der Gerichtskanzlei ging, ohne traurig zu werden; und dieses Gefühl theilen alle diesen Ort Besuchende bald, wenn sie sich unter Gefangenen sehen, welche eingeschrieben zu werden erwarten und solchen, die in ihre Kerker zurückkehren, nachdem sie in der Kanzlei ihren Anklageact erhalten.

Correspondenz-Nachrichten.

Mannheim, 9. Juni 1827.

Das Großherzogthum Baden sieht einem Feste entgegen, das, an und für sich schon selten, noch rührender

wird, wenn man den Gegenstand selbst betrachtet, der es erzeugt. Auf den 21. Juni fällt das 50jährige Dienstjubiläum unsers Oberhofgerichtspräsidenten Frhrn. v. Drais, eines Mannes, der, oberster Richter der Gesetze, als Bürger, Staatsmann, Gelehrter, Gatte und Vater gleich achtungswerth ist, und sich das Vertrauen, die Liebe seines Regenten und des ganzen Volkes und die Verehrung des Auslandes zu erwerben wußte. Aus einer sehr geachteten Familie entsprossen, kam er nach zu Altdorf und Erlangen vollendeten Studien und nachdem er zu Wien die Verfassung und den Proceßgang des kaiserlichen Reichshofrathes hatte kennen lernen, am 21. Juni 1777 als Regierungsassessor zu Carlsruhe in die Dienste des Nestors der deutschen Fürsten, Carl Friedrichs, der durch diese Wahl, wie es die Folge zeigte, seinem Volke eine neue Wohlthat erzeigte. Bis zum Jahr 1789 zeichnete sich Hr. v. Drais als Rath im Justiz- und administrativen Hofrathscollegium und vorzüglich als Regierungs-Deputirter in der für die Residenzstadt Carlsruhe neuerrichteten Polizeideputation aus. In diesem Jahre wurde er Obervogt zu Kirchberg, verlor aber diesen Posten durch die französische Eroberung des linken Rheinufers, und zog sich zur Heilung siebenjähriger Nervenleiden nach Durlach zurück, wo er drei Jahre privatisirte, seine Gesundheit wieder herstellte, und zum erstenmale 1796 bei Gelegenheit des Regierungsjubiläums Carl Friedrichs als Schriftsteller auftrat mit „Beiträgen zur Culturgeschichte und Statistik von Baden unter Carl Friedrich.“ Auch erschien zu jener Zeit ein sehr geschätztes Werk: Diatophilus, worin er seine glücklich überwundenen Uebel entwickelte und eine Seelendiätetik beifügte, die für die Physiologie von hohem Interesse ist. Während des Rastadter Congresses bekleidete er die unter jenen Umständen so schwierige Stelle eines Polizeidirectors, und erwarb sich allgemeine Anerkennung seiner vortrefflichen Dienstführung. Was er, zum Polizeidirector und geheimen Regierungsrathe in Carlsruhe ernannt, leistete, lebt noch immer nicht nur im ehrenden Andenken der Einwohner der Residenz, sondern auch die von ihm theils gestifteten, theils verbesserten Anstalten und Institute, für Kur und Verpflegung erkrankter Handwerksgesellen, gute Beleuchtung und Reinlichkeit der Straßen, Unterdrückung des Bettelns und des wuchernden Zunftzwanges, sprechen laut zu seinem Lobe. Und neben diesen Amtsgeschäften opferte er auch noch den Musen, indem er damals Betrachtungen über die Fortschritte der menschlichen Cultur niederschrieb, als Noten zu seinem Gedicht an die Wahrheit. Gleichzeitig erschien sein Entwurf einer Censurverordnung für Deutsche, die neben vernünftig liberalen Ansichten eine Abschweifung auf eine ersprießliche Anstalt neben der Censur enthält, deren Zweckmäßigkeit sogleich auffällt. Diesen Entwurf arbeitete der Verfasser später 1819 aus, und legte ihn gedruckt unter dem Titel: Materialien über die Preßfreiheit der Deutschen, dem hohen Bundestag vor, in dessen Protocolle dieser Schrift so wie der Geschichte Carl Friedrichs, vom nemlichen Verfasser, rühmliche und ausgezeichnete Erwähnung geschieht. Frhr. v. Drais wurde im Jahr 1803 zum Hofgerichtspräsidenten in Rastadt ernannt und die Acten dieses Gerichts, so wie die „Geschichte der Badischen Gerichtshöfe“ beweisen seinen ersprieslichen Einfluß auf die Rechtspflege. In seiner Stelle als wirklicher Geheimerath und erster Hofcommissär erwarb er sich durch sein rechtliches, biederes, gerades und kluges Benehmen bei der Besitzergreifung der Ortenau und des Breisgaues den Orden der Treue und die Stelle des Präsidenten am Oberhofgerichte. Seit dem Jahre 1808 steht er als Oberhofrichter dem obersten Gerichtshofe des Landes, das ihm viele treffliche Einwirkungen verdankt, mit einer Würde vor, die ihm nicht nur volle Achtung, sondern auch die Liebe aller Herzen gewinnt. Streng auf die Handhabung der Gesetze wachend, keinen Fuß breit von dem weichend, was Recht ist, weiß er Milde und Sanftmuth im Benehmen mit der oft hart treffenden Schärfe des Richterschwertes zu verbinden. Nie fragt er, wer streitet, sondern nur mit welchen Gründen gestritten wird; er mildert, wo es die Gesetze nur immer gestatten, und kann er nicht helfen, so weiß er doch zu trösten; die Armen, die Unterdrückten haben an ihm einen Vater, einen Wohlthäter; er will das Gute, er will es unter allen Umständen; nicht am Alten hängend, verwirft er das Neue nur da, wo es schlechter ist als das Alte. So besitzt nun Baden schon 50 Jahre in diesem Manne einen Schatz, auf den es stolz sein darf. Ihn achtet sein Fürst, ihn ehrt das Volk, ihn lieben alle jene, die nur seinen Namen kennen. Als er vor drei Jahren an dem grauen Staar litt, und in seinem 69sten Lebensjahre dessen Operation glücklich überstand, war die Menge der täglichen Nachfragen nach seinem Befinden kaum zu beantworten, und Deputationen wurden mit Glückwünschen zu seiner Heilung an ihn gesendet. Möge er noch lange dem Rechte zum Schutze, dem obersten Gerichtshofe zur Zierde, den Wissenschaften zum Ruhme, dem Lande zur Ehre erhalten werden!

Außer den bereits genannten Schriften verdienen noch einer besondern Erwähnung jene über die Heimathlosen, über die Entscheidungskraft der Formalien in Rechtssachen, über die Definition der Polizei, über den Beizug der Besoldungen zu außerordentlichen Staatslasten, über den badischen Besitz der Rheinpfalz und des Breisganes, so wie über die Integrität des Großherzogthums und das Erbfolgerecht von Carl Friedrichs jüngerer Linie, seine Betrachtungen eines Oberbeamten am Rheine über die französischen Emigranten in Deutschland, so wie mehrere Abhandlungen, welche sich in den geachtetsten Monatsschriften finden.

S.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 117. Mittwoch, 13. Juni 1827.

In der Neujahrsnacht.

(Vom Grafen v. Platen.)

Seele der Welt, kommst du als Hauch in die Brust des
Menschengeschlechts, und gebierst ewigen Wohllaut?
Große Bilder entstehn und große
Worte beklemmen das Herz.

Blende mich nicht, willige Kraft, wie ein Traumbild
Blende mich nicht! O und ihr, ziehet umsonst nicht
Meine sorgende Stirn vorüber,
Wandelnde Strahlen des Lichts!

Liebend bisher leitetet ihr, und ich folgte;
Hinter mir ließ ich, was nicht euer Geschenk war:
Jeden irdischen Glanz und jede
Stille des häuslichen Glücks.

Immer nach euch klimmt' ich empor, und es rollt mir,
Was ich errang, wie der Kies, unter den Füßen
Weg, ich blicke zurück nicht,
Klimme nur weiter empor!

Irrt' ich? Es sei. Aber wie sehr des Verständ'gen
Tadel mich traf, so gewiß (fühl' es, o Tadler!)
War ich strenge mir selbst, so weit es
Stürmische Jugend vermag.

Habt ihr umsonst, Sterne, mich jezt an der Vorzeit
Reste geführt, und gestählt Augen und Herz mir?
Lehrt mich größere Schritte, lehrt mich
Einen gewaltigen Gang!

Gehet hinfort leuchtender auf, und ein Flämmchen
Wehe von euch, an des Haars Locke sich schmiegend,
Sanft herab und erwärme lieblich
Jeden Gedanken des Haupts!

Wie man unter dem Ministerium des Marquis von Pombal vergessen werden konnte.

Zu Angra auf der Insel Terceira wohnte ein glücklicher, fleißiger Colonist, der sich und seine Familie — er hatte zwei Söhne und zwei Töchter — trefflich fortbrachte, vergnügt und still lebte, der Kirche die Zehnten, dem König die Taxen richtig bezahlte, ein frommer, guter Mann, der bis 1770 nichts zu fürchten und nichts zu wünschen hatte.

In diesem Jahr kam eine königliche Fregatte von Lissabon nach Angra und ungefähr acht Tage nachher ließ der Generalgouverneur jenen glücklichen Hausvater und Colonisten kommen und erklärte ihm unter den schmeichelhaftesten Versicherungen, daß es dem Marquis von Pombal nicht unbekannt geblieben sei, welche Fähigkeiten und Talente er bisher gezeigt habe. Pombal war ein Cousin des Generalgouverneurs. Zugleich erfolgte denn der Auftrag im Namen des Ministeriums, er sollte einen Theil der Direction bei einer neuen Manufactur übernehmen, die zu Lissabon errichtet werden sollte.

Es war dem Alten leicht, sich zu entschuldigen. Schon allein seine Jahre waren gegen eine solche Veränderung. Er war ein schwerer langsamer Mann. Zu Angra hatte er seine ganze Familie um sich, dort waren alle seine Verbindungen; Portugal aber kannte er gar nicht; er war noch nie daselbst gewesen. Zwar hatte er

in jüngern Jahren einige Kenntniß von Manufacturen der Art gehabt, bei welchen er nun gebraucht werden sollte; aber längst doch alle Ideen, Kenntnisse dieser Art fortzusetzen, aufgegeben; es mußten sich also leicht viel tüchtigere finden, als er war. Er trug demnach dem Generalgouverneur das alles vor, und war voll Hoffnung, daß selbst auch er diese Beweggründe gültig finden werde, einen solchen Antrag abzulehnen.

Der Gouverneur versicherte auch, es thue ihm leid, daß der gute Alte so vielfache Gründe für seine Weigerung habe. „Jeder muß unstreitig," setzte er hinzu, „seine eigene Lage am besten kennen. Ich habe unterdeß meine Schuldigkeit gethan, und den vom Minister erhaltenen Auftrag vollzogen."

Ungefähr zehn Tage nachher gerade um die Zeit, da das Schiff nach Lissabon segeln wollte, ging der gute Alte des Morgens frühe aus, seine gewöhnlichen Geschäfte zu besorgen. Ein Sergeant mit zwölf Soldaten begegnete ihm auf der Straße, nahm ihn sogleich als im Namen des Königs gefangen, führte ihn nach der Küste hin, brachte ihn in eine Barke, die schon daselbst wartete, und die kaum noch der schon abgegangenen Fregatte nacheilen konnte, um ihn noch auf diese zu bringen.

Es war Mittag, die Essenszeit kam, die ganze Familie wartete auf den Vater; man schickte aufs Feld aus, man schickte in alle benachbarte Häuser, in die er öfters zu kommen pflegte; das ganze Haus war voll Schrecken, die Mutter bekam Anfälle, die für ihr Leben fürchten ließen; nirgends her war Nachricht zu erhalten. Man erinnerte sich endlich, daß ihn der Gouverneur habe rufen lassen; der älteste Sohn eilte also hin nach dem Pallaste desselben, und traf daselbst einen Untersecretär an, mit dem er schon vorher einige Bekanntschaft gehabt hatte. „Ich kann Ihnen eine gute Nachricht geben," sagte dieser; „Ihr Vater ist heute frühe mit einer Fregatte nach Lissabon abgegangen. Man hat zu Lissabon seine guten Fähigkeiten und seinen Character kennen gelernt, ihn deßhalb auch an die Spitze einer neuerrichteten Manufactur gesetzt; und das alles geschah durch die Direction Sr. Excellenz des Herrn Generalgouverneurs. Sein Sie ruhig, Sie werden gewiß, so bald ordentlicher Weise Nachrichten aus Lissabon kommen können, von seinem guten und glücklichen Wohlbefinden hören."

Das war Trost und Schrecken zugleich für die Familie! Doch hier half nichts als Geduld, das Lärmenmachen hätte die Sache nur verschlimmert. Sobald doch anderwärtige Nachrichten von der Ankunft der Fregatte zu Lissabon nach Terceira kamen, so mußten auch traurige oder frohe Nachrichten von dem Befinden des guten alten Vaters kommen.

Jene Nachrichten kamen auch endlich, aber keine Nachricht vom Vater mit ihnen, noch weniger eigene Briefe des Vaters. Die Familie ließ also mehrere ihrer Freunde und Bekannte an ihre Freunde und Bekannte nach Lissabon schreiben, um genaueste Erkundigungen deßhalb einzuziehen. Auf alle diese Briefe kam zu rechter Zeit die Antwort, die bewußte Person sei zuverlässig mit der bemerkten Fregatte in Lissabon angekommen, als Gefangener an's Land gebracht worden; aber wohin weiter? — sei durch alle möglichen Erforschungen nicht zu erfragen gewesen. In irgend eines der öffentlichen Gefängnisse, zu welchen man Zutritt haben könne, sei er gewiß nicht gebracht worden, denn hier habe man sorgfältig nachgesehen. Er müsse in eines der vielen Staatsgefängnisse gebracht worden sein, die sich in Lissabon oder in der Nähe von Lissabon befinden. Allein ohne besondere Erlaubniß des Staatsministers sei hier kein Zutritt gestattet.

Fast achtzehn Monate lang wartete und harrte die ganze Familie, ob nicht weitere Nachrichten erfolgen würden. Was sollten sie thun die Unglücklichen! sie hatten den Vater verloren. Der älteste Sohn entschloß sich endlich. Plantage nebst allem Zugehörigen wurde um einen geringen Preis an einen Nachbar verkauft, dem die nächste anstoßende Länderei gehörte, und der ungefähr vierzehn Monate vorher mit einer schönen Frau von Lissabon gekommen war. Ein Theil des Geldes wurde verwandt, um der Mutter und den Schwestern Plätze zu verschaffen in einer Pensionsanstalt zu Angra; der jüngere Sohn wurde Noviz in einem Antoniter Kloster daselbst, und mit der übrigen Summe ging der älteste Sohn nach Lissabon, seinen Vater zu suchen.

Kaum war er daselbst angekommen, so erfuhr er, eben dieselbe Fregatte, die seinen Vater nach Lissabon gebracht habe, sei erst vor vier Wochen nach Brasilien abgegangen, wo sie 3 Jahre lang stationiren werde. Der arme Sohn zog nun Rechtsgelehrte zu Rath, ließ den Fall aufsetzen, überreichte dem Premierminister eine Supplik, und Pombal befahl darauf auch wirklich, daß man bei dem Capitain der Fregatte Nachricht einziehen sollte, ob sich die im Memorial angeführten Umstände wirklich so verhielten. Allein der Capitain war in Brasilien; es waren also keine Nachrichten einzuziehen. Der unglückliche Sohn gab eine neue Supplik nach der andern ein; allein auf keine erfolgte Antwort. Es mußte ausgeharrt werden, bis die Fregatte aus Brasilien zurückkam, die fast vier Jahre lang abwesend blieb. Unterdeß starb die Mutter aus Kummer; die Töchter gingen nach Lissabon zu ihrem Bruder, der sich inzwischen daselbst mit der Tochter eines Canzellisten bei dem Kriegsdepartement vermählt hatte. Auch seines Schwiegervaters Bemühungen, ihn bei seinen Nachforschungen zu unterstützen, waren vergeblich.

Endlich kam sie an aus Brasilien die längst gewünschte Fregatte. Allein in der langen Zwischenzeit war der Capitain gestorben, der erste Lieutenant aber erinnerte sich noch bestimmt aller Umstände, fand und zeigte noch das Recepisse, das der Capitain erhalten hatte, da er seinen Gefangenen an einen der Subalternen des Staatssecretariats, Luiz Carrilho de St. Payo, abgeliefert hatte. Nun war aber unglücklicherweise gerad dieser nicht da; er war das Jahr vorher nach Angora als Untersecretair des dortigen Vicekönigs abgegangen.

Man übergab dem Minister neue Suppliken, aber keine Antwort erfolgte. Wahrscheinlich sah der Minister die Suppliken gar nicht. Alle Welt in Lissabon war damals mit nichts beschäftigt, als mit der neu aufzurichtenden Statue des Königs, und bald nachher mit dem Proceß und der Verbrennung des armen Italiäners, Johann Baptista Pelle, der einer Verschwörung gegen das Leben des Ministers beschuldigt worden.

Nun fingen endlich aber auch die Unpäßlichkeiten des Königs an gefährlicher zu werden, und der Minister, der dem Ende seiner Gewalt entgegen sah, nahm einen vertrauten Mann nebst vier Schreibern als Assistenten, um alle uneröffnete Briefschaften, die er nicht Zeit gehabt hatte zu lesen, zu eröffnen, zu untersuchen und sie alsdenn zu verbrennen. Man versichert, es seien ihrer über zehn tausend gewesen. Sie lagen in seinem Bibliothekzimmer und in ein paar daran stoßenden Zimmern haufenweise auf der Erde; Briefe aller Art. Einige von größter Wichtigkeit; viele unbedeutend; manche ohne Namen; einige voll aufrührerischer Bosheit; eine sehr große Menge von Nachrichten der Spionen aller Art, die der Minister überall gebraucht hatte, und die in ihren Relationen stets den reinsten Eifer für den königlichen Dienst und alle mögliche persönliche Ergebenheit gegen Seine Excellenz den Herrn Minister versicherten.

Unter anderen nun, die bei Untersuchung dieser Briefschaften gebraucht wurden, war auch der Schwiegervater des unglücklichen jungen Mannes. Dem fiel glücklicher Weise in die Hände das Schreiben des Generalgouverneurs an Pombal, das damals mitgegeben wurde, als der arme Mann nach Lissabon gefangen gebracht worden. Es war noch unentsiegelt; ein sicherer Beweis, daß Pombal von der Transportirung des guten Alten nichts gewußt hatte. Das Schreiben lautete folgendermaßen:

Euer Excellenz gnädigen Befehlen gemäß, ließ ich den Johann Simoens da Sylva Delgado rufen, und machte ihm Euer Excellenz gnädige Absichten bekannt, in Beziehung auf die Direction der von Euer Excellenz gedachten Manufactur. Da er sich wegen Uebernahme derselben entschuldigte, so ließ ich ihn, Dero weiteren Instructionen gemäß, arretiren und an Bord der nach Lissabon gehenden Fregatte bringen. Der Capitain dieser Fregatte wird ihn also zu weiteren Befehlen Euer Excellenz überliefern.

Die schreckliche Entdeckung war also gemacht, und da den 23. Febr. 1777 der König starb, so übergab der älteste Sohn des unglücklichen, so lange vergessenen Mannes der neuen Königin sogleich eine Bittschrift, in welcher der Fall seines Vaters vollständig erzählt war. Noch ehe auf diese besondere Supplik resolvirt wurde, erging schon der Generalbefehl, daß alle Staatsgefangene oder wer sonst in Privatgefängnissen sitze, freigelassen werden sollten. Der Sohn lief also sogleich überall umher, um in allen möglichen Plätzen dieser Art seinen Vater zu suchen.

Er suchte an zwei, drei, vier Orten, wo er möglicher Weise eingesperrt sein konnte, und fand seinen Vater nirgends. Er lief weiter, den Tajo hinüber, nach den entfernteren Gefängnissen, und kam da gerade an, als man seinen Vater aus einem Gefängnißloch hervorzog. Gottlob lebendig! Aber ach, wie lebendig! Der Sohn erkannte den Vater nicht mehr. Der große, starke Mann war zusammengeschrumpft auf die Hälfte seiner ehemaligen Statur. Sieben Jahre lang war er in diesem Loche gesteckt. Er konnte kein Bein mehr ausstrecken, er konnte nicht gehen, er hatte sein Gesicht fast verloren; drei Tage nachher wurde er ganz blind.

Nun enthüllte sich endlich auch das ganze Geheimniß, daß der Bruder des Marquis von Pombal der Urheber der ganzen abscheulichen Geschichte war. Dieser Bösewicht hatte eine natürliche Tochter, die zugleich seine Maitresse war, bis er zuletzt Gelegenheit fand, sie an einen Mann zu bringen. Der Mann, der sich endlich um sie meldete, war ein Güterbesitzer auf der Insel Terceira, dem einmal zu seinem äussersten Aerger der alte Delgado wegen eines nächstanstoßenden Guts einen Prozeß abgewonnen hatte. So versöhnt nun derselbe wieder zu sein schien, so unauslöschliche Rache war in seinem Herzen. Er machte bei der Heirath jener natürlichen Tochter und Maitresse zur Bedingung, daß durch irgend ein Mittel der alte Delgado ganz von der Insel hinweggetrieben werden müßte, und daß man ihm seine Plantagen zu kaufen verschaffen müßte. So schlug denn dem Minister sein Bruder diesen Mann vor, als Directeur der neuen Fabrik; es traf auch so zu, gerade an jenen Mann mußte der Sohn die Plantagen des Vaters verkaufen. Pombal selbst hatte von allem nichts gewußt; aber die Nachlässigkeit ist doch unverzeihlich, daß er ungeachtet aller überreichten Suppliken die Sache nie ordentlich untersuchen ließ. —

So erzählt die ganze Geschichte Capitain Costigan in seinen 1788 zu London erschienenen „Skizzen der Gesellschaft und ihrer Gebräuche in Portugal." Er versichert, sie aus dem eigenen Mund des jungen Delgado gehört zu haben. Möglich bleibt indeß immer, daß er sie ein wenig ausgeschmückt hat.

Wer hat in Berlin die erste Theaterkritik geschrieben?

So viel sich irgend erforschen läßt, Niemand anders als der Churfürst Georg Wilhelm. In den frühesten Jahren seiner Regierung hatte er zwar dem pseudonymen, nicht zu enthüllenden Junker Hans von Stockfisch gestattet, Comödien zu spielen; allein schon im Jahr 1623 bei dem wachsenden Jammer des dreißigjährigen Krieges die Erlaubniß zurückgenommen, ja sogar die Musik auf den Gassen gänzlich verboten. Man gehorchte einige

Zeit; allein schon 1629 wurde abermals und zwar von den Gymnasiasten öffentlich Comödie gespielt. Da ergriff den Fürsten Wehmuth und Zorn, und er erließ sowohl an den Magistrat, der die „Ueppigkeit“ erlaubt, als an die Schullehrer, die sie veranlaßt hatten, zwei Rescripte, die als Actenstücke sehr wichtig sind, hier aber ganz mitzutheilen zu viel Raum einnehmen würden. Das Merkwürdigste ist, daß er, der stets Mildgesinnte, sich nicht begnügte, kraft seiner Fürstengewalt die Sache zu verbieten; auch nicht nach seiner damals vielleicht ein wenig schwermüthigen Frömmigkeit bloß auf die „elenden Zeiten“ aufmerksam zu machen, mit denen dergleichen Lustbarkeiten sich nicht vertrügen, sondern daß er selbst als ästhetischer Kritiker mit furchtbarer Polemik auftritt und von „hölzernen Comödien“ und „Affereien“ spricht, und — damit man diesen, wie es scheint, Lieblingsausdruck nicht vergesse — auch im Rescript an die Schullehrer ihr Comödienspiel ein „lauteres hölzernes Wesen“ nennt. — Ob des Churfürsten Theaterkritik völlig treffend gewesen sei, ist wohl nicht mehr zu entscheiden, besonders da er keine Gründe angiebt und der Vorstellung schwerlich selbst beigewohnt hat. — In jedem Fall bleibt die Sache interessant; und es wäre billig, wenn die Berliner Theaterkritiker im Jahr 1829 ihr zweihundertjähriges Jubiläum feiern wollten.

Homers Bedeutung für unsere Zeit.

Es ist eine unerfreuliche aber durch tausend Erfahrungen bewiesene Sache, daß der Mensch so gar leicht aus eigener Verkehrtheit auch das Trefflichste verkennt und so die natürlich wohlthätigen Wirkungen desselben in das Gegentheil umwandelt. Dieß hat sich neulich an den Homerischen Gesängen bewährt. Jeder, der diese nur einigermaßen würdigen kann, ist gewiß überzeugt, daß ihr wiederholter Genuß vor Allem den Sinn für Maas, für Harmonie und Klarheit wecke und stärke. Doch auch über diesen heilsamen Einfluß wußte der trübe und verworrene Geist, der in diesen Tagen so häufig sich regt, glücklich obzusiegen. Ein Mann, der mit Homer vertraut sein muß, denn er hat ein Buch über ihn geschrieben (Christ. Herm. Weisse, über das Studium des Homer und seine Bedeutung für unser Zeitalter. Leipzig 1826) sagt darin S. 202 folgendes: „In der Dichtung des Homeros faßte der Weltgeist noch einmal Alles zusammen, was er bisher in der Breite der Besonderheit auseinander gelegt hatte; so erst ward jene Ausbreitung zur wahren Offenbarung und gewann unsterbliches Leben für alle folgenden Geschlechter. Die Charactere der Heroenwelt sind die gewaltigen aber trüben Kräfte des Urgrundes, welche durch den Verstand der Weltgeschichte geschieden werden mußten, damit die Seele der Allgemeinheit, der im Dunkeln der Tiefe leuchtende Lebensblick, in der Schöpfung des Dichters an das Tageslicht hervortreten konnte.“ Dieß also wäre Homers Bedeutung für unser Zeitalter. Indessen, dem Himmel sei Dank! daß noch nicht für alle seine Verehrer Homer diese Bedeutung hat, und daß wohl schwerlich je ein Gewissenszwang eintreten wird, welcher uns nöthigen könnte, im Wechsel der Bilder und Gestalten, in der so naiven und edeln Ansicht des Lebens und in dem harmonischen Wogenspiel der Rhythmen des Dichtervaters durch einen solchen Cicerone den „im Dunkel der Tiefe leuchtenden Lebensblick“ uns nachweisen zu lassen.

— r.

Zahme Xenien.

Glaube dich nicht allzu gut gebettet;
Ein gewarnter Mann ist halb gerettet.

Dem ist es schlecht in seiner Haut,
Der in den eig'nen Busen schaut.

Du sehnst dich weit hinaus zu wandern,
Bereitest dich zu raschem Flug;
Dir selbst sei treu und treu den andern,
Dann ist die Enge weit genug.

Wie auch die Welt sich stellen mag,
Der Tag immer belügt den Tag.

Trage dein Uebel, wie du magst,
Klage niemand dein Mißgeschick;
Wie du dem Freund ein Unglück klagst,
Giebt er dir gleich ein Dutzend zurück.

Nachts, wann gute Geister schweifen,
Schlaf dir von der Stirne streifen,
Mondenlicht und Sterneflimmern
Dich mit ewigem All umschimmern,
Scheinst du dir entkörpert schon,
Wagest dich an Gottes Thron.
Aber wenn der Tag die Welt
Wieder auf die Füße stellt,
Schwerlich möcht' er dir's erfüllen
Mit der Frühe bestem Willen;
Zu Mittag schon wandelt sich
Morgentraum gar wunderlich.

H. L. Bronner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

№ 118. Freitag, 15. Juni 1827.

Characteristik der deutschen Literatur.

Von A. W. v. Schlegel.

Seit Aufhebung der Continentalsperre, die nicht nur den freien Handelsverkehr hemmte, sondern auch die geistigen Verbindungen der Nationen erschwerte, hat sich in England zugleich mit dem Aufblühen einer neuen dem germanischen Geist sich annähernden Dichterschule eine entschiedene Vorliebe für deutsche Literatur gezeigt. Diese frische Richtung des Nationalgeschmacks entwickelte sich rasch und kräftig, und in den letzten Jahren haben sich die Britten vielfältig in Uebersetzungen aus unsrer Sprache versucht. Doch sahen die Verständigen wohl ein, daß es damit allein noch lange nicht gethan ist. Die Uebertragungen, wenige Meisterstücke ausgenommen, kränkeln an den allgemeinen Mängeln dieser Gattung literarischen Treibens. Lohnarbeiter, die ihre Kräfte nicht messen oder eigenliebig zu hoch anschlagen, liefern Copien, in denen man die Originale kaum wieder erkennt. Das Gerüste ist geblieben, der belebende Geist entwichen. Deßhalb wollen die Begehrlicheren zu der Quelle. Sie lernen deutsch und versuchen sich an den Werken unserer Classiker. Dem daraus erwachsenen Bedürfniß bibliographischer Notizen suchte im Jahr 1825 der seitdem verstorbene Londner Buchhändler Bothe durch einen raisonnirenden Catalog abzuhelfen. A. W. v. Schlegel schrieb eine Vorrede dazu, die, so viel wir wissen, bis jetzt noch nicht in Deutschland gedruckt, wenigstens gewiß vielen Lesern noch unbekannt ist. Ihr innerer Gehalt, der geistreiche Blick, den der große Kunstrichter auf die hervorstehendsten Theile unseres Schriftenthums wirft, machen diese für einen besonderen Zweck berechnete Arbeit der allgemeinen Beachtung und sorgfältiger Aufbewahrung werth. Und so glauben wir denn die nachstehende Mittheilung zureichend gerechtfertigt.

Die deutsche Literatur ist eine der jüngsten unter den Europäischen. Zwar hat unsre Nation ältere Denkmale ihrer Sprache aufzuweisen als die meisten ihrer Nachbaren. Alle Jahrhunderte des Mittelalters hindurch, und ohne Zweifel schon lange vor dem Tacitus, welcher das Daseln ausführlicher Heldenlieder bezeugt, (denn ausführlich mußten sie sein, wenn sie die Stelle der Jahrbücher vertreten konnten) ist in deutschen Weisen gedichtet worden: oft kunstlos, nicht selten auch mit ausgebildeter Kunst, und zuweilen mit eigenthümlichem Schwung und kernhaftem Nachdruck. Aber diese dichterischen Alterthümer sind großentheils verloren gegangen; in den noch vorhandenen ist die Sprache dergestalt veraltet, daß sie selbst von Einheimischen beinahe als eine fremde erlernt werden muß. Die Epoche einer Literatur rechnet man gewöhnlich mit Recht von dem Zeitpuncte an, wo die Sprache nach dem Maaße ihrer Entwickelungsfähigkeit zu einer solchen Reife gediehen ist, daß die wegen anderer Eigenschaften bewunderten Werke auch in den Formen des Stils als Muster gelten, und durch ihren mächtigen Einfluß auf die Feststellung des Sprachgebrauchs Jahrhunderte lang unveraltet ihren ersten frischen Glanz bewahren können. Dieser Zeitpunct ist in Italien am frühesten, schon vor fünf Jahrhunderten, eingetreten; in Spanien unter Carl V. und Philipp II.; in England unter der Regierung der Elisabeth; in Frankreich unter Richelieu und Ludwig XIV.; bei uns erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Daß wir uns daher in Absicht auf den Reichthum an ausgezeichneten Werken im Fache der eigentlich schönen Literatur mit manchen andern Nationen noch nicht messen können, ist nicht zu verwundern und darf uns billiger Weise nicht zum Vorwurf gemacht werden. Die Natur ist zuweilen sparsamer, zuweilen freigebiger, niemals aber verschwenderisch mit den Gaben des Genius; und es bedarf eines beträchtlichen Zeitraums, um mannigfaltige Schätze des Geistes anzuhäufen. Indessen hat sich in den seit der eben bemerkten Epoche verflossenen 70 bis 80 Jahren eine große Regsamkeit und fruchtbare Fülle offen-

bart; neue und auffallende Erscheinungen sind einander Schlag auf Schlag gefolgt; und wir dürfen nur die Namen Klopstock, Lessing, Winkelmann, Wieland, Bürger, Goethe, Johannes Müller, Herder, Schiller nennen, (der jüngeren Zeitgenossen nicht zu erwähnen) um unsere Ansprüche auf europäische Anerkennung geltend zu machen. —

Wenn aber auch unsre Literatur denen, welche bei Erlernung einer fremden Sprache, wie bei einer Erholungsreise, nur Befriedigung der Einbildungskraft und des Geschmacks und einen erweiterten Kreis belebter Unterhaltung beabsichten, weniger Anlockungen darböte, als manche andre; so dürften wir doch dem Denker, dem Gelehrten, dem wissenschaftlichen Forscher versprechen, jeder von ihnen werde sich für die nicht geringe Mühe, welche es erfordert, sich mit unsrer Sprache vertraut zu machen, reichlich belohnt finden. Wir besitzen nicht nur eine große Menge nützlicher und brauchbarer Werke, worin alles bisher in verschiedenen Ländern und Zeitaltern über irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand geleistete fleißig gesammelt, geordnet und gründlich benutzt ist, sondern der Scharfsinn und der Tiefsinn deutscher Denker hat sich in allen Richtungen thätig bewährt; vieles, was nach altem Herkommen unbesehens für wahr galt, hat sich bei erneueter Sichtung ganz anders gestaltet; und es herrscht bei uns eine Unbefangenheit und Vielseitigkeit der Prüfung, eine Eigenthümlichkeit der Ansichten, die bei andern sonst sehr geistreichen Nationen durch mancherlei Ursachen unmöglich gemacht wird. Es ließen sich wohl manche Beispiele anführen, daß ausländische Schriftsteller bei ihren Landsleuten blos dadurch den Ruf überlegener Köpfe und origineller Denker erworben haben, daß sie das aus deutschen Büchern oder aus Mittheilungen deutscher Gelehrten geschöpfte sich geschickt anzueignen wußten. Denn bisher waren Plagiate gegen Deutsche bequem und mit ziemlicher Sicherheit auszuüben. Deutschland, wiewohl nicht blos geographisch, sondern auch in intellectueller Hinsicht im Herzen Europa's gelegen, ist immer noch, selbst für die nächsten Nachbarn eine terra incognita. Diese Art zu sein hat gleichwohl ihre Vortheile: reisen doch auch die Souveräne incognito, weil sie es anziehend finden, die Menschen kennen zu lernen, während sie von ihnen unerkannt bleiben. Wir sind, darf ich wohl behaupten, die Cosmopoliten der europäischen Cultur: wir fragen gar wenig darnach, in welchem Lande zuerst eine neue Wahrheit an's Licht gefördert worden ist; wir werden durch keine Partheilichkeit oder Beschränktheit gehindert, jeden irgendwo gemachten Fortschritt in der Wissenschaft sofort anzuerkennen und zu benutzen. Die Ausländer haben uns nicht durch übertriebene Bewunderung zur nationalen Eitelkeit verwöhnt, wie es unsern westlichen Nachbarn zu ihrem Nachtheile widerfuhr; hierüber können wir am wenigsten Klage führen. Auf der andern Seite sind wir auch unbekümmert um ihren Tadel: denn wir wissen schon im voraus, daß er meistens aus Unbekanntschaft, oder aus eingewurzelten Vorurtheilen und einseitigen Gewöhnungen herrührt. Stolz könnte man wohl einigen deutschen Schriftstellern Schuld geben, indem sie, im Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit, allzu sehr auf die Leistungen des Auslandes in manchen Fächern, als ganz unbedeutend, herabsehen. Es ist allerdings schwer, sich zuweilen kurz abweisender Erwiederungen zu enthalten; denn die Urtheile über uns, welche uns von auswärts zukommen, lauten oft so, als wenn ein Goldschmied, der aus dem schon geläuterten Metall allerlei artige Kleinigkeiten zu hämmern verstände, aber niemals einen Schacht gesehen hätte, die Arbeiten des kühnen Bergmannes, der in der Tiefe des Gebirgs nach edlen Erzen gräbt, meistern wollte. Wenn zum Beispiel, wie es vor einiger Zeit in Schottland geschehen ist, ein berühmter Lehrer dessen, was man in seinem Lande, nicht eben passend, Philosophie nennt, über die neueren deutschen Philosophen von Kant bis auf unsere Zeit wegwerfend aburtheilt, ohne die Sprache zu kennen, ohne die Schriften gelesen zu haben, ohne auch nur das Bedürfniß ächter Speculation zu ahnden, welches jene große und merkwürdige Bewegung der Geister hervorgerufen, so haben wir nichts weiter darauf zu antworten, als daß er noch gar nicht weiß, wovon die Rede ist, und daß diese Dinge weit über seinen Horizont hinausliegen.

Die Mängel unserer wissenschaftlichen Literatur bin ich nicht gesonnen abzuläugnen: es war immer mein Bestreben, mich zu einem europäischen Gesichtspunkte für alle Erscheinungen des Jahrhunderts zu erheben. Die Gründlichkeit des gelehrten Sammelns wird oft nicht von einem gewandten Talent der Mittheilung begleitet; die Masse der Gelehrsamkeit hat zuweilen den Geist niedergedrückt, so daß er sie nicht zu einer edlen und zierlichen Form verarbeiten konnte; bei dem unverkennbaren Tiefsinn des Gedankens vermißt man nicht selten anschauliche Klarheit der Darstellung. Die deutschen Schriftsteller, wie ihre Landsleute überhaupt, wenden meistens nicht genug Sorgfalt auf die äussere Erscheinung dem Publicum gegenüber, und deswegen gleicht ihr Vortrag der vernachlässigten typographischen Ausstattung ihrer Bücher. Das Bestreben, neu zu sein, was bei der allgemein verbreiteten Aufklärung, bei der regen wissenschaftlichen Thätigkeit nicht leicht ist, hat zuweilen zu absichtlicher Paradoxie verleitet; manchmal hat sich auch angebohrne Originalität, verstärkt durch eine eingezogene Lebensweise, mit fantastischer Seltsamkeit kund gegeben, und der Enthusiasmus für das Schöne und Erhabene, wozu unsere Nation einen vorwaltenden Hang hat, ist in Schwärmerei ausgeartet.

Ueberhaupt hat der Geist der Deutschen mehr eine speculative als practische Richtung genommen. Dieß hat seinen Grund theils in ihren natürlichen Anlagen, theils in äußern Umständen, in gesellschaftlichen und nationalen Verhältnissen. Vielleicht könnte daher die Bekanntschaft mit unserer Literatur für eine Nation, bei welcher grade das Gegentheil statt findet, als ein heilsames Gegengewicht betrachtet werden. Denn die bei jeder Gelegenheit ungehörig wiederholte Frage: Wozu läßt sich dies in der Staats- oder Hauswirthschaft, in den Gewerben und mechanischen Künsten oder im Handel gebrauchen? ist ertödtend für die Philosophie, für dieses uneigennützige und von keiner Rücksicht abhängige Streben des Geistes, überall die Prinzipien in ihrer Einheit zu begreifen. Ich weiß jene Redensarten nicht

besser als mit Fallstaffs Rede über die Ehre zu verglei-chen. Wenn man eine formlose Anhäufung wirklicher oder vermeinter Erfahrungen mit dem Namen der Wissenschaft adelt, so entflieht aus ihr unvermeidlich der philosophische Lebensfunke; sie sinkt zum rohen Empirismus herab, und die Verachtung der Speculation muß am Ende nachtheilig auf die practischen Anwendungen zurückwirken.

Das heutige Europa ist mündig geworden durch die Besitznahme von der reichen geistigen Erbschaft, welche Griechenland und Rom uns hinterlassen hatten; durch die Reformation und den dadurch veranlaßten und Jahrhunderte lang fortgesetzten Kampf der Meinungen, auch solcher Meinungen, welche auf den ersten Blick nicht an die Religion und kirchliche Verfassung geknüpft zu sein scheinen; durch die ausserordentliche und in allen vorhergehenden Zeitaltern beispiellose Entfaltung der beobachtenden und berechnenden Naturwissenschaften; endlich durch die seit Vasco de Gama und Columbus begonnene und jetzt beinahe zur Vollendung gebrachte Entdeckung der Welttheile und Oceane, und die dadurch möglich gemachte Bekanntschaft, ja den thätigen Verkehr mit den gesammten menschlichen Bewohnern unsers Planeten.

Welche bedeutende Rolle Deutschland bei der Entwickelung der drei ersten characteristischen Bestandtheile europäischer Cultur gespielt hat, bedarf kaum einer Erinnerung. Zum Welthandel und folglich zur Weltumseglung waren die Deutschen durch ihre geographische Lage weniger berufen; jedoch haben sie keine Begünstigung der Umstände versäumt, um auch zur Erforschung der Länder und Meere ihren Beitrag zu liefern; und ein einziger Weltumsegler der Wissenschaft, wie Alexander von Humboldt, wiegt manche berühmte Namen auf.

So erfindsam die Deutschen bei den ersten Fortschritten der Physik auf dem Wege des Experiments sich gezeigt haben, so muß man es doch eingestehen, daß die neueste Zeit an wichtigen und folgereichen Erfindungen und Entdeckungen für manche Fächer, namentlich für die Chemie und ihre Anwendung auf Technik und Mechanik, in andern Ländern fruchtbarer war, als bei uns; und wo dieß der Fall ist, wird es sich auch jedes mal aus dem Mangel an Mitteln und Anregungen erklären lassen. Auf die Gestaltung andrer Theile der Naturwissenschaft haben deutsche Forscher sich einen überwiegenden Einfluß erworben, wie zum Beispiel sogar die deutsche Kunstsprache der Mineralogie und Geologie als classisch überall eingeführt worden ist.

Zu den glänzendsten Seiten und Leistungen gehören die philologischen und historischen Untersuchungen aller Art; ein Gebiet von unermeßlichem Umfang. In der Kritik und Auslegung classischer Texte haben sich nach der Reihe italienische, französische, holländische und englische Gelehrte hervorgethan: niemand wird jedoch in Abrede sein, daß dieß gelehrte Geschäft gegenwärtig in Deutschland mit der regsten Thätigkeit und anerkannt glücklichem Erfolge betrieben wird. Noch mehr: aus der Verbindung gründlicher Kritik des Einzelnen mit einer philosophischen Betrachtungsart des Ganzen ist uns seit Winkelmann und Lessing ein tieferes Verständniß des classischen Alterthums aufgegangen, und der wiedererweckte Geist jener kräftig und harmonisch ausgebildeten Menschheit spricht vernehmlicher und eindringlicher zu dem unsrigen. Vormals, da unser Horizont kaum über die Säulen des Hercules und über die Küsten des mittelländischen Meeres hinausreichte, genoß die alte Weltgeschichte das traurige Vorrecht, beschränkt und mager sein zu dürfen: mit dem Anwachs unserer Länder- und Völkerkunde sind die Anforderungen an sie in demselben Maaße gesteigert. Denn die Aufgabe ist keine geringere, als die gegenwärtigen Zustände des Menschengeschlechts in allen Welttheilen aus der Vergangenheit, und zwar so viel möglich aus der entferntesten Vergangenheit zu erklären. Viele von den kümmerlich vollgeschriebenen, gehaltleeren, oft nur mit Namen und Jahrezahl angefüllten Blättern der ehemals sogenannten Universalgeschichte müssen überdies noch als apokryphisch durchstrichen werden. Hierin übt die historische Kritik ihr Amt unerbittlich aus. Man kann wohl sagen, diese sei eine Kunst von ganz neuer Erfindung; wenigstens ist sie nie mit solcher Schärfe und Umsicht zugleich ausgeübt worden wie jetzt. Aber die historische Kritik ist keinesweges bloß negativ, sie ist auch auf die Entdeckung des bisher verborgenen oder für ganz verloren geachteten gerichtet: und eben in der Zusammenstellung vereinzelter Bruchstücke, und in der Restauration eines historischen Ganzen aus ihnen, legt sie die stärksten Proben ihrer Meisterschaft ab. Jener scheinbare Verlust an ehemals wahr geglaubten Thatsachen, die sich nun einmal nicht retten lassen, wird reichlich aufgewogen durch die Hoffnung, mit Hülfe sonst verwahrloster oder nicht gehörig benutzter Mittel tiefer in die Geschichte der Urwelt einzudringen und ihr geheimnißvolles Dunkel aufzuhellen. Solche Mittel sind: die Erforschung und Deutung der Denkmale; die Vergleichung der Sprachen, welche von der Herkunft und Verwandtschaft der Völker Zeugniß geben; endlich die Vergleichung der Sagen, um zu entscheiden, ob und in wie fern ächte nur in's Wunderbare und Sinnbildliche umgekleidete Erinnerungen der Vorzeit in ihnen niedergelegt sind. Alles obige gilt nicht blos von den äußerlichen Ereignissen und Umwälzungen, womit sich die politische Geschichte vorzugsweise beschäftigt: den Wanderungen der Völker, ihren Ansiedelungen, Kriegen und Eroberungen, der Entstehung, dem Wachsthum und dem Untergange der Staaten; sondern in noch weit höherem Grade von der Geschichte der Cultur überhaupt, von der Geschichte der Religionen und Gesetzgebungen, der Wissenschaften, der mechanischen und bildenden Künste, des Gewerbfleißes und des Handels. Für alle diese Gegenstände, durch deren Aufnahme in ihre Darstellungen die Weltgeschichte erst einen Gehalt bekömmt, ist in einem kurzen Zeitraum viel geleistet worden, vornemlich in Deutschland. Jedoch bleibt unübersehlich viel zu thun übrig, und mehrere Menschenalter werden nicht hinreichen, um die jetzt von allen Seiten herbeigeschafften Materialien zu sichten und zu ordnen. Die Aufgabe, das Menschengeschlecht über seine bisherige irdische Laufbahn aufzuklären, bleibt immer eine der edelsten und würdigsten für den denkenden Geist, sollte sie auch in aller Folgezeit nur approximativ gelöst werden können.

Die historische Kritik muß, wenn sie gedeihen soll, einer vollkommenen Autonomie genießen; das heißt: sie muß keiner fremden Autorität gehorchen, sondern über das Glaubwürdige nach den von ihr selbst ausgemittelten Beweisgründen entscheiden dürfen. Dieses gilt freilich von allen Wissenschaften, und man sollte denken, es verstände sich von selbst. Indessen haben sich hier und da auffallende, im 19ten Jahrhundert ganz unerwartete Erscheinungen hervorgethan, welche allerdings Versuche, das Zeitalter wieder zur Unmündigkeit zurückzuführen, und Hemmungen der intellectuellen Freiheit besorgen lassen. Wir hoffen zwar, kein Astronom werde künftig das Schicksal Galilei's erfahren, aber wir möchten den Geschicht- und Naturforschern in andern Fächern, dem Geologen zum Beispiel, nicht überall die gleiche Sicherheit zusagen. Die, welche von Seiten der Wissenschaft Gefahr für ihre theuern Ueberzeugungen befürchten, sind in einem Mißverständniße befangen. Die Wahrheit ist nur Eine, und kann nie mit sich selbst in Widerspruch gerathen. Wer aber die freie Prüfung, es sei auf welchem Gebiete es wolle, untersagt, der muß eingestehen, er sei entschlossen, angeerbte Meinungen blindlings für Wahrheit anzunehmen.

Wir Deutschen haben Ursache, uns wegen des bei uns bestehenden Verhältnisses der Wissenschaft zum Staat und zur Kirche glücklich zu schätzen. Durch die schon im westphälischen Frieden auf immer festgesetzte politische Gleichheit der verschiedenen Religionspartheien war die Toleranz längst gesichert. Die Preßfreiheit ist bis jetzt nur in wenigen Staaten des Deutschen Bundes als ein verfassungsmäßiges Recht anerkannt; aber der größte Theil Deutschlands ist der That nach im Besitz einer sehr ausgebreiteten Denk- und Lehrfreiheit. Ein unsterblicher Monarch, Friedrich der Große, hat hierin den Ton angegeben. Er behauptete für sich selbst das königliche Recht, seine Meinungen freimüthig zu äußern; aber er wollte es nicht allein besitzen, er gestand es jedem seiner Unterthanen zu. Er hat dadurch auch auf unsre Litteratur, die er nicht kannte, die er sogar zu kennen verschmähte, entschieden fördernd gewirkt. Glücklicher Staat, wo man es, wie ein Mährchen aus dunkler Ferne, erstaunt und zweifelnd vernimmt, daß die Schriften eines weisen und rastlos thätigen Fürsten, dem das Land die Gründung seines Ruhmes und den größten Theil seines Flores verdankt, anderswo in dem Index verbotener Bücher aufgeführt werden! Nach solchen Beispielen muß es in Deutschland altfränkisch und lächerlich erscheinen, die freieste Erörterung theoretischer Meinungen durch Machtsprüche hemmen zu wollen. Ein, wenn ich so sagen darf, friedlicher Conflict der abweichendsten Ansichten ist daher der auszeichnende Character unsrer Litteratur geworden. Dabei dürfen wir es aber mit Wahrheit rühmen, daß diese große wissenschaftliche Freiheit nur äußerst selten leichtsinnig, und mit einem gewissen, dem öffentlichen Anstande trotzenden Cynismus gemißbraucht worden ist.

Diese flüchtigen Umrisse, womit ich den heutigen Zustand des literarischen und wissenschaftlichen Deutschlands und sein Verhältniß zu dem Geist des Zeitalters zu schildern versucht habe, machen keinen Anspruch darauf, ihren Gegenstand zu erschöpfen. Sie sollen nur dazu dienen, ein bibliographisches Repertorium bei dem englischen Publicum einzuführen. Ich versprach dieß dem achtungswürdigen Sammler, dem jüngst verstorbenen Buchhändler Bothe, dessen frühzeitiger Tod für den litterarischen Verkehr beider Länder ein wahrer Verlust ist. Die Auswahl der Bücher ist großentheils zweckmäßig, der Druck der Namen und Titel correct; wo es thunlich war, sind kurze Urtheile aus dem beredten und geistvollen Werke der Frau von Stael über Deutschland, aus geschätzten englischen Zeitschriften, oder auch aus deutschen Bibliographien beigefügt. Allen Freunden der deutschen Litteratur in England darf ich dieses Repertorium als ein brauchbares Handbuch empfehlen.

Der gegenwärtige Zeitpunct ist vielleicht günstig, um den Erzeugnissen des deutschen Geistes einen allgemeinen Eingang in England zu verschaffen. Vor einer Anzahl Jahre hat man die Sache dort von der unrechten Seite angegriffen. Populäre Romane und Schauspiele wurden durch Uebersetzungen und Vorstellungen auf der Bühne nach England verpflanzt. Nun erhoben sich, nicht ganz mit Unrecht, Klagen über deren Unsittlichkeit; aber der Schluß davon auf die gesammte deutsche Litteratur war sehr übereilt. Man wußte nicht, daß diese nun vergessenen Erscheinungen des Augenblicks in Deutschland zwar bei gewissen Lesern und Zuschauern beliebt, aber keinesweges von der Nation hochgeachtet seien. Hierauf kam die Sperre des Continentalsystems, wodurch Napoleon das Wort des alten Dichters: toto divisos orbe Britanos, an seinen standhaftesten Gegnern zu verwirklichen suchte. Seit der Herstellung des europäischen Friedens hat eine große Anzahl gebildeter Engländer Deutschland bereiset, und manche haben vielleicht eine gewisse Neigung dazu gefaßt. Der zu früh verewigte Lieblingsdichter Englands (der auch die herrlichen Rheingegenden, in welchen ich dieses schreibe, so malerisch gepriesen) und unser Goethe haben sich, wiewohl ohne persönliche Bekanntschaft, gegenseitig Zeichen der Anerkennung und Bewunderung gegeben. Von verschiedenen unserer dichterischen Originalwerke hat man geistreiche und gelungene Uebersetzungen, unter denen die des Faust von Lewison Gower ein ausgezeichnetes Talent bei einem sehr schwierigen Unternehmen bewährt. Die Vertheurung deutscher Bücher durch den darauf gelegten Zoll scheint für eine begüterte Nation ein geringes Hinderniß zu sein; sie erschwert aber dennoch den literarischen Verkehr, weil der Buchhändler Bedenken tragen muß, ohne besondre Bestellung Bücher kommen zu lassen, deren Absatz ungewiß ist, und die er nicht ohne großen Verlust auf das feste Land zurücksenden kann. Es ist nicht zu läugnen, ein Zoll auf die Einfuhr fremder Gedanken, welche frei sein sollte wie Licht und Luft, hat immer etwas barbarisches, und man darf wohl die Hoffnung hegen, diese so wie manche andere aus einem engen System hervorgegangenen Beschränkungen des Handelsverkehrs nächstens aufgehoben zu sehen.

Bonn, im Februar 1825.

G. C. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 140.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 119. Samstag, 16. Juni 1827.

Das Johannisfünklein.

(Aus dem Italienischen.)

O Scheinwürmlein, das dort bei jenen Linden
Bald fliegst, bald schwebest auf den schönen Schwingen,
Und bei dir trägst, wo du auch hin magst dringen,
Des Tags ein Fünklein, den wir sahn entschwinden!

Komm' her, sich nah wünscht Phyllis dich zu finden;
Doch mit mußt du die schönen Strahlen bringen.
Dann wird kein Kind dir nach dem Leben ringen,
Zum Schmuck dein Licht sich in das Haar zu winden.

O Leuchtwürmlein, so komm, zu Ihr dich stelle,
Die dich mit selt'nem Reiz vermag zu schmücken,
Selbst dort, wo du bis jetzt noch gar nicht helle.

Doch du, entfliegend, willst dich uns entrücken
Und fürchtest, daß an ihrer Seite fehle
Dein Licht, wie's schwindet in der Sonne Blicken.

O luccioletta, che di quà d'al orno
Or voli, or sulle belle ali ti stai,
Portando teco, per ovunque vai,
Una favilla del estinto giorno!

Vieni! che brama Fille averti intorno;
Vieni! e teco le porta i tuoi bei rai.
Così fancial te non uccida mai,
Per farsi il crine di tua luce adorno.

O luccioletta! vieni, ov'è costei,
Che potrà farti bella oltre' il costume,
Anche in la parte, ove oscura sei!

Ma tu più lungi ancor volgi le piume,
E temi che non manchi à canto à lei
Come ai raggi del sol manca il tuo lume!

Das Veilchen.

(Aus dem Italienischen.)

Das anmuthvollste Blümelein
Bist Veilchen Du; denn dein Verlangen
Ist nicht, in stolzem Glanz zu prangen;
Des Gartens höchster Schmuck zu sein. —

Zur Erd' gesenkt das Köpfelein
Ist Einsamkeit stets dein Verlangen,
Wo frische Kräuter dich umfangen,
In dichten Busches Dämmerschein.

Doch sollte endlich dich erblicken
Die stolze Doris, Blümelein!
Dich pflückend, sich die Brust zu schmücken, —

Sag' dann dem eiteln Mägdelein,
Sag', will sie an die Brust dich drücken:
Gleich' mir! und du wirst schöne sein.

Il più vago fiorellino
Sei tra i fiori, o mamoletta,
Che non brami ir fastosetta
Tra le pompe del giardino.

Tu col capo à terra chino
Brami star sempre soletta,
Dove fresca è più l'herbetta,
Dove folto è più lo spino.

Ma s'avvien', ch'al fin t'adocchi
Nice altera ed te divella,
Per che in sen à lei trabocchi,

Di tu à Nice vanarella,
Dille allor che il sen lei tocchi:
Me somiglia! e sarai bella.

Vorzüge und Nachtheile des französischen Rechts.

Die während Napoleons Herrschaft in den Ländern, die sein großes Reich bildeten, eingeführten, noch jetzt in Frankreich und zum Theil auch am Rhein in deutschen Provinzen geltenden Gesetzbücher des Civilrechts haben seit ihrer Entstehung viele Vertheidiger und noch mehr Gegner gefunden. Unter den erstern tritt ganz neuerlich ein Hr. v. R. auf in einer Schrift, die zu Mannheim erschienen ist und den Titel führt: „Das teutschrheinische Landrecht, als Resultat des Kampfes zwischen dem preußischen Landrecht und der auf dem linken Rheinufer bestehenden Gesetzgebung; ein cosmopolitischer Vorschlag." Der Verfasser stellt eine Vergleichung an zwischen dem preußischen und französischen Recht, und will letzterem, wenn man es in einigen Puncten modifizire, den Vorzug einräumen. Daß die napoleonischen Gesetzbücher ihre Mängel haben, läugnet kein Vernünftiger. Sie sind Menschenwerk und tragen davon die Spuren. Es kommt nur darauf an, das Gute mit dem Fehlerhaften zu vergleichen und zuzusehen, wohin die Wage sich neigt. Das Friedensgericht ist ein vorzügliches Institut des französischen Rechtes und mit einigen Verbesserungen zur Einführung in Deutschland sehr zu empfehlen. Was haben wir dafür? Unsern Gerichten steht freilich auch die Befugniß zu, Vergleiche zu versuchen, der Versuch ist ihnen aber nicht besonders vorgeschrieben, er hängt von ihrer Willkühr ab, und seine Unterlassung kann von der Regierung nicht gerügt werden. Besser ist das deutsche Vormundschaftswesen geordnet, es wird aber auch mehr als Attribut der Administrativgewalt angesehen. Das Handelsgericht fehlt uns ganz. Bei uns muß der Kaufmann den langen Weg des gewöhnlichen wenn auch öfters summarischen Verfahrens durchwandern und verliert am Ende, selbst bei dem günstigsten Urtheile, mehr, als das werth ist, um was er prozeßte. Unser Gantverfahren und Hypothekenwesen ist dagegen besser als das französische. Man klagt über die Formen im französischen Rechte; sie sollen gefährlich und erdrückend sein. Was dort an der Form zu viel geschieht, findet sich bei uns in anderer Weise mangelhaft; es gibt Staaten, welche die Form des ersten Instanzverfahrens fast gänzlich der Willkühr der Richter-überlassen und worin es beinahe eben so vielerlei Prozeßformen als erste Instanzgerichte gibt. Und doch ist die Form das einzige Palladium gegen richterliche Willkühr, denn von dieser zum Despotismus des Richters wäre ohne Form nur ein Schritt. Wer die Schwierigkeiten kennt, mit denen der Mann, der leider noch an vielen Orten Administration und Justiz in sich vereint, zu kämpfen hat, um nicht die arbiträre Administrativgewalt in sein richterliches Verfahren zu übertragen, wird davon überzeugt sein. Sehr gerne wird der Richter zum Vormunde, vom Vormunde zum Vater, vom Vater zum Herrn, wenn ihn nicht eine für sein Verfahren streng vorgeschriebene Form auf das Rechtsprechen hinweißt und ihm die Gränzen beschreibt, worin er sich bewegen soll. In den Ländern des französischen Rechtes wird der Prozeß durch die streitenden Theile, bei uns durch den Richter geführt. Dort sind die Kämpfer, hier der Richter Herr des Streites. Das Institut der Huissiers im französischen Recht ist schlecht und theuer. Besser ist aber die Einrichtung auch nicht, nach welcher der Bürgermeister die Hülfsvollstreckung leisten soll. Sie erlahmt meistens in seinen Händen, weil er mehr Interesse für seinen Miteinwohner hat, den er exequiren soll, als für den Kläger. Daher wird selten ein Urtheil von ihm vollstreckt, ehe er nicht eine bedeutende Geldstrafe hat erlegen müssen, und darum hat sogar ein Justiz-Gericht Strafbefehle für seine säumigen Bürgermeister eigends drucken lassen. Nur durch besondere, für einen ganzen Bezirk zu ernennende Executoren, getrennt von der richtenden Behörde, die vom Staate besoldet und denen die Termine zu ihren Verrichtungen bei eigener Verantwortlichkeit vorgeschrieben sind, kann dem Uebel gesteuert werden. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit haben bis jetzt alle ihre Gegner, die es der Mühe werth hielten, sie in der Nähe zu prüfen, bekehrt. Gewöhnlich glaubt man, das Plädiren der Anwälde sei der einzige Weg, dem Richter Kenntniß vom Streite zu verschaffen. Das ist aber sein Zweck nicht. Nur auseinandersetzen soll es das, was die streitenden Partheien an Beweismitteln dem Richter schon vor Augen legten. Während deutsche Advokaten sich die Finger lahm schreiben mit Deductionen, die niemand liest, als der Referent, die das Gericht selbst nur aus dessen Mund, also aus dritter Hand und im verjüngten Maasstabe kennen lernt, sprechen dort die Rechtsuchenden gerade zum Gerichte. Der französische Advocat handelt unter den Augen seiner Parthei, während der Deutsche in Geheim arbeitet, viele Fehler mit dem Umschlagsbogen der Acten deckt, und ängstlich Rechtsausführungen bearbeitet, die vielleicht der Richter, einer andern Ueberzeugung Raum gebend, mit einem Federstriche zernichtet. Und doch konnte der Anwald nicht voraus errathen, welche Ansichten den oft seltsamen Richter überzeugen würden. Der französische Advocat bewegt sich daher auch frei, sein Verdienst wird wenigstens von seiner Parthei, von dem Publikum anerkannt, er steht durch seine öffentliche Stellung in der Achtung seiner Richter fest, während der deutsche den Richter als seinen Vormund und Schulmeister erkennen muß, oft nach 30jähriger Erfahrung von Richtern zu Recht gewiesen wird, und nie auf Anerkennung rechnen darf. Wer nur einmal ein Zeugenverhör auf französische und deutsche Art gesehen hat, wird sich sogleich für erstere entscheiden. Nach deutscher Form hört der Richter den Zeugen geheim über vorgeschriebene Fragen ab, er redigirt seine Antworten, und verfehlt oft den Sinn, ohne daß es selbst der Zeuge, besonders wenn dieser aus der ungebildeten Klasse ist, bemerkt. Erläuternde Fragen muß der Gegner schon vor der Abhör einreichen.

Kann er das erschöpfend, ehe der Zeuge geantwortet hat? Kann es selbst der Richter, der doch die Verhältnisse erst erfahren soll, die die Partheien am besten kennen? Welche Fragen kann ein fremder, zur Abhör requirirter Richter stellen, der gewöhnlich den Prozeß gar nicht kennt? Und wie vieles ist hier der Partheilichkeit überlassen, während dort solche kaum möglich ist? — Wenn im peinlichen Verfahren die Geschwornen wegen der großen, nie zu lösenden Controverse über die Beweistheorie sehr nützlich erscheinen, so taugt doch die jetzige Form nicht, und besser ist der Vorschlag des v. R., sie aus unabhängigen Rechtsgelehrten zu bilden. Eben so zweckmäßig wäre es, ein einziges Appellationstribunal für mehrere deutsche Länder zu bilden, denn dadurch würde mehr Einheit in das deutsche Vaterland gebracht, der Unterschied des Baiern, Würtemberger, Badner, Hessen in Bezug auf Recht würde gehoben. Das ist aber nur möglich, wenn das schwerfällige, weitaussehende schriftliche Verfahren in das kürzere mündliche verwandelt und dadurch die Arbeiten vermindert würden.

Hr v. R. nennt seine Schrift einen cosmopolitischen Vorschlag. Er ist kein Anbeter des Fremden, weil es fremd ist, sondern er ehrt daran, was gut ist, weil es gut ist. Auch ich huldige solchen Grundsätzen und glaube nicht mißverstanden zu werden. Ich liebe mein Vaterland, ich opfere ihm gern Leben und Vermögen, ich achte aber auch den Spruch des Apostels: Prüfet alles, und das Gute behaltet.

Mannheim im Juni 1827.

S.

Correspondenz-Nachrichten.

München am 7. Juni 1827.

Ich war gestern im Theater und habe eure Dem. Lindner in den Hagestolzen als Margarethe und in den Proberollen als Mad. Schnell auftreten sehen. Der Ruf, der ihr in neuester Zeit von Nürnberg vorangegangen, hatte unser geräumiges Theater angefüllt, und mit schallendem Applaus wurde Dem. Lindner empfangen, so wie sie nur auftrat. Ihr Spiel als Margarethe ist unübertrefflich; in Einfachheit und Herzlichkeit entfaltete sie die größte Kunst, die Kunst, welche sich der Natur so nähert, daß ein Unterschied nicht mehr zu finden ist. Jedes Herz mußte von so viel Wahrheit ergriffen werden; Beifall folgte auf Beifall und als der Vorhang niederrollte, wurde die Künstlerin einstimmig hervorgerufen. Hatte in diesem Stücke Dem. Lindner durch ihr einfaches Spiel entzückt, so bezauberte dieselbe in dem folgenden durch die vielseitige Kunst, womit sie eben so naturgetreu die verschiedensten Charactere darstellte. Jede Scene wurde lebhaft beklatscht; das eingelegte Gedicht in österreichischer Mundart war Dem. Lindner auf lautes Verlangen so gefällig zu wiederholen und am Ende des Stücks wurde sie nochmals hervorgerufen, um ihr durch lange anhaltenden Applaus für den genußreichen Abend zu danken. Dem. Lindner hat sich eines Beifalls zu erfreuen, wie ihn lange keine Schauspielerin dahier erhalten. Unsere Herrschaften waren gegenwärtig und äusserten zu mehrerenmalen erkennbar ihre Zufriedenheit. Die hier anwesenden Frankfurter waren in unsern Gasthöfen, nach Endigung des Theaters, ein Gegenstand des Neides. Ueber Alles verlangten die Münchner Auskunft und freudig wurde solche von den Frankfurtern, die an diesem Abend im fröhlichen Cirkel bis spät in die Nacht verweilten, ertheilt. So lange das Gastspiel der Dem. Lindner dauert, werde ich das Theater nicht versäumen und Sie sollen dann das Weitere in meinem nächsten Brief erfahren.

Blumenausstellung in Wien.

Im Beginn dieses Frühjahrs äußerten mehrere Blumenliebhaber zu Wien den Wunsch, einmal eine mit reicher Auswahl gesammelte Anzahl schöner Blumen und Bluthengewächse versammelt zu sehen, und veranlaßten zu diesem Zweck eine Preisausstellung, zu der Jedermann vergönnt war, Blumen einzusenden. Diese Blumen mußten in der Blüthe und mit einem Zeichen des Einsenders versehen sein. Sie wurden dann von einem dazu bestimmten Secretair im Schwarzenbergischen Palais in Empfang genommen und einregistrirt. Der Fürst hatte zu diesem Behuf ein eigenes Lokale in seinen Gewächshäusern einrichten lassen und hier ward nun die geschmackvolle Ausstellung der eingesendeten Pflanzen, deren Zahl über 500 betrug, vorgenommen. Die zwei ersten Preise waren für exotische, die zwei folgenden für inländische Pflanzen, und der fünfte und letzte für die schönste Gattung der Pelagonien bestimmt. Am 9. Mai erfolgte die Wahl. Den ersten Preis erhielt der Erzherzog Anton mit einem äußerst seltenen Diplotemium littorale aus Brasilien; den zweiten erhielt Baron v. Hügel mit einem schönen Exemplar einer Erica tubiflora coccinea; den dritten Baron v. Velden mit einer seltenen Alpenpflanze, Primula congiflora, aus Kärnthen und Tyrol; den vierten Hr. F. Kolb mit einem großen prächtigen Exemplar der Azalea pontica aus Gallizien, und den fünften endlich Baron v. Pronay mit einer Campylia carinata vom Cap. Die Preise selbst bestanden gleichfalls in seltenen Pflanzen, die in zierlichen Gefäßen die Aufschrift der Jahreszahl 1827 und des Preises trugen. Es läßt sich nicht leicht ein reizenderer Anblick denken, als ihn diese heitere bunte Blumenwelt, in der Umgebung des herrlichen Gartens auf das sinnigste arrangirt, gewährte.

Mancherlei.

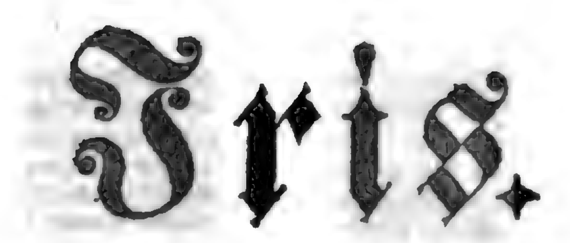
Shakspeare-Novellen. Nachdem die englischen Commentatoren mit Mühe und Noth die Novellen ausgefunden, woraus Shakspeare den Stoff zu seinen romantischen Dramen genommen, faßt nun ein deutscher Projectmacher — er heißt Niedmann — die barocke Idee auf, aus den Shakspear'schen Stücken wieder Novellen zu formen. Er nennt es: die Dramen wieder in ihre Novellen auflösen. Es soll dabei nichts vom Dichter verloren gehen, sondern vielmehr etwas Bedeutendes hinzukommen. „Das Drama bekommt Leben und Bewegung." Ein Schriftner, der in Shakspeare's Dramen Leben und Bewegung vermißt, ist grade der rechte Mann dazu, aus den Stücken des Dichters flache Novellen zu machen. Wie hoch er dabei sein Ziel gesetzt hat, erhellt aus der naiven Aeußerung, er werde die Erzählungsart anwenden, deren sich Van der Velde mit so vielem Glück bedient habe. Das erste Muster dieser Shakspeare-Novellen wird den Kaufmann von Venedig ballhornisiren.

Bußbegräbniß. Gottlieb Warmund, in seinem 1664 erschienenen Werke: „Geldmängel in Teutschlande und dessen gründliche Ursachen" erzählt Folgendes: Erasmus gedenket einer Geschichte, die sich zu Paris solle zugetragen haben: Es sahe einsmals den König einer von seinen Leuten und Bedienten traurig und bekümmert, und erfuhr, daß der bei ihm sich angesponnene große Geldmangel dessen Ursache wäre. Dieser rieth dem Könige, ihn seines Unmuths zu benehmen, daß er von allen, ja auch den geringsten Feilschaften, so die Bauern zu Marke brächten, einen oder andern schlechten Pfennig Uffschlag nehmen, und damit nur zwei Jahr verfahren solte, woraus er dann eine große Summe Geldes samlen könte. Das Bedenken dieses Mannes wurde angenommen, auch darauf, zum Exempel und Nachfolge, unterschiedene andere und mehr Geldpressuren erdacht. Als aber derjenige, so den Rath gegeben, sahe, daß er mit seinem Machtspruche die Abstellung der Steuern, nicht uff solche Weise zu widerrathen, oder zu unterbrechen vermochte, als er sie, mit seinem Bedenken, auf die Bahne, auch in Gang und Schwang gebracht hatte: Ist er in sehr große Bekümmerniß und Gemüthsbeschwerung gefallen, also auch, daß er an seiner Seeligkeit gezweiffelt. Damit er aber, wegen des übel ausgesonnenen Raths, seiner Meinung nach, büßete, und andern, damit sie nicht eben uff solche Weise sich verstoßen und anlauffen möchten, warnete, hat er in seinem Testamente verordnet, daß er zu Paris, uff dem Kornmarke, woselbst die Steuer eingefodert wurde, in dem heimlichen Gemache, da aller Unflat desselben gantzen Marks einfleust, solte begraben werden.

Die Nationalschläge. Ein Russe und ein Engländer befanden sich als Passagiere auf einem Schiffe, und geriethen, ohne übrigens heftig dabei zu werden, in Streit darüber: welche von ihren beiden Nationen im Faustkampf die wirksamste Methode zu schlagen inne habe. Keiner konnte den Andern durch Worte überzeugen, und beide wurden sehr verständig darüber eins: es solle jeder dem Andern seinen wirksamsten Nationalschlag zur Probe versetzen, wodurch allein ein vernünftiges Urtheil möglich werde. Von der sämmtlichen Schiffsmannschaft als Zuschauern umgeben, stellten sie sich einander gegenüber, und der Russe, seiner schmerztrotzenden Natur sich bewußt, überließ dem Engländer den ersten Schlag. Dieser warf sich in Boxpositur, drehte im schnellen Wirbel einigemal die Fäuste um einander, und versetzte dem Russen einen so gewaltigen Schlag auf den Magen, daß dieser mit aufgesperrtem Munde rücklings zu Boden stürzte und die Beine gen Himmel streckte. Man eilte ihm beizuspringen, und als er sich durch eingegessenen Rum so weit erholt hatte, daß er wieder athmen und sprechen konnte, nickte er dem Engländer beifällig zu, und stöhnte, sich den Magen reibend: „Hol' mich der Teufel! Gut! sehr gut!" Der Zuschauerkreis bildete sich auf's neue, und beide Gegner traten einander wieder gegenüber. Der Russe sah dem Engländer scharf in die Augen, und schnell wie ein Schuß gab er ihm mit den Knöcheln der geballten Faust einen so zerschmetternden Stoß auf die Nase, daß dieser mit einem: God damn! zurücktaumelte, beide Hände vor das Gesicht schlug, und das Blut ihm stromweise über Mund und Kleider floß. Er faßte sich indeß augenblicklich wieder, hielt sich mit der einen Hand die blutende Nase zu, reichte die andere dem Russen, sprach ganz kaltblütig: „auch nicht übel!" und ging in die Cajüte, um die Wäsche und Kleider zu wechseln.

Versündigung an Jean Paul's Manen. Es sind in diesen Tagen zehn neue Bände der Berliner Ausgabe von Jean Paul's sämmtlichen Werken (5te und 6te Lieferung Bd. 20 — 30) ausgegeben worden. Sie enthalten den Titan — in fünf Bände gedehnt — die Flegeljahre, die Clavis Fichtiana und Mars und Phöbus. Wem es etwa einfallen sollte, bei dieser Ausgabe eines unserer ersten Schriftsteller nach einem Plan zu fragen, dem kann die Antwort werden, daß keiner vorliege, sondern die Werke zusammengewürfelt abgedruckt werden. Und sollte jemand so begehrlich sein, für sein gutes Geld auch guten und correcten Druck, so wie haltbare Schwärze zu fordern, so werden ihn die neusten Lieferungen belehren, daß sich der Verleger in diesen Puncten zu nichts verpflichtet erachtet. Der Beweis für diese kurzgefaßte Inculpation soll morgen folgen.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro 120. Sonntag, 17. Juni 1827.

Bruder Gottlieb der Nürnberger.

Erzählung von Friedrich Pauer.

Ei das muß herrlich sein
Da möcht i hin!
Es giebt nur a Kaiserstadt
S' giebt nur a Wien!

So sangen fröhlich die Brüder in der Herberge; Gottlieb aber trieb sein volles, gepreßtes Herz hinaus auf die dunkle Gasse. Der Ostwind stürmte durch die beschneiten Straßen, schwere Lastwagen knarrten im erstarrten Schnee vorüber und Gottlieb schaute mit gefaltenen Händen zum reichgestirnten Himmel empor. Da blinkte der Orion im stattlichen Kreuze, der Griff funkelte hell, wie ein leuchtender Komet und unten strahlte der Sirius, blau und freundlich wie die Gaslichter vor der Herberge. Nach langem Umherschauen gewahrte endlich unser Gottlieb den vielgeliebten Hesperus, der ihm auf mancher Wanderschaft den mühsamen Marsch erleichtert und oft Friede und Freude seinem verödeten Herzen gespendet hatte. O! stiller Hesperus! rief er aus und heiße Thränen benetzten die gekältete Wange; wann wirst du Ruhe geben dem ermüdeten Herzen, wann wirst du trocknen die Thränen der Getrennten? Ach nimmer, dachte ich damals, als dein freundliches Licht freudestrahlend verklärte das einsame Stübchen meiner Helena, daß so bald düstere Wolken unsern heitern Himmel umziehen würden.

So seufzte Gottlieb und horchte mit schwerem Herzen den fröhlichen Liedern der muntern Gesellen. Heiliger Abend war heute und trüber wie sonst gedachte er der vergangenen Zeit. Seit zehn Wochen schon harrte er posttäglich auf einen Brief vom Bruder Auklammer, der mit ihm in Wittenberg bei'm Vater seines Lenchens, bei'm reichen Meister Bertram, gearbeitet hatte und jetzt, als der Liebling des Meisters, dort fröhliche Tage verlebte.

Seh' er sich um in der Welt, sagte der alte Bertram, und schob die sammtene Mütze auf der gefurchten Stirn bedachtsam herum — versuch er sich was, alsdann wollen wir uns wiedersprechen — und nun Marsch fort! — mit dem Bescheide schob er einst den bedutzten Gottlieb zum Hause hinaus, schickte sein Ränzchen hinterdrein und — fort war der arme Junge aus seinem Elysium.

Die Sache trug sich folgendermaßen zu: Im Hause Meister Martin Bertram's, des Steinmetzen, ging's hoch her; in der Werkstatt, schön geputzt und festlich aufgeräumt, tanzten die jungen Leute; die Wände, sonst nur erklingend vom eintönigen Hämmerwerk der Meißel und Griffel, hallten jetzt wider im lustigen Hörnerklange, draußen aber vor der offnen Halle, im reinlichen Vorhofe, wo ringsum an der Mauer sauber gehauene Urnen und Monumente, mit Blumen zum heutigen Feste verziert, prangten, saßen am breiten Tisch die Aeltesten der Stadt. Unter ihnen der stattlichste, Meister Martin Bertram. Bedächtig drehte er, wie er zu thun pflegte, wenn es ihm so recht wohl war, die schwere silberne Tabacksdose zwischen den Fingern und schaute wohlgefällig auf sein liebliches Töchterchen Helene, deren 15ter Geburtstag heute so festlich begangen wurde. Eben war der Walzer geendigt, da hüpfte das reizende Kind mit freudefunkelnden Augen und hochglühenden Wangen zum alten Vater, ihm hätschelnd und schmeichelnd die rauhe Hand streichelnd. Er aber legte prüfend die Rechte an die glühende Stirn seines Herzblättchens, nahm dann das schwere ostindische Tuch, welches wohlverwahrt in dem sammetnen Festkleide ruhete, hervor und breitete

es schützend über den hochwogenden, jungfräulichen Busen der eben entknospten Helene. S' ist ein Wetternädel das, sagte er dann, wohlgefällig lächelnd, zum Rathmanne Gehrig — vor 'nem Jahre steckte es noch in den Kinderschuhen und jetzt! nun, kann's nicht jeden Tag heirathen? Gar manches sagte er noch zum Lobe des Märchens, da trat der Altgeselle Johannes gar zierlich herzu und fragte den Meister, wo denn das Lenchen sei, die ihm den folgenden Tanz zugesagt und nirgend zu finden sei? Weiß ich's, rief lächelnd der Meister, eben war sie da, aber das fliegt und hüpft, wer weiß wo sie jetzt steckt. Hier! erscholl's aus der geöffneten Hofthüre und herein trat die Vermißte, einen blonden Gesellen an der Hand, der, seinen staubigen Füßen und dem wohlgeschnürten Ränzlein nach zu schließen, so eben von der Wanderschaft einkehrte. Hier bringe ich euch einen neuen Gesellen für den Perleberger, der vergangene Woche heimwanderte, sagte freundlich lachend das rosige Lenchen und führte den erröthenden Gottlieb zum Vater hin. Ich bringe Euch einen Gruß von Eurem Pathen, dem Meister Steffen aus Nürnberg, und mich selbst, wenn Ihr mich brauchen könnt, sagte jetzt Gottlieb, ermuthigt durch den freundlichen Willkommen der holden Meistertochter. Diese war inzwischen näher getreten und kredenzte, nach Landessitte, den Willkommentrunk dem rüstigen Burschen, der ihr gar wohl zu gefallen schien. Nun, setzte sie schelmisch lächelnd hinzu, wenn Ihr denn heut erst vom Finsterwalde kommt, so könnt Ihr nur den Staub von den Füßen schütteln und frisch mit tanzen, es fehlt so an jungen, flinken Tänzern, geht nur hinauf und laßt sehen, was euer schmuckes Ränzlein da alles enthält. Darauf winkte sie dem Lehrburschen, daß er den neuen Gesellen, den ein herzlicher Händedruck des Meisters willkommen geheißen, nach der freundlichen Begrüßung vom hochgeehrten Pathen aus Nürnberg, hinaufführe in's leere Kämmerlein des fortgezogenen Bruder Perleberger. Gottlieb aber erfaßte die kleine Hand des freundlichen Lenchens, drückte sanft das warme Pätschchen und bat sie um einen Tanz, den sie, hoch erröthend über den feurigen Händedruck, ihm willig zusagte.

Schon zwei Jahre war nun Bruder Gottlieb der Nürnberger im Hause des alten Martin Bertram, jeder war ihm zugethan, der Meister lobte ihn als den Besten und Verständigsten seiner Gesellen, wo es galt eine feine Zeichnung zu einem prachtvollen Monumente zu fertigen, da mußte der Nürnberger herbei; die Mitgesellen, sogar der stolze Altgeselle Johannes, waren ihm herzlich gut und Lenchen — ach die hatte ihr ahnendes Herz nicht betrogen, als es freudig klopfte bei'm Empfange des wackern Gottlieb. Herzlich gut war sie ihm vom Anfange her gewesen, als aber die treue Margareth, ihre gute Mutter, krank darnieder lag, als es nun zu Ende ging mit ihr und Lenchen Tag und Nacht nicht wich und wankte vom Lager der Sterbenden, da offenbarte die zarte, innige Liebe ihres Gottliebs sich ihr ganz. Wenn er dann Abends in der Dämmerung hereintrat und sein blaues, schwermüthiges Auge eine große Thräne füllte, wenn er dann stumm ihr die Hand drückte, leise zum Bette der guten Meisterin trat und ihr mit der schönen, weichen Stimme einen Gesang vorlas aus dem neuen Nürnberger Gesangbuche, wenn dann die Mutter, gestärkt und erquickt, ihn ihren guten Sohn, ihren lieben Gottlieb nannte — da fühlte Lenchen wohl, daß sie ihm nicht bloß gut sei — nein daß sie nicht lassen könne von ihm, dem heißgeliebten, guten Menschen.

An einem heiteren Herbstabende kehrte Lenchen vom grünenden Grabe der Mutter zurück. Heilige Stille herrschte in der entschlummernden Natur, einzelne falbe Blätter säuselten hernieder, die Astern zierten mit schimmernden Farben noch einmal die schmucklose Erde und eine Blume nach der andern senkte das müde Haupt. Vom nahen Thurm ward der Sonntag eingeläutet und leise zitterten die Klänge durch die Dämmerung. Dem einsam trauernden Lenchen ward es gar wehmüthig ums Herz, sie floh hinauf in ihr freundliches Stübchen, um sich dort in stiller Andacht der Geschiedenen zu nähern. Als sie ihr einfaches Gebet verrichtet hatte vor dem offnen Fenster, durch welches die Sterne freundlich herein blickten, fiel ihr Auge auf eine Zeichnung, die, vom Schimmer des Vollmondes bestrahlt, vom Tische ihr entgegen leuchtete. „Der treuesten Mutter geweiht“ stand darüber; es war ein Geschenk Gottliebs, der diese zu einem Monumente für die geschiedene Mutter der Geliebten angefertiget und gar sinnig ausgeschmückt hatte.

Guter, lieber Gottlieb! flüsterte leise Lenchen und schwieg beschämt still, als ob sie fürchte sich verrathen zu haben. Ist es denn Sünde ihn zu lieben? sagte sie dann, ihre Hände faltend, und fragend anschauend zur verklärten Mutter. Da rauschte es leise neben ihr, erschrocken fuhr sie empor und sank in die Arme ihres Gottliebs, der, sanft sie umfangend, sie zu sich nieder auf den verödeten Lehnsessel der Mutter zog.

So liebst du mich denn wirklich, mein holdes gutes Lenchen? flüsterte er zärtlich und drückte den ersten schüchternen Kuß der reinsten Liebe auf ihre bebenden Lippen. O! wenn du noch lebtest, du gute Mutter, rief weinend Lenchen, die rothen Lippen willig seinen Küssen hingebend; du würdest unsere Liebe schützen, du warst ihm ja immer so gut. Unter dem süßesten Gekose der Liebe und den tausend Fragen über die Vergangenheit, über das allmählige Entstehen ihrer Liebe, war dem glücklichen Paare die Zeit schnell hinweggeeilt und ohne die schweren Tritte des heimkehrenden Vaters zu vernehmen, saßen sie noch dicht neben einander im Lehnstuhle der Mutter, als Meister Martin plötzlich vor den Erschrockenen stand. Das sind mir saubere Geschichten, herrschte er sie an, fort auf deine Kammer, du leichtsinnige Dirne, rief er zornig und drohete mit dem großen, silberbeschlagenen Rohrstocke. Da aber warf sich ihm Lenchen weinend zu Füßen, beschwor ihn bei

allem was seinem Herzen theuer war, bei dem Andenken an die verstorbene Mutter, nicht ihr ganzes Lebensglück zu zernichten erzählte dann mit so viel Wahrheit und Wärme das Entstehen ihrer Zuneigung, daß endlich der alte Martin, halb ärgerlich, halb besänftigt dem betrübten Gottlieb die Worte zurief, deren ich im Eingange der Geschichte erwähnte — Marsch fort nun, rief er noch einmal, schob den Zögernden zur Thür hinaus und schickte sein Ränzlein, mit einer wohlgefüllten Börse als Reisegeld, noch Abends nebst seinem Gruße in die Herberge.

(Fortsetzung folgt.)

Viersilbige Charade.

Mit froher Pracht, mit goldnem Schein
Die ersten dich umgeben,
Indeß die andern, arm und klein,
Sich neben dir erheben,
Als Theile dessen, das ihm dient,
Der hoch zu steigen sich erkühnt.
Zu nützlichem und schlimmem Zweck
Weiß er's zu brauchen dreist und keck.

Zwar wird, im Ueberfluß empfah'n,
Das Ganze dir bedeuten
Nicht eben auf der Schönheit Bahn
Ein glänzend Vorwärtsschreiten:
Doch tröste dich! rasch ausgesät
Verschwindet's rasch; nur aufersteht
Es wieder grade zu der Zeit,
Wo sonst des Schönen viel gedeiht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 115.
Vevay.

Frankfurter Theater.

Die Bauveränderungen im Schauspielhause sind nun so weit beendigt, daß Mittwoch den 20. Juni die erste Vorstellung in dem restaurirten Hause statt haben, auch alsdann ohne Unterbrechung an den herkömmlichen Tagen fortgespielt werden wird. Da wir Gelegenheit hatten, uns mit den innern Einrichtungen bekannt zu machen und uns von deren Zweckmäßigkeit zu überzeugen, so halten wir uns um so mehr verbunden, unsere Leser von dem Geleisteten in Kenntniß zu setzen, als der Bau durch die beispiellose Schnelligkeit, womit derselbe ausgeführt worden, allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat. Das kunstliebende Publikum, das die ungewohnte Entbehrung nicht ohne den lebhaften Wunsch, sie möglichst abgekürzt zu sehen, ertragen hat, wird indem raschen Betrieb eines so mühsamen als verdienstvollen Unternehmens einen neuen Zoll der ihm von der treffenden Behörde gewidmeten Achtung erkennen, die Schauspieler aber darin einen Sporn finden, auch ihrerseits durch beharrliches Streben nach dem Höchsten, was ihrem Talent erreichbar ist, zu zeigen, daß ein fester Wille, besonnen geleitet, vieles vermag, was beim ersten Blick unmöglich scheint.

Der Anbau im Marstallhofe wurde angefangen den 28. März, von da in 25 Tagen unter Dach gebracht und ins Rauhe hergestellt, seine Vollendung aber bis zum 14 Juni bewerkstelligt, so daß er am 15. der Theaterbehörde zur theatralischen Einrichtung übergeben werden konnte.

Das Theatergebäude in seinem vorigen Zustande enthielt 8 höchst unvollkommne Ankleide- und sonstige für den Dienst der Bühne bestimmte Zimmer, von deren Unzweckmäßigkeit sich jeder des Theaterwesens Kundige leicht überzeugen konnte. So waren die Eingänge in dieselben so beengt, daß die Schauspieler in den oft umfangreichen theatralischen Gewändern nicht ohne höchsten Nachtheil für dieselben eintreten konnten; überhaupt waren Treppen und Gänge so enge und unbequem angebracht, daß der Transport sowohl als die Aufbewahrung der Mobilien und Requisiten höchst schwierig war.

Auf der Bühne war bei einer Breite von 54 Fuß der Raum so beschränkt, daß bei Vorstellungen, welche eine nur mäßige Zahl Comparsen (Statisten) erforderten, über dieselben trotz aller angewandten Mühe nur sehr unvollkommen disponirt werden konnte. Der Bühne fehlte das Tageslicht gänzlich, wodurch die Einrichtung für die Vorstellungen sowohl, als auch das Abhalten der Proben ungemein erschwert wurde. Die Construction der Maschinerie war so beschaffen, daß eine Einrichtung, wie sie eine heutige Bühne verlangt, nur durch eine totale Umänderung derselben möglich war.

Durch den neuen Bau glaubt man den angeführten Mängeln in allen wesentlichen Beziehungen in so weit abgeholfen zu haben, als es das ausgesetzte Baucapital, der vom hohen Senate bewilligte Raum außerhalb des alten Gebäudes, die einmal bestehenden Hauptanlagen und die zur gesammten Herstellung anberaumte Zeit von 6 Wochen nur immer erlaubten.

In dem neuen Anbau wurden nemlich die früher zu beiden Seiten der Bühne, diese sehr beengend, gelegenen, Ankleide- und Probezimmer in weit größerer Ausdehnung angebracht; so daß durch dieses Auskunftmittel die Bühne eine Breite von 84 Fuß statt der früheren von 54 Fuß erlangt hat.

Im Ganzen besteht der neue Anbau aus 24 Piecen, welche folgende Bestimmung haben, nemlich:

1) Im Souterrain.

Schreinerwerkstätte; Statistenzimmer; Zimmer für den Beleuchter.

2) Im ersten Stock.

Decorationsmagazin für den täglichen Gebrauch; zwei Ankleidezimmer für Schauspiele; Aufenthaltszimmer für das Orchesterpersonal; Zimmer für die Inspection; Zimmer für die Friseurs.

3) Im zweiten Stock.

Malersaal in directer Verbindung mit der Bühne; Versammlungszimmer für das spielende Personal; zwei Ankleidezimmer für Damen; ein dergleiches für fremde Schauspieler; Frisircabinet.

4) Im dritten Stock.

Probesaal für die Opern; Ankleidesaal für Choristen; desgleichen für Choristinnen; Zimmer für die Requisiten.

5) Im vierten Stock.

Aufbewahrungszimmer für Garderobe; zwei Zimmer für die Schneiderei; zwei Zimmer zur Wohnung für den Theatermeister.

Bodenraum zu Kleidermagazinen eingetheilt.

Diese Stockwerke sind durch geräumige Treppen unter sich und mit dem alten Haus so verbunden, daß die Communication ungehindert statt finden kann.

Die Veränderungen im alten Gebäude wurden unmittelbar nach der letzten Vorstellung am 7. Mai begonnen; die Absicht der Veränderung war: dem Gebäude ein freundlicheres Innere und zugleich mehr Bequemlichkeit für das Publikum zu geben; zu dem Ende wurden also die Treppen zu ebner Erde gleich beim Eingang im Vestibulum beseitigt. Die früheren Buffette auf dem freien Gang wurden durch ein heizbares Zimmer ersetzt. Zur Bequemlichkeit desjenigen Theils des Publikums, welches das Theater zu Fuß verläßt, ist ein neuer Ausgang nach der Kalbächergasse hin angebracht worden. Die Fahrenden werden nun nicht mehr mit diesen collidiren. Für Nothfälle, Feuersgefahr, Tumulte sind geräumige Ausgänge hergestellt.

Die innere Decoration des Theaters verdient alles Lob; sie ist geschmackvoll und ansprechend. Es war in dieser Beziehung vieles zu thun, indem der allgemeinen Klage über die den Genuß an den Darstellungen so oft störenden äußeren Mängel ein Ziel gesetzt werden sollte. Reinlichkeit und heiteres Farbenspiel, wohlberechnet auf den günstigsten Effect, lassen nun das Auge mit Wohlgefallen auf den Umgebungen ruhen. Der Plafond, die Ausschmückung der Logenbrüstungen und vor allem der wohlgelungene neue Vorhang mit seiner reichen Arabeskeneinfassung — sie befriedigen gewiß Jeden, der ohne überspannte Erwartungen und Ansprüche das Geleistete auf sich einwirken läßt.

Das Podium und die Maschinerien desselben wurden, nach dem Muster der besten Theater, mit Berücksichtigung der Lokalität, ganz neu eingerichtet, und dies mit einer Schnelligkeit, die bei Arbeiten der Art ganz ungewöhnlich ist und nur durch umsichtsvoll vorherberechnete Plane und ein vollkommenes Ineinandergreifen der anordnenden Kräfte erreichbar war.

Die Aufführung des Seitengebäudes, so wie die Restauration des alten Gebäudes, nebst der vorigen Winter schon eingerichteten und bei der eingetretenen starken Kälte bereits als zweckmäßig bewährt befundenen Luftheizung, lag dem Hrn. Baurath Burnitz ob. Die Decoration des Auditoriums wurde nach seinen Zeichnungen und unter seiner besonderen Mitwirkung durch den Maler Herrn Schulz mit vorzüglicher Geschicklichkeit zu Stande gebracht. Der eben so einfache als geschmackvolle, wahrhaft künstlerisch aufgefaßte, als Draperie behandelte Vorhang ist von dem als Dekorationsmaler rühmlichst bekannten großherzogl. hessischen Hoftheatermaler Hrn. Sandhaas. Das umgeänderte Maschinenwesen, so wie das neue Podium und die sonstige Bühneneinrichtung wurde nach den Angaben und unter spezieller Leitung des Hrn. Director Malß, so wie es die Localität erlaubte, unter Berücksichtigung der neuesten Erfahrungen in diesem Fache, mit möglichster Benutzung des schon Vorhandenen ausgeführt, so daß nunmehr, mit geringen Mitteln das erlangt worden ist, was an fremden Theatern nicht selten nur mit großem Kostenaufwand erzielt werden konnte. Eine so schnelle Beendigung so schwieriger Bauten wäre sicher unmöglich geblieben, hätten nicht, wie hier der Fall war, beide Architecten, jeder in seinem Fache, aufs thätigste zusammengewirkt, immer nur die Sache, der es galt, im Auge, und jedes störende Element aus ihren unausgesetzt nöthigen Berathungen sorgfältig entfernt haltend.

Ein Beweiß, daß Niemand eine so schnelle Vollendung des Baus erwartete, ist, daß selbst die Theateroberdirection dem gesammten Personale einen Urlaub bis zum 15. Juni bewilligt hat, während, wenn die Regie darauf vorbereitet gewesen wäre (was nur möglich sein konnte, wenn die Schauspieler wenigstens eine Woche früher disponibel geworden) füglich am Sonntag 17. Juni die erste Vorstellung hätte statt haben können.

B.

☞ Die Auflösung des Charade-Sonetts in Nr. 110 war eine versuchte und gewagte. In Goethe's Werken steht es ohne Lösung: Jungfrau konnte wohl passend bedünken, wenn man etwas Auslegungsfreiheit zuließ. Wir hören indeß, das rechte Wort sei der Eigenname eines Frauenzimmers, geheißen Herzlieb. Auch so bleibt die Charade etwas dunkel, was jedoch nur ein kleiner Reiz mehr ist.

Der gestern versprochene weitere Bericht über Jean Pauls sämmtliche Werke mußte wegen Raummangel ausgesetzt bleiben.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 121. Dienstag, 19. Juni 1827.

Zum Fest im Walde.

(Pfingstdienstag zu Frankfurt.)

O, wie schön ist diese Welt,
Wenn sie doch nur bleibend wäre!
Blau der Himmel, grün die Flur,
Sanft Gesäusel lauer Lüfte,
Lerchen wirbelnd im Azur,
Blumen hauchend süße Düfte! —
Ach, wie schön wär' diese Welt,
Wenn sie nicht vergänglich wäre!

O, wie herrlich dieser Tag,
Wenn er nur recht lange währte!
Männer, Frauen, Jung und Alt, —
All', in fröhlichem Getümmel,
Strömen in den nahen Wald,
Jedem lacht ein eigner Himmel!
Ach, wie herrlich wär' der Tag,
Wenn die Freud' nur länger währte!

O, wie reich ist jetzt das Land,
Möcht' es stets so reich doch bleiben!
Reuter, Wagen über Feld,
Bunte Kähne auf den Wogen,
Schön geputzt die schöne Welt,
Alles festlich angezogen.
Ach, wie reich wär' dieses Land,
Könnt', was Jeder scheint, er bleiben!

O, wie schön ist diese Welt,
Wenn sie doch nur bleibend wäre!
Blau der Himmel, grün die Flur,
Sanft Gesäusel lauer Lüfte,
Lerchen wirbelnd im Azur,
Blumen hauchend süße Düfte! —
Ach, wie schön wär' diese Welt,
Wenn sie nicht vergänglich wäre!

F. W. C.

Bruder Gottlieb der Nürnberger.

(Fortsetzung)

Da saß nun der arme Gottlieb, einsam und allein, in seinem Schmerze; — noch konnte er nicht fassen den schnellen Wechsel seines Glückes und daß er jetzt wiederum so ganz vereinzelt da stehe in Gottes weiter Schöpfung. Schon einmal stieß ihn das Schicksal hinweg von denen, die seinem Herzen die Theuersten waren, hinaus in die kalte, fremde Welt. Gottlieb war der Sohn eines armen Landpredigers, und erhoben und beglückten ihn auch oft die Gefühle und geistigen Genüsse, die er einer sorgsamen Erziehung verdankte, wußte gleich sein frommes Gemüth im Glauben an eine allliebende Vaterhuld sich zu stärken und zu ermuthigen in Angst und Noth und Trübsal — so gab es auch wiederum Augenblicke, wo ihn die höhere Bildung, die bessere Denkungsweise so ganz vereinzelt und verlassen dastehn machte und schwere, heiße Seufzer entquollen dann seinem belasteten Busen. Wenn Sonntags und am lieben blauen Montage die Brüder in der Herberge fröhlich beim Kruge Bier beisammen saßen und, begeistert vom edlen Gerstentrank, nun ihre Abentheuer und Liebeshistörchen in kräftiger Sprache erzählten, da schlich sich der Nürnberger fort aus dem lauten Kreise und achtete nicht der Necker und Lacher, die ihn den Herrn Pfarrer aus Nürnberg, oder die traurige Seele nannten.

Ohne Scheidegruß, das fühlte Gottlieb, konnte er unmöglich aus Wittenberg ziehen; noch einmal sehen mußte er sein Lenchen, dann wollte er, ihrer Liebe vertrauend, getrost die Wanderschaft antreten. So schlich er denn leise zum weitläufigen Gehöfte Meister Martins, schaute lange umher auf dem Hofe und im Garten, ob auch nicht etwa der Altgeselle Johannes, wie er zu thun

pflegte am Sonnabend Abend, nach der sauren Arbeitswoche, im Dunkeln unter der großen Linde sitze und sein Pfeifchen bei einem Kruge Wittenberger behaglich schmauche. — Alles aber war still ringsum, der treue Packan, der ihn anfangs gar unfreundlich begrüßt hatte, schmiegte sich jetzt demüthig an ihn und schnupperte und leckte an der befreundeten Hand, die manchen leckern Bissen ihm gespendet hatte. Vorsichtig näherte sich jetzt Gottlieb der Gartenpforte, hob sie leise in den Angeln, damit ihr grämliches Knarren den Kommenden nicht verrathe und stand nun mit klopfendem Herzen unter dem Stübchen seines Lenchens, wo ihm noch vor so kurzer Zeit die schönste, heiligste Stunde seines Lebens zu Theil ward. Hatte sie ihn erwartet oder hörte sie den schüchternen Tritt des Nahenden? Eben wollte Gottlieb das Lieblingsstückchen des geliebten Mädchens, das sie ihm oft bei der Arbeit abgelauscht hatte, mit leiser Stimme anheben, siehe, da öffnete sich schon das liebe Fenster, und ein Engelsköpfchen schauete heraus und strahlte Freude und Lust ins bekümmerte Herz des armen Gottlieb.

Wohl hatte Lenchen ihn erwartet, konnte er denn, ohne ein Wort des Abschiedes, sich von ihr trennen, vielleicht auf immer? Manches trauliche Wörtchen koseten die Liebenden zusammen. Eben hatte Gottlieb eine ihrer goldigen Locken, als Talismann für die Wanderschaft, in seinen Busen gesteckt, da trat der Altgeselle Johannes, gemüthlich sein Pfeifchen rauchend, durch die Hofthür herein, und aus war es mit der Freude der Liebenden. So leb denn wohl, mein Gottlieb, schluchzte leise Lenchen, als der Störer im Dunkel des Gartens verschwand, leb wohl in der weiten Ferne, gedenke auch da deiner treuen Helena, deren Geist dich liebend umschweben wird, so wie der der verklärten Mutter. — Leb wohl, rief auch Gottlieb mit gepreßter Stimme ihr noch einmal zu und verschwand im Dunkel der Nacht.

Traurig und in sich gekehrt wanderte er nun der Herberge wieder zu, und ward dort vom fröhlichen Gesange eines angekommenen Wanderburschen empfangen. Leise schlich er bei diesem vorbei und belauschte in der Thür den seltsamen Gesang des Angekommenen, der folgendermaßen erklang:

Gott grüß dir Bruder Straubinger,
Mir freut's, daß i dir sehe,
Du weißt am Ende nit einmal,
Daß i von Halle gehe.
Der Meister und die Meisterin
Da kennt i gar nit klagen;
Doch mit die Herren Studiosibus
Konnt i mir nit vertragen.

Zu diesem anziehenden Liede paßte ganz das Aeußere des Sängers: ein schmales Ränzlein, dessen Grundfarbe man kaum erkennen konnte unter den zahllosen Bedeckungen von Leder-, Filz-, und anderen Ausbesserungen, schien jetzt seinen Inhalt wohl tragen zu können; der rechte Ellenbogen blickte freundlich und wohlgemuth in die freie Welt hinaus und das graue, abgeschabte Röcklein widerstand am linken auch eben nicht sonderlich einer ähnlichen Lust zur Freiheit. Die stattliche, rothe Mütze aber widersprach schnurstracks den eben vernommenen Worten des Liedes, indem sie ihre Abstammung von einem Musensohne durch das F. C. R. (fratres conjuncti Rhenaniae) nur zu deutlich bekundete. In gleicher Maaße stachen denn auch von dem grauen Röcklein, an dem der Zahn der Zeit seine allgewaltige Macht hinlänglich bewiesen hatte, die stattliche und feste Fußbedeckung ab; rings strahlten unter den ansehnlichen Sohlen der Wanderschuhe die Köpfe der schützenden Nägel hervor und zwei mächtige Riemen versicherten den Wanderer seines Eigenthums. Auch den Ranzen zierten ein Paar gewichtige Schuhe und verriethen alsbald dem aufmerksamen Beobachter den erwählten Beruf Bruders Matthias, des Schusters aus Linz.

Wie kommt der nur in unsre Herberge? fragte Gottlieb den Herbergsvater, der mit lächelndem Gesichte den fröhlichen Linzer betrachtete. Das ist ein närrischer Kautz, entgegnete dieser, den Steinmetzen vertraulich bei Seite ziehend. Ich wollte ihn anfangs nicht aufnehmen, da kam aber der Nachbar, Meister Leder, bei dem er vor zwei Jahren in Arbeit war, und legte ein gutes Wort für ihn ein, versprach auch die Zeche zu bezahlen. In der Schusterherberge hat er Händel angefangen, sein Geld verspielt und da haben sie ihn denn hinausgeworfen; so kam er hier mit blutigem Kopfe an, war aber guter Dinge und sang und pfiff ein Stückchen um das andere, soll überhaupt mürrisch und zänkisch sein, so lange im Sacke noch Batzen sind, ist's Geld aber alle, da jubelt und singt er den ganzen Tag und ist auch der verträglichste Kumpan. Und herein taumelte der seelige Bruder Linzer, fiel dem blonden Gottlieb um den Hals, tanzte dann mit dem leeren Ränzlein in der Stube umher und sang dabei aus voller Kehle

s'ist halt alles eins,
s'ist halt alles eins,
ob i Geld hab oder keins.

He Bruder! zieht er mit auf die Wanderschaft, so hat er halt den durstigsten und fidelsten Wanderbruder getroffen,

überall bin i zu Hause,
überall bin i bekannt,

trällerte hier Bruder Linzer, rief dann, mit der gewichtigen Hand auf den eichnen Tisch schlagend: noch en Krug Wittenberger auf Rechnung des Meister Leder! — — Gottlieb aber schlich leise hinauf zum einsamen Kämmerlein und hörte noch lange die munteren Lieder, die der Bruder Linzer mit immer schwererer Zunge lallte.

Als, am Morgen darauf, Gottlieb in die Gaststube hinab kam, schnürte der Linzer schon sein Ränzel und sang mit freudiger Stimme sein Morgenlied, dann, seiner Antipathie gegen die Haller Musensöhne eingedenk, sang er weiter, indem er, seinem Unmuthe Raum gebend, bei jeder Strophe die Schnallen seines Ränzleins fester anzog, so daß es bald bis zum schmalen Bettelsack einschnurrte; das Lied hieß folgendermaaßen:

Zu Halle an der Saalige,
Allda wollt's mir nicht gefalige,
Weil der Handwerksburs
Zu viel leiden muß
Von die Herren Studiosibus.

Nun Bruder Linzer, unterbrach hier Gottlieb den eifrigen Sänger, wie steht's, wollt ihr mit auf die Wanderschaft? glaube nur schwerlich, daß mein Weg der eurige sein wird.

Warum glaubt er denn das nit, Bruder Nürnberger, sag' er nur an, mir ist's just gleich wohin i gehe, wenn's nur keine Herrn Studenten da gibt, wie die in Halle, so ist mirs halt schon überall recht.

Mein Weg geht durch's Sachsenland, Böhmen, über's Riesengebirge, nach Ratibor, wo mir ein Vetter wohnt, den ich besuchen will, findet sich unterwegs Kundschaft, nun so bleibe ich. So antwortete Gottlieb und war schier verwundert über die Antwort des Bruders Matthias, der kräftigen Handschlags versicherte, sein treuer Reisegefährte zu sein, wohin es immer gehe. An Kundschaft liegt mir just nichts, so fuhr er in fröhlicher Laune fort, aber's Wandern, das ist mein Fach und hab i halt kein Geld mehr im Sack, so bin i doch halt der fröhliche Linzer, i mein immer:

So wollt i daß nimmer e Schuster i wär,
Wenn's Wandern, wenn's Wandern, wenn's Wandern nit wär.

Acht Tage waren unsern Gesellen schon verflossen, sie hatten Herzberg, Camenz und Bautzen durchwandert und hielten jetzt in einem Dorfe jenseits Zittau ihr letztes Nachtlager, ehe sie den beschwerlichen Marsch über das Riesengebirge begannen. Der Bruder Linzer stimmte zwar fortwährend dafür, das Riesengebirge zur rechten Hand liegen zu lassen und fein hübsch im ebnen Lande zu bleiben; Gottlieb aber hatte von jeher große Sehnsucht in sich verspürt, das herrliche Riesengebirge zu übersteigen; war nun gleich die Luft schon rauh und kalt, bedeckte die höchsten Kuppen schon frisch gefallner Schnee, so wußte er doch bald den Bruder Linzer, der halt mit allem zufrieden war, zur beschwerlichen Wanderschaft umzustimmen.

Bis Mittag gings auch leidlich, als aber die Schatten der Sonne immer länger, der Wald dagegen immer dunkler und die Felsen immer schroffer wurden und kein Laut sich vernehmen ließ, im einsamen Forste, als des Grünspechts heiseres Rufen und das Schnarren des Baumläufers — da ward den Gesellen gar seltsam zu Muthe.

Matthias, hörtest du nicht eben ein fernes Rufen, wie um Hülfe? rief jetzt Gottlieb dem zurückbleibenden Linzer zu — ja wohl, Bruder Nürnberger und da wird halt geschossen — erwiederte aufhorchend der Erste. Rascher wanderten die beiden darauf zu und kaum bogen sie um einen Vorsprung im Felsen, als sich ihren Augen eine wilde Schlachtscene darstellte. Ein Reisewagen kam im schnellsten Laufe daher, die Pferde waren durchgegangen, Kutscher und Bediente lagen nicht weit davon im Blute, neben ihnen zwei der angreifenden Straßenräuber.

An eine mächtige Eiche gelehnt stand ein hochgewachsener, kräftig-schöner Mann und wehrte sich mit Löwenmuth gegen drei eindringende Banditen. Den Rücken deckte ihm der breite Baumstamm und mit kräftiger Faust schwang er den Säbel gegen die Räuber; doch immer matter wurden die Streiche und mit erneuerter Wuth drangen sie auf ihn ein. Da stürzte Gottlieb mit seinem eisenbeschlagenen Dornenstocke herbei, schmetterte mit kräftigem Schlag den stärksten zu Boden und — sank, den nächsten niederreißend, aber von einem Messerstiche durchbohrt, blutend zur Erde. Inzwischen war auch Matthias herangekommen und schnell flohen die Geschreckten in's Dickicht.

Jetzt rasch davon, ehe die Räuber mit Uebermacht wiederkehren! rief der Fremde dem zögernden Matthias zu. Nicht ohne meinen Gottlieb, der für Euch schwer verwundet da liegt, edler Herr, rief mit funkelnden Augen der brave Linzer und hob sanft und still den Verwundeten empor. Heiße Thränen liefen über die gebräunte Wange herab und benetzten das bleiche Gesicht des Sterbenden.

O! wie beschämt ihr mich, wackerer Bursche, rief der Fremde und zerdrückte, gerührt über so viel Liebe unter diesen rohen Menschen, eine Thräne im Auge. Verzeiht mir, ich hielt euren Cameraden für todt, wie jene vier, die nimmer wieder erstehen werden. Doch kommt, wir wollen ihn vorsichtig zum Wagen tragen, der dort durch die Bäume am Ausgange des Waldes hervorschimmert.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Darmstadt, den 16. Juni 1827.

In einer Recension über eine neuerlich erschienene Aesthetik hat unlängst das Mitternachtblatt geistvolle Ansichten entwickelt, von welchen wir wünschen, daß sie mehr und mehr praktisch werden und auch unsern Theatercorrespondenzlern zur Richtschnur dienen möchten. Sie würden dann nicht ferner, entweder nur die Mienen und Gebärden der Schauspieler bis in's Einzelne aufnehmen, um sie in verzerrtem Holzschnitte wiederzu-

geben, oder von vornherein ein System mit allen Stübchen und Kämmerchen sich ausbauen, um hier, als literarische Polizei, den Geist des Dichters und des Kunstwerks gewaltsam zu inhaftiren. Die menschliche Seele — dieß sind im Wesentlichen jene Ansichten — ist an sich frei und muß sich als frei fühlen, wenn sie ihr ganzes Wesen, d. h. alle ihre Kräfte mit einander fühlt; also wenn sie Einen Gegenstand klar erkennt, wenn derselbe zugleich Empfindungen in ihr erweckt und dann Erkenntniß und Gefühl zur Idee sich steigern. Diese Freiheit aber muß jedes ächte Kunstwerk geben. Gewiß würde die schöne Kunst mehr Gewinn davon haben, wenn das kritische Heer diese in ihrem Anschauen wirklich empfundene Freiheit einfach und wahr darstellen wollte, statt daß es nur seine Befangenheit zeigt, indem es den reglementsmäßig exercirten Gefühlen schon im Voraus die Marschroute macht. Wenden wir das Gesagte insbesondere auf die höhere Oper an, so wird uns klar, daß in ihr — welche in so vielfacher Weise die Seele anregt — vielleicht mehr als anderswo, der Zweck aller Kunstwerke erreicht werden kann. Zugleich aber zeigen sich uns die größeren Schwierigkeiten, welche einer vollendeten Composition und Darstellung der Oper im Wege stehen. Indem uns das ächte Drama — nicht also die neuere Schicksalstragödie — die menschliche Freiheit im Kampfe mit der Nothwendigkeit zeigt, ist die Anschauung der innerlich und äußerlich bedingten Ereignisse das Wesentliche und das unmittelbar auf den Zuschauer Wirkende. Empfindung und Gefühl werden erst mittelbar durch Anschauung und Erkenntniß erzeugt. Im Drama kann also auch die Handlung selbst eine verwickelte sein, während sie in der Oper, wo die Gefühle in Gesang und Musik unmittelbar uns ansprechen, eine einfache sein muß, da nur verständige Erkenntniß das Verwickelte entwirren kann, während dieses die Gefühle verwirren und betäuben würde. In Beziehung auf den Gegenstand ist nun in so fern unsern Opern kein besonderer Vorwurf zu machen, wenn nicht der, daß sie oft genug, statt edel Einfaches, nur Simples geben. Indem aber Gesang und Musik den Gefühlen Ausdruck geben, müssen doch diese ihren erkennbaren Grund und Gegenstand haben, der uns hauptsächlich nur durch die Texteswoorte kund wird. Mit Recht erkennen wir es als Mangel an guter Schule, wenn uns der Sänger nur den Ton, ohne das Wort, zu Ohren bringt; ob uns dann gleich auf der anderen Seite die totale Absurdität der gewöhnlichen Operntexte um so unangenehmer berührt. Schwerlich möchte diesem Mangel je anders abgeholfen werden, als durch Vereinigung von Dichter und Componist in Einer Person, so daß das ganze Werk wie in einem Gusse empfangen und geboren wird. Immer aber giebt der klare Gesang dem Sänger hohen Werth, und es ist dieß einer der bedeutenden Vorzüge, wodurch sich unser neuerdings hier angestellter Sänger, Hr. Vetter, sehr vortheilhaft auszeichnet. — Es ist eine weitere Bedingung für jedes ächte Kunstwerk, daß die in ihm in Bewegung gesetzten Kräfte nebeneinander Spielraum finden, ohne daß die Wirkung der einen die der andern vernichtet. Tiek, in seinen dramaturgischen Blättern, hat es kürzlich tadelnd hervorgehoben, daß unser hiesiges Orchester, der Stimme der Sänger gegenüber, allzumächtig erscheine. Wenn dieß als Regel gilt, so trifft es wenigstens nicht Hrn. Vetter, der mit seiner volltönenden Stimme auch dem mächtigsten Sturme der Accorde gebietet, während allerdings die Uebrigen, wie in einem Schiffbruche, in ihm unterzugehn scheinen, welchen dann nur noch einzelne Klänge, fast wie ein Ruf um Hülfe, übertönen. Auch eine kräftig schöne Gestalt, ein gewandtes Spiel unterstützen Hrn. Vetter's Leistungen und geben uns in ihm Ersatz für den lange vermißten Hrn. Wild. — Neben jenem Tadel hat Tiek unsern Chören einen besonderen und gewiß gerechten Beifall gezollt. Wenn er bemerkt, daß sie seinen alten Lieblingswunsch — die Aufführung einer Tragödie von Sophokles mit Chören — von neuem erweckt haben, so wünschen wir, daß er mit besonderer Rücksicht auf unser Theater, das er ja jetzt selbst hat kennen lernen, und mit Rücksicht auf eine einzelne bestimmte Tragödie des Sophokles, seine Ansichten weiter entwickeln möge. Gewiß würde unsere nach den Höhen der Kunst strebende Regie es zur Ehre sich rechnen, dem Wunsche des genialen Kenners entgegen zu kommen. — Soll jedes Kunstwerk, wie ein organisches Naturprodukt, in allen seinen Theilen zusammenwirken und werden alle Erscheinungen menschlicher Thätigkeit immer auch durch die äußere Natur bestimmt, indem diese den inneren Menschen entweder freundlich anregt, oder zum Kampfe fordert — so muß gewiß auch die Theatermalerei, als Darstellerin dieser Natur, ihren gebührenden Rang behaupten. Sie wird ihn behaupten, so lange wir nicht in die ewige Kindheit eines chinesischen Theaters zurückkehren wollen, wo der Held, der auf einem anderen Schauplatze auftreten soll, auf einem Stecken das Theater umreitet, um dann — nach der Versicherung, daß er seinen Bestimmungsort glücklich erreicht habe — kühnlich weiter zu spielen. Die Verdienste unsers hiesigen Theatermalers, Hrn. Sandhas, sind hinlänglich bekannt und werden namentlich auch von den Frankfurtern, welche das hiesige Theater besuchen — in Vergleichung mit dem ihrigen — sehr allgemein anerkannt. Hr. Sandhas versteht es namentlich den Geist der Stücke aufzufassen und danach seine Decorationen auszuführen, was denn — so dünkt uns — keiner der geringsten Vorzüge ist. Wir hören, daß Hr. Sandhas jetzt auch für die neue Ausstattung des Frankfurter Theaters beschäftigt ist, und gewiß kann seine Mitwirkung demselben nur zum großen Vortheile gereichen.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 122. Mittwoch, 20. Juni 1827.

Wahre Liebe.

Nicht ist dein göttlich Wesen,
O Liebe! von der blinden Welt verstanden,
Die, in des Kleinmuth's Banden,
Dem Heil entflieht, sich neigend hin zum Bösen.
Doch könnten von Verblendung wir genesen,
Und deine Werke hier, wie dort, erkennen,
Wo sie im ewig reinen,
Im hellsten Glanz erscheinen, —
Wir würden alle uns zu dir bekennen,
Die erste Schönheit würd' uns wieder schmücken,
Und wieder uns die goldne Zeit beglücken.

F. W. C.

Rabbinische Legenden.

1.

Die Erschaffung des Menschen.

Als des Ewigen Ausspruch über die Erschaffung des Menschen durch die Himmel erscholl, sammelten die Geister der höchsten Eigenschaften Gottes sich in Schaaren und ordneten sich wider einander in zween feindliche Heere. Das Eine stimmete für, das Andere gegen die Schöpfung des Menschen. Chesed, der Engel der Gnade, sagte zu Gott: Erschaffe ihn; denn er wird wohlthätig sein! Emeth aber, der Engel der Wahrheit, sprach: Erschaffe ihn nicht; denn lügenvoll wird sein Mund sein! Zedeck, der Engel der Gerechtigkeit, aber rief: Erschaffe ihn; denn er wird barmherzig sein! Aber Schalom, der Engel des Friedens, entgegnete: Erschaffe ihn nicht; denn nur Zank und Krieg wird sein Theil! Da nahm der Alliebende das Wort, und sprach: Ich will Gnade und Wahrheit, Gerechtigkeit und Friede vereinigen. Das Gute am Menschen soll belohnt, das Böse aber bestraft werden. Sieh, und er verwies alsogleich Emeth, den Engel der Wahrheit, seinen Liebling, der zuerst der Erschaffung des Menschen widerstanden hatte, aus dem Himmel. Zum ersten Male prägten sich jetzt in die neugeschaffene Erde die Fußstapfen eines Himmlischen. Alle dienenden Engel warfen sich bei diesem Anblicke flehend vor den Thron des Allmächtigen. Herr der Welten, baten sie, warum verstießest du deinen Einiggeliebten, den Engel der Wahrheit, das höchste Kleinod in deiner göttlichen Krone? O laß Emeth wieder heraufgehen von der Erde, auf daß gesagt sei von dir: „Die Wahrheit sprosset von der Erde, und die Gerechtigkeit schauet vom Himmel." Der Allbarmherzige ließ sich erbitten, und rief Emeth von der Erde zurück. Als der Verwiesene wieder vor Gott erschien, übergab er ihm, zum Zeichen der Reue, eine mit seinen Thränen durchfeuchtete Erdscholle. Aus dieser bildete Gott nun den ersten Menschen nach seinem Ebenbilde, wie gesagt ist: „Und er schuf den ersten Menschen aus Erde, und gestaltete ihn nach seinem Bilde." Jubelnd über das neue Geschöpf Gottes, mengeten sich unter einander die vorhin feindlichen Chöre des Himmels, und boten sich nun den Kuß des Friedens, und so ward erfüllt, was gesagt ist: „Gnade und Wahrheit begegneten sich, und Gerechtigkeit und Friede küsseten sich." Denn, siehe! der Mensch, das Mittel zwischen Gott und

den Engeln, stand nun da, ein Bild Gottes, erhaben und herrschend über alle Geschöpfe der Welt, als ein Zeuge des heiligen Bundes der Erde mit dem Himmel.

2.

Der Tod des Gerechten.

Zur Zeit einer großen Hungersnoth in Palästina, spendete Munbes, der König und Hohepriester von Jerusalem, seine und seiner Voreltern Schätze unter die Dürftigen aus. Und siehe! es traten ihn seine Brüder an und die Hausgenossen seines Vaters, und sprachen: Deine Väter sammelten Schätze, und mehreten sie mit dem Schatze ihrer Voreltern, und du vergeudest deine und deiner Voreltern Schätze? Er aber antwortete ihnen, und sprach:

Meine Voreltern verbargen ihre Schätze hier unten; ich aber verberge sie dort oben, wie gesagt ist: „Die Wahrheit sprosset aus der Erde, und die Gerechtigkeit schauet vom Himmel."

Meine Voreltern verbargen ihre Schätze, wo die Hand Gewalt darüber hat; ich aber verberge sie, wo keine Hand sie berühren kann, wie gesagt ist: „Recht und Gerechtigkeit festiget ihren Thron."

Meine Voreltern verbargen ihre Schätze, wo sie keine Früchte tragen; ich aber verberge sie, wo sie Früchte tragen, wie gesagt ist: „Wie gut ist die Frucht des Gerechten, die er einsammelt von seinen Werken!"

Meine Voreltern verbargen Weltschätze; ich aber verberge Seelenschätze, wie gesagt ist: „Die Frucht des Gerechten kommt vom Baume des Lebens, und wer seines Nächsten sich annimmt, ist weise."

Meine Voreltern verbargen ihre Schätze für die Nachkommen; ich aber verberge sie für mich selbst, wie gesagt ist: „Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, er wird wachsen wie eine Ceder am Libanon."

Meine Voreltern verbargen ihre Schätze zum Gebrauche auf dieser Welt; ich aber verberge sie zum Gebrauche in jener Welt, wie gesagt ist: „Und es wird deine Gerechtigkeit vor dir hergehen, und die Ehre Gottes wird dich begleiten."

So sprach und that Munbes, der weise und fromme König und Hohepriester von Jerusalem. Und als nach der Zeit der Abend seiner Jahre hereinbrach, und des schwachen Greises Seele, müde ihres längeren Wandels in dieser Fremde, hinausschmachtete nach ihrer Heimath, siehe! da erleuchtete sein stilles Gemach plötzlich ein Glanz, wie des anbrechenden Morgens, und der Bote des Herrn, der Engel Gabriel, trat an des Scheidenden Lager. Er hielt ihm das Buch seines Lebens vor, darin Jeder seiner Tage bezeichnet stand mit goldener Schrift, und sprach: O du, dessen Leben war ein lieblicher Lenzgeruch Gott, deinem Nächsten, komm, und empfahe dort seinen Lohn! Dann küssete er ihn mit dem Kusse eines zärtlichen Freundes, und nahm von seinem Munde den himmlischen Athem, den Gott ihm zur Wohlthätigkeit hienieden eingehaucht hatte, um dem Ewigen dort seinen Theil wieder zurückzugeben.

Ueber die Berliner Ausgabe von Jean Pauls Werken.

Gesammtausgaben eines fruchtbaren Schriftstellers sollten nie ohne allseitige Beachtung der billigen Wünsche ächter Bücherfreunde veranstaltet werden. Wer Antheil an den literarischen Erscheinungen nimmt, wird gewiß nicht mit dem Ankauf der Werke eines nahmhaften Autors warten, bis nach Jahren eine Sammlung davon erscheint: er wird sie vielmehr in der Frische ihres Ausgehens in die Welt zum lieben Eigenthum sich verschaffen. Ist dann der Schatz im Laufe der Zeit angewachsen und eine Collectivausgabe Bedürfniß geworden, so muß sie durch planmäßige wohl überdachte Einrichtung einen gewissen Reiz der Neuheit gewinnen und die Besitzer früherer Editionen für den doppelten Aufwand, den sie nun zu machen aufgefodert sind, billig entschädigen. Es kommt hinzu, daß sich manches Schriftstellers Werke nur aus ihrer eigenen Geschichte, der Zeitfolge ihrer Entstehung und andern Verhältnissen erklären lassen. Endlich so ist Ordnung in Allem, also auch in der Anlage einer Schriftensammlung, ein Erfoderniß, das sich ohne Beweis von selbst versteht.

So lange der Autor noch am Leben ist, bleibt eine solche vollständige wohlgeordnete Ausgabe seiner Werke aus einleuchtenden Gründen unmöglich; man müßte denn annehmen, daß er auf das Recht verzichte, theils Neues zu schaffen, theils Altes in anderes Gewand zu kleiden. Dagegen ist von einem lebenden Schriftsteller eher als von spätern Herausgebern eine genetische Einrichtung zu erwarten. Am besten ist, wenn die ursprüngliche Anlage von dem Verfasser herrührt, die Ausführung von geschickter Hand zu einer Zeit besorgt wird, wo der disponible Stoff unabänderlich und unvermehrbar vorliegt.

Daß wir in Deutschland nur wenige jenen Foderungen genügende Gesammtausgaben der Werke unserer besten Autoren besitzen, ist eine leidige Wahrheit. Um nur bei dem Nächsten stehen zu bleiben, so wird wohl Niemand die verschiedenen Cotta'schen von Schiller dafür gelten lassen. Mit dem neuen Goethe scheint es, nach der ersten Lieferung zu schließen, eben so wenig darauf abgesehen. Mit Jean Pauls Werken war der Zweck ohne Mühe zu erlangen, ist aber nicht einmal erstrebt worden. Schon sind 30 Bände erschienen und noch sieht man sich vergebens nach irgend einer Notiz um, worin Rechenschaft gegeben würde über die leitende Idee der Unternehmung. Oder glaubt der Verleger, es habe niemand das Recht darnach zu fragen? Jean Pauls Werke lassen sich nicht gut in Classen theilen. Sie sind

darstellend, didactisch, oder satyrisch, aber er streift häufig aus der einen in die andere Form und man würde am besten gethan haben, sie nach der Zeitfolge ihrer Erscheinung zu ordnen. Er selbst hatte sich dafür aufs bestimmteste ausgesprochen. In der 3ten Enclave zum 3ten Band des Cometen finden sich alle Titel seiner Werke, aufgezählt in gedachter Folge, „welche auch die ihres Lesens sein sollte.“ Es ist eben so unbegreiflich, als unverantwortlich, daß der Literatus, dem doch wohl Hr. Reimer die Sorge für zweckmäßige Einrichtung der Sammlung übertragen haben wird — falls er nicht etwa selbst sich für unterrichtet genug dazu hielt — diese ihm seine Arbeit so sehr erleichternde Weisung übersehen oder gar vorsätzlich unbeachtet gelassen hat. Statt mit den Grönländischen Prozessen und den Teufelspapieren anzufangen, ward die unsichtbare Loge nebst dem Firlein in Band 1—4 verlegt, und jenen satyrischen Erstlingen ihr Quartier im 5. 6. 15. und 16. Band angewiesen. Nicht zufrieden mit diesem Umstoßen der von Jean Paul selbst vorgeschriebenen Reihenfolge ist nun gar zwischen dem Jubelsenior und Titan das Kampanerthal übersprungen worden, vermuthlich aus Scham darüber, daß den Käufern der sämmtlichen Werke die Selina, eine Fortsetzung des Kampanerthals, nicht mitgeliefert werden kann. Der Titan aber, des Dichters Hauptwerk, ist, wie wir schon rügend erwähnt, in fünf Bände zerrissen worden, wodurch der Mißstand sich erzeugt, daß die von Jean Paul nicht ohne absichtsvolle Bedeutung gewählten Ruhepuncte ganz verschwinden und die Zerspaltung in Bände rein willkührlich erscheint. Die komischen Anhänge sind vorerst ganz weggeblieben: eine Aenderung, die des Werks ganze Oekonomie stört und den Leser, der den Titan zum erstenmal zu Gesicht bekommt, ohnfehlbar irre machen muß, denn er liest Bd. 21. S. 61. „Ist aber der Tomus aus, so fängt sich ein kleiner an, worin ich mache was ich will (nur keine Erzählung), und worin ich mit solcher Seligkeit mit meinem langen Bienenstachel auf- und abfliege von einer Blüthennectarie und Honigzelle zur andern, daß ich das blos zum Privatvortheile meines Ausschweifens gebaute Filialbändchen recht schicklich meine Honigmonate benenne, weil ich darin Honig weniger mache als esse, geschäftig, nicht als eintragende Arbeitbiene, sondern als zeidelnder Bienenvater.“ Sucht nun der neugierig gemachte Leser nach diesem Filialbändchen, so findet er nichts und weiß nicht, was er von dem fahrläßigen Autor halten soll, der verspricht und nicht hält. Sollten aber auch einmal die komischen Anhänge von dem Hauptwerk getrennt werden, was hinderte denn ihr Erscheinen in der folgenden (6ten) Lieferung? Wir wissens nicht, sind aber grade darum doppelt erstaunt im 30sten Bande die Clavis Fichtiana anzutreffen: einen Anhang zum ersten komischen Anhang des Titans. Warlich eine solche Verrückung, ein solches Hinterstzuvorderst ist uns noch in keiner Collectivausgabe vorgekommen!

Bei einem so unverzeihlichen Mangel an Plan würde diese Sammlung der Jean Paul'schen Werke dem Bücherfreund wenig zusagen, wäre sie auch übrigens in typographischer Beziehung musterhaft ausgefallen. Allein sie ist leider auch hier überreich an — Mängeln. Lebte der Dichter noch, so hätte man wenigstens den Trost, er werde zu den 60 Bänden der Werke ein Ergänzblatt liefern, wie das 1806 und in 2ter Aufl. 1817 zur Levana erschienene. Es enthielt in 16 Kapiteln blos Verzeichnisse von Druckfehlern, dazu aber eine Vorrede, an welcher Viele mehr Geschmack finden wollten, als am ganzen Werkchen, wie man etwa die Vorstädte Wiens für schöner hält, als die Stadt selbst. So aber muß jetzt die Welt die Druckfehler (literarische Leberflecken) hinnehmen, ohne Hoffnung, sie in ein eignes witzig bevorwortetes Werk gesammelt zu sehen. Wer sich überzeugen will, daß die schärfste Rüge nur gerecht sein würde, der nehme den ersten besten Bogen des Titan zur Hand, er wird nicht lange zu suchen haben, um so grobe Fehler zu finden, wie Bd. 25. S. 97, wo die Mitspieler in Roquairols Trauerspiel den Schluß (statt den Schuß) als Merkwort nehmen sollen, oder wie gleich in der ersten Zeile des 25sten Bandes, wo aus einem feindseligen ein feinseliger Geist geworden ist, oder wie im 9ten Bd., abermals gleich in der ersten Zeile, wo Coventgarden sich in Konventgarden verwandelt hat. B.

Thorwaldsens Werkstätte zu Rom.

(Aus Briefen eines reisenden Engländers.)

Thorwaldsens Werke werden täglich besser gewürdigt: die Zeitgenossen haben angefangen von ihm zu sprechen, wie die Nachwelt von ihm urtheilen wird. Ich kannte Canova durch Kupfer von seinen Werken; allein was man nach Thorwaldsen bis jetzt in Kupfer gestochen, ist kaum aus Rom gekommen und bietet überdem nur einen bleichen, matten Widerschein der Originale dar. Ich empfand daher ein doppeltes Interesse, als ich mich seiner Werkstatt nahete. Bald hatte ich den Platz Barberini durchlaufen, und richtete meine Schritte gegen eine enge Straße, an deren Eingang ich ungeheure Blöcke des schönsten carrarischen Marmors liegen sah. An dieser Straße erheben sich die Marmormauern des Pallastes Barberini, geräumig und groß genug, um dem stolzesten Souverain Europens zum Aufenthalte zu dienen; das ganze Quartier schien von großen Werkstätten eingenommen. Eine derselben war geöffnet, die Arbeiter waren eben nach der Siesta dahin zurückgekehrt und wir fanden sie in voller Thätigkeit. Mein Führer ließ mich eilends sie durchschreiten, ob auch wohl der Weg von einer ganzen Armee von Statuen versperrt war, und

führte mich, queer durch einen kleinen Garten, nach Thorwaldsens abgesonderter eigner Werkstatt. Der Garten lag einsam und Ruhe herrschte allenthalben, der Tag war melancholisch, einige ihrer Früchte beraubte, aber noch mit Blättern versehene Weinstöcke schlangen ihre Zweige an Büsten, Säulen und zerbrochenen Inschriften empor; in den verschiedenartigsten Farben prangten in den Rissen der Mauer wilde Gesträuche; man vernahm das Murmeln einer kleinen benachbarten Quelle: alles dies, verbunden mit einem schönen azurblauen Himmel und der vollkommenen Stille des Abends, stimmten mich auf das angenehmste zu der Unterhaltung, die ich mit einem Künstler zu beginnen im Begriffe stand; ich dachte an London, an Winkelmann, an den Norden. Ein Arbeiter klopfte an eine Pforte, und wir befanden uns Thorwaldsen gegenüber. Er hatte an einer Erkältung und Schnupfen gelitten und es war dies der erste Tag, an dem er sein Geschäft wieder begann. Die Luft war feucht; die Werkstatt, groß und unverkleidet, war weder getäfelt noch gemalt: sein Eifer und seine Lebhaftigkeit machten ihn unempfindlich für dies Alles; er war im Feuer der Composition; er modellirte das Pferd zu dem colossalen Monument des Fürsten Poniatowski. Er stieg von seinem Gerüst herab und ich ward ihm vorgestellt. Sein Aeußeres ist frappant, originell; aber es ist es doppelt in Rom. Inmitten dieser italienischen Köpfe haben die Züge des Nordens etwas fremdes, damit nicht zusammenstimmendes. Denken Sie sich die Figur eines großen starken Mannes, robust und fast roh in seinem Bau und seinen Bewegungen, kühn zugehauen, ohne Politur und ohne Prätension; seine Person und seine Manieren, sein Reden und Handeln haben etwas riesenhaftes: es ist der Norden mit all seinem Aufwande an Kraft und in seiner ganzen Einfachheit. Thorwaldsen ist zu Copenhagen und sein Vater auf Island geboren: das läßt sich denn auch erkennen; ein zwanzigjähriger Aufenthalt in Italien hat nichts an ihm verändert, die Jahre sind über ihn dahin gezogen ohne ihm auch nur die geringste Spur aufzudrücken. Er hat weder in seiner Gestalt noch dem Spiele seiner Gesichtszüge irgend eine jener vollendeten Feinheiten, die jene glückliche Empfänglichkeit für das Schöne anzeigen, jene Sagacität des durchaus instinktmäßigen Geschmackes, das Erbtheil und der Ruhm des Südens; aber er hat vielleicht an ihrer Stelle die äußern Zeichen der Weihe einer höhern Intelligenz. Seine Stirn ist hoch und offenbart einen großen und kühnen Geist; seine Augen, obschon klein und von jenem harten Blau der Gothen und Hunnen, glänzen von einem intellectuellen Lichte voller Kraft, das ihre Einfassung noch mehr hervortreten macht. Die Milde seines Characters und die Gutmüthigkeit des allemannischen Naturells zeigen sich auf seinen Lippen, in seinem, wenn auch der Grazie ermangelnden, doch ehrlichen Lächeln. Sein Kopf ist allenthalben mit einem Wald von wild durcheinander gewühlten Haaren geschmückt, die sich mit Schnee zu bedecken anfangen: dieser Hauptschmuck giebt dem Ganzen ein ehrwürdiges Ansehen und vollendet das Bildniß. So wie er ist, ist er das Modell, das ich mir zu einem scandinavischen Jupiter wählen würde. Es zeigt Alles an ihm von großer schöpferischer Kraft, einem festen Willen, vielem Genie und noch mehr Reflexion. Seine von ihm selbst verfertigte Büste vereinigt in sich diesen doppelten Character: sie ist ein schönes Werk, das gar wohl einen Vergleich mit der Büste von Canova aushalten kann. Man fühlt hier das Ideale seines Wesens unter den irdischen und groben Formen des Menschen. Ich kenne nichts schöneres als das tiefe geistige Wohlgefühl, das allen seinen Zügen so stark eingeprägt ist, und die antike Majestät, die durch hohe und edle Sinnigkeit auf seinem Antlitz verbreitet sind. Man findet hier zum großen Theil die Eigenthümlichkeit des Michel Angelo wieder; man fühlt da einen Geist, muskulös wie der Körper, wenn ich mich so ausdrücken darf; eine Festigkeit und eine Kraft, die höchst seltsam mit dem geöffneten Munde, der Virgilischen Begeisterung und dem frommen Enthusiasmus des Kopfes Canova's contrastiren. Es existirt noch ein anderes von einem deutschen Künstler verfertigtes Brustbild von Thorwaldsen und ein drittes für ihn von Camuccini, als Zeichen ihrer Freundschaft, aus Dankbarkeit für die bewunderungswürdige Restauration seines Basreliefs des Trajan ausgeführtes. Dieses letzte ist eine kalte und matte Composition; als ich es später sah, nachdem ich Thorwaldsen wohl kannte, fand ich darin weder den Menschen noch seinen Genius wieder. Das Bildniß des Deutschen ist die Lieblingsarbeit dessen, der es ausgeführt hat: Aehnlichkeit ist darin, aber es ist noch von der Erde; es ist die prosaische Darstellung seiner mit größter Aengstlichkeit in Marmor eingegrabenen Züge; der Bildhauer hat es aller jener erhabendsten Strahlen der Intelligenz beraubt, er hat das göttliche Element, so viel möglich, verkörpert. Die Manieren Thorwaldsens sind offen und vertraulich; eine naturliche Einfachheit, mit mehr Warme als gewöhnlich seine Landsleute haben, giebt seiner Höflichkeit Reiz, deren Aufrichtigkeit noch mehr durch das italienische Deutsch, das er zu sprechen fortfährt, durchschimmert. Er weiß Sie bald in eine gemuthliche Stimmung zu versetzen; er ist mittheilend ohne Geschwätzigkeit, höflich ohne Affectation; und Sie können ihn nicht verlassen, ohne zu denken, daß, weit entfernt, seinem moralischen Charakter zu schaden, die Gesellschaft ihm einen neuen Glanz giebt, der auf sein Talent zurückfällt.

(Fortsetzung folgt.)

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 123. Freitag, 22. Juni 1827.

Bruder Gottlieb der Nürnberger.

(Fortsetzung)

Der Sonne letzte Strahlen vergoldeten die Giebel des Forsthauses, das auf einem der höchsten Puncte des Riesengebirges, umgeben von hundertjährigen Eichen und schlanken Tannen, sich malerisch erhebt. Oben im Erkerstübchen saß Graf Storocchin am Krankenlager unseres Gottliebs und schauete sinnenden Auges hinaus in die winterliche Landschaft. Auf den fächerähnlichen Zweigen der Tannen schwankte der Schnee und blitzte im scheidenden Sonnenlichte, während unten in weiter Ferne die Wälder noch in den herbstlichen Farben prangten. Ein schwerer Seufzer entwand sich dem Busen des schwermüthigen Fremden: Wie hier oben — so flüsterte er fast tonlos — wie hier oben der einzige Punct vom kalten zerstörenden Hauche des Winters erfaßt ist, während im Thale ringsum noch freudiges Leben und Weben waltet — so stehe auch ich, während Frieden und Ruhe die Hütte eines jeglichen beglückt, allein da, verbannt und geächtet von Kaiser und Reich. Und doch wage ich mich zurück in die Gewalt des mächtigen Feindes? O Feodora! warum verschmähtest du meine warnende Stimme? warum folgtest du mir nicht aus dem kalten Norden, aus dem gesunkenen Vaterlande, hin zu dem heiteren Blau des italischen Himmels? wie konnte dein unglückliches, verrathenes, getheiltes Vaterland so allmächtig dich fesseln? Doch dich wieder besitzen will ich und kostete es mir das Leben; meine Kinder will ich noch einmal an mein Herz drücken und dann muthig dem Tode im Kampf für Ehre und Freiheit entgegen gehen. Noch einmal will ich es versuchen gegen die bittre Willkühr des Mächtigen den Schutz des edlen Kaisers Alexander anzuflehen.

Düstre Wolken umlagerten die hohe Stirn des unglücklichen Grafen Storocchin, trostlos schauete er hinaus in die Dämmerung — da weckte ihn die Stimme des Kranken aus seinem Nachsinnen.

Sie noch hier, Herr Graf? — ließ sich Gottlieb mit noch matter Stimme vernehmen; o schieben Sie doch nicht Ihre Reise länger auf um einen armen Handwerksburschen, der durch Ihre reiche und gütige Fürsorge ja gewiß bald genesen wird und mehr als hundertfach belohnt ist für seine unbedeutende That. — Solche That belohnt sich nicht mit eitlem Golde; du, wackrer Gottlieb, hast mir mein Leben und, was tausendmal mehr sagen will, meinem Weibe und Kindern das Leben ihres letzten Beschützers gerettet und ich sollte dich verlassen in deiner schweren Krankheit, da dein Reisegefährte nun auch nicht mehr da ist? — Der, Herr! der kommt schon wieder, entgegnete lächelnd der blonde Gottlieb, ich sagt's Euch schon vorher, als Ihr ihm das viele Geld gabt: nun ist's aus mit seinem Frieden — und wie ich's sagte, traf's auch ein: kaum hatte er das blanke Geld in der Tasche, da hörte er auf zu singen und zu pfeifen, schalt Euren neuen Bedienten einen Schlingel über den andern, ward selbst gegen mich, auf den er doch, wie Ihr wißt, gar große Stücke hält, auffahrend und zänkisch und endlich ging er gar, nachdem er unsern braven Wirth weidlich durchgebläut hatte, mitten in der Nacht auf und davon. Nun, wenn's Geld erst wieder alle ist, da wird er singend und pfeifend sich wieder einstellen.

Und so geschah's auch: als der Graf nach einigen Wochen, den inständigen Bitten des Genesenden nachgebend, davon gereiset war und es dem armen Gottlieb gar zu einsam im engen Stübchen ward, setzte er sich

ans Fenster und schauete in die tiefen Spuren, die der Reisewagen des Grafen hinterlassen hatte, da schlug die ihm nur zu bekannte Stimme an sein Ohr; er sah seitwärts und die rothe Mütze des Bruder Linzer, hoch in die Höhe geschwenkt vom getreuen Matthias, blitzte ihm im Sonnenscheine entgegen und freudig vernahm er die bekannten Worte:

Zu Halle an der Saalige
Allda wollts mir nicht gefalige u. s. w.

Matthias, bester Matthias, bist du wieder da? rief er, freudig das Fenster öffnend, ihm entgegen. Der aber sang schon auf der Treppe: „Gott grüß dir Bruder Straubinger" und lag bald, herzend und küssend, in den Armen des treuen Gottliebs. Nach wenigen Tagen setzten sie ihren Wanderstab gen Ratibor weiter und kamen dort, nach sechstägiger Wanderschaft, wohlbehalten beim Vetter Gottliebs an. Hier wurden sie freundlich aufgenommen, auch fanden sie, durch die Fürsprache desselben, bald Arbeit.

Inzwischen ward's dem Bruder Linzer wiederum zu gut zu Sinne und kaum waren drei Monden verflossen, so fing er überall Händel an und beredete Bruder Gottlieb mit ihm wieder von dannen zu ziehen.

Schwerlich hätte dieser eingewilligt, hätte nicht ein Umstand es ihm sehr wünschenswerth gemacht: Seine Meisterin, eine rüstige Wittwe, in den besten Jahren, verfolgte ihn unablässig mit ihren Liebes- und Heirathsanträgen und hätte er gleich sein Glück mit ihr machen und eine schöne Werkstatt erheirathen können, so wissen wir zu gut, was ihm jeden Gedanken an die Erfüllung ihrer Wünsche ferne hielt — ach liebte er sein Lenchen nicht mit eben der Wärme wie sonst? war nicht sein erster Gedanke am frühen Morgen sie, sein letzter am späten Abend nur sie? —

So zog er denn mit den ersten Lerchen des Frühjahres mit dem Bruder Linzer hinaus in die weite Welt und bald war dieser wieder der fröhliche Bursche wie sonst; hatte er doch im letzten Städtchen seine ganze Baarschaft verspielt, was sollte ihn da noch drücken? Wollte aber Gottlieb, der durch die Großmuth des Grafen, durch das Geschenk Meister Martins und durch den bedeutenden Zehrpfennig, den ihm Lenchen heimlich bei der Abreise in das Ränzlein gesteckt hatte, ein reicher Mann war und nahe an 300 Ducaten besaß — wollte Gottlieb aber einmal für ihn zahlen, so wurde er wieder zänkisch und mürrisch und ward erst wieder heiter, wenn er sich vor den Thüren so viel zusammengefochten hatte, daß er Gottlieb bezahlen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Thorwaldsens Werkstätte zu Rom.

(Fortsetzung)

Nach einer Unterhaltung von einigen Augenblicken unterbrach er verbindlich seine Arbeit und begleitete uns selbst, ohne uns die Auszeichnung, die er uns dadurch gewährte, fühlen zu lassen, durch die, man möchte eher sagen, Regionen als Zimmer seines Atteliers; denn dieses bildet für sich allein ein sehr viel umfassendes Museum. Seine Bemerkungen betrafen vorzüglich seine Kunst und man erkannte die Vorliebe seiner Landsleute für die Metaphysik. Er berührte die Philosophie der Composition in der Bildhauerei und setzte alles, was er behauptete, mit großer Fruchtbarkeit der Entwickelung auseinander. Aber seine Theorie schien gemacht zu sein, seine Manier zu unterstützen, die vielleicht eben so sehr das Resultat seiner Organisation und des Zufalls, als seiner Wahl ist; und ohne direct die Werke seiner Nebenbuhler zu kritisiren, gab er deutlich zu verstehen, daß die seinigen ihm den Vorzug zu verdienen schienen. Thorwaldsen wendet sein ganzes Genie auf die erste Idee; er schafft nur in Thon; die langweilige Arbeit, jeden Tag auf kleine Details zurückzukommen, und ein gradweises Fortschreiten zur Reife der Vollkommenheit ermüden und entmuthigen ihn; seine letzte Feile ist in der Regel mangelhaft; und die Ausführung, oder was man die Diction der Kunst nennen könnte, bietet bei ihm eine Härte dar, die ihn auf den ersten Anblick weit hinter Canova stellt. Aber diese Ohnmacht, wenn es anders eine ist, wird reichlich durch das Genie der Composition aufgewogen, das aus seinen Werken hervorleuchtet. Er ist mit einer ungemeinen Schöpferkraft begabt; und ob man ihn gleich schwerlich, wie Canova, den Stifter einer Schule nennen kann, so ist er doch nicht minder Dichter und eben so originell, wie irgend einer von denen, die, seit Michel Angelo, in der Geschichte der Bildhauerei geglänzt haben. Unter dem Gesichtspunkt des Schaffens muß der Gruppe in der Sculptur vor der Statue und dem Relief vor der Gruppe der Vorzug eingeräumt werden. Das Relief ist im Vergleich mit der Statue das, was ein historisches Gemälde im Vergleich mit einem Portrait ist; und wenn gleich das eine die beste Vorbereitung zum andern ist, so muß man doch anerkennen, daß das schönste Werk dasjenige ist, was die meisten Combinationen erheischt und wo die reichhaltigste Aufgabe sich mit Kraft und Urtheil verwirklicht zeigt. Die Leidenschaften werden nie besser ausgedrückt, als in ihren wechselseitigen Beziehungen, in ihren Contrasten und Gegenwirkungen; und in der treuen Entwickelung dieses geistigen Dramas unterscheidet sich der Schaffende vom gewöhnlichen Künstler. Die Basreliefs von Canova sind unter seinem Rufe; die Fehler seiner Manier zeigen sich da viel deutlicher als in seinen andern Werken. Die von Thorwaldsen im Gegentheil

sind meist von den ihm eigenen Fehlern frei; und wenn, um den Rang dieser beiden Künstler zu bestimmen, man sie nur unter diesem Gesichtspunkte vergleichen sollte, so wäre Thorwaldsen ohne Widerspruch der erste; denn da, in dem epischen Theile der Kunst, übertrifft er seinen Nebenbuhler um vieles.

Eines der ersten Producte, die wir sahen, lieferte uns von dem Ebengesagten den deutlichsten Beweis. Mit einer Liberalität, die alle königliche Mäcene Europa's weit hinter sich läßt, hatte Sommariva die Ausführung in Marmor des prächtigen Frieses, worauf der Triumph Alexanders dargestellt ist, bestellt. Das Modell war eben vor den Arbeitern aufgestellt und an einer Mauer befestigt. Mit allen seinen Fehlern, und es kann deren viele haben, ist es das erste der modernen Basreliefs. Ohne von der Schwierigkeit zu sprechen, die darin liegt, ohne Eintönigkeit einen so unschmackhaften Gegenstand, als ein Triumph ist, in einer solchen Ausdehnung zu verlängern, so sind in diesem Werke Verdienste, die die höchste Bewunderung erregen müssen. Man erkennt das Jahrhundert nicht blos am Costume und anderen Nebendingen, was bei den Kenntnissen unserer Zeit nicht schwer war; sondern auch, was unabhängig von aller Gelehrsamkeit ist, an einem Geist der Antike in Physiognomie und Haltung, wie er wesentlich in der Bildhauerei sich ausspricht, und eine ältere und stolzere Welt beurkundet. Es ist gerade die nämliche Art ehrwürdiger Schönheit der Kunst, die jeden Augenblick sich in der Sprache, ich weiß nicht wie, und immer mit unaussprechlichem Reiz, mit den bildlichen Phrasen und den alten Chroniken unserer Vorfahren verschmilzt; es ist ein Idiom, gemacht für die Menschen und die Sachen, die es ausdrückt, und das ihnen diese alterthümliche und geheimnißvolle Farbe leiht, die von der bestimmteren Art des Ausdrucks jetziger Zeit gänzlich verlöscht werden würde. In Thorwaldsens Figuren herrscht eine hetrurische Ruhe, die man selten bei Canova findet. Alexander allein macht eine Ausnahme: bei den Begriffen, die wir von diesem Karl XII. der alten Welt haben, können wir nicht umhin, ihm eine minder studierte Haltung zu wünschen; er hat die Welt erobert, aber er ist zu voll von seinem Triumph; er muß mehr Stolz und minder Eitelkeit gehabt haben. Die Gruppen von Schäfern, obwohl ihre zu zahlreichen Heerden ein wenig wie Lückenbüßer aussehen, sind eine geistreiche Verzierung im Gegensatze mit den Perlen und dem Golde der Barbaren, die in den andern Theilen des Basreliefs glänzen; sie versetzen auf eine angenehme Weise die ländliche Natur in die Mitte der Pracht der großen Hauptstadt. Die Seher sind eine Erfindung der erhabensten Poesie. Nichts schildert den Geist der Zeit besser, als diese Menschen, die dem jungen Sesostris jener Tage Reich über Reich prophezeien und versprechen. Sie haben ihre Globen und ihre Zauberruthen, ihre Traditionen und ihre Geheimnisse und scheinen die Welten und die Jahrhunderte mit ihren Worten und ihrem Blicke zu öffnen. Nichts nähert sich mehr der Größe der Schrift, die zu jeder Zeit das Erbtheil des Orients war; man glaubt die fünfhundert Propheten zu sehen, die vor Esaias die Zukunft weissagen. Die dem Eroberer dargebotenen Gaben sind von großem Reichthum; ihr Styl und der der Architektur erinnern gleich sehr an Babylon. Ich habe schon gesagt, daß dieses Werk für den Marquis von Sommariva bestimmt ist, den Albani der neuern Zeit; aber es wird mehrere Jahre bedürfen, um es in Marmor auszuführen.

(Fortsetzung folgt)

Neustes Bulletin der Buchhändler-Börse.

Am 13. Mai 1827 fand eine Generalversammlung der in Leipzig anwesenden Buchhändler als Börsencorporation statt, bei welches es mitunter stürmisch herging. Nachstehend ein Auszug des Sitzungsprotocolls:

„Der Börsenvorsteher — Hr. Fr. Campe aus Nürnberg — brachte die Rede auf mehrere eingerissene Mißbräuche, namentlich in Bezug auf das arge Pränumerations-Unwesen und die seit einiger Zeit so überhandnehmenden Taschenausgaben zu zwei Groschen das Bändchen, wozu er die Veranlassung aus einer schriftlich eingereichten Frage des abwesenden Hrn. Horvath in Potsdam nahm: „Ob gegen diese feinere Art von Nachdrücken nichts geschehen solle?" — Seinerseits erläuterte der Vorsteher diese Frage und ersuchte die Anwesenden, sich darüber auszusprechen; worauf dieser Gegenstand zur lebhaften Debattirung überging, und die Hrn. Heyer aus Gießen, Hammerich aus Altona, Wahlstab aus Lüneburg, Groos aus Heidelberg, Klein aus Leipzig, Fr. Perthes aus Hamburg, Duncker aus Berlin, Dümmler aus Neubrandenburg, Frommann aus Jena, Reimer aus Berlin, Kirbach aus Leipzig, J. Campe aus Hamburg, Hoffmann aus Weimar, Stettin aus Ulm wechselweise das Wort nahmen und ihre Ansichten darlegten. — Nach mancherlei sehr lebhaften Discussionen, in denen sich durchgängig der allgemeine Widerwillen gegen diese Unternehmungen darlegte, und aus denen der große Nachtheil derselben für die solide Literatur, so wie auch für alle Zweige des Handels, hervorging, vereinigte man sich zuletzt dahin, diese verderblichen Taschenausgaben einstweilen ihrem Schicksale zu überlassen und daß es bei der so sichtbaren Uebereinstimmung aller Anwesenden gegen sie, bei ihrem offenbaren Nachtheil für das Handelsinteresse nicht einmal nöthig scheine, bestimmte Maaßregeln gegen sie zu nehmen, indem es wohl nicht fehlen könne, daß diese Erscheinungen, bei dem Mangel reeller buchhändlerischer Förderung, sich bald wieder in sich selbst auflösen und folglich schon eo ipso nicht von Bestand sein könnten, um so weniger, als sich die allgemeine Entgegenwirkung so unverhohlen kund gegeben. Hierauf

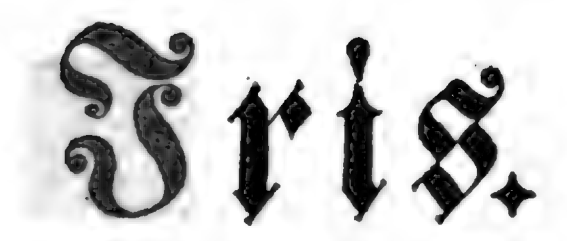
stellte der Vorsteher folgende Fragen an die Versammlung: 1) „Finden Sie die Zweigroschen-Ausgaben dem Gedeihen der Literatur, den soliden Unternehmungen und dem Buchhandel überhaupt schädlich?" — worauf ein allgemeines Ja! erfolgte. 2) „Wollen Sie solche Unternehmungen in Ihrem Geschäftskreise fördern, und somit unterstützen?" — Nein! war die einstimmige Antwort. — Der Vorsteher setzte nun hinzu: Diese zwei so beantworteten Fragen scheinen vor der Hand wohl zu genügen; denn, meine Herren, Freiheit ist die Seele jedes Handels — am meisten die des unsrigen. Lassen Sie uns bestehen in der Freiheit; zwingen Sie Niemand zu hohen Preisen, aber handeln Sie nicht mit Dingen, die Ihnen keinen Nutzen, sondern nur Mühe bringen. Oder müssen Sie die Zweigroschen-Editionen liefern, so folgen Sie dem, was Hr. Hoffmann aus Weimar vorgeschlagen hat, lassen Sie sich gleich ein Dutzend Bändchen vorauszahlen, und mancher Besteller wird sich besinnen. — Die Uebereinstimmung, womit dieser Grundsatz von Allen angenommen wurde und durchging, war von der Art, daß er Alle, die mit Recht ihre Besorgnisse dargelegt hatten, vollkommen beruhigte. — Hierauf nahm Hr. Fr. Perthes aus Hamburg das Wort und stellte vor: wie nach Himburg's und Riedel's Hinscheiden diejenigen Literaturerscheinungen, welche der Unschuld zum Aergerniß dienten und die Sittlichkeit verpesteten, zwar aufgehört zu haben schienen, daß aber dennoch erst vor Kurzem „Althings nachgelassene Schriften" auf's Neue ein schändliches Beispiel dieser Art gegeben hätten, und daß er, um fernern Schaden zu verhüten, nicht gesonnen sei, dem Verleger die Exemplare zurückzugeben, sondern daß er wünsche, der Börsenvorstand möge sie annehmen und für ihre Vernichtung sorgen, damit ein warnendes Beispiel gegeben und von der Verbreitung so ruchloser Waare abgeschreckt werde. — Der anwesende Verleger (Hr. Klein in Leipzig) wollte sich zwar vertheidigen; allein allgemeine Indignation erhob sich, und es wurde beschlossen: „Die Exemplare sollten in Empfang genommen und morgen früh im Börsenlokale öffentlich vernichtet werden." — Auch erklärten die Anwesenden, daß es in ähnlichen Fällen künftig immer so gehalten werden solle, und daß die Börsenkasse alle Folgen zu vertreten habe." — (Was halten die Leser von diesem Auto da Fe ganz neuer Art? Sollte sich etwa ein Literaturfreund bewogen fühlen, Appellation dagegen einzulegen, unser Blatt steht ihm zur Ausführung seiner Ansicht offen.)

Correspondenz-Nachrichten.

Baden, Juni 1827.

Ein kleiner Ausflug nach Mannheim und Carlsruhe verschaffte mir das Vergnügen, zwei Mitglieder des Frankfurter Theaters, Dem. Urspruch und Hrn. Hauser zu sehen und zu hören. Erstere trat als Louise in Kabale und Liebe, als Liesli im Alpenröslein, als Victorin in der Waise und als Preciosa zu Mannheim, und letzterer als Don Juan, und Calif von Bagdad, im Barbier von Sevilla und in Figaro's Hochzeit zu Carlsruhe auf. Von Dem. Urspruch sah ich Louise und Preciosa, von Hrn. Hauser den Barbier von Sevilla und den Figaro in der Hochzeit. Ueber Louise habe ich in einem Ihrer letzten Blätter schon eine Nachricht gelesen; über Liesli kann ich Ihnen nur sagen, daß sie weniger als Victorin gefallen haben soll, dagegen war ihre Leistung als Preciosa gelungen zu nennen, was auch um so erklärbarer ist, da letztere Rolle schon mehr Pathos verträgt, als ein einfaches Liesli, und gerade dieser Pathos in zu hohem Grade bei Dem. Urspruch gefunden wird. Das allgemeine Urtheil vereinigte sich aber dahin, daß Dem. Urspruch eine recht brauchbare Schauspielerin sei, deren Verdienste durch Hervorrufen in der Rolle des Victorin und der Preciosa von dem scharfrichtenden Mannheimer Publikum erkannt wurden. Hr. Hauser gefiel in Carlsruhe sehr; seine Stimme ist rein und wohlklingend und seine Manieren zeugen von guter Schule. Dabei hat er das in den jetzigen Zeiten so seltene Gute, daß er nicht übertreibt, und dadurch bewährt, daß er auch ein denkender Schauspieler sei. An Hrn. Haizinger bemerkte ich, daß er seine Stimme, zu seinem größten Vortheile, mehr mäßiget, wodurch sie mehr Wohlklang gewinnt. Mit Recht darf man diesem vortrefflichen Sänger unter Deutschlands erste Tenoristen rechnen. Auch ein Ballet sah ich hier, eingerichtet von Hrn. Weidner. Es ist erstaunenswerth, wie viel Gutes Hr. Weidner in kurzer Zeit in seinem Fache hier leistete. Das Ballet ist von dem Theaterfond sehr zweckmäßig ganz getrennt und wetteifert mit demselben an Eleganz und Reichthum der Costume und Scenerie, und an Aufwand für alles Große und Prachtvolle. Kleidung, Decorationen und überhaupt alle Requisite zeichnen sich durch Frische, Richtigkeit und Schönheit aus, und die Direction unter dem Vorstande des Oberhofmarschalls Hrn. von Gailing bietet alles auf, was nur zur Erreichung der höchsten Stufe der Kunst dienen kann, wobei eine anständige und wohlwollende Behandlung des Personals nicht das kleinste Hülfsmittel ist. Es wäre der schwärzeste Undank, wenn auch nur ein Mitglied klagen wollte, und wenn sich dann und wann aus irgend einer Ecke eine mißgünstige Stimme gegen Hofbühnen vernehmen läßt, so kann diese die Carlsruher nicht treffen; ein so anmaßlicher Wortführer würde nur zeigen, daß ihn Neid, gekränkter Autorstolz oder sonst ein eben so unrühmlicher Beweggrund leitet. Ueber solche kleine Seelen ist dann kein Wort zu verlieren. Als Mitglied der hiesigen Comite hat der allgemein geschätzte Dichter v. Auffenberg große Verdienste; als Capellmeister hat Strauß das Orchester in sehr kurzer Zeit auf einen hohen Standpunct gebracht, und in den Bemühungen der beiden Regisseurs C. und E. Maier blickt der beste Wille für alles Gute und Schöne sprechend hervor. S.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 124. Samstag, 23. Juni 1827.

Rabbinische Legenden.

3.

Der Stab Mosis.

Als Seth den Zweig des Paradieses, den ihm der Wächter an der Pforte des heiligen Gartens zur letzten Labung seines kranken Vaters darbot, vor Adam gebracht, und der Sterbende sich an ihm mit dem Wohlgeruch des ewigen Lebens auf seiner Hinfahrt gestärket hatte, und sanft in seinem erquickenden Lenzduft entschlafen war, da trug des Verblichenen frommer Sohn das himmlische Reis, wie ihm der Engel befohlen hatte, in eine unbekannte Wüste, und pflanzte es heimlich in die unfruchtbare Sandebene hin. Jugendlich grünete und sproßte der zarte Schößling bald zum hohen dichten Stamm empor, breitete seine reichbelaubten Aeste weitschattend umher, und verkündete alljährlich in seiner frühen Blüthe ringsum der kahlen Einöde die Wiederkehr des Frühlings. So stand er, allen Sterblichen verborgen, nur Gott allein nicht unbekannt, viele Jahrhunderte lang verwaist in der dürren Sandstrecke da.

Da geschah es zweitausend Jahre nachher, daß Moses nach seiner zweiten Weisung von Gott jenseits des Gebirges Horeb in die Wüste Sin kam. Und als der Auserwählte Gottes, gebeugt von der Bürde seines Prophetenamtes, so Gott auf seine Schultern gelegt hatte, einsam in der unwirthlichen Haide umher wandelte, und es schwühl und dunstig um ihn ward, und er nirgend eine Stätte fand, wo er sich erhohlen mochte; da rauschete es auf einmal als ein kühlender Garten um ihn her, und ein Wohlgeruch, annehmlich wie des Lenzen, fächelte ihn, gleich dem belebenden Odem Gottes, an. Verwundert blickte der Prophet empor, siehe! da stand in aller erfrischenden Maigrüne, und in der Fülle seiner lieblichen Blüthe der Baum des Herrn vor ihm, und streckete ihm liebevoll, gleich einem längst erwarteten Freunde, seinen grünenden weitumschattenden Arm entgegen.

Ermüdet sank Moses in seinen Schatten hin, und als er, an seinen edenischen Düften sich erquickend, ausruhete, übermannete ihn der Schlaf, und er schlummerte lind am Fuße seines Stammes ein. Da nun der Prophet am Morgen erwachte, und sich zum Antritt seiner hohen Sendung, mächtig wie ein Löwe, fühlte, und in der grauen Dämmerung aus der hehren Einöde zurückkehren wollte, siehe! da stieg aus der Wolke, in die der Gipfel des Baumes hinaufreichte, schnell ein ätherischer Jüngling zu ihm herab. Der funkelnde Morgenstern stand über seinem Haupt, seine Hüften umgürtete das Zeichen der Allgewalt Gottes, das flammende Schwert Jehovah's, und die Huld und Hoheit des Herrn glänzte in seinem Antlitz. Erschrocken ob der furchtbar schönen Wundergestalt, fiel Moses auf sein Angesicht; aber der Engel hub ihn sogleich sanft empor, und redete traulich also zu ihm: Fürchte dich nicht, Moses! Ich bin der Hüter des Gartens in Eden, du schlummertest unter den Zweigen des Paradieses. Ermanne dich, und höre, was dir der Herr, dein Gott, durch seinen Knecht verkünden läßt. Wie nun Moses die freundliche Rede des Cherubs verstanden hatte, sammelte er sich, und harrete demüthig des Wortes, so ihm von Gott, seinem Gebieter, kommen sollte. Da blößete der himmlische Krieger die flammende Wehr, und hieb von des Baumes Gezweig einen dichten Stamm, schnitzete ihn alsobald zum schmächtigen Hirtenstab, und berührete mit selbem sanft das Haupt des Propheten. Sogleich fuhren aus Mosis Scheitel zwei breite Feuerstrahlen empor, die seit seines königlichen Priesterwandels sein Hauptschmuck blieben

immerfort. Da nimm hin, sprach der himmlische Bote, den Stab Zebaoths, mit ihm weihet er dich zum Hirten und Richter seines Volks in Israel. Vollbringe des Herrn Willen, wie er ihn selbst dir offenbaren wird. Mit diesem Stabe wirst du die Feinde Gottes züchtigen, und deine Sendung durch kräftige Zeichen und Wunder in Egypten kund thun.

Da sahe sich Moses von Gott selbst bemannt; denn die Kraft des Herrn war in dem Stab mit ihm. Auf ihn gestützt, trat er trotzig in Pharao's Gemach, und forderte kühn von ihm die Befreiung des Volkes. Und als des Königs Stolz sich verhärtete, hub Moses den Stab, und that durch ihn der Wunder und Zeichen viel in Egypten. An ihm führete er Israel aus der Dienstbarkeit, spaltete mit ihm das Meer, und entschlug den Quell dem Felsen, und zertrümmerte die fremden Götzenbilder. Und als er endlich das Werk seiner heiligen Sendung glorreich vollbracht hatte, legte er den Stab, zum dankbaren Gedächtniß seines hohen Hirtenamtes, an der Morgenseite der Stiftshütte neben dem Allerheiligsten, dem Gott selbst inwohnete, nieder. Mit ihm theilete er nachher sein Volk in zwölf Stämme, und übergab den Stab seinem Bruder Aaron, und salbete ihn zum Priester des Allerhöchsten. Und als sich bald hernach unter den zwölf Stämmen Israels der Zwist über Aarons Priesterdienst erhub, siehe! da blühete unter den zwölf Stäben Israels der priesterliche Stecken Aarons allein, und trug Mandeln zur augenscheinlichen Bestätigung Gottes in seiner geistlichen Würde, und deren Erbschaft auf sein ganzes Geschlecht. Nach ihm kam der Stab in die Hände vieler Propheten und Lieblinge Gottes, die durch seine Wunderkraft das Zeugniß ihrer Erleuchtung von oben bekräftigten, bis Gott nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem ihn mit der Bundeslade, zum Vorbehalt auf den Tag des letzten Gerichts, durch seinen Engel an einen verborgenen Ort überbringen ließ.

Hat gleich Gott selbst dem Menschengeschlecht den Stab entnommen, und wirket seine Wunderkraft nicht sichtbar auf Gottes Erde mehr: so waltet er doch unsichtbar in den Händen derer, die biedere und fromme Richter und Lehrer ihrer Brüder sind, und trägt in den Händen weiser und milder Fürsten, die als wahre Hirten Gottes ihr Volk auf den Auen des Friedens und der Gerechtigkeit weiden, noch unverkennbare Früchte seiner göttlichen Macht und Eigenschaft.

Thorwaldsens Werkstätte zu Rom.

(Fortsetzung)

In dem ersten Atelier, wohin wir zurückkamen, steht der Jason. Er hat eben das goldne Vließ erobert; er ist der vollkommene Typus des Griechen, in der ganzen Nacktheit des Heroismus; mehr ein Zeitgenosse als eine Copie oder ein Abkömmling des Achilles und Meleagers; keine einfache Uebersetzung des Alterthums, aber ein so treuer Ausdruck desselben, als man ihn nur wagen und erreichen kann. Nah bei dieser Statue findet man Poniatowski, welcher ein antiker Held sein würde ohne die Abgeschmacktheit seiner Bewaffnung und ein moderner Held, ohne Veränderung des Costümes unserer Zeit.

Die Grazien, welche folgen, überraschen durch ihren Contrast mit denen von Canova. Sie haben eine viel jungfräulichere Reinheit, aber sie sind minder verführerisch als die des italienischen Bildhauers, obgleich, um die Wahrheit zu sagen, diese zu sehr darauf studieren, zu gefallen, und Canova ihnen eine Art entschiedener Coquetterie gegeben hat, die besonders in den Händen und in den Gesichtern bemerklich ist. Thorwaldsen schätzt die seinigen sehr, vielleicht zu sehr und legt zu viel Wichtigkeit auf das Lob, das Fremde ihnen ertheilen. Er vergnügte mich sehr durch das Feuer und die Naivetät, mit welcher er die Schönheiten daran bemerklich machte; der Vorzug, den man ihnen über das Werk seines Nebenbuhlers giebt, war ein reichhaltiges aber gefährliches Thema. Uebrigens sind sie in aller Hinsicht schön, und alle Theile sind mit Sorgfalt gearbeitet; die von Canova sind mehr geeignet, um in eine Nische gesetzt zu werden.

In demselben Zimmer bemerkte ich die vier Basreliefs von ovaler Form, welche die Stärke, die Weisheit, die Gesundheit und die Gerechtigkeit vorstellen: es ist dies die höchst originelle Verkörperung sehr gemeiner Abstractionen. Das Basrelief der Gerechtigkeit hat einen Anflug von Aeschylus: Nemesis die vor Jupiter den Bericht des Verbrechens liest und Jupiter der, im Verhältniß wie sie weiter liest, allmählig seine Donnerkeile ergreift, sind der alten Theogonie würdig; es ist auch unmöglich, die Schrecken des Schuldigen besser auszudrücken. Diese Basreliefs sind für den ersten Gerichtshof von Copenhagen bestimmt, obgleich sie von einem Privatmann bestellt worden sind.

Wenige Künstler haben das Vollendete so sehr geliebt als Canova, haben so viele Mühe wie er auf die letzte Feile gewendet und haben so wenig ihre Werke fremden Händen anvertrauet. Er hatte die Meinung, daß eine Art von Weichheit, die er in der Malerei vergötterte, sich mit Vortheil auch auf die Sculptur anwenden lasse. Daher kömmt es, daß bei ihm alles fließend, gerundet, ich möchte sagen fast verlöscht und dunkel ist; alles was männlich, lebendig und hervorspringend ist, scheint abgerieben und abgebraucht. Er trieb diese Eigenschaft oder diesen Fehler so weit, daß er oft Nachts seine Arbeit endigte, indem er stärkere Schatten wollte, um alles, was sich wegnehmen ließ, von dem Relief wegzubringen, damit bei Tage seine Werke die besondere Annehmlichkeit hätten, die auf gleiche Weise dem Correggio und dem Catull ange-

hört und die ihn von der Mehrheit der modernen Bildhauer unterscheidet unter dem doppelten Gesichtspunct der Erfindung und der Ausführung. Ich weiß nicht, ob er bei dieser Methode nicht alles verloren hat. Es ist merkwürdig, daß seine Statuen, bei Fackelschein besehen, neben denen der Alten keinen Character mehr haben, und nur matte Copieen scheinen. Diese Bemerkung drängte sich mir auf eine auffallende Weise auf, indem ich seine Fechter mit den antiken Athleten verglich. Wirklich wurde seine Anatomie niemals sehr bewundert. Die Alten hatten eine ganz andere Art, das Nackte zu behandeln; und obgleich die Forschungen von Quatremere zu beweisen scheinen, daß es bei ihnen eine bloß mechanische Operation war, so kann man doch nicht umhin, selbst in ihren geringfügigsten Werken, die Kenntniß und die Genauigkeit der Details zu bewundern. In dieser Hinsicht rühmt alle Welt den Torso von Belvedere; aber der Apollo, der die süße Zartheit einer jungen und himmlischen Natur athmet, ist hierin nicht minder merkwürdig. David pflegte ihn als Musterbild anzuführen, und zeigte ihn oft, indem er ihn von unten beleuchtete, als eine unendliche Mischung von, mit zarter Kunst wiedergegebenen, Linien und Muskeln, welche gleichwohl bei Tage dem Auge eine fast glatte Oberfläche darbot. Das Urtheil der Alten macht sich nicht minder fühlbar in der scheinbaren Härte der Ausführung einiger ihrer Denkmäler, wie der Musen, des Zuges der Panatheneen und anderer Reliefs dieser Art. So wie die Skiagraphie ihrer Architectur vielleicht nie übertroffen worden ist, so ist es auch unmöglich, den Seh- und Augenpunct besser zu berechnen, als sie in ihrer ganzen öffentlichen und Privat-Sculptur gethan haben. Ich möchte gerade nicht behaupten, daß Thorwaldsen mit solchen Grundsätzen die Härte rechtfertige, die den größten Theil seiner Werke characterisirt; aber mindestens bin ich gewiß, daß sie eine andere Ursache als Unfähigkeit hat. Als Beweis dafür will ich nur seine Venus anführen, die in Hinsicht auf Ausführung jeder Statue von Canova an die Seite gestellt werden kann. Sie erinnert an die Venus von Medicis; es ist eine Copie oder Nebenbuhlerin derselben. Aber der Künstler hat verständigerweise auf die Nachahmung des obern Theils der Bildsäule verzichtet: der Kopf ist mehr beschäftigt; der Apfel, den sie in der Hand hält, erklärt und fesselt ihre Aufmerksamkeit und die der Beschauer; der Leib hat mehr Fleischiges und rundere Formen als die antike Venus; alle Züge sind auf eine feine Weise vergrößert: die Modernen neigen sich zu einer entgegengesetzten Praxis hin und scheinen mehr an das Corset als an den Gürtel gewöhnt. Man kann nichts lieblicheres, nichts graziöseres sehen als diese bewunderungswürdige Statue; nie hat ein zarter und sicherer geführter Meißel die Weichheit des Fleisches besser nachgeahmt. Die Ausführung und die Form sind gleich vollkommen; es ist Thorwaldsens Triumph und er verhehlt dies Gefühl nicht, wenn er davon spricht. Der Pendant dazu ist der Adonis. Der Gegenstand ist alt und das Versprechen eines Achilles, der durch die weibliche Schönheit durchschimmert, söhnt den Zuschauer nicht mit der bloßen Wiederholung von Originalen aus, die doch ein wenig mehr werth sind als ihre Nachbildungen.

(Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Aufrichtigkeit ist noch zu finden, und zwar in Berlin, Feldstraße Nr. 27. Nicht, „um schneller aufzuräumen," — oder „für die eben von Leipzig angekommenen neusten Artikel Platz zu gewinnen," — oder weil „dieser Artikel zu störend in die Handlung eingreift," — oder „um ganz zu räumen" — sondern „wegen Mangel an Geld" werden in der Feldstraße Nr. 27. mehrere Arten Sofagestelle billig zum Verkauf angeboten.

Berliner Zeitungsanzeigen. Sprechende Papagaien auf die Probe werden verkauft beim Naturalienhändler Muralt. — Bockverkauf: Ich finde mich veranlaßt, ein verbreitetes Gerücht, daß alle meine Böcke schon vergriffen wären, dahin zu berichtigen, daß dieses nur mit den ausgezeichnetesten der Fall sei — daß aber noch eine bedeutende Zahl zum Verkauf stehen, worunter noch manche sehr schöne und keine absolut schlechte sich befinden. Sie sind freilich jetzt — geschoren. — Oranienburger Straße Nr. 17 steht eine wirklich russische Droschke zu verkaufen. — Ein noch brauchbarer Brunnen steht abzugeben. — Ein Fortepiano ist für acht Thlr. zu verkaufen. (Ungewöhnlich bescheiden ist doch dies Instrument ohne Adjectiv gelassen.) — Abgepaßte, durchzogene Hauben, Haarlocken mit Schilder, und Shawls mit Gallerie (nicht etwa Galanterie!) sind äußerst billig zu haben. — Große, schöne, schon thätige Reitpferde sind angekommen. — Ein Hund, der mit Dachsfüßen versehen ist, hat sich zu Glogau in Schlesien verlaufen. — Nach langen Leiden entriß mir der Tod meinen Gatten. (Wer wird den Tod bedauern, daß er so lange leiden mußte?) —

Lehrbuch für Damen. (Es enthält eine Anweisung zum Selbstschneidern!)

Zureichender Grund. Eine gereimte Lobpreisung der Gastspielerinnen Schechner und Heinefetter in einem Berliner Blatt fängt so an:

O staunet nicht, wenn keiner Euch besungen
Von allen Dichtern dieser Königsstadt;
Es hat die Noth zum Schweigen sie gezwungen,
Weil keiner mehr Sonnette übrig hat.

Freundliche Einladung. Die Doctoren Döllinger und von Martius zu München machen unterm 15. Juni bekannt: „Daß mit Allerhöchster Genehmigung Sr. k. Majestät von Bayern, die Versammlung der deutschen Aerzte und Naturforscher dieses Jahr, vom 18. September anfangend, in München werde gehalten werden. Indem sie alle deutschen Aerzte, Naturforscher und Freunde der Naturforschung dazu geziemend einladen, können sie die Versicherung beifügen, daß man sich von allen Seiten bestreben werde, den Fremden, besonders auch rücksichtlich der Benützung der zahlreichen Sammlungen, den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen."

Schauspielhaus zu Hamburg. Das neue Theatergebäude ist, der örtlichen Lage nach betrachtet, eins der ersten Häuser in Hamburg; denn kommt man westwärts her durch das Dammthor zur Stadt hinein, ist das Schauspielhaus das dritte oder vierte Gebäude links in der ziemlich ansehnlichen Dammthorstraße. Das Aeußere des Gebäudes zeigt sich ohne besondere Facade, wie andere Wohn- oder Fabrikgebäude der Stadt, mit dem einzigen Unterschiede, daß es rings umgangen werden kann und etwa ein Dutzend Eingänge hat, von denen die an der Vorderseite in das Schauspielhaus selbst führen, die übrigen aber größtentheils die Oeffnungen von Kleinhändlerboutiken bilden, die im Seitenfundament des Gebäudes angebracht worden sind. Durch diese Buden trägt das auf Aktien gebaute Haus allerdings recht hübsche Revenuen, so daß, wie man vernimmt, der Pacht des eigentlichen Theaters den Unternehmern dieses letzteren hat billiger gelassen werden können, als es ohnedem der Fall gewesen sein würde. Freilich sieht man von außen an diesem Schauspielhause nichts, gar nichts, was seine eigentliche innere Bestimmung verriethe, wenigstens bis jetzt nicht; durchaus kein „herrliches säulengetragenes Dach!" — Wenn der bloße Schauspielfreund diesen Schmuck gern entbehrt, wird nur im Innern des Hauses ihm Befriedigung, so dürfte der Architekt seiner Seits sich sehr darüber zu beklagen haben. Es soll bei dem Aufbau nicht ganz nach dem Entwurfe des wackern Oberbauraths Schinkel, dessen Name in Deutschland hochgeachtet ist, verfahren worden sein. Der Bau ward, unter der Leitung des von den Aktionisten ernannten Comite's, vom Architekten Wimmel ausgeführt, das Maschinenwesen der Bühne von Hölzel angeordnet. Das Haus selbst hält als Oblongum 135 Fuß Breite und ist 196 Fuß tief. Die innere Einrichtung ist mit geringen Abweichungen derjenigen der neuen Berliner Schauspielhäuser gleich. Der Raum, der die Zuschauer aufnimmt, bildet einen vollkommenen, 110 Fuß im Durchmesser haltenden Kreis, dessen Sitzplätze in drei Rang-Logen, außer der Gallerie, in das Parterre und das diesem letztern vorgelegte Parkett getheilt sind. Die Linie, in welcher der Vorhang sich herabschiebt, ist die Tangente des Zuschauerkreises, so daß der mit Tritonen verzierte Fächerschirm, der die Decke völlig kreisförmig bildet, mit den Gold auf Weiß verzierten Logenbrüstungen einen imposanten Anblick gewährt. Ein einziger, aus der Mitte herabhängender Kronleuchter, mit etwa sechszig Lampen, erhellt zur Genüge den ganzen, über zweitausend Zuschauer bequem fassenden Raum mit sanftem Lichte. — Die Bühne selbst, die von einem als damastenen Teppich gemalten Hauptvorhang verdeckt ist, der in drei Wandgemälden die vier dem Theater vorzugsweise Schutz verleihenden Musen darstellt, ist etwa 70 Fuß tief und 80 Fuß breit. Die Höhe ist gleich der Tiefe; die Oeffnung der Bühne zeigt ein Quadrat von etwa 40 Fuß Seitenmaaß. Diese zur Höhe des Gebäudes auf den ersten Blick unverhältnißmäßig klein erscheinende Bühnenöffnung ist nothwendig, um den Vorhang und die Dekoration des Hintergrundes senkrecht auf- und niederschieben zu können. Dabei kann es aber nicht fehlen, daß besonders für die in den obern Regionen befindlichen Zuschauer der Anblick der Bühne, zumal bei Verwandlungen, etwas Guckkastenartiges verräth, das um so mehr sich aufdrängt, da die Bühne, wie oben angedeutet ward, sich außerhalb des Zuschauerkreises befindet. Es wollen Viele dieses tadeln, haupsächlich weil der Redeton der Sprechenden auf dem Theater an Deutlichkeit und Wirksamkeit verliere, wiewohl hingegen die im Kreise selbst (nämlich im Orchester) executirte Musik durch eben diese architektonische Einrichtung außerordentlich gewinnen müsse. So viel ist wohl gewiß, daß der Ton des Redenden allemal, da er sich gleichsam in eine Rotunde; außerhalb welcher er erzeugt wird, hinein zwingen muß, nur auf der Linie recht wirksam hörbar werden kann, auf welcher er gleichsam als Durchmesser des Zuhörerkreises sich Bahn zu machen hat. Wer unter den Zuhörern nun nicht auf oder unter jener Linie seinen Standpunct hat, wird schwerlich den Ton in derjenigen Klarheit und Wirksamkeit vernehmen, den der Sprechende durch ihn hervorzubringen beabsichtigt. Nun versteht es sich, daß im recitirenden Schauspielhaus in der Regel die Stellung des Schauspielers sich alle Augenblicke verändert und verändern soll, daß folglich auf hundert verschiedenen Linien der Schall der Rede sich in den Zuhörerkreis drängt, und nicht ganz ohne Wahrheit also behauptet werden kann, jeder Zuschauer höre ein anderes Schauspiel, obwohl nur eines dargestellt wird.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 125. Sonntag, 24. Juni 1827.

Wieland.

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewiesenen Sphäre,
War des Mannes heitre Lehre,
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieß er! Selbst durchdrungen
Von dem Wort, das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäßigungen.

Geistreich schaut' er und beweglich
Immerfort auf's reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel.

Stets erwägend, gern entschuld'gend,
Oft getadelt, nie gehaßt,
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend
Seiner Fürstin werther Gast.

Bruder Gottlieb der Nürnberger.

(Fortsetzung)

So trieb denn des Bruder Linzer's Ungeduld auch unsern Gottlieb weit in der Welt umher; nirgends konnte er lange rasten und — wen wird es befremden, daß auch dem armen Gottlieb es nirgends recht wohl und heimisch zu Muthe war? ach nein! Den einzigen Trost gewährten ihm noch die Briefe, welche er von Bruder Anklam aus Wittenberg erhielt und in ihnen die Zusicherung der unwandelbaren Treue seiner Helene, die diese schlau genug unter verdeckten Worten durch des unwissenden Bruder Anklammers Mund ihm zukommen ließ.

Nachdem unsere Wanderer einen großen Theil von Mähren, Pohlen und der Mark durchstreift hatten, kamen sie endlich am Ende des Jahres 1825 in Berlin an und fanden hier für längere Zeit Arbeit und Obdach. Gottlieb, der auf seiner Wanderschaft seine Zeit nützlich angewendet, manches schöne Denkmal, manche herrliche Bildhauerarbeit sich recht bedächtig beschaut hatte, kam als erster Gesell bei einem der berühmtesten Steinhauer Berlins in Arbeit und zeichnete sich bald vortheilhaft vor allen seinen Mitgesellen aus.

Hier war es, wo wir ihn am Eingange der Erzählung, einsam und traurig vor der Herberge verließen. Zehn Wochen waren nun schon verflossen und noch hatte er keine Nachricht von Wittenberg, wenn gleich er, von Polen aus, Berlin als nächsten sichern Punct schon vor langer Zeit der Geliebten bestimmt hatte.

Wie denn aber oft in den trübsten Stunden, wenn ringsum alles neblig und finster sich verhüllt, plötzlich ein Sonnenstrahl siegend durch die Nebel bricht, und das beklommene Herz erheitert, so erging es auch unserm Gottlieb. Im ansehnlichen, fast prächtigen Hause seines Meisters war vor einigen Tagen ein gar vornehmer Herr eingezogen; zwar hatte ihn Gottlieb noch nicht gesehen, aber die andern Gesellen konnten nicht genug erzählen von den vielen blitzenden Orden, welche seine Brust zierten und von den schönen Equipagen, die vor dem Hause, seit seinem Einzuge, hielten. Als nun Gottlieb an jenem heiligen Christabend manche Straße durchwandelt und mit wehmüthigen Empfindungen in die niedern Stübchen geschauet und die Freuden der Christbescheerung

sich betrachtet hatte, trat er endlich, milder gestimmt durch die Erinnerungen an seine heitere Jugend, die ihn fern, im Osten des Lebens, wie purpurnes Gewölk der Dämmerung anlächelte, in das stattlich erleuchtete Vorhaus seines Lehrherrn. Da fuhr rasselnd eine glänzende Equipage vor und goldbetreßte Bediente hoben einen besternten Herrn rasch heraus, der, Gottlieb kaum erblickend, mit dem freudigen Ausruf: Gottlieb, lieber Gottlieb, bist du's denn wirklich? den verdutzten Gesellen in seine Arme schloß. Regungslos, wie eine Bildsäule, stand dieser und wußte nicht wie ihm geschah, bis er endlich im reich besternten Herrn seinen lieben Grafen Storocchin erkannte und nun, sonder Furcht und Angst, den herzlichen Willkommen erwiederte.

Die vornehmen Bedienten verwunderten sich schier über den seltsamen Auftritt und rümpften gewaltig die Nasen über den kecken Gesellen, der den steinreichen Grafen aus Polen, der so eben vom Premierminister kam, so cordial an sein gemeines Herz drückte — aber wie dehnten sich erst die Gesichter, als der Graf ihn traulich unter den Arm faßte, mit sich die Treppe hinaufzog und „vom besten Wein aus dem Keller" den verstummten Bedienten zuherrschte.

Oben — da gings denn an ein Fragen, wie es ihm ergangen, warum er denn nicht geschrieben und sich Geld ausgebeten, wo er denn umhergestreift — aber wo ist denn der Bruder Linzer? fragte jetzt lächelnd der Graf und war sehr erfreuet, von Gottlieb zu hören, daß auch er hier sei. Er bat ihn den braven Linzer morgen herzubescheiden, nicht um ihm Geld zu geben, rief lachend der Graf, denn da liefe er uns wieder fort, nein aber fröhlich wollen wir einmal wieder sein und uns des Forsthauses auf dem Riesengebirge erinnern.

(Fortsetzung folgt)

Charade.

Schüchtern haben, o Rosa, die letzten zwei meiner Silben
Oft dem bezaubernden Reiz deiner zwei ersten getönt;
Aber senkst du das Ganze! — dann ist mein Himmel verschlossen,
Doch in dir geht vielleicht magisch ein schönerer auf.

Auflösung der Charade in Nr. 120.
Sommersprossen.

Chronik der Frankfurter Schau-Bühne.

Mittwoch den 20. Juni. Das weiße Fräulein, Oper in 3 Abtheilungen von Bojeldieu. Vorher ein Prolog, gesprochen von Madame Schulze. Die Theaterdirection löste heute mit dieser Vorstellung ihr Wort, und gab nach dem Verlauf von sechs Wochen — als der zur Reparatur des Schauspielhauses bestimmten Zeit — diese Oper zur Wiedereröffnung des Theaters. Spontini's Töne (dessen Ouverture zur Oper Olympia) waren die ersten, die uns in dem neuen, freundlichen, äußerst geschmackvoll decorirten Locale, als Eingang zum Prolog, begrüßten. Den Werth oder Unwerth dieser Ouverture lassen wir für jetzt dahin gestellt sein, und bemerken nur, daß die Wahl des Musikstückes sich besonders eignete, dem Publikum einen evidenten Beweis zu geben, daß das Vorzüglichste unsers alten Theatergebäudes in akustischer Hinsicht durch die bedeutenden Umänderungen der Bühne und vorzüglich durch das um anderthalb Schuh tiefer gelegte Orchester nichts verloren, vielmehr bedeutend gewonnen habe: denn hier bedurfte es der Probe: ob bei angefülltem Hause die zarten, schwachen, melodischen Sätze einzelner Instrumente deutlich hervorträten, und ob die colossalen Massen der Töne bei dem wildesten Lärm der Instrumente sich nicht verwirrend dem Zuhörer mittheilten. — Das Resultat war das günstigste, und wurde allgemein anerkannt. Unser herrliches Orchesterpersonale executirte diese Ouverture mit einer Kraft und Präcision, mit einer Zartheit und Eleganz, die hinreißend war. Vorzüglich finden wir — wenn auch etwas beschwerlicher für den Director — das jetzige Arrangement des Orchesters. Früher wo alle Blase-, Blech- und Schlaginstrumente auf einen Punct concentrirt waren, ging für einen großen Theil der Zuhörer der Totaleffect verloren, und manche nervenschwache Dame bezahlte ihr Vergnügen hier mit Migraine und Krämpfen. Jetzt sind die oben benannten Instrumente auf die beiden äußersten Enden des Orchesters vertheilt, — und die Herren Logenbesitzer tragen jetzt auch hier bei dem Brausen der Tonwogen gemeinschaftlich, wie bei dem jährlichen Gewinn vom Theater — zu gleichen Theilen. Die ersten Pulte der Geigeninstrumente sind die nächsten bei dem Director und umringen ihn, das Pult der Solo und Vorgeiger etwas erhobener als die übrigen — wahrscheinlich um den Kunstrichtern, die beim Beurtheilen mehr der Augen als der Ohren benöthigt sind, Verwechslung der Personen — und langwierige kostspielige Processe zu ersparen. — Die sanfteren Blaseinstrumente bilden im Halbkreis das Aeußerste des Orchesters. Sehr vortheilhaft und von großer Wirkung ist die jetzige Stellung der Bässe, die ihren Ton weit freier ins Publikum werfen können; der dreifach hohlgelegte Boden trägt sehr viel zur stärkeren Vibration der durch sie verursachten Tonwellen bei.

Unserer Bühne fehlten bis jetzt die zwei vorzüglichsten Dinge, ohne die kein (lebendes) Wesen existiren kann — frische Luft und Tageslicht — Sonne. Darf uns bei jenem Entbehren der häufig kränkelnde Zustand der Bühne und ihrer Mitglieder wundern? Jetzt hat die Direction ihre Künstler und Künstlerinnen — wie die Ameisen ihre Puppen — liebevoll den Brutflügeln der Sonne untergelegt, und es steht zu erwarten, daß die physische Wärme auf die geistige ihrer Kunstleistungen den vortheilhaftesten Einfluß bewähren wird,

damit wieder jugendliche, kräftige und frische Kunstgebilde über die Bretter wandeln mögen, da wir der matten, lebensmüden, trägen — schleppenden — leider nur zu viele sehen mußten. Läßt die Direction von jenem Sonnenschein auch einige Strahlen auf uns Referenten fallen, so darf man mit Hippel nicht mehr das Eldorado „unter der Erde" sondern im Frankfurter Theater suchen; da unsere gute Stadt dann das erste Beispiel geben würde, — wo Direction, Künstler und Referenten — mithin auch das Publikum, das schwarz auf weiß immer für gedruckt — und größtentheils auch für wahr — annimmt, unter einem Hut wären.

Die Vorstellung der Oper war heute im Einzelnen wie im Ganzen eine der gelungensten — und von der größten Wirkung das zweite Finale. Das herabbrennende Licht bei der Versteigerungsscene, brachte heute einige Feinheiten des Spieles an, die ihre Wirkung nicht verfehlten; denn statt herunterzubrennen, sprang es unversehens — zum Schreck der Umstehenden mit den artikulirten Tönen Pitsch in die Höhe, und hätte sich gewiß auf der Allongenperücke des geschwornen Ausrufers häuslich niedergelassen, wenn dieser nicht durch eine sanfte, graciöse Biegung des Kopfes ihm diesen weichen Ruheplatz entzogen hätte. — Ungerecht würde es sein, aus diesem ersten Experiment Folgerungen über die neue Maschinerie ziehen zu wollen, da diese vermöge der wenigen Zeit, die darauf verwendet wurde, unmöglich schon in vollkommen brauchbarem Stande sich befinden konnte; wir wollen es darum mit unserm Urtheile dem Dnieper nachmachen, der erst nach 13 Wasserfällen in's schwarze Meer fällt, und so erst nach 13 Vorstellungen diesen Gegenstand in's Meer der Kritik werfen. Als großen Uebelstand finden wir, daß die vordersten Coulissen viel zu schmal sind und es steht von der Einsicht der Direction zu erwarten, daß sie bei neuen Decorationen darauf Rücksicht nehmen werde. Das Theater war an diesem Abende nicht so außerordentlich angefüllt als man geglaubt, woran aber hauptsächlich die Furcht vor allzugroßer Hitze — und auch wohl der Unwillen mehrerer Logeninhaber über das Abonnement suspendu — Schuld war.

Haben wir jetzt noch das Glück, daß wir im ruhigen Besitze unseres im Ganzen so vorzüglichen Künstlervereins bleiben, und daß wir noch einige bedeutende Sängerinnen, einen preiswürdigen Tenor und einen geschmackvollen Kronleuchter erhalten, so darf sich unsere Bühne kühn mit allen übrigen Deutschlands messen, indem sie jetzt schon Vorzüge besitzt, die man bei den größten Theatern nicht allzuhäufig finden dürfte, und wozu wir besonders rechnen: ein vortreffliches Ensemble. Von den kräftigen und zweckmäßigen Maasregeln der vereinigten Direction zur Verbesserung des Theaters läßt sich erwarten, daß sie die noch störenden Mängel baldmöglichst beseitigen und nicht den falschen Ansichten so vieler Theaterdirectoren — bei Hauptsächern sparen zu wollen — folgen werde; nur dann gewinnen alle: die Kunst, das Publikum; — die Actiengesellschaft erspart Geld — und wir gutmüthigen Referenten gewinnen (da wir alles loben können) — ein ruhiges Leben.

+

Von einem andern Referenten.

Mittwoch den 20. Juni. Das weiße Fräulein, Oper in 3 Abthl. von Bojeldieu. Nachdem am 7. Mai zum letztenmale in dem Schauspielhause gespielt und noch am nemlichen Abende die inneren Bauveränderungen angefangen worden, hatte man so fleißig und thätig gearbeitet, daß heute das restaurirte Haus wieder eröffnet werden konnte. Es ist in diesen Blättern bereits das Nähere darüber besprochen worden, wir erlauben uns daher hierauf zu verweisen und nur unsere individuelle Ansicht und Gefühle in wenigem auszusprechen. Der Eindruck bei dem Eintritt in das Parterre ist überraschend und angenehm; es bietet sich dem Auge etwas Ganzes und Uebereinstimmendes dar. Der Plafond enthält leichte gefällige Verzierung, welche auf künstliche Weise die Kronleuchteröffnung dem Auge als in der Mitte der Decke schwebend darstellt. Die Logenbrüstungen sind reich und geschmackvoll, eben so das Proscenium, doch scheinen die Verzierungen an der Uhr etwas hart und steif. Der Vorhang mit der ihn umgebenden Draperie ist von schöner Erfindung und leichtem Faltenwurfe, die aufgelegte Goldverzierung macht sich prachtvoll und das Schillern der Farben aus Blau in Roth enthält viel Wahrheit; doch hätte das Ganze etwas kräftiger dürfen gehalten sein. Nicht mit Unrecht äusserten einige Zuschauer: „man meine, der Vorhang wäre schon etwas gebraucht." Derselbe ist in Darmstadt gemalt worden, vermuthlich weil die Kunst kein Vaterland hat; denn sonst müßten wir es doch für hiesige tüchtige Künstler und namentlich für Hrn. Schulz, ein wenig empfindlich erachten, daß man ihnen die Vollendung eines geschmackvollen Theatervorhangs, welches doch keine Hexerei ist, nicht einmal zutrauete. Sehr zweckmäßig ist die vordere Bühnenbeleuchtung, die den Auftretenden bis auf die Füße sehen läßt. Die Bänke auf dem Parterre sind praktisch und das lederne Polster weich und bequem. Nach dem Ledergeruche konnte man heute den Leuten anriechen, ob sie im Theater gewesen. — So viel ohngefähr von dem Aeussern; in das Innere des Heiligthums zu dringen, war uns nicht erlaubt. Sollte sich uns indessen in der Zukunft etwas Sichtbares zeigen, so werden wir nicht verfehlen, hiervon unsern Lesern Mittheilung zu machen. — In Rücksicht der heutigen Aufführung freut es uns, daß wir bei dem Anfange dieser neuen theatralischen Epoche lauter Gutes berichten können. Man sah es unsern sämmtlichen Künstlern zu deutlich an, daß sie ihre Aufgabe mit Liebe umfaßten. Aus den Leistungen eines jeden andern, auch des untergeordnetesten leuchtete Fleiß, und wo dieses der Fall

ist, muß Gutes und Vollständiges erzielt werden. Zum Lobe unseres braven Orchesters brauchen wir kein Wort zu erwähnen; was dieser Künstlerverein unter der Leitung seines tüchtigen Dirigenten, Hrn. Kapellmeisters Guhr, leistet, ist zu sehr bekannt, als daß wir das schon öfter Gesagte hier wiederholen sollten. Der Oper vorher ging übrigens Spontini's Ouverture aus Olympia, worauf Mad. Schultze einen dem heutigen Tage angemessenen Prolog sinnig und schön vortrug, wonächst die Ouverture zu der heutigen Oper folgte. Das Publikum war heute gegen Erwarten nicht zahlreich. Die Ursache ist jedoch wohl, daß jedermann fürchtete, das Theater möchte allzuvoll und bei der drückenden Hitze des Tages die Situation darin unerträglich werden. Der Erfolg hat gelehrt, daß die Zuschauer einer den andern, wie Papageno und Monostatos, ohne Noth gefürchtet haben.

Noch muß bemerkt werden, daß der schon am Dienstag angeschlagene Comödienzettel die Bemerkung enthielt: Der freie Eingang kann heute nicht statt haben, obgleich der Zettel selbst versicherte, daß erst morgen, Mittwoch den 20. Juni, gespielt werde.

Donnerstag den 21. Der Oberrock, Originallustspiel in 1 Akt, nach einer wahren Anekdote von Dr. Bärmann. Mac Reddi, ein Schauspieler aus London, hatte in Birmingham den Grafen Essex gespielt, hatte die Krone der Kunst errungen, und eben, als er am Ende des Stücks hervorgerufen, mit Lorbeern bekränzt, mit Blumen bestreut wurde, da bricht in der Nähe des Schauspielhauses Feuer aus, die Flamme verbreitet sich mit reißender Schnelle: oben auf dem Giebel des verunglückten Hauses liegt ein Kind, und unten ringt die Mutter verzweifelnd die Hände, fleht um Rettung für das geliebte Haupt. Reddi, im Hochgefühl der Menschlichkeit, erklimmt die Sprossen einer Leiter, wirft, um ungehindert zu sein, seinen Oberrock weit von sich weg, bringt unter dem Jubel des Volks den Knaben unversehrt dem Schooß der glücklichen Mutter wieder und — verschwindet. — So kehrt er nach dem Gasthof zurück, wo ihn ganz unerwartet seine geliebte Arabella, die er in London glaubte, wiederfindet. Ein verläumderisches Gerücht hatte seinen Ruf befleckt; Eifersucht, dieser schnellfüßige Drache, hatte der Lüge das Gepräge der Wahrheit aufgedrückt und Arabella war ihm nachgereist, um sich selbst zu überzeugen. Reddi's Nachhausekommen, ohne Rock, sein Aussehn, seine Erschöpfung, mehren den Argwohn, er wird verdammt vor dem Richterstuhle der Liebe, ohne gehört zu werden. Arabella giebt ihm seinen Ring zurück, zum Zeichen, das sie verknüpfende Band sei auf immer zerrissen; sie verlangt den ihren dafür; er hat ihn verloren. Jetzt erscheint, die Verwirrung zu enden, der Wirth und berichtet die Edelthat des Fremden. Ein Polizeicommissär überbringt den Oberrock, durch den eingewebten Namen kenntlich, und in ihm findet sich ein Portefeuille mit dem Ringe der Geliebten. Umarmung, Versöhnung. Hr. Fehringer (Mac Reddi). Er war ganz, was er sein sollte, Schauspieler und Engländer; in Ton und Bewegung reihten sich, zart gehalten, das Selbstgefühl des Künstlers und der Stolz des Britten. Beim ersten Erscheinen schien sich sein sonst so kunstgerechtes Denken verirrt zu haben. Diese schwankenden Tritte, das Hinsinken auf den Sessel, die gesenkten Augen deuten mehr auf Reue nach einer übeln, als auf Bewußtsein einer guten That. Hr. Fehringer wollte vielleicht die Gefahr versinnlichen, die er überstanden, und die ihm grade jetzt erst klar vor Augen schwebte. Das ist gut, aber nur in Anklängen, nicht als Hauptzüge des Mienenspiels durften diese Empfindungen hervortreten. — Die Hände dankbar zum Himmel gefaltet, und ein gewisses Thränenlächeln würden hier die beste Wirkung thun. Hr. Weidner (der Wirth) trug mit künstlich abwechselnden Farben die Erzählung vom Brande vor. Auch in kleinen Rollen bewahrt sich der große Künstler. Dem. Gutmann (Jenny). Wenn diese angehende Schauspielerin, welcher Talent und redlicher Wille nicht abzustreiten sind, sich nur den Goldstaub aus dem Kunstschatze ihrer großen Lehrerin erwirbt, dann können sie und wir zufrieden sein. Dem. Gutmann scheint sich ausschließlich für das Lustspiel bestimmt zu haben; um aber darin mit Erfolg zu wirken, muß jedes erkünstelte Streben, Alles, was der Natürlichkeit Eintrag thut, verbannt werden. Dem. G. spielt noch zu sehr.

Das Quartettchen im Hause, Lustsp. in 1 Aufzug von Contessa. Heitre Laune, Lebendigkeit, sprühender Witz sind die Grundzüge dieses Lustspiels. Daß es sich unter einem Oberrock verbarg, war nur Bescheidenheit.

Zum Beschluß: Die Nachschrift, Lustsp. in 1 Aufz. nach Heigels Perückenstock von Holbein. Daß ein Baron einen in dem Erker eines Haarkünstlers ausgestellten Perückenstock für seine ehemalige Geliebte hält, das ist die ganze lockre Intrigue. Bedeutung kann diese Kleinigkeit nie gewinnen, aber interessant ist sie uns durch Dem. Lindner und Hrn. Rottmayer geworden, welche beide, dieser den Friseur, jene seine Frau, mit einer Fertigkeit spielten, die uns das, was sie spielten, vergessen ließen.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 26. Juni. Die beiden Klingsberg, Lustspiel.
Mittwoch den 27. Das weiße Fräulein, Oper.
Donnerstag den 28. Die Burg Gölding, Schsp.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 126. Dienstag, 26. Juni 1827.

J u g e n d f l u c h t.

Schon entflieht ihr sel'ge Tage,
Meines Lebens Frühlingstheil?
Näher rückt des Alters Plage,
Und der Pfad wird rauh und steil!

Holde Jugend, zarte Blüthe
Von des Herzen flücht'gem Glück. —
Ach, dem reifenden Gemüthe
Kehrt dein Feuer nicht zurück!

Deine Spiele, deine Scherze,
Liebe, scheucht des Mannes Ernst;
Doch er fühlt's mit jungem Schmerze,
Wie du täglich dich entfernst.

Fester knüpfen zwar die Bande
An das reif're Leben ihn,
Dauernd bis zum fernen Rande; —
Doch die z a r t e n sind dahin!

Schnell vorüber, Frühlingslüfte,
Zieht ihr! Rosen, ihr verblüht!
Doch die Frucht der süßen Düfte
Labend an dem Baume glüht.

Dir, Erinn'rung, will ich leben,
Meiner reichen Blüthenzeit,
Und was Herbst und Sommer geben,
Nehm' ich hin mit Dankbarkeit.

Freundschaft, bleibe, weicht die Liebe,
Gib, für Traum, mir Wirklichkeit!
Welken dieses Lebens Triebe,
Reift den ew'gen Geist die Zeit.

H. P i e r r e.

Bruder Gottlieb der Nürnberger.

(Fortsetzung)

Das arme Lenchen hatte, während dem, traurige Tage. Nicht lange nach der Abreise Gottliebs zog ein Mann, der sich lange Zeit im Reiche aufgehalten und dort sich Geld gemacht hatte, nach Wittenberg und feilschte des Nachbars Haus. Bald darauf kaufte er sich in die Krämerinnung ein, legte einen sauberen Laden an und betrieb seine Sache mit solchem Eifer, daß er bald, trotz dem ältesten Wittenberger, mit allen möglichen Artikeln handelte und viele Kundschaft erhielt.

Das hätte Lenchen ihm nun auch von Herzen gegönnt, kaum aber hatte er sie beim Nachbarbesuch mit seinen kleinen, grauen, hinterlistigen Augen erblickt, so verfolgte er das arme Lenchen auf jedem Schritte mit seinen Liebesanträgen. Den Vater hatte er nun ganz in seine Netze gelockt und niemanden war Meister Martin so gut als dem Nachbar Mehlwurm, der denn auch nicht versäumte mit der Vesperglocke sich einzustellen und seinen lieben Meister Martin, wie er ihn zu nennen pflegte, in den Rauchclubb abzuholen.

Immer seltener aber gingen die beiden Nachbaren dort hin; Herr Mehlwurm hatte den alten Martin ganz und gar umgewandelt: er, der sonst keine Karte anrührte, schlich jetzt oft Abends zum goldnen Helme, einem heimlichen Schlupfwinkel für Spieler und verdächtiges Gesindel — ja — der Altgeselle Johannes wollte Stein und Bein darauf schwören, er habe ihn dort mit der alten Lise, einer verrufenen Kupplerin, ganz emsig sprechen sehn.

Auch gegen die Gesellen war Meister Martin nicht mehr der Alte, denn als einst Johannes im biedern, herzlichen Tone ihn bat, doch nicht so lange in die Nacht

auszubleiben und vor dem Nachbar Mehlwurm sich zu hüten; als er ihm sagte, daß Jungfer Lehne oft bis spät in die Nacht aufsitze und sich die blauen Aeuglein ganz blind und matt weine, daß es eine wahre Christenschande sei, das so mit anzusehen, da faßte Meister Martin den Altgesellen gar unsanft bei der Brust, schüttelte ihn, daß ihm schier der Athem verging und schwur hoch und theuer, er wolle ihn und jeden zum Hause hinauswerfen, der sich um sein Treiben und Thun bekümmere.

Nun ja, brummte leise der Altgeselle in den Bart, kann schon allein die Thür finden, will weiter ziehen; es jammert mich nur die Lehne, die jetzt keinen mehr hat als mich, seit sie Frau Margareth auf den Friedhof getragen haben. Dabei wischte er sich mit dem Aermelaufschlage ein Thränchen aus dem Auge.

Das wirkte. — Nun, nun, sagte einlenkend der Meister, setz Er mir nur nicht gleich den Stuhl vor die Thür, muß das Kind nicht mit dem Bade verschütten, sind wir doch 14 Jahre zusammen fertig geworden — Habs so böse nicht gemeint — nu, bleib Er nur! — und Johannes, der doch von dem Meister nicht hätte lassen können, ergriff die dargebotene Rechte desselben und sagte: Topp Meister Martin, der Johannes bleibt bei Ihm, so lange er lebt! Topp, rief auch der Meister, aber nichts wieder vom Nachbar Mehlwurm, denn auf den laß ich einmal nichts kommen; hat Er's verstanden, Johannes? —

Bei solchen Gelegenheiten, und wenn Meister Martin sah, wie sein Lenchen die rothgeweinten Augen ihm verbarg, oder wenn er Nachts heimkehrte und Lenchen bei der verglimmenden Lampe, die bleiche Wange auf den Arm gestützt, eingeschlafen fand und das feuchte Taschentuch auf dem Tische die zahllos vergossenen Thränen verrieth, da nahm er es sich wohl vor, umzukehren auf der Bahn, die er jetzt wandelte und die nimmer zum Guten führen konnte; — kam aber dann am Abend der Nachbar, so waren alle guten Vorsätze wieder dahin. Dieser war auch schlau genug; an solchen Abenden ging's dann stillschweigend in den ehrbaren Rauchclubb, waren dann aber erst einige Tage verstrichen, so wurde ein alter Spielkumpan abgesandt, der lockte und lockte dann, bis der gute, aber allzuschwache Meister Martin sich wieder beschwatzen ließ. Dann war es wohl gar Nachbar Mehlwurm, der ihn ermahnte, doch das Spielen zu lassen. — Ich — so pflegte er dann zu sagen — ich, lieber Nachbar, ich habe Glück, wie ihr wißt, ihr aber verliert euer Geld und ärgert euch obendrein. So war's aber auch, während Mehlwurm seine Börse immer wohlgespickt nach Hause trug, verlor Meister Martin jeden Abend seine 20 Gulden und wurde dabei so heftig, schlug so kräftiglich auf den alten gebeizten Tisch, daß Gläser und Fenster erdröhnten. Schadenfroh blinzte dann Nachbar Mehlwurm unter seinen buschigen Augenbraunen hervor und winkte verstohlen der einäugigen Wirthin. Gegen Lenchen wurde Mehlwurm immer dringender; kam er Abends zum Vater, so suchte er das arme Mädchen unten erst immer heim und quälte sie mit seinen Anträgen. Hatte er früher nur von seiner Liebe geredet und verblümt auf die Ernstlichkeit seiner Absichten hingedeutet, so trat er jetzt ganz förmlich damit hervor und versicherte Lenchen, daß sie sich schon geben solle, da auch der Vater damit zufrieden sei. Was Lenchen aber am meisten gegen den verhaßten Mehlwurm empörte, war, daß er auf den armen Gottlieb immer etwas wußte, ihn den liederlichen, verlaufenen Handwerksburschen, den miserablen Lump und was sonst seine Galle ihm noch eingab, nannte.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über das neuste Bülletin der Buchhändler-Börse.

(Eingesandt)

Da es nun bei Manchen zum Lieblingsthema geworden, gegen die wohlfeilen Taschenausgaben zu Felde zu ziehen, so war es um so weniger befremdend, das Protocoll der Buchhändler-Generalversammlung in Leipzig auch in der Iris abgedruckt zu sehen. Obgleich sich weit mehr Gründe für, als gegen diese wohlfeilen Taschenausgaben aufstellen lassen, besonders wenn dieselben mit der gehörigen Sorgfalt ausgeführt werden, [1]) so wollen wir uns indessen für diesmal nur auf einige Stellen des Buchhändlerprotocolls beziehen und diese näher beleuchten. So wird gleich in der Einleitung in Betreff der sogenannten Zweigroschenausgaben die Frage aufgestellt: „ob gegen diese feinere Art von Nachdrücken nichts geschehen solle?“ Wir müssen gestehen, daß wir diese Beziehung höchst unpassend und ungeziemend finden, da bei neuen Uebersetzungen ausländischer Schriftsteller von keiner Art Nachdrucks die Rede sein kann, und es befremdet um so mehr eine solche Beziehung in dem Protocoll einer Buchhändler-Generalversammlung zu finden, weil diese doch wissen sollte, was Nachdruck sei. Wenn außerdem in diesen wohlfeilen Taschenausgaben weit bessere Uebersetzungen geliefert werden, als in den früher erschienenen weit theuerern Ausgaben, (wie z. B. mit Cooper's Werken der Fall ist) so gehört wirklich nicht wenig Leidenschaftlichkeit dazu, solche Unternehmungen auf diese Art zu bezeichnen. Wie würden denn die in Deutschland erschienenen Ausgaben ausländischer Schriften, nach dem Original wörtlich abgedruckt, bezeichnet werden müssen? [2]) Nachdem nun von Seiten des Börsenvorstands Hrn. Campe aus Nürnberg, darauf angetragen war, diese wohlfeilen Ausgaben auf jede Weise zu unterdrücken, [3]) fährt derselbe fort: „denn, meine Herrn, Freiheit ist die Seele jedes Handels — am meisten die des unsrigen“ (des Buchhandels). Bedarf diese Schlußfolgerung noch eines Commentars? — Löblich ist's, daß unsittliche Schriften unterdrückt werden sollen; nur finden wir die Art und Weise, wie dieß auf der Buchhändler-Generalversammlung geschah, nicht geeignet hierzu. Was ist

denn damit gewonnen, wenn von solchen Werken einzelne Exemplare vernichtet werden? Oder wurde etwa die ganze Auflage von Althings Schriften bei diesem Auto da Fe vernichtet? Dieß geht wenigstens nicht aus dem Protocoll hervor, wo nur von einigen Exemplaren des Hrn. Perthes die Rede ist. So lange der Herausgabe solcher Schriften nicht von Seiten der Regierungen gesteuert wird, so lange möchten diese Auto da Fes von ganz unersprießlichem Nutzen bleiben. Waren denn hierbei auch die Verleger von Cassanova's schmählichen Memoiren, Clauren's Schriften, dem Buch der Geheimnisse, Langbein's Novellen und kleinen Schriften, u. s. w. zugegen? Wir wissen nicht, wie stark die Börsencasse der Herrn Buchhändler ist, vermuthen aber, daß sie nicht ausreichte mit diesen und ähnlichen Papieren das Feuer eine geraume Zeit zu unterhalten.

Der geehrte Einsender hat uns erlaubt und aufgefodert, seinem Aufsatz Noten beizufügen, falls wir solche für nöthig erachteten. In Nachstehendem benutzen wir diese freundlichst eingeräumte Befugniß.

1) Bevor nicht die Gründe für und gegen die Neunkreuzerbände zusammengestellt und abgewogen werden, steht freilich die eine wie die andere Behauptung frei. Man darf aber annehmen, daß die Buchhändler, als Leute vom Fach, das Beschwerliche wie das Schädliche der neuen Methode in der Praxis erfahren haben: in dieser Beziehung ist ihrer Ansicht schon ein ziemlicher Autoritätsglauben zu schenken; denn daß nur eigennützige Motive das verwerfende Urtheil begründen sollten, ist durchaus nicht anzunehmen. Der Flor unserer Literatur scheint, wie die Dinge dermalen noch stehen — bei dem nur ausnahmsweise bewilligten Schutz gegen Nachdruck und der Seltenheit wohlhabender Bücherfreunde — mit von dem Bestand der großen Verlagsunternehmer abzuhängen, und es ist daher nicht mehr als billig, auf das wohlverstandene Interesse derselben einige Rücksicht zu nehmen. Die Voraussetzung übrigens von Anwendung gehöriger Sorgfalt bei den wohlfeilen Ausgaben, dürfte Manchem, bei der Fabrikmethode wie die Sache betrieben werden muß, als eine gewagte vorkommen.

2) Der Buchhändlercorporation konnte nicht beifallen, die Neunkreuzerbände, welche neue Uebersetzungen enthalten, als Nachdruck zu verdammen. Hr. Horvath, von dem die Frage kam, mag wohl damit auf die von Gotha aus angekündigten deutschen Classiker (über welche wir uns in Nr. 124. der Ztg. ausgesprochen) gezielt haben. Nachdrücke sind, abgesehen von den Rechtsbegriffen — die man bei praktischer Erörterung ganz wohl zur Seite liegen lassen darf, da wir bekanntlich noch im Provisorio leben und obendrein die Rechtslehrer selbst über Lösung der Frage uneinig sind — nur dann zu verwerfen, wenn sie dem rechtlichen Verleger, der seine Schuldigkeit gegen Autor und Publikum erfüllt hat, Schaden bringen; sie sind dagegen gar nicht zu verwerfen, wenn sie bei eintretender Versäumniß jener Schuldigkeit das Strafamt üben und den Bücherfreunden für weniger Geld bessere Waare liefern. Diese Categorie ist so eng beschränkt, daß wir kaum fürchten, mißverstanden zu werden. Erscheinen die Werke eines bedeutenden Schriftstellers, der schon bei ihrem ersten Erscheinen einen anständigen Ehrensold dafür bezogen, in einer auf allgemeinere Verbreitung berechneten Ausgabe und wird diese nicht von dem Sosier dem innern Gehalt entsprechend ausgestattet, bleiben vielmehr dabei alle gerechten Ansprüche der Nation unbeachtet, so wäre es so übel eben nicht, wenn einem sogenannten Nachdrucker frei stünde: es besser zu machen. — Angehend die Frage: „Wie sind die in Deutschland erschienenen Ausgaben ausländischer Schriften nach dem Original wörtlich abgedruckt zu bezeichnen?" so liegt dabei das eigentlich Gehässige des Nachdrucks so ferne, daß es gegen den Nutzen, welchen solche Unternehmungen verbreiten, gar nicht in Anschlag kommen kann. Dem ausländischen Verleger wird dadurch nicht geschadet, denn sein Preis ist so hoch, daß ihn der nicht von Guineen oder Napoleons strotzende deutsche Beutel nicht zu erschwingen vermag. Wer unter uns englische Literatur liebt, soll wohl nur dann das Glück haben einen Byron eigen zu besitzen, wenn er 30 bis 40 fl. dafür aufwenden kann? Wer in Deutschland correcte Abdrücke guter ausländischer Werke besorgt, erwirbt sich bei Sachverständigen ein wahres Verdienst, wenn er anders die dabei unerläßlichen Bedingungen zu erfüllen willens ist und versteht. Neben dem billigen Preis und correcten Druck ist vornemlich auf innere Ordnung der Ausgaben zu sehen und da läßt sich den Abdrücken ein Werth vor dem Originaldruck geben, indem nichts vernachläßigter ist, als die Vertheilung des Stoffs. Freilich müssen dann die Reimpressionen nicht so nachlässig gehandhabt werden, wie die Pariser von Byrons Werken; und den Compilationen (höchst preiswürdig, wenn sie das Vortreffliche geben, das Geringhaltige und Mittelmäßige ausscheiden) muß mehr Geschmack und Umsicht anzusehen sein, als es bei den ebenfalls zu Paris erschienenen lebenden Dichtern Englands der Fall ist. Eine gegenwärtig hier in Frankfurt unter der Presse befindliche Sammlung ausgewählter Poesien der neben Byron, Scott und Moore glänzenden englischen Dichter des 19ten Jahrhunderts wird sich in den beiden Beziehungen anständiger typographischer Ausstattung, bei billigem Preis, und wohlgeordneter Aufnahme der gelungensten Stücke, dem strengsten Urtheil bereitwillig unterwerfen.

3) Von diesem Antrag finden wir Nichts in dem Auszug Protocolls, den die Iris mitgetheilt hat. Daß wir übrigens bei Aufnahme des Buchhändlerbulletins nicht die unschuldigen Verhandlungen über die Neunkreuzerbände — die ja einstweilen ihrem Schicksal überlassen bleiben sollen — sondern nur die angemaßte Competenz in Verdammung unsittlicher Bücher zu rügen im Sinne hatten, ergiebt sich aus der Stellung unserer Schlußfrage und nun aus obigen Noten. Dabei wird uns

aber doch die von dem verehrten Einsender der Bemerkungen zugesagte weitere Ausführung jenes ersteren Gegenstandes sehr willkommen sein.

Correspondenz-Nachrichten.

Hamburg im Juni 1827.

The proper study of mankind is man.

In der Nachbarstadt Altona gibt die vereinigte sonst Santosche Gesellschaft, seit einiger Zeit, nach ihrer Rückkehr aus Lüneburg, Vorstellungen, nicht etwa Darstellungen! — Die Koblersche Familie allein hat mit ihren Ballets und eingelegten Tänzen in Opern, in Salomons Urtheil z. B. u. a., die bisherige Erhaltung der Gesellschaft gegründet, von der in sich nur wenig geleistet werden kann. Am Montag den 21. Mai, ward ein neues Spectakelstück, dessen Verfasser Herr Eckschläger uns gänzlich unbekannt ist — angekündigt: Der Leopard und der Hund, Melodrama mit Musik von Carl Maria von Weber ??? wahrscheinlich im Todtenreich erst componirt, denn im Reiche der Lebendigen ist von diesem Meisterstück bisher nichts bekannt geworden. Die allarmirende Ankündigung verhieß uns, daß der mechanisch gymnastische Künstler des k. k., Theaters in Wien! (welches? ich denke das soll heißen: der Gauklerbuden im Prater) Herr Meierhofer, den Leopard als erste Gastrolle geben werde. Also im Fach der Tyrannen! Am Schluß des Zettels ward ein verehrungswürdiges Publikum noch ersucht, beim Austreten des Hundes — einer ungarischen Dogge — sich ruhig zu verhalten. Diese Bitte ist von Seiten des verehrlichen Publikums denn auch redlich erfüllt. — Ruhig blieb es im Theater — denn — das verehrliche Publikum kam nicht; und die Menagerie wurde geschlossen. Allerdings konnten wir unsere Zweifel nicht ganz bezwingen, ob es nicht eine Folge der rasch aufeinander gedrängten Vorstellungen sei, die Sonnabend den 19. und Sonntag den 20. noch mit Koblers unvergleichlichen Groteskkänzen geschlossen hatten; und ob das schöne Wetter nicht auch das seinige gethan; aber nun müssen wir zur Ehre des guten Geschmacks, und der Consequenz des Altonaer Publikums, den Hut tief abziehen! Was bedarf es noch weiterer Bestätigung? Am Donnerstag den 24. Mai am Himmelfahrtstage: dieselbe Ankündigung, und derselbe Erfolg. Das liebe Vieh war da, aber die Menschen kamen nicht.

Es ist auch in Wahrheit besser, gar nicht zu kommen, wodurch man genug zu erkennen giebt, daß man es nicht des Weges werth halte, als sein baares Geld erst dafür zu geben, die Vierfüßer vom Theater herunter pfeiffen zu müssen. Pfui der Schande, daß es so weit mit der dramatischen Kunst gekommen ist! das sind die Folgen der drastischen Wirkung, mit Alles geschehen soll; umsonst hat Robert in seinem „ sius und Phantasus" alle das Unwesen parodirt: ist kein Stiergefecht, so werden andere Thierkäm auf die Bühne gebracht, wozu noch die erborgte malität von einem Menschen bejammernswürdig gen braucht werden muß; in eine Thierhaut genäht, sei Menschenwerth verächtlich wegwerfend, oder blödsin nicht erkennend, sich mit einem Hunde herumzubeiss Empört sich unser nordisch kaltes Blut gegen die spa schen Thierhetzen, so müssen wir ja schaamroth werd wenn wir einen Menschen als wilde Bestie sich geberd sehen. Genug der Frechheit, mit der der deutschen Dr maturgie Hohn gesprochen wird. Hund, Leopard, Jod der Affe, Angely und seine Wilddiebe, das ist gemei sam eine Race, die wir an die Bretterbuden des Ha burgerbergs verweisen wollen. Da brüstet Euch m Scheinverdienst und laßt Altonas noch nicht ganz en würdigter Bühne den „Hausfrieden", der nun auf lan wieder herrschen wird, um Ifflands zürnenden Scha ten zu versöhnen.

Unsere zeitigen Directeurs der deutschen Bühne freilich! haben auch ihre Prämissen dafür, wenn so ei frivoles Viehgenie sich meldet, um Gastrollen zu geben Auf die Frage, welches Fach er spiele? heißt es denn „Schaun's, da hob i d' Ehr' Ihn' zu sagen, daß i all Fächer in maini Stuck spiel; das ist der Leopard mi mainen lebendigen Hund, und allimal den Bär die Wölfin die ihre Jungen vertheidigt."

Welcher Kontrast! solche Gaukeleien neben einer Sonntag zu geben. Mit welchem Gefühl muß diese verehrte Künstlerin den Unfug auf der Königstädter Bühne in Berlin angesehen, oder nur davon gehört haben! — Gesehen schwerlich! Denn das Zartgefühl einer Dame müßte ersterben, wenn es in einer solchen Alternative ausdauern sollte. Wahrlich, dieser Triumph ist Hrn. Director Angely nicht zu beneiden, ist seiner Pygmäennatur würdig. Daß aber auch ein Publikum in Berlin sich fand, welches nur einen Augenblick vergessen konnte, daß es an demselben Orte der gefeiertesten, ruhmgekröntesten Sängerin huldigte. — Nun, so komme dann der kleine Wundermann, der so viele Aufklärung über Deutschlands Bühnen brachte, hierher, gastlich einkehrend auf dem Hamburgerberge, in der Rotunde des Kunstbereiters Price; sein würdiger Complice Meierhofer agirt nun dort als Bajazzo und metamorphosirtes Vieh. — Eine Ehre ist der andern werth. Vielleicht wäre das kleine Genie so erfindungsreich, ein ganzes Stück von redenden Thieren an's Licht der Welt zu bringen; worin natürlich denn der Herr Verfasser die Hauptrolle hat. — Ich begreife überhaupt nicht, warum wir nicht schon längst die Schlange im Paradiese, und Adam und Eva vor dem Sündenfall, von ihm bekommen haben?!

(Schluß folgt.)

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 127. Mittwoch, 27. Juni 1827.

Am Hochzeitstage eines Freundes.
Dezember 1826.

Alles erscheint uns in wechselndem Kreise
Hier auf des Lebens beschränktem Geleise,
Sonnen entschwinden und kehren zurück;
Reifende Früchte verdrängen die Blüthe,
Und in dem kummererfüllten Gemüthe
Keimet verborgen das wechselnde Glück.

Horch, wie draußen Winterstürme
Durch beschneite Straßen ziehn,
Mensch und Thiere zu dem Schirme
Ihrer wärmern Wohnung flieh'n!
Die erstarrte Linde ächzet,
Angeras't von Astreus Sohn,
Und vom goth'schen Thurme krächzet
Rabenbrut, dem Wald entfloh'n.

Mit dem Entzücken des Frühlings im Herzen,
Wandelt ein liebendes Paar unter Scherzen,
Flammenden Blickes, die eisige Flur;
Und des Auges belebende Sonne
Streut sie mit Demant und füllet mit Wonne
Die in Erstarrung versunk'ne Natur.

Längst verschwanden Blüth' und Früchte,
Und entblättert steht der Hain;
Windsbraut heult durch Bergesschlüchte,
Das Gewässer starrt — ein Stein.
Gleich dem Aarhorn, schneebekleidet,
Schaut der Taunus ernst hinab
In sein weißes Reich, es neidet
Ihm der Nord dies Frühlingsgrab.

Aber zum Tempel die Liebenden wallen,
Und es empfängt in den heiligen Hallen
Sie glückwünschend ein freundlicher Kreis.
Jetzo verschlingen, zum ewigen Bunde,
Sich ihre Hände, von geistlichem Munde
Tönet der Segen, Treuliebender Preis.

Hoch auf thürmt die Eisesschichte
Sich auf Alp' und Pyrenee,
Und die starke Eich' und Fichte
Beuget, bricht, verschlingt der Schnee;
Zürnend schüttelt die Lavine
Dort der Gletscher von dem Haupt,
Daß mit gräßlichem Ruine
Sie in's Thal hernieder schnaubt.

Doch in der Liebevermählten Gemüthe
Wohnet der Friede, der Seligkeit Blüthe,
Reif steht des Lebens ersehnteste Frucht;
Hier, an der Treue errungenem Ziele,
Werden der Erde Sorgen zum Spiele,
Dünkt vor dem Sturm uns die schützende Bucht.

Klein von Berges Haupt die Krone
Sinkt in sturmbewegter Nacht;
Doch, entglitten kaum dem Throne,
Schwillt sie des Verderbens Macht.
Zur Lavine schließt die Masse,
Wild verheerend, sich ihr an,
Daß sie niederschmetternd fasse
Hütt' und Dorf auf ihrer Bahn.

Aber beglückt in der Häuslichkeit Schooße
Wählte bei Hymens Fackel die Loose
Jenes von Liebe beseligte Paar;
Und es umgaukeln es hold Amoretten,
Winden aus Rosen des Ehestands Ketten,
Laden zu Opfern an Hymens Altar.

Oft im Strudel dieses Lebens
Sucht der Mensch sein Heil und Glück,
Und, als Frucht des tollen Strebens,
Wird ihm herbes Mißgeschick;
Plutus schmiedet Hymens Bande,
Glänzend, doch sie drücken schwer:
Reich an Gold und blüh'ndem Lande,
Bleibt das Herz nur arm und leer!

Nicht auf des Oceans endlosen Straßen,
Dort, wo die Stürme den Schiffer umrasen,
Winket der Friede, das irdische Heil;
Nur an der Heimath traulichem Herde
Wohnet der Liebe Glück sonder Gefährde,
Werden uns Schätze des Herzens zu Theil.

Mag der Nord von außen wüthen,
Eis die Erde überzieh'n,
Und am Baum, statt duft'ger Blüthen,
Schnee in kalten Flocken blüh'n;
Mag des Schicksals Donner rollen,
Decket Finsterniß den Pfad;
Laßt sich Neid und Habsucht grollen,
Haß ersinnen Missethat;

Hier in dem süßen Vereine der Seelen,
Wo sich der Tugenden schönste vermählen,
Mäßigkeit, frommer, beharrlicher Sinn,
Störet kein Schicksal den häuslichen Frieden;
Alle Prüfungen, die es beschieden,
Werden den liebenden Herzen Gewinn.

H. Pierre.

Wieland und Jacobi
über Goethe's Clavigo.

Wieland an Jacobi.

Belvedere, 18. August 1774.

Goethe's Clavigo habe ich nun gesehen. Wenn ich nicht selbst Autor wäre, so wollte ich den Kunstrichter von Profession spielen und als solcher wollte ich einem ehrsamen Publico leicht beweisen, daß noch viel fehlt, daß Goethe der Wundermann sei, für den man ihn hält; und dazu sollte mir grade dieser Clavigo Stoff genug geben. Man muß dergleichen blendende Dinge nur drei bis viermal lesen, so fallen einem die Schuppen ziemlich von den Augen. Indessen fühle ich so gut als einer, daß schöne Stellen darin sind und daß die Wärme des Dialogs viele Sünden zudeckt. Nur die Verwandlung des Hrn. Beaumarchais in einen Kannibalen finde ich sehr unglücklich. Das Gemälde seiner Wuth, seines Racheburstes im vierten Act ist Shakspeare's würdig, wenn die Rede von der Wuth eines Irokesen wäre. Und was dünkt Ihnen von der Französin Marie, die vor Liebe und Liebesschmerz ihr zartes Seelchen aushaucht!

Jacobi an Wieland.

Düsseldorf, 27. August 1774.

Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist, nach Heinse's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle; ein Besessener, füge ich hinzu, dem fast in keinem Fall gestattet ist, willkührlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hiemit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönen und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie in ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt. Sie wissen, mein Bester, daß am Anfange im großen All auch die Götter eingeschlossen waren; daß sie gefangen lagen zwischen den Elementen; Sie wissen auch, wie die Götter endlich durchbrachen und sich wider die Titanen lagerten. Was Goethe und ich einander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel runter neben einander hingefallen waren, im Nu entschieden. Jeder glaubte von dem andern mehr zu empfangen, als er ihm geben könne; Mangel und Reichthum auf beiden Seiten umarmten sich einander; so ward Liebe unter uns. Sie kann's ausdauern, seine Seele — zeugte in sich der Eine vom Andern — die ganze Glut der meinigen; nie werden sie einander verzehren.

Ihr Urtheil über Clavigo, mein lieber Wieland, ist sehr weit entfernt, das meinige zu sein. Für mich ist Marie ein ganz herrliches Geschöpf. Schon in der zweiten Scene beklemmt sie mir die Brust, nimmt mir Thränen aus dem Tiefsten, Innersten. Carlos scheint mir nicht ein bloßes Meisterstück, scheint mir ein Wunder des Genies zu sein. Und wie vortrefflich ist nicht Clavigo gebildet, gestellt, wie wird er nicht von innen

und außen gewaltthätigt! Welche Wahrheit, welch Leben in allen Personen des Stücks! Welch ein Wandel zu, von, und wider einander! Da stehe ich nun mitten unter und mir fällt gar nicht ein, daß dies und jenes aus dem französischen historischen Roman *) genommen sei, sondern sehe alles vor meinen Augen wirklich anfangen und fortgehen. Und wenn ich nun selbst, in Beaumarchais Person, bei Marie und Sophie ankomme, hingehe zu Clavigo, ihn befehde, überwältige, nachher mich aussöhne mit dem Reuigen, ihm die ausgestellte Schrift zerrissen zurückgebe — und dann nun neben Marien stehe, und zweifle und doppelten gräßlichen Meineid ahnde, und halte in meinen Armen den lebenden sterbenden Engel — und nun ihm, in meinem Angesicht, an meinem Busen, der letzte Todesstoß! mir Fesseln, Gefängniß — von Clavigo, dem Treulosen, dem Feigen, dem Verräther, dem unendlich Niederträchtigen. — Wühle, wühle im finstern, moderhaften, erstickenden Abgrund, wühle, wühle! — Ha! der Himmel offen! Rache, Rache, Rache! Hab ich ihn? Ich muß ihn haben! — Sehen Sie, lieber Wieland, alles das ist so ganz aus meiner Seele heraus empfunden, daß ich Ihnen nicht bergen kann, auch mir „glüht in jeder Ader, zuckt in jedem Nerv die Begier nach ihm, nach ihm." Mariens Tod in dieser Lage kommt mir ganz natürlich und höchst wahrscheinlich vor. Ich mag es nicht darthun physiologisch und medizinisch, daß sie sterben konnte, nicht kritisch, daß sie sterben durfte, und das letztere noch weniger moralisch. Mir hätte man am Ende dieses vierten Acts den Tod der ganzen Natur verkünden können, ich hätte ihn geglaubt. In der That begriff ich nicht, wie das Stück noch weiter fortgehen könnte, wähnte, alle Nerven meines Herzens seien verbraucht, nun müsse das Herz mir erkalten; aber da faßt er sie mir bündelweise — frische, unberührte Nerven und heißt mein Herz glühen und schlagen, immer heftiger und höher, bis es bebte, bis es brach und ich verging.

Was geht aus diesen zwei Briefen hervor? Eine starke Bestätigung des Erfahrungssatzes, daß die Dichteradert sammt der Productivkraft — denn beide kann man Wielanden bis zu einem gewissen Grad nicht absprechen — recht gut ohne das unerklärliche Ding, das man Geschmack (Urtheilskraft angewendet auf ästhetische Dinge) nennt, bestehen können, daß der Dichter oft den Dichter am wenigsten begreift und würdigt, daß ein Philosoph wie Jacobi immer war, (er hat den Dilettantismus in der Wahrheitforschung zu glänzender Ehre gebracht!) das poetische Element in dem fremden Erzeugniß rascher ausfindet, tiefer fühlt, als ein in die eigne Manier allzutief versunkener Kunstgenosse.

*) Dies und Jenes? historischer Roman? Jacobi irrt sich. Goethe hat Beaumarchais 4tes Mémoire à consulter in seinem Proceß gegen den Parlamentsrath Gousman sehr stark benutzt. Nicht der Stoff allein, auch die Behandlung findet sich der Hauptsache nach und oft wörtlich in dem Memoire. Einen historischen Roman kann man die so interessante Episode aus Beaumarchais vielbewegtem Leben, welche den Clavigo Goethe's ins Dasein gerufen hat, keineswegs nennen. Beaumarchais mag in seinem Memoire Manches ausgeschmückt haben; dieser Umstand reicht aber noch lange nicht hin, den Vorgang in Spanien, welchen er mit allen Umständen erzählt und durch Originalpapiere belegt, zum Roman zu stempeln, oder auch nur in die Zwittergattung der historischen Romane zu verweisen.

Correspondenz-Nachrichten.

(Schluß)

Hamburg im Juni 1827.

Seitdem die Koblersche Gesellschaft, die nun in Hamburg gastirt, die Altonaer verlassen, ist der Verein vollends uneins geworden, und kränkelt an einer gänzlichen Auflösung. Ein junger vielversprechender Tenorist, Hr. Knaust, aus Braunschweig, mochte wenig Behagen finden für die Ehre (die er sicherlich mit seiner vortrefflichen Stimme sich erwarb) zu arbeiten; er wird wohl einen Ort wissen, wo es auch Geld giebt, und — ging! Mit diesem Abgang liegt nun Alles im Staube.

Das Hamburger Publikum wird zwar nach und nach stiller mit seinen Klagen über die vielen Mängel des neuen Theaters, aber es hat sie noch nicht unterdrückt. Dazu kommen immer neue verfehlte Einrichtungen, wozu die vier großen aus Gußeisen in Berlin fabricirten Laternenpfähle gehören, die in unmäßiger Ferne von dem Gebäude aufgestellt sind, und zugleich als Träger des Schutzdaches dienen sollen, unter welchem die Wagen vorfahren. Der Prospect der Straße ist dadurch geschmälert, und die gerechten Klagen der Nachbarn werden vielleicht das neue Unding aus dem Wege opponiren oder disputiren. Es will verlauten, daß die Direction unzufrieden mit der Comite sei, und — mit dem Publikum! und dieses noch mehr mit den erstern Beiden, die freilich bisher wenig Früchte von der neuen Entreprise haben. Leer, und immer leer! selbst bei den Gastspielen der gefeierten Künstlerin Mad. Schröder, k. k. Hofschauspielerin von Wien, die seither als Isabella, Orsina und Merope aufgetreten ist. Ein Glück, was uns schwerlich zu Theil geworden wäre, wenn nicht das Engagement der hoffnungsvollen Tochter, die von der Mutter hergeleitet wurde, die Veranlassung gewesen wäre. Dem. Schröder hat mit besonderem Beifall als Amenaide in Tankred debutirt. Mad. Kraus-Wranitzky wird unsere Bühne bald verlassen und lange entbehrt werden. Doch spricht man von der erneuerten Acquisition der Dem. Pohlmann, deren Engagement in Petersburg, wegen der projectirten italiänischen Oper, welche die deutsche verdrängt, nicht ratifizirt sein soll. An die Stelle des abgegangenen Hrn. Beil ist Hr. Al-

bert als erster Tenorist vom Casseler Hoftheater, neben Hrn. Cornet engagirt. Hr. Albert hatte sich schon durch seine früheren Gastspiele hier sehr vortheilhaft empfohlen, und fand daher auch jetzt leicht gerechte Aufnahme. Aber — die Stelle des Hrn. Schwarz ist leider! immer noch nicht ersetzt. Hr. Köster kann die Anforderungen für Hamburg, und auf einen Schwarz! — nicht erfüllen! — Dem. Peche, vom Köllnischen Theater, würde weniger contradictorischen Urtheilen in den hiesigen Blättern ausgesetzt gewesen seyn, wäre ihr nicht ein gar zu starkes Lob aus Bonn vorangegangen. Es ist nicht zu läugnen, daß Talent, Genie und Streben in vollem Maaß vorhanden sind, aber gar oft auf Abwegen sich ertappen lassen. Und vollends, aus der Oper muß Dem. P. wegbleiben. —

Was die hiesigen Blätter betrifft, so sind fast alle sehr einseitig und — langweilig. Ohne Originalität und Geist. — Selbst Zimmermanns dramaturgische Blätter sind nicht ganz frei von ähnlicher Beschuldigung; — aber wie ist es anders möglich! Um eine Dramaturgie zu schreiben, müßte der Dramaturg einen andern, neuen, geprüften Künstlerverein, und werthvolle Stücke haben. — Sehen wir das auf der hiesigen Bühne? — ich will mich nicht selbst beantworten. Uebrigens kann es auch nicht anders sein! Der geschätzte Hr. Dramaturg muß sich wiederholen. Die erste Dramaturgie im Jahr 1821 — 22 enthielt 4 Bde. Dies ist der 5te, außer den Beiträgen, die der Dramaturg während des Interregnums zu einer hiesigen „Biene“ lieferte. (Diese Biene ist seit 2 Monaten abermals in Drohnengestalt erschienen; sie arbeitet nicht — sie sammelt nicht — sie sticht nicht! — sie plündert!) Lessing hat seine Dramaturgie mit 2 Bänden abgeschlossen! ein Lessing! — habe ich nicht recht? —

Ein anderes Blatt unter dem Titel: Der Freischütz macht viel Aufsehen. Unter der Firma: Schnüffelmeier, Wahrlieb, und Paukenwirbel führt dieser wilde Jäger eine förmliche Kunst- und Musikjagd rücksichtlos, ohne Partheilichkeit, ohne Schonung. Seine Freikugeln mit der Devise, „Sechse treffen, Sieben äffen,“ sitzen immer auf dem rechten Fleck. Rubricirt ist Alles „aus der Wolfsschlucht“ wo auch Niemand den wahren Autor erspähen kann. Samiel will nicht helfen — und — der Freischütz hat immer Recht. Der alte Notenwurm, Wahrlieb, ist ein rechter Kontrapunctist, ganz in der Musik zu Hause, und hat ein Ohr, so fein wie Seidenpapier! — Daher spricht er auch von dem Herrn Musikdirector nicht anders als von seinem „Herrn Collegen“. Dieser, ich meine den neuengagirten Herrn Krebs, steht sehr in seiner Gunst. — Das übrige, ein kleines Heer von Zeitungen und Journalen, ist — Alltagsbackwerk.

Die größte Aufmerksamkeit ist nun auf den Bau einer neuen Börse gespannt, — der, beiläufig gesagt, 500,000 Mrk. Bco. kosten soll. Vorschläge aller Art passiren da die Revue. Der neuste ist: Aufräumung des Johannisklosters und der Kirche, und auf dem Platze zu bauen. Da die Aufräumung ohnehin beabsichtigt wird, so ließe sich dieser Antrag hören.

Das Bauen — Verschönerungen an Gebäuden, und Verbesserung der Straßen — geht unaufhörlich und mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit von statten. Auch das Gerippe des Jacobithurms naht sich seiner Vollendung. In seiner gothischen Form giebt er im künftigen Jahre eine neue Zierde der Stadt. Die erweiternden Wallanlagen — die beschwerlichen Ausrundungsarbeiten — die Gründung vortrefflicher Chausseen um den Wall — alles geht wie mit Zauberkräften fort, und, wer nur in 3 Jahren, zum Theil in 2 Jahren diese Umschaffungen nicht sah, erkennt sich in dem schönen Chaos kaum wieder. Es arbeitet sich freilich leichter, wenn die Natur dem Fleiß und der Kunst zu Hülfe kommt! und die Natur hat doch auch viel bei uns gethan. — An fremden künstlerischen Sehenswürdigkeiten ist hier jetzt das merkwürdigste: Die Stadt St. Petersburg, welche Hr. de Rossi im hiesigen Apollosaal ausgestellt hat. Das Kunstwerk soll beiläufig 500,000 S. Rubl. gekostet haben, 3 Jahre daran gearbeitet sein, und allein 2 Jahre täglich 60 Menschen beschäftigt haben. Die Gebäude, Palläste und Kirchen haben etwa 12 Zoll Höhe, und sind der Natur treu nachgebildet. Dies plastische Tableau nimmt den ganzen Saal ein.

Auch eine zweite russische Badeanstalt ist entstanden. Der Unternehmer ist Hr. Zimmermeister Hauffert, welcher diese Anstalt am Kehrwiederwall gegründet und mit der möglichsten Eleganz ausgestattet hat. Sie steht unter der Leitung mehrerer anerkannter Aerzte. —

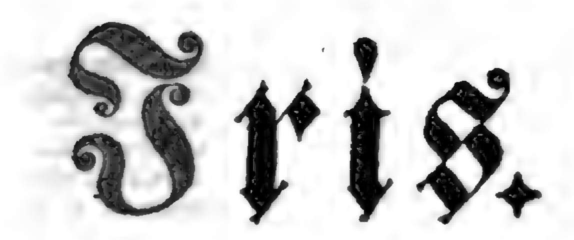
Die Hamburgerbergsspectakel sind wieder in großer doch nicht in so mannigfaltiger Fülle vorhanden. Das anatomische Wachsfigurenkabinett der Herrn von Dinter und die optisch-kaleidoskopischen Vorstellungen des Hrn. Ropelert zeichnen sich am vortheilhaftesten aus und verdienen Anerkennung. Doch, wie Venus vulgivaga sich vermehrt und ihre Schlupfwinkel ausbreitet, und mit einem freilich etwas scheckigen Glanz ihre Tempel erfüllt, ist unglaublich. Aber die Zahl der Matrosen ist auch bei der jetzt sehr frequenten Schiffahrt zum Erstaunen groß auf diesem Lagerplatz des Müssiggangs. Selbstmörder und Kindesmörderinnen sind an der Tagesordnung! doch von keiner Mordthat an Andern ist seit diesem Winter etwas gehört.

Hiermit für heute genug, nächstens ein mehreres.

Dixi et salvavi animam.

A.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.



Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

No. 128. Freitag, 29. Juni 1827.

Bruder Gottlieb der Nürnberger.

(Fortsetzung)

In Berlin ereigneten sich zur selbigen Zeit Dinge, die den armen Gottlieb tief betrübten, wenn gleich er nicht zur Hälfte den wahren Stand der gefährlichen Lage seines Beschützers, des Grafen Storocchin, ahndete.

So lange der edle Kaiser Rußlands, der hochherzige Alexander, noch lebte, war für den Grafen keine Gefahr vorhanden. Als dieser aber gestorben war, da fühlte sich der Graf sehr glücklich, innerhalb der schützenden Mauern sich zu befinden. Mehrere angesehene Große haßten den Grafen. Er, der überdem als ehemaliger Adjutant Napoleons nicht in dem besten Andenken bei Hofe stand, wurde jetzt beschuldigt an der Verschwörung der Polen im Jahre 1812, die durch den unglücklichen Ausgang des russischen Feldzuges im ersten Entstehen wieder erlosch, Theil genommen zu haben. Wenn auch der Graf Storocchin sich ganz rein von dieser Beschuldigung fühlte, so war es doch eine höchst schwierige Sache, sich vollkommen zu rechtfertigen, zumal da in jener Zeit alle Mitverschworne, beim ersten Weichen Napoleons, ihren Bund gelößt und alle Papiere, diese unglückliche Unternehmung betreffend, den Flammen geopfert hatten. Wie sollte sich der Graf nun reinigen von dem Verdachte? So wollte er denn in Berlin die Krönung des zum Kaiserthron gelangten Großfürsten Nicolaus, die auch in Warschau vollzogen werden sollte, erwarten und dort seine Rechtfertigung dem Monarchen vorlegen.

Der Gouverneur, der die Angelegenheit gleich abgemacht wissen wollte, befahl dem Grafen sogleich zu erscheinen; dieser aber war schon fort, ohne das eigentliche Ziel seiner Reise genannt zu haben. In Folge dieser Flucht, wie man es nannte, wurden die Güter des Grafen eingezogen, die Anverwandte und Freunde desselben genau beobachtet und Befehle an alle Grenzobrigkeiten und Postämter erlassen, über jede Correspondenz mit dem Verdächtigen zu berichten. Schon hatte dieser seine Equipagen, seine Kostbarkeiten, alles von Werth, zu Gelde gemacht, und erwartete täglich Baarsendungen von seinen Gütern, als ihm eines Abends beim Nachhausegehen ein Zettel zugesteckt ward, mit der dringenden Bitte, ohne Aufschub den Inhalt zu lesen.

Auf der Flur begegnete ihm Gottlieb, der so eben mit seinem Lämpchen sein Schlafkämmerlein im Hinterhause aufsuchen wollte. Komm schnell und leuchte mir, rief der Graf ihm zu, und entfaltete mit zitternder Hand den Brief.

Heiliger Gott, ich bin verloren! — mit den Worten stürzte er in die Arme des treuen Gottlieb, der schnell ihm das Blatt entwand und folgendes las:

„Unglücklicher Graf, fliehen Sie augenblicklich! So eben sind Verhaftsbefehle gegen Sie, von Polen aus, erwirkt und nur den eifrigsten Verwendungen der Freundschaft gelang es, Ihre Arretirung noch 2 Stunden zu verschieben.“

Hatte der erste Augenblick auch den Grafen überrascht und seinen Muth gelähmt, so kehrte doch bald seine Geistesgegenwart zurück und schnell traf er die nöthigen Vorkehrungen zur schleunigsten Flucht.

Hier aber zeigte es sich im hellesten Lichte, daß die Noth oft auch in den einfachsten Naturen Gedanken und Einfälle weckt, die man ihnen nie zutraute. Gottlieb dachte an alles, er bestellte Wagen und Pferde, packte den Rest der Kostbarkeiten, trieb den Grafen an zu einer Verkleidung, die nur zu nothwendig war und rieth ihm endlich, ein Pferd, welches im Hofe seiner schon wartete, zu besteigen und den Weg nach Hamburg als

einfacher Bürger, wozu er ihm seine Kleider gab, einzuschlagen, während er, im Anzuge des Grafen, zu Wagen den entgegengesetzten Weg nehmen wollte. Dazu konnte sich der Graf nun durchaus nicht entschließen; nein guter Gottlieb, rief er aus, ihn in seine Arme ziehend, du sollst nicht meinetwegen auch unglücklich werden. Unglücklich? erwiederte lachend Gottlieb, wenn sie erst sehen, daß sie einen armen Handwerksburschen statt des Grafen Storochin erwischt haben, denke ich, werden sie mich schon wieder ziehen lassen und mir's auf's Wort glauben, daß ich keine Verschwörung in Polen angezettelt habe.

Nach langem Weigern nahm endlich der Graf das edelmüthige Erbieten Gottliebs an und schon wollte er einer frohen Hoffnung Raum geben, als er plötzlich die Arme kraftlos sinken ließ und verzweiflungsvoll in die Worte ausbrach: Ach es ist alles vergebens, guter Gottlieb, England ist meine einzige Zuflucht und es mangelt mir gänzlich an Geld zu dieser Reise; kaum 30 Ducaten hält meine Börse, wie sollte ich damit reichen?

Und wie viel brauchten Sie denn wohl, Herr Graf? rief Gottlieb und Freude verklärte sein freundliches Gesicht.

Zweihundert Ducaten mindestens, guter Junge, entgegnete der Graf, und dazu wirst du schwerlich Rath wissen.

Gottlieb aber war schon zur Thür hinaus und sprang nach wenigen Minuten athemlos wieder herein. Hier sind 320 Ducaten, Herr Graf, und nun machen Sie, daß Sie fort kommen; das Pferd unten wird ungeduldig und über eine Stunde haben wir nun schon gepackt.

Eine große Thräne füllte das schwermüthige Auge des Grafen, gerührt umfaßte er den treuen Gottlieb und, ohne eines Wortes mächtig zu sein, trennte er sich von dem braven Gesellen, der dann leise die Pforte im Hofe öffnete, noch einmal die Hand des Grafen an seine Lippen drückte und dann, in den reichen Polenrock gehüllt, den Wagen bestieg und mit verstellter Stimme: Fahr zu Kutscher! commandirte. Eben hatte er die Thore Berlins im Rücken; noch schlug das ferne Geräusch der Karossen an seine Ohren, da wurde der Schlag der Kutsche aufgerissen und — kaum erkannte man die blitzenden Orden auf seiner Brust, als der Wagen gewandt und er im schnellsten Trabe zur nahegelegenen Festung geführt wurde.

Mit dumpfem Gerassel klirrten die Zugbrücken hinter ihm nieder, die begleitenden Gensdarmen ritten zurück und Gottlieb ward in das Innere der Festung geführt. Wohl ward es ihm hier etwas seltsam zu Muthe, doch tröstete ihn der Gedanke, daß der Graf nun gerettet sei, da er doch vor Morgen gewiß nicht erkannt werde und dann der Flüchtling schon großen Vorsprung gewonnen habe.

Erst gegen Mittag traf der Courier, der den Verhaftsbefehl überbracht hatte und nun den Grafen nach Warschau führen sollte, mit einer starken Bedeckung ein. Als er in das Zimmer trat, stand Gottlieb am Fenster und drehte dem Officier, seine Verlegenheit zu verbergen, den Rücken zu.

Es thut meinem Herzen unendlich weh, Graf Storochin, begann dieser, mit schlecht verhehlter Rührung, daß gerade ich es sein muß, der Euch zum Gefängniß führt; doch Ihr selbst lehrtet mich ja, daß, wo die Pflicht gebietet, jede andere Stimme schweigen muß. Hier faßte Gottlieb sich ein Herz und, mit einem Gesichte, wie nur der ärmste Sünder es machen kann, sagte er, sich zu den Russen wendend: Verzeiht, Herr Officier, ich bin nicht der Graf. Dieser schien wie vom Donner gerührt bei'm Anblicke Gottliebs, dann, die Anrede nur halb verstehend, erkundigte er sich in gebrochenem Deutsch nach dem Zusammenhange der Sache und Gottlieb glaubte in seinem bärtigen Gesichte den Strahl der Freude aufblitzen zu sehen.

Der Officier hieß ihn einsteigen und so gings, statt nach Warschau, nach Berlin schleunigst zurück.

(Schluß folgt.)

Meine Empfindungen
auf dem Friedhof in Frankfurt;
Sonntag Abends den 24. Juni.

(Eingesandt)

Glauben Sie ja nicht, liebe Freundin! daß ich nur der Freude nachjage, und den Umgang mit der Jugend noch zu unterhalten suche, bloß um mich zu vergnügen, nein! ein tieferes Gefühl liegt hier zum Grunde: ich schließe deswegen der Jugend mich an, weil durch die Erwachsenen mein Herz oft sehr tief verwundet worden, und ich gerne den Blick von diesen ablenke. Und da finde ich denn in dem freundlichen Wohlwollen der harmlosen noch unverdorbenen Jugend einen Reiz, der mich unwiderstehlich in ihre Nähe zieht, mich Antheil nehmen läßt an ihr in Freude und Schmerz. — Ja! auch im Schmerz; denn mit innigem Gefühl umfaßt noch mein Gemüth — obschon ich dem Greisenalter mich nahe — was in der Jugendwelt sich vor mir entfaltet; und stimme ich gerne noch in ihren Frohsinn mit ein, so nehme ich gerne auch Antheil an dem, was die jungen Herzen zur Wehmuth und Trauer bewegt.

Sie haben, liebe Freundin! von mir so manche Mittheilung fröhlichen und scherzhaften Inhalts erhalten, und liebreich aufgenommen. Sie werden, ich bin es überzeugt, auch diese von einer ernsteren Stimmung zeugende gütig aufnehmen.

Letzten Sonntag Abend, als ich spazieren gehen wollte, und meinen Weg über die Zeil nahm, stand die ganze breite Straße voll Menschen. Ich vernahm, man erwarte einen Leichenzug. Bald kam der Zug. Eine

Reihe junger Mädchen trug Vasen mit Blumen; nach ihnen folgte der Sarg, von jungen Leuten getragen. Jetzt kam der Geistliche, und nach ihm noch eine Reihe Jünglinge in Trauerkleidern. Sie schienen alle von gleichem Alter zu sein, wie auch die Mädchen. Ich erfuhr nun, der Verstorbene sei der Sohn eines sehr braven Mannes; er war die Freude seiner Eltern, und verhieß ihnen die schönsten Hoffnungen. Stütze und Trost in ihrem Alter konnten sie mit Zuversicht von ihm erwarten, denn er war wohlgesinnt, fleißig, religiös und sittlich; er war ein Muster für Viele —: da raubte ihn plötzlich der Tod. Dieß geschah gerade um die Zeit, als er confirmirt werden sollte. Er wußte, wie nahe der Confirmationstag anberaumt war; seinen Tod ahnend und besorgend, daß er den feierlichen Tag nicht erleben würde, wünschte er die Weihe der Aufnahme in die Gemeinde noch vor seinem Abscheiden aus diesem Leben zu erhalten. Gern erfüllte der Geistliche, bei dem er vorbereitet worden war, seinen Wunsch. Bei völlig klarem Bewußtsein erfüllte die heilige Handlung noch mit himmlischer Freudigkeit die Seele des Kranken, und mit den frommen Gedanken eines ganz Gott geweihten Herzens entschlief er am andern Morgen, um in jener Welt zum bessern Leben wieder zu erwachen. Den folgenden Tag wurden die übrigen Kinder confirmirt, die ihn dann alle zu Grabe begleiteten als er beerdigt wurde.

Als der Zug vorüberging, schloß ich mich an. Auf dem Friedhof angekommen, reichte mir ein Mann aus dem Trauergefolge, mit gefälliger Zuvorkommenheit, den Text der Gesänge, und so konnte ich in den Gesang der lieben Jugend mit einstimmen. Ich war tief bewegt, um so mehr da unter den Grabeshügeln des Friedhofs die irdischen Hüllen so Mancher ruhen, die mir im Leben werth waren, und ich jetzt fast einsam stehe.

Wie schön und zweckmäßig der würdige Geistliche diese Veranlassung benutzte, um heilbringend auf die jungen Herzen zu wirken, wage ich nicht zu beschreiben; jedes Wort, anders gegeben als er es selbst ausdrückte, würde der Vortrefflichkeit seiner Rede nur Abtrag thun. Alle waren tief ergriffen. Es war von der unzählbaren Menge Menschen, die sich von dem Sterbhaus an bis zu dem Friedhof auf den Straßen gesammelt hatten, der größte Theil mit auf den Friedhof gezogen; dem ohngeachtet herrschte bei dem Gesang und während der Rede des Geistlichen eine tiefe Stille. Nur ist zu beklagen, daß, nachdem der Geistliche seine Rede beendigt, und dann ein Mitschüler des Verstorbenen noch einige herzliche gefühlvolle Worte sprach, dessen noch jugendliche schwächere Stimme nicht bis zu dem äußersten Umkreis der versammelten Menge durchdringen konnte, die zum Theil, in der Meinung es wäre Alles beendigt, sich zum Fortgehen anschickte, wodurch dann einiges Geräusch entstand; so daß die Ergießungen des bewegten frommen jugendlichen Herzens nur in der Nähe vernommen werden konnten.

In feierlicher Stille begann der Rückzug. Der Abend war schön. Obgleich den Tag über der Himmel umwölkt war, so warfen jetzt freundliche Sonnenblicke heitere Strahlen über die friedliche Ruhestätte und die ganze Umgegend. Ich machte noch einen einsamen Spaziergang. Ich fühlte das Bedürfniß über diesen Vorgang meine Empfindungen auszusprechen; an wen hätte ich mich besser wenden können als an Sie, meine liebe theilnehmende Freundin? Und hiemit genüge ich denn auch Ihrer Aufforderung: diesen kleinen Aufsatz in ein hiesiges Blatt einrücken zu lassen. Möge Ihr frommer Wunsch: „daß durch solchen hie und da noch ein guter Eindruck erweckt werden möge“ in Erfüllung gehen.

G. W.

Charade.

Die ersten Zwei.

Sie schlafen tief und fest im weißen Bette,
Doch nimmer wird der Glanz der Glieder warm;
Sie wohnen an der freudenleeren Stätte,
Doch sind sie frei von allem Weh und Harm;
Sie hält umspannt die niegesprengte Kette,
Doch frei von allen Banden ward ihr Arm.
Nicht frage sie: wer seid ihr? nimmer trennen
Die stummen Lippen sie, sich dir zu nennen.

Das Dritte.

Ein Riese, dessen Stirn den Himmel spaltet;
Ein winz'ger Zwerg, dem Blick fast unsichtbar;
Des Feuers Keim sein harter Schooß entfaltet;
Doch springt aus ihm manch Kindlein kalt und klar;
Verächtlich, überall, gemein gestaltet;
Das Köstlichste, was die Natur gebar;
So findest du's im Kern der Erdengrüfte,
Doch saust es auch durch die erschrocknen Lüfte.

Das Ganze

Ist eine Tafel, die mit ehrnem Hammer
Die Wahrheit oft beschrieb, oft Schmeichlerhand,
Ein Blatt ist's, das der Liebe starke Klammer
In einem großen Stammbuch ausgespannt;
Ist eine Thür zu einer stillen Kammer,
Wo schon manch wundes Herz Genesung fand;
Sie mag mit Bergeslast den Frevler drücken,
Dem Frommen wird sie nur die Wohnung schmücken.

Correspondenz-Nachrichten.

Weinheim an der Bergstraße, den 17. Juni 1827.

Auf einer Reise in die Rheingegenden führte mich mein Weg auch hierher, und eine erst im vorigen Jahre in der Nähe der hiesigen Stadt entdeckte Stahlquelle, wovon man in der ganzen Gegend mit sehr viel Interesse spricht, welche aber auch wirklich alle Beachtung verdient, veranlaßt mich, Ihnen ein Bruchstück aus meiner Reise für Ihr Blatt zu senden.

Die Naturschönheiten der Bergstraße sind bekannt; Baden hat überhaupt der schönen und fruchtbaren Gegenden sehr viele, aber ohne Scheu darf sich die hiesige in jeder Beziehung mit den übrigen, ja mit der schönsten und gepriesensten in Deutschland messen. — Der Weg von Heidelberg hierher und von hier bis unterhalb Zwingenberg ist äußerst reizend; das durch gar viele kleinere und größere Einschnitte in mannigfaltig-wechselnde, aber stets schön geformte Kuppen und Vorsprünge auslaufende Gebirge des Odenwaldes begleitet zur Rechten den Reisenden. Am Fuße desselben, theils an der Landstraße selbst, theils, wo diese sich mehr nach der Ebene hinbiegt, von ihr etwas entfernt, liegen mehrere Dörfer, worunter sich Schriesheim durch seine Größe, die schön gelegenen Ruinen der Strahlenburg, und die in seiner Nähe aufgefundenen römischen Bäder auszeichnen. Die Berge sind durchaus mit schönem Wald bekrönt und von unten mit Reben angepflanzt, welche sich hier und da bis an die herrliche Landstraße ziehen, deren schöner Schmuck, eine prachtvolle Nußbaumallee, der verflossene Winter zwar nicht zerstört, wohl aber auf einige Jahre hin sehr beschädigt hat. Links zieht sich die Ebene bis an den Rhein und über diesen hinweg bis an das Hardgebirge. Da die Landstraße gleichfalls in der Ebene fortläuft, und diese mit einer zahllosen Menge der manichfaltigsten Fruchtbäume bepflanzt ist, so zeigen sich nur hier und da die Thürme oder besonders hohe Gebäude der vielen in der Ebene liegenden Städtchen, Dörfer und Höfe; besonders schön treten an manchen Stellen die alte, merkwürdige Kirche von Ladenburg und die Kuppel der Jesuitenkirche zu Mannheim in das Sehefeld.

Dieß fortwährende Verschwinden und Wiedererscheinen der Gegenstände reizt das Verlangen immer lebhafter, von irgend einem höhern Standpuncte aus die ganze Landschaft übersehen zu können, und dieser Wunsch erfüllt sich in Weinheim gleichsam von selbst. Etwa 10 Minuten vor der Stadt erhebt sich die Straße allmählig und so sanft bergan, daß man mit nicht schwer bepacktem Wagen ohne besondere Anstrengung der Pferde wohl in Trapp herauffahren könnte. Jeder Schritt erweitert die Aussicht nach Norden, Westen und Süden: und auf der sehr mäßigen Höhe angelangt, entfaltet sich dem entzückten Wanderer ein Bild, das, von der Abendsonne eines schönen Tages beleuchtet, von wenigen übertroffen werden möchte. Rechts oder östlich die nun ganz nahegerückten schönen Berge mit ihren Rebpflanzungen und Kastanienwäldern; auf dem kegelförmigen Vorsprunge des einen, eine zwar nicht große, aber höchst malerisch liegende Burgruine, die mit ihrem Thurm, ihren Zinnen und Mauern gar keck und schön in den blauen Aether hineinragt; weiterhin nach Nordost die Fortsetzung des Gebirgszugs von Heidelberg her, an dessen Fuße die Bergstraße hinzieht und sich Dorf an Dorf und Städtchen an Städtchen reihen, und welcher endlich durch die Ruinen der Starkenburg bei Heppenheim, der Auerburg in Auerbach und den alle weit überragenden, schön geformten Melibocus mit seinem weißen Thurme begrenzt ist. An die letztgenannten Punkte lehnt sich in dem Bilde in merklich weiterer Entfernung das Taunusgebirge an, auf dem man die Höhen des Feldberges und Altkönigs wohl unterscheiden kann. Sehr gut bemerkt man bei heiterer Luft die Hochheimer Kapelle, das schön gelegene herzoglich nassauische Lustschloß, die Platte, und den Eingang in das Rheingau. Sanft legen sich dem Auge die Hügel bei Schierstein und Oppenheim, dessen Burgruinen — die Landskrone — über den Wald heruntersehen, vor die darüber hervorragenden Massen des Rheingaues und Hundsrückens, ziehen in sanfter Ansteigung jenseits des Rheins herauf, am Fuße des mächtigen, kolossalen Donnerberges vorüber, ja dessen Fuß eigentlich selbst bildend, und nun immer höher werdend unter dem Namen des Hardgebirges hinauf bis in die Gegend von Landau, wo sie mit den Vogesen zusammenhängen.

(Schluß folgt.)

Mancherlei.

Das Mitternachtblatt Nr. 104, ante-datirt Braunschweig 29. Juni, und am 28. Juni zu Frankfurt ausgegeben, enthält unter der Rubrik: „Kriegszeitung“ einen kurzen Bericht von dem „Triumph der periodischen Presse in Frankreich“ (der Zurücknahme des famosen Preßpolizeiprojects). Es wird dabei bemerkt: „Der Umstand, daß die periodische Presse den Sieg entschieden hat, gibt der Besorgniß Raum, daß die Folgen des Sieges gleichfalls nur periodisch sein werden. Die Freiheit ist bei den Franzosen seit beinahe 40 Jahren immer nur periodisch gewesen, und die Preßfreiheit wird davon wohl keine Ausnahme machen.“

So gegründet diese Besorgniß sich ausgewiesen (die Censurordonnanz kam auch am 28. Juni hier an!), eben so ungründlich ist die in Nr. 105 des Mitternachtblatts enthaltene Recension von Rückerts Uebertragung der Makamen des Hariri. Dem vortrefflichen Werk hat bei Müllner geschadet, daß Cotta es verlegte.

H. L. Brönner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Freunde des Schönen und Nützlichen.

Nro. 129. Samstag, 30. Juni 1827.

Bruder Gottlieb der Nürnberger.

(Schluß)

Der Graf kam am Morgen des zweiten Tages wohlbehalten in Hamburg an, schiffte sich nach England ein und entrann so glücklich seinen Verfolgern.

Es war an einem schönen Herbsttage des Jahrs 1826, als Gottlieb mit einbrechender Abenddämmerung von fern die Thürme der Stadt Wittenberg erblickte. Die Füße versagten ihm fast den Dienst, 7 Meilen hatte er schon zurückgelegt und doch trieb ihn sein gequältes Herz unaufhaltsam vorwärts, es galt ja sein Lebensglück; sein Lenchen war in Gefahr und hatte ihn beschworen sie zu retten, denn schon in wenigen Tagen sollte sie dem verhaßten Mehlwurm angetraut werden.

Die Thürme der alten Stadt glänzten in der Abendsonne und freundlich leuchtete dem betrübten Gottlieb der hohe Giebel der Hauptkirche entgegen. Wie oft hatte er nicht emporgeblickt zum alten, ehrwürdigen Gebäude, dem gegenüber Meister Martins Haus gar stattlich sich erhob.

Nur eine halbe Stunde noch hatte der Ermüdete zu wandern und doch fühlte er, daß die Kraft ihn verlasse. Erschöpft setzte er sich auf einen Stein am Wege nieder und versank in trostloses Sinnen. Siehe, da rollte ein glänzender Landauer die Heerstraße daher, der Kutscher strotzte von Gold und vier Mohrenköpfe braus'ten im kurzen Gallop heran. — Aber Gottlieb! trügen deine Augen dich nicht? oder ist das des Grafen Storochin Liverey? nein, wahrhaftig, sie ist's — und wer schaut denn da so aufmerksam aus dem zurückgeschlagenen Wagen zu dir her? Ja, ja, er ist's, dein edler Graf!

Bald saß der müde Handwerksgeselle beim reichen Grafen im Wagen und keiner von beiden bemerkte die gaffenden Gesichter der Vorübergehenden, als sie nun Wittenberg erreicht hatten, und einer dem andern zurief: Seht nur das seltsame Paar!

Erst als sie oben, im schönsten Zimmer des Gasthauses, beisammen saßen, als Gottlieb hörte, daß der Graf nun wieder eingesetzt sei in alle seine Ehren, Aemter und Güter, da kam auch das Fragen an den Herrn Grafen, der bis dahin genug zu thun hatte, dem stürmischen Gottlieb zu antworten, der über die neue Erscheinung sein Unglück gänzlich vergessen hatte.

Nun, nun, wir wollen sehen, sagte beruhigend der Graf, als Gottlieb sein gepreßtes Herz erleichtert hatte durch die Mittheilung seiner unglücklichen Lage: wer weiß, es ist noch wohl zu helfen und wenn's mit Geld abgethan werden kann, so weißt du ja, daß ich dein Schuldner noch bin; auch kommt es mir auf ein tausend Thälerchen nicht an, wenn das meinen guten Gottlieb wieder froh machen kann.

Inzwischen saß Lenchen im dunkeln Kämmerlein und heiße Thränen entquollen ihren Augen. Auf Morgen war die Hochzeit mit Nachbar Mehlwurm angesetzt. Alles was kindliche Bitten vermögen über das Herz eines Vaters, hatte sie angewandt, um ihn zur Aenderung seines harten Ausspruchs zu bewegen; glaubte sie dann auch wirklich ihn erweicht zu haben, so stand er plötzlich auf, drückte mit Ungestüm ihre Hand und sagte mit gepreßter Stimme: weiß Gott Lenchen, ich kann dir nicht helfen!

Was aber mehr noch, als die verhaßte Heirath selbst, die Unglückliche niederbeugte, war die traurige Ueberzeugung, die sich ihr seit gestern aufgedrängt hatte, daß Gottlieb, er, den sie mit all der Glut ihres reinen Herzens umfaßte, an dem sie hing mit innigem, treuem Gemüthe, daß auch er treulos geworden war. O! hätte sie doch sagen können, es sei eine Lüge, eine giftige,

hämische Lüge, vom abscheulichen Mehlwurm erdacht, aber hatte denn nicht gestern der Bruder Perleberger, der vor zwei Jahren beim Vater arbeitete und jetzt geradewegs von Berlin kam, hatte der nicht unaufgefordert erzählt, wie Gottlieb vor 14 Tagen die reiche Wittib des Meister Krüger als sein Eheweib heimgeführt habe? O der Schändliche! Noch vor 8 Tagen hatte sie ihm geschrieben, ihm ihre trostlose Lage geschildert, ihm die heiligsten Versicherungen ewiger Liebe und Treue erneuert und ihn beschworen, sie zu retten vom nahen Verderben; — und er — er lachte vielleicht in den Armen seiner schönen Frau des Gänschens in Wittenberg, das nach ihm schmachte und vergehe in Liebesgram! Der Gedanke erfaßte zu mächtig das schwache Mädchen, sie flehte Gott an, um den einzigen Rettungsengel aus dieser Nacht, um einen baldigen süßen Tod. Bilder der schrecklichen Tage ihrer Zukunft wechselten mit denen des Glückes des treulosen Gottlieb. — Nein, ich will nicht länger leben, rief sie bewegt und stürzte zur Thür. Tief in die kalten Wellen will ich mich stürzen, da wird nicht mehr klopfen das arme treue Herz. O Herr! erleuchte mich, schluchzte sie und warf sich nieder im Gebet vor Gott — und siehe: ein Strahl des aufgehenden Mondes fiel verklärend auf das Bildniß ihrer geschiedenen Mutter. Ernst, doch mild, blickten die theuern Züge herab auf das unglückliche Kind und himmlische Ruhe kehrte zurück in das Gemüth der Verzweifelnden. Schnell trocknete sie die Thränen und eilte, zu allem gefaßt, hinauf zum Vater. Auf dem Vorplatze stand ein Fremder und fragte nach Meister Martin Bertram, den er in wichtigen Angelegenheiten zu sprechen habe.

Freundlich ihn willkommen heißend führte sie ihn die dunkle Treppe hinauf, aber hilf Himmel! wie erschrack sie, als ihr beim Eintreten in die erleuchtete Stube die Orden des hohen Herrn entgegen schimmerten.

Ihr heißt wohl Lenchen? fragte dieser, ihr freundlich die rothgeweinten Wangen streichelnd, dann, sich zu Meister Martin wendend, hub er folgendermaaßen an:

Verzeiht, ehrsamer Meister und Freund, daß ein Mann, dem Ihr und Eure Verhältnisse schon sattsam bekannt sind und der es mit Euch und mit Eurer schönen Tochter Helena so recht von Herzen gut meint, wenn dieser Euch, ohne sein Recht zu dieser Frage zu behaupten, nun fragt: warum wollt Ihr Eure einzige Tochter morgen einem Manne verheirathen, den sie nicht mag und der sie nimmer glücklich machen kann? Gestrenger Herr, oder wie ich Euch sonst nennen muß, polterte hier der alte Meister heraus, ich meine halt immer, der Vater ist Herr im Hause und — Erzürnt Euch nicht Meister Martin, unterbrach begütigend der Fremde die stürmische Anrede des Meisters: es ist hier nicht davon die Rede, ob ich ein Recht dazu habe so mit Euch zu sprechen — doch wie nennt sich denn Euer künftiger Schwiegersohn? Mehlwurm, erwiederte mürrisch der Alte und schaute zur Thür, die sich eben öffnete und durch welche der eben Erwähnte herein trat, mit widriger Demuth die Hand der Verlobten an seine dürren aschfarbenen Lippen drückend. Aber welche Scene sollte nun folgen! — Der Fremde betrachtete mit durchdringendem Blick den Eintretenden, dann rief er mit furchtbarer Stimme, dem Elenden einen Schritt näher tretend, wie nanntet Ihr diesen Menschen? — Elias Bernhard Mehlwurm erwiederte hönisch lächelnd Meister Martin und winkte dem Genannten gar trotzig zu. Der aber fiel mit dem Ausrufe: „Barmherzigkeit, Herr Graf" winselnd nieder zu den Füßen des Fremden. Ins Zuchthaus mit dem Scheusal! donnerte der Graf und faßte mit kräftigem Arm den bleichen Sünder. Nicht Mehlwurm heißt der Bösewicht, sondern Bernhard Wurm, er war mein Kammerdiener, verführte die einzige Tochter meines braven Wirths in Verona, erschlug meuchlings den Vater, der ihn zur Rechenschaft ziehen wollte und entfloh dann, nachdem er mir eine Cassette mit 8,000 Ducaten entwendet hatte.

Ist das wahr, Bösewicht? schrie hier erboßt Meister Martin und drohete ihn zu erwürgen mit seiner kräftigen Faust.

Barmherzigkeit, Herr Graf! jammerte der zerknirschte Sünder! — der bald darauf von Wache umringt seinem verdienten Schicksale entgegen ging.

O Herr! schont seiner, bat Lenchen, als er abgeführt war und faßte bittend die Hand des Grafen.

Du Lenchen? sagte gerührt der Graf: doch ja, so mußtest du denken um deines Gottliebs würdiges Weib zu werden. Bei dem Namen füllte eine große Thräne ihr blaues Auge und schluchzend rief sie aus: Gottlieb! daß es wahr wäre, daß er Recht hätte dieser edle Mann! Lenchen, Lenchen! ertönte da eine Stimme, kannst du mich verläugnen? liebst du mich denn nicht mehr? und weinend umschlang Gottlieb das bestürzte Mädchen. Zweifelnd schaute sie ihm ins treue Auge, dann, der innern Stimme folgend, stürzte sie an seine Brust und erst nach einer Pause fragte sie, wie erwachend aus einem Traume: aber deine Frau, die reiche Meisterswittib aus Berlin? — Das Mährchen war vom Nachbar Mehlwurm, rief freudig Meister Martin und umarmte mit Rührung das glückliche Paar.

Verunglückte Uebersetzung.

Das **Morgenblatt** vom 22. Juni enthält eine französische Uebersetzung von Schillers schönem Gedicht: „Die Theilung der Erde." Die Redaction des genannten Blattes muß wohl annehmen, daß ihre Leser weder deutsch noch französisch verstehen, denn sie hat, ohne ein Wort zuzufügen, abdrucken lassen 1) Schillers Original; 2) die Uebersetzung von einem Paul Duport; und 3) folgende Note des Einsenders: „Der Verfasser dieser so gelungenen Uebersetzung, der in Paris lebt, ist ein begeisterter Bewunderer Schillers, und hat dem Einsender

eine beinahe fertige Uebertragung von den beiden Piccolominis und von Wallensteins Tode in dem gewohnten tragischen Versmaaße der Franzosen gezeigt; die Stellen, die er ihm daraus mittheilte, lassen auf die Vorzüglichkeit des Ganzen schließen. Leider bleibt dieser Versuch im Pulte des Verfassers, und er gedenkt ihn nicht öffentlich bekannt zu machen."

Wer sollte nach diesem Lob und Bedauern nicht glauben, daß es wirklich dem Hrn. Duport gelungen, Schillers Gedicht meisterhaft zu übersetzen? Es findet sich aber, wenn man die Leistung näher besieht, daß die so gelungene Uebersetzung ein erbärmliches Machwerk ist. Da es uns anziehend vorkommt, Schritt vor Schritt zu beleuchten, wie der Franzose unsern Schiller untreu und unpoetisch übersetzt hat, so lassen wir, zum Nutzen und Frommen unserer Leser, die gewohnt sind, Lob und Tadel nicht auf's Wort hinzunehmen, Original, Uebersetzung und Commentar hierunten folgen.

Die Theilung der Erde.

Von Schiller.

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschen zu. Nehmt! Sie soll euer sein.
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen;
Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten;
Es regte sich geschäftig jung und alt,
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen,
Und sprach, der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'.
Ach, da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn!

Weh mir! So soll denn ich allein von Allen
Vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun! spricht Zeus; die Welt ist weggegeben,
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein.

Le partage de la terre.

Traduction de Schiller.

Prenez pour vous le monde, hommes, mes tributaires,
De son trône élevé cria le roi du ciel;
Venez en partager, comme un peuple de frères,
L'héritage éternel.

Il dit; jeunes et vieux, pleins d'une ardeur avare,
Disputent de vitesse à saisir ses bienfaits.
Des champs, de leurs moissons le laboureur s'empare,
Le chasseur, des forêts.

Les greniers du marchand se remplissent; le prêtre
Réclame le nectar d'un vin quotidien;
Le roi munit sa ville, et dit: je suis seul maître:
Les impôts sont mon bien.

Plus tard, et quand déjà s'était fait le partage,
Le poëte de loin arrive avec lenteur;
Helas! rien ne restait dans ce riche héritage,
Tout a son possesseur.

Grand dieu! c'est donc moi seul que ta loi déshérite,
Moi, qui de tous tes fils dûs être le plus cher,
Qui fus le plus fidèle! il dit, se précipite
Aux pieds de Jupiter.

Si tu portais ailleurs ta course vagabonde,
D'où vient, lui dit le Dieu, que tu te plains de moi?
En quels lieux étais-tu, quand on prenait le monde?
J'étais auprès de toi.

Ma paupière vers toi s'élevait suspendue;
Mon oreille écoutait les célestes concerts;
Pardonne à mon esprit, qui, ravi de ta vue,
Oublia l'univers.

Que faire! dit le Dieu; tu ne peux plus poursuivre
Les trésors dont chacun déjà s'est emparé;
Avec moi dans le ciel te plaira-t-il de vivre?
Viens, je te l'ouvrirai.

Ueberschrift. Schon hier verräth sich Sprachunkenntniß: Traduction de Schiller heißt: eine von Schiller selbst gemachte Uebersetzung, nicht Uebersetzung eines Schillerschen Gedichts.

1ste Strophe. Prenez pour vous unpoetisch; die tributaires sind nicht im Deutschen; le roi du ciel ist weit unbestimmter als Zeus; und ein schreiender Himmelskönig unausstehlich; erst in der 5ten Strophe erfährt man, daß von Jupiter die Rede ist. Das Lehn ist weggefallen, so wie die Bedingungsform bei der Schenkung.

2te Strophe. Ardeur avare ist nicht im Deutschen; dagegen fehlt: „was Hände hat;" das Sinnvolle: sich einzurichten, ist verschwunden; wo bei Schiller der Junker birscht, läßt Duport den Jäger sich der Wälder bemächtigen.

3te Strophe. Der Firnewein wird ganz prosaisch zum täglichen Wein, wie man sagt: gib uns unser tägliches Brod. Die Verpfuschung wird um nichts gebessert durch die Erhebung des Weins zum Nectar. Schiller läßt den König Brücken und Straßen sperren und den Zehnten ansprechen; Duport's König befestigt seine Stadt, erklärt sich absolut und macht gleich sein Budget.

4te Strophe. Ganz spät: plus tard! Wie ganz undichterisch dies: etwas später! und wie holperig der ganze Vers. Bei Schiller kommt der Poet nicht langsam. Die reiche Erbschaft mußte der Franzose zusetzen, um seinen Reim zu bekommen, aber unfranzösisch bleibt dabei, rien ne restoit dans (statt de) ce riche héritage.

5te Strophe. Der Poet wirft dem Gott vor: ihn allein enterbe sein Gesetz. Schiller läßt ihn nur Beschwerde führen, daß er vergessen worden. Wer fühlt nicht den Unterschied? Bei Schiller nennt sich der Poet, selbstbewußt aber bescheiden, des Gottes getreusten Sohn. Duport läßt ihn unbescheiden noch vorausschicken, er müsse dem Gott lieber sein, als alle seine andern Kinder. Der ganze Vers:

So ließ er laut der Klage Ruf erschallen

ist zusammengeschrumpft in: il dit.

6te Strophe. Das „Land der Träume" geht verloren; der Poet wird zum Landstreicher. Der Ausdruck: wie kommt es, daß du über mich klagst? gehört der Prosa an. Der Hauptbegriff Theilung fällt weg, wenn man setzt: quand on prénait le monde. Daß im letzten Vers der Strophe der Poet das Wort nimmt, muß man rathen.

7te Strophe. Eine paupière, die sich suspendue erhebt, ist kein Auge, das an fremdem Angesicht hängt; die himmlischen Concerte sind ächt französisch! Das: Pardonne à mon esprit zeigt, daß der eben so kecke und ungeschickte Uebersetzer sein Original nicht einmal verstanden hat. Wäre ihm nur die Stelle im Faust beigefallen:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!

Der Franzose denkt sich bei mon esprit etwas ganz anderes als das geistige Wesen, das bei Schiller, vom Lichte des Gottes berauscht, das Irdische verlor; so kommt es denn auch, daß er seinen esprit, ganz abweichend von Schiller und gradezu widersinnig, im Anblick des Gottes verzückt (und doch kam er aus weiter Ferne!) die ganze Welt vergessen läßt.

8te Strophe. Tu ne peux plus poursuivre les trésors ist unfranzösisch, unpoetisch und obendrein untreu, da bei Schiller von Schätzen, denen nachzustreben sei, gar nichts vorkommt; die einfach-schöne Aufzählung:

——————— Die Welt ist weggegeben
Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein

mit all' ihrem Reichthum an Nebenbedeutungen ist in der Uebersetzung weggelassen; dagegen wird das herzliche: „Willst du in meinem Himmel mit mir leben" verdorben in das höfische: „Ist es dir gefällig mit mir im Himmel zu wohnen" und statt daß bei Schiller der Himmel dem Dichter, so oft er kommen will (so oft ihn seine Phantasie hebt und trägt!) offen stehen soll, läßt Duport seinen Jupiter Portiersdienste anbieten: Belieben Sie nur, sich zu mir zu bemühen, Herr Poet, ich werde mir eine Ehre daraus machen Ihnen das Thor zu öffnen!

Und eine solche Schülerarbeit wird im Morgenblatt — dem vielgelesenen, theuer bezahlten — als eine gelungene Uebersetzung angepriesen? Man sieht, das deutsche Lesepublikum läßt sich das Stärkste bieten. Es ist noch ein wahres Glück, daß Hr. Duport so grausam ist, seine Dollmetschung der Wallensteinischen Trilogie im Pulte behalten zu wollen. B.

Macht der Augen.

Herz! dir wird zu enge das Haus,
Möchtest fliegen zu den Augen hinaus;
Bleib', mein Mädel zürnte dir,
Wärest du nicht daheim bei mir.
Das ist ein Leben zum Vergehn,
Wenn sich zwei Aeuglein wiederseh'n,
Wiederfinden in dieser Welt.
Aug' ist alles, herrschet und zwingt;
Lehret die Zunge, daß sie singt;
Zeiget das rechte Wort dem Verstand;
Leitet und lenket zum Bilden die Hand
Aug' ist Pfad zu irdischem Glücke
Auge zum Himmel Leiter und Brücke;
Aug' ist alles in dieser Welt.

Auflösung der Charade in der gestrigen Iris:
Leichenstein.

H. L. Bronner'sche Buchdruckerei, großer Kornmarkt Lit. J. Nr. 148.

Date Due

